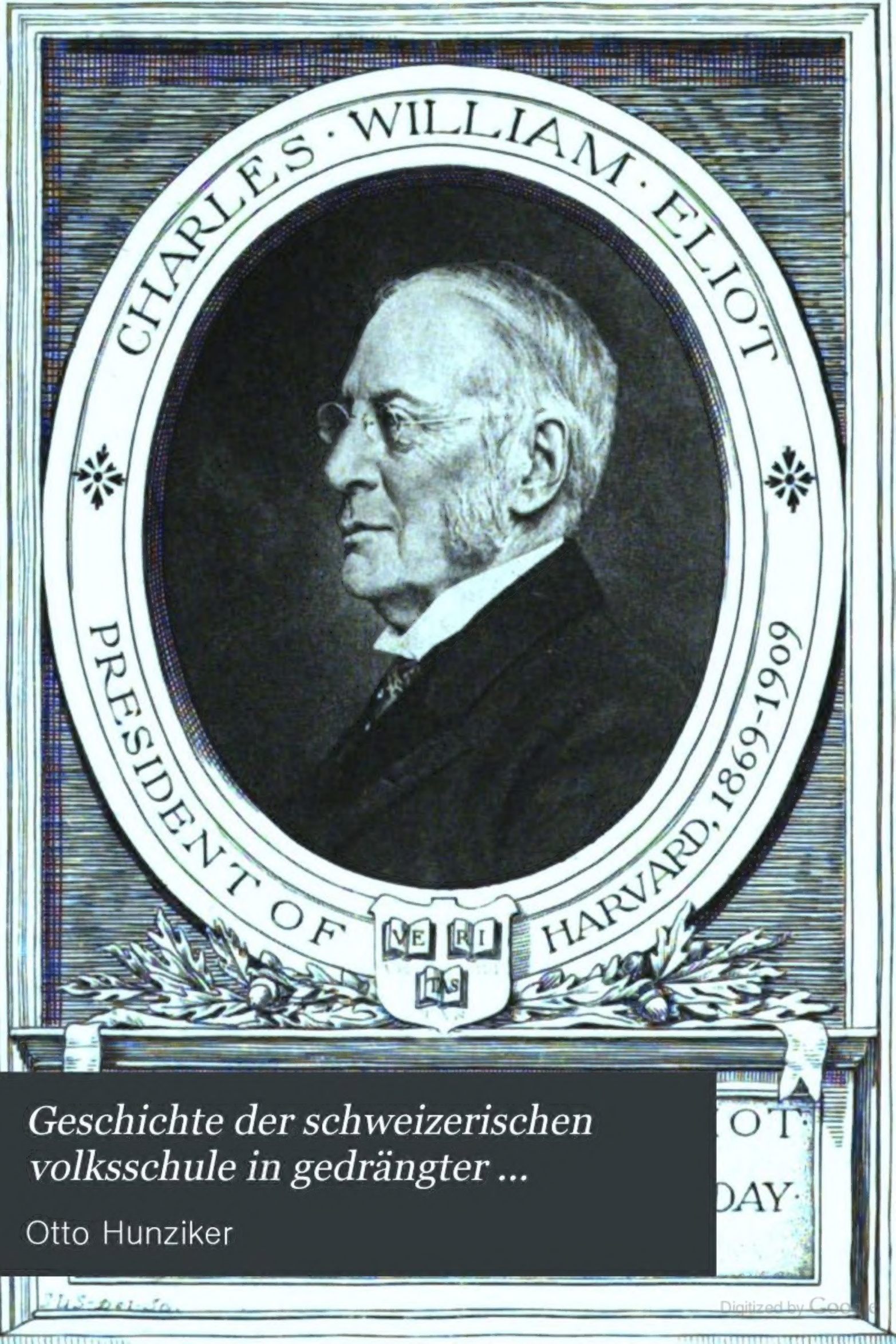


Geschichte der schweizerischen volksschule in gedrängter ...

Otto Hunziker

Digitized by Google

Educ 1107.20

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

Schweizerischen Volksschule

in gedrängter Darstellung

mit

Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner

und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen

bis zur Gegenwart.

Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter

herausgegeben

von

Dr. O. Hunziker,
Lehrer der Pädagogik am zürcherischen Seminar in Küßnach.

Erster Band.

THURGAU... CONV... CANTO...

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1881.

Digitized by Google

Educ 1107.20

Digitized by Google

A. Vorgeschichte.

Schulwesen des Mittelalters.

Im Jahre 476 brach der weströmische Kaiserthron zusammen, und damit hatte die schon längst nur mühsam behauptete Einheit der abendländischen Culturgebiete ihr Ende erreicht. An die Stelle des Römerreichs traten germanische Stammesherrschaften in den verschiedenen Provinzen. Im Norden unseres Vaterlandes behaupteten die Alamannen bleibenden Wohnsitz; im Westen die Burgunden; bald aber traten beide Stämme, sowie auch die ehemalige Provinz Rätien (Graubünden), unter die Oberhoheit der Franken, die vom untern Rhein aus ihre Macht über das fruchtbare Gallien und nach und nach über sämmtliche Gebiete des abendländischen Continents, die einst den Römern gehorcht, ja darüber hinaus bis in das mittlere Deutschland ausdehnten.

Mit der römischen Herrschaft verlor die Cultur, welche die Römer gebracht, ihre Lebenskraft; am meisten wirkte sie zunächst in Italien nach; unter der Herrschaft des großen Königs Theodorich des Ostgothen († 526) fanden hier noch Wissenschaft und Kunst vorübergehend ein Asyl; dann aber kamen über Italien neue Völkerstürme, welche die Ideale der alten Zeit völlig erbleichen machten; im 7. Jahrhundert finden wir im westgothischen Spanien, im 8. bei den Angelsachsen in Großbritannien die Rührigkeit am meisten ausgebildet, die Ueberreste des alten Wissens zu sammeln; erst mit Karl dem Großen tritt das fränkische Reich auch als Träger der Cultur in den Mittelpunkt der Entwicklung.

Bei diesem rauhen Uebergang der alten Zeit in eine neue Entwicklung war es das Christenthum und die Kirche, die von der alten Bildung retteten, was zu retten war. Ihre Autorität imponirte gleichermaßen den germanischen Eroberern wie den römischen Provinzialen und sie bildete

Digitized by Google

das Band, das diese verschiedenartigen Bestandtheile der nunmehrigen Bevölkerung allmälig einander näher brachte und ihre innerliche Verschmelzung einleitete. Ihr dankt auch, was an Cultur auf bessere Tage aufbewahrt blieb, das schützende Asyl in dieser Zeit der Völkerstürme.

Schon seit den letzten Jahrzehenden des 3. Jahrhunderts hatte sich im Morgenland aus der Weltflucht des Einsiedlerlebens das Mönchsthum herausgebildet und war bald ins Abendland herübergedrungen. Aber hier, in anderm Klima und unter andern Verhältnissen, blieb es nicht bei frommer Beschaulichkeit und weltverachtender Entsagung und Selbstpeinigung; Benedict von Nursia, der Zeitgenosse Theodorichs, gab dem Mönchswesen eine Organisation und Lebensregel, die es befähigte, activ in die Welt einzugreifen und eine wahrhaft sittlichende Macht zu werden; von dem Grundsatz ausgehend, daß Müßiggang der Seele schlimmster Feind sei, verordnete er für die Mönche, daß täglich 6—7 Stunden der Arbeit gewidmet sein sollen; täglich zwei Stunden im Sommer waren ausdrücklich dem Lesen bestimmt; an das Lesen schloß sich von selbst das Abschreiben der erhaltenen Handschriften. Der Unterricht war zunächst den für das Klosterleben geweihten Knaben bestimmt, den „pueri oblati“, die im 5.—7. Altersjahr aufgenommen wurden. Bald aber drängten sich, weil anderweitige Bildungsquellen fehlten, auch Solche herbei, die ohne Lebensbestimmung fürs Kloster doch eben höhere Bildung erstrebten; und der Zudrang ward in der Zeit der Blüthe des Benedictinerordens so groß, daß für diese Elemente eine besondere äußere Schule (schola exterior) von der eigentlichen Klosterschule (schola interior) ausgeschieden wurde. Die Zucht war sehr streng, auch die Geißel wurde gebraucht. Den Unterricht leitete ein gewöhnlicher Mönch oder ein scholasticus; in größern Klöstern waren gelehrte Mönche für die einzelnen Disciplinen als magistri angestellt; oft wurden solche magistri weither aus andern Klöstern berufen, oft auch Mönche in die Ferne gesandt, um die Einrichtungen einer hervorragenden Klosterschule zu studiren und nach ihrer Rückkehr nachzubilden. Wie die Männerklöster die Erziehung von Knaben, so leiteten Frauenklöster diejenige der Mädchen, bisweilen boten diese auch beiden Geschlechtern elementaren Unterricht. Was den Unterrichtsstoff der Klöster betrifft, so war das Lateinische nicht blos ausschließliche Unterrichts- sondern auch Conversationssprache; daran schloß sich das Lesen der Kirchenschriftsteller und Classiker; das Lesen der Dichter führte zum Versemachen; daneben beschäftigte man sich mit Arithmetik, Geometrie und Feldmeßkunst, Astronomie, Geographie, Geschichte, Naturkunde und Medicin. Da jedoch im früheren Mittelalter die Theologie das Centrum aller Wissenschaft war, so war auch die heilige Schrift das wichtigste Buch beim gesammten Unterricht; die Psalmen sollten in jeder

Digitized by Google

Woche durchgesungen werden. Allgemeinste und Hauptunterrichtsgegenstände waren demnach: Lateinischschreiben und -lesen, und Psalmensingen; als Kunstfertigkeit schloß sich namentlich die Einführung in die Initialenmalerei an[1].

Das Endziel des Ordens wie der Klostererziehung war natürlich religiös gefaßt; die sittlich-mönchische Gesinnung war der Mittelpunkt der Bestrebungen. Aber schön sagt der Geschichtschreiber: „Durch den Fleiß der Mönche, durch die Klosterbibliotheken, durch die wissenschaftlichen Beschäftigungen, durch die Errichtung von Klosterschulen u. s. w. wurde der Orden zu einem Institut, von dessen Aufbau der Stifter ursprünglich keine Ahnung gehabt hatte, zu einem der wichtigsten der culturhistorischen Factoren der Menschheit, — wurden die Benedictinerklöster zu Burgen gegen Gewaltthat und Frevel, zu Zufluchtsörtern für Wehrlose und Verfolgte, zu Stätten des Friedens und zu Musterschulen christlicher Frömmigkeit und Tugend, zu Missionshäusern und zu Missionsstationen bei Bekehrung der Völker, zu Freistätten der Wissenschaft, Archiven der Litteratur, Schulen der Jugend, Universitäten für die Gelehrten, Kanzleien der Könige, Priesterseminarien für die Kirche, Musteranstalten für Ackerbau und Gewerbe, Kunstschulen für Gesang und Musik, für Baukunst und bildende Künste".

Und wol that es gerade für unsere Lande noth, daß die Cultur in den Klöstern kraftvolle Vertretung und Schutz fand. Während die westliche Schweiz unter den Burgunden der Cultur eine verhältnißmäßig ruhige Stätte bot, war die nördliche Schweiz unter den Alamanneneinfällen schon in den letzten Zeiten des Römerreichs in tiefe Verwilderung gesunken; Wüste und Wald hatten sich wieder zu Seiten der alten Römerstraße, die von Vindonissa über Kloten (Claudia), Winterthur (Vitodurum) an den Bodensee nach Arbon (Arbo felix) führte, gelagert; Castelle und Städte waren zerfallen; und die Geschichten der angelsächsischen Missionäre Columban und Gallus zeigen uns, daß zu Anfang des 7. Jahrhunderts das Christenthum nur mühsam an vereinzelten Punkten (Arbon) sich vor der Ueberflutung des mit den Alamannen herübergekommenen germanischen Heidenthums (Bregenz, Tuggen) zu behaupten vermochte. In Rätien dagegen war unter Theodorichs Oberhoheit das Christenthum von der Römerzeit her im Besitz des Bischofssitzes von Chur geblieben.

Die bedeutendsten Klosterstiftungen und geistlichen Stifte, an die sich in der vorkarolingischen Zeit die Cultur für engere oder weitere Kreise

---

[1] Initialen sind die oft mit großer Kunst verzierten Anfangsbuchstaben der Bücher und ihrer einzelnen Capitel.

Digitized by Google

anſchloß, ſind im burgundiſchen Helvetien: St. Maurice im Wallis (478), Moutier-Granval (7. Jhd.), St. Urſanne (7. Jhd.), Romainmotier (c. 650); im alamanniſchen Helvetien: St. Gallen (7. oder 8. Jhd.), Reichenau (724), Beromünſter (720), Rheinau (778); in Rätien: Diſſentis (7. Jhd.), St. Luzi in Chur (7. Jhd.), Münſter (8. Jhd.); die Domſtifte Genf (4./5. Jhd.) Lauſanne (6. Jhd.), Conſtanz (um 600) und Chur (4/5. Jhd.).

Während die Klöſter des hl. Benedict in der Einſamkeit gegründet wurden und erſt nach und nach um dieſelben größere Niederlaſſungen ſich bildeten, ſtanden die Domſtifte mit ihren zahlreichen Weltgeiſtlichen in alten Centren des Verkehrs, und da war es nun für Ausbreitung der Bildung von Bedeutung, daß auch ſie zu Stätten der Verbreitung derſelben ſich umgeſtalteten. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts ſetzte Chrodegang von Metz für die Weltgeiſtlichkeit eine Regel (canon) gemeinſchaftlichen Lebens auf, die dem Mönchsthum nachgebildet war und eine thätige Wirkſamkeit ermöglichte; an ſolchen Dom- oder Chorherrnſtiften ward für die Bildung der Weltgeiſtlichkeit Sorge getragen; zugleich kamen ihre Schulen, wie die Kloſterſchulen, auch den bildungsluſtigen nichtgeiſtlichen Elementen zu gut; dieſe Stiftsſchulen waren von vornherein dazu angehalten, vermöge ihrer Lage mehr als die Kloſterſchulen die Bedürfniſſe des täglichen Lebens zu berückſichtigen. Neben dem religiöſen und theologiſchen Unterricht (sacra pagina), der auch hier das Centrum bildete, ward von weltlicher Wiſſenſchaft wenigſtens das trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik), in größern Schulen auch das quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Muſik), alſo ſämmtliche 7 freien Künſte geboten. In aller Weiſe begünſtigten die fränkiſchen Herrſcher dieſe Beſtrebungen, und unter Ludwig dem Frommen wurde ſogar 816 feſtgeſtellt, daß alle Domkirchen der karolingiſchen Monarchie mit Schulen verſehen ſein ſollten.

Indeſſen ſo ſegensreich in ihren Kreiſen Kloſter- und Domſchulen wirken mochten, ſo waren dieſe Kreiſe eben doch engbegrenzt. Die Wiſſenſchaft des Mittelalters verkehrte in der Weltſprache des Latein; Latein war darum auch der Angelpunkt der geiſtlichen Schulen, neben dem die Mutterſprache gänzlich zurücktrat; dadurch wurden aber dieſe Schulen ganz von ſelbſt für die Bildung des Volkes wirkungslos. Die Hülfsmittel, die beim Unterricht zur Verwendung kommen konnten, waren Mangels an Büchern ſehr beſchränkt; der Unterricht mußte ſich nothwendig für die meiſten auf bloßes Gedächtnißwerk reduciren; die Summe des Wiſſens war im Verhältniß zur römiſchen Kaiſerzeit um ein Weſentliches geringer geworden; die aus jener Zeit herübergekommenen Schriftſteller galten als unfehlbare Autorität; das religiöſe Element trat im Sinnen und Denken des Mittelalters ſo ſtark in den Vordergrund, daß die wiſſenſchaftlichen

Digitized by Google

Studien durchaus nur, so weit sie zur Vermehrung der religiösen Erkenntniß Dienste leisten konnten, als werthvoll anerkannt wurden; und endlich: der geistliche Stand war ausschließlich der Träger dieser Bildung, die nebenbei nur einem geringen Bruchtheil der Bevölkerung zukam und nur in dieser mit den kirchlichen Ideen durchwobenen Gestalt.

Wie wenig aber selbst von dem geistlichen Stand in dieser Zeit vor Karl dem Großen gefordert werden durfte, das zeigen die Beschlüsse einer Synode, die kurz vorher bestimmte: „Ein Pfarrer soll das apostolische Symbolum und das Vaterunser auswendig wissen und sich schriftlich rechtgläubige Erklärungen darüber verschaffen, um das Volk hienach unterrichten zu können, — oder wenigstens beides wissen und glauben. Er soll die gewöhnlichen Gebete und Gesänge gut verstehen, wo nicht, sie doch deutlich und auswendig hersagen können; wünschenswerth ist, daß er auch den Wortverstand derselben kennt. Er soll das athanasianische Symbolum[1] auswendig wissen und täglich singen. Er soll die Beschwörungs- und andre Formeln sowol im Singular als im Plural deutlich herzusagen und manche andre wenigstens gut zu lesen im Stande sein." Weitaus die Mehrzahl selbst der Großen und Vornehmen, sowie die gesammte übrige Bevölkerung wuchs ohne jeglichen Unterricht auf, abgesehen etwa von der Gedächtnißeinprägung lateinischer Gebetsformeln und kirchlicher Ceremonien.

Karl der Große war es, dem zuerst das Bedürfniß einer höhern und einer allgemeinen Bildung aufgieng. Seine Herrscherstellung war ihm nicht blos eine Sache äußerlicher Macht; er faßte sie auf als eine Verpflichtung zur Ausbreitung und Hebung christlicher Cultur; unermüdlich thätig für Befriedigung seines eigenen Wissenstriebes sorgte er vor allem für bessere Bildung der Geistlichkeit; sie war ihm der Hebel, um seine Völker zu höherer Cultur zu bringen. Und unter seinem mächtigen Einfluß trat die Kirche willig in diese Bahnen ein; die Beschlüsse der geistlichen Synoden beschäftigten sich eingehend und einsichtig mit der Hebung der Bildung; einzelne Männer, wie Erzbischof Theodulf v. Orleans (794—821), erstrebten und leisteten Treffliches. Bei Karl verschlangen sich aufs innigste die Sorge für religiöse und weltliche Cultur; auch die Kaisergewalt nahm er weniger im Sinn der römischen Imperatoren als in demjenigen der frommen Könige Israels, die ihre Herrscheraufgabe in religiösem Sinn erfaßt und persönlich mächtige Impulse nach dieser Richtung gegeben; im vertrauten Kreise seiner Gelehrten ließ er sich gern mit David und Salomo vergleichen. So haben auch diese von Karl ausgehenden Bestrebungen

---

[1] Das Glaubensbekenntniß, das die Lehre von der Dreieinigkeit nach Ueberwindung des Arianismus endgültig zum Ausdruck brachte.

Digitized by Google

wesentlich kirchliche Färbung; aber wie der Kaiser von seiner Geistlichkeit nicht blos verlangte, daß ihre Gesinnungen gut seien, sondern daß sie zugleich lerne sich gut und gebildet auszudrücken, so wirkte er auch aller Einseitigkeit frei für die Erhaltung und Sammlung der nationalen Sagen- und Sprachschätze und beschäftigte sich gern und anhaltend mit der Lectüre classischer Schriftsteller. Die besten Gelehrten des In- und Auslandes zog er an seinen Hof; seine Söhne und Töchter, wie er selbst, hörten ihren Vorträgen an der zu neuem Leben erweckten Hofschule zu; und die Sage überliefert uns sein Bild nicht blos als des ritterlichen Hauptes seiner Paladine, sondern auch als des persönlichen Richters über den Fleiß und Unfleiß jugendlicher Schüler; sie führt den Ursprung höherer Schulen in unsern Landen auf ihn zurück und macht ihn auch hier zum Vorbild aller Tugend und Gerechtigkeit.

Nicht blos die Sage meldet, sondern die Urkunden selbst beweisen, daß in Karl der Gedanke an allgemeine Volksbildung Wurzel gefaßt hat; seine Verordnungen: daß die Priester und Bischöfe Schulen für das Volk einrichten, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen gelehrt werde (789); daß Jedermann seinen Sohn zum Unterrichte senden und ihn darin belassen soll, bis daß er gut unterwiesen ist (801); sowie die gleichzeitigen (813) Beschlüsse mehrerer Synoden, die Strafen auf die Nachlässigkeit der Eltern setzten, gehen zwar zunächst vom religiösen Interesse aus, das etwelche Bildung des Volkes wünschbar machte, waren aber doch ein Versuch, mit einer solchen elementaren Bildung den Anfang zu machen; und bezeichnend ist es, daß Erzbischof Theodulf ausdrücklich seinen Geistlichen die Unentgeltlichkeit dieses Unterrichtes ans Herz legte, damit sich auch der Aermste die im bürgerlichen Leben nothwendigen Kenntnisse erwerben könne[1].

Rauhe Stürme haben einen großen Theil dieser Aussaat wieder vernichtet. Das karolingische Reich zerfiel; die kleinen Reiche, die auf seinen Trümmern sich bildeten, hatten zunächst Nothwendigeres zu thun als um Cultur und Bildung sich zu bekümmern. Normannen, Saracenen und Ungarn drangen in Mitteleuropa ein; die Saracenen stiegen durch das Rhonethal ins Wallis herauf; die Ungarn plünderten und verbrannten St. Gallen; und bekannt ist die Erzählung, wie in unsern Landen eine ungarische und eine saracenische Schaar auf einander gestoßen und der junge König Konrad von Burgund über die geschwächten Feinde hergefallen sei und sie beide vernichtet habe (c. 940). Aber wenn auch die weitergehenden Bestrebungen auf allgemeine Bildung für Jahrhunderte wieder vertagt worden waren, wenigstens an einzelnen Punkten hielt der von Karl ein-

[1] Siehe Biographie „Karl der Große".

Digitized by

geleitete Aufschwung der wissenschaftlichen Bildung vor; die Klosterschule zu St. Gallen, zeitweise auch die auf Reichenau, gelangte zu höchster Blüthe [1].

Das Werk Karls des Großen nahmen die Ottonen wieder auf, das sächsische Herzogsgeschlecht aus Widukinds Stamm, das hundertunddreiunddreißig Jahre nach der Bekehrung seines Ahnherrn auf den Thron des ostfränkischen oder deutschen Reiches gehoben wurde. Von hoher Bedeutung war es, daß, nachdem die feindlichen Einfälle der Ungarn zum Abschluß gekommen waren, Otto I. die Kaiserkrone (962) auf sein Haupt brachte; dadurch wurden die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien, dem Land der alten Cultur, kraftvoll angeknüpft; nicht blos Reliquien, auch Manuscripte wanderten nun massenhaft über die Alpen, um hier die Grundlage vermehrten Wissens, eifriger gelehrter Thätigkeit zu werden. Das Reich von Byzanz sandte mit seinen Kaisertöchtern Elemente einer dem Abendland fremd gewordenen Bildung herüber; das Studium des Griechischen ward an weltlichen Höfen betrieben und Hermann der Lahme beschäftigte sich auf der Reichenau im 10. Jahrhundert sogar mit dem Arabischen. Und wie unter den Ottonen dergestalt in unserer Ostschweiz die Wissenschaften blühten, so wachten jene auch mit starker Hand darüber, daß im burgundischen Reich, zu dem damals die Westschweiz gehörte, die Zersetzung der Königsmacht nicht zur Anarchie führe und bereiteten den Anfall jener Lande an das deutsche Reich vor.

Die Zeit der deutschen Kaisermacht, wie sie von den Ottonen begründet wurde und mit dem Hohenstaufengeschlecht ihren Untergang fand (Mitte des 13. Jahrhunderts), ist es, in der das Feudalwesen zu seiner Ausbildung kam und in Verbindung damit das Ritterthum sich entwickelte. Dadurch gewann nun aber die Erziehung des Kriegsadels ihre bestimmte, von der geistlich-mönchischen abweichende Gestalt; sie wurde sich ihres besondern Zweckes bewußt und richtete sich danach ein. Nicht die Klöster waren es mehr, in denen der ritterbürtige Mann seine Bildung erhielt, sondern die Burgen und Höfe der Standesgenossen und Fürsten; neben die Bildung in den Büchern, wie sie dort betrieben wurde, trat hier als gleichwerthig die Erziehung zu den Waffen und in höfischer Bildung; den 7 freien Künsten (welche weltliche Unterlage der geistlichen Bildung waren) wurden die 7 ritterlichen Vollkommenheiten entgegengesetzt und eher noch

---

[1] In sehr sinniger Weise hat der Jahresbericht der Erziehungsanstalt des Benedictinerstifts Maria-Einsiedeln 1857 in seinem Programme „Wie man vor tausend Jahren lehrte und lernte“ die von Walafried Strabo auf Reichenau († 849) überlieferten Züge zu einem Gesammtbilde verwoben.

Digitized by

den Frauen als den Männern die theoretisch-gelehrten Künste und Wissenschaften als geeignete Beschäftigung zugewiesen; an die Stelle der mönchischen Ascese[1] trat die sittigende Kraft des Minnedienstes und an Stelle des Lateinischen als höfische Sprache das Französische. Mochte auch das Ritterthum in den Dienst der religiösen und kirchlichen Ideen treten, in dem Mariendienst den höhern Werth der himmlischen Minne vor der irdischen erkennen, in den Ritterorden das höchste Ideal der Verschmelzung ritterlicher und kirchlicher Ideen ausgestalten, — es hatte sich doch seinen eigenen Weg zu diesen Idealen gebahnt und seinen selbständigen Werth zur Darstellung gebracht.

Dazu kam nun, daß auch die Kirche, ihrerseits erstarkend, sich deutlicher ihrer eignen Interesse und Ziele bewußt wurde und mit Absicht sich der Dienstbarkeit von den staatlichen und allgemein menschlichen Interessen entwand. Nicht die Weltweisheit sondern die Pflege des Seelenheils war ja ihr innerster Grundgedanke, und so sind die kirchlichen Reformationen und Ordensgründungen seit dem 10. Jahrhundert (Clugniacenser, Cistercenser u. s. w.) mehr auf Strenge des Lebens und strengkirchliche Begeisterung bedacht als auf wissenschaftliche Studien. Nicht die Herrschaft der Kaiser war ja das äußere Endziel der Kirche, sondern die Weltherrschaft der Kirche selbst und ihres Hauptes, das auf dem Stuhle Petri zu Rom saß; und so entbrennt nun der Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, die bisdaher gemeinsam als Culturmächte gewirkt hatten, in verheerenden und verwildernden Fehden; es ist nicht eine vereinzelte Thatsache, daß in St. Gallen, dessen Klosterschule im 10. und 11. Jahrhundert für ganz Oberdeutschland eine Leuchte gewesen[2], 1291 weder der Abt noch Jemand aus dem Capitel des Schreibens kundig war. Und auch als die im Interesse der kirchlichen Einheit und Reinheit im 13. Jahrhundert gegründeten Bettelorden (Dominikaner und Franziskaner) sich der Bildung mit erneutem Eifer annahmen und mit ihren Ordenshäusern Schulen für den Orden und für die weltliche Jugend verbanden, fehlte diesen der freie Schwung, die Begeisterung für die wissenschaftliche Bildung als solche, die die Klosterschulen des hl. Benedict in der Zeit ihrer Blüthe ausgezeichnet hatte[3].

Die eigentliche Großthat des Mittelalters, zu der geistliche und weltliche Gewalt, Ritterthum und kirchliche Ideen sich in höchster Kraft-

---

[1] Uebung in der Herrschaft über den Körper durch Entsagung und Selbstpeinigung.

[2] Siehe Monographie „die Klosterschule von St. Gallen".

[3] Eine isoliert dastehende Ausnahme bildet das Auftreten des Abtes Frowin in Engelberg, siehe Biographie desselben.

Digitized by Google

entwicklung verbunden, ſind die Kreuzzüge; aber ſie ſind auch der Wendepunkt des Mittelalters; an ihnen erſchöpften die mittelalterlichen Gewalten ihre Lebenskraft. Doch nicht blos zerſtörend haben die Kreuzzüge gewirkt; ſie haben noch viel mehr den geiſtigen Horizont des Abendlandes erweitert; ſie haben gegenüber der Romantik der weltüberſpannenden mittelalterlichen Ideale den Blick für das wiedergeweckt, was Nutzen bringt und nahe liegt, und gegenüber der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft, die auf beſchränktem Wiſſen aufbauend durch die bloße Schärfe des Gedankens die Welt zu begreifen und zu conſtruiren unternommen, den Werth des realen Wiſſens, des realiſtiſchen Forſchungstriebes wieder zur Geltung gebracht; ihrer Anregung auf Gewerbe und Handel verdankt das Städteweſen mächtige Förderung; nun erſt iſt es im Stande neben den bevorzugten Ständen des Mittelalters ſelbſtändig ſich auszugeſtalten und ſeine Ideen auszuprägen; und ſo bildet ſich denn auf ſeinem Boden auch ein Bildungsbedürfniß aus, das ſeiner Natur nach aus dem Volksleben hervorgeht und für das Volksleben ſorgt.

Zunächſt geſchah dies in den Städten Oberitaliens, die auf politiſchem Boden am früheſten durch harte innere Kämpfe hindurch ihre Blüthe und Selbſtändigkeit entwickelten. Aber ſchon im 12. Jahrhundert entſtanden auch in den Städten nördlich von den Alpen deutſche oder Schreibſchulen, die theils die nothwendige bürgerliche Elementarbildung in der Landesſprache darboten, theils als Vorſchule für die lateiniſche Schule dienten. Mit dem Sinken der weltlichen Macht der geiſtlichen Stiftungen gegenüber den unter ihnen aufblühenden Städten verlor ſich auch der geiſtliche Einfluß, der etwa im Anfang noch ſich in der Leitung ſolcher Schulen mochte geltend gemacht haben; hartnäckig ſuchte dagegen die Kirche mancherorts zu verhüten, daß dieſe Schulen nach dem Zug der Zeit in lateiniſche Schulen ſich umwandelten und ſo in die von der Geiſtlichkeit ausſchließlich in Anſpruch genommenen Wiſſenskreiſe übergriffen. Die Unterrichtsmethode in den ſtädtiſchen Schulen unterſchied ſich nicht von derjenigen in den kirchlichen Schulen. Schulbücher, ſelbſt Papier für den Gebrauch der Kinder war zu theuer; daher beſtand der Unterricht zum großen Theil in Auswendiglernen und Aufſagen. In der Diſciplin ſpielte der Stock eine große Rolle. Die Verfaſſung der ſtädtiſchen Schulen war zunft- und handwerksgemäß. Der Rector oder Schulmeiſter wurde vom Magiſtrat auf Ein Jahr gemiethet; die Hülfslehrer, ſeine Geſellen, wählte er ſelbſt; Bildung und Lohn derſelben war gering. Meiſt hatte nur der Rector feſten Gehalt, beſaß aber oft nebenbei durch kirchliche Functionen, die er ausübte, ein gutes Auskommen; ſein Schulgehalt betrug jährlich höchſtens 40 fl. In kleinern Ortſchaften war der Pfarrer

Digitized by

oder parochus Schulherr, der für das Lehramt gewöhnlich einen Gehülfen, den Kindermeiſter, annahm, welcher neben den Schulverrichtungen ebenfalls durch kirchliche Dienſte ſeinen Lebensunterhalt aufbrachte.

Da feſte und bleibende Engagements fehlten, bildete ſich ein wandernder Lehrſtand. Die ältern Geſellen (scholares vagantes — Bachanten) nahmen dabei die Dienſte jüngerer Schüler in Anſpruch, die ebenfalls, um der Wiſſenſchaft nachzugehen, die Heimat verlaſſen hatten. Mit Betteln und mit Stehlen mußten dieſe „Schützen" ihre Bachanten auf ihren Kreuz- und Querzügen durchbringen; viele giengen bei dieſem Umherwandern zu Grunde; in zehnjährigem Umherziehen brachte es einer wol auch nur bis zur Kenntniß des Schreibens. Den klarſten Einblick in dieſes Treiben der Bachanten und Schützen giebt die Selbſtbiographie des Thomas Platter aus Oberwallis, eines Zeitgenoſſen der Reformation, der 1582 als Rector zu Baſel geſtorben iſt[1].

Solche fahrende Schüler bildeten nun das Hauptcontingent für den Schuldienſt; aber auch andere Männer, die des Leſens und Schreibens kundig waren, nahmen die Schulhaltung auf ſich; beſaßen ſie wirklich etwelche Kenntniſſe, ſo fanden ſie gleichzeitig anderweitige Verwendung, z. B. als Schreiber im Dienſte der Stadt oder Ortſchaft, und dieſe belohnte unter Umſtänden treue und ausdauernde Dienſte mit dem Bürgerrecht.

Eine Schulpflicht für die Kinder beſtand natürlich nicht, um ſo weniger, als der Schullohn mancherorts ausſchließlich aus dem Schulgeld der Kinder beſtand; ebenſo wenig eine feſtgeſetzte Schuldauer, doch war es unmittelbar vor der Reformation in Zürich gebräuchlich, die Kinder vom 6.—12. Jahr zur Schule zu halten, wie dies der Zürcher Kalender vom Jahr 1508 darlegt:

Wann es den würt sechs jar alt
So wiss das mir den wolgevallt
Das man sy lere schriben unnd lesen
Mit züchten in guotem wesen,
Damit es überkompt guot vnd ere
Dar vff sol stan all ir lere
So lang biss vff das zwelffte jar:
Denn so sol man sy fürwar
Leren vnnd vnderwisen alle tag,
Wie man mit eren narung gewinnen mag.

---

[1] S. Biographie „Thomas Platter".

Digitized by Google

Suchen wir uns zu vergegenwärtigen, wie in den Einzelgebieten unſers Vaterlandes das Schulweſen bis zu Ende des Mittelalters ſich ausgeſtaltet hat, ſo kann es hier nur an einzelnen Beiſpielen geſchehen, da die Notizen ſpärlich und noch lange nicht für alle Gebiete geſammelt vorliegen.

Zürich. In Zürich beſtand ſeit unbekannten Zeiten am Chorherrenſtift beim Großen Münſter eine Stiftsſchule; ſchon 1169 wird ein „scholasticus“ Werner als Lehrer an der Propſtei erwähnt. Durch die Wahl des gelehrten Konrad v. Mure als Cantor des Stifts 1259 ſcheint eine Reform der Schule eingeleitet worden zu ſein, die zunächſt dem Umfang der vorgetragenen Fächer zu gute kam. 1271 wurde dann von den Chorherrn formell das Amt eines Schulherrn („scholasticus“ im engern Sinn) geſchaffen. Auf Koſten des Capitels der Chorherren hatte 1346 der Scholaſtikus einen tauglichen Lehrer aufzuſuchen; ſchon vorher beſaß das Stift einen beſondern Bibliothekar.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts entſtand dann auch an der Benedictinerabtei zum Fraumünſter eine Schule; 1283 wird ſie zuerſt erwähnt; es mag aber in derſelben nur ein dürftiges Latein gelehrt worden ſein.

Die Bildung ſank bald nachher ſelbſt in den geiſtlichen Kreiſen ſo ſehr, daß 1335 (ein Jahr vor der Brunſchen Staatsumwälzung) die Propſtei beim Großmünſter, als es ſich um die Anzeige einer Leutprieſterwahl an den Biſchof von Conſtanz handelte, ſich für das Fehlen der Namensunterſchriften damit entſchuldigte, daß den Notar ausgenommen keiner der Chorherren ſchreiben könne.

Einen Lichtpunkt wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen in Zürich bezeichnet im 15. Jahrhundert die Perſönlichkeit des gelehrten und mit ſcharfer Feder verſehenen Cantors am Großen Münſter, Meiſter Felix Hemmerlin (1389— c. 1460)[1]. Aber wie er ſelbſt mitten im Frieden von den über ſeinen ſchneidigen Hohn erbitterten Eidgenoſſen aus Zürich ins Elend hinweggeführt werden konnte, ohne daß ſich eine Hand für ihn erhob, ſo ſcheint eben doch unter der Geiſtlichkeit wie unter den Bürgern der damaligen Zeit wenig Sinn für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen geweſen zu ſein; und bezeichnend iſt in dieſer Beziehung, daß der erſte Druck in Zürich erſt vom Jahre 1504 datirt, volle 30 Jahre ſpäter als in Baſel.

Neben den Schulen der beiden Stifte beſtanden auch in den Klöſtern der Franziskaner (Barfüßer) und Auguſtiner Schulen wenigſtens zur Heranbildung ihrer Angehörigen.

---

[1] S. Biographie „Felix Hemmerlin“.

Digitized by Google

Daß es auch deutſche Schulen in der Stadt gegeben, iſt ſicher, obwol directe Angaben fehlen. Auch an andern hervorragenden Orten gab es Schulen; ſo wird ſchon 1287 in Regensberg ein rector puerorum (Knabenlehrer) genannt; in Winterthur lief 1315 der nachmalige Chroniſt Johannes mit andern Schülern den aus der Schlacht am Morgarten unter Herzog Leopold heimkehrenden beſiegten Schaaren aus der Schule entgegen. Zu Elgg wird Mitte des 15. Jahrhundert ein Schulmeiſter erwähnt; in einer Urkunde von 1465 auch eine Schule zu Stein am Rhein.

Wollte ein Zürcher höhere Bildung gewinnen, ſo geſchah dies, da Zürich ſelbſt keine hohe Schule beſaß, im Ausland; auf der Univerſität Heidelberg haben z. B. 1420—1520 42 Zürcher ſtudirt. In Zürich wie anderswo ſuchte der Rath den Trieb nach wiſſenſchaftlicher Ausbildung dadurch zu begünſtigen, daß er Stipendien gab und in Verträgen mit ausländiſchen Fürſten eine Anzahl Freiplätze an hervorragenden Schulen für Zürcher ausbedang.

Bern. Lateinſchulen beſtanden vor der Reformation nicht blos in Bern, ſondern auch in mehrern kleinern Städten ſeines Gebietes, wie Thun, Zofingen, Aarberg, Huttwyl, Murten, Brugg, Aarau (ſeit 1270); in Bern ſelbſt ward erſt 1481 ein Schulhaus gebaut. Die Schule des Hch. Wölflin (Lupulus) erfreute ſich zu Anfang des 16. Jahrhunderts eines bedeutenden Rufes. Die Volksſchule der Hauptſtadt war zeitweiſe durch wandernde Lehrer vertreten. — Im Jura wetteiferte eine Zeit lang Moutier-Granval mit St. Gallen.

Luzern. Die älteſte Schule in der Stadt Luzern iſt diejenige am Stift von St. Leodegar (Hofkirche); ſchon 1238 wird ein Oliverius als Magiſter im Hof genannt; ſie war weſentlich für den Dienſt der Kirche berechnet, erhielt aber ſchon 1251 eine Art Monopol, demzufolge der Unterricht außer ihr „in der Stat" bei Buße verboten ward. Uebrigens ſank auch hier die geiſtliche Bildung derart, daß 1291 der Propſt von St. Leodegar als des Schreibens unkundig erſchien. Die deutſchen Schulen in der Stadt beſtanden jedoch fort, nur mußte nach einer Erkenntniß von 1416 für Schüler über 7 Jahre, die der Schule im Hof durch ſie entzogen wurden, die alte Buße von 10 ß. entrichtet werden. Im Jahr 1504 nahm die Stadt einen ſolchen deutſchen Lehrmeiſter um 1 fl. 7 ß. als Bürger auf; das Uebrige ward ihm geſchenkt, „damit er die Kinder deſto beſſer züche". Er hatte dieſelben in „tütſch und lateiniſch ſchreiben und leſen, auch etwa im Geiſtlichen" zu unterrichten. — In Beromünſter wird ebenfalls ſchon im 13. Jahrhundert ein Magiſter genannt; im 14. Jahrhundert war daſelbſt ein Geiſtlicher der scholasticus, welcher unter ſich

Digitized by Google

einen Magiſter hatte, dem die Leitung des Geſanges im Chor und der Unterricht der Knaben im Leſen und Singen oblag. — Wie wenig gelehrte Bildung unter der Einwohnerſchaft vorhanden war, zeigt, daß unter 23 Leutprieſtern (Stadtpfarrer) von Luzern von 1178—1524 nur einer, unter 16 Stadtſchreibern von 1292—1490 aber kein Einziger ein Inländer war.

Urkantone. Die früheſten Spuren des Schulweſens knüpfen an die Klöſter Einſiedeln (gegründet im 10. Jahrhundert) und Engelberg (gegründet im 12. Jahrhundert) und ihre Kloſterſchulen an, die beide im Jahrhundert ihrer Gründung auch eine Zeit der Blüthe ihrer Kloſterſchulen durchlebten (in Einſiedeln unter Mönch Wolfgang † 994, in Engelberg durch Abt Frowin 1150—78). Ums Jahr 1472 finden wir ſowol in Schwyz als in Altorf öffentliche Lehrer genannt. In Unterwalden dagegen iſt der Beſtand einer öffentlichen Schule vor der Reformation nicht ſicher verbürgt. Aus Luzern wie aus den Urkantonen giengen im 15. Jahrhundert Einzelne an auswärtige hohe Schulen; ſo weist die Basler Univerſität in ihren Verzeichniſſen von 1469—1511 5 Urner auf.

Glarus. Vor der Reformation beſtanden, wie es ſcheint, nirgends Volksſchulen; auch die Bildung, die lateiniſche Schulen boten, mußte auswärts geſucht werden.

Ueber **Freiburg** vernehmen wir 1481 „wie daz von Rotwil gar ein guter Schulmeiſter gen Fryburg komen ſy".

Solothurn. Die Stiftsſchule zu St. Urſus und Victor ſcheint auf ein relativ hohes Alter zurückzugehen; ſchon 1182 wird an derſelben ein Magiſter Otto erwähnt. Im 13. Jahrhundert läßt ſich eine Ober- und eine Unterclaſſe bei derſelben unterſcheiden. Im Jahr 1300 iſt ein Laie Johannes rector scholarum in Soloduro. Im 15. Jahrhundert tritt die Vereinigung von Stifts- und Stadtſchule in Solothurn deutlich und charakteriſtiſch hervor, in dem Sinne, daß der Rath die Stiftsſchule auch als Stadtſchule betrachtet, ſich derſelben annimmt und bei der Ernennung des Schulmeiſters und bei der Aufſicht ſeinen Einfluß geltend macht.

Baſel. Baſel beſaß zu Karls des Großen Zeit nach einander zwei gelehrte Biſchöfe, von deren einem eine Anweiſung an die Geiſtlichen der Baſelſchen Diöceſe im Sinn der Kirchen- und Schulverbeſſerungen Karls des Großen noch vorhanden iſt; der Beſtand der Stiftsſchule mag in das 10. Jahrhundert hinaufreichen. Außerdem treten frühzeitig bei den verſchiedenen Pfarreien Schulen auf, die nachher ebenfalls zu Stiftsſchulen

Digitized by Google

umgewandelt wurden. Bei St. Peter ist schon 1280, bei St. Leonhard 1290 von einem „ehemaligen Schulhaus“ die Rede; später gesellten sich dazu Schulen bei St. Martin und St. Alban, sowie bei St. Theodor in Kleinbasel; letztere eine städtische Schule, deren Lehrerbesoldung in den Staatsrechnungen von Anfang des 15. Jahrhunderts an figurirt. Schullohn wurde blos von den reichen Schülern bezogen. Alle diese Schulen waren lateinische Schulen mit dem trivium und überwuchernder Pflege des kirchlichen Gesangs. Daneben gab es aber je nach Gelegenheit auch deutsche Schulen, wenn wandernde Lehrmeister sich einfanden. Zum Unterricht wurde durch Aushängeschilde eingeladen, deren 2 von Holbein 1516 gemalte die Basler Bibliothek noch besitzt. Sie stellen das Innere einer solchen deutschen Schule vor; auf der einen Tafel sieht man Kinder mit ihren Büchern am Boden gekauert, während der Lehrmeister, die Ruthe in der Hand, einen Knaben an seinem Pulte, und in der andern Ecke seine Frau einen Knaben unterrichtet. Die zweite Tafel stellt das Zimmer dar, in welchem Jünglinge unterrichtet werden; beide haben folgende Unterschrift:

„Wer jemand hie der gern wolt lernen dütsch schriben und läsen uß dem allerkürtzisten Grundt den jemand erdenken kann do durch ein jeder der vor nit ein buchstaben kann der mag kürtzlich und baldt begriffen ein grundt do durch er mag von ihm selbs lernen sin schuld uffschriben und läsen — und wer es nicht gelernen kann so ungeschickt wäre den will ich um nüt und vergeben gelert haben und ganz nüt von jm zu lon nemmen — es syg wer er will burger oder handwerksgsellen frouwen oder junkfrouwen wer sin bedarff der kumm har jn der wirt drüwlich umb ein ziemlichen lon — aber die jungen Knaben und Meitlin noch der frousasten wie gewohnheit ist. 1516.“

Graubünden. Ohne Zweifel hat in Chur auch schon vor der Reformation eine Schule bestanden, der Bischofssitz brachte dies mit sich; allein eine Volksschule war es in jedem Falle nicht und auch als Gelehrtenschule hat sie niemals sich zu der Höhe und Berühmtheit emporgeschwungen wie etwa St. Gallen und andre Klosterschulen. Auch redet Sprecher in seiner rätischen Chronik von einer Landschule in Vazerol, an der 24—48 Knaben von 10—15 Jahren im Latein unterrichtet und dabei kostfrei gehalten worden; diese Schule sei 1528 nach Chur auf den bischöflichen Hof verlegt worden und hätten an demselben die Zöglinge aus dem Gericht Belfort (wohin Vazerol gehörte) besondere Vorrechte gehabt; näheres über diese Landschule zu Vazerol haben wir indessen nicht erfahren können.

Aargau und **Thurgau** haben wenigstens in den Städten schon vor der Reformation Schulmeister: Rheinfelden 1227, Aarau 1270;

Digitized by Google

Frauenfeld, Dießenhofen und Appenzell, wahrscheinlich auch Arbon und Steckborn.

In **Genf** concentrirte sich das Interesse auf die gelehrte Schule. Schon 1365 war hier der Gedanke zu Tage getreten, eine Universität zu gründen, aber Mangels an Geldmitteln aufgegeben worden. 1461 war dann wesentlich durch die Beihülfe eines reichen Privaten, Franz v. Versonnex, Bau und Eröffnung eines Collegiums möglich geworden; seit 1496 nahm der Staat sich dieser Anstalt an und brachte sie zeitweise zu relativer Blüthe, bis sie 1531 in stürmischer Zeit eingieng. Um dieselbe Zeit 1532 finden wir in Genf ähnlich wie in Basel den Privatunterricht sich durch Placate empfehlen; es war Antoine Froment, der als religiöser Reformator kalt aufgenommen auf dem Wege des Jugendunterrichtes sich und indirect der neuen Lehre den Boden zu ebnen suchte, indem er ankündigte: „Il est venu un homme en cette ville qui veut enseigner à lire et à écrire en français dans un mois, à tous ceux et celles qui voudront venir, petits et grands, hommes et femmes, même à ceux qui ne furent jamais en école. Et, si dans le dit mois ne savent lire et écrire, ne demande rien pour sa peine. Lequel trouveront en la grande salle de Boytet, près du Molard, à l'enseigne de la croix d'or. Le même guérit beaucoup de maladies pour rien."

* * *

In der 2. Hälfte des Mittelalters tritt nun für das gelehrte Studium ein Organismus auf, der in eigenthümlicher Weise Altes und Neues mit sich verband: Es ist das die hohe Schule oder die Universität, damals zunächst das studium generale (allgemeines Studium) genannt. Nachdem schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Genf sich das Privileg zu einer Universität erworben, war es Basel, das 1460 thatsächlich die erste hohe Schule auf unserem Boden eröffnete, und so sei mit einigen Worten sowol der allgemeinen Einrichtung dieser Anstalten als speciell derjenigen von Basel gedacht.

Die hohen Schulen des Mittelalters haben einen gedoppelten Ursprung. Entweder sind sie entstanden in Erweiterung der Klosterschulen oder, und dies ist die ältere, in Italien ursprüngliche Form, als eine Ansammlung von Lehrenden und Lernenden um eine bedeutende Persönlichkeit, die aus allen Ländern begeisterte Jünger herbeizog; so bildete sich Ende des 11. Jahrhunderts die medicinische Schule zu Salerno, Anfangs des 12. Jahrhunderts die juristische Schule von Bologna, die schon von Kaiser

Digitized by Google

Friedrich I. Privilegien erhielt und ein Jahrhundert nach ihrer Gründung an die 12,000 Studirenden zählte. Dieser Kreis von Lehrenden und Lernenden verwaltete seine Interessen selbst und organisirte sich nach mittelalterlicher Art als geschlossene Corporation (universitas) mit zünftischen Einrichtungen, gliederte seine Angehörigen in Meister (magistri), Altgesellen (licentiati), Gesellen (baccalaurei) und Lehrlinge, hatte in den Disputationen seine Meisterprobestücke und in den ihm verliehenen Privilegien den festen Mittelpunkt seines Zusammenhalts gegenüber all den andern Corporationen, in denen das sociale Leben des Mittelalters sich vollzog. Die Privilegien, die man genoß, giengen naturgemäß aus den Vortheilen hervor, welche ein solcher Organismus dem Wohlstand der Stadt oder der Landschaft, in der er sich befand, darbot; später ward es Brauch, dieselben von den höchsten Gewalten der Christenheit, von Kaiser und Papst ausdrücklich ertheilen zu lassen und im 14. Jahrhundert bereits war der rechtliche Bestand einer hohen Schule ohne die päpstliche Genehmigung undenkbar geworden.

Zu einem vollständigen studium generale gehörte die Theologie, das kanonische und das römische Recht, die Medicin — das waren die Wissenschaften (scientiæ) — und an diese schlossen sich dann als viertes die Künste (artes) an, d. h. alle diejenigen Wissenschaften, die nicht direct zu einer solchen praktischen Berufsart führten, ursprünglich mehr vorbereitende Bedeutung hatten und bis in die Gegenwart noch im Rahmen der sogenannten philosophischen Facultät zusammengehalten sind. Die Wirksamkeit dieser artistischen Facultät war um so größer, ihre Stellung aber in der allgemeinen Werthung um so geringer, als in Ermanglung geeigneter Vorbereitungsschulen (Gymnasien) die artistische Schule diejenige Abtheilung war, in der die meisten — theilweise noch in sehr jugendlichem Alter — ihre Studien begannen.

Diese Eintheilung in 4 Facultäten verdrängte im Lauf der Zeit die ältere, der Anfangsperiode der Universitäten entsprechende, wonach Lehrer und Lernende nach Landsmannschaften sich zusammengethan, organisirt und über die Interessen der Universität abgestimmt hatten.

Während nach Außen hin in der Regel ein geistlicher oder weltlicher Würdenträger als Kanzler die Vertretung der Universität und die Wahrung ihrer Rechte und Ordnungen verwaltete, während die hohe Schule selbst im Rector ihr einheitliches Haupt besaß, dem als Beirath die Häupter der Landmannschaften, später die Decane der Facultäten zur Seite standen, schieden sich nun die Universitäten nach italienischem Muster von den übrigen dadurch, daß bei jenen die Verwaltung, selbst die Wahl des Rectors bei den Studirenden stand und daß diese somit die oberste Gewalt

Digitized by Google

in Händen hatten, was bei den damaligen Verhältniſſen, da oft Männer, die bereits in Amt und Würden ſtanden, zu berühmten Lehrern in die Ferne pilgerten, keineswegs ſo befremdlich war als es in der Gegenwart erſcheinen würde. Die Studirenden lebten großentheils in ſelbſtgewählten Convicten, Burſen zuſammen; das Leben war rauh wie die Zeit ſelbſt und Peitſchenhiebe als Disciplinarſtrafe nichts Seltenes.

Bereits beſtanden auf deutſchem Boden eine Anzahl Hochſchulen. Es waren dieſelben nach dem Vorbild von Paris organiſirt, alſo in der mehr ariſtokratiſchen, der italieniſchen entgegengeſetzten Form: Prag 1348, Wien 1375, Heidelberg 1386, Köln 1388 u. ſ. w.; da hatte auch Freiburg i. B. 1457 ſich die Privilegien für eine Univerſität geben laſſen; und nun erwachte in dem benachbarten Baſel der Wunſch mit Freiburg in Concurrenz zu treten, oder, wo möglich, da die Eröffnung der Freiburger Univerſität ſich verzog, ihm zuvorzukommen.

Die Verhältniſſe lagen günſtig. Am 18. Auguſt 1458 beſtieg den päpſtlichen Stuhl als Pius II. der hochgebildete Aeneas Sylvius Piccolomini, der einſt während des Basler Concils 1431—48 in Baſel gelebt und Land und Leute liebgewonnen. Eine Geſandtſchaft erhielt den Auftrag, ihm zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen, und als der Papſt ſich der Stadt ſehr gewogen zeigte, erſchien eine zweite Geſandtſchaft, um dem Papſt einige Bitten zu Gunſten der Stadt vorzulegen, die durch die Aufhebung des Concils an Wohlfahrt und Bedeutung Einbuße erlitten; als letzter dieſer Wünſche war betont: „Item wolte man üczit gedencken, eyn hohe Schule hie zu haben, möchte lichter yetz denn zu anderen ziten erworben werden, dadurch die Stat nachdem ſie allen landen wol gelegen iſt, wol wider uffgan möchte.“ Schon am 12. November 1459 erließ Pius II. von Mantua aus die Bulle, die beſtimmte, „daß in der Stadt Baſel hinfort ein allgemeines Studium ſei und auf alle zukünftige Zeiten in Kraft beſtehe, in der Theologie, im kanoniſchen und bürgerlichen Rechte wie auch in jeder andern erlaubten Facultät und daß des basleriſchen Studiums Kanzler unſer ehrwürdiger Bruder Johannes[1] ſei und der jeweilige Biſchof von Baſel und daß die daſelbſt Lehrenden und Studirenden ſich aller und jeglicher Privilegien, Freiheiten, Ehren, Exemtionen (Ausnahmsbeſtimmungen) und Immunitäten (Steuerfreiheiten) erfreuen und ſie genießen ſollen, welche den auf dem allgemeinen Studium unſerer Stadt Bologna verweilenden und wohnhaften Magiſtern, Doctoren und Studenten bewilligt ſind, und überdies ertheilen wir dem Kanzler, den Magiſtern, Doctoren und Schülern des beſagten basleriſchen Studiums

[1] Johannes v. Venningen, der damalige Biſchof von Baſel.

Digitized by Google

durch Gegenwärtiges volle und freie Befugniß, nach der Weise des Studiums in Bologna Satzungen und Ordnungen zu machen." Nachdem die Verhandlungen bezüglich der finanziellen Ausstattung der neuen Anstalt durch Zutheilung kirchlicher Pfründen zu einem leidlichen Resultat geführt und die Stadt mit dem Bischof über Annahme der Kanzlerwürde sich verständigt, wurde die Universität am 4. April 1460 im Münster feierlich eröffnet und gleich am folgenden Tag mit den Vorlesungen begonnen.

Es gehört nicht in diesen Zusammenhang, die Einrichtungen der Basler Universität näher zu schildern, nur auf Einen Punkt darf hier noch aufmerksam gemacht werden. Die Stiftungsurkunde hatte bestimmt, daß die Einrichtungen der Universität Bologna vorbildlich sein sollten. Dadurch war eine innere Entwicklung vorgezeichnet, die mehr in demokratischen Bahnen gehend, die bedeutendsten Competenzen in die Hand der Studirenden legte, während die allgemeine Strömung nördlich von den Alpen auf den entgegengesetzten Weg drängte. Die ersten Jahrzehende der Hochschule verliefen unter Kämpfen der beiden Richtungen, die sich namentlich um die Besetzung des Rectorats drehten, das in der Regel halbjährlich, bisweilen auch alle Jahre wechselte. Es kam dabei soweit, daß in einem 1463 aufgestellten Statut die besoldeten Lehrer vom Rectorat geradezu ausgeschlossen wurden, „damit sie um so ungestörter ihren Studien obliegen könnten". Wurde freilich diese Bestimmung später wieder fallen gelassen, wurde auch 1481 die Wahl des Rectors endgültig in die Hände der Lehrerschaft gelegt — die Wahl von Studirenden zum Rectorat blieb deshalb doch möglich und noch im Herbst 1527 ist ausnahmsweise ein Student zum Rector gewählt worden.

Die Gründung der ersten und bis in die Dreißigerjahre unsers Jahrhunderts einzigen Hochschule auf dem Boden unsers Vaterlandes fällt schon mitten in die Zeit des großen Umschwungs, der die Neuzeit einleitete. Die mittelalterlichen Ideale hatten ihren Glanz eingebüßt; und wie auf dem politischen Gebiete die Einheitsbestrebungen, die in der Weltherrschaft der Kaiser und Päpste sich zu verwirklichen gesucht, vor den neu erstarkenden nationalen Bestrebungen zurücktraten, so verlor auch in der Cultur die einheitliche kirchlich-lateinische Bildung ihr Uebergewicht. Der drohende Untergang des byzantinischen Reichs, dessen Hauptstadt Constantinopel 1453 dem Ansturm der Türken erlag, hatte schon seit Anfang des 15. Jahrhunderts eine große Zahl gelehrter Griechen nach dem Abendlande gewiesen; mit ihnen kamen Handschriften der Classiker, Sinn für antike Kunst und Wissenschaft; in ewiger Jugend trat das classische Alterthum vor das staunende Auge und stellte die mittelalterlichen Geistesgebilde in Schatten; die neue alte Welt rief einen Taumel des

Digitized by Google

Entzückens hervor; indem der Geist in sie eintauchte, empfand er die Wonne einer Wiedergeburt. In dreifacher Richtung machte sich die neue Richtung des Humanismus gegenüber den kirchlichen Ideen geltend; entweder traten — in friedlichen Naturen — die mittelalterlichen und die antiken Ideale ebenbürtig und friedlich nebeneinander; oder es erhob sich vom Boden der Wiedererweckung des classischen Alterthums aus förmliche Feindschaft und Verachtung der Kirche, des Christenthums, der Religion; oder auf Grundlage der erstern strebte man läuternd auf Kirche, Christenthum und Religion einzuwirken. Es war eine Uebergangszeit mit allem Sturm und Drang einer solchen.

Aber diese Wiedererweckung kam zunächst doch im großen Ganzen nur den Gebildeten zu gut; die Bestrebungen für ein besseres, ciceronianisches Latein, die Reform der gelehrten Schulen, der Eifer für das Studium der Classiker und der hl. Schrift in der Ursprache hatten an und für sich auf die geistige Bildung der Massen keine Einwirkung; ja die Kluft zwischen der gelehrten und der ungebildeten Welt ward dadurch eher noch größer, schroffer, als sie durch das Mittelalter hin bestanden. Die Thätigkeit religiöser Gesellschaften wie der Brüder des gemeinsamen Lebens, auch der ärmern Jugend die Wohlthat etwelcher Bildung zugänglich zu machen, reichte nicht weiter als die Ausbreitung der Bruderschaft selbst und diese blieb auf Nordwest- und Mitteldeutschland und Nordfrankreich beschränkt, drang nicht bis in unsre Lande hinauf. Da schlug die Erfindung der Buchdruckerkunst die Brücke, auf der die neu gewonnene Erkenntniß auch dem Volke zugänglich gemacht, Gemeingut werden konnte.

Ums Jahr 1440 erfunden, war die Buchdruckerkunst Geheimniß Weniger geblieben, bis 1462 bei der Eroberung der Stadt Mainz durch ihren neuen Erzbischof die Buchdruckerwerkstätte Joh. Fusts in Flammen aufgieng und nun einzelne Gesellen desselben die neue Kunst auch anderweitig verbreiteten. Bald gelangte sie auch in unsere Lande. Als ältester schweizerischer Druck galt bisher und gilt theilweise noch ein in Beromünster herausgegebenes und die Jahrzahl 1470 tragendes Buch. Allein die Thatsache, daß in Basel bereits zu Ende 1471 ein förmlicher Strike der Buchdruckergesellen ausbrach, der einen gerichtlichen Entscheid nothwendig machte, läßt mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Buchdruckerkunst hier schon Ende der Sechzigerjahre ausgeübt wurde, wenn auch keine Jahresangabe auf einem Basler Druck die sichere Gewähr dafür giebt; eine ganze Reihe von Buchdruckernamen, die Basel von 1471 bis 1500 aufzuweisen hat, zeigt, welch rege Thätigkeit das Buchdruckergewerbe in Basel schon in den letzten drei Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts entfaltete.

Digitized by Google

Der neuen Kunſt gegenüber traten die mühſamen Verſuche, mit denen das ſpätere Mittelalter auf die Bildung des Volks einzuwirken geſucht, ſo die biblia pauperum (bibliſche Bilderreihen mit kurzen Inhaltsbezeichnungen oder Sprüchen, für den Abdruck auf eine einheitliche Holzplatte eingeſchnitzt) in den Hintergrund; ſchon zu Ende des 15. Jahrhunderts erſcheinen religiöſe Volksbücher wie „der Seele Troſt“ in Druck; jetzt erſt, mit der Ausbreitung der Buchdruckerkunſt war den Beſtrebungen für allgemeine Volksbildung die Bahn offen gelegt, den Anfängen der Volksſchule der Boden geebnet.

Digitized by Google

Monographien zur Geschichte des Mittelalters.

Karl der Große.

Von c. 742—814.

[Quellen: Einhard: Vita Karoli Magni. — A. Ebert: Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. Bd. II. 1880. — S. Abel: Jahrbücher des fränkischen Reiches. Bd. I. 1866. — Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1861: Kaiser Karls des Großen Bild am Großmünster Zürich. — M. Büdinger: Von den Anfängen des Schulzwanges. Festrede 1865.]

Die großartigste Erscheinung in der Geschichte des frühern Mittelalters ist ohne Zweifel Karl der Große. Er gehört zu den wenigen, welche nicht sowol durch den Zufall der Geburt, als durch die Macht und Fülle ihres Geistes der Mit- und Nachwelt ihre Bahnen vorgezeichnet haben. Kein Wunder, wenn die Phantasie der Völker bei der thatsächlichen Größe solcher Männer nicht stehen bleibt, sondern darüber hinaus ihre Gestalt im Lichte einer wunderbaren und sagenhaften Deutung erscheinen läßt. So war es auch mit Karl dem Großen.

Geboren um 742, aus dem neu emporstrebenden Herrscherhause der Franken, erhielt Karl eine lediglich auf die Ausbildung des Körpers gerichtete Erziehung. Die nicht minder großen Anlagen des Geistes, verbunden mit einer seltenen Thatkraft und Strebsamkeit kamen erst später zu ihrer Würdigung. Aus seiner Jugendzeit sind wenig geschichtliche Züge bekannt.

Im Jahr 768 starb sein Vater Pippin. Karl mußte das Reich mit seinem Bruder Karlmann theilen. Durch den plötzlich erfolgten Tod des letztern sah er sich schon nach drei Jahren als Alleinherrscher des großen fränkischen Reiches. Dessen Grenzen zu erweitern und zu sichern, war auch für ihn das nächste Ziel. Seine zahlreichen Feldzüge, die mehr als dreißig Jahre seiner Regierung ausfüllen und oft mit großer Grausamkeit geführt wurden, waren von ungewöhnlichem Glücke gekrönt. Vom Ebro bis zur Elbe, von der Eider bis zur Tiber trugen die fränkischen Waffen seinen siegreichen Namen. Von großer Tragweite war die Unterwerfung der Sachsen: damit wurde der letzte germanische Stamm von Bedeutung mit dem fränkischen Reiche vereinigt und ein kräftiges Element in das neue, nunmehr vollendete

Digitized by Google

romaniſch-germaniſche Weltreich herbeigezogen. Nicht minder folgenſchwer war die Krönung zum römiſch-deutſchen Kaiſer durch Papſt Leo III. in Rom (800). Mit der Vorſtellung der neu erſtandenen, römiſchen Kaiſerwürde verband ſich die Verpflichtung eines oberſten Schirmherrn der Kirche und der geſammten Chriſtenheit, eine Aufgabe, welche die Keime welterſchütternder Kämpfe in ſich barg.

Früh genug zeigten ſich die Schattenſeiten des durch „Blut und Eiſen“ zuſammengefügten Weltreiches: es war eben, wie bei allen Schöpfungen der Art, eine nur durch die Perſönlichkeit des Gründers zuſammengehaltene, erzwungene Vereinigung verſchiedener Nationalitäten, die nach deſſen Tode wieder ihre beſondern Wege einſchlugen. Wie das nationale Leben, ſo wurde allmälig auch die individuelle Freiheit dem Throne gegenüber abgeſchwächt. Die Herzogswürde wurde bei jeder Gelegenheit erniedrigt, ein neues Beamtenthum zum Werkzeug des königlichen Scepters gemacht und auch die Kirche unbedingt der Staatsgewalt untergeordnet. Die kleinen Landbeſitzer litten ſchwer durch die vielen Kriege; ſie vermehrten trotz der ſchützenden Beſtimmungen Karls die Zahl der Hörigen und waren vollends ohnmächtig. Das ganze öffentliche, private und kirchliche Leben pulſirte in Einer Perſon, ward getragen von Einem Geiſte, vom Geiſte des „von Gott gekrönten Karl“. Aber welch ein Geiſt!

Die aufgezeichneten Beſchlüſſe der Reichsverſammlungen, die ſogenannten Capitularien, geben einen Einblick in ſeine Thätigkeit. Selten hat ein Herrſcher bei einer ſolchen Macht ein ſo ſcharf ausgeprägtes Bewußtſein von der Würde und der Verpflichtung ſeiner Stellung in ſich getragen, wie Karl. Wir ſehen den Kaiſer unausgeſetzt bemüht, die neue ſtaatliche Ordnung durch eine Reihe von Erlaſſen zu befeſtigen, welche nicht ſowol die Ruhe des Reiches nach Außen, ſondern noch mehr im Innern, das materielle, geiſtige und ſittliche Wohl der Unterthanen ſichern ſollten. Karl ſucht das kleine, freie Grundeigenthum gegen Uebergriffe von Grafen und Klöſtern zu ſchützen; er ordnet den Heerbann und iſt beſtrebt, die Freien nach Möglichkeit zu entlaſten; er ſucht das Steuerweſen zu ordnen durch regelmäßige Erhebung der Abgaben; er widmet dem Handel und Verkehr, der Anlage von Straßen, Brücken und Canälen ſeine eingehende Sorge; ſorgfältig wie ein ſparſamer Hausvater bewirthſchaftet er ſeine Krongüter und beſchäftigt ſich mit Geflügeln und Saaten, mit Trauben und Wein. Gerade das iſt das Wunderbare, daß er trotz der Größe ſeiner Aufgaben in der Regierung eines ſo ausgedehnten Reiches auch das Kleine und Einzelne nicht überſieht.

Ebenſo ſehr war aber Karl der Große von der Ueberzeugung durchdrungen, es ſei ſeine Pflicht, auch über die geiſtige und ſittliche Entwickelung ſeiner Völker zu wachen und hierüber allgemeine verbindliche Vorſchriften zu

Digitized by Google

erlaſſen. Er fühlte das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volkserziehung zur allſeitigen Entwickelung der individuellen Kräfte, die auch im Aermſten, ja ſelbſt im Unfreien, geweckt werden ſollen. Das Organ, das dieſe Aufgabe zu übernehmen hatte, war ihm die Kirche, das Mittel die Gründung von Schulen. Es hat vielleicht vor Karl größere Feldherren, größere Staatsordner gegeben; aber man wird keinen Herrſcher finden, der wie Karl die Beſeligung und Erhebung der Menſchen als ſeine Aufgabe betrachtet hätte. Nicht, als ob dieſe Ideen noch nie dageweſen wären; aber noch nie in dieſer präciſen, ausgedehnten und allgemein verbindlichen Form. Wol hatte die Kirche ſeit Jahrhunderten Bildungsanſtalten errichtet: die Kloſter- und Domſchulen. Von Anfang an verbanden die Klöſter religiöſe Aſketik mit pädagogiſchen Zwecken, unter ihnen beſonders die Benedictiner. Die Schulen derſelben hatten zunächſt die Aufgabe, aus den ihnen zugeführten Knaben und Jünglingen tüchtige Ordensglieder zu machen und überhaupt das geiſtige Leben innerhalb der Verbrüderung zu fördern. Ihre Studien kamen aber nicht bloß der Kirche, ſondern auch der Wiſſenſchaft, ja dem ganzen Volke zu Gute, indem ſie neben dem geiſtlichen Amt auch für die Laufbahn der Gelehrten und den Staatsdienſt vorbereiteten und ſich ſogar mit dem eigentlichen Elementarunterricht befaßten, alſo mit der Aufgabe, welche gegenwärtig der Volksſchule zugewieſen wird. Ihre Schulen waren Elementar-, Mittel- und Hochſchulen, welche der Jugend aller Stände offen ſtanden. Nach dem gleichen Muſter, wenn auch vorwiegend geiſtliche Seminarien, waren die meiſten der an den Sitzen der Biſchöfe errichteten Domſchulen. Karl der Große hatte alſo in ſeinem eigenen Reiche, beſonders in Fulda, und in der Miſſionsſchule zu Utrecht, naheliegende Vorbilder. Ja, der Biſchof Theodulf von Orleans hatte noch beſtimmter und durchaus ſelbſtändig bereits im Jahr 794 den Verſuch eines allgemeinen Volksunterrichtes gemacht und ſeinen Pfarrern eingeſchärft, in den Dörfern und auf den Höfen Schule zu halten und hiebei alle Kinder der Gläubigen, die man ihnen anvertrauen wolle, anzunehmen und mit äußerſter Liebe zu unterweiſen, ohne hiefür Lohn zu verlangen.

Noch größer war die Anregung von Italien und England aus. In Italien, auf deſſen claſſiſchem Boden die Kunſtwerke des Alterthums auf Karls empfänglichen Geiſt lebhaft einwirkten und ſeinem Bildungstriebe neue Nahrung gaben, dort, wo die Langobarden ſchon längſt berühmte grammatiſche Schulen unterhielten, machte er die Bekanntſchaft mit jenen angeſehenen Gelehrten Alcuin, Paulus Diakonus und Petrus von Piſa, welche mit Karl die Frage der Volkserziehung in der That zu ihrer erſten und dadurch welthiſtoriſchen Löſung gebracht haben. Alcuin, der Mittelpunkt des ganzen Gelehrtenkreiſes, war ein Angelſachſe. In ſeinem Heimatlande hatte man

Digitized by Google

schon 747 auf einer Synode den Anfang zur Einführung eines allgemeinen Schulunterrichtes gemacht. Man legte es dort Bischöfen, Aebten und Aebtissinen als Pflicht auf, ihre Pflegebefohlenen, besonders die Knaben in den Schulen zu üben in der heiligen Schrift und in den Wissenschaften, „damit sie erfunden werden der Kirche Gottes zu aller Art Gewinn". Die berühmte Schule zu York, wo Alcuin selbst Schüler und später Lehrer und Leiter gewesen war, wurde die Musterschule für das Frankenreich, wo nun nach Karls Ideen, im Unterschied von allen bisherigen Versuchen, ein lückenloses System von Schulen das ganze Volk umfassen sollte. Natürlich sah sich Karl zur Ausführung seines Vorhabens auf die Kirche angewiesen. Dies entsprach zugleich auch seiner persönlichen religiösen Anschauung. Das Christenthum ist ihm nicht blos die beseligende Religion, sondern der Inbegriff der Bildung und Gesittung überhaupt, und so wenig er auch der Kirche einen Eingriff in seine weltlichen Herrscherrechte gestattete, so sehr fühlt er sich berufen, sie mit dem weltlichen Regiment zu einem Gottesstaat zu vereinigen, wie er sich denn auch selber einen „ergebenen Vertheidiger der heiligen Kirche und des apostolischen Stuhles Helfer in Jeglichem" nennt. Darum ist er bemüht, das Christenthum in alle Zonen seines Reiches zu verpflanzen und oft wurden mit Blutgesetzen Christenthum und Königthum zugleich aufgedrungen. Eine Reihe neuer Bisthümer werden gegründet und reich ausgestattet, die Stiftungen an schon bestehende Kirchen und Klöster vermehrt. Dagegen soll der Klerus für den christlichen Wandel des gesammten Volkes einstehen; Kriegsdienst und Jagd, Zuchtlosigkeit und Unwissenheit will der Kaiser schlechterdings nicht mehr unter ihm dulden und er ermahnt in einem Rundschreiben (787) alle Bischöfe und Klöster auf das eindringlichste, die studia litterarum zu pflegen: erst das Studium befähige zum rechten Verständniß der Bibel; daß es oft hieran mangle, beweisen die vielen fehlerhaften Schreiben, die von Klöstern an den König in den letzten Jahren gerichtet worden seien. — In einem zweiten Rundschreiben erklärt er, er wolle die Kirchen, die vergessenen Werkstätten der Wissenschaft, wieder herstellen; er habe den durch Unwissenheit der Schreiber entstellten Bibeltext bessern lassen; sein Vater habe die Kirchen mit dem römischen Gesange geschmückt; er habe durch Paulus Diakonus aus den Werken der katholischen Väter eine Blumenlese von Homilien ausziehen lassen. — In einem Capitular von 789 befiehlt er geradezu, es sollen mit allen Bischofskirchen und Klöstern Schulen verbunden werden, wo nicht blos die Kinder der Leibeigenen (aus denen sich der Klerus gewöhnlich ergänzte), sondern auch die Kinder der Freien und Edeln unterrichtet werden sollen, und zwar in Psalmen, Noten, Gesang, Computus (Rechnen) und Grammatik. — Wenn diese Schulen allerdings zunächst nur für die Ausbildung des Klerus berechnet waren, so wird doch in einem

Digitized by Google

Capitulare von 801 geradezu gefordert, daß ein Jeder ſeinen Sohn zur Erlernung des Leſens in die Schule ſchicke und ihn bis zur Vollendung des Unterrichtes dort verweilen laſſe. Seinen Sendboten, den missis dominicis, welche die Ausführung ſeiner Befehle zu überwachen haben, ſchärft er ein, nicht nur darauf zu ſehen, daß alle Pfarrer zur religiöſen Unterweiſung des Volkes durch Predigt und Erklärung befähigt ſeien, ſondern daß Jedermann im Reiche gewiſſe kirchliche Formeln, vornehmlich das Glaubensbekenntniß und das Vaterunſer, und zwar in lateiniſcher Sprache, unter Androhung von Strafen, herſagen könne. Dieſe Vorſchrift wird mehrmals wiederholt, ja Karl geht ſo weit, ſelbſt Frauen für ihre Unwiſſenheit mit Peitſche oder Faſten zu bedrohen.

Wenn irgend etwas dazu angethan war, den Befehlen Karls wirkſamen Nachdruck zu verſchaffen, ſo war es das perſönliche Beiſpiel des erhabenen Kaiſers. Mit den Gelehrten tagtäglich zu verkehren und ſich in ihrem Umgang zu bilden, war ihm Bedürfniß und Genuß zugleich. Darum errichtete er an ſeinem Hofe eine Muſteranſtalt wiſſenſchaftlichen Lebens. Die Hofſchule, schola palatina, wie ſie ſchon die merowingiſchen Könige zur Bildung ihrer höhern Beamten gehabt hatten, erweiterte er zu einer Art Akademie, welche alle Wiſſenſchaften pflegte, zunächſt zur Bildung der Räthe, Diener und Hofgeiſtlichen, ſowie der Söhne und Töchter ſeines Hauſes und des dem Hofe naheſtehenden Adels diente, dann aber auch in weitere Kreiſe wiſſenſchaftliches Leben verbreitete. Karl ſelbſt gab ein aufmunterndes Beiſpiel des Fleißes und Bildungstriebes. Schreiben hatte er erſt als König auf dem Thron gelernt; eifrig ſtudirte er ſpäter Lateiniſch, Griechiſch, Rhetorik, Dialektik und Aſtronomie. Auch die Frauen, die Töchter und Schweſtern Karls, ſowie entferntere Verwandte nahmen an dieſem gelehrten Treiben Theil, vielleicht auch da nach dem Beiſpiel der Angelſachſen. Von der Aufklärung Karls, einer natürlichen Folge ſeiner Bildung, zeugen ſeine Capitularien gegen den Aberglauben des Volkes, ſeine Stellung im Bilderſtreit gegen die Bilderverehrung und ſeine Würdigung der Bildung überhaupt. Er gibt nichts auf den hohen Rang; auch die Armen und Leibeigenen werden in ſeine Beſtrebungen hineingezogen; denn er ſchätzt die Bildung über Alles und verleiht die angeſehenſten Ehrenſtellen und vornehmſten Biſthümer gerade den gebildetſten Gelehrten. Endlich, ſo ſehr er überzeugt iſt, daß die Volksbildung von der gelehrten, lateiniſchen Bildung der Geiſtlichen ausgehen müſſe, erkennt er doch die Schätze des deutſchen Volksgeiſtes. Er widmet der deutſchen Sprache und Poeſie ſeine beſondere Theilnahme, verſucht ſich an der erſten deutſchen Grammatik, gibt den Monaten und Winden deutſche Namen, läßt deutſche Heldenlieder ſammeln und aufzeichnen und befiehlt den Geiſtlichen, deutſch zu predigen und zu unterrichten.

Digitized by Google

Wir können uns von dem Umfang und der Lehrmethode, wenigſtens an den höhern Schulen der damaligen Zeit, ein ziemlich getreues Bild machen. Wie aus den Capitularien erſichtlich iſt, hatte Karl für das Volk neben der allgemeinen religiöſen Bildung und kirchlichen Unterweiſung noch zum mindeſten das Leſen im Auge. Die Kloſter- und Domſchulen erweiterten dieſen Lehrſtoff durch Kirchengeſang, Rechnen und Grammatik (lateiniſches Leſen und Schreiben), und wo ſie ſich in voller Blüthe zu Gelehrtenſchulen aufſchwangen, wie z. B. am Hofe Karls, ferner zu Tours und Fulda, kamen noch Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie hinzu.

Dieſe verſchiedenen Schulen ſind übrigens nicht als aufeinanderfolgende Stufen zu betrachten; jede fieng mit den einfachſten Elementen an und bildete ſo ein Ganzes für ſich.

Die Lehrmethode iſt am eheſten aus den Lehrbüchern Alcuins erſichtlich, wenn man aus ſeiner Schule zu Tours einen Schluß wenigſtens auf die Gelehrtenſchulen im Allgemeinen ziehen darf. Alcuin, oder Albuin, wie er ſich gewöhnlich nannte, der berühmteſte Lehrer und Freund des großen Königs, erhielt im Jahr 796 die Abtei Tours, wo er die herabgekommene Schule zu neuem Leben und neben der Hofſchule zu einer zweiten Muſterſchule erhob, in der die tüchtigſten Lehrer und Gelehrten des fränkiſchen Reiches herangezogen werden ſollten. Hiebei hielt er ſich unzweifelhaft an die ihm bekannte Domſchule zu York, von wo er auch die Bücher und übrigen litterariſchen Hülfsmittel bezog. Seine Lehrbücher zeigen ihn uns als einen vortrefflichen Lehrer. Sie behandeln die wichtigſten Fächer und ſind zum Theil ſpeciell für Karl den Großen und ſeine Familie geſchrieben. Wir begegnen in ihnen manchen eigenthümlichen Formen. So tritt in ſeiner Grammatik nach angelſächſiſchem Muſter beſonders der Dialog hervor: Der Lernende frägt und der Lehrende antwortet, manchmal reden auch zwei Schüler miteinander und mit dem Lehrer; öfters werden die Rollen vertauſcht, was die dramatiſche Lebendigkeit erhöht. Die einzelnen Redetheile ſind nach den Buchſtaben und Silben behandelt, bei den Silben werden Accent und Quantität nur kurz berührt. — Sein Werk: „de orthographia“ iſt ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Ausſprache des Lateiniſchen in der damaligen Zeit. — Ein merkwürdiges, kleines Lehrbuch iſt die „disputatio Pippini cum Albino Scholastico“, ein Handbüchlein für „Denkübungen“, zur Schärfung des Witzes und Verſtandes, ebenfalls in dialogiſcher Form. Darin ſind im erſten Theil Definitionen gegeben von verſchiedenen, den Menſchen naheliegenden Objecten und Begriffen, am liebſten in Metaphern; ſo vom menſchlichen Körper, vom Leben und Tod, von den Elementen, den Geſtirnen, den Jahreszeiten ꝛc. Z. B. Was iſt die Zunge? Eine Geißel der Luft. — Was iſt

Digitized by Google

der Nebel? Die Nacht am Tage, die Mühe der Augen. — Was ist der Tag? Die Anregung zur Arbeit. — Wenn schon diese Fragen und Antworten lebhaft an das Räthsel erinnern, so giebt dann in einem zweiten Theil der Lehrer dem Schüler wirkliche Räthsel auf, eine Form, deren Vorliebe Alcuin mit den Angelsachsen überhaupt theilte.

Gewiß haben die Wellenschläge dieser großen Reformbestrebungen Karls unser schweizerisches Vaterland, das ja auch zum fränkischen Reiche gehörte, ebenfalls berührt. Die Sage hat zwar die wirklichen Beziehungen verdunkelt, aber gerade, daß sie so früh den Kaiser durch Bild und Wort zu verherrlichen suchte und jeder Ort seinen Ruhm darin setzte, in möglichst innige Berührung mit ihm gebracht zu werden, ist ein Zeugniß von dem gewaltigen Eindruck seines Geistes. So hat denn voraus das Chorherrenstift in Zürich Karl den Großen nicht blos als seinen Gönner und Ordner, sondern sogar als Begründer seiner Stiftsschule gefeiert, und diese nach ihm Collegium Carolinum benannt. Der sogenannte Rotulus, eine Abschrift von Urkunden von verschiedenen Händen auf Pergament geschrieben, aus dem 9. bis 11. Jahrhundert, enthält ein ganzes Verzeichniß von Gütern und Einkünften, welche auf Karls Befehl nebst vielen andern Schenkungen von Laien und Geistlichen dem Stifte vermacht worden wären. Unter den Schätzen der Kirche zählte man eine Reihe als Geschenke Karls auf, darunter seine, heute noch vorhandene lateinische Prachtbibel auf Pergament. Man blieb hiebei nicht stehen, sondern schrieb Karl mehrmalige Besuche in Zürich zu (im Hause zum „Loch"), ja verherrlichte ihn schließlich sogar als Gründer der Stadt. So wenig nun auch diese Züge vor einer gewissenhaften Forschung bestehen können, so wenig ist auf der andern Seite die Bedeutung Karls für unsere Gegenden zu unterschätzen. Gewiß hat Karl, der im Ganzen fünf Mal nach Italien zog, also zehn Mal die Alpen passirte, auf seinen Zügen auch die Schweiz berührt. Ob er jemals Zürich besucht, ist zweifelhaft, um so mehr, da er nie in den Pfalzen des oberdeutschen oder schwäbischen Landes Hoflager gehalten. Daß bei seiner Sorge für die Kirche im Allgemeinen auch unser Land mit inbegriffen war, muß man von vorneherein annehmen, und es ist völlig glaubwürdig, daß jene Schenkungsurkunde des Chorherrenstiftes in Zürich auf Befehl Karls ausgefertigt worden sei, wenn sie auch nicht aus seiner Kanzlei herrührt. Damit steht dann auch das Bild des Kaisers in Verbindung, das beim ersten steinernen Bau des Großmünsters, im 10. Jahrhundert, in einer Nische aufgestellt, und beim Neubau unter Hans Waldmann 1488—90 in seiner gegenwärtigen Gestalt auf dem „Karlsthurm", unzweifelhaft nach dem ältern Vorbild, errichtet wurde. Endlich mußten Karls Verordnungen auch einen Aufschwung unserer Stifts- und Klosterschulen bedingen, und war daher die Verehrung, welche das Chor-

Digitized by Google

herrenstift in Zürich dem Kaiser zollte, durchaus begründet; ja wir sehen noch viel später den neuen Aufschwung der hiesigen Stiftsschule: die Anstellung des gebildeten Konrad von Mure als Cantor (Singmeister) 1259 und eine durch ihn bedingte Erweiterung des Lehrgebietes im unmittelbaren Zusammenhang mit dem anno 1233 in Zürich neu aufgekommenen Karlcultus.[1]

Allerdings erreichte Karl seine Ideale nur an seiner Hofschule; alle seine Bestrebungen kamen weit mehr der Gelehrtenbildung, als der Volksbildung zu Gute. Aber für jene ist seine Fürsorge nicht umsonst gewesen. Viele Schulen an den bischöflichen Kirchen und bei den Klöstern blühten empor; die fränkische Geistlichkeit zeichnete sich unter Karl im Allgemeinen durch ihre Gelehrsamkeit aus; aber auch die Laien wurden ergriffen. Es entstand eine neue, weltliche, von den Laien gepflegte lateinische und deutsche Dichtung; besonders aber gab Karl durch seine Ideen und seine Thaten zu einer neuen, zuverlässigen und künstlerischen Geschichtschreibung Veranlassung, als deren Hauptvertreter Einhard mit der classischen Biographie seines hohen Freundes betrachtet werden kann. Karls Regierung bezeichnet nicht blos für die äußere Machtstellung, sondern auch mit Bezug auf die Litteratur den Höhepunkt der fränkischen Macht.

Dagegen sind die Absichten und Hoffnungen Karls auf eine allgemeine Volksbildung durch Jahrhunderte unerfüllt geblieben. Einmal fehlte es der Staatsgewalt an den erforderlichen Organen zur Vollstreckung ihrer Befehle. Dann war ein großer Theil des Volkes unfrei, verarmt und jedenfalls ohne Bedürfniß und ohne Verständniß für die anbefohlene Bildung. Endlich ließ es der Klerus, von dem natürlich alles abhing, nur zu oft an der nöthigen Lust und am nöthigen Geschick fehlen; es war schon viel, wenn er sich zu einem Minimum rein kirchlicher Kinderlehre herbeiließ. Als vollends die Seele der ganzen Bewegung, Karl, dahinschied (28. Januar 814), wendete sich der Klerus immer mehr rückwärts. Schon im Jahr 817 beschloß die Synode zu Aachen, es sollen künftig keine Laien mehr in die Klosterschulen aufgenommen werden.

Je weniger die Folgezeit die großen Ideen Karls verstand, desto höher strahlt sein Genius. „Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt; aber nach Höherem hat Keiner gerungen."

Dr. Ernst.

---

[1] Karl wurde 1166 durch Papst Paschalis III. heilig gesprochen; daher der 28. Januar, Karls Todestag (814), nach kirchlicher Sitte sein Gedächtnißtag, der „Karlstag".

Digitized by Google

Die Schule des Kloſters St. Gallen.

Erſt im zweiten Jahrhundert des Beſtehens der geiſtlichen Anſiedelung im Hochthale der Steinach, als die Zelle des heiligen Gallus, des keltiſchen Einſiedlers, durch den in Rätien gebildeten Schwaben Otmar in Folge der Annahme der benedictiniſchen Regel zum wirklichen Kloſter wurde — 747 oder 748 —, hebt eine zuſammenhängende Geſchichte und zugleich die große Culturbedeutung des nach dem erſten Begründer genannten Gotteshauſes an. Ganz gewiß darf man alſo auch ſchon in die Zeit dieſes erſten Abtes Otmar die Gründung der Schule zu St. Gallen anſetzen, ja vielleicht deren erſte Anfänge, entſprechend der überall gültigen Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der kirchlichen Inſtitute im frühen Mittelalter, noch höher in die Zeit der einfachen Einſiedler-Zelle hinaufrücken. Denn die erſte ſchwache Spur von „Schülern des Kloſters" findet ſich zwar nur rein zufällig in einer Aufzeichnung von Wundergeſchichten, in denen die Kraft des heiligen Gallus zu Tage getreten ſein ſoll: ein Dieb hat das väterliche Haus des Schülers, welcher dann ſpäter ſelbſt Mönch wurde, erbrochen, während derſelbe dem nächtlichen Gottesdienſte in der Kloſterkirche beiwohnte, und auch deſſen Buch mit ſich genommen. Aber ſo iſt es in der ſonſt ſo reich ausgeſtatteten St. Galler Kloſtergeſchichtſchreibung auch ferner geblieben. So wichtig, ſo vorbildlich geradezu, ſo weithin wirkend die St. Galler Schule geweſen iſt, ſo ganz zufällig vereinzelt ſind die Nachrichten über dieſelbe. Viele Namen von Lehrern, ein großer anerkannter Ruhm der Schule ſind uns überliefert; doch nahezu nichts von demjenigen liegt vor, was etwa zu einer regelrechten Schulgeſchichte erforderlich erſcheint. Denn die reichlichere Kunde von St. Galler Wiſſenſchaft und St. Galler Gelehrten iſt doch noch bei weitem nicht gleichbedeutend mit der St. Galler Schule ſelbſt.

Ein beſtimmt in das Gewicht fallendes Zeugniß für das Vorhandenſein einer Schule in reicherer Entwicklung iſt zum Jahr 830 gegeben, wo Abt Gozbert einen Neubau des Kloſters in das Werk ſetzte und dabei den noch heute in St. Gallen auf der Bibliothek aufbewahrten Normalplan einer großen Abtei wenigſtens theilweiſe jedenfalls zum Vorbild nahm, wobei aber durchaus nicht behauptet werden darf, daß von dem Plane auf das in St. Gallen Geſchaffene einfache Rückſchlüſſe erlaubt ſeien. Wenn jedoch nun geſchichtlich für das neunte Jahrhundert der Beſtand einer inneren und einer äußeren St. Galler Schule neben einander belegt iſt und wenn andererſeits der Kloſterplan dem entſprechend Gebäulichkeiten einer inneren zur Seite derjenigen einer äußeren Schule aufweiſt, ſo darf wohl hieraus ein Schluß

Digitized by Google

auf die Pflege der pädagogiſchen Beſtrebungen in St. Gallen gethan werden. Die innere Schule ſteht auf dem Plane in den demſelben eingefügten Inſchriften als die eigentliche Kloſterſchule verzeichnet: „In dieſem Verſchluſſe werden die Dargebrachten — d. h. die von den Eltern dem Kloſterleben von Anfang an geweihten Knaben — den Novizen beigeſellt“. Dem entſprechend iſt ſie auch, öſtlich von der Kirche, mit dem klöſterlichen Krankenhauſe ſymmetriſch angelegt und auf der Nordſeite mit einer eigenen Kirche verſehen, welche ſich mit der gleich eingerichteten des Spitales unter einem und demſelben Dache befindet; nach einem inmitten frei liegenden Hofe öffnen ſich die Räume des Anſtaltsgebäudes, Schlafzimmer, Arbeitszimmer und Speiſeſaal, ferner die Gemächer des Lehrers und der Kranken. Die äußere Schule — „das Haus der gemeinſchaftlichen Schule und der Erholung“ ſagt die Beiſchrift — iſt dagegen außerhalb der Clauſur, neben dem Abthofe, angebracht. Auch ein weitläufiges Gebäude, mit einem Hofraume, ſowie mit einem eigenen dem Schulhauſe vorüberſtehenden Hauſe des Schulvorſtehers, entbehrt ſie einer Kirche; denn hier werden nicht Novizen, ſondern zukünftige Weltgeiſtliche unterrichtet.

Wie die geſammte geiſtige Bethätigung des neunten Jahrhunderts, ſo knüpft ſich auch diejenige St. Gallens an die Anregungen an, welche in Karl dem Großen und dem Kreiſe, den er um ſich geſammelt, ihren Mittelpunkt hatten. Die wiſſenſchaftlichen und die pädagogiſchen Leiſtungen der St. Galler ſind durch mehr oder weniger deutlich erkennbare Fäden theils mittelbar, theils direct mit den Pflanzungen des großen Lehrers und Freundes des Kaiſers, Alcuin, verknüpft. Die berühmte Schule von Fulda, das nahe gelegene, in der Perſon ſeines Abtes, des hoch geprieſenen Walahfrid, in der Mitte des Jahrhunderts den St. Gallern enge verbundene Gotteshaus auf der Reichenau boten ſolche Vermittelungen. Dazu dauerte ſtets noch der Verkehr mit den Stammgenoſſen des heiligen Gallus fort: theils als unſtete Zugvögel, aber auch zu längerem Aufenthalte kamen gelehrte Iren, die dem Unterrichte förderlich wurden. Auch die günſtige Lage an einer Hauptverkehrsſtraße nach Italien mußte dem Schulleben des Gotteshauſes viele anderswo vermißte Früchte zeitigen. Daß Abt Gozbert für die Vermehrung der Bücherſammlung eifrig ſorgte, die Schreibethätigkeit im Kloſter hob, daß darnach von 841 an Abt Grimald, ein Schüler Alcuins, und ebenſo ſein ſtändiger Decan und ſpäterer Nachfolger Hartmut — 872 bis 883 Abt — hierin fortfuhren, wie denn aus dieſer Zeit das erſte ungefähr 400 Bände umfaſſende Bücherverzeichniß ſtammt, und durch Schenkungen die Bibliothek vermehrten, all das iſt gewiß auch mit der Hebung der Schule in Verbindung zu bringen. Ebenſo wenig iſt, bei der engen Verknüpfung des Schriftweſens mit den litterariſchen Leiſtungen als ſolchen, die hervorragende

Digitized by Google

Bedeutung St. Gallens für Schreibkunſt und Malerei, und zwar im vollendetſten Stile der karolingiſchen Kunſt, von Grimalds Zeit an, zu überſehen, wie ſie vor allem im Prachtwerke des Psalterium aureum ausgeſprochen iſt. Man darf ganz gewiß die St. Galler Schule einerſeits als das Centrum des geiſtigen Lebens im Kloſter, andererſeits als eine weithin ſtrahlende Leuchte bezeichnen; aber zugleich iſt offen einzugeſtehen, daß von dem eigentlichen Schulleben faſt gar nicht Bericht erſtattet werden kann.

Wol iſt uns nämlich für eine ganze Reihe von Mönchen bezeugt, daß ſie als „magistri“, als „doctores“, wie das Todtenbuch des Kloſters ſie nennt, gewirkt haben, und wol treten uns die namhafteſten unter ihnen in ausgeführterer Charakteriſtik, in mehr oder weniger anekdotenhaften Geſchichten entgegen, in einem Zuſammenhange, wo oft auch von der Schule, von einzelnen Schülern geſprochen wird. Allein wir ſind weit davon entfernt, daraus zu lernen, wie, nach welchem Plane, bis zu welchen Zielen in dieſer großen Zeit St. Gallens unterrichtet wurde, und haben nur das Recht, anzunehmen, daß die allgemein geltende Methode der Lehre, wie ſie in der Unterſcheidung der ſieben Diſciplinen, des Triviums und Quadriviums, galt, in St. Gallen in beſonders anerkannter Weiſe befolgt worden iſt. An dieſem Mangel genauerer Kunde trägt der Umſtand die Hauptſchuld, daß der bekanntlich vielfach ſehr farbenreiche, in ſich ſelbſt jedoch höchſt ungleiche Bericht über das innere Leben im Kloſter im neunten Jahrhundert erſt im elften aufgezeichnet worden iſt und daß außerdem dieſe in vielen Stücken mit Recht hoch gelobte Erzählung der Kloſtergeſchichte Ekkeharts IV. viel mehr eine Schilderung einzelner Perſönlichkeiten, als die Vorführung des geſammten Thuns der Bewohner des Gotteshauſes iſt. Derjenige Kloſtergeſchichtſchreiber dagegen — Ekkeharts IV. Vorgänger als Hiſtoriograph im neunten Jahrhundert —, welchen Ekkehart ſelbſt als beſonders tüchtigen Lehrer rühmt, Ratpert, hat in ſeiner eigenen Darſtellung der Entwickelung des Gotteshauſes, bis in die Zeit der letzten Karolinger, nur ganz einſeitig der äußeren Geſchichte desſelben ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt, insbeſondere der Schule und der Leiſtungen derſelben ganz und gar nicht gedacht.

Immerhin ſind nun, wenn man nicht aus den Augen verliert, daß nur Tradition, und zwar vielfach ausgeſchmückte und unſichere, von Selbſtlob erfüllte Kloſterüberlieferung, vorliege, die Charakteriſtiken Ekkeharts, die Bilder einzelner unter dieſen Lehrern für unſeren Zweck verwerthbar. — Nach einem Werinbert, welchem nebſt Hartmut der Mönch Otfrid von Weißenburg ſein Evangelienbuch zugeſandt hatte und den andererſeits ein 883 durch Kaiſer Karl III. zur Lebensſchilderung Karls des Großen aufgeforderter ungenannter Mönch als ſeinen Lehrer pries, ſind Möngal und Iſo, jener ein zugewanderter Landsmann des heiligen Gallus, dieſer ein

Digitized by Google

Thurgauer († 871), die erſten beſtimmter hervortretenden Perſönlichkeiten im Lehrkörper der St. Galler Schule, jener als Vorſteher der inneren, dieſer als derjenige der äußeren Schule; Iſo ſtarb ferne von St. Gallen im burgundiſchen Jura zu Grandval, wohin er als Kloſterlehrer auf Zeit erbeten worden war. Ein Zeitgenoſſe Iſos, nicht, wie Ekkehart IV. irrig meint, ein Schüler desſelben, iſt ferner jener ſchon genannte Zürcher Ratpert, der, als Dichter in lateiniſcher, wie in deutſcher Sprache hochgeſchätzt, der Kloſterſchule vorſtand. Was Ekkehart IV. an ihm rühmt, daß er ſtrenge Zucht in der Schule gehandhabt, jede Entfernung vom Kloſter dem Tode gleich geachtet, nur zwei Schuhe im Jahre gebraucht habe, daß er ſagte: „Gute Meſſen hören wir, indem wir ſie zu halten lehren“, daß an ſeinem Sterbebette die Treue und Liebe der Schüler ſich dadurch zeigte, daß vierzig derſelben, ſämmtlich Domherren, um ſein Lager ſtanden, dies bietet ſämmtlich kleine Züge zur Geſchichte des Schullebens. — Aber höher noch ſteht das nächſtfolgende Geſchlecht, der ziemlich gleichalterigen Schüler der eben genannten Lehrer: es ſind Notker der Stammler aus dem Geſchlechte der Schultheißen von Jonswil, 912, und Tuotilo, der Künſtlermönch, kurz nach ihm geſtorben, ſowie der bis 920 als Abt von St. Gallen und zugleich als Biſchof von Conſtanz regierende hervorragende Staatsmann Salomon III., vom jenſeitigen Bodenſeeufer ſtammend, und Hartmann, 922 bis 925 Abt in St. Gallen. In Notker, der ſich ausdrücklich ſelbſt als Schüler Iſos und Möngals — oder, wie er ihn mit den St. Gallern nennt, Marcellus — bezeichnet, trat vorzüglich eine Seite, welche die St. Galler Schule in erſter Linie betonte und pflegte, zu Tage, der muſikaliſche Unterricht, für deſſen Förderung Möngal als Irländer beſondere Meiſterſchaft bewieſen hatte. Jene für die Entwickelung des mittelalterlichen Kirchengeſanges hervorragend wichtige muſikaliſche Erfindung, diejenige der Sequenzen, welche Notkers Namen ganz voran verherrlichte, bekennt Notker, wenn auch ſelbſtändig, doch unter dem fördernden Beirathe jener ſeiner Lehrer gemacht zu haben: Marcellus habe dann nach freudiger Billigung des Schülers Verſe geſammelt und den Knaben zum Geſange übergeben. Von Tuotilos, des kunſtfertigen Elfenbeinbildners und Muſikers, Antheil an der Schulleitung vernimmt man, er habe, in allen Dingen praktiſch erfahren und gewandt, auf den Saiten, wo er auch vorzüglich bewandert war, die Söhne der Edeln in einem vom Abte dazu beſtimmten Raume unterrichtet. Von dem innigen Verhältniſſe, wie es zwiſchen Lehrern und Schülern, auch noch über die Zeit der Zugehörigkeit zur Schule hinaus, beſtand, legen Briefe Zeugniß ab, in denen der ſpätere Abt und Biſchof Salomon III. und deſſen Bruder Waldo, Biſchof von Freiſing, Zöglinge der äußeren Schule, in Beziehung zu einem Lehrer, deſſen Perſon nicht feſtſteht — Notker iſt es wohl nicht —, erſcheinen. Salomon hat dann

Digitized by Google

noch in den Jahren seiner hohen Würden zu zeigen verstanden, was er in der Jugend zu St. Gallen erlernt, seine Beredtsamkeit, seine Kunst im Malen von Handschriften und vor Allem in der Entwerfung schön geschmückter Initialen, seine Fertigkeit in der Handhabung des Metrums. Dagegen wird das sogenannte Salomon'sche Glossarium, eine umfassende Sammlung des gesammten Wissens der Zeit, ohne Beweis mit dem Namen des Abt-Bischofes zusammengebracht. Eine anmuthige Anekdote jedoch, welche Ekkehart IV. an die Schilderung des letzten Besuches Salomons III. in St. Gallen, am Weihnachtsfest 919, anknüpft, mag hier noch erwähnt werden, weil sie einen jener seltenen Einblicke in die Kreise der Schüler selbst gewährt. Weil die Schüler am Tage der unschuldigen Kinder das Recht hatten, eintretende Gäste zu ergreifen und die Festgenommenen zum Loskaufe zu vermögen, übten sie diese Gewohnheit auch an dem bei ihnen sich zum Besuche einstellenden hohen Herrn; doch als sie ihn nun auf den Hochsitz des Lehrers setzten, nahm er das Züchtigungsrecht des Lehrers für sich in Anspruch, gestattete dann aber, daß sie sich, nachdem sie schon zum Empfange der Strafe ihre Obergewänder ausgezogen, durch Darlegung ihres Wissens von der Strafe loskauften, worauf sie Alle den Abt-Bischof lateinisch anredeten, die ganz Kleinen, wie sie es eben konnten, die Mittleren rhythmisch, die Größten metrisch oder gar rhetorisch, so daß er sie emporhob und küßte, auch für die drei regelmäßigen jährlichen Spieltage zur Ausstattung des Tisches der Schüler eine Stiftung machte.

Weniger reichliche Nachrichten über die Schulthätigkeit der im Uebrigen fortgesetzt auf der Höhe der Wissenschaft der Zeit stehenden gelehrten Mönche, voran des Decans Ekkehart I. und seiner vier Neffen — es sind Ekkehart II. und III., Notker mit der dicken Lippe, genannt der Deutsche, und der spätere Abt Purchard II. —, dann Notkers des Arztes oder, wie er auch wegen der von ihm betonten Schärfe der Zucht hieß, des Pfefferkornes, und anderer namhaft gemachter Mönche, eines Gerald, eines Chunibert — diesen berief der Herzog von Baiern als tüchtigen Schulmann nach Salzburg — und Anderer, sind aus dem weiteren Laufe des zehnten Jahrhunderts bei Ekkehart IV. vorhanden. Ueberhaupt scheint in der ottonischen Zeit das Kloster etwas von der hohen Stufe, die es unter den letzten Karolingern erreicht hatte, gesunken zu sein: eine der Ursachen lag in der verderblichen Feuersbrunst von 937, die ein Schüler angestiftet, als er, um für sich und seine Genossen zur Züchtigung die Ruthen auf dem Dachboden zu holen, ausgeschickt worden war und dabei ein brennendes Scheit aus einem Ofen gerissen und in das aufgeschichtete dürre Holz gesteckt hatte. Erst mit dem Beginne des elften Jahrhunderts, unter jenem Abte Purchard II., 1001 bis 1022, erlebte die St. Galler Gelehrsamkeit und die St. Galler Lehre nochmals

Digitized by Google

einen hohen letzten Aufschwung, und aus dieser Zeit haben wir, abermals Dank Ekkehart IV., doch hier nicht durch seine Geschichtschreibung, sondern durch anderweitige Leistungen seiner großen litterarischen Thätigkeit, die Möglichkeit, ein genaueres Bild der St. Galler Schule zu entwerfen. Denn in seinem, des Schülers Notkers des Deutschen, Liber benedictionum, Codex Nro. 393 der St. Galler Stiftsbibliothek, einem der bemerkenswerthesten Stücke dieser Bücherei, ist, wie ein berufener Kenner, Dümmler, urtheilt, der gesammte Umfang der St. Galler Schulweisheit zu Ekkeharts IV. Zeit niedergelegt.

Notker der Deutsche war einerseits einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, andererseits ein Lehrer, dem gemäß seines Schülers und Nachfolgers, Ekkeharts IV., Meinung, kein anderer gleichkam. Der berühmteste aller wissenschaftlich hervorragenden St. Galler Brüder, hat Notker voran, nach Wackernagels Schätzung, es ermöglicht, daß die Künstler- und die Gelehrtengeschichte St. Gallens in ihren Grundzügen die Geschichte der Kunst und der Gelehrsamkeit des deutschen Mittelalters überhaupt ist. Als Mittel des Unterrichtes zog Notker zu der lateinischen Litteratur die deutsche Sprache, zum Behufe der Erklärung der geistlichen und weltlichen Schriften, zur Verdeutlichung des Schulvortrages herbei, und so entstanden für den Schulgebrauch jene „libri expositionum", die Uebersetzungs- und Erklärungsprosa, so daß der lateinische Text von der Verdeutschung einzelner Worte oder ganzer Sätze, hie und da von deutschen Beispielen unterbrochen ist—, welche sowol classische, als biblische Litteratur heranzog und als das von Notker in erster Linie ausgehende Werk dieses Lehrers selbst und einer an ihn sich anschließenden Schule anzusehen ist. Es läßt sich nicht sagen, wie weit gerade auch Ekkehart IV. selbst an diesen Arbeiten theilnahm, obschon das, wenn eben Notker wirklich solche Gehülfen hatte, sehr wahrscheinlich ist; dagegen zeigt die Entstehung jenes genannten Codex Nro. 393 um so bestimmter den Anschluß Ekkeharts an den Lehrer, und auch noch andere Indicien sprechen für deren enge gegenseitige Beziehungen. Dahin gehört, daß gleich nach Notkers Tode — derselbe folgte rasch auf denjenigen des trefflichen Abt Purchard, 1022 — Ekkehart das für ihn verwaist gewordene St. Gallen verließ und einem Rufe des Erzbischofs von Mainz zur Leitung der dortigen Schule folgte, worauf er erst nach dessen 1031 erfolgten Tode nach St. Gallen zurückkehrte und wol bis zu seinem eigenen Ende, das etwa 1060 eintraf, daselbst blieb. Als gelehrter Meister der Schule hat er da die längste Zeit gewirkt.

Wie nun die Lehre und die Schuldisciplinen in dieser Epoche letzter Blüthe der Schule vor lange dauerndem Verfalle beschaffen waren, das eben lernen wir aus dem Inhalt und der Form der im Codex Nro. 393 durch

Digitized by Google

Ekkehart ſelbſt geſammelten Stücke. Es ſind Arbeiten aus Ekkeharts eigener Lehrzeit, von Notker angeregt und unter deſſen Aufſicht gemacht, dann aber vom Lehrer, weil er auf die Elaborate des Schülers Werth legte und ſie für der Aufbewahrung würdig anſah, aufgehoben, ſo daß Ekkehart ſpäter dieſe Uebungsſtücke in Verſen, welche ihm ſeinerzeit der Lehrer aufgegeben, finden und neu zuſammenſtellen konnte. Denn es ſind durchaus Proben lateiniſcher Dichtkunſt über vom Lehrer geſtellte Aufgaben, kirchlichen, legendariſchen Inhaltes, welche in dieſen „dictamina diei debita“, „dictamina magistro“ vorliegen, entſprechend dem ſchon in der Anekdote von Salomons Beſuch bei den Schülern hervorgehobenen Umſtande, daß ſeit den Zeiten Notkers des Stammlers neben der Pflege der Muſik die Fertigkeit in lateiniſchen Verſen vorzüglich in der Schule feſtgehalten wurde. Woran aus dem Geiſte, in dem Ekkehart nun dieſe Dichtungen geſchaffen hat, dann aus den weiteren Spuren ſeiner in St. Gallen noch jetzt reichlich vertretenen litterariſchen, beſonders auch textkritiſchen, gloſſatoriſchen Thätigkeit läßt ſich eine Reihe von Schlüſſen auf die Lehre thun, welche Ekkehart früher als Schüler gewonnen hatte und welche hinwiederum jetzt von ihm ertheilt wurde.

Was zunächſt die formale Seite betrifft, ſo ſind ſeine Dichtungen faſt ſämmtlich in monotonen leoniniſchen Hexametern, d. h. alſo mit den antiken Forderungen ganz widerſprechender Reimung von Mitte und Schluß der Verſe, oder aber in durchweg gereimten Diſtichen abgefaßt. Schon die Schwierigkeit und der Zwang dieſes Versmaßes bedingten vielfache Künſteleien und Dunkelheiten der Sprache; aber auch ſonſt, in ſeiner Proſa, ſo beſonders in ſeinen Casus sancti Galli, iſt Ekkeharts lateiniſcher Stil unbeholfen, vielfach undurchſichtig, geſucht, jedenfalls nichts weniger als claſſiſch: er hat ſein Latein etwa ſo geſchrieben, wie es auf der von ihm geleiteten Schule geſprochen werden mochte. Dann wenn auch Ekkehart ſelbſt einmal ſich hart tadelnd über den ſchlechten Unterricht der Halbſchulmeiſter ausdrückt, welche ihren Schülern ſagten, ſie ſollten die deutſchen Phraſen einfach Wort für Wort in derſelben Reihenfolge in das Lateiniſche wenden, ſo iſt er doch ebenſo wenig von Germanismen frei geblieben, ſo ſehr er im Uebrigen auf das Deutſche als auf die Barbarenſprache herabſah, welche auf gelehrten Gebrauch ein Anrecht nicht beſitze. Was dann weiter die Kenntniß des Griechiſchen angeht, ſo war wol Ekkehart derſelben in beſcheidenem Maße theilhaftig, indem er zuweilen griechiſche Worte anbringt und erklärt, auch griechiſche Verſe einmiſcht. Doch iſt überhaupt an der St. Galler Schule dieſes Studium vereinzelt und ſpärlich geblieben und von keiner eingreifenderen Bedeutung für die gelehrte Bildung im Ganzen geweſen. Wol war ſchon früher in einem Briefe Notkers des Stammlers von „griechiſchen Brüdern“, d. h. von St. Galler Mönchen, welche dieſe Sprache ſich an-

Digitized by Google

geeignet, die Rede gewesen; aber gerade dieser Notker, der erste Lehrer in seiner eigenen Zeit, hatte zu denselben nicht gezählt. Auch jene bekannte anmuthige Anekdote von dem Klosterschüler Purchard — dem späteren Abte Purchard II. —, welcher mit seinem Vetter Ekkehart II. zur Herzogin Hadwig auf den Hohentwiel gieng und sein Begehren vorbrachte: „Fast sprech' ich, Herrin, Latein: Grieche noch möcht' ich sein" —, beweist, daß auf diesem Gebiete für die Lernbegier in St. Gallen nicht viel noch in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zu finden war.

Entsprechend ihrem Ursprunge, als „dictamina magistro", und gemäß der gelehrten Lieblingsbeschäftigung Ekkeharts, der Textkritik und Texterklärung, den Eindruck selbst corrigirter Exercitien mit ihren zahlreichen Glossen hervorrufend, so geben geradezu diese Stücke, oft nicht so sehr die Dichtungen, als die Beifügungen, den besten Begriff vom Umfange der Studien Ekkeharts, d. h. aber auch von den Disciplinen der St. Galler Schule selbst. Ekkehart hat in einer anderen Handschrift die sieben freien Künste als Standbilder auf Säulen, jedes mit besonderen Attributen, in etwas wunderlicher Versinnbildlichung verherrlicht, und aus allen seinen Leistungen geht voran die Pflege des Triviums, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik, hervor. Aber auch das Quadrivium — Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie — lag ihm wenigstens nach einer Seite sehr nahe; denn wie in St. Gallen die mit der Dichtkunst untrennbar verschwisterte Musik seit Notkers des Stammlers Zeit ungemein hoch gehalten und gepflegt wurde, so hat auch Ekkehart mehr als einmal betont, daß unter den sieben Schwestern die Musik zwar schwieriger zu erlernen, aber naturgemäßer als die anderen und fürwahr im Gebrauche lieblicher erscheine. Daneben ist die Astronomie, wie denn ja auch unter Abt Purchard II. ein Globus verfertigt wurde, Ekkeharts Gesichtskreise näher liegend gewesen. Geometrische Fragen werden einige Male durch Figuren erläutert. Am fernsten lag ihm, wie es scheint, die Arithmetik, und es ist neuerdings auch aus anderen Indicien, Rechnungsfehlern in Daten bei Urkundenschreibern, der Schluß auf eine größere Vernachlässigung dieser Kunst in der St. Galler Schule gethan worden. Daß jedoch weiter selbstverständlich alle Lehre und Wissenschaft ihr Centrum in der Theologie finden und dieser dienen mußten, daß eine ebenso große und reichere Belesenheit in den Kirchenvätern, wie in den Classikern, uns entgegentritt, ist wol nicht eigens zu betonen nothwendig. Die Vorliebe für historische Fragen ist bei Ekkehart wohl eher dem Historiographen, als dem Schulmeister zuzuschreiben. — Aber endlich eröffnet uns eines dieser Gedichte auch einen Einblick in das frische Treiben der Schüler an einem Ferientage: „Schlafet ihr Wissenschaften! Habet Ruhe, ihr Bücher!" und „Friede halte die Ruthe! Blind wie der Maulwurf sei der Aufseher!" Da bekämpfen sich

Digitized by Google

die Knaben und Jünglinge helmbewehrt durch Steinwurf oder ſuchen im Wettlaufe Preiſe zu erringen, oder ſie ringen nach dem Vorbilde der Alten mit geſalbten Händen und wenigſtens theilweiſe entblößtem Körper, und noch weitere Ergötzlichkeiten ſind erwähnt. Ganz beſonders genießen ſie der Fackel — noch bei Licht dauert die Erholung fort —, des Bades, des Weines an dem feſtlichen Tage. —

Aber Ekkehart IV. iſt ein Epigone. Schon er ſelbſt glaubte in ſeiner Zeit durch von außen her dictirte innere Veränderungen den wahren Geiſt der guten alten Zeit verkümmert zu ſehen. Dann begann in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts die Verwicklung St. Gallens in den großen Weltkampf des Inveſtiturſtreites. Die Aebte werden nothgedrungen in der harten Zeit aus Hirten Krieger, aus Förderern von Schule und Wiſſenſchaft fürſtliche Lenker eines immer mehr individuell ſich abſchließenden politiſchen Territoriums. Sogar die Kloſtergeſchichtſchreibung gieng nicht lange nach der Zeit, wo — Ende des dreizehnten Jahrhunderts — der allerdings ſehr kleine, faſt nur noch aus ſchwäbiſchen Edelleuten von jenſeits des Rheines und Bodenſees componirte Convent urkundlich bekennt, er entbehre der Kunde des Schreibens, an die an der Seite des Stiftes erwachſene Stadt über, aus der ein dem Kloſter übrigens nahe verbundener Bürger, Chriſtian Kuchimeiſter, in der Zeit Kaiſer Ludwigs des Baiern, in deutſcher Sprache „Nüwe Caſus“ ſchrieb, nachdem ein Jahrhundert vorher der Mönch Konradus de Fabaria mit der lateiniſchen Abfaſſung aufgehört hatte. Ritterliche Uebung, politiſche Einſicht, reichsfürſtliche Thatkraft waren jetzt der Schmuck der Aebte geworden, unter denen in der letzten ſtaufiſchen, der erſten habsburgiſchen Zeit ganz hervorragende Perſönlichkeiten ſich befinden, und wir wundern uns nicht, wenn ein Minneſänger auch von einem Abte von St. Gallen rühmend ſagt, daß er „Taglied machte ſo rechte ſchone“. Freilich iſt nun aber daneben für eine Schule kein Platz mehr im Kloſter, und wenn etwa in Urkunden da und dort ein und ein anderer „magister puerorum apud s. Gallum“ erſcheint, ſo iſt er nicht mehr im Kloſter als Mönch, ſondern in der Stadt zu ſuchen.

Erſt als nach den furchtbaren Schlägen des Appenzellerkrieges das Kloſter mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ſich wieder ökonomiſch und politiſch kräftig erhob, war, wenige Decennien nachdem der allerdings gewiß lügneriſch übertreibende Humaniſt Poggio vom Conſtanzer Concil aus die Bibliothek zu St. Gallen in recht übelm Zuſtande getroffen hatte, auch die lateiniſche Schule hergeſtellt, und am Ende des Jahrhunderts wurde nach dem Rorſchacher Kloſterbruch das dortige ſtattliche Gebäude blos in der Abſicht wieder errichtet, damit dort eine hohe Schule erſtellt werden könne. Freilich kam nun dazwiſchen die zeitweilige völlige Aufhebung des

Digitized by Google

Gotteshauſes St. Gallen durch die Ereigniſſe der Reformation; aber ſobald 1532 nach der Schlacht von Cappel Abt und Mönche in die durch die Stadt wieder herausgegebenen Gebäulichkeiten zurückgekehrt waren, wandte man auch dieſen Dingen von neuem die Aufmerkſamkeit zu, obſchon allerdings ſpäter die, eben für Marienberg bei Rorſchach, geplante höhere katholiſche Centralſchule nie recht gedeihen wollte. Was wenigſtens noch für die Heranziehung der eigenen Novizen die in der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts rühmlichſt belebte St. Galler Wiſſenſchaft vermochte, das zeigt in glänzender Weiſe in allererſter Linie jener Mönch Ildefons von Arx, der als Wächter der wiſſenſchaftlichen Schätze den Beſtand der Stiftung überlebte († 1833) und deſſen ganz vorzügliche „Geſchichten des Kantons St. Gallen“ auch für die Geſchichte der St. Galler Schule noch heute den beſten Aufſchluß ertheilen.

G. Meyer von Knonau.

Frowin, Abt von Engelberg

† 1178.

Frowin kam als Reformator 1143 von St. Blaſien, in das 1120 geſtiftete, ſchon nach dem Tod des erſten Abtes Adalhelm 1131 geſunkene Kloſter. In Engelberg begründete er, nachdem er ſchon in St. Blaſien Annalen hatte zuſammen ſchreiben laſſen und ſelbſt Auszüge gemacht hatte, die Bibliothek, für welche er ſelbſt als Schreiber und Maler mitarbeitete (vergl. Rahn Geſchichte der bildenden Künſte in der Schweiz 306—311), war als theologiſcher und philoſophiſcher Schriftſteller thätig, pflegte auch die Schule und verſorgte ſie mit Büchern für deren Bedarf. Er umgab das Kloſter mit Mauern und ließ die Alp Herrenrüti urbar machen.

Allgemeine deutſche Biographie: Bd. VIII. 153.

Felix Hemmerlin.

[Quellen: Reber, Felix Hemmerlin von Zürich, 1847. — Fiala im Urkundio I, 281 ff. Derſelbe im Programm der Solothurner Kantonsſchule 1875: „Die alte Stifts- und Stadtſchule“. — Ferner Secrétan in der Galerie Suisse (biographies nationales) Bd. I. Lauſanne 1873. S. 125—132, Fiala in der Allgemeinen deutſchen Biographie, Bd. XI, 721.]

Felix Hemmerlin, den Zeitgenoſſen und der Nachwelt ebenſowol durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeine ſcharfe Zunge wie durch ſein tragiſches Schickſal

Digitized by Google

bekannt, freisinnig und doch vom Aberglauben seiner Zeit keineswegs völlig frei, war ein Zürcher aus guter Familie und 1389 geboren. Dreiundzwanzig Jahre alt wurde er Chorherr am Großmünster. Am Concil von Constanz that er sich durch Eifer und Gelehrsamkeit so sehr hervor, daß das Stift von St. Ursus und Victor in Solothurn den noch jungen Mann 1421 als Propst an die Spitze des Stifts stellte. Hier entfaltete nun Hemmerlin eine ungemein rege Thätigkeit für die Schule, die mit der Propstei verbunden war. Er reorganisirte dieselbe und gab ihr neue Statuten (1424). Indem diese dem Schulmeister eine ehrenhafte und einträgliche Stellung anweisen, fügen sie eindringlich und charakteristisch hinzu: „Er bewähre sich seinen Schülern in und außer der Schule in fleißigem Unterricht und gutem Beispiele, damit er vor dem Herrn von allem ihm Anvertrauten einst würdige Rechenschaft geben kann, indem ihre (der Schüler) Nachlässigkeit sowol von Gott als von den Menschen ihm und nicht den Schülern aufs schwerste angerechnet wird.“ Aus spätern Zusätzen ergiebt sich, daß ärmere Schüler vom Stift Unterstützung erhielten; vielleicht auf seine Anregung hin, — wie er denn auch in seiner nachmaligen Stellung in Zürich eine Vergabung für arme Schüler gestiftet hat. Hemmerlin war es auch, der zuerst die im Stift vorhandenen Bücher ordnete und katalogisirte, und die Sammlung durch eigne und fremde Schenkung zu vermehren strebte (1426); daneben besaß er selbst eine reiche Privatbibliothek, die er in Zürich bis auf 500 Bände brachte, die größte im Bisthum Constanz. Noch existiren bei dem Stift in Solothurn von Hemmerlins eigner zierlicher Hand geschrieben sowol der Katalog der Bibliothek als oben genannte Schulstatuten.

Im Jahr 1431 kehrte Hemmerlin, damals schon seit mehreren Jahren von der Universität Bologna mit dem Doctorhut des kanonischen Rechts geschmückt, nach Zürich zurück. Vom Papst mit dem Anspruch auf die Propstwürde des Chorherrenstifts versehen, begnügte er sich angesichts der abgeneigten Stimmung im Stift mit der Würde eines Cantors, die er schon seit 1428 besaß. Aber in der litterarischen Thätigkeit, die er in Zürich entfaltete, verfeindete er sich unvorsichtig nach allen Seiten; verhängnißvoll war, daß er als leidenschaftlicher Parteigänger und Pamphletist der österreichischen Partei während des alten Zürichkrieges den Haß der siegreichen Eidgenossen und gleichzeitig durch seine Angriffe gegen den Bischof und den Generalvicar von Constanz auch den Haß seiner geistlichen Obern auf sich lud. So konnte es geschehen, daß mitten im Frieden, an der Fastnacht 1454, eine Schaar junger Leute aus den Urkantonen ihn in seiner Wohnung gefangen nahm und in die Gewalt des Bischofs von Constanz brachte; zuerst ward er in Gottlieben in Kerkerhaft gehalten, dann 1455 nach Luzern gebracht und dort in einem Kloster in nicht allzu strengem Gewahrsam gehalten. Hier verschwinden seine

Digitized by Google

Spuren; im Jahr 1464 wird ſeiner als eines Todten gedacht; vielleicht weilte er ſchon 1461 nicht mehr unter den Lebenden.

Von dieſem düſtern Ausgang wenden wir uns noch einmal zurück, um das Bild vor uns zu ſtellen, das eine ſinnige Hand nach den Quellen von Hemmerlins Leben in den Tagen des Glücks entworfen hat[1]: „Wir finden in ihm einen hochgeſtellten Geiſtlichen, der ſich ſeiner angeſehenen Herkunft, ſeines Reichthums, ſeiner geiſtigen Vorzüge, ſeiner höhern Bildung bewußt, nur darnach ſtrebte, ſich ſelbſt zum Gemeingute Aller zu machen, welche ſein Streben und ſeine Vorzüge anerkennen, und Licht und wohlthätige Wärme um ſich her zu verbreiten. Mit edlem Selbſtgefühle hebt ers hervor, daß er aus gutem Geſchlechte der Stadt Zürich ſtammt, daß er außer reichen kirchlichen Einkünften ein ſchönes Privatvermögen, einen herrlich ausgeſtatteten Stiftshof in Zürich, ein Landgut vor der Stadt beſitzt; er verläugnet es nicht, daß er nach Vermehrung ſeiner Einkünfte ſtrebt, und ſpricht der Cumulation[2] kirchlicher Beneficien[3] für höher geſtellte, wiſſenſchaftlich gebildete Kleriker zu ſtandesmäßigem Lebensunterhalt mit allem Eifer das Wort; aber er ſetzt nicht Werth auf den Beſitz, ſondern auf den guten Gebrauch des Reichthums und kein Laſter iſt ihm an durch Bildung oder Lebensſtellung hervorragenden Männern mehr zuwider, als gemeine Habſucht und ſchmutziger Geiſt. Sein Chorherrenhof „zum grünen Schloß“ liegt dem Großmünſter gegenüber, die Vorderſeite gegen Sonnenuntergang und gegen die Hauptpforte der Propſtei ſchauend und den Stürmen des Nordwindes ausgeſetzt. Deſto ſchöner iſt die hintere Seite gegen Sonnenaufgang. Da befindet ſich Hemmerlins Studierzimmer, ausgeſchmückt mit ſeinem größten Reichthum, der koſtbaren Bibliothek von 500 Bänden, mit zierlichen Geräthen, Pulten und Leſeſtühlen, mit Gemälden und muſikaliſchen Inſtrumenten, belebt vom Geſange vieler Vögel, die er zum Theil frei herumfliegen läßt, ja zuweilen aus dem Neſte groß zieht. Aus dem Studierzimmer tritt man einige Stufen hinunter gegen den Garten auf eine mit eiſernem Gitter umgebene Altane, die ebenfalls von lieblich ſingenden Vögeln aller Gattungen umjubelt wird. Das alles iſt Gemeingut. An der Pforte des Hauſes ſtehen die Armen, denen als tägliche Spende Almoſen gereicht wird, die Rathes- und Hilfebedürftigen, denen der in geiſtlichen und weltlichen Geſchäften gelehrte und wohlerfahrne Doctor ohne Unterſchied der Perſon Rath ertheilt oder ihre Briefe und Rechtsſchriften ausfertigt, ohne andre Entſchädigung anzunehmen, als etwas Hanfſamen für ſeine kleinen Pfleglinge, ſeine Singvögel. Im Studierzimmer beſuchen den gaſtfreundlichen Prälaten, den liebenswürdigen Geſellſchafter, den weitbekannten Schriftſteller zahlreiche Freunde, gelehrte

[1] Fiala im Urkundio I, 615—617. [2] Anhäufung. [3] Nutznießungen.

Digitized by Google

Doctoren und Professoren, ritterliche Kriegsleute und adelige Herren aus der Nähe und Ferne, und es wird die Bibliothek und zierliche Ausschmückung des Zimmers, wie sie auch nirgends bei einem einfachen Doctor des kanonischen Rechtes in Deutschland so reichhaltig und schön gefunden wird, allgemein bewundert und der Ruhm des gelehrten Cantors in Zürich in die Ferne verbreitet. Jeder lernbegierige Jüngling findet bei dem wohlwollenden Manne freundliche Aufnahme, und es werden ihm selbst die kostbaren Schätze der Büchersammlung zur Befriedigung seiner Wißbegierde anvertraut. Gewiß ist Niklaus von Wyl [1], der von Hemmerlin so viel Gutes genossen hat und ihm lebenslängliche Dankbarkeit bewahrt hat, nicht der einzige Jüngling, welcher dem väterlichen Freunde nicht nur das Beste von seiner Geistes- und Herzensbildung, sondern auch sonst mannigfache Wohlthaten und Beweise der Liebe zu verdanken hat. Außer diesen nähern Hausfreunden ist aber in Hemmerlins Hause für jeden ehrenwerthen Gast offene Tafel und der Ungeladene ist noch willkommener als der Geladene. Auf der freundlichen Altane versammelt sich oft, besonders zur Zeit der Sommerferien, zahlreiche Gesellschaft von Freunden und Tischgenossen, und mehr als das reichliche gute Essen und Trinken erfreut die Gäste der liebenswürdige Hausherr mit seiner geistreichen, lebhaften Unterhaltung, mit dem unerschöpflichen Schatze seines Wissens, seiner interessanten Mittheilungen aus Büchern und Leben, seiner Anekdoten und Schwänke, bald zur ernsten Belehrung, bald zum fröhlichen Scherze, wie es Charakter und Bildung der Gäste mit sich bringen, so daß jeder den trefflichen Gesellschafter lieb gewinnen und wünschen muß, ihn mehr und öfter zu hören. Das ist Hemmerlin im Sonnenschein seines Glücks."

O. H.

Thomas Platter.

[Quelle: Thomas Platter und Felix Platter. Zwei Autobiographien, herausgegeben von Dr. A. Fechter in Basel, 1840.]

Thomas Platter, geboren 1499 bei Grenchen im Wallis, 1541—78 Rector der Schule auf der Burg zu Basel, gestorben ebendaselbst 26. Januar 1582, hat 1572 für seinen Sohn Felix eine Selbstbiographie aufgesetzt, die ein naiv anschauliches Bild seiner Lebensschicksale und des Schullebens jener Zeit giebt. Besonders instructiv sind die Schilderungen des Schützen- und Bachantenlebens und der Uebergang Platters vom Handwerk zum Lehramt;

[1] Seine Angaben bildeten eine Hauptquelle dieser Darstellung Fialas.

Digitized by Google

ſie mögen daher hier in den Hauptzügen in der Sprache des Originals ihre Stelle finden, während die übrigen Lebensumſtände Platters in kurzen Notizen zuſammengefaßt werden.

I.

[Platter verlor früh ſeinen Vater, war dann vom 6. Jahr an bei Verwandten Hirt; in ſeinem 9. oder 10. Jahr wurde er von einer Verwandten dem Bauern, dem er damals diente, weggenommen, um Unterricht zu erhalten.]

„Als ich by dem [puren] ein willin was, kumpt miner bäſin eini, hieß Franſy, die wolt mich zu minem vettren herr Anthoni Platter thun, das ich ſolt dſchrifft lernen; ſo redent ſy, wen man einen in dſchull will thun. Der herr was do nit mer an Grenchen, ſunder was ein alter herr worden zu S. Niklaus im dorff, das man Gaſen nempt. Do der pur, der da hieß Antſcho oder Anthoni an der Habtzucht, hört miner bäſin meinung, was er übell zfriden, ſprach, ich wurde nüdt lärnen und ſatzt den zeiger der rechten hand mitten in die linggen hand und ſprach: Als wenig wird der bub lärnen, als ich den finger do durhin mag ſtoſſen. Das gſach ich und hortz. Sprach bäſin: ä wär weiß, gott hatt im ſine gaben nit verſeit, es mag noch ein frommer prieſter uß im werden. Furt mich alſo zu dem herren, was gedenken um die 9 jahr oder zechendhalbs. Do gieng es mir erſt übell; den der herr war gar ein zornig man, ich aber ein ungeſchickt purenbieblein. Der ſchlug mich gruſam übell, nam mich vill malen by den oren und zog mich vom herd uff, das ich ſchrei, wie ein geiß am meſſer ſtäket, das offt die nachpuren über in ſchruwen, ob er mich welte mirden.

By dem was ich nit lang. In derſelben zyt kam einer, der was mier geſchwiſtergetkind, der was den ſchulen nachzogen gan Ulm und Minchen im Peierland, was ein Summermatter, mins alten großvaters ſuns ſun; derſelb ſtudent hieß Paulus Summermatter. Dem hatten mine frind von mier geſagt, verhieß inen, er wolt mich mit im nemmen und in tütſchland der ſchull nach fierren. Do ich das vernam, fiell ich uff mine knüw und bad gott den almechtigen, das er mier von dem pfaffen hulfe, der mich ſchier gar nütz lart und aber iämerlich übell ſchlug; dan ich hatt eben ein wenig lärnen ſingen das salve und umb eier mit andren ſchuleren, die ouch in dem dorff waren by dem pfaffen . . .

Als nun Paulus wider wandlen wollt, ſolt ich zu im gan Stalden kummen. Innert Stalden iſt ein huß, das heißet Zmilibach; do wonet einer, hieß Simon zu der Summermatten, was miner mutter bruder, der ſolt min vogt ſin; der gab mier ein goldguldin, den trug ich im hendlin byß gan Stalden, luget offt under wägen, ob ich in noch hette, gab in dem

Digitized by Google

Paulo. Alſo zugen wier zum land uß. Do mießt ich vor mier anhi heiſchen und minem Bachanten, dem Paulo ouch gen, dan von miner einfeltigkeit und landlichen ſprach gab man mier vill . . . Kommen demnach gen Zürich. Do wartet Paulus uff etlich geſellen, die wolten mit uns in Miſſen[1] ziechen. Die will gieng ich gan heiſchen, das ich den Paulum ouch ſchier zoch[2]; dan wo ich in ein wirtzhuß kam, hörten mich die lüt gären die walleſſer ſprach reden und gaben mier gären.

Nachdem wier nun by acht oder nün wuchen uff gſellſchaft wartetend, zugen wier uff Miſſen zu, was mier ein wytte reiß, als der des nit gwont[3] hatt, ſo wyt zu ziehen, darzu underwägen zu eſſen überkon; zogen alſo unſer miteinandren 8 oder 9, dry klein ſchützen, die andren groß Bachanten, wie man ſy do nampt, under welchen ich der aller kleinſt ſchütz was und iungſt. Wen ich nit woll mocht zu gan, gieng min vetter Paulus nach mier mit der rutten oder ſtäklin, zwikt mich umb die bloſſen bein, dan ich hatt kein hoſen an und böſe ſchülin. Weis ouch nit mer alle ding, wie es uns uff der ſtraß ergangen ſyg; doch ettliche bin ich ingedenk. Als namlich wie wier uff der reiß waren und man dan allerlei redet, ſagten die Bachanten zamen, wie es in Miſſen und Schleſe[4] der bruch weri, das die ſchuler derfften gens und enten, ouch andre eſſige[5] ſpyß rouben und bette man eim nütz drum, wen man dem entrunnen, deſſen ein ding gſin weri. Uff ein tag wareu wier nit wyt von eim dorff, do was ein groſſer huffen genſen by einandren und was der hirt nit darby, dan ein jeglich dorff hatt ein eignen genshirt, der was zimlich wyt von den genſen by dem kühirt. Do fraget ich mine gſellen die ſchützen: wen ſind wier in Miſſen, das ich derfft gens ztod werfen? Sprachen ſy: jetz ſind wier drin. Do nam ich ein ſtein, wirffen eini, traff ſy an ein bein, die andren flugen darvon, die hinkend aber kond nit uffkummen. Do nim ich noch ein ſtein, draff ſy an kopff, das ſy niderfiell . . . Do lyff ich zuhin und erwutſt die gans by dem kragen und mit unter das röcklin und gieng die ſtraß durch das dorff. Do kam der genßhirt nachher geloffen, ſchriend im dorff: der bub hat mier ein ganß geroubt. Ich und mine mitſchützen fluchen[6] und hanget der gans die fieß under dem röcklin fürher. Die puren kamen herfür mit parten, die ſy werfen konten, liffen uns nach. Do ich gſach, das ich nit mit der gans entrinnen mocht, ließ ich ſy fallen; vor dem dorff ſprang ich ab dem Weg in ein geſtüdt[7], miner gſellen aber zwen liffen der ſtraß nach, die erylten zwen puren. Do fielen ſy nider uff knü, begärten gnad, ſy hetten nien kein ſchaden than und ſy ouch die puren gſachen, das ſy nit die waren, der gans hatt

---

[1] Meißen = Sachſen. [2] ernährte. [3] gewähnt, gemeint. [4] Schleſien. [5] eßbar. [6] flohen. [7] Geſtaude, Geſträuch.

Digitized by Google

laſſen fallen, giengen ſy wider in das dorff, namen die gans. Ich aber gſach, wie ſy minen gſellen nachgeilt waren, was in groſſen nötten und ſprach zu mier ſelbs: Ach got, ich gloub, ich hab mich hüt nüt geſägnet, wie man mich dan gelert hatt, ich ſollte mich alle morgent gſegnen. Wie die puren wider in das dorff kamen, funden ſy unſre Bachanten im wirtzhuß (den ſy waren füranhi in das wirtzhuß gangen und kamen wier nacher) vermeinten ſy ſölten gans zalen, weri etzwa umb 2 batzen zu thun gſin, weiß aber nit, ob ſy ſy zalt hand oder nit. Wie ſy nun wider zu uns kamen, lachetten ſy, fragtend, wie es gangen weri. Ich entſchuldiget mich, vermeint es weri ſo lantz bruch. Sprachen ſy, es weri noch nit zyt . . .

By einer vierteill einer mill by Nümburg[8] waren aber unſer groß gſellen in eim dorff dohinden bliben; dan wen ſy wolten zamend zeren, ſchicktend ſy uns voranhi. Do waren unſer fünff, do komend in wittem feld 8 uff roſſen an uns mit gſpannen armbruſten, umbritten uns, begärten von uns gelt, karten die pfill gägend uns, dan do fürt man noch kein büxen zu roß. Sprach einer: gebt gelt! antwurt einer under uns, was ziemlich groß: wir hand kein gelt, ſind arm ſchuler. Sprach noch zwei mall: gebt gelt! So ſagt unſer gſell aber: wier hand kein gelt und gend üch kein gelt und ſind üch nütz ſchuldig! Do zukt der rütter das ſchwärt, hüw im zu rur[9] am kopf anhi, das er im die ſchnier uff dem püntel zerhüw. Unſer gſell hieß Johannes von Schalen von Viſp uß dem dorff. Sie ritten darvon wider in ein holtz, wier aber giengen uff Nümburg zu. Bald kamen unſer Bachanten, die hatten die ſchelmen nienert geſächen. Wier ſind ouch ſunſt offt in gferden gſin der rütter und mörder halb, als im Türingerwald, im Frankenland, im Poland[10].

Zur Nümburg bliben wier ettlich wuchen. Wier ſchützen giengen in der ſtatt ettlich ſingen, die ſingen konden, ich aber gan heiſchen, giengen aber in kein ſchul. Das wolten die andren nit liden, tröwten uns in die ſchull zu züchen. Der ſchulmeiſter empot ouch unſren Bachanten, ſy ſölten in die ſchul kummen oder man wurde ſy reichen[11]. Anthoni[12] empot im wider, er mecht woll kummen. Und als ettlich ſchwitzer ouch do waren, die ließen uns wiſſen, uff welchen tag ſy kummen wurdin, das ſy uns nit unverſächenlich überfielin. Do trugen wier kleinen ſchützen ſtein uff das tach. Anthoni aber und die andren namen die thür in. Do kam der ſchulmeiſter mit der ganzen proceß ſiner ſchützen und Bachanten, aber wier buben wurffen mit ſteinen zu inen, das ſy wichen mießten . . . Do kamen die ſchwitzer zu uns, zächten mit einandren und zog do unſer purß uf Hall[13] in Saxen zu und giengen

---

[8] Naumburg. [9] ſtracks. [10] Polen. [11] holen. [12] „Anthoni Schalbetter uß Viſperzenden uß Walles, der forcht vier oder fünf nit". [13] Halle.

Digitized by Google

in die ſchull zu S. Ulrich Als ſich aber unſre Bachanten ſo ungebirlich mit uns hielten, wurden unſer ettlich mit Paulo, minem vetter, zrad von den Bachanten zu louffen, und zugen gan Träſen[14]. Do was doſelbſt nit faſt ein gute ſchul und uff der ſchull in den habitatzen voll lüß, das wier ſy znacht im ſtrow under uns ghorten kräßmen. Brachen uff und zugen uff Präßlen[15] zu, mießten vill hunger under wägen erliden, alſo das wier ettlich tag nütz denn ziblen[16] row gſaltzen aßen, ettlich tag bratten eichlen, holtzöpfel und biren, manche nacht under heiterrem himel ligen, das man uns nienert by den hüſren wolt liden, wie frie[17] wier umb herberg batten; etwen hetzt man die hünd an uns. Do wier aber gen Präßlen in die ſchleſin kamen, do was alle völle, io ſo wolfeill, das ſich die armen ſchuler überaßen und offt in große krankheit fielen. Do giengen wier zum erſten im Thum[18] zum heiligen krütz in die ſchull. Als wier aber vernammen, das in der obreſten pfar zu S. Elizabeth ettlich ſchwitzer waren, zugen wier dohin. Do waren zwen von Bremgarten, zwen von Mellingen und ander und vill ſchwaben, do was kein underſchied under ſchwaben und ſchwitzeren, ſprachen einandren zu wie lantzlüt, ſchirmten einander. Die ſtatt Präßlen hat ſiben pfarren, iegliche ein bſundre ſchul, dorfft kein ſchuler in des andren pfar gan ſingen oder ſie ſchruwen: ad idem! ad idem! So liffen den die ſchützen zamen und ſchlugen einander gar übell. Es ſind uff ein mall in der ſtat, wie man ſagt, ettlich tuſend Bachanten und ſchützen gſin, die ſich all des almuſens ernarten. Man ſagt ouch, das ettlich 20, 30 jar und mer do werin gſin, die ihre ſchützen hatten, die ine präſentierten[19]. Ich han minen Bachanten offt eins abentz 5 oder 6 trachten heim uff die ſchul tragen, do ſie dan wouten. Man gab mir ouch vaſt gären, drum das ich klein was und ein ſchwitzer, dan man hatt die ſchwitzer vaſt lieb; drumb man dan ein groß mittliden hat mit den ſchwitzern, das ſy zu eben der Zyt in der großen Meilander ſchlacht[20] übell gelitten hatten, das der gmein man ſagt, ietz hand die ſchwitzer ihr beſt pater noster verloren; dan vorhin meint man, ſy werin ſchier unüberwintlich . . .

Bleib alſo ein zytlang do, ward eins winters drymall krank, das man mich mußt in ſpitall fieren. Die ſchuler hand ein bſundrigen ſpitall und eignen doktor. Do gibt man uff dem radhuß von eim ein wuchen 16 haller, daruß erhalt man ein gar woll, handt gutte wardt, gutte bette, aber groß lüß drin, wie ziliger hanfſſamen, das ich vill lieber in der ſtuben, wie mancher mer, uf dem herdt lag den in den betten. Die ſchuler und Bachanten, io ouch zu zyten der gmein man ſind ſo voll lüßen, das nit gloubar iſt. Ich

---

[14] Dresden. [15] Breslau. [16] Zwiebeln. [17] frei, freundlich. [18] Dom. [19] Gaben zubrachten. [20] Schlacht von Marignano, September 1515.

Digitized by Google

hette ſchier als offt man gwolt hette, dry lüß mit einandren uß dem buſen zogen. Bin ouch offtermall, bſunder im ſummer ußhi an die Ader[21], das waſſer, das do für flüßt, gangen, min hämbdlin gwäſchen, an ein ſtuden ghenkt, getröcht, darzwiſchend den rock geluſet, ein gruben gmacht, ein huffen lüß drin geworffen, zugedeckt mit hert und ein krütz druff geſteckt.

Den winter ligend die ſchützen uff dem herd in der ſchull, Bacchanten aber in den kämerlinen, deren zu S. Elizabeth ettlich hundert waren, den ſummer aber wen es heiß was, lagend wier uff dem kilchhoff, trugen graß zamen, das man im ſummer in den herren gaſſen für die hüſer am ſamstag ſpreittet, das trugen ettlich an ein ertlin zamen uff dem kilchhoff, lagen drin wie die füw in der ſtröwe. Wen es aber rägnet, liffen wir in die ſchull, und wenn es ungewitter was, ſo ſungen wier ſchier die gantzen nacht responsoria und ander mit dem Subcantore.

Etzwenn giengen wier im ſummer nach dem nachtmall in die bierhüſer gan bier heiſchen. Do gaben uns die vollen Poläggen puren bier, das ich offt mit unwiſſen ſo voll bin worden, das ich nit han wider zu der ſchull können kummen, wen ich ſchon nur by eim ſteinwurff wyt von der ſchull was. Summa do was narung gnug, aber man ſtudiert nit vill.

In der ſchul zu S. Elizabeth laſen alwägen einsmals zu einer ſtund in einer ſtuben 9 baccalaurei; war doch graeca lingua noch nienert im land, des glichen hatt niemand noch kein truckte biecher, alein der praeceptor hatt ein trukten Terentium. Was man laß, mußt man erſtlich dictierren, den diſtingwieren, den conſtruieren, zuletſt erſt exponieren, das die Bacchanten große ſcarteken mit inen heim hatten zu tragen, wen ſy hinweg zugen.

Von dannen zugen unſer 8 wider hinweg uff Träſen zu, kamen wider, das wier aber großen hunger litten. Do wurden wier rättig uns ein tag zu teillen, ettlich ſolten umb genß ſächen, ettlich umb rüben und ziblen, einer umb ein haſen, wier kleinen aber in die ſtatt Nüwmark gan, die nit wit von dannen was uff der ſtraß, und ſolten umb brot und ſalz lugen, uff den abend vor der ſtadt wider zamen kumen, ſo welten wier uſſert der ſtat zläger ſchlachen, kochen, was wier den hetten. Do was ein buchſenſchutz von der ſtatt ein brunnen, do wolten wier die nacht bliben; aber wie man in der ſtatt das für geſächen hatt, ſchoß man zu unß heruß, draffen doch nit. Do wichen wier hinder ein rein[22] zu eim wäſſerlin und wäldlin, die großen gſellen hüwen ſtuden ab, machten ein hütten, ein teill rupfft die genß, deren hatten wier zwo, andre ruſten[23] rüben in haſen, datten den kopff und füß, item die därem drin, andre machten zwo hültzen ſpiß, fiengen an brotten, und wo es ein wenig rott was, hüwen wiers am ſpiß ab und

[21] Oder. [22] Abhang. [23] rüſteten.

Digitized by Google

aſſens, alſo ouch die rüben. In der nacht horten wier etzwas ſchnättren; do was näbend uns ein wiger[24] hat man im tag abgelaſſen, und ſprungen dfiſch uff dem mur. Do namen wir fiſch, als vill als wier in eim hembd an eim ſtäken tragen mochten und zugen darvon, byß in ein dorff; do gaben wier eim puren viſch, das er uns die andren in bier kochet.

Als wier nun wider gan Träſen kamen, do ſchiket unſer ettlich buben der ſchulmeiſter und unſre Bachanten uß, wier ſolten umb ettlich gens lugen. Do wurden wier eins, ich ſolt gens werffen, ſy aber ſolten gens nämen und enweg tragen. Nachdem wier nun ein huffen gens funden, und ſy uns hand erſächen, ſind ſy uffgeflogen; do han ich ein klein bengelin ghan, under ſy geworffen in lufft, han eini troffen, das ſy herab gefallen. Als aber mine gſellen den genshirten erſächen hand, dorfften ſy nit zuhi louffen, hetten ſy doch dem hirten wol mögen vorlouffen. Do ließen ſich die andren wider nider, ſtunden umb die gans, gagageten als ſprächen ſie ihren zu, ſtund wider uff und gieng mit den andren darvon. Ich was über mine gſellen übell zufriden, das ſy ihrem zuſagen nit gnug than hatten. Aber ſy hielten ſich demnach baß, den wier brachtend zwo gens darvon, die verzächten die Bachanten mit dem ſchulmeiſter zletze[25] und zugen do darvon uff Nürenberg zu und dannen uff Minchen.

Underwägen nit wyt von Träſen hatt ſich zutragen, das ich in eim dorff gieng heiſchen, kam für eins puren huß; fraget mich der pur, wannen ich were. Do er gehört, ich weri ein ſchwitzer, ſprach er, öb ich nit mer gſellen hette. Sagt ich: mine gſellen warten minen vor dem dorff. Sagt er: heiß ſy kummen; ruft uns ein gut mall zu, darzu bier zu trinken gnug. Als wier gutter dingen waren und der pur mit uns, do lag ſin mutter im bett in der ſtuben. Zu deren ſprach der ſun: mutter, ich han offt von dier gehört, du welteſt gären vor dim todt ein ſchwitzer ſächen; do ſichſt ettlich, den dier zlieb han ich ſy geladen. Do richtet ſich die mutter uff, danket dem ſun von wägen der geſten, ſprächend, ich han ſo vill gutz von den ſchwitzeren herren ſagen, das ich jo gären han begärt ein zu ſächen; mich dunkt, ich well ietz deſter lieber ſterben; darumb ſind frölich! und ließ ſich wider nider. Wier danktendt dem puren, zugen damit darvon."

[Nach kurzem Abſtecher in die Heimat zog Platter zum zweiten Mal mit Paul Summermatter, ſeinem Bachanten, nach Deutſchland; diesmal kam noch ein andrer junger Schütz mit, Hildebrand Kalbermatter]. „Dem gab man tuch, wie man das macht im land, zu eim röklin. Als wier gan Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem tuch umbhergan, den macherlon darzu heiſchen; mit dem überkam ich vill gält, dan ich hatt das gutzlen[26]

[24] Weiher, Teich. [25] zum Abſchied. [26] abſchmeicheln.

Digitized by Google

und bättlen woll gewont, den darzu hatten mich die Bachanten angetz brucht, gar nit zu den ſchulen zogen und nur nit gelert läſen.

Nachdem ich ſälten in die ſchull gieng und angetz, wen man in dſchull ſolt gan, mit dem tuch umbgieng, do han ich großen hunger ghan, dan alles, was ich überkam, bracht ich den Bachanten, ich hette nit ein bitzlin geeſſen, den ich forcht das ſtrichen. Paulus hatt ein andren Bachanten zu im gnon, hieß Achacius, was von Mentz, denen mießt ich und min gſell Hildeprant präſentierren; aber min gſell fraß ſchier als, dem giengen ſy uff der gaſſen nach, das ſy in eſſend fundent oder ſy hießen in das mull mit waſſer ſchwenken und in ein ſchüßlen ſpeitzen, das ſy ſächen, öb er etzwas gfräſſen hette. Den wurffen ſy in ein bett und ein küſſin uff den kopff, das er nit ſchrien möchte, ſchlugen in dick bed Bachanten, das ſy nüt mer mochten; dorumb forcht ich mich, bracht alle ding heim, hatten offt ſo vill brod, das es graw ward; do ſchnitten ſy den ußwendig das graw ab, gabens uns zu eſſen. Do han ich offt groſſen hunger ghan und bin übell erfroren, drumb das ich offt byß umb mitte nacht in der finſtre han mießen umbher gan ſingen umb brot.

Do mag ich nit fürgan, muß anzeigen wie zu Ulm ein fromme witwen was ... Die witwen hat mier offt im winter mine füß in ein warmen beltzbletz[27] gewigglen[28], den ſy hinder den ofen gelegt hat, wen ich kem, das ſy mir mine füß wermette, und gab mier den ein ſchüſſlen mit muß, ließ mich den heim faren. Ich han wol hunger gehept, das ich den hunden bein uff der gaſſen han abgeiagt, die genager; item broßmen in der ſchull uß den kleken[29] geſucht und geeſſen. Demnach ſind wier wider gan Minchen zogen, han do ouch mießen den macherlon vom tuch, das doch nit min was, bättlen.

Über ein jar kammen wier noch einmal gan Ulm, im willen aber ein mall heim zu ziechen, bracht aber das tuch wider mit mier und hieſch den macherlon. Do bin ich woll ingedenk, das ettlich zu mier ſagten: botz marter, iſt der rok noch nit gemacht? ich gloub, du gangeſt mit bubenwerch umb. Zugen alſo von dannen, weiß nit, wo das tuch hinkam, oder öb der rok gemacht ſige worden oder nit. Kamen aber ein mall heim und von dannen wider gan Minchen."

[Bei dieſem zweiten Aufenthalt in München entlief Platter ſeinem Bachanten und kam nach der Schweiz zurück und zwar nach Zürich, „ſtudiert aber nüt".]

„Do was einer von Walles von Viſp, hieß Anthonius Benetz, der wiglet mich uff, wier welten mit einandren gan Straßburg zien. Do wier gan

---

[27] Pelzlappen. [28] gewickelt. [29] Ritzen.

Digitized by Google

Straßburg kamen, waren gar vill armer ſchuler do, und wie man ſagt, nit eine gutte ſchull; aber zu Schletſtatt do weri gar ein gutte ſchull. Zugen uff Schletſtatt zu. Do bekam uns ein edelman, fraget, wo uß? do er hort, das wier gan Schletſtatt wolten, mißrieth er uns, es werin do gar vill armer ſchuler und nit rich lüt. Do fieng min gſell an bitterlich weinen, wo nun uß. Ich troſt in und ſprach: byß woll zmut! iſt einer zu Schletſtatt, der ſich alein mag erneren, ſo will ich uns bed erneren. Als wier by einer mill von Schletſtatt waren zu herberg in eim dorff, ward mir we, das ich wond, ich mieſti erſtiken, hatt ſchier kein atten, hatt ſo vill griener nuſſen geſſen, dan ſy fielen umb die zyt ab. Do weinet min gſell aber, vermeint, er wurde ſin gſellen verlieren, ſo wüßte er nit, wo uß, und hatt er dennecht 10 cronen by im heimlich, ich aber nit ein haller.

Do wier nun in die ſtatt kamen und herberg hatten by einem alten par evolk[30] und was der man ſtokblind, do giengen wir zu minem lieben herren praeceptore ſälig, herr Johannes Sapidus[31], batten in, er ſolt uns annämen. Fragt uns, wannen wir werin. Als wir ſagtend: uß dem ſchwitzerland von Walles, ſprach er: do ſind liden böß puren, ioikind all ire biſchoff uß dem land. So ier weidlich wend ſtudierren, dörffend ier mier nütz zgen, wo nit, ſo mießend ihr mich zalen oder ich will üch den rok ab dem lyb zien. Das was die erſt ſchull, do mich ducht, das recht zugieng. Zu der zyt giengen die studia und linguæ uff, iſt in dem jar gſin, do der richstag zu Wurms iſt gſin.[32] Sapidus hatt einsmals 900 discipulos, ettlich ſin glerte gſellen. Do was do zu mall Doctor Hieronymus Gemusæus, Doctor Johannes Haberus und ſunſt vill ander, die ſidhar doctores und verriempte menner worden ſind.

Als ich nun in die ſchull kam, kond ich nüt, noch nit den Donat[33] läſen, waß doch 18 jor ſchon alt, ſatz mich under die kleinnen kind, was äben wie ein gluggerin under den hünlinen. Uff ein tag laß Sapidus ſine discipulos, ſprach: ich hann vill barbara nomina, ich muß ein mall ein wenig latiniſch machen. Hernach laß ers aber, do hatt er mich uffgeſchriben, erſtlich Thomas Platter, min gſellen Antonius Venetz; die hat er vertiert Thomas Platerus, Antonius Venetus, und ſprach: wär ſind die zwen? do wier uffſtunden, ſprach er: pfüdich ſind das ſo zwen rüdig[34] ſchützen und hand ſo hüpſch namen! Und das was ouch zum teill war, inſunders min gſell, der was ſo rüdig, das ich im manchen morgend mießt das linlachen

---

[30] alten Ehpaar. [31] Joh. Sapidus war der Neffe Ludwig Dringenbergs, der die Schule zu Schletſtatt gegründet und 40 Jahre lang geleitet hatte. [32] 1521, dieſe Zeitangabe ſtimmt freilich nicht mit der nachfolgenden Altersbezeichnung Platters. [33] die im Mittelalter gebräuchliche lateiniſche Grammatik des Donatus. [34] krätzig.

Digitized by Google

ab dem lyb, wie ein hud[35] von einer geiß abzüchen, dan ich hatt frembtz lufftz und ſpyß bas gewont dan er.

Do wier ietz von herbſt byß uff pfingſten do waren und noch immer mer ſchuler allenthalben zuryſen, kond ich uns nit woll mer erneren, zugen hinweg gan Soloturen. Do was ein zimlich gutte ſchull, ouch beſſre narung, aber man muſſt ſo gar vill in der kilchen ſtäken und zyt verſumen, das wier heim zugen. Und bleib ich ein will do heimand, gieng zu eim herren zſchull, der lart mich ein wenig ſchriben und anders, ich weiß ſchier nit was; überkam das kalt we, was an Grenchen by miner bäſin Franſi. In derſelben zyt lart ich miner andren bäſin bieblin (das hieß Simon Steiner) das a, b, c in einem tag, welcher darnach über ein jar zu mier gan Zürich kam.

Uff den nachgenden fricling zoch ich mit zweien briedern wider uß dem land.... Und bliben ſy zwen im Entelbuch, ich aber gieng gan Zürich. Do was ich by des wytverriempten, frommen und gelerten herren Rudolphi Gualtheri mutter zherberg, der ietz Zürich zu S. Peter pfarherr iſt; do lag er in der wiegen, das ich in offt gewaget[36] han. Und gieng zum frowen minſter in die ſchull. Do was ein ſchulmeiſter, der hieß Meiſter Wolffgang Knöwell von Barr by Zug, was magister Parrisiensis[37], den man zu Parys genempt hat Gran Diabell; er was ein großer, redlich man, hatt aber der ſchull nit vill acht, lugt mer, wo die hüpſchen meitlin waren, vor denen er ſich kum erweren mocht. Ich hette gären geſtudiert, dan ich kond verſtan, das zyt war.

In derſelben zyt ſeidt man, äs wurde ein ſchulmeiſter von Einſiedeln kummen, der weri vorhin zu Lucärn gſin, ein gar gelerter man und trüwer ſchulmeiſter, aber gruſam wunderlich. Do macht ich mier ein ſitz in eim winkell nit wyt von des ſchulmeiſter ſtull und gedacht, in dem winkell wilt ſtudierren oder ſterben. Als der nun kam[38] und anſtund[39] (gieng in die ſchull zum frowen minſter) ſprach er: das iſt eine hüpſche ſchull, dan ſy was erſt kürtzlich nüw gebuwen, aber mich bedunckt, äs ſigind ungeſchikte knaben; doch wellen wier lugen; kerrend nur gutten flyß an! do weiß ich, hette äs mier min läben golten, ich hätte nit ein nomen I^mae declinationis können declinieren, kond doch den Donat uff dem nägelin ußwendig. Dan do ich zu Schletſtat was, hatt Sapidus ein Baccalaurium, hieß Georgius ab Andlow, was ein ledigen von Andlow, gar ein glerter gſell, der vexiert die Bachanten ſo iämerlich übell mit dem Donat, das ich gedacht, iſt es den ſo ein gut buch, ſo wilt ußwendig ſtudierren, und indem das ichs lart läſen, ſtudiert ich in ouch ußwendig. Das kam mier by dem patre Mykonio woll. Där als er

---

[35] Haut. [36] gewiegt. [37] hatte die Magiſterwürde zu P. erhalten. [38] der nachgenannte Oswald Myconius. [39] die Stelle antrat.

Digitized by Google

anſtund, laß er uns den Terentium; do mießten wier alle wertlin ein gantze commödi declinierren und conjugierren. Do iſt er oft mit mir umbgangen, das min hembdlin naß iſt worden, io ouch die gſicht iſt vergangen und doch nie kein ſtreich gen, den einest mit der lätzen hand an baggen ... Wen er aber ſchon ruch mit mier was, furt er mich den heim und gab mier zu eſſen, dan er ghort mich gären ſagen, wie ich alle land was ußgeliſſen in tütſchland und wie es mier allenthalb ergangen was, das wußt ich dozmall woll."

II.

[Platter ſtudierte nun in großer Armuth in Zürich weiter, nachdem ein Verſuch, in Uri ſein Brod zu finden, mißlungen war und ein kurzer Aufenthalt im Wallis ihm gezeigt, daß er als Anhänger Zwinglis dort vielfach verdächtig angeſehen wurde; eine Hauslehrerſtelle und Privatunterricht halfen über das Schlimmſte hinweg. Zu den lateiniſchen Studien kamen griechiſche und hebräiſche; und endlich lernte er, Zwinglis Anſchauungen folgend, der auf der Handarbeit viel hielt, bei dem Profeſſor des Griechiſchen Collinus das Seilerhandwerk. Er hatte für ſeine Lehre einen Zentner Hanf ſelbſt zu kaufen und als dieſer verarbeitet war, waren auch ſeine Lehrjahre aus, während deren übrigens die Claſſiker keineswegs geruht hatten. Platter gieng nun nach Baſel, und trat dort bei Meiſter Hans Stähelin, dem rothen Seiler — „von dem ſagt man, er were der ruchеſt meiſter der am Rinſtrammen (Rheinſtrom) funden wurde" — als Seilerknecht ein.

„Als er mich anſtalt kond ich kum den hanffpoſſen uffhenken und vaſt wenig traien[40]. Do zeigt der meiſter ſin art, fieng an balgen und fluchen. Gang hin, ſprach er, ſtich dim meiſter die Augen uß, der dich glert hatt! was ſoll ich mit dier thun? du kanſt doch nüt. Er wußt aber nit, das ich nit mer den ein centner hanff verwercht hatt, das dorfft ich im nit ſagen, den er hatt gar ein böſen lerbuben, der was von altkilch, der lebt noch, der kond baß werchen dan ich und hult mich gar ſchnödlich, nampt mich ein kümull[41] und anders, dorfft das dem meiſter nit woll klagen, den er was ouch ein grober ſchwab; doch hatt ich im ſin zu pliben. Do verſucht der meiſter acht tag. Do ſprach ich den meiſter frintlich an, er ſölte ſich mit mier liden, er ſölte mir etzwas oder nütz zlon gäben, wäders[42] er welte; ich welte im trüwen dienſt leiſten und alle ding fliſſig uffſchriben, dan es kond keins im huß ſchriben; beredet in. Ich ſprach: ich han wenig gelert, das erkennen ich; min lermeiſter hatt der merteill kein hanff ghan. Alſo behult er mich, gab mir ein wuchen ein batzen, dorumb koufft ich liechter und ſtudiert znacht darby, wie woll ich alle nacht mießt werchen, byß das

[40] drehen. [41] Kühmaul. [42] welches von beiden.

Digitized by Google

man trumetet[43], und am morgent by der trumeten wider uff. Doch leid ich mich gären, nur das ich mechte bliben und das handwerch lärnen. Do zeigt der lerbub den ſeilerknächten an, wie ich nütz kende, ich hette on zwifel nit ußgelert, dan es was der merteill der bruch, das einer 2 jar muß lärnen, vermeintend, der meiſter ſölt mier urloub[44] gen, oder ſy welten nit mer zBaſell wärchen. Do bad ich ietz einen, den andren, ſy ſölten mich laſſen bliben, was frintlich mit inen, vill kond ich inen nit ſchenken, ich hatt ſelber nütz. Bleib alſo ein halb jar; do mocht ich ſchon das tagwärch traien und ein meiſterknächt verwäſen und dem meiſter die wärchſtatt verſächen; wärchet offt, wen wier die großen ſtrik oder ſunſt ſeil machten, das mier der ſchweiß ußgieng, ſo lachet den der meiſter minen und ſprach: hette ich ſo vill gſtudiert wie du und hette ſo ein liebe darzu, ich welt ee, das der tüfell das ſeilerhandwerch näm. Den er gſach woll, das ich ein bſundere liebin zu den biechren hatt.

Ich hatt kundſchafft[45] zu dem frommen truckerherren[46], herr Andres Cratander, deſſen ſun Polycarpus was mins meiſters Rudolphi Collini[47] tiſchgenger, die will ich by im lart. Der Cratander ſchankt mier ein Plautum, den er in 8° getruckt hatt, der was nit inbunden. Do nam ich ein bogen nach dem andren, ſtakt in in ein gäbelin und das gäbelin ſtakt ich in den hanff, das was unden gſpalten. Do laß ich im hinderſich und für ſich gan, wen ich dratt[48]; wen den der meiſter kam, ſo warff ich ſchnäll den hanff druber. Ein mall erwutſt er mich, do gſtalt er ſich gar lätz[49], fluchet: das dich botz marter als pfaffen ſchend! wilt ſtudierren, ſo gang dem nach, oder aber gang dem handwerch nach! iſt es nit gnug, das ich dier zu nacht erlouben und am firtag? muſt erſt im träien ouch läſen? Am firtag alsbald ich zu imbyß geeſſen hatt, nam ich mine biechlin; gieng mit etzwa in ein gartenhüßlin, laß den gantzen tag, byß das der torwächter ſchrei; dan min meiſter hatt kein gaſtwerch am Rindermerkt, wie die ſeiler in den vorſtetten. Nach und nach macht ich ouch kundſchafft mit ettlichen studiosis, in ſunderheit mit den discipulis D. Beati Rhenani[50]. Die und andre kammen offt für den laden, maneten mich ich ſolt von dem ſeilerwärch laſſen, ſy welten mir by irem herren kundſchaft machen, das er mich wurde promovierren by dem herren Erasmo Roterodamo[51]. Der wurde mich den etzwa eim Episcopo[52] oder ſunſt eim commendierren. Aber es was alles umbſunſt, wie woll die bed herren eineſt zu mier uff S. Petersplatz kamen. Do halff ich ein groß

---

[43] trompetet. [44] Abſchied, Entlaſſung [45] Bekanntſchaft. [46] Buchdrucker. [47] Platters Lehrmeiſter in Zürich. [48] drehte. [49] ſtellte ſich ſehr grimmig. [50] B. R. v. Schletſtatt, ausgezeichneter Philologe. [51] der berühmteſte Humaniſt ſeiner Zeit, der damals in Baſel ſeinen Wohnſitz hatte, geb. 1465, geſt. 1536.

Digitized by Google

ſeill machen, erbot ſich der wyt verriempt herr Erasmus, wie mier die discipuli hatten angezeigt. Ich wolt aber alſo fürfaren mit großer mü und arbeit, den winter übell erfrieren, übell äſſen und nit gnug; dan der meiſter was ein untrüwer ſchwab, koufft käß, der ſtank ſo gruſam übell, das in niemen eſſen mocht, das die frow die naſen mußt verhan, ſagt zu mier, ich ſolt in enweg werfen, wen der meiſter nit doheiman was. Es gieng mir gar ruch und übell.

Nach und nach kam ich ouch in kundſchafft D. Oporini und andrer; der redet mit mier, ich ſolt in Hebreiſch leren. Ich entſchuldiget mich, ich könd wenig, ſo[53] hätte ich nit wyll; doch hatt er mier ſo vill an, das ich zu dem meiſter ſagt, ich welt im vergäben dienen, oder minder nämen den byß-har; den er hatt mir den lon gebeſſert. Do erloupt er mier alle tag ein ſtund zu abend von 4 byß zu 5. Do ſchlug Oporinus an die kilchen an, es weri einer, der welte rudimenta linguae hebraicae[54] läſen umb die 4 am montag zu 5 zu S. Lienhart; do was dozmall Oporinus ſchulmeiſter. Als ich uff die ſtund do hin kam und meint Oporinum allein zu finden, do waren iren 18 do, fine gelerte geſellen, dan ich hatt den zedell an der kilchen-türen nit gſächen. Do ich die gſellen ſach, wolt ich darvon. Aber D. Oporinus ſagt: flüch nit, das ſind ouch gut gſellen. Ich ſchempt mich aber in mim ſeilerſchürtzlin, doch ließ ich mich bereden, fieng an inen Grammaticam D. Munsteri läſen; der was noch nit gan Baſell kummen, laß inen ouch prophetam Jonam zum beſten ſo ich mocht.

Im ſelben jar kam ein frantzoß, von der künigin Nowären[55] ußgeſchik, hebraiſch zu lernen, der kam ouch in die ſchull und wie ich inhe gieng in minen ſchlechten kleidren, ſatzt ich mich hinder den offen, was ein fin ſitzlin, und ließ die ſtudenten by dem tiſch ſitzen. So ſagt der frantzoß: quando venit noster professor[56]? Oporinus zeigt uff mich. Do gſach er mich an und verwundert ſich, vermeint on zwifell, ein ſömlicher ſolt anderſt kleidet ſin, den ſo ſchlecht. Do die letzgen uß was, nam er mich by der hand, furt mich über das brügglin ußhi und fraget mich, wie das zugienge, das ich ſo bekleid kämme. Sagt ich: mea res ad restim rediit[57]. Do ſagt er, wen ich welt, er welt für mich der künigin von minet wägen ſchriben, ſy wurde mich zu einem gott uffwerfen, ich ſolt im nur volgen. Aber ich wolt im nit volgen. Der hort do ouch min letzgen, byß er hin weg zoch; der was koſtlich

---

[52] einem Biſchof. [53] ebenſo. [54] Die Elemente der hebräiſchen Sprache. [55] Die Königin Margaretha von Navarra, der Hort der franzöſiſchen Reformirten. [56] wann kommt unſer Profeſſor? [57] lateiniſches Sprichwort: meine Sache iſt verzweifelt; vielleicht hier auf deutſch am beſten zu geben mit: ich hab mein Sach auf das Seil geſtellt — Anſpielung an ſein Seilerhandwerk.

Digitized by Google

kleidet mit einer guldinen huben, hatt ein eignen knächt, der trug im ein mantell und hud nach, wen es regnete oder ich weiß nit worumb. Der ſelbig iſt darnach über nün jar wider zland kummen. Als er mich by den Auguſtineren von wytnuß gſach, ſchrei er: o salve, praeceptor Platere! Ich fraget in, wo här er kemme. Do ſagt er, er weri 9 jar in Creta, Aſia und Arabia by den glerteſten indiſchen Rabinen gſin, und wäri im ietz die Hebreiſch allerlei ſprach als bekant als ſiner mutter ſprach und welte ietz mit freiden heimzüchen; kam noch koſtlich bekleidet.

Do bleib ich noch by minem rothen ſeiler, byß das man das erſtmall in wider die 5 ort zoch."

* * *

Die weitern Schickſale Thomas Platters mögen nur in Kürze berührt ſein. Nach dem erſten Kappelerzug 1529 kam er wieder nach Zürich, verheiratete ſich dort, zog dann ins Wallis, ſchlug jedoch des Biſchofs Begehren er möchte „des gantzen lantz ſchulmeiſter werden" aus, ward nach vorübergehendem Aufenthalt in Pruntrut, während der Peſtzeit, Buchdrucker und Bürger zu Baſel und vertauſchte endlich auf den Wunſch angeſehener Basler Gelehrten das Druckergewerbe mit der Leitung der Schule auf der Burg. Durch Sparſamkeit und gute Speculationen vermehrte ſich auch ſein Vermögen; er ward Beſitzer mehrerer Häuſer. In ſeinem 74. Jahr verheiratete er ſich zum zweiten Mal. Im Jahr 1578 nach $37^3/_4$ Jahren Schuldienſt ward er vom Rath in allen Ehren penſioniert; das Tagebuch meldet am Schluſſe von ſeines Sohnes Felix' Hand:

„Anno 1582 den 26. Jenners iſt mein lieber vatter Thomas Platerus, nach dem er by nün wuchen ze bedt von eins fals wägen, den er gethon, ouch ſonſt von wegen ſchwachheit durch ſein hoch alter gelegen, iederzeit by gutem verſtandt ſeliglich verſcheiden, am fritag um mittag, do man zwelffe lutht, und alſo eben die zeit, do Chriſtus, unſer ſeligmacher ſeinen geiſt uffgeben. Dem verliche der almechtig Gott, daß er ouch zu unſers heilandts Jeſu Chriſti widerkunfft widerumb frölich ufferſtande. Amen."

G. H.

Digitized by Google

B. Anfänge des Volksschulwesens.

Von den Einwirkungen der Reformation bis zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Für die Culturentwicklung nicht blos der Schweiz, sondern Westeuropas bildet die Kirchentrennung im Anfang des 16. Jahrhundert ein tief einschneidendes Ereigniß. Sie ist es auch für die Schulgeschichte. Ihr verdankt vorab die Volksschule, daß sie zu deutlichen Umrissen gelangte und daß in der religiösen Volksbelehrung Land auf Land ab ein fester Punkt gegeben wurde, an den sich allerorts weitergehende Bestrebungen für Volksbildung anschließen konnten.

Nicht daß sie die allerersten Anfänge der Volksschule begründet hätte, wie man dies bisweilen darstellt. Die deutschen Schulen haben ihren Ursprung tief im Mittelalter; Begharden und die Brüder des gemeinsamen Lebens haben schon vor der Reformation manches für die geistige Hebung der untern Volksclassen gethan.

Aber daß nun zuerst das Bedürfniß erwachte, allgemein und systematisch zu Stadt und Land bestimmte Kenntnisse unter das Volk zu verbreiten und daß der Staat mit seiner Autorität diese Bestrebungen in die Hand nahm, das ist neu und das ist die Frucht der Reformation.

Doch darf man, was die Reformation unmittelbar neu hinzu gebracht hat, auch nicht sich zu umfassend denken. Sie hat die Volksschule in unserm Sinn, eine Anstalt, die ihren Zweck lediglich in ihrem Begriff Entwicklungsmittel der Menschheit zu sein, findet, nicht geschaffen. Solche Ideen kommen überhaupt zu ihrer Ausgestaltung und Verwirklichung nicht in Einem Menschenalter, nicht in Einem Jahrhundert.

Suchen wir uns zu vergegenwärtigen, was etwa bezüglich der Bestrebungen der Reformatoren und der Reformation für das Schulwesen allgemein als charakteristischer Zug geltend gemacht werden kann, so finden wir folgendes:

1. Die Hebung des Schulwesens erschien den Reformatoren für ihre religiösen Zwecke nothwendig;

Digitized by Google

2. sie fühlten sich um so mehr berufen, ihre Autorität für die Hebung des Schulwesens einzusetzen, als die Reformation wie alle Umwälzungen zuerst eine verneinende Tendenz hervorkehren mußte, indem mit der Aufhebung von Pfründen und Klöstern ein Haupttrieb für die Zuwendung zum geistlichen Stand und also für die Erhaltung der Gelehrtenschulen wegfiel und der materiellen Zeitrichtung damit Vorschub geleistet wurde;

3. eben darum war das Augenmerk der Reformatoren zunächst auf die Erhaltung und Verjüngung der gelehrten Schulen gerichtet;

4. das Bedürfniß der Volksbildung concentrierte sich dagegen auf Allgemeinmachung eines elementaren Religionsunterrichts und der dafür nothwendigen Fertigkeiten (Schreiben und Lesen);

5. das Schulwesen ward überhaupt im Geiste der Zeit nach seinem Werthe für die Kirche gemessen, in kirchlichen Dienst genommen und unter kirchliche, resp. kirchenstaatliche Vormundschaft gestellt.

Innerhalb dieser gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten zeigte nun die deutsche und die schweizerische Reformation wieder ihre Besonderheit, in der sich die Persönlichkeit der Reformatoren, Luthers einerseits, Zwinglis und Calvins anderseits, wiederspiegelt.

Und hier ist nun zu sagen, daß was als bahnbrechende Ideen für die Volksschule den Reformatoren zugeschrieben wird, auf Luther zurückgeht.

Mit der ganzen Fülle und Tiefe seines Gemüthslebens erfaßte Luther die Kinderwelt. Mit welcher Herzlichkeit schildert er den Kindersegen als die beste Gabe Gottes! Deshalb ist ihm die rechte Kindererziehung die heiligste und edelste Menschenpflicht auch vom Standpunkt der Religion und Frömmigkeit aus. „Wenn eine junge Frau, sagt er einmal, in dem Schmucke der Königin von Frankreich einhergienge, das wäre ein herrlich und köstlich Ding vor der Welt, da Jedermann das Maul über aufsperrte. Aber wenn ein Weib die Kindlein fein wohl zeucht, — gegen solchen Schmuck sind Perlen, Sammet und gülden Stück, wie ein alter zerrissener, geflickter Bettlermantel." Darum sind ihm denn auch die Schulen als ein Hauptmittel rechter Kindererziehung überaus wichtig. „Es ist aber in einer Stadt an einem Schulmeister so viel gelegen, als an einem Pfarrherrn. Bürgermeister, Fürsten, Edelleute können wir entrathen. Schulen kann man nicht entrathen, denn sie müssen die Welt regieren. Und wenn ich kein Prediger wäre, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte. Man muß aber nicht sehen, wie es die Welt verlohnet und hält, sondern wie es Gott achtet und an jenem Tage rühmen wird." Mit beredten Worten legt er darum seiner Nation, vor allem den städtischen Magistraten die Errichtung von Schulen ans Herz. „Nichts wird uns und unsern Nachkommen mehr helfen, denn Erhaltung guter Schulen und

Digitized by Google

Auferziehung der Jugend; denn das ſind die Pflänzlein, dadurch die Kirche Gottes als ein ſchöner Garten erbauet und fortgebracht wird. Darum ſind wir alle, ſo Chriſten ſein wollen, ſchuldig mit allen Treuen, mit dem ſo wir vermögen, dazu zu helfen und fördern ... Liebe Herren, man muß jährlich ſo viel wenden an Büchſen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum ſollte man nicht vielmehr doch auch ſo viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geſchickten Mann oder zweene hielte zu Schulmeiſtern ... Man fürchtet ſich für Türken und Kriegen und Waſſern; denn da verſtehet man was Schaden und Frommen ſei. So doch hie billig wäre, daß wo man einen Gulden gäbe wider die Türken zu ſtreiten, wenn ſie uns gleich auf dem Halſe lägen, hie hundert Gulden gegeben würden, ob man gleich nur einen Knaben könnte damit auferziehen, daß ein rechter Chriſtenmann würde; ſintemal ein rechter Chriſtenmenſch beſſer iſt und mehr Nutzens vermag, denn alle Menſchen auf Erden." In jeder Weiſe ſucht er die Durchführung wenigſtens eines Minimums von Schulunterricht plauſibel zu machen. „Weil denn das junge Volk muß löcken und ſpringen, oder je etwas zu ſchaffen haben, da es Luſt innen hat, und ihm darinen nicht zu wehren iſt, auch nicht gut wäre, daß man alles wehrte, warum ſollte man denn nicht ihm ſolche Schulen zurichten, und ſolche Kunſt vorlegen? ſintemal es jetzt von Gottes Gnaden alles ſo zugerichtet iſt, daß die Kinder mit Luſt und Spiel lernen können, es ſeien Sprachen oder andre Künſte oder Hiſtorien. Und iſt jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unſerer Schulen, da wir innen gemartert worden ſind über den casualibus und über den temporibus[1], da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet haben durch ſo viel Stäupen[2], Zittern, Angſt und Jammer. Nimmt man ſo viel Zeit und Mühe, daß man die Kinder ſpielen auf Karten, ſingen und tanzen lehret, warum nimmt man nicht auch ſo viel Zeit, daß man ſie leſen und andre Künſte lehret, weil ſie jung und müßig, geſchickt und luſtig dazu ſind ... So ſprichſt du: Ja wer kann ſeiner Kinder ſo entbehren und alle zu Junkern ziehen; ſie müſſen im Hauſe der Arbeit warten u. ſ. w. Antwort: Iſts doch nicht auch meine Meinung, daß man ſolche Schulen anrichte, wie ſie bisher geweſen ſind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander[3] gelernet und dennoch nichts gelernet. Es iſt jetzt

---

[1] mit Declinieren und Conjugieren. [2] ausklopfen, ſchlagen. [3] mittelalterliche Lehrbücher: Donatus, römiſcher Grammatiker, c. 320 n. Chr. Alexandre de Villedieu, oder Alexander Dolenſis, Lehrer in Paris, ſchrieb 1209 eine gereimte Grammatik, das „doctrinale".

Digitized by Google

eine andre Welt und gehet anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben des Tages eine Stunde oder zwo lasse zu solchen Schulen gehen und nichts desto weniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, daß beides mit einander gehe, weil das Volk jung ist und gewarten kann. Bringen sie doch sonst zehnmal so viel Zeit zu mit Käulchen schießen, Ballspielen, laufen und rammeln. Also kann ein Mägdlein so viel Zeit haben, daß sie des Tags eine Stunde zur Schule gehe und dennoch ihres Geschäfts im Hause wohl warte; verschläft und vertanzt es und verspielet es doch wol mehr Zeit. Es fehlet allein daran, daß man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt helfen und rathen mit seinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöcke und unnütze Leute, daß den Menschen ja nicht wohl gehe auf Erden." Ja die Nothwendigkeit der Bildung und Erziehung ist so groß, daß sie selbst den Schulzwang rechtfertigen würde. „Gleich als jetzt auch der gemeine Mann denkt nicht daß er Gott und der Welt schuldig, so er einen geschickten Sohn hat, in die Schule zu thun und studiren zu lassen; sondern Jedermann meinet er habe freie Macht, seinen Sohn zu ziehen nach seinem Willen, es bleibe Gottes Wort und Ordnung wo sie wolle. Ja, es thun die Rathsherren in Städten und fast alle Obrigkeit auch so, lassen die Schulen zergehen, als wären sie derselben frei und hättens Ablaß dazu. Niemand denkt, daß Gott ernstlich gebeut und haben will, die geschickten Kinder zu ziehen zu seinem Lob und Werk, welches ohne die Schulen nicht geschehen mag ... Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit hie schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten ... Kann sie die Unterthanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauren laufen und andres thun, wenn man kriegen soll; wie vielmehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten?"

Wir haben in obiger Zusammenstellung die Ideen der Reformation über das Schulwesen, wie sie Luther in Tischreden und Predigten, vor allem aber in seiner Schrift „An die Radherrn aller stedte deutsches Landes: das sie Christliche schulen auffrichten und halten sollen (Wittenberg 1524)" geäußert, mit Luthers eignen Worten wiedergegeben und ersehen daraus: es gehen dieselben auf Nothwendigkeit guter Erziehung und Bildung, auf das Bedürfniß guter Schulen mit vernünftiger Methode und Zucht, auf die Behauptung der Möglichkeit allgemeinen Schulbesuchs, und dessen Wünschbarkeit für Knaben und Mädchen, auf Recht und Pflicht der Obrigkeiten, Schulzwang einzuführen. Das hatte bis jetzt noch niemand so umfassend und eindringlich gefordert; und dazu kam nun noch die ganze Macht der

Digitized by Google

Sprache und die weithin wirksame Autorität, die Luther zu Gebote stand, um seinem Worte Eingang zu verschaffen.

Nicht eine Persönlichkeit so tiefgreifender Originalität wie Luther, aber durchgebildeter und klarer und darum auch sowol in seinem eignen Leben weniger den Schwankungen wechselnder Stimmungen ausgesetzt als in die allgemeine Entwicklung vielseitiger und stetiger eingreifend ist der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli; an Bedeutung als kirchlicher Reformator hinter Luther zurückstehend ist er in verständiger Erfassung mancher religiösen und theologischen Fragen seiner Zeit isolirt vorangegangen. Luther ist religiöser Volksmann, das ist sein Ausgangspunkt und seine Begrenzung; Zwingli ist Humanist und Patriot und deshalb wird er sowol religiöser, als politisch-sittlicher Reformator. Schon in seiner allgemeinen Darstellung der Nothwendigkeit der Erziehung tritt uns weniger Luthers gemüthvolle Beredsamkeit als die klare Ueberzeugungskraft des gesunden Menschenverstandes entgegen: „Das menschliche Gemüth gleicht einem Garten, der ohne Pflege mit Unkraut bewachsen wird. Von Jugend auf muß es daher gepflegt und gebildet werden. Wo das geschieht, wird ein köstlicher Schatz gewonnen. Wo man aber das Gemüth nicht bildet, wird weder Auge noch Hand noch Zunge gemeistert, sondern der Mensch ist da ein ungeordnetes Wesen. Wie sollte man aus einem Garten, der voll Unkraut ist, gute Früchte gewinnen können? Und das ist die Ursache, warum die Verwaisten und Unehelichen meistens schlimm gerathen, weil ihnen die Eltern fehlen, welche sie bilden und erziehen. Der Satan nistet sich gern in die Herzen der Jugend und sucht diese noch reinen Gefässe zu beflecken und zu verderben. Daher erfordert es die höchste Sorgfalt, daß sie in der Zucht und Furcht des Herrn erzogen und daß diese neuen Gefässe mit guten Sitten und Grundsätzen erfüllt werden. Viele sind damit beflissen ihre Bildnisse aufzuhängen, damit ihr Stammbaum erhoben und ihr Geschlecht berühmt werde, aber das Ebenbild Gottes und unsre wahren lebendigen Ebenbilder vernachlässigen und versäumen wir. Der Landmann bemüht sich sorgfältig in bestimmter Ordnung hier Bäume, dort Weinreben, dort Weiden, hier Küchengewächse, dort Getreide zu pflanzen, damit sein Garten mit Früchten aller Art bepflanzt sei. Wenn Eltern und Lehrer die gleiche Sorgfalt auf die Bildung des Geistes der Jugend verwenden würden, so stände es heutzutage besser um dieselbe. Es ist nicht genug, daß man die Kinder lesen und schreiben lehre, sondern man soll sie auch zu guten Sitten anleiten und ihre ganze Lebensweise ordnen. Die Weinrebe sowie jede junge Rankpflanze ergreift ohne Unterschied alles was ihr aufstößt, schmiegt sich an dasselbe an und schlingt sich herum, wie z. B. die Rebe um den Pfahl. Für die Kinder ist der Baum oder natürliche Pfahl

Digitized by Google

der Vater; darum ſollen ſich Eltern befleißen, ihre Kinder wohl zu erziehen."

So iſt es denn auch bezeichnend, daß Zwingli in ſeinen Schriften ſich nicht mit dem allgemeinen Bildungsbedürfniß beſchäftigt wie Luther. Seine pädagogiſchen Anſchauungen ſind in einer lateiniſchen Gelegenheitsſchrift niedergelegt, die er ſeinem Stiefſohn Gerold Meyer widmete (1523) und hat urſprünglich den durchaus zutreffenden Titel „Wie edle Jünglinge zu erziehen ſind" und erſt in der deutſchen Ueberſetzung iſt dieſer Titel allgemeiner gefaßt worden: „Herrn Ulrich Zwinglis Lehrbüchlein wie man die Knaben chriſtlich unterweiſen und erziehen ſoll[1]; ſie charakteriſiert ſich als eine Anleitung für Erziehung reſp. Selbſterziehung, oder als ein Wegweiſer fürs Leben — der erſte Verſuch dieſer Art, der nachher in Campe („Theophron") und Scheitlin („Agathon") Nachfolger gefunden, nicht als ein Vorſchlag zur Organiſation des Schulweſens oder als eine allgemeine Erziehungslehre; zudem darf nicht überſehen werden, daß dieſe Abhandlung urſprünglich ganz familiären und individuellen Gepräges iſt und ihre Adreſſe erſt nachträglich verallgemeinert werden konnte. Daß dem aber ſo iſt und daß Zwingli keinen Verſuch gemacht hat, daneben über Erziehung ſich in Wort und Schrift allgemein zu verbreiten und principielle Auseinanderſetzungen zu bieten, verräth uns wiederum ſeinen nüchternen, aufs Praktiſche gerichteten Sinn.

Aehnlich verhält es ſich mit Zwinglis praktiſchem Eingreifen in die Schulverhältniſſe. Zwingli lebt in dem Gedanken eines Staatsweſens, in welchem die Selbſtregierung der Bürger auf politiſchem und religiöſem Gebiete gleichmäßig das oberſte Wort hat und politiſche und religiöſe Gemeinſchaft ſich dem äußern Umfang nach decken. Daher gehen Kirche und Staat in Eins zuſammen, die oberſte politiſche Gewalt iſt auch zugleich die oberſte Behörde in kirchlichen Angelegenheiten: der Rath der Zweihundert. Daraus folgt: Uebergabe der kirchlichen Güter an den Staat, und da dieſe den finanziellen Hintergrund des Schulweſens bilden, auch des Schulweſens.

Aber es iſt nur die Kehrſeite davon, daß nun der Staat an ſich auch gefaßt wird als Träger des kirchlich-religiöſen Gedankens. Die ſtaatlichen Ordnungen treten in den Dienſt der Religion, der neuen Lehre; die Verwirklichung des religiös-chriſtlichen Ideals in Lehre und Leben wird Staatszweck und ſo wird gerade in den Händen dieſes kirchlichen

---

[1] Dieſer ſecundäre deutſche Titel hat den Anlaß zu dem vielfach verbreiteten Mißverſtändniß gegeben, daß Zwingli ein Lehrbüchlein im modernen Sinn oder gar eine Fibel geſchrieben habe.

Digitized by Google

Staates die religiöse Bildung, und vorab die theologische der künftigen Geistlichen, Ausgangs-, Mittel- und Zielpunkt des zürcherischen Schulwesens.

Das tritt nun in dem ganzen Gang der Zwinglischen Schulreform zu Tage. Sie wird früher durchgeführt als die Kirchenordnung, letztere 1528, erstere 1523—25; aber sie beginnt oben, nicht unten. Der Anfang wurde mit der Anstalt gemacht, der Zwingli selbst angehörte, dem Chorherrenstift am Großen Münster („christenliches Ansehen und Ordnung" vom 29. September 1523); auf die durch Absterben der Chorherren erledigten Pfründen sollten Professoren eintreten; so entstand eine theologische Akademie; die Lateinschulen wurden zur Vorbereitung auf diese letztere reorganisirt, auch auf dem Lande die Begründung solcher gelehrter Mittelschulen versucht; die deutschen Schulen scheinen von Zwingli gänzlich übergangen worden zu sein.

Wie in der ganzen religiös theoretischen Richtung, so hat auch in Bezug auf die pädagogische Seite dieser Wirksamkeit Calvin[1] in Genf noch schärfer und systematischer die Consequenzen der schweizerischen Reformation gezogen als ihr Begründer Zwingli. Das humanistische Element, das in Zwingli neben dem theologischen steht, tritt bei Calvin zurück. Die Nothwendigkeit der alten Sprachen folgt für ihn aus der Bibelerklärung; dem antiken Lustspiel werden die Historiker vorgezogen; so ist die Genfer Akademie noch einheitlicher, als Zwinglis Lektionen ein Seminar für reformierte Geistliche. „Hat Zwingli dem Staat die Durchführung des christlichen Lebens als ideales Ziel in die Hand gegeben, so geht bei Calvin der Zweck des Staates in demjenigen der Kirche auf; die Obrigkeit ist nur dazu da, das göttliche Gesetz zu vollstrecken und heiliges Leben zu fördern, ja zu erzwingen. Dieser kirchliche Staat ist eigentlich nichts als eine große Erziehungsanstalt mit strengster Zucht für Mündige und Unmündige."

Die Großthat Calvins auf dem Gebiete des Erziehungswesens ist die Gründung der Akademie. Seit seiner Rückkehr aus der Verbannung war sie eines der großen Ziele seines Strebens gewesen; innere und äußere Unruhen, sowie die finanzielle Bedrängniß des Staates hinderten die Ausführung; da bat sich 1558 Calvin die Erlaubniß aus „da er die völlige Erschöpfung der Staatskasse wol kenne, den Patriotismus und die Freigebigkeit der Bürger für das heilsame Werk aufrufen zu dürfen"; die Geldsammlung nahm sechs Monate in Anspruch; Calvin gieng selbst von

[1] Joh. Calvin geb. zu Noyon in der Picardie 1509, wirkte 1536—38 und von 1541 bis zu seinem Tode am 27. Mai 1564 in Genf.

Digitized by Google

Haus zu Haus; es kamen über 10,000 Goldgulden zusammen; in weitern sechs Monaten war der Bau vollendet; am 5. Juni 1559 konnte die Anstalt eröffnet werden; sie zählte gleich zu Beginn 900 Schüler. Der Studienplan der Akademie war ebenfalls Calvins Werk. Ausgebaut war in ihr die theologische Schule; an der Erweiterung des Plans zu einer Universität hatte vor allem die Beschränktheit der Mittel gehindert; doch war von Calvin bestimmt, daß wenigstens drei Stunden für Mathematik und Physik verwendet werden sollen, — ähnlich wie am Carolinum in Zürich 1541 für Konrad Geßner ein naturwissenschaftlicher Lehrstuhl geschaffen worden war —; zeitweilig bestand auch ein mediciniſcher Lehrstuhl. Für den Vorbereitungsunterricht zur Akademie sorgte das Collegium, das in sieben Classen mit festem Lehrplan eine sorgfältige Gliederung erfuhr; für diese Schule hatte Calvin seinen eigenen bewährten Lehrer Mathürin Cordier[1] als Lehrkraft herbeigezogen. Aber auch dieses Collegium ist durchaus Lateinschule; für den eigentlichen Volksunterricht der mittlern und untern Classen scheint durch Calvin — abgesehen von der Erstellung eines Katechismus — nichts geschehen zu sein; und so wird sich denn auch wol auf dieses Collegium die Thatsache beziehen, — die davon Zeugniß ablegt, wie man bei aller Strenge der Zucht in der Stadt Calvins die Kinder vor der Rohheit der Erzieher zu schützen verstand —, daß 1563 ein Lehrer abgesetzt und verurtheilt wurde, öffentlich Buße zu thun, weil er einem seiner Schüler einen Zahn ausgeschlagen hatte.

Wir sehen also: die Schweiz hat noch weniger als Deutschland von der Persönlichkeit ihrer Reformatoren unmittelbaren Antrieb für das eigentliche Volksschulwesen erhalten. Die indirecten Folgen der Reformation für dasselbe sind aber nicht zu unterschätzen. Der Glaubensgegensatz schuf Leben und das Bedürfniß, die heranwachsende Jugend in den Lehren der wahren Religion zu befestigen. Zur Predigt gesellten sich regelmäßig Kinderlehre und Jugendgottesdienst. Die Verpflichtung zum Besuch derselben dehnte sich bis zum 18. bis 20. Jahr, ja bis zur Verheiratung aus. Die Bibel ward Hausbuch, ein sehr bedeutender Schatz von Psalmen, Sprüchen, biblischen Erzählungen Gemeingut. Nach dem Grundsatze der Reformation, der die priesterliche Vermittlung zwischen dem Menschen und der Gottheit aufhob, mußte Jeder sich selbst Rechenschaft von der Wahrheit d. h. Schriftgemäßheit seines Glaubens geben können; und um so kräftiger griff diese Forderung ein, als der beständige Streit zwischen protestantischer und katholischer Theologie und zwischen der kirchlichen Lehre und den immer und immer wieder auftauchenden Glaubensabweichungen Geistlichkeit und

[1] S. Biographie „Math. Cordier".

Digitized by Google

Volk in Athem hielten. So wuchs das Bedürfniß ſtetig, allüberall die Fertigkeiten des Leſens und Schreibens zu verbreiten. Die Bedeutung der Reformation für die Volksſchule beſteht nicht darin, daß ſie den Unterricht in Methode, Lehrplan u. ſ. w. verbeſſert, ſondern, daß ſie ihn über die ſtädtiſchen Mauern hinausgetragen, auch für die Landbevölkerung allgemein gemacht hat. So ſpricht ſich ein Gutachten der Diener der Kirche von Zürich 1562 über den damaligen Stand der Dinge folgendermaßen aus: „Inn den kilchen, in dennen wir dienend, werden zum bericht der unwüſſenden Juget Inn ſtatt und uff dem land Schulen gehalten, nit nun latiniſch, ſundern auch tütſch, und lert man in Inen nit allein leſen und ſchryben, ſondern ouch den kinderbericht[1]. Die Schulmeiſter werden uß dem kilchengut erhalten oder etlichen ouch etwas hilff[2]. Wo auf dem land noch keine Schulen ſind oder ſein können, da tun die helfer und pfarrer ir beſtes mit dem bericht; denn im winter, wann die wärch[3] nit ſo ſchwer ufligend als im ſummer, halten ſie ſchul von martini bis Lichtmeß an den werchtagen etliche ſtunden und üben ſy im läſen und kinderbericht. Etliche gemeinden beſtellen ſelber dieſer zytt Schulmeiſter für ire juget. Diewyl Gott der Herr die juget ſo flyſſig bevolhen hatt, ſoll mann weder müy noch koſten ſparen."

Aehnlich wie im zürcheriſchen Gebiet ſcheinen auch in einzelnen Theilen des Gebietes von Bern die Gemeinden ſelbſt die Initiative zur Errichtung von Schulen ergriffen zu haben. Die Regierung wahrte ſich namentlich für die Anſtellung der Lehrer ein Genehmigungsrecht, lobte übrigens in amtlichen Erlaſſen dieſes Vorgehen der Gemeinden und half bei Schulbauten, Anlegung von Schulfonds u. ſ. w. gelegentlich mit Zuſchüſſen. 1602 wird eine Schule in Amerswyl gegründet; 1616 finden wir eine ſolche in Bözen; 1617 auf Staufberg; 1647 wurde das erſte Schulhaus in Hendſchikon gebaut. Die Gemeinden erhielten wol auch ausführliche Schulordnungen; ſo beſagt die Schulordnung für beide Gemeinden Erliſpach und Kilchberg (bei Aarau) 1609 folgendes: „Die Schule beginnt nach Vollendung der Feldarbeiten und ſoll dann wenigſtens zwölf zuſammenhängende Wochen dauern; wer die Schule länger benützen will, kann es gegen beſondere Bezahlung thun; im Sommer iſt keine Schule, aber die Schüler ſind verpflichtet, in der Kinderlehre den Katechismus aufzuſagen. Die Kinder können in jedem Alter, in jeder Zeit eintreten, müſſen aber dann wenigſtens drei Winter nach Möglichkeit die Schule beſuchen, und auch im Falle Ausbleibens das Schulgeld bezahlen, die Reichen vollſtändig, die Armen zur Hälfte, während

---

[1] Religiöſe Kinderlehre. [2] anderweitige Unterſtützung [wird ihnen gegeben]. [3] landwirthſchaftliche Arbeiten.

Digitized by Google

die andere Hälfte oder nöthigenfalls auch das Ganze aus dem Kirchengut zu verabfolgen ist; Eltern, welche ihre Kinder gar nicht zur Schule schicken, sollen vom Chorgericht ermahnt und eventuell bestraft werden. Die Verordnung sorgt auch in allgemeinen Ausdrücken für Behausung und Besoldung des Lehrers und Anschaffung von Katechismen für die Schüler auf Kosten des Kirchengutes. Gegenstände des Unterrichtes sind: im ersten Winter Kenntniß der Buchstaben und Lesen, im zweiten Winter Lesen von Gedrucktem und Geschriebenem, Kenntniß der Zahlen, und Schreiben, im dritten Winter überdies Beten und Einprägen des Katechismus. Der Lehrer soll mit den Schülern die Kinderlehre fleißig besuchen, „uf dasz ire Eltern und Jedermann sechen möge, wie flissig oder unflissig er gsin, ouch wasz die Jugend neben disem zitlichen ouch zum Ewigen für Nutz und Frommen in der Schul schaffe; und alsdann erst gwhar werdint, wie väterlich, herzlich und gut es ein christenliche Obrigkeit und ire Vorstender mit inen meinind." Auch diese Verordnung wiederholt das Verbot, fremde Schulmeister ohne Erlaubniß einer hohen Obrigkeit anzustellen „uf dasz kein bös Dogma in die unfürsichtige Jugend gesteckt werde". — Im Thurgau hielten bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts die Geistlichen in der Regel selbst Schule. Auch aus den Filialen, die hie und da bis auf eine Stunde Weges von der Muttergemeinde abliegen, besuchten die Kinder die Schule ihres Pfarrers oder seines Stellvertreters. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurden einzelne aus der Pfalz vertriebene evangelische Geistliche als Schulmeister in größern Gemeinden angestellt. Als nach und nach in den vom Kirchorte entlegenen Ortschaften besondere Schulmeister angestellt wurden, mußte der Unterricht zunächst in der Wohnstube eines Privathauses gehalten werden. Es bestanden solche Schulen um 1630 in Mettlen, Egnach-Roggweil, und in Hüttweilen. Für die katholischen und evangelischen Einwohner von Ueßlingen errichtete der Prior der Karthause Ittingen eine paritätische Schule mit einem katholischen Schulmeister, dem das ehrende Zeugniß gegeben wurde, daß er gegen die Kinder beider Confessionen unparteiisch sei. Eine geistliche Schule mit 70 bis 80 Schülern aus vier Gemeinden war noch 1647 in Scherzingen unter dem dortigen Pfarrer Collin; der Pfarrer bezog dafür einen Schullohn von 70 fl. Sulgen hatte schon 1615 einen weltlichen Schulmeister, Hans Ulrich Mannenbach von Schaffhausen, der in Katechismus, Lesen, Schreiben und Gesang unterrichtete. Im Jahr 1632 wurden die evangelischen Pfarrer im Thurgau vom zürcherischen Rathe auf den Antrag der Synode ermahnt: es solle wo möglich der Prädicant die Schule selbst halten, außer in ganz reformirten Gemeinden, wenn darin ein tauglicher Mann gefunden werde, dem der Pfarrer das Halten der Schule ohne

Digitized by Google

Gefahr übergeben könne; aber er soll in diesem Falle die Schule fleißig überwachen. — Als Schullohn für den weltlichen Lehrer wurden meist 4 Kreuzer auf den Kopf des Kindes bestimmt. Dazu war es Regel, daß jedes Kind im Winter täglich ein Scheit Holz als Feuerungsbeitrag in die Schule mitbrachte. Das Uebrige leistete die Gemeinde durch einen Wochenlohn von verschiedener Höhe (12—24 Batzen).

Auch in Glarus ertheilten in der Regel die Geistlichen den elementaren Volksschulunterricht. Doch finden wir beispielsweise in Schwanden 1654 bei Verhinderung des Pfarrers auch einen weltlichen Schulmeister angestellt; und das Land zahlte vor- wie nachher an die Schule von Schwanden einen jährlichen Beitrag (4 Kronen).

Die Pflege des Jugendunterrichts auf protestantischem Gebiete rief nun auf katholischer Seite entsprechenden Bestrebungen. Es ist das Verdienst des Concils von Trident (1545—63), die Nothwendigkeit erkannt zu haben, auch auf diesem Gebiete sich nicht vom Protestantismus überflügeln zu lassen. So schrieben denn auf Grundlage der tridentinischen Beschlüsse die bischöflich constanzischen Synodaldecrete vom Jahr 1567 vor: „In allen Pfarreien, besonders den stark bevölkerten, sollen Jugendlehrer sein. In kleinern Orten aber und solchen, die bisher keine Lehrer hatten, und wo die Mittel für einen solchen fehlen, soll einer der dortigen Geistlichen gegen Entschädigung dazu verpflichtet sein. Wo aber keine Capläne sind, haben die Pfarrer dafür zu sorgen, daß an diesen Kirchen Personen als Sigristen angestellt werden, die im Stande sind, die Jugend im Latein- und Deutschlesen, sowie im Kirchengesange und im deutschen Katechismus zu unterrichten. Die Pfarrer werden sich mit den Ortsbehörden oder der Gemeinde verständigen, daß diese Sigristen die Stelle als Schulmeister gegen Entschädigung aus dem Kirchenvermögen oder gegen Beiträge Einzelner versehen, oder daß man ihnen die Schreiberstelle mit übertrage. Der Pfarrer soll die Schulen monatlich, der Decan wenigstens halbjährlich besuchen; der Synode ist über den Zustand derselben jeweilen ausführlicher Bericht zu erstatten u. s. w." So entstand wenigstens in den demokratischen Kantonen ein Volksschulwesen. Es ist wol dem Einflusse dieser Beschlüsse mitzuzuschreiben, wenn z. B. in Obwalden bis 1580 die Zahl der Schulen in den andern Gemeinden sich so vermehrt hatte, daß der Landesschulmeister in Sarnen über den ihm dadurch veranlaßten Abbruch am Schulgeld sich bei der Landsgemeinde beschwerte, und die letztere aus diesem Grunde den Sarnen zunächst gelegenen Gemeinden eine eigene Schule nur mehr für die Mädchen gestattete. Für die Schule in Altorf erließ der Rath von Uri 1579 die erste uns noch erhaltene Schulordnung, aus welcher unter Anderm hervorgeht, daß nunmehr neben

Digitized by Google

dem „lateiniſchen Schulmeiſter", bei dem übrigens auch Deutſch leſen und ſchreiben gelernt wurde, bereits noch andre Schulen vorkamen. In Nidwalden befiehlt im Jahr 1593 der Rath einem Vater nachdrücklich, ſeinen Sohn fleißig in die Schule zu ſchicken. Schulhäuſer finden wir bereits 1520 in Schwyz, 1562 in Stans, 1592 im Dorf Einſiedeln, 1598 in Sarnen. Weniger günſtig ſtanden die Dinge in den Landſchaften der katholiſchen Städtekantone; ſoweit unſre Kenntniß reicht, war nur die Regierung von Solothurn weitherzig genug, auch dem Schulweſen auf dem Lande ihre Fürſorge zuzuwenden und tüchtigen Schulmeiſtern finanzielle Unterſtützung zuzuſprechen; im Gebiet von Freiburg, Luzern u. ſ. w. lag das Landſchulweſen noch völlig brach.

Dieſe Züge mögen genügen, um den Stand des Landſchulweſens vor der Mitte des 17. Jahrhunderts zu charakteriſiren. Einigermaßen entwickelt, aber noch keineswegs in allgemein gültige feſte Formen geprägt, iſt es nur in der proteſtantiſchen Bevölkerung und in den Urkantonen; auch da faſt durchweg nur Winterſchule; Lehrer die ſtändigen Geiſtlichen oder ein flottanter weltlicher Lehrerſtand ohne beſondere Vorbildung und ohne bleibende Anſtellung; beſondere Schulhäuſer noch an wenigen Orten, allenthalben ſonſt Pfarrhäuſer oder Privatwohnungen; wo letzteres der Fall, betreibt der Lehrer ſein berufliches Handwerk in den nämlichen Räumen, in denen Unterricht ertheilt wird, und theilweiſe auch während desſelben; die Beſoldungen ſo dürftig, daß ſie den Mann nicht allein zu nähren vermögen; von Schulzwang, Regelung des Abſenzenweſens u. ſ. w. kaum eine Spur; Centrum der Religionsunterricht, daneben Leſen, Schreiben und Singen, in ſeltenen Fällen auch Rechnen; die Aufſicht, wo nicht die unmittelbare Leitung, ſteht der Kirche zu, ebenſo ein Theil der finanziellen Leiſtung; von ſyſtematiſchen Lehrbüchern außer den religiöſen Lehr- und Erbauungsſchriften, ſowie von einer vorgeſchriebenen Methode iſt nicht die Rede.

Günſtiger war es mannigfach in den Städten beſtellt; doch tritt auch hier die ſtaatliche Fürſorge nur ſehr allmälig und zaudernd in die Fürſorge für die eigentliche Volksſchule ein. Im Ganzen iſt aber die Stellung dieſer letztern eine durchaus gedrückte; die freie Entwicklung fehlt ſowol in katholiſchen wie in proteſtantiſchen Städten. Als Beiſpiel wählen wir die zürcheriſchen Schulverhältniſſe.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts fieng der Rath an, ſich auch der deutſchen Schulen anzunehmen. 1549 wurde eine Commiſſion von vier Mitgliedern zur Aufſicht über dieſelben beſtellt. Damals gab es 3 (darunter 1 für beide Geſchlechter), 1583 6 deutſche Schulen in der Stadt, 4 Knaben- und 2 Mädchenſchulen. 1586 zog dann der Rath die deutſchen

Digitized by Google

Knabenſchulen in ein einziges, zu dieſem Zwecke eingerichtetes Haus (zum St. Peter am Neumarkt) zuſammen. Die vom Rath beſtimmte Commiſſion richtete darin 3 übereinanderliegende Wohnſtuben, ſowie eine Wohnung für den Schulmeiſter ein. Die Schulſtuben repräſentirten zugleich die Schulſtufen. „In der unterſten Stube lerne man das A B C läſen. Dazu werden kleine täffelin getruckt, item nammenbüchly[1], daruß die erſten Buchſtaben, ſilben und ſtimmen, auch nammen ze läſſen und ze lernen ſind. — Inn der mittlern ſtuben lernt man ſchryben und die gründ[2] uß der h. gſchrifft; es ſöllendt namlich neben läſſen getruckter bücher und gſchribner brieffen ſchöne geiſtliche und nützliche ſprich, überſchrifften, anfang und beſchluß allerleyg ſendtbrieffen fürgeſchriben werden. — Inn der dritten und obriſten ſtuben ſoll der Schulmeiſter ein gwüſſe arithmeticam haben, uß der er die, die es begeren, leeren ſölle; nach vorſchrifft ſöllend ſy lernen rechnung ußſtellen, eine rechte überſchrifft machen, den anfang und ußgang eines brieffs uff ſetzen, zyt, jar und kalender verſtan". Das Rechnen war alſo facultativ und wurde beſonders bezahlt. Oberſtes und gemeinſchaftliches Lehrfach war dabei die Religion, ſowol in Form obligatoriſchen gemeinſamen Kirchbeſuchs als beſondern Unterrichts am Donnerſtag und Samſtag Vormittag. Lehrbuch der unterſten Claſſe: kleiner Katechismus; mittlere: größerer Katechismus Bullingers; oberſte: Bibel. Die oberſte Claſſe hatte Donnerſtags auch Pſalmenſingen; die untern Claſſen hörten zu. „Andere Bücher mögen auch in der deutſchen Schul geläſen werden, als tütſche predigen vom tod und ſterben, vom bericht der krancken ꝛc." Das Eintrittsalter wurde, wie früher, im Minimum auf das 5. Jahr feſtgeſetzt. Die Zahl der täglichen Unterrichtsſtunden betrug im Sommer 6, im Winter 5; der Schulbeſuch im Winter war ſtärker als im Sommer. Die Aufſicht führten 5 Schulherren, nämlich 2 von den Gelehrten und 3 von den Räthen, welche wenigſtens alle Fronfaſten (Quartale) die Schule einmal viſitiren mußten. In Anweſenheit der verordneten Schulherren ſollten zwei jährliche Prüfungen abgehalten werden, an die ſich eine Cenſur über Schüler und Schulmeiſter, ſowie eine Austheilung von Preiſen an die beſten Schüler anſchloß. Gleichzeitig trat eine Veränderung der Beſoldungsverhältniſſe ein im Sinn beſſerer Ausgleichung zwiſchen den Lehrern und größerer Betheiligung ſeitens des Staates. Bisher hatte der Staat als Beſoldung gegeben 6 Mütt Kernen (à circa 1 fl. = 20 Fr. heutigen Werthes) nunmehr gab er 10 Mütt, dazu freie Wohnung für den oberſten Lehrer und 10 fl. an den Hauszins der beiden untern Lehrer; weiter floſſen aus der „Meiſenſtiftung" 5 fl. Zulage für jeden Lehrer; dafür wurde

[1] Fibeln. [2] Beweisſtellen.

Digitized by Google

das Schulgeld herabgesetzt, in der untersten Classe (Lesen) von 1½ auf ½, in der mittlern (Schreiben) von 2 fl. ebenfalls auf ½, in der obersten Classe von 4 fl. auf 2 fl. In Folge von Beschwerden, daß in Folge dieser Herabsetzung einzelne Lehrer trotz der Besoldungserhöhung ungünstiger als bisher zu stehen kommen, fügte der Rath für jeden der untern Lehrer noch 3 Eimer Wein, für den obersten Lehrer aber noch eine so bedeutende Personalzulage hinzu, daß dieser sich nun auf etwa 220 fl. (= 3500 Fr.) zu stehen kam. Dazu erhielten die Lehrer das Recht, Privatstunden neben der Schule zu ertheilen, einige Einnahmen vom Lehrmittelverkauf und zeitweise auch etwelche Entschädigung für nicht eingegangenes Schulgeld. — Die Mädchenschulen dagegen bleiben zurück; die Stadt begnügte sich mit einem bloßen Beitrag an die Besoldung der Lehrfrauen; die deutschen Schulen weisen 1583 neben 410 Knaben nur 49 Mädchen auf. Dem entsprechend ließ der Rath die Freiheit zu Errichtung von privaten Mädchenschulen bestehen, während er dieselbe für Knabenschulen möglichst beschränkte.

Wie in Zürich war auch in Winterthur die deutsche Schule zugleich Vorbereitung für die Lateinschule. Bis 1587 war sie in der „Oberstube", die zugleich als Wirthschaftslocal diente; im Dezember 1587 wurde ein eigenes Schulhaus feierlich für dieselbe eingeweiht. Die dortige Mädchenschule wurde 1586 wesentlich dadurch gehoben, daß statt einer „Lehrgotte" ein männlicher Lehrer angestellt wurde; die Frequenz stieg von 6—8 auf 60—70 Schülerinnen. Lehrfächer waren Lesen, Schreiben, Katechismus, Psalmenbuch; die Besoldung des Mädchenlehrers belief sich aber trotz hohem Schulgeld (20 ß. gegen 4 ß. an der Knabenschule) nicht höher als auf etwa 850 Fr. Die Aufsicht über die Mädchenschule führte der Stadtpfarrer, über die Knabenschule 4 Schulherren, 2 Geistliche und 2 vom Rath.

Neben den deutschen Schulen bestanden nun in einer Reihe von Städten und Städtchen lateinische Schulen fort, während ein Versuch Zwinglis sie auch auf der zürcherischen Landschaft einzubürgern, schon unter seinem Nachfolger aufgegeben wurde. Diese höhern Schulen gehören freilich in strengem Sinn nicht zur Volksschule; in der damaligen Zeit aber, in welcher das Lateinische noch viel mehr allgemeine Sprache der höher Gebildeten war, und in welcher darum für Besuch lateinischer Schulen durch Stipendien, Freiplätze u. s. w. auch dem Handwerker und dem höher strebenden Sohne von der Landschaft der Zugang möglichst erleichtert wurde, vertreten wenigstens ihre untern Classen die Stelle gehobener Volksschulen und sind daher für die Geschichte des Volksunterrichts keineswegs zu übergehen.

Zu Anfang unserer Periode finden wir hier noch vereinzelte Ausläufer des dem confessionellen Gegensatz fremd bleibenden Humanismus,

Digitized by Google

ſo Glarean in Baſel[1]. Aber auch hier hat die Reformation — und hier mehr als in der eigentlichen Volksſchule — maßgebend eingegriffen. Iſt es doch ihre That, daß dieſe Lateinſchulen zu feſter Organiſation und in eine organiſche Stellung zu den hohen Schulen kamen. Zwingli wie Calvin verwendeten auf die Lateinſchulen hohe Sorgfalt; wie das Genfer Collegium eingerichtet wurde, haben wir oben ſchon geſehen; das gelehrte Schulweſen, das Zwingli ſchuf, wurde durch den Verein ausgezeichneter Männer, die als Gleichſtrebende von ihm berufen und ihm in Freundſchaft verbunden waren, zu einem Centrum höherer Bildung, das bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts auch auf katholiſche Schüler Anziehungskraft ausübte und mehrfach auch im Auslande Nachahmung fand.

Anderſeits aber wirkte hinwieder das Ausland befruchtend auf die proteſtantiſchen Gymnaſien der Schweiz ein. Es iſt bekannt, welch weitgreifenden Einfluß Luthers Genoſſe und Freund Philipp Melanchthon auf die Reform des höhern Schulweſens gewann. Bedeutſamer aber für unſere Schulen wurde die Thätigkeit Johannes Sturms (geb. 1507, 1536—81 Rector der gelehrten Schule in Straßburg, † 1589), der in ſeiner Jugend die entſcheidenden Anregungen durch die Brüder des gemeinſamen Lebens erhalten hatte. Er beſchränkte freilich, wie es im Geiſte jener Zeit lag, den Schulunterricht auf die alten claſſiſchen Sprachen, wich aber von dem ſächſiſchen Schulplane darin ab, daß er neben dem Lateiniſchen auch das Griechiſche in die niedere Schule aufnahm, und während die ſächſiſche Schulordnung ihren Unterricht in nähere Verbindung mit der Kirche brachte, durch ſeinen Unterricht eine Bildung hervorrufen wollte, wie der römiſche und griechiſche Jüngling ſie durch die Sprache erhalten hatte. Seinen Zweck ſuchte Sturm dadurch zu erreichen, daß er in den untern Claſſen von der Anſchauung ausgehend, den Schülern durch ſeine Nomenclaturmethode, die in vielen Schulen nachher Eingang fand, einen großen Vorrath von Wörtern und Begriffen beibrachte, nebſt den Formen, jedoch ſich vom Syſtematiſiren ferne hielt. Dieſer Vorrath von Wörtern und Begriffen wurde nachher auf ſyſtematiſchem Wege zur Darſtellung der Gedanken benutzt und die Form der Darſtellung von den in der Schule geleſenen claſſiſchen Muſtern entlehnt. Syſtematiſch wurde die Grammatik, jedoch mit Weglaſſung aller ſcholaſtiſchen Subtilitäten, erſt oben behandelt. Von Sturm verfaßte Schulbücher und von den Schülern geführte Diarien (tägliche Aufzeichnungen) unterſtützten den Unterricht. — Nachweisbar hat Thomas Platter die Straßburger Schule für die Organiſation ſeiner Schule auf der Burg in Baſel als Muſter ſtudirt

[1] S. Biographie „Glarean“.

Digitized by Google

und von hier aus ist ohne Zweifel manches auch in andre schweizerische Schulen übergegangen. Einer der hervorragendsten Gehülfen und Mitarbeiter Sturms in Straßburg ist der Thurgauer Dasypodius[1].

Ein charakteristisches Bild einer solchen höhern Schule bietet im 16. Jahrhundert die Schule zu Brugg. Sie ist für Einen Lehrer berechnet, nur ausnahmsweise wird ein Provisor zugezogen; die Classenzahl ist demnach gering; jede Classe zählt nur wenige Schüler; erst zu Ende des Jahrhunderts finden wir auch Landknaben in der Schule. Der Unterricht an den untern Classen befaßt lateinische Grammatik, Uebung im Lateinsprechen und Uebersetzen, sowie im Schönschreiben; in den obern Classen tritt zum Lateinischen das Griechische und Hebräische hinzu. Als Muster für den Lehrgang gilt die Lateinschule zu Bern: „Demnach so vil die classes vnd letzgen belanget, hat unns für gutt angsechen, daß unser schullen authores oder bücher in glycher gstallt, wyß form und maß latin, griechisch vnd hebräisch, sovil müglich unser Gn. Herren Statt Bern glychförmig gehallten werde, innsonnderheit ist geordnet, daß der schulmeyster in syner obersten claß oder letzgen die dry sprachen, latin griechisch vnd hebräisch lerne je die beste grammatik deren so bruchig übe". Wie in allen Gelehrtenschulen war auch hier das Deutsche verpönt; in und außer der Schule sollten die Schüler in der Regel Latein sprechen: „Er (der Schulmeister) sol och vast ernstlich bevelchen wenig geschwetz und wort zu bruchen vnd daß sy reden sollent in latin under vnd mit einandren, beyde in vnd ußwendig der schul ze thun, aber mit vatter mutter vnd leyschen[2] personen mögen sy zu irer notturft tütsch wol reden alles mit züchten". Disputationen sollen die Sprachfertigkeit üben. Vom Quadrivium war die Musik ein wesentlicher Bestandtheil des Unterrichts. Der Unterricht nahm am Vormittag drei Stunden in Anspruch, im Sommer von 5 Uhr, im Winter von 6 Uhr an, zu Mittag begann er um 11 Uhr (an Fasttagen um 12 Uhr) und dauerte bis 4 Uhr; die Lehrer hatten die Schüler auch außer der Schule in ihren Arbeiten zu beaufsichtigen und allen Unfug abzustellen. So ist schon aus der Zeit vor der Reformation angeordnet: „Sy söllend der schüleren gutt Acht haben, sampt vnd sonders daß sy nit unzüchtig geberden, geschrey, muttwillen trybend, einandern nit schlachendt, werffendt, an einandern züchend, zannend, mit den schulsecken, schrybzügen schlachent, ouch uff einander kein wust vom mund noch fuß nit werffen heimlich noch offenlich alles by hertter straff der rutten. In der schul, kilchen, kilchhoff[3] vnd uff der gassen sich aller stille flyßend, einandren nit yöurkind[4], kein

---

[1] S. Biographie „Peter Dasypodius". [2] zu den Laien zählend, weltlich. [3] Schule, Kirche und Kirchhof waren beisammen. [4] necken.

Digitized by Google

glöuff noch gſchrei trybent, mit ſteynen nit in die fenſter noch decher weder von hand noch ſchlingen werffend, Regiments vnd allten perſonen gebürliche eer bewyßent. Es ſoll och ein ſchulmeyſter mit den ſchulleren ernſtlich verſchaffen, daß ſy inn der kilchen, inn dem chor und dem kilchhoff und glogghuß alle zucht bruchen, gezenck, gejöck, geſchrey, gelöuff weder darin noch uff der porkilchen[1] tryben noch machen, och zu den glogken dheins wegs komen vnd das by dem ußzug ir kleyder vnd ruttenſchlag durch den gantzen lyb verbietten". Selbſt über das Baden ſollten ſie ein wachſames Auge haben und abwehren: „ſy ſollent acht und warnemen daß die Knaben nit in der Aar baden onne erlaubtnuß der Eltern".

Die Diſciplin verfügte alſo über eine Abſtufung von Körperſtrafen: einfachen Ruthenſchlag und Ruthenſchlag über den ganzen Leib bei ausgezogenen Kleidern. Ausdrücklich aber war vor Ertheilung ſolcher Strafen im Zorn, ſowie vor Schlägen mit Hand oder Stock und auf den Kopf gewarnt: „Dann och ein ſchulmeyſter zu ir ſtraff, wann ſy das verſchulden mit der rutten ſol komen vnnd ſy weder mit der Hand noch mit dem ſteklin beſunder uff ihr hopt nit ſchlachen, dann das beſunder ir jungend halb an ir gedachtnuß vnnd memory groß ſchaden möchte geben". Für Fehler im Latein beſtand ein Spottzeichen wahrſcheinlich aus Holz, der „Eſel" (asinus): „damit ſy deſter flyßiger zum latinreden gehalten werden, ſol eine jede letzgen iren eigenen asinum han und welicher den zuletzt us der ſchull tragt, ſol geſtrafft werden".

Zur Aufrechthaltung der Diſciplin außer der Schule wurden die Knaben ſelbſt herbeigezogen: „Vnd damit er (der Lehrer) mag vernemen der ſchüleren wol vnd übel tun ſol von im für vnd für ein lupus[2] heimlich geſetzt, vnd dem befolnen werden die cavillantes oder vnzüchtigen[3] die ſolicher ordnung nit nachkommen uffzumerken vnd dem ſchulmeyſter anzugeben, domit dy geſtrofft werden, vnd beſunder ſo ſol derſelb wol achten, welicher der ſchüler ſchwür oder andre vnſubre wort bruchen, dann uß dem wa es nit geſtraft, vill ergernuſſen wurden erwachſen". In der ſpätern Schulordnung wird verlangt: „Harzu ſollendt verordnet werden vier under den knaben, die zum kumlichſten an vier Örtten der ſtatt daheimen ſyent uff diſſers acht ze nemen, ſoliche all wochen ze fragen von den unzüchtigen die ze ſtraffen, damit alle unhoflichkeit vermitten vnd zucht geüffnet verde".

Dafür bildeten nun aber auch die Schüler für gewiſſe Einnahmen mit dem Lehrer eine Aſſociation gegenüber der Außenwelt. Sie pflegten zu Weihnachten in Königsfelden (zur Begrüßung des dort reſidirenden

---

[1] Empore in der Kirche. [2] Wolf; d. h. der Aufpaſſer, der wie der Wolf in der Fabel da erſcheint, wo mans am wenigſten glaubt. [3] zuchtloſen.

Digitized by Google

bernischen Hofmeisters) und andern Orten das gute Jahr anzusingen. Der Lebkuchen und die fünf Schillinge, welche in Königsfelden ihnen verabreicht wurden, kamen der Frau des Schulmeisters zu, wofür sie die Verpflichtung hatte, während dieser Zeit des Singens den Schülern zu kochen. „Der Schulmeister vnd syn frow mögen och wol mit inen essen vnd trinken dieselben zitt, Vnd was den schülern an geltt wirt, darzu sollen allwegen zwen schüler zu seckelmeysteren gesetzt vnd denselben das in gezellt werden, dasselb dann zimlich vnd ordentlich zu nießen gebruchen, och domit des tüfels kleydung[1] järlich erbessern."

Dem Schulmeister war außer diesem befohlen, jeden Schaden an den Schulgebäuden zu sofortiger Reparatur der Kirchenverwaltung zu verzeigen; über seine sämmtlichen Nutzungen sorgfältig Buch zu führen und für den Fall seines Abgangs der Stadt den Bürgereid zu schwören, daß er auch förderhin der Stadt Nutzen fördern und Schaden wenden wolle; letztere Bestimmung galt wahrscheinlich besonders deshalb, weil der Schulmeister zugleich Stadtschreiber war. Die Besoldung war beträchtlich; die Stadt bezahlte 40 Pfund, gab Behausung, Stall, Garten, Pünte und Matte und dazu noch weitere Naturalien. Für die Besoldung des Provisors erhielt er den Zins eines städtischen Grundstücks. Dazu kam noch für den Schulmeister ein nicht unwesentlicher Beitrag seitens der Schüler: „Der schull halb gibt im ein yetlicher schüler zu yetlicher fronvasten[2] ze lon sechs schilling haller vnd yetlichs jars sechs haller für exiles vnd intrales, jetlicher schüler gibt zu sant Martinstag ein maß landtwin, ze vaßnacht yetlicher ein vaßnacht hun, oder zween schilling darfür, ze ostern yetlicher zechen eyger vnd über das soll er nyemant wytter belesten, an [ohne] eins schulthessen und rats wyssen vnd wyllen".

Auf dem Gebiete des höhern Schulwesens, in welchem die Protestanten zunächst durchaus vorangiengen, erwuchs nun auf katholischem Boden mit Beginn des 17. Jahrhunderts eine Concurrenz, die dieses Verhältniß nahezu umkehrte. Es geschah das durch die Jesuitenschulen.

Die Gesellschaft Jesu, von dem Spanier Ignatius von Loyola gegründet, 1540 vom Papste anerkannt und mit Freiheiten ausgestattet, hatte in der Person ihres Gründers die Aufgabe der Unterweisung der Kinder und Ungelehrten im Christenthum mit übernommen. Schon Loyola ordnete die Folge der Studien, die Lehrweise, die Zucht, die innere Ein-

---

[1] Dr. Bäbler erläutert: „Wahrscheinlich war wie in Rheinfelden die Bochselnacht, so auch in Brugg den Schülern eine Zeit erlaubt, in der sie ungestraft sich vermummen und Possen treiben durften. [2] Die 4 Fronfasten begannen am 14. September, 13. Dezember, 14. Februar und Pfingsten.

Digitized by Google

richtung der Schulen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde dann der Studienplan der Jesuitenschulen definitiv festgestellt und zwar nach sorgfältigsten Vorarbeiten. 1550 war die Centralpflanzschule des Ordens in Rom, das Collegium Romanum begründet; 1574 fanden die Jesuiten in Luzern Aufnahme; 1580 zu Freiburg; 1646 in Solothurn; 1650 siedelten sie sich bleibend im Wallis an. Es sind vornehmlich die höhern Lehranstalten, durch deren Uebernahme sie in den katholischen Bevölkerungen Fuß fassen; wo immer es angeht, vermeiden sie es, den elementaren Unterricht zu übernehmen; und zu dieser Uebergabe des höhern Unterrichts an die Jesuiten bot sich die Gelegenheit um so günstiger, als derselbe in damaliger Zeit in den katholischen Orten durchweg in Verfall gewesen zu sein scheint. Ein Beispiel dieses Verfalls liefert die Schule in Solothurn und die Erfolglosigkeit der Bemühungen des dortigen Stiftsherrn Gotthart [1].

Man mag über die Wirksamkeit der Jesuiten im großen Ganzen denken wie man will: im höhern Schulwesen des 17. Jahrhunderts vertreten sie den Fortschritt, während das protestantische Schulwesen in dieser Zeit zurückgeht und verknöchert; schon um die Wende des 16. Jahrhunderts erregen sie durch ihre Anstalten die Aufmerksamkeit der Besten auf dem Gebiete der Pädagogik und Wissenschaft. So äußert sich Johannes Sturm: „Der Name der Jesuiten ist neu und eben aufgekommen. Vor den übrigen Mönchen — wenn Mönchthum überhaupt löblich wäre —, würden sie Lob verdienen. Sie geben Unterricht in Sprachen und Dialektik, sie tragen ihren Schülern, so gut sie's vermögen, auch Rhetorik vor. Ich freue mich über dieses Institut aus zwei Gründen; erstlich weil sie unsre Sache fördern, indem sie die Wissenschaften cultiviren. Denn ich habe gesehen, welche Schriftsteller sie erklären und welche Methode sie befolgen, eine Methode, welche von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unsern Quellen geschöpft. Zweitens treiben sie uns zu größerm Eifer und Wachsamkeit an, sie könnten sonst sich fleißiger erweisen und mehr gelehrte und wissenschaftliche Schüler bilden als wir". Der große englische Gelehrte Bako von Verulam aber erklärt geradezu: „Was die Pädagogik anbelangt, so wäre es am kürzesten zu erklären: nimm an den Schulen der Jesuiten ein Beispiel, denn bessere existiren nicht".

Daß diese Aussprüche nicht blos isolirte Aeußerungen eines fanatischen Philologen wie man bei Sturm, oder eines charakterlosen Menschen sind, wie man bei Bako annehmen könnte, sondern daß sie einem weitverbreiteten allgemeinen Gefühl auf protestantischer Seite entsprechen, das zeigt das Vorgehen des Rathes von Basel, der 1583 das Bedürfniß einer Reform

[1] S. Biographie „Gotthart".

Digitized by Google

der höhern Schulen damit begründet, daß „unſers Glaubens Wiederwärtige durch ihre Jeſuitter uns hierin fürzutreffen underſtohn", und man, wenn je, jetzt gelehrte Leute brauche, da „der Papiſten uffatz und geſchwindigkeit durch der Jeſuitter Argliſtigkeit geſterkt ſich augenſcheinlich mehret".

Es iſt hier nicht der Ort, ſich über die Vorzüge des jeſuitiſchen Unterrichts- und Erziehungsweſens für jene Zeit eingehend zu verbreiten. In Kürze mag etwa folgendes geſagt werden:

In der Organiſation der Jeſuitenſchulen herrſcht ein bis ins Detail feſtſtehender einheitlicher Plan; indem das Claſſenlehrerſyſtem durchgeführt wird, verbindet ſich die Erziehung mit dem Unterricht; da in der Regel nur Jeſuiten den Unterricht ertheilen, iſt die Einheit des Geiſtes, aus dem jener hervorgeht, gewahrt, und da der Orden vermöge ſeiner Organiſation alle ſeine Glieder für die Unterrichtsertheilung befähigte und vermöge der vollkommenen Dispoſition über ſeine Angehörigen je die hiefür Tüchtigſten beim Unterricht feſthalten konnte, war im Allgemeinen für ein ungewöhnlich taugliches Lehrperſonal geſorgt.

Die Methode zeichnete ſich aus durch bewußtes Fernhalten des Vielerlei. Der Unterricht hat ſein einheitliches Centrum am Lateiniſchen; ein Lehrbuch ſoll möglichſt durch alle Claſſen hindurchführen. Durch die kluge Beſchränkung ihrer Anforderungen an Lernluſt und Faſſungskraft des Schülers machten die Jeſuiten ihren Unterricht den Schülern angenehm, nicht läſtig; auch ihre Lehrbücher, Chreſtomathien u. ſ. w. verfolgten dieſe Richtung; in dem allgemeinen Fach der Realien (Erudition) wurde möglichſt Anſchauung und Experiment zu Grunde gelegt. Der Unterricht gieng weſentlich in der Einübung eines beſtimmt gegebenen Lehrſtoffs auf, regte in dieſer Mechaniſirung vorzüglich die aufnehmenden Seelenkräfte an und ſchuf Freude an der raſchen Gewinnung eines wol vorbereiteten Lehrſtoffs. Statt der Strafen bedienten ſich die Jeſuiten einer ſorgfältigen Pflege der Reizmittel für den Ehrtrieb: Prämien, glanzvolle Examenproductionen, Cenſurbücher, Wettſtreit zwiſchen Einzelnen und Claſſenabtheilungen u. ſ. w.

Oberſtes Ziel der jeſuitiſchen Erziehung war natürlich die Erziehung zur Religion und zur Unterwürfigkeit unter die Autorität der Kirche und des Ordens. Aber es lag auch im Intereſſe des Ordens, daß die Zöglinge zu weltlicher Brauchbarkeit und Wohlanſtändigkeit erzogen wurden. Die jeſuitiſche Erziehung hatte und gab im Gegenſatz zu der ſteifen Schulpedanterie, die immer mehr an die Stelle des friſchern Geiſteslebens des Humanismus getreten war, ein weltmänniſches Gepräge; dazu diente beſonders die ſorgfältige Pflege der ſeit der Humaniſtenzeit beliebt gewordenen Schüleraufführungen von Luſt- und Schauſpielen. Auf die äußer-

Digitized by Google

liche Körper- und Gesundheitspflege wurde großes Gewicht gelegt. Die Collegien und Pensionate zeichneten sich nicht blos durch gesunde Lage, durch Geräumigkeit und Reinlichkeit der verschiedenen Gelasse, der Schlaf-, Lehr- und Arbeitszimmer, der Krankenzimmer wie der Haushaltungsräume, sondern nicht selten sogar durch einen in die Augen fallenden, oft verschwenderischen Luxus und Reichthum der innern und äußern Ausstattung aus. Dasselbe galt von den übrigen Lebensbedürfnissen, Kost, Kleidung u. s. w.; und denselben Stempel der Großartigkeit trug das ausdrückliche Verbot der Annahme jedes Schulgelds. Theils zur Unterhaltung der Schüler, theils zum Zwecke der Gesundheitspflege und der Uebung in körperlichen Fertigkeiten und in der „Urbanität" fanden außer den Aufführungen allerlei „Ergötzlichkeiten" statt: Mummereien, Spiele, gymnastische Uebungen, Musik, Tänze, Fechtübungen, Reiten, Spaziergänge u. s. w.; an Vacanztagen, besonders im Sommer, wurden gemeinschaftliche Spaziergänge gemacht, oft auch längere Ferienzeiten auf eigenen den Collegien gehörigen Landgütern zugebracht.

Mögen auch in letzterer Richtung die bescheidnern Verhältnisse unsers Vaterlandes sich in größerer Einfachheit der äußern Anziehungsmittel der schweizerischen Collegien abgespiegelt haben; es blieb immer noch so manches, was gegenüber dem schwankenden und wenig blühenden Zustande der katholischen Gymnasien seit der Reformationszeit, ja selbst gegenüber der gelehrten Einseitigkeit der protestantischen Anstalten wohlthätig berührte und seine Einwirkung auf die Gemüther nicht verfehlte. Und wenn die Schattenseite der jesuitischen Erziehung darin besteht, daß sie im Wesentlichen Dressur ist, den Geist nicht zu freier selbständiger Entwicklung führt, stand es denn damals auf protestantischer Seite besser in der Zeit, in welcher immer mehr dogmatisches Glaubensgezänk, immer ängstlichere Zuspitzung von Glaubensformeln über den frischen Geist der Reformationszeit den Sieg gewann und Lehrer und Schüler zum starren Bekenntniß ihrer Rechtgläubigkeit verpflichtete; in welcher ein düsterer Sinn an den alten Schulfreuden und Schulfesten Anstoß nahm und sie abschaffte; und in welcher die Büchergelehrsamkeit und philologische Scholastik mehr dem Gedächtniß und der Logik, als dem Gemüth und der Lebensanschauung Nahrung zu bieten sich verpflichtet fühlte?

Im Volksschulwesen hatte um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Katholicismus nur theilweise die Anregungen der Reformationszeit sich zu eigen gemacht; im gelehrten Mittelschulwesen stand er dem Protestantismus zum mindesten ebenbürtig auf dem Plan.

* * *

Digitized by Google

Die Umriſſe, die das Volksſchulweſen im erſten Jahrhundert ſeit der Reformation gewonnen, bleiben nun im großen Ganzen bis zum Zuſammenbrechen der alten Eidgenoſſenſchaft, unverändert. Die Zeit war nicht dazu angethan große Impulſe aufzunehmen und zu verwirklichen. Der Bauernkrieg (1653) hätte als ſolcher Einfluß gewinnen können; und es iſt gewiß nicht zufällig, daß in den demſelben folgenden Jahrzehenden die Regierungen von Zürich und Bern ausführliche Landſchulordnungen erließen; aber wie dieſe ſich damit begnügten, mehr nur das Beſtehende zu ordnen als Neues und Beſſeres zu ſchaffen, ſo wirkten an andern Orten die mit der Landbevölkerung gemachten Erfahrungen geradezu abſchreckend; ſo beſchloß ſchon im gleichen Jahr 1653 die Regierung von Solothurn, die bis dahin manches für das Schulweſen auf dem Lande gethan: „Iſt den Bauern anheimgeſtellt, Schulmeiſter zu haben; allein MGHHerren werden nit mer dazu contribuiren.“

Eine weitere Epoche mannigfacher ſtaatlicher Reformen war für die proteſtantiſchen Städtekantone der Beginn des 18. Jahrhunderts mit der Kraftanſtrengung, die der Krieg des Jahres 1712 zur Folge hatte. Wir finden denn wirklich 1719 in Zürich, 1720 in Bern auch neue Schulordnungen aufgelegt; aber ſie ſind weſentlich nur Abſchriften der Ordnungen aus dem 17. Jahrhundert.

Daß die Beſtrebungen eines Comenius (1592—1670) der Schule aufzuhelfen und ſie zu wirklichen Menſchenbildungsanſtalten zu erheben, der Schweiz zu ferne ſtanden, um irgendwie Einfluß zu gewinnen, läßt ſich begreifen; aber auch die Erfolge der Pietiſten auf dem Gebiete des Erziehungsweſens haben die Schweiz nur ſchwach geſtreift; der Verſuch, nach ihrem Vorgang für die Lehrerbildung mit den höhern Schulanſtalten ein Seminar zu verbinden, der 1718 in Baſel gemacht wurde, ſcheiterte an Mangel von Erkenntniß und an kantonaler Engherzigkeit.

Unter dieſen Verhältniſſen war es wenigſtens für die nächſte Folgezeit kaum ein Gewinn, daß auf der Landſchaft die Geiſtlichen mehr und mehr von der Schulhaltung ſich zurückzogen und dieſe weltlichen Händen überließen; an Anſehen vor dem Volke gewann die Schule dadurch nicht und dem Wolwollen der leitenden Kreiſe wurde ſie ferner gerückt. Aber als Grundlage für die ſpätere Entwicklung war dieſe Veränderung von höchſter Wichtigkeit. Lehrſtand und Volksſchule wurden dadurch Gegenſtand eines ſelbſtändigen Intereſſes und die geiſtige Bewegung, die dem 18. Jahrhundert ihr Gepräge aufdrückte, ſäumte nicht, ſich der Fragen der Volksbildung mit einer Begeiſterung und Nachhaltigkeit anzunehmen, die ganz undenkbar wäre, wenn ſie die Volksſchule noch lediglich als Appendix der geiſtlichen Functionen vorgefunden hätte.

Digitized by Google

Monographien.

Heinrich Loriti.

[Quellen: R. Wolf, Biographien zur Culturgeſchichte der Schweiz; erſter Cyclus, Zürich 1858, S. 1—14. — Fechter, Geſchichte des Schulweſens in Baſel. S. 38, 39.]

Heinrich Loriti (mit dem Gelehrtennamen Glareanus = Glarner) wurde 1488 von wohlhabenden Eltern in Mollis geboren. Seine gelehrten Studien, die ihn zu einem der tüchtigſten Humaniſten machten und ihm die Freundſchaft des Erasmus erwarben, verdankt er dem Auslande; er holte die Grundlagen ſeiner Bildung in Rottweil am Neckar und in Köln; 1512 erhielt er vom Kaiſer Maximilian den Lorbeerkranz als (lateiniſcher) Dichter; durch dieſen Erfolg war er ganz den ſchönen Wiſſenſchaften gewonnen; in der claſſiſchen Philologie war er einer der Wenigen, die zu jener Zeit Kritik anzulegen wagten; mathematiſche und geographiſche Studien ſchloſſen ſich an; auch über Muſik hat er einige Schriften geſchrieben, die noch jetzt geſchätzt werden, wenn man ſich über den damaligen Zuſtand der praktiſchen Muſik belehren will. Lehrend und lernend nahm er 1514 ſeinen Aufenthalt in Baſel, wo Erasmus weilte; ſiedelte dann zur Weiterbildung 1517 nach Paris über, kehrte aber 1522 unter dem Jubel der Bevölkerung nach Baſel zurück; hier ſetzte er die Leitung ſeines vielbeſuchten Penſionats für Studirende, das mit ihm fünf Jahre vorher nach Paris übergeſiedelt war, weiter und hielt in Unabhängigkeit von der Univerſität philoſophiſch-philologiſche Vorleſungen. Aber wie er der Univerſität gegenüber den ſtreng humaniſtiſchen Standpunkt zur Geltung brachte, ſo trat er nun auch den Beſtrebungen der Kirchenreformation ähnlich wie Erasmus mit Herbheit und wachſender Verbitterung entgegen; dieſer Gegenſatz löste die Jugendfreundſchaft mit Zwingli und Mykonius, er zwang ihn auch, dem zum Siege durchkämpfenden Einfluß der Reformation gegenüber, aus Baſel zu weichen und mit Erasmus nach Freiburg im Breisgau überzuſiedeln 1529; aber während Erasmus nach wenigen Jahren zurückkehrte, blieb Glarean bis zu ſeinem Tod in regſter akademiſcher und litterariſcher Thätigkeit der Heimat und den alten Freunden fern, bis ihn der Tod am 28. März 1563 in Freiburg dahinraffte.

Digitized by Google

Was Glarean im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen auszeichnet, sind nicht seine litterarischen Leistungen noch seine Lebensschicksale, sondern die Einrichtungen, die er als praktischer Erzieher in seinem Pensionate traf. Was gleichzeitig Valentin Trotzendorf in Goldberg, was später die Jesuiten und in seiner Art am ausgebildetsten die Philanthropinisten des 18. Jahrhunderts durchführten, die Nachahmung der römischen Republik durch Beiziehung der Zöglinge zur Mitregierung und Beihülfe in der Erziehung, das hat vor diesen allen Glarean zum ersten Mal versucht und durchgeführt und darum gehört ihm in der Erziehungsgeschichte ein ehrenvoller Platz. Schon während seines ersten Aufenthaltes in Basel, erzählt Fechter, hatte er in einem dazu gemietheten Hause eine Pension gehabt, in welche an 30 Jünglinge eingetreten waren. Bei seinem zweiten Aufenthalte hatte er bald so viele Zöglinge, daß er sich nach Hülfe umsehen mußte. Er wandte sich deshalb an Mykonius, der aber keine Lust zeigte, seine Stelle in Einsiedeln aufzugeben. Die Zöglinge, die sich beim Eintritte in die Anstalt zu pünktlichem Gehorsam verpflichten mußten, hatten Wohnung und Tisch bei Glareanus; die Gespräche wurden lateinisch geführt, und den Mittelpunkt des Unterrichts bildeten die römischen Classiker, vorzüglich Livius und Aulus Gellius, ohne daß die griechischen ausgeschlossen wurden. Die ganze Anstalt war so sehr von römischem Geiste durchdrungen, daß die innere Einrichtung das Gepräge der römischen Staatsverfassung an sich trug. Glarean stand als Consul an der Spitze; die ausgezeichnetsten Zöglinge bildeten um ihn einen Senat, in welchen ein Censor, Volkstribun, Prätor, Aedilis u. s. w. saßen, von der Gesammtheit der Schüler dem S. P. Q. R. (Senatus Populusque Romanus = römischer Rath und Volk) erwählt; und wenn die Anstalt grüßte, so lautete die Unterschrift wieder im Namen S. P. Q. R. O. Hi.

Ulrich Zwingli.

1484—1521.

[Quellen: Zwinglis Werke von Schuler und Schultheß 1828—42. — J. C. Möriloser, Ulrich Zwingli, 1869. — H. Lang, Religiöse Charakter, 1862. — Dr. K. B. Hundeshagen, Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte des Protestantismus, 1864. — E. Egli, Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation, 1879. — Dr. U. Ernst, Geschichte des zürcherischen Schulwesens bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, 1879.]

Es war eine bahnbrechende, schöpferische Zeit, dieses 15. Jahrhundert mit seinen Erfindungen, seiner „Entdeckung der Welt und des Menschen", seiner Scholastik und seinem Humanismus. In diese Zeit des Strebens

Digitized by Google

und Kämpfens fällt die Geburt des Mannes, der den Samen der neuen Zeit auf einem kleinern Gebiete ausſtreute, als der deutſche Reformator, aber dafür mit um ſo größerer Sorgfalt.

Ulrich Zwingli wurde den 1. Januar 1484 in Wildhaus im Toggenburg als das Kind wohlhabender und angeſehener Bauersleute geboren. Er wuchs auf in der herrlichen Alpennatur, inmmitten eines ſtreitbaren, braven Völkleins und unter dem Segen einer einfach ländlichen, aber bürgerlich kernhaften Erziehung. Zwingli hat die Armuth nie gekannt. Zum Pfarrer beſtimmt, erhielt er den erſten Unterricht vom 8. Jahre an bei ſeinem Oheim, dem Decan Zwingli in Weſen, einem menſchenfreundlichen und wohlthätigen Manne. Schon nach zwei Jahren kam er nach Baſel und bald darauf nach Bern. Da die dortigen Mönche ſich Mühe gaben, den Knaben wegen ſeiner muſikaliſchen Anlagen ins Kloſter zu locken, ſchickte man ihn ſofort weg und zwar nach Wien, wo die Univerſität unter der Aegide des Kaiſers Maximilian zu einem Mittelpunkt des Humanismus geworden war. Nach zwei Jahren kehrte Zwingli nach Baſel zurück und übernahm hier eine Lehrſtelle an der Lateinſchule zu St. Martin. Zu gleicher Zeit beſuchte er die dortige Hochſchule. — Ueberblickt man den Studiengang Zwinglis, ſo erkennt man leicht, wie ſehr es ſeiner Familie daran gelegen war, den talentvollen Jüngling mit einer möglichſt gediegenen Bildung auszurüſten. Mehr als die Theologie ſind es die claſſiſchen Sprachen und die Philoſophie, welche ihre Anziehungskraft auf den jungen Mann ausüben und ihn allmälig und unvermerkt in das Lager der Humaniſten hinüberdrängen. Gerade dieſe ruhige Entwicklung und freiſinnige Richtung ſeines Geiſtes, verbunden mit einer natürlichen Beredſamkeit und ungezwungenen Heiterkeit waren vorzüglich geeignet, ihn zu einem Manne des Volkes zu machen und zu ſeinem ſpätern Reformationswerk zu befähigen. Nicht überſättigt von ſeinen Studien, ſondern von dem lebhafteſten Bildungstrieb erfüllt, trat Zwingli ſeine öffentliche Laufbahn an, und zwar zuerſt als

Pfarrer in Glarus, 1506. Die neue Stellung war für den jungen, vierundzwanzigjährigen Mann, der ſeine Aufgabe voll und ernſt erfaßte, keineswegs leicht. Seine Mußeſtunden verwandte er mit beſonderem Eifer auf die griechiſche Sprache und die Lectüre der Bibel; ja es trieb ihn, ſeine Kenntniſſe mitzutheilen, und ſo ſammelte er eine Reihe von jungen, angeſehenen Männern um ſich, denen er als Lehrer die gleiche Freude am Studium einzupflanzen wußte. Die politiſchen Wirren riefen ihn aber auch zu ernſtern Pflichten. Zweimal (1513 und 1515) zog er mit einem glarneriſchen Söldnerherr als Feldprediger nach Italien. Obgleich die Erfahrungen bitter waren, nahm auch Zwingli Partei und zwar für den Papſt, alſo gegen die Franzoſen. — Nach zehn Jahren vertauſchte er Glarus mit

Digitized by Google

Einſiedeln, 1516; es iſt nicht recht erſichtlich, warum. In ſeiner neuen Stellung als Wallfahrtsprediger hatte er Gelegenheit, einerſeits ſein Talent als Volksredner geltend zu machen, anderſeits in einem anregenden Freundeskreiſe ſeine Studien fortzuſetzen. Sein Standpunkt auf der Kanzel war noch durchaus katholiſch, wenn er auch gegenüber der Verehrung Chriſti den Mariencultus zurückdrängte. In Rom hielt man große Stücke auf ihm. Den Wendepunkt in ſeinem Leben bildet ſeine Berufung als Leutprieſter an das Chorherrenſtift in

Zürich, 1519. Die Stadt war damals in nichts weniger als ruhigen Zuſtänden. Politiſch bekämpften ſich einerſeits die Freunde und Gegner des Reislaufens, der Penſionen und der fremden Bündniſſe, anderſeits die Parteien des immer noch nicht ruhenden waldmanniſchen Aufſtandes. Die Klöſter, darunter gerade das einſt ſo hervorragende Fraumünſter, waren gänzlich heruntergekommen und ſtanden keineswegs auf gutem Fuße mit der Bürgerſchaft. Noch ſchlimmer war es mit der Sittlichkeit der Geiſtlichen und Laien beſtellt, die ſich indeſſen ganz gut mit einer großen, kirchlichen Frömmigkeit vertrug. —

Zwingli ſah ſeine Aufgabe zunächſt in der Verbeſſerung der ſittlichen Zuſtände durch Verkündigung des reinen Evangeliums, hatte aber, vermöge ſeiner humaniſtiſchen Bildung und ſeiner bisherigen Erfahrungen, ſchon längſt ihre tieferliegenden Urſachen, die bürgerlichen und kirchlichen Uebelſtände, erkannt. Darum hielt er von Anfang an, wenn auch ohne offene Parteinahme, zu den Gegnern aller und jeder Bündniſſe und hatte gewiß einen weſentlichen Antheil an der immer mehr aufkommenden Neutralität Zürichs. Es iſt leicht einzuſehen, daß durch dieſe Haltung Zwinglis das bisher gute Einvernehmen mit dem Papſte geſtört ward. Mit der Erlangung einer Chorherrenpfründe 1521 wurde Zwingli ökonomiſch ſelbſtändig und bürgerlich vollberechtigt und gieng nun Schritt für Schritt, ruhig, ſchonend, aber mit eiſerner Conſequenz auf der Bahn der kirchlichen und ſittlichen Reformen vorwärts, die durchzuführen er immer deutlicher als ſeine Pflicht und Lebensaufgabe erkannte.

Die Reformen begannen im Jahr 1522. Scheinbar unbedeutende Schritte führten zu immer entſcheidenderen Maßregeln. In raſcher Aufeinanderfolge werden Faſten, die Eheloſigkeit der Prieſter, Bilder, Meſſe und Chorgeſang abgeſchafft, die Klöſter aufgehoben, das Kirchen-, Schul- und Armenweſen neu geordnet und aus den Stiftsgütern reichlich unterſtützt. Zur Seite ſtehen dem Reformator der zürcheriſche Rath und die öffentliche Meinung in der Stadt und auf dem Lande. Der Form nach wird der Biſchof von Conſtanz, auch etwa die eidgenöſſiſche Tagſatzung, um Abſchaffung einzelner Mißbräuche angegangen; in That und Wahrheit aber iſt es der Rath von Zürich, der

Digitized by Google

ſich ſelber ſogar in rein kirchlichen Dingen den endgültigen Entſcheid vorbehält. So wird die neue Kirche im Unterſchied von der katholiſchen vollſtändig der Staatsgewalt untergeordnet. Damit treten alle mit der Kirchenreformation zuſammenhängenden Einrichtungen ebenfalls in den Dienſt des Staates, zunächſt alſo die reorganiſirte

Schule. Damals gab es in Zürich nach Art unſerer Gymnaſien zwei ſogenannte Lateinſchulen, eine am Großmünſter und eine am Fraumünſter. Sie pflegten vornehmlich Latein, Dialektik und Muſik (lateiniſcher Chorgeſang). Von einer Fürſorge der Obrigkeit für dieſe Schulen vernimmt man wenig. Einrichtung, Lehrſtoff, Lehrmethode, Räumlichkeiten ꝛc. waren mangelhaft, ſo daß es nicht zu verwundern iſt, wenn die Reſultate ſehr ungenügend ausfielen. Zwingli beſchäftigte ſich angelegentlich mit der Reorganiſation und Erweiterung dieſer Lateinſchulen; denn ihm war die Schule weſentlich ein Mittel der neuen Kirche, mit dem ausgeſprochenen Zweck, einen tüchtigen Prieſterſtand zur wirkſamen Verkündigung des göttlichen Wortes heranzuziehen. Da indeſſen viele Hunderte dieſe Schulen beſuchten, die entweder nicht in den geiſtlichen Stand eintreten wollten, oder dazu nicht tauglich waren, ſo wurde auch die allgemeine Volksbildung durch die Zwingliſche Schule wenigſtens vorbereitet; wir haben daher die erſten Anfänge einer ſtaatlich organiſirten, allgemeinen Volksſchule bei Zwingli zu ſuchen.

Zwingli als ſittlicher Reformator anerkannte freilich auch einen ſittlichen Zweck der Schule. Die Schule ſoll nicht blos Lehranſtalt, ſondern auch Erziehungsanſtalt ſein. Freilich war auch dieſe Erziehung eine ſittlich-kirchliche, eine Erziehung zu „gottsfurcht, fliß, frommkeit und guter zucht“ und daher das allgemeine Bildungsmittel für Kirche, Schule und Haus die Bibel. Nicht als ob der Humaniſt Zwingli den bildenden Werth der alten Sprachen unterſchätzt hätte; er will das Lateiniſche, Griechiſche und Hebräiſche in der Schule ebenfalls gepflegt wiſſen, unter Umſtänden auch die Realien, Rechnen, Muſik ꝛc.; nur tritt bei allen dieſen Fächern der bildende und praktiſche Zweck gegen den kirchlich-theologiſchen zurück. Zwingli ſteht alſo in der Auffaſſung der Schule zwiſchen Mittelalter und Neuzeit: mittelalterlich iſt die Einordnung der Schule unter die Theologie, modern die Uebergabe derſelben an den Staat —.

Wie das neue Gottesreich alle Menſchen umfaßte, ſo ſollten auch Alle, die Bürger in den Städten, wie das Volk auf dem Lande, zum Eintritt in die neue Staatsſchule berechtigt ſein. An eine Aufnahme des weiblichen Geſchlechtes in die Schule dachte indeſſen auch Zwingli nicht im entfernteſten, wie er überhaupt vom weiblichen Geſchlechte eine geringe Meinung hatte. So ſehr er übrigens auch die Vorbildung für das Leben in zweite Linie ſtellte, ſo ſuchte er doch die Schule mit dem praktiſchen Leben unmittelbar zu ver-

Digitized by Google

binden. Abgesehen davon, daß die Schule schon der Zeit nach nur einen geringen Theil des Tages ausfüllte (4—5 Stunden), empfahl Zwingli den Professoren wie den Studenten unbedenklich die Erlernung eines Handwerkes, theils um ihnen bei den dürftigen Verhältnissen eine neue Einnahmsquelle zu eröffnen, theils aus Furcht vor einer Vernachlässigung des Handwerks durch das überhandnehmende Studium.

Diese unvermittelte Verbindung der Schule mit dem Leben, wie die Auffassung der Schule überhaupt, erklärt sich zum Theil dadurch, daß Zwingli die Bibel unmittelbar auf alle Verhältnisse anzuwenden suchte. Weil die Bibel das Wort Gottes ist, soll sie zuerst gelehrt werden; weil sie sagt: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen", darum soll jeder ein Handwerk lernen; weil nach ihr das Weib dem Manne unterthan ist, darum hat das weibliche Geschlecht keinen Anspruch auf die gleiche Erziehung und Bildung wie das männliche; weil Christus an der Hochzeit zu Kana Theil nahm, deswegen sind auch Genüsse und Zerstreuungen für die Jugend erlaubt. So lautet jedesmal die Begründung. Daß eine solche Interpretation der Bibel auf die Schule zu Einseitigkeiten führen mußte, liegt auf der Hand[1]. Es muß hervorgehoben werden, daß der deutsche Reformator Luther in der Auffassung der Schule, ihres Zweckes und Umfanges, wie in seinem Urtheil über das weibliche Geschlecht, weit mehr, oft in frappanter Weise, die Anschauungen der Neuzeit vertritt.

Suchen wir uns in gedrängten Zügen ein Bild von der durch Zwingli reorganisirten Schule zu machen. Der Plan dazu lag bereits 1523 in einem vollständig ausgearbeiteten Programm, betitelt: „Christliches Ansehen und Ordnung." Die lateinischen Schulen am Großmünster und Fraumünster sollen verbessert und nach oben erweitert werden durch die sogenannten „öffentlichen Lectionen" oder „die Prophezey," d. i. Verkündigung und Erklärung der Bibel, speciell zur Heranbildung einer tüchtigen Priesterschaft aus und für Stadt und Land, ohne fremder Schulen und Universitäten zu bedürfen. Diese „Prophezey" oder das „Lectorium", wie es später genannt wurde, war also nach Zwinglis Plan ein geistliches Seminar und als solches die gemeinsame oberste Classe der beiden Lateinschulen, der Vorbereitungsanstalten für jenes. Die praktische Durchführung dieses Programmes kam übrigens erst im Sommer 1525, in welchem Jahr Zwingli vom Rathe zum obersten Schulherrn ernannt wurde. Die Vorbereitungen hiezu waren

---

[1] Die Ansichten Zwinglis über Schule und Erziehung findet man am schärfsten zusammengefaßt in seiner Schrift: Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint, zugeeignet seinem Stiefsohn Gerold Meyer von Knonau. — Vergl. Zwinglis Werke von Schuler und Schultheß IV. 152.

Digitized by Google

bereits getroffen, theils durch die Herbeiziehung von Kloſter- und Stiftsgütern zu Schulzwecken, theils durch die Gewinnung einer Reihe von tüchtigen, der neuen Lehre ergebenen Gelehrten. Im folgenden Jahre ſchon (1526) hatte das Lectorium die Einrichtung, in der es bis zum Tode Zwinglis wahrſcheinlich geblieben iſt. Wir finden vier Profeſſuren: 2 theologiſche, 1 griechiſche und 1 lateiniſche. Die Fächer ſind: alt- und neuteſtamentliche Exegeſe, lateiniſch-deutſche Dialektik und Rhetorik. Zwingli übernahm eine theologiſche Profeſſur, fand aber, ohnehin nur zu ſehr durch ſein kirchliches Amt und ſeine politiſche Thätigkeit in Anſpruch genommen, kaum die nöthige Zeit, um ſeinem Lehramte zu genügen. Uebrigens fehlt es nicht an Zeugniſſen, welche zeigen, daß der Ruf, den er als klarer und gründlicher Prediger genoß, ſich auch in der Schule bewährte.

Das vornehmſte Lehrbuch war natürlich die Bibel, in der Urſprache und in der deutſchen Ueberſetzung. Unter den übrigen Lehrmitteln ſind neben den Hülfsbüchern der Dialektik, Grammatik ꝛc. beſonders die alten lateiniſchen und griechiſchen Autoren zu nennen. Die wirkſamſte Förderung erhielten die Schulen durch Chriſtoph Froſchauer, den erſten namhaften Buchdrucker Zürichs, welcher dieſe Lehrbücher mit großen, ſchönen Lettern, theilweiſe mit Vignetten und Holzſchnitten im Drucke herausgab.

Der Charakter der beiden Lateinſchulen blieb im Ganzen ſo ziemlich der gleiche wie kurz vor der Reformation, um ſo mehr, als dieſes ganze Jahrzehnt hindurch (1520—30) auch die gleichen Lehrer an den Schulen wirkten, an jeder ein Schulmeiſter mit 3—4 Gehülfen. Jede Lateinſchule hatte drei Claſſen oder „Ordnungen“. Neben der „Kinderlehre“ wurden hier die Anfänge der lateiniſchen und griechiſchen Sprache gelehrt. Die alten Disputationen wurden fortgeſetzt; ſie hatten ja eine höhere Bedeutung als je, jetzt, wo der Erfolg der neuen Lehre weſentlich von der Macht der Ueberzeugung abhieng. Der Geſang hatte ſeine Wichtigkeit verloren. Ob und in wie weit andre Fächer, wie Rechnen, Geometrie ꝛc. gelehrt worden ſeien, darüber fehlen uns alle Anhaltspunkte. Wahrſcheinlich ſtieg man, wo es nöthig war, bis zum einfachen Leſen und Schreiben hinunter. Man mußte ſich wol nothgedrungen hiezu verſtehen, wenn man auch junge Leute von dem Lande aufnehmen wollte. — Auch die Lehrbücher waren, wenn man von der Bibel abſieht, theilweiſe noch die alten. Jedenfalls ſpielten die Claſſiker, von denen die leichteſten hier geleſen wurden, eine große Rolle.

Aufſicht und Sorge gegenüber der neuen Schule war Sache des Staates. Die Aufſicht übte ein Schulherr, dem eine Aufſichtscommiſſion zur Seite ſtand. Bis zu ſeinem Tode war Zwingli Schulherr.

Eine der ſchönſten Seiten des neuen Schulweſens bildet die Verwendung der eingezogenen Kloſtergüter größtentheils zu Schulzwecken. Die durch den

Digitized by Google

Tod von Chorherren, Caplanen, Mönchen oder Nonnen ledig gewordenen Pfründen wurden für die Besoldung der Professoren, Kirchendiener und Schulmeister oder zu Stipendien und Almosen für die Schüler bestimmt, wie man überhaupt der Armen in humanster Weise gedachte. Das Einkommen der Lehrer war sehr verschieden; es bestand theils in einer Pfründe, theils in Beiträgen an Geld oder Naturalien (Kernen, Wein, Holz ꝛc.) Neben den Verpfründeten mit großem Einkommen hatten die Uebrigen mit der Armuth zu kämpfen, weshalb viele Lehrer wie früher auf Nebenbeschäftigungen (Handel, Handwerk und Privatstunden) angewiesen waren. Wenn man indessen die Lage der Lehrer mit derjenigen zur Zeit der alten Schule vergleicht, so wird man eine durchschnittliche Besserstellung nicht verkennen können.

Noch mehr gilt dies von den Schülern. Im Unterschied zur alten Schule war principiell jedes Schulgeld an den Lateinschulen und Lectionen abgeschafft worden; freilich war auch der Gassenbettel, früher fast die einzige Hülfsquelle der Schüler, durch die neue Almosenordnung verboten. Dafür wurden aber die Schüler ohne Unterschied aus der Stadt und der Landschaft in ausgedehnter Weise mit Almosen und Stipendien unterstützt. Diese Beiträge bestanden entweder nach Art der frühern Klostersuppen in täglichem „muß und brot", gewöhnlich mit wöchentlich zwei Schilling an Geld, oder in Kleidern, Kernen, oder endlich in Geld allein: 10, 15, 20, 25 und 40 fl. per Jahr (1 fl. = ca. 20 Fr. nach heutigem Geldwerth). Bei der Austheilung dieser Stipendien waren Fleiß, Talent und gutes Betragen, und von Anfang an die Verpflichtung zum geistlichen Beruf maßgebend.

Auffallend ist, daß bei diesem Ausbau und der liberalen Unterstützung des höhern Schulwesens durch den Staat das niedere Schulwesen von Zwingli gänzlich übergangen worden zu sein scheint. Schon vor der Reformation haben, wie in andern Städten, so auch in Zürich, eine Art Volksschulen bestanden. Dies waren die sogenannten deutschen Schulen. Sie unterrichteten, im Unterschied von den Lateinschulen, Knaben und Mädchen, und zwar ausschließlich im Lesen, Schreiben und Singen, etwa auch im Rechnen. Selten giengen sie darüber hinaus. Von einer Organisation dieser deutschen Schulen, von einer Aufsicht und Fürsorge des Staates war keine Rede; es fehlen auch alle Nachrichten darüber, daß Zwingli sich ihrer etwa angenommen hätte. Diese Nichtbeachtung der deutschen Schule erklärt sich zum Theil aus ihrem Charakter, da sie eben ganz auf das praktische Bedürfniß gerichtet waren, während Zwingli mit der Schule nur ein theologisches Ziel im Auge hatte.

Man könnte den im Ganzen ruhigen Verlauf der Reformation auf dem Lande nicht genugsam erklären, wenn man nicht annehmen dürfte, der Boden sei dafür schon längst vorbereitet gewesen und früher schon haben

Digitized by Google

auf dem Lande Schulen bestanden, durch welche die elementaren Kenntnisse auch unter den Landleuten verbreitet wurden. Gerade diese Kenntnisse ermöglichten es dann den Leuten, selber die Bibel zu lesen. — An einzelnen Orten der Landschaft kam es zu einer Schulreform, ohne daß Zwinglis unmittelbarer Einfluß nachzuweisen wäre, wie in Winterthur, und besonders in Cappel, wo seit 1523 eine trefflich geleitete Klosterschule bestand. — Unmittelbare Versuche Zwinglis zu neuen Schuleinrichtungen finden wir nur in den Klöstern zu Rüti und Stein am Rhein. Man muß annehmen, daß Zwinglis Plan dahin gieng, über die allgemeine, religiöse Bildung hinaus einzelne schon bestehende Klosterschulen auf dem Lande nach Art der stadtzürcherischen Lateinschulen als Vorbereitungsanstalten für die Lectionen in Zürich einzurichten, um auf diese Weise für das Volk Priester aus dem Volk zu erziehen. Es ist dies eine der schönsten Bestrebungen des großen Reformators gewesen, die aber leider nicht in Erfüllung gieng. — In Bezug auf Rüti faßte er seinen Plan in einer Schulordnung zusammen, betitelt: „Wie die münche ze Rüti sich mit läsen und hören der heiligen gschrifft halten söllind". Das Project scheiterte aber vollständig an dem hartnäckigen Widerstand der dortigen Mönche. — In Stein am Rhein existirte schon vor der Reformation wahrscheinlich eine deutsche Schule. Der Rath in Zürich beschloß, den dortigen Mönchen Lectionen geben zu lassen, und ordnete 1525 einen jungen, tüchtigen Schulmeister dahin ab. Er hatte aber geringen Erfolg. Von den Mönchen besuchten nur wenige seine Stunden und noch wenigere berechtigten zu Hoffnungen auf die Zukunft. Dagegen unterrichtete er mit befriedigendem Erfolg mehrere Bürgerknaben. Diese Klosterschule sollte jedenfalls ganz analog derjenigen in Rüti und Cappel eingerichtet und also eine Lateinschule sein.

Fassen wir die thatsächlichen Leistungen der Reformation, speciell Zwinglis auf dem Gebiete des Schulwesens zusammen, so läßt sich ein mächtiger Fortschritt nicht verkennen. Die Schule ist Lehr- und Erziehungsanstalt zugleich; sie gründet sich auf Theologie und Humanismus; das höhere Schulwesen ist Sache des Staates; der Staat organisirt, beaufsichtigt und unterstützt es in liberalster Weise; das Volk, noch mehr aber die Kirche, werden zum gelehrten Studium hinzugezogen; auch das Landschulwesen bleibt von dem Aufschwunge nicht unberührt. Es ist für die Schule eine durchaus müßige Frage, ob Zwingli diesen Fortschritt beabsichtigt habe oder nicht; der Fortschritt war da, und gieng, wenigstens in der Stadt Zürich, thatsächlich von von ihm aus. Wenn Zwingli hiebei unverkennbar einseitig kirchliche Ziele verfolgte und, soweit an ihm lag, der Schule dieses theologische Gepräge verlieh, so mag dies das Urtheil über seine Person alteriren, darf aber nicht den Fortschritt verkennen lassen.

Digitized by Google

Wenn Zwingli auf dem Gebiet der zürcheriſchen Kirche und Schule ſeinen Zweck zum größten Theil erreichte, ſo ſcheiterte er dagegen vollſtändig in ſeiner Politik. Zwingli wurde immer mehr der Vertrauensmann des Rathes, nicht nur in kirchlichen, ſondern auch in bürgerlichen Dingen. Der Große und der Kleine Rath wurden factiſch vom „Geheimen Rath“ verdrängt, deſſen Seele Zwingli ſelber war. Unglücklicherweiſe zeigte ſich Zürich auffallend arm an tüchtigen Staatsmännern; Niemand war da, der dem Uebergewicht des Pfarrers am Großmünſter eine heilſame Schranke entgegengeſetzt hätte. Nach Außen verlor ſich der Reformator immer mehr in abenteuerliche, politiſche Pläne, deren Mißerfolg nicht ausbleiben konnte. Ein neuer, evangeliſcher Bund ſollte an die Stelle des alten eidgenöſſiſchen Bundes treten. Noch mehr: die reformirten ſchweizeriſchen und ſüddeutſchen Städte, das reformirte Heſſen, ja ſogar das katholiſche Frankreich und Venedig, kurz, alle Feinde des deutſchen, katholiſchen Kaiſers glaubte Zwingli zu einer Allianz vereinigen zu können. Solche Projecte mußten in ſich ſelber zuſammenfallen und konnten nur dazu dienen, den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Reformirten und Katholiken im eigenen Lande zu beſchleunigen. — In Zürich ſpitzte ſich Zwinglis Syſtem immer mehr zu einer Theokratie, zu einer auf die Staatsgewalt gegründeten Herrſchaft der Kirche zu, deren Erhaltung leider auch zu Gewaltmaßregeln führen mußte. Das demokratiſche Gefühl der Zürcher ſträubte ſich dagegen und verſtärkte die Oppoſition, welche die Kirchenreformation an ſich hatte hervorrufen müſſen. Wol ſuchte man die Gegner durch Disputationen zu überzeugen; wo aber dieſe nicht zum Ziele führten, trat der Zwang ein. Auch Zwingli war, dem mittelalterlichen Geiſte folgend, weit entfernt, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit anerkennen zu wollen.

Der Bürgerkrieg mit den Katholiken mochte beim erſten Ausbruch, gegen Zwinglis Willen, noch aufgehalten werden; die Kataſtrophe konnte aber nicht ausbleiben; zwei Jahre ſpäter fiel Zwingli auf dem Schlachtfeld bei Cappel am 11. Oktober 1531, ein Opfer ſeiner in guten Treuen verfolgten Lebensaufgabe: das neue Gottesreich nach Möglichkeit zu erweitern, und zwar nicht blos mit dem Rechte der Ueberzeugung, ſondern, wenn nöthig, auch mit dem Rechte des Zwanges. Schön ſagte Hottinger an der dritten Säkularfeier der Reformation 1819 beim Anblick von Zwinglis Waffen:

Ruhe den eiſernen Waffen, doch nimmer den geiſtigen Ruhe!
Führten ihn jene zum Tod — drang er durch dieſe zum Licht. —

Dr. Ernſt.

Digitized by Google

Heinrich Bullinger.

1504—1575.

[Quellen: C. Peſtalozzi, Heinrich Bullinger, 1858. — E. Egli, Actenſammlung zur Geſchichte der Zürcher Reformation, 1879. — Dr. U. Ernſt, Geſchichte des Zürcheriſchen Schulweſens bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, 1879.]

Die kaum gegründete, reformirte Kirche hatte das Glück, die durch den Tod ihres Stifters entſtandene Lücke durch einen Mann ausgefüllt zu ſehen, der das ſchwierige und ſchwer bedrohte Reformationswerk mit ſeltenem Geſchick und Erfolg fortzuführen verſtand. Dieſer Mann war Heinrich Bullinger.

Wie das Leben Zwinglis, ſo war auch dasjenige Bullingers von den günſtigſten Vorausſetzungen begleitet: eine wohlhabende Familie, reiche Begabung und eine vortreffliche Erziehung.

Heinrich Bullinger wurde am 18. Juli 1504 in Bremgarten geboren. Sein Vater iſt jener Decan Bullinger, der ſich durch ſein muthiges Auftreten gegen den Ablaßkrämer Samſon einen Namen erworben. Da die Schule in Bremgarten nicht lange genügen konnte, ſchickte der Vater ſeinen zwölfjährigen Sohn an die Schule zu Emmerich bei Köln. Dieſe war eine Stiftung der „Brüder des gemeinſamen Lebens", welche bereits ſeit hundert Jahren von den Niederlanden aus in wirkſamer Weiſe für religiöſe und allgemeine Volksbildung thätig geweſen waren. Nach drei Jahren vertauſchte Bullinger Emmerich mit Köln, wo er nicht blos die lateiniſchen Claſſiker ſtudirte, ſondern in dem ausbrechenden Streite der Gelehrten für und wider Luther ſich ſchon eine eigene Anſicht zu bilden ſuchte. Wenn früher die klöſterliche Frömmigkeit einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er ſich lange mit dem Gedanken getragen, in den Karthäuſer-Orden einzutreten, ſo ſah er jetzt das Verkehrte ſeines frühern Vorhabens und den Widerſpruch der Kirchenlehre mit der Bibel immer deutlicher ein.

Im Jahr 1522 kehrte Bullinger nach ſechsjähriger Abweſenheit wieder in ſeine Heimat zurück. Es iſt ein ſchönes Zeugniß für die Gewiſſenhaftigkeit und Aufrichtigkeit des jungen Mannes, daß er den Kirchendienſt, der mit ſeiner innerſten Ueberzeugung im Widerſpruch ſtand, für einſtweilen mit der Stellung eines Schulmeiſters zu vertauſchen beſchloß. Von großer Bedeutung für ſein Leben iſt ſein erſtes Lehramt an der Kloſterſchule zu Cappel geweſen. Dieſe war 1523 von dem wackern und aufgeklärten Abt Wolfgang Joner für die zwölf Conventherren gegründet worden. Bullinger mußte täglich 5 Stunden leſen, 1 Stunde Theologie und 4 Stunden lateiniſche

Digitized by Google

Sprache. Der Abt ſchämte ſich nicht, neben den unwiſſenden Mönchen den Lectionen beizuwohnen. In ihm fand Bullinger einen väterlichen Freund und treuen Geſinnungsgenoſſen. Im Jahr 1525 ſchritt Joner, von ſeinem Schulmeiſter unterſtützt und nach dem Beiſpiel der Stadt Zürich zur Reformation ſeines Kloſters. Einzelne Mönche blieben und widmeten ſich den geiſtlichen Studien; andere übernahmen Pfarrſtellen; noch andere lernten ein Handwerk. Die Schule beſtand fort, doch ſcheint ſie keinen rechten Aufſchwung genommen zu haben. Darum wurde gerade auf Andringen Bullingers durch einhelligen Conventsbeſchluß das Kloſter 1527 dem Rathe in Zürich übergeben. Dieſer nahm die Schenkung an und verband mit der Schule eine Erziehungsanſtalt oder einen Convict, wo jährlich vier Knaben auf Koſten des Kloſters unterhalten und für das geiſtliche Seminar am Großmünſter in Zürich vorbereitet wurden. Andere Burgerkinder zahlten ein Koſtgeld. — Bullinger wirkte noch zwei Jahre an dieſer Schule, trotz der ſehr kümmerlichen Beſoldung. Um ſo reicher war dieſe Zeit an geiſtigen Anregungen. Von hier aus beſuchte er mit Joner die Disputationen in Zürich und lernte bei dieſer Gelegenheit Zwingli kennen. 1528 zog er auf Einladung des Rathes mit Zwingli an die Disputation zu Bern, wurde im gleichen Jahr Mitglied der zürcheriſchen Geiſtlichkeit und verſah von nun an neben ſeinem Schulamte in Cappel die Pfarrei in Hauſen. Von ſeiner Thätigkeit und ſeinem Religionseifer zeugen die vielen theologiſchen Schriften, die er von hier aus veröffentlichte.

Unterdeſſen hatten ſich in ſeinem Heimatsorte Bremgarten wichtige Veränderungen zugetragen. Sein Vater war ſeiner evangeliſchen Geſinnung wegen, die er offen in ſeinen Predigten bekannte, von Rath und Gemeinde ſeines Amtes entſetzt worden. Die ſtarke Minderheit gewann aber in kurzer Zeit ſo viel Freunde, daß ſie die Berufung des Sohnes an die erledigte Pfarrſtelle durchſetzen konnte. Heinrich Bullinger nahm die Wahl an und predigte mit ſolchem Beifall, daß die Gemeinde in kurzer Zeit für die reformirte Lehre gewonnen wurde. Sehr herzlich waren die Beziehungen zu Zwingli, der in Bullinger einen ebenſo beſonnenen, als muthigen und unerſchütterlichen Freund des Evangeliums erkannte. Und Beſonnenheit und Muth thaten Noth in jener ſchweren Zeit bitterer Verfolgung. Die Zürcher hatten bei Cappel am 11. Oktober 1531 die empfindlichſte Niederlage erlitten; Zwingli war unter den Gefallenen. Bullinger mußte ſich aus Bremgarten nach Zürich flüchten.

Hier war die ſchon längſt vorhandene Mißſtimmung gegen Zwinglis Parteiregiment zum offenen Ausbruch gekommen. Harte Anſchuldigungen und Drohungen auf der einen, furchtſames Zurückziehen auf der andern Seite. Die nächſten Freunde Zwinglis glaubten nach der Rückkehr des Heeres einige Tage lang nicht einmal mehr ihres Lebens ſicher zu ſein. Doch zeigte ſich

Digitized by Google

bald, daß trotz der bittern Erfahrungen Stadt und Landschaft fest entschlossen waren, bei der neuen Lehre zu verharren. Von größter Wichtigkeit mußte natürlich die Besetzung der durch den Tod Zwinglis erledigten Pfarrstelle am Großmünster sein; denn diese schloß ja die Leitung der ganzen zürcherischen Kirche in sich. Die Wahl fiel auf den erst 27 Jahre alten Heinrich Bullinger. Seine warme, evangelische Ueberzeugung, seine Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, sein besonnenes und taktvolles Auftreten in Cappel und Bremgarten, das Ansehen, das er auch bei den Katholiken genoß, das Vertrauen, das ihm schon Zwingli entgegengebracht hatte: alles das mußte sein jugendliches Alter übersehen lassen, und seine Berufung rechtfertigen. Und Bullinger bewies, daß seine Wahl eine überaus glückliche gewesen war. Sein milder Charakter wußte die schroffen Gegensätze der Parteien binnen wenigen Jahren wieder auszugleichen und das Gute in Zwinglis Schöpfungen zu erhalten. Nicht so genial wie Zwingli, aber auch nicht so scharf ausgesprochen, machte er weniger Projecte, erreichte aber oft dafür um so mehr. Dem Ansinnen der Räthe, es möchten in Zukunft die Prediger sich jedes Politisirens auf der Kanzel enthalten, wußte er geschickt auszuweichen und mit Berufung auf die heilige Schrift die „freie Predigt des Gotteswortes" zu erhalten. Damit erklärte er sich auch in der Auffassung von Kirche und Staat als getreuen Anhänger Zwinglis und seines theokratischen Systems, freilich ohne es zu Härten und Unbilden kommen zu lassen. Besonderes Verdienst gebührt ihm um die Erhaltung des Chorherrenstiftes und damit der obern Schulen. Schon im Jahr 1530 hatten sich die Verordneten des Stifts unter Magister Ulrich Zwingli energisch vor dem Rath für die Fortexistenz desselben wehren müssen. Im Jahr 1532 machte der Rath neuerdings Anstalten, das Stift zu säcularisiren, um aus den Pfründen die Staatsschulden zu bezahlen. Es war noch die Zeit der Reaction und der allgemeinen Mißstimmung gegen Zwinglis Partei, die sich auch auf das Stift übertrug. Bullinger, an der Spitze der vier Abgeordneten des Capitels nahm die Anstalt vor dem Rathe in Schutz, vertheidigte sie gegen die Verunglimpfungen der Leute und bewirkte ihre Erhaltung.

Bullingers Aufgabe war eine außerordentlich vielseitige. Wir finden den seltenen Mann unermüdlich thätig als Schriftsteller, als Prediger und Seelsorger an der Großmünsterkirche, als Vorsteher der zürcherischen Geistlichkeit, als Vertreter der evangelischen Kirche nach Außen, besonders zum Zwecke einer Vereinigung mit Luther und Calvin, wie als getreuen Berather und Helfer der Nothleidenden und Verfolgten überhaupt. Ganz besondere Verdienste hat er sich aber um das

Zürcherische Schulwesen erworben. Wenige Männer haben auf die gedeihliche Entwicklung desselben einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt,

Digitized by Google

wie Bullinger. Als Nachfolger Zwinglis im Schulherrenamt übernahm er die ihm anvertraute Schule in dem gleichen Sinn und Geist, nämlich zunächst als christliche Erziehungs- und theologische Vorbereitungsanstalt; auch er richtete sein erstes Augenmerk naturgemäß darauf, durch die Schule einen tüchtigen Predigerstand zu erziehen. Das mußte er um so mehr als seine Pflicht betrachten, da ja erst jetzt die Früchte der Bestrebungen Zwinglis zur Reife gelangen konnten, ganz abgesehen davon, daß die damaligen politischen Verhältnisse in Zürich jeden evangelisch gesinnten Geistlichen mit Besorgniß für die neue Kirche erfüllen mußten. Aber, wenn Bullinger auch von theologischer Auffassung nicht frei gewesen ist, so übersah er doch nicht, daß es auch eine Schule für das Leben giebt: mit der Entwicklung der obern Schulen wird darum gegen das Ende der vierziger Jahre auch das niedere Schulwesen, die deutsche Schule, staatlich organisirt. Wenn auch hier die „christliche Zucht" in den Vordergrund tritt, so geschieht es doch weniger einseitig, als nur vierzig Jahre später. Obgleich Bullinger nur fünf Jahre lang Schulherr war, und erst in den letzten vier oder fünf Jahren seines Lebens eine Professur bekleidete, also verhältnißmäßig nur kurze Zeit den Gang der Schule direct überwachen konnte, so finden wir doch überall in den Schulordnungen seinen Geist; die Entwürfe sind zum größten Theil von seiner Hand. Endlich ist ganz besonders die Fürsorge für die ärmern Schüler hervorzuheben. Bullinger war ja zu Emmerich ein Zögling der „Brüder des gemeinsamen Lebens" gewesen und bewies als solcher jene schöne Hingabe für die Erziehung der Armen, die gerade diesen Verein kennzeichnete. Als Antistes der zürcherischen Kirche lag ihm die Leitung des Armen- und Almosenwesens ob, und er ist bis in sein hohes Alter nicht müde geworden, die armen Leute zu unterstützen, und ihnen die Sorge für die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder abzunehmen durch Aufnahme in die Schulen und durch hülfreiche Unterstützung aus den für diese Zwecke bestimmten Stiftungen. Wie sehr ihm die Schule am Herzen lag, ersehen wir daraus, daß er anno 1532, also kaum ein Jahr nach seiner Berufung bereits die erste zürcherische Schulordnung verfaßte. Sie trägt den Titel: „Ordination und Ansähen, wie man sich fürohin mit den schulern, letzgen und andern dingen halten sölle in der schul zum Münster Zürich. 1532. Oktober." Diese Schrift, von Bullingers eigener Hand, gewährt zum ersten Mal einen sichern Einblick in die Organisation der Lateinschulen und öffentlichen Lectionen. Wie weit diese Schulordnung von den vorgefundenen Einrichtungen abwich und wie lange sie selber in Kraft war, ist freilich nicht genau zu bestimmen. Ihre Grundzüge sind folgende: Lateinschulen und Lectionen bilden wie früher immer noch eine einheitliche Anstalt, jene mit drei, diese mit einer Classe. Die Fächer sind die alten: alt- und neutestamentliche Exegese mit Zuziehung des Hebräischen, lateinische und griechische Sprache,

Digitized by Google

Dialektik und Rhetorik. Als Ergänzung des Religionsunterrichtes kommt noch der Kirchgang hinzu (bis sechs Mal in der Woche). Am Lectorium wirken vier Professoren, an den Lateinschulen je ein Schulmeister mit 3—4 Gehülfen. Eine Classe hat jeden Tag nicht mehr als 5—6 Stunden, 2—3 am Vormittag und drei am Nachmittag. Diese Stunden folgen selten aufeinander. Sie vertheilen sich auf folgende Zeiten: 6—7; 8—9; 12—1; 1—2, und 3—4 Uhr. (In den Zwischenstunden konnten die Schüler in der Classe ihre Aufgaben lösen oder heimgehen.) Jede Stunde fängt mit dem Glockenschlag an. Den Anfang der Morgenstunde bildet das Vaterunser, den Schluß der Abendstunde ebenfalls ein Gebet oder Gesang. — Dieser Schulplan erfuhr natürlich im Laufe der Zeit manigfache Abänderungen. Wenn auch nicht immer directe Nachrichten vorhanden sind, so läßt sich doch in den meisten Fällen die Mitwirkung Bullingers bei Schulfragen erkennen. Schon 1533 scheint man an einen Lehrstuhl für Rechtskunde gedacht zu haben: „wyter, heißt es, wirt er (Dr. Karlstadt) in weltlichen rechten lesen, wer das begert ze hören, darus geschickt rät und richter wurdind erzogen." Es blieb indessen beim bloßen Project. Anno 1541 wurde, nicht ohne Widerstreben Bullingers, eine fünfte Professur geschaffen, die professio physica, eine Verbindung von classischer Philologie mit Naturwissenschaften, der erste Schritt zur Verweltlichung des Studiums. Später findet man die Zahl der Professoren auf 7, zeitweise sogar auf 9 erhöht.

Noch wichtiger war die Folgezeit für die Lateinschulen, welche von 3 auf 5 Classen ausgebaut und vom Lectorium immer mehr getrennt wurden. In dieser Form erhielten sie sich das ganze Jahrhundert hindurch. Beide Schulen, am Großmünster und Fraumünster, hatten die gleiche Organisation. Die durchschnittliche Schülerzahl am Lectorium war 25—30, an den beiden Lateinschulen zusammen 220—230; das Alter der Studenten 16—20 Jahre, der Lateinschüler 7—16 Jahre; die Unterrichtszeit am Lectorium im Mittel 3—4, an den Lateinschulen 7—8 Jahre. An der Spitze dieser höhern Schulanstalten stand der Schulherr, fast immer aus der Zahl der Professoren erwählt. Ihm standen die „Verordneten zur Schul" zur Seite: Bürgermeister, zwei Seckelmeister, Aufseher und alle Prädicanten. — Für die ökonomischen Bedürfnisse dieser Schulanstalten konnte immer besser gesorgt werden, je mehr Pfründen durch den Tod der Chorherren, Caplane und Mönche ledig wurden. Dabei hatte man nicht sowol Besserstellung der Lehrer, als besonders eine reichlichere Unterstützung der armen Schüler im Auge. Hierin erkennt man überall das stille, wohlthuende Wirken Bullingers. In noch höherm Maße als Zwingli wollte er das Volk und unter diesem gerade die Armen zum Studium herangezogen wissen. Wenn man nun bedenkt, daß die Lateinschulen Zürichs schon dem Umfang, der Altersstufe und dem Stoffe

Digitized by Google

nach theilweiſe wenigſtens mit unſern heutigen Volksſchulen zuſammenfallen, wie ferner viele tauſend arme Kinder in ihrer geiſtigen und ſittlichen, ja, wenn nöthig, ſogar in ihrer praktiſch-beruflichen Ausbildung gefördert wurden, ſo iſt die Wirkſamkeit Bullingers für die allgemeine Volksſchule ſchon auf dieſen Felde der Armenunterſtützung nicht hoch genug anzuſchlagen. Die Schulen wurden eigentliche Verſorgungsanſtalten. Die Unterſtützungen wurden wie früher in Almoſen („muß und brot“) und Geld (jährlichen Stipendien bis zu 40 fl.) verabreicht; dazu kam ſeit dem Jahr 1538 eine beſondere, theologiſche Erziehungsanſtalt, der Zuchthof oder das Alumnat, wo fortwährend 15 Knaben auf Koſten des Kloſters Cappel unterhalten und „zur leer“ erzogen wurden. Von der Geſammtzahl der Schüler (250) wurde mehr als die Hälfte unterſtützt mit einer Summe von durchſchnittlich 2300 fl. oder per Schüler mit 16 fl. (260 Fr.) Die regelmäßigen Geſammtausgaben für das höhere Schulweſen, die der Staat beinahe ohne Ausnahme aus den Kirchengütern beſtritt, bezifferten ſich um die Mitte des Jahrhunderts auf circa 4200 fl. oder 67,000 Fr. nach heutigem Geldwerth.

Die Schulzucht war äußerſt ſtreng. Sie beaufſichtigte das Leben in und außer der Schule, wie ja überhaupt in jenen Zeiten die Obrigkeit eine genaue Sittenpolizei ausübte. Am meiſten waren natürlich alle vom Staat Unterſtützten durch ſie gebunden. Dennoch ſcheint der allgemeine Sittenzuſtand auch in den Schulen trotz Reformation, größerer Schulbildung und ſtrenger Vorſchriften keineswegs befriedigend geweſen zu ſein. Die Schulacten überliefern zahlreiche Strafverhandlungen über Unzucht, unzüchtiges Benehmen mit Worten und Geberden, über Tumulte, Schlägereien, Rohheiten gegen die Leute, Trunkenheit, Schmähſchriften ꝛc. Freilich wurden auch manche Fehler unſchuldiger Art ſtrenge geahndet. Die Strafen entſprachen dem damaligen Gerichtsverfahren überhaupt; allgemein angewendet waren die Körperſtrafen. Neben dieſen ernſten Seiten fehlte es dem Schulleben auch nicht an freudigen Anläſſen, worunter die theatraliſchen Aufführungen der Schüler hervorgehoben zu werden verdienen.

Im Allgemeinen macht man die Beobachtung, daß mit dem Jahr 1574 ein auffallender Rückſchlag eintritt: die Schülerzahl vermindert ſich raſch; die Unterſtützungen erleiden einen jähen Abbruch und ſinken plötzlich bis unter die Hälfte herab. Bullinger ſcheint mit dieſer Reduction einverſtanden geweſen zu ſein; die Beſchwerdeſchrift der Almoſenpfleger an den Rath iſt von ſeiner eigenen Hand. Dieſes Sparſyſtem, zu dem man ſich wegen zu großer Freigebigkeit gezwungen ſah, war dann auch die wichtigſte Urſache von der ebenſo ſchnell abnehmenden Frequenz der Schulen. Dazu kam die allgemein gedrückte Zeitlage: Kriege, Verfolgungen der Proteſtanten, Mißernten, Theuerungen und die Peſt. Als dann vollends im folgenden Jahr (1575) Bullinger, der

Digitized by Google

unermüdliche Verſorger der armen Eltern und Schüler ſtarb, da mußte das Intereſſe und der Eifer für die Schulen nothgedrungen erlahmen.

Daß ſich die Zürcher-Schulen unter Bullinger, wie einſt unter Zwingli, immer noch eines großen Anſehens erfreuten, ſieht man aus den freundſchaftlichen Beziehungen zum Ausland. Zürich hielt immer noch an ſeinem alten Grundſatze feſt, durch Schule und Kirche die reformirte Lehre auswärts zu befeſtigen. Darum wurden viele junge Geiſtliche und Lehrer aus ſeinen höhern Schulen zunächſt auf die eigene Landſchaft, dann aber auch in außerkantonale Gebiete entlaſſen, die Zürich politiſch wenig oder gar nicht berührten, beſonders ins Toggenburg und Rheinthal, ſeltener nach Appenzell, Glarus, Graubünden oder Bern. Es kam auch vor, daß man junge Leute als Lehrer ins Ausland beurlaubte. Die Unterſtützungen wurden gewöhnlich auch in der Fremde verabreicht. Es iſt natürlich, daß die Opfer, die Zürich leiſtete, und die Berühmtheit ſeiner Schulen und mancher Profeſſoren ſolche Beziehungen ſehr erwünſcht machten.

Erſt um die Mitte des Jahrhunderts bekümmerte ſich der Staat auch um die deutſchen Schulen, die ſchon längſt in Zürich beſtanden. Dieſe vermittelten bekanntlich die praktiſchen Kenntniſſe im Leſen, Schreiben und Rechnen und waren zugleich eine Art Vorſtufe für die Lateinſchulen. Sie wurden von Knaben und Mädchen beſucht und von Lehrern und Lehrfrauen, „Lehrgotten“ geleitet. Man kann ſie unſern heutigen niedern Volksſchulen gleichſtellen. Die erſte Schulordnung datirt aus dem Jahr 1549. Aber bereits die Rechnung des Almoſenamtes vom Dezember 1532 weist Ausgabepoſten auf für „tintenhorn, papier und federn, für tütſche bücher und die inzebinden den lernenden kinden; einem kindlerer von armen kinden ſchuolgelt für die vergangenen 4 Fronfaſten“ ꝛc. und anno 1539 beſchloß der Rath geradezu, 15 Knaben auf Koſten des Almoſenamtes in den deutſchen Schulen leſen und ſchreiben lehren zu laſſen. Allerdings erſcheinen dieſe Unterſtützungen gering im Vergleich zu der reichen Ausſtattung der höhern Schulen. Im Ganzen war die Beſoldung der Lehrer wie die Unterſtützung der Schüler kärglich. Unter ſolchen Verhältniſſen konnten ſich die deutſchen Schulen unmöglich zu allgemeinen Volksſchulen erheben.

Nicht ſo unmittelbar wie in der Stadt war das Eingreifen Bullingers in das Schulweſen der Landſchaft, obwol ſich auch da Spuren ſeiner Thätigkeit nachweiſen laſſen. Einen ſchweren Schlag erlitt ſeine ſchulfreundliche Geſinnung in Cappel. Wiederholte Klagen über die Leiſtungen der dortigen Schule bewogen den Rath 1538 zu ſtrenger Controle und als auch dieſe nicht genügend ſchien, zur Gründung einer neuen Erziehungsanſtalt auf Koſten des Kloſters; dies war das Alumnat im Cappelerhof in Zürich. Die Schule in Cappel ſollte aber nichts deſtoweniger fortbeſtehen. Dennoch wollte ſie

Digitized by Google

nicht mehr gedeihen. Die Schuld lag theils an unfähigen Schulmeistern, theils an der Feindschaft zwischen diesen und den „Schaffnern“ (Verwalter). Viele Väter, unzufrieden, nahmen ihre Knaben heim. So schritt der Rath 1550 zur Aufhebung der Schule. Diese war aber, sagt Heinrich Bullinger, durch den Schaffner mehr nur den Herren eingebildet, der die Schule nicht leiden konnte „uß der maßen“.

Im Allgemeinen errichteten natürlich die größern Orte zuerst Schulen und wurden dadurch Mittelpunkte für die umliegende Gegend. Allmälig treten auch kleinere Orte ein. Viele dieser Schulen standen in unmittelbarer Berührung mit der Stadt Zürich, entweder dadurch, daß diese ihre Schüler als Lehrer auf die Landschaft entließ, oder daß sie schlechte Schulstellen mit Stipendien unterstützte, oder endlich dadurch, daß arme, tüchtige Knaben aus der Landschaft auf Empfehlung der Schulmeister oder Landvögte in die Schulen Zürichs aufgenommen und unterstützt wurden.

Offenheit, Festigkeit und herzliche, thatkräftige Frömmigkeit bildeten den Grundton von Bullingers Charakter. Davon legt sein Familienleben schönes Zeugniß ab. Seine Hand ist den Armen und Nothleidenden stets geöffnet. Wer des Rathes und der Hülfe bedarf, findet sie in seinem Hause. Seine Gattin steht ihm in gleichem Geiste getreu zur Seite. Trotz zahlreicher Familie, geringer Besoldung und geringen Vermögens folgt er bis zu seinem Ende der Stimme seines Herzens und opfert im Nothfalle von seinem eigenen Gute. In seinem letzten Willen an seine Herren und Obern von Zürich (2. August 1575) sagt er, „daß er sich nit allezyt der besöldung und pfrund behälfen mögen, sonder syn eigen etwann ynbüßen müssen“. — Am schönsten bewährte sich seine Aufopferung den vertriebenen Glaubensgenossen aus England, Frankreich, Deutschland und Italien (Locarno) gegenüber. Mit wunderbarem Gottvertrauen erträgt er auch die herbsten Prüfungen, besonders als 1564 und 1565 die Pest seine treue Gattin, drei seiner Kinder, seine Pflegetochter und seine besten Freunde dahinraffte, ja ihn selbst auf das tödtliche Krankenlager warf, von dem er sich nur langsam wieder erhob. — Seine Verbindungen mit dem Auslande sind, wie seine Correspondenz beweist, ungemein vielseitig. Er steht mit den berühmtesten Vertretern der protestantischen Richtung: mit Luther und Melanchthon in Deutschland, mit Calvin und Farel in der französischen Schweiz, mit Cranmer, Hooper, Jane Gray in England in lebhaftem, brieflichem Verkehr. Dazu kommt seine ausgedehnte Correspondenz mit den Studenten in der Fremde und mit weltlichen und geistlichen Personen jeden Standes in und außer der Schweiz. Daneben ist er fortwährend als Schriftsteller thätig. Begreiflich sind seine zahlreichen Werke fast ausschließlich kirchlichen Inhaltes; doch hat er uns auch historische Schriften hinterlassen: seine „Reformationsgeschichte sammt dem Anhang über die Reformation der

Digitized by Google

Probstey Zürich" ist eine unschätzbare Geschichtsquelle, im Besondern über die Anfänge der zürcherischen Schule. — Als er nach langem Leiden am 17. September 1575 starb, fühlte man, daß ein Mann von seltener Kraft und Bedeutung abgetreten war, dessen Lücke nicht so leicht ausgefüllt werden konnte.

Dr. Ernst.

Petrus Dasypodius.

[Nach Dr. L. Hirzel: Petrus Dasypodius im Neuen Schweizerischen Museum 6. Jahrgang, Basel 1866, S. 128—175.]

Der ursprüngliche Name des Mannes, der hier in griechische Form nach der Sitte der damaligen Gelehrten umgewandelt erscheint, ist unbekannt; man hat allerhand Vermuthungen darüber ausgesprochen (Rauchfuß, Vollfuß, Has, Häslein, Hasenfratz [1]); ebenso ist sein Geburtsjahr nirgend angegeben wahrscheinlich fällt es ins zweitletzte Jahrzehend des 15. Jahrhunderts, da er 1559 „in hohem Alter" gestorben ist; sicher dagegen steht, daß Dasypodius von Frauenfeld stammt.

Ueber seine Jugend sind wir völlig im Dunkeln. Zu vermuthen ist, daß er seine erste Bildung in Zürich geholt. Hier treffen wir ihn denn auch seit 1526 als Lehrer an der Schule beim Fraumünster, wo Konrad Geßner, der nachmals berühmte Naturforscher bei ihm in den Unterricht gieng. Im Jahr 1530 kehrte Dasypodius nach Frauenfeld zurück; es war die Zeit, wo Zürichs Macht am höchsten stand und in den von ihm mitbeherrschten gemeinen Herrschaften die Reformation in vollem Durchbruch begriffen war; im gleichen Jahr ritt ein der Reformation treu und eifrig ergebener Glarner, Philipp Brunner, als Landvogt in Frauenfeld auf; die gleiche Gesinnung führte ihn mit Dasypodius, der als Prediger und Lehrer (ludimoderator) daselbst Anstellung gefunden, zusammen. Aber die Schlacht von Cappel (11. October 1531) änderte die Situtation. Brunner ward von den V Orten seines Amtes entsetzt; Dasypodius, der sonst schon in seiner amtlichen Thätigkeit nur wenige Befriedigung gefunden, war ebenfalls nahezu unmöglich

[1] Dr. L. Hirzel stellt die letztere Vermuthung auf und weist darauf hin, daß 1525 ein Caplan Peter Hasenfratz in Frauenfeld seine Entlassung nahm. Ist der Mann mit Dasypodius derselbe — und der Aufenthalt des Dasypodius in Zürich läßt sich nicht über 1525 zurück nachweisen, so hätte wol Dasypodius vor 1525 eine ähnliche gemischte Stelle in Frauenfeld bekleidet wie nach 1530.

geworden; aber seine dringenden Bitten an Bullinger, ihm einen andern Wirkungskreis zu verschaffen, hatten Jahre lang keinen Erfolg. Da kam, wahrscheinlich in erster Linie von Bullinger vermittelt, dann aber auch von Constanzer Freunden betrieben, der Ruf des Rathes von Straßburg an ihn, die bisher von Brunfels geführte lateinische Schule daselbst zu übernehmen. Im October 1533 siedelte Dasypodius nach Straßburg über.

Der Name des Dasypodius ist in der gelehrten Welt besonders durch die Herausgabe eines deutsch-lateinischen und lateinisch-deutschen Wörterbuches bekannt, von welchem schon 1535 eine erste, noch viele Lücken und Mängel zeigende Ausgabe erschienen war, das aber 1536 völlig umgearbeitet, alle bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete übertraf, eine Reihe von Auflagen erlebte und selbst, hundert Jahre später, noch von den Jesuiten in Köln mit einer ähnlichen Arbeit „Dasypodius Catholicus" nachgeahmt wurde. Diesem lateinischen Wörterbuch ließ Dasypodius 1539 noch ein griechisch-lateinisches folgen.

Nicht minder tüchtig als auf dem litterarischen Gebiet arbeitete Dasypodius in seiner praktischen Wirksamkeit. Zwar wurden die drei verschiedenen Lateinschulen, an deren einer Dasypodius lehrte, wenige Jahre nachher in ihrem Sonderbestande aufgehoben und die ganze gelehrte Bildung unter die Leitung Johann Sturms gestellt, der ein einheitliches neun- (später zehn-) klassiges Gymnasium schuf. Aber obgleich Dasypodius ursprünglich keineswegs mit dieser Reform einverstanden gewesen, fand er nicht nur an der reorganisirten Anstalt eine ehrenvolle Stellung; er befreundete sich mit Sturm, gieng in dessen Ideen ein, galt als einer der besten Lehrer und wurde zeitweise auch in Sturms Abwesenheit mit der Besorgung der Rectoratsgeschäfte betraut, so daß, als er am 28. Februar 1559 starb, ihm die allgemeinste Achtung ins Grab folgte. Nur das verdunkelte die persönliche Erinnerung an ihn, daß er einen Sohn hinterließ (Konrad), der als Mathematiker in noch höherem Maße, als der Vater in Philologie und Erziehung, die allgemeine Anerkennung und ein ruhmvolles Andenken hinterließ. **O. Hr.**

Simon Lemnius Emporicus

war geboren im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts im bündnerischen Münsterthale. Sein eigentlicher Name war Lemm Margadant (mercadante, mercator, gräcisirt emporicus, zu deutsch: Kaufmann). Zu St. Maria hatten seine Eltern die Bebauung eines dem Hochstift Chur angehörigen Gehöftes

Digitized by Google

übernommen, das neben einer Anzahl Jungvieh sechszehn Rinder ernährte. 1499 kämpfte sein Vater mit in der berühmten Calvenschlacht. So drückend die Folgen des Schwabenkrieges für das Münsterthal waren, scheinen doch die Eltern Simons zunächst nicht sehr von Noth heimgesucht gewesen zu sein. Als er sechs Jahre alt war, starb seine Mutter und bald darauf auch der Vater; von einem Schwager um sein Erbtheil gebracht, sah sich der Waisenknabe genöthigt, in die Fremde zu ziehen. Wohin er da kam, welche Schicksale er durchzumachen hatte, ist nicht bekannt. Der reich begabte Knabe mag bei wohlwollenden Menschen für längere Zeit Aufnahme und dadurch auch die nöthige Ruhe gefunden haben etwas zu lernen und hat später ohne Zweifel das Schicksal der in jener Zeit so häufigen „fahrenden Schüler" getheilt. 1532 begegnen wir ihm in München, 1533 in Ingolstadt auf der Hochschule. 1535 war er in Wittenberg, wo er sich eng an Melanchthon anschloß, der seine Freude an dem jungen, geistig so regsamen und kenntnißreichen Manne hatte und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Er verkehrte mit den angesehensten Männern der Stadt und erwarb sich besonders durch seine dichterischen Leistungen große Anerkennung. Sein Geist, seine Kenntnisse, sein angenehmer geselliger Umgang verschafften ihm Zutritt in die vornehmsten Kreise der Stadt, so daß er die Verhältnisse und Personen in ihren Vorzügen und Schwächen genau kennen lernte.

Nachdem er sich den Grad eines Magisters der freien Künste erworben hatte, hoffte er bald auch eine Lehrstelle an der Universität zu erhalten. Als er jedoch 1538 zwei Bücher Epigramme herausgab und dieselben dem Churfürsten Albrecht von Mainz widmete, wußte Luther zu bewirken, daß ihm zunächst Stubenarrest angekündigt wurde. Lemnius erschrak; seine Freunde erhöhten seine Angst, indem sie ihm mittheilten, daß sich durch den beißenden Witz seiner Epigramme hochstehende Persönlichkeiten gekennzeichnet und getroffen fühlten. Er ergriff die Flucht mit Zurücklassung seiner Bibliothek und seines Hausraths und da er auf zweimalige Citation nicht erschien, wurde er verurtheilt und relegirt.

Von Halle aus, wo Lemnius bei seinem Gönner, dem Churfürsten Albrecht von Mainz, zunächst Aufnahme und Schutz gefunden hatte, richtete er ein drittes Buch Epigramme nun geradezu gegen seine Verfolger und ließ in denselben seinen Rachegefühlen freien Lauf. Zugleich verfaßte er eine Vertheidigungsschrift in vorzüglicher lateinischer Prosa. Als er aber auch damit keinen Erfolg hatte, gab er eine Schmähschrift in dramatischer Form heraus, in welcher er seine Widersacher und besonders Luther dem allgemeinen Gespötte Preis zu geben suchte.

Glücklicherweise eröffnete sich dem verfolgten Dichter, nachdem er zuerst in einer Druckerei zu Basel als Corrector Beschäftigung gefunden, in der

Digitized by Google

1538 zu Chur gegründeten Landesschule im Kloster St. Nicolai nicht nur ein Asyl, sondern auch ein Feld zu gedeihlicher pädagogischer Wirksamkeit. Was er nun in dieser Stellung als Schulmann geleistet hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. So viel steht fest, daß er in den zehn Jahren, in welchen er an dieser Anstalt wirkte, eine ganz außerordentliche litterarische Thätigkeit entfaltete, durch die er sich unter den Humanisten des 16. Jahrhunderts einen vorzüglichen Rang erwarb, und daß er zugleich sich die Achtung der einflußreichsten Männer, namentlich von der französischen Partei, in den drei Bünden zu sichern wußte. Sein Hauptwerk ist die Räteis, in welcher er die Heldenthaten der Eidgenossen und Bündner im Schwabenkrieg besungen hat, und die erst 1874 zum Druck gelangt und mit Vorwort und Commentar von Pl. Plattner herausgegeben worden ist.

Die erzieherische und schriftstellerische Thätigkeit des so reich begabten Mannes war leider nicht von langer Dauer. Am 7. Dezember 1550 starb er an der Pest, welche von Anfang Juni bis in den Winter hinein in Chur nicht weniger als 1300 Personen hinweggerafft hat. Der Tod des Mannes war ohne Zweifel ganz besonders ein schwerer Schlag für die Schule, an der er wirkte. Denn der, welcher mit solcher Wärme und Begeisterung an der classischen Litteratur hieng, hat sicher auch die um ihn versammelte Jugend für dieselbe zu erwärmen und zu begeistern gewußt. Außer seinen Epigrammen und den Amores (1542) gab er auch eine damals sehr geschätzte lateinische Uebersetzung von Homers Odyssee heraus (Basel 1549, 2 Bände).

Herold.
Mit Benutzung von Plattners Vorrede zur Räteis.

Mathürin Cordier.

[Quellen: Nouvelle biographie universelle, publ. par MM. Firmin Didot, frères, Tom. XI. 795; Stähelin, Joh. Calvin I. Bd., Elberfeld 1863; F. Tissot, Calvin et les écoles in L'Ecole, recueil pédagogique, VIII. année 1880.]

Mathürin Cordier, geboren 1478, wahrscheinlich in der Normandie, zeichnete sich durch eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und reine Latinität aus. Verfasser einer Reihe philosophisch-pädagogischer Schriften, war er nach einander Lehrer in Paris, Nevers, Bordeaux, Genf, Neuchatel, Lausanne und wiederum Genf.

Im Collegium La Marche in Paris war der damals vierzehnjährige Calvin sein Schüler, und dankbar gedachte dieser auch späterhin des bei Cordier genossenen elementaren Unterrichtes. „Wol ist es recht und billig“,

Digitized by Google

ruft er 27 Jahre ſpäter ihm zu, „daß du Antheil habeſt an den Früchten meiner Arbeit, da ich durch deine treue Führung und Geſchicklichkeit, als ich die Bahn der ernſtern Studien betrat, nun wenigſtens ſo weit gekommen bin, daß ich einiges wirken kann für die Kirche unſers Herrn. Noch wußte ich nur wenig Latein, als du mich in deine Schule aufnahmſt, aber du haſt mich alſobald dermaßen in jeder Weiſe auf den rechten Weg und in die wahre Art des Lernens eingeführt, daß mir von da an Alles leicht von Statten gieng. Freilich hat der thörichte und urtheilsloſe Mann, der damals über unſere Studien ſchaltete und waltete wie er wollte, mich nicht ſo lange dieſen Unterricht genießen laſſen, als ich es gewünſcht hätte, ſondern mich gleich in eine höhere Claſſe hinaufgetrieben; aber dennoch hatte ich ſchon ſo viel von dir empfangen und fühlte mich in meinem ſpätern Studiengange ſo ſehr durch deine Anweiſungen erleichtert, daß ich wol bekennen muß: dir verdanke ich eigentlich meine Fortſchritte und die Erfolge meines Studiums bis hieher."

Aber nicht blos die Erinnerung hielt Calvin und Cordier zuſammen. Als Calvin nach Genf kam (1536), folgte ihm Cordier, ſiedelte ſich ebenfalls in Genf an und gieng mit ihm in die Verbannung (1538). Nachdem dann Genf den Reformator wieder zurückberufen, drang dieſer auch in Cordier, nun wieder dahin zurückzukehren und die Leitung der Schulen in ſeine bewährte Hand zu nehmen. Mit Freuden wolle er ihn, ſchreibt er dabei an Farel, mit dem Gehülfen, den der treue Mann mit ſich zu bringen verſpreche, einige Monate ſelber beherbergen und unterhalten, wenn ihm nicht alſobald eine beſtimmte Anſtellung werde. „Laß es nicht zu, mein Lieber, daß er die Aufforderung ausſchlägt!" ruft er aus, „wir können nicht anders eine rechte Schule herſtellen, als wenn er ſein eigenes Intereſſe vergißt und allein dem Herrn zu dienen bereit iſt". Indeſſen gieng dieſer Wunſch für den Augenblick noch nicht in Erfüllung. Erſt vier Jahre ſpäter, und auch da nur in vorübergehender Weiſe kam Cordier nach Genf, bis er dann endlich im Jahr 1557 ſich bewegen ließ, in der neu zu organiſirenden höhern Schule, dem Collège, in eine Stellung einzutreten, die er bis zu ſeinem Tode ausfüllte. Es iſt nicht blos für die Pflichttreue, ſondern für den nur der Sache lebenden Sinn Cordiers bezeichnend, daß er auf die Wahrnehmung, an einer untern Claſſe werde die Grammatik zum Schaden für allen weitern Fortſchritt der Schüler ſchlecht betrieben, ſeine höhere Stellung aufgab und den Unterricht jener elementaren Claſſe übernahm. In der Schule lebend und webend, ertheilte er Unterricht bis vier Tage vor ſeinem Tode, der ihn im 86. Jahr ſeines Lebens ſanft am 8. September 1564 hinwegnahm. „Freitag den 8. September", heißt es in den Archiven der Genfer Geiſtlichkeit, „ſtarb der treffliche Mann Corderius in hohem Alter, fröhlich in ſeinem

Digitized by Google

Gott, nachdem er bis an ſein Ende in ſeinem erſten Berufe geblieben, die Kinder zu unterrichten und der Jugend zum Führer zu dienen, mit aller Aufrichtigkeit, aller Einfalt und allem Fleiß nach dem Maße der Gaben, die er vom Herrn empfangen." O. Bl.

Hans Ardüſer.

Ein bündneriſcher Schulmeiſter aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Hans Ardüſer wurde im Auguſt 1557 zu Davos geboren. Als ſein Vater, der Landammann Hans Ardüſer, an dem Sohne den „yfer und großi begird zur gſchrifft" geſpürt hatte, ſchickte er denſelben 1570 in die lateiniſche Schule nach Chur. Drei Jahre war der lernbegierige Knabe dort im Predigerkloſter des Schulmeiſters Joh. Pontiſella Tiſchgänger, wo er „vil Hunger glitten und alls erduldet, damit er etwas mög lärnen". Die nächſten drei Jahre brachte er in der Heimat zu. Nach einem halbjährigen Aufenthalt zu Trahona im Veltlin, reiste er, weil ſein Vater „mit vielen Kindern beladen und Davos ein wilt Land" war, mit Empfehlungsbriefen angeſehener Bündner nach Zürich, daß man ihm im dortigen Auguſtiner-Kloſter „Mus und Brod" geben möchte und er ſo Gelegenheit hätte, mit der Zeit ein „Prädicant" zu werden. Er war aber mit der dortigen Aufnahme nicht zufrieden, kehrte nach Bünden zurück und wurde Schulmeiſter zu Maienfeld. Er wirkte daſelbſt zwei Jahre. Von jedem Schüler bekam er „all Fronfaſten" 6 Schilling Schulgeld und „die Herren" zahlten ihm 6 Gulden. Für das Eſſen, das er im Schloß erhielt, hat man ihm aus beſonderer Rückſicht nicht viel abgenommen.

Indeſſen machte er doch die Erfahrung, daß er ſich durch ſein Amt, da die Schule nur den Winter über dauerte, nicht erhalten könne. Mit Brief und Siegel vom Stadtvogt zu Maienfeld, daß man mit ſeinem „thuon und verhalten in allem höchlich und wohl vernügt" geweſen ſei, zog er nach Feldkirch und trat bei dem „wyt berümpten" Malermeiſter Moritz in die Lehre; weil er aber dort täglich drei Mal Kraut zu eſſen bekam, verließ er Feldkirch und ſetzte die Lehre bei einem Meiſter in Chur fort. Im Winter 1579—80 wirkte er als Schulmeiſter in Lenz, er, der Proteſtant von Davos, in einer ganz katholiſchen Gemeinde: ein Beweis für ſeine Tüchtigkeit wie für die religiöſe Unbefangenheit der Gemeinde. Er war dorthin berufen worden, um die Jugend die deutſche Sprache, ſowie ſchreiben und leſen zu

Digitized by Google

lehren und seine Schule wurde nicht nur von der Dorfjugend, sondern auch von vielen „reichen Schülern“ aus der Umgegend besucht. Den Sommer über gieng er mit seinem Meister aus Chur in verschiedene Dörfer, um Häuser anzumalen und gewann damit seinen genügenden Unterhalt. Nachdem er noch einen zweiten Winter in Lenz Schule gehalten, folgte er einem dringenden Ruf nach Schweiningen im Oberhalbstein. Aus zwölf Dörfern der Umgegend wurde seine Schule besucht und als er im zweiten Winter sechs Wochen nach Schulanfang sich veranlaßt sah, nach Scharans im Domleschg überzusiedeln, folgten ihm viele Oberhalbsteiner Schüler dorthin. Im nächsten Winter nahm er einen Ruf nach Thusis an, aber so sehr er sich über den besonders viel versprechenden Anfang seiner Thätigkeit dort freute, so wurde dieselbe bald durch den Ausbruch der Pest gestört. Im folgenden Winter begann er jedoch die dortige Wirksamkeit aufs Neue und zwar mit 45 Schülern, worunter 6 Töchter. Er machte sich so beliebt, daß ihm die Gemeinde im Februar 1583 das Bürgerrecht schenkte. Im gleichen Jahre verehelichte er sich mit einer Tochter aus einer angesehenen Familie von Lenz. Die Frau theilte mit ihrem Mann redlich Freud und Leid. Im Sommer zog das glückliche Paar mit dem Malerkasten auf dem Rücken im Lande umher und wo sich ihnen Arbeit und Verdienst mit Bemalung der Häuser darbot, ließen sie sich nieder, um bald wieder anderswo mit ihrer Kunst nach Brot zu gehen. Ihre künstlerische Wirksamkeit erstreckte sich über die Grenzen der drei Bünde hinaus bis Glarus, Uri und Tessin[1]. Als ihm 1586 die Gemeinde Lenz das Bürgerrecht schenkte, hielt er in den folgenden Wintern auch dort die Schule, später 1599—1605 wieder in Thusis einmal mit 37 Knaben, 13 Mädchen, dann wieder mit 25 Knaben und 25 Mädchen.

Neben seiner Thätigkeit für die Schule war er auch eifrig auf seine Ausbildung bedacht und las besonders historische Schriften, Chroniken aus aller Herren Länder. Er redet von Hunderten solcher Bücher, die er gelesen und führt ihre Titel an. Er war aber auch selbst Schriftsteller. Wir besitzen seine Selbstbiographie bis zum Jahr 1605, ganz besonders aber seine Chronik, von 1572—1614. Sie sind allerdings leider lückenhaft. Was aber noch aufgetrieben werden konnte, ist herausgegeben und mit Anmerkungen versehen worden von J. Bott, Rector der Kantonsschule (s. Jahresberichte der naturforschenden Gesellschaft Graubündens 1869—71).

Aus Allem geht hervor, daß der Schulmeister Hans Ardüser ein sehr strebsamer Mann gewesen ist, und daß insbesondere seine Thätigkeit auf dem

---

[1] Ueber Ardüsers Leistungen als Maler vergleiche den Aufsatz von Prof. Dr. J. R. Rahn in Zürich „Fahrten und Werke eines Bündner Malers im 16. und 17. Jahrhundert“ im Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung 1879, Nro. 99—105.

Digitized by Google

Gebiete der Schule die volle Anerkennung seiner Landsleute gefunden hat. Es giebt seine Lebensbeschreibung aber auch Zeugniß von dem lebhaften Interesse, das man zu Ende des 16. Jahrhunderts in katholischen und protestantischen Gemeinden an der Schule nahm und zwar nicht blos für die Knaben, sondern auch für die Mädchen. Leider ist dieses Interesse bald nachher in dem wüthenden Kampfe der Parteien während des dreißigjährigen Krieges wol vielfach verkümmert worden.

Herold.
Mit Benutzung von Arduſers Selbſtbiographie.

Johannes Beatus Helius,

erſter Gymnaſiarch zu Baſel.

[Quellen: Rud. Burkhardt, J. B. Helius, Gymnaſialprogramm 1860, Baſel. — Fechter, Geſchichte des Schulweſens in Baſel, 1837. — Derſelbe, Geſchichte des Schulweſens in Baſel vom Jahr 1589—1733. — Rudinus, Theatrum academicum. — Herzog, Athenæ rauricæ. — Ch. Beck, das gelehrte Baſel. — Theatrum virtutis et honoris. — Die Protokolle der philoſophiſchen Facultät und gedruckte Schulordnungen von 1588 und 1620.]

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren die Zuſtände in der oberſten Schule zu Baſel unhaltbar geworden, wie ſie es auch in den meiſten anderen proteſtantiſchen Schulen der Schweiz und Deutſchlands waren (ſiehe oben die Darſtellung von S. 41—76). Der Rath nahm daher im Jahre 1583 eine gründliche Verbeſſerung des Schulweſens vor. Es bedurfte aber ſechsjähriger Berathung, bis der Beſchluß in Kraft trat. Die alte „Schule auf Burg“ (Münſterplatz) wurde in ein Gymnaſium umgewandelt und an die Spitze der neu gegründeten Anſtalt ein Mann geſtellt, deſſen Andenken verdient in hohen Ehren gehalten zu werden, Helius.

Johannes Beatus Helius wurde gegen das Ende des Jahres 1552 in Baſel geboren und genoß ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung in der Schule auf Burg, welche unter Thomas Platters Leitung ſtand. Im Jahr 1568 ausgetreten, beſuchte er faſt zwei Jahre lang das Pädagogium, woſelbſt Samuel Coccius und Johannes Füglin ſeine bedeutendſten Lehrer waren. Darauf trat er in die philoſophiſche Facultät, welche damals in Claſſen, die Laureanden die untere, die Laureaten die obere, getheilt und deren Hörfreiheit durch Vorſchriften beſchränkt war. Nach den nöthigen Prüfungen und Diſſertationen meldete er ſich zur oberſten Ehre eines Magiſters, die er am 14. Februar 1576 erlangte, nachdem er über die Theſe diſputiert hatte, „ob es dem Gemeinweſen förderlich ſei, daß Einer und Derſelbe ſowol

Digitized by Google

kirchliche als ſtaatliche Aemter verwalte, oder ob dieſe eher zu trennen ſeien". Solche um eine allgemeine Wahrheit ſich drehende Sätze, die wir heutzutage mit dem Epithet „banal" bezeichnen würden, waren in den damaligen Zeiten beliebt und daß man in der Auswahl derſelben keine allzuſtrenge Cenſur übte, beweist die Disputation eines gewiſſen Iſaak Fökler des Inhaltes „ob ein Betrunkener die Gegenſtände doppelt ſehe, oder nicht".

Helius begann nun das Studium der Theologie, wurde aber bald zum Profeſſor der Dialektik ernannt, welche Diſciplin er vier Jahre lang vortrug, ohne indeſſen ſeine theologiſchen Studien zu vernachläſſigen. Im Jahr 1580 übertrug man ihm die lateiniſche Profeſſur, was eine beträchtliche Arbeitsvermehrung für ihn zur Folge hatte. Denn während er als Profeſſor der Dialektik täglich blos eine Stunde Unterricht zu ertheilen gehabt hatte, mußte er nun in drei Stunden täglich die Reden des Cicero und des Demoſthenes und den Homer oder einen andern griechiſchen Schriftſteller erklären. Und daß er nicht oberflächlich war, beweiſen ſeine 1594 gedruckten Erklärungen zu Ciceros Reden. Neben ſeinen Vorleſungen hatte er noch ſonſtige Amtsgeſchäfte zu verſehen, ſo drei Mal das Decanat zu verwalten, wobei eine Ablehnung eine Geldſtrafe nach ſich gezogen hätte, Einladungsſchriften zu verfaſſen und den Schülern mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ueberhaupt war er unabläſſig bemüht, das Wohl der Univerſität zu fördern. So traf es ſich, daß 1584 keiner der beiden Lehrer der theologiſchen Facultät mehr dienſtfähig war; es waren dies Simon Sulcer und Huldricus Coccius; Grynäus, ſeit 1575 Profeſſor des alten Teſtamentes, folgte einem Rufe nach Heidelberg — da, in dieſer Noth, als die Ehre der Univerſität es erheiſchte, die theologiſche Facultät nicht eingehen zu laſſen, übernahm Helius mit zwei Collegen alle amtlichen Geſchäfte, bis die entſtandene Lücke durch neue Wahlen ausgefüllt war. Als Grynäus von Heidelberg zurückkehrte und die theologiſche Profeſſur nebſt der Antiſteswürde übernahm, trat Helius in ſeine alte Stellung als Profeſſor des Lateiniſchen zurück, wurde aber 1586 zum Pfarrer von St. Martin gewählt. Bald darauf begann ſeine nachhaltige Thätigkeit als Schulmann. Dieſe zu verſtehen, müſſen wir einen kleinen Ueberblick über die Schule auf Burg vor der Umgeſtaltung von 1589 werfen.

Die Reformation hatte allerdings mit der geiſtloſen Scholaſtik aufgeräumt und dafür die claſſiſche Bildung zu Ehren gezogen, indem das Hauptgewicht auf die Kenntniß der alten Sprachen gelegt wurde. Allein man war bei dieſem an und für ſich lobenswerthen Beſtreben in ein anderes Extrem gefallen, indem die claſſiſchen Sprachen allein und ausſchließlich betrieben wurden und die Gymnaſien durchaus nur zur Heranbildung von Gelehrten dienten. Was man heutzutage mit Recht von einem Gymnaſium verlangt, daß es den Menſchen allſeitig und harmoniſch entwickle und alle

Digitized by Google

Unterrichtsfächer, Sprachen und Realien, durch welche Verstand und Gemüth, Herz und Charakter gleichmäßig ausgebildet werden, in seinen Bereich ziehe, damit der Jüngling nach seinem Austritt aus der Schule befähigt sei, irgend welchen Beruf zu ergreifen, davon hatte man in jener Zeit keinen Begriff. So stand es höchst traurig mit der Muttersprache. In den drei unteren Classen der Schule auf Burg wurden freilich die Autoren meist in deutscher Sprache erklärt und der Lehrer dictirte eine deutsche Uebersetzung; allein in der zweiten Classe exponirte und interpretirte man nur lateinisch, nachdem man „so vil in Authoribus versiert, dy sie nuhn fürthin verstandt; so man einen Authorem nit mehr tütsch, sondern latina expositione proponiert". Und in der Schulordnung von 1588 lesen wir: „In den vier oberen Classen (die Schule zählte deren sechs) damit man die Jugend gewenne, daß sie inn- und ußerhalb der schul, der mutterspracb sich enthalte, und sich allergemachist an die schöne latinische sprach gewenne, so soll auch eine sonderbare straff hierauf gesetzt werden, die man nennt Asinum germanismi". Die Schulgebete waren meistens in lateinischer, oft sogar in griechischer Sprache abgefaßt. Der Unterricht in der Geschichte und der Geographie trat gar nicht selbständig auf; höchstens floß beim Interpretiren der alten Autoren hier und da eine kurze historische oder geographische Notiz mit ein. Das Rechnen fiel ganz weg. Und doch wurden die lateinischen Schulen auf Burg und zu St. Peter nicht nur von solchen besucht, die sich den Studien widmen wollten; denn im Jahr 1535 wird von Capito geklagt: „bei dem schulmeister auf Burg Hugwalde befinde ich eine ziemliche Anzahl Knaben, aber nit über dry, wie er selbs uff min erforschen mir anzeigt, von denen zu verhoffen, daß sy im Studieren fürfaren", und erfolgten Aufforderungen an Alle, am lateinischen Unterrichte Theil zu nehmen, denn er sei auch für die, die sich den Studien nicht widmeten, „nützlich, rühmlich und dienstlich".

Unter solchen Verhältnissen trat Helius in die Schule auf Burg und zwar gerade in dem Augenblicke, als die Streitigkeiten Platters mit der Universität einigermaßen geschlichtet waren. Es hatte sich nämlich das Unerhörte ereignet, daß die Universität nicht über die zu geringe, sondern über die zu weit fortgeschrittene Bildung der aus dem Gymnasium zu ihr übertretenden Schüler Klage führte. Der ziemlich hitzig geführte Streit wurde dadurch beigelegt, daß Platter seine Vorträge fortsetzen durfte, hingegen seine an die Universität abgehenden Schüler ein verschärftes Examen zu bestehen hatten. Auf Platter, der aus Altersschwäche sein Amt niederlegte, folgte als Leiter der Schule Vincentius Prallus 1578, der in Bezug auf pädagogisches Talent mit Platter kaum kann verglichen werden. Da wurde der Rath auf die Uebelstände in der Schule, auf ihre geistige Erschlaffung aufmerksam und beschloß eine neue Verfassung. Die Universität stellte zu diesem Behufe

Digitized by Google

eine Commiſſion auf zur Unterſuchung der Gebrechen und Darlegung von Vorſchlägen, in welcher neben Chriſtian Wurſtiſen, J. J. Grynäus, Theodor Zwinger und J. Brandmüller auch Helius war, damals noch Profeſſor der Oratorie.

Es vergiengen drei Jahre. Da wurde 1588 endlich feſtgeſetzt, daß die allgemeine Schule auf Burg, fortan Gymnaſium genannt, „um eine ſechste Claſſe ſollte vermehrt werden". Das Pädagogium hörte auf zu beſtehen. Um die größere Anzahl von Schülern unterzubringen, wurde ein neues Gymnaſialgebäude aufgeführt, das mit den ſpäter vorgenommenen Umänderungen noch jetzt daſteht. Am 24. Oktober 1589 fand die Einweihungsfeierlichkeit ſtatt und Helius, der neu gewählte Gymnaſiarcha, hat dieſes wichtige Amt dreißig Jahre lang ſo ausgezeichnet bekleidet, daß in ſeiner Leichenpredigt von ihm geſagt werden konnte, er ſei das Muſterbild eines Lehrers, wie man es nicht beſſer und ſchöner zu ſchildern im Stande wäre. Unter ſeinen Pflichten ſtand obenan der Unterricht in der ſechsten Claſſe, der neben den ſonntäglichen Repetitionen der Predigten eine Zeit von 21 wöchentlichen Stunden in Anſpruch nahm. Daneben war er der Vorſteher der ganzen Lehrerſchaft, mußte mit Rath und That Allen hilfreich an die Hand gehen und etwaige Streitigkeiten ſchlichten.

Wichtig an der ganzen Einrichtung der neuen Schule iſt das vollſtändig durchgeführte Claſſenſyſtem, welches damals und lange Zeit nachher ſehr beliebt war, während es heutzutage aus guten Gründen nur in den unteren Claſſen feſtgehalten wird. Der Unterrichtsplan, wie ihn Helius in ſeiner methodica distributio giebt, ſetzt für jede Claſſe 22 wöchentliche Stunden feſt, jedenfalls nicht weniger als 19. Unter den Disciplinen ſteht freilich das Lateiniſche immer noch obenan, aber mit weſentlichen Modificationen. Die Menge Autoren, die Platter gebraucht hatte, verbannte Helius und erſetzte unpaſſende Schriftſteller durch paſſendere. Während früher Cicero, Virgil, Aeſop, Ovid, Terenz in bunter Reihenfolge geleſen wurden — ſo daß z. B. die Metamorphoſen erſt in das Penſum der vierten Claſſe fielen, während die weit ſchwierigeren Eclogen ſchon in der dritten Claſſe vorkamen — finden wir bei Helius einen ſyſtematiſchern Gang. Auf die Briefe Ciceros folgt die Aeneis, hierauf Cicero de officiis, dann Horaz und endlich Terenz, alſo Epos zuerſt, dann Lyrik und erſt zuletzt das Drama. Im Griechiſchen fällt die Poeſie ganz weg, das neue Teſtament bietet anſtatt des Epos und der Lyrik Geſchichte und Abhandlung, Sokrates, anſtatt des Dramas die Rede: alſo der Anfang eines ſtufenweiſe ſich entwickelnden Unterrichtes. Ob Helius der Mutterſprache und den anderen bisher ſo vernachläſſigten Disciplinen mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt, darüber finden wir keine Angaben; aber dies anzunehmen, glauben wir durch den Umſtand berechtigt zu ſein,

Digitized by Google

daß ſein Nachfolger im Rectorate, Magiſter Zacharias Dolder, ſich über „die vielen Neuerungen“ beklagt, die überall gemacht würden und die, „anſtatt Gutes zu ſtiften, den Untergang jedes Gemeinweſens herbeiführten; was hingegen die am Gymnaſium gemachten Veränderungen betreffe, ſo hoffe jeder Gutgeſinnte, daß aus ihnen der Schule Heil und Segen erwachſen würde; denn ſie ſeien nicht auf leichtſinnige Weiſe, ſondern nach langer Berathung und mit Vorſicht unternommen worden.“

Wie Helius es war, auf deſſen Antrieb hauptſächlich die wichtigen Neuerungen durchgeführt wurden, vernünftige Methode, ſyſtematiſches Fortſchreiten vom Leichteren zum Schwereren, Verlaſſen des ausſchließlich gelehrten Bildungsganges und Berückſichtigung der anderen Diſciplinen, ſo geſchah im Jahr 1618 auch wieder durch ſeinen Einfluß ein zweiter Schritt zum Beſſeren. Es wurde die Zahl der Autoren auf einen kleineren Kreis beſchränkt, ebenſo das viele Memoriren und in den oberen Claſſen die Expoſition der Autoren in deutſcher Sprache eingeführt. Auch Geſangunterricht finden wir in der dritten, vierten und fünften Claſſe. Jede der ſechs Claſſen hatte neunzehn Stunden wöchentlich. Wie ſehr das Gymnaſium ſich allgemeiner Anerkennung erfreute, beweiſt die zunehmende Frequenz desſelben, indem die drei Lehrer der unteren Claſſen oft an die dreihundert Schüler hatten, und die zahlreichen Stipendien, welche von wohldenkenden Gönnern geſtiftet wurden. Dieſe Vergabungen erreichen von 1575 an bis 1815 die Zahl von 121 und repräſentiren ein großartiges Capital, aus deſſen Zinſen bis auf den heutigen Tag eine ſchöne Anzahl unbemittelter Knaben der Mittelſchulen unterſtützt werden.

Bevor indeſſen die Reorganiſation des Gymnaſiums ins Leben trat, wurde Helius durch den Tod dahingerafft, indem ihn am 1. Januar 1620 der Schlag traf. In der Chronik Brombachs leſen wir Folgendes hierüber: „Als M. Joh. Beatus Helius, Gymnasiarcha Gymnasii Basiliensis, Nachmittags den 1. Januar 1620 in ſeiner Wohnſtuben geſtanden, ſinkt er allgemach zu Boden und ſtirbt, war hiermit ſeines Wunſches gewährt, da er offt gewünſcht, daß ihn Gott abfordern wöll, wie H. Jakob Meyern ſel., Pfarrherrn bei St. Alban, welcher im Münſter zwiſchen Haltung einer Leichenpredigt uff der Kanzel verſchieden. War zuvor professor oratoriæ 10 Jahr, Gymnaſiarcha 30 Jahr und alt 67 Jahr“. Am 4. Januar wurde er im Münſter beſtattet und Antiſtes Wolleb predigte über den Spruch aus dem Propheten Daniel, worin es heißt, daß die Lehrer einſt leuchten würden wie der Glanz des Himmels.

Werfen wir nun noch einen Rückblick auf die Thätigkeit dieſes Schulmannes, ſo leuchtet beſonders hervor ſeine praktiſche Begabung, wodurch er, wie wir oben gezeigt, Methode und Syſtem in den Unterricht brachte,

Digitized by Google

und seine Befähigung zum Lehramte, über welche ihm einstimmig Anerkennung und Lob zu Theil wurden. Rubinus sagt in seinem theatrum academicum: „Da er für die Erziehung und Bildung des jugendlichen Geistes der allertauglichste war, so brauchte er bald den Sporn gegen diejenigen, die es bedurften, bald die Peitsche gegen Faule, und bediente sich einer weisen Klugheit gegen einen jeden, wie er es erheischte". Seine Schüler behandelte er gleich, machte keinen Unterschied zwischen den Ständen und urtheilte mit gleicher Gerechtigkeit über den Reichen wie über den Armen. Hauptsächlich wurde er als Lehrer des Griechischen gelobt; als solcher hat er zwei Schulbücher verfaßt: eine griechische Grammatik, welche, in Fragen und Antworten abgefaßt, nach einer kurzen Einleitung über die Orthographie, die Eintheilung der Buchstaben und die Zeichen, die Declination der Substantive und die Conjugation der Zeitwörter enthält; und eine Anthologie aus dem alten und neuen Testamente, auch den Kirchenvätern, für die vierte Classe.

Von den häuslichen Verhältnissen des Helius wissen wir wenig, da sich sein Lebensgang, wie es bei einem Schulmanne sich geziemt, in bescheidenen Grenzen bewegte. Er hatte zwei Töchter und einen Sohn; doch scheint der Mannsstamm des ganzen Geschlechtes bald ausgestorben zu sein. Rechtschaffen war sein Lebenswandel, „nec Baccho, nec Cereri, nec Pluto, sed Deo suo, ejusque gloriæ unice deditus", sagt Rubin und die Leichenrede bemerkt, daß er sich nicht geschämt habe, in den vornehmsten Punkten die Feder zu ergreifen oder die Bibel aufzuschlagen und sich im verlesenen Texte oder angeführten Sprüchen zu ersehen.

Wie sehr man sich des Verlustes bewußt war, den man durch seinen Tod erlitten, beweist unter anderen Zeugnissen ein nach seinem Tode zu seinen Ehren verfaßtes Gedicht, worin der Wunsch geäußert wird, „es möge Jehovah der Schule wieder eine neue, ihm ähnliche Sonne (Wortspiel auf seinen Namen Helius *Ἥλιος*) erstehen lassen. Dr. Meißner.

Wilhelm Schey.

[Fiala im Programm der Kantonsschule von Solothurn: Die alte Stifts- und Stadtschule bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, 1875.]

Magister Wilhelm Schey, von Gengenbach gebürtig, ward 1591 deutscher Schulmeister in Solothurn, nahm 1592 wegen geringen Einkommens seine Entlassung, trat aber 1594 wieder in sein Amt ein. Er hat dasselbe wol versehen und die Jugend fleißig unterwiesen, heißt es in einem Raths-

Digitized by Google

beſchluß, durch welchen ſein Einkommen vermehrt wird. Schey bezieht als deutſcher Schulmeiſter vierteljährlich 20 Pfund und 1½ Malter Korn ſammt Behauſung und drei Batzen Fronfaſtengeld von Einheimiſchen und ſechs Batzen von Fremden, die nicht im Tauſch in Solothurn ſind, während des Winters auch alle Tage ein Scheit Holz, dazu für die gewöhnlichen Stunden in der Arithmetik vierteljährlich eine Münzkrone (25 Batzen) mit Holz, für außerordentliche monatlich einen Gulden. Schey führte von ihm geſchriebene Vorſchriften ein, die auch beſonders bezahlt werden mußten. Es iſt daraus erſichtlich, daß der Unterricht im Leſen und Schreiben in der Verpflichtung des deutſchen Schulmeiſters lag, der Unterricht im Rechnen dagegen frei war und deswegen auch vergütet werden mußte. Schey nennt ſich mit Vorliebe „der tütſch Schul- und Rechenmeiſter". Er hat eines der älteſten Lehrbücher der Arithmetik für die Schweiz geſchrieben, einen dickleibigen Quartband, der 1600 zu Baſel gedruckt wurde unter dem Titel: „Arithmetica oder die Kunſt zu rechnen. Mit ſchönen Regeln auff allerley Kauffmanns und anderer künſtlicher Rechnungen, auß rechtem Grund gantzen und brochenen Zaalen, darinnen über 1200 Exempeln gantz klaar und verſtändlich beſchrieben, dermaſſen das ein jeder zimlichs Verſtandts die ohne Mündtlichen bericht von ihm ſelbs wohl lehren und behalten mag". Die Dedication ſchließt mit 84 Verſen zum Lobe der Rechenkunſt. Der fleißige Schulmeiſter ſtarb 20. April 1611.

F. Fiala.

Johann Wilhelm Gotthart.

[Fiala im Programm der Kantonsſchule von Solothurn: Die Stiftsſchule und das Jeſuiten-Collegium im 17. Jahrhundert (1876) und in der Allgemeinen Deutſchen Biographie.]

Johann Wilhelm Gotthart, Chorherr in Solothurn, iſt einer der wenigen Männer, die ſich in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der katholiſchen Schweiz um Reform der Schule bemühten. — Er ward am 5. September 1592 in Solothurn geboren. Sein Vater, der ehrſame Bürger und Eiſenkrämer Jörg (Georg) Gotthart, ein ſtrebſamer Mann, trieb nicht nur ſeinen Handel, ſondern las mit Vorliebe mancherlei Bücher, darunter auch verbotene, weshalb er mehr als einmal mit dem geſtrengen Rathe in Conflict kam. Vater Gotthart iſt der Verfaſſer mehrerer gedruckter Volksſchauſpiele, deren Inhalt theils der altgriechiſchen und römiſchen Sagengeſchichte, theils dem alten Teſtamente entnommen iſt, und die ſich weniger

Digitized by Google

durch poetiſchen Gehalt, als durch volksthümliche, breite Darſtellung charakteriſiren. Johann Wilhelm empfing ſeine Bildung an der Stiftsſchule ſeiner Vaterſtadt und am borromäiſchen Collegium in Mailand, wo er 1616 zum Prieſter geweiht wurde.

Als der junge Mann im Sommer 1616 heimkehrte, fand er den Rath und die Geiſtlichkeit der Vaterſtadt geneigt zur Reform der ſehr herabgekommenen Stifts- und Stadtſchule. Einſichtige Männer im Rathe, namentlich der hochverdiente Venner Hans Jakob von Staal († 1615), hatten kräftig vorgearbeitet und der Biſchof Johannes Doroz von Freiburg-Lauſanne ein Schreiben an die Chorherren des St. Urſusſtiftes erlaſſen, gute Achtung und Aufſehung auf die Schulen zu halten, damit die Jugend in den freien Künſten und in der Gottesfurcht gehörig unterrichtet und der Schule fromme und gelehrte Männer vorgeſetzt werden. Gotthart entwarf eine neue Schulordnung, dieſelbe wurde von Rath und Stift genehmigt und er zum Superintendens der zum vierclaſſigen Progymnaſium umgeſchaffenen Stiftsſchule ernannt, mit einer Beſoldung von 100 Pfund und mit der Zuſicherung der erſten nach fünf Jahren erledigten Chorherrenpfründe. Das Progymnaſium war eine verkleinerte Nachahmung des Sturm'ſchen Gymnaſiums in Straßburg und der Jeſuitenſchulen. Mit großem Eifer lehrte Gotthart Rhetorik, mit faſt zu großem Eifer ſuchte er als Vorſteher ſeine Schulen durch neue Verbeſſerungen zu heben. Auch für die deutſche oder Primarſchule war er thätig, ſie ſollte auf das Progymnaſium vorbereiten, und es ſollte in dasſelbe kein Schüler aufgenommen werden, der nicht die deutſche Schule gehörig durchlaufen hatte — keiner, der wegen Mangel an Fähigkeiten oder wegen Mißgeſtalt ſich nicht zum Studiren eignete. Der junge Prieſter nahm ſich auch der Hebung des Volkslebens an; unter ſeiner Leitung ward ſeines Vaters Volksſchauſpiel „von dem Läben des frommen und gottsförchtigen Tobiä“ im April 1617 aufgeführt. Allein die Neuerungen fanden ſtarken Widerſtand, man warf Gotthart, der 1620 als Chorherr in das Stift eingetreten war, vor, er wolle Alles regieren und alles abſchaffen, was von langer Zeit her in Brauch geweſen. Rath und Stift zeigten dem „unruhigen Kopf“ ihr Mißfallen; Gotthart ward im Sommer 1621 genöthigt, ſeine Lehrerwirkſamkeit aufzugeben, und mit ihm fiel das Progymnaſium und wurde wieder zur Stiftsſchule.

Gotthart war nun auf ſein Canonicat beſchränkt; doch auch jetzt konnte ſein reger Geiſt nicht ruhen und trug ſich mit neuen Reformplänen. Als ſeine Mitchorherren ihn 1621 zum Scholarchen, d. h. zum Inſpector der lateiniſchen und deutſchen Schulen erwählt, waltete er mit großem Eifer dieſes Amtes. Wieder drang er darauf, daß keine Schüler in die Lateinſchule aufgenommen werden ſollten, wenn ſie nicht die deutſchen Schulen

Digitized by Google

beſucht; er unterſagte dem Lateinlehrer den Privatunterricht und verfaßte wiederholt neue Schulſtatuten zur Hebung der deutſchen Schule. Dreimal verlor er wegen dieſen unliebſamen Neuerungen auf Andrängen des Rathes ſein Scholarchenamt, ſeine Reformpläne wurden zurückgewieſen, und trotz all dieſer bittern Erfahrungen erneuerte er ſtets ſeine Verſuche zur Hebung der Schule, ſobald die Stiftsherren ihm wieder die Schulaufſicht anvertraut hatten. Er brachte namentlich zu Stande, daß 1632 der gelehrte Lateindichter und eifrige Schulmann Johannes Barzäus an die Stiftsſchule gewählt wurde, und daß eine aus Geiſtlichen und Weltlichen gemiſchte Schulcommiſſion 1639 das Einkommen des erſten Stiftslehrers auf 300 Pfund und 50 Viertel Korn vermehrte. Und als nach der Beförderung des trefflichen Barzäus auf eine Chorherrenpfründe in Schönenwerd die alten Uebelſtände an der Stiftsſchule wieder hervortraten, und es ſich im Juni 1646 um Gründung eines Jeſuitencollegiums handelte, warnte Gotthart im Namen des Stiftes den Rath, ſich nicht zu übereilen, da andere Mittel gefunden werden könnten, die Schulen zu verbeſſern. Es war umſonſt; am 11. Juni 1646 wurde vom Rathe mit großer Stimmenmehrheit die Aufnahme der Jeſuiten beſchloſſen.

Neben ſeiner Schulthätigkeit ward der geſchäftstüchtige Mann in der mannigfaltigſten Weiſe am Stifte verwendet, und wenn er auch öfters angefeindet wurde, nahm man nach kurzer Zeit wieder Zuflucht zu ſeiner vielerprobten Aushülfe, ſei es bei der Abfaſſung neuer Stiftsſtatuten, welche ihm von Seite des Rathes ſcharfen Tadel und Androhung der Landesverweiſung zuzogen, ſei es bei wichtigen Verhandlungen mit Biſchof und Regierung, in klöſterlichen und liturgiſchen Angelegenheiten, und dazu beſorgte Gotthart bald als Verweſer die Pfarrei Zuchwil, bald als Cuſtos, Bibliothekar, Bau- und Zehntherr die verſchiedenſten Geſchäfte. In die Jahre 1630 bis 1646 fällt auch ſeine litterariſche Thätigkeit. Seine Schriften bewegen ſich auf dem Gebiete der Asceſe und der Polemik in lateiniſcher und deutſcher Sprache und geben Zeugniß von ſeinem Glaubenseifer und ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit. Sie tragen nach Sitte der Zeit langathmige Titel. — Gotthart ſtarb am 19. Mai 1649, ein eifriger, wenn auch weniger mit Glück gekrönter Schulreformer; wie ſich ein Geſchichtſchreiber der Eidgenoſſenſchaft ausdrückt, „einer der rührigſten Streittheologen, dabei ein wirklich gelehrter und geiſtreicher Mann, in deſſen Schriften mancher fruchtbare Gedanke liegt, und der, wie Wenige zu ſeiner Zeit, in ſeiner Mutterſprache klar und ſchön ſich auszudrücken verſtand".

F. Flaia.

Digitized by Google

Johann Jakob Breitinger.

1575—1645.

[Quellen: J. J. Breitinger, Selbstbiographie. — Dr. J. C. Mörikofer, J. J. Breitinger und Zürich; 1873. — J. J. Ulrich, Miscellanea Tigurina I; 1722. — Herzog, Real-Encyclopädie für Theologie; 1865.]

Nach dem Tode der Reformatoren und ihrer unmittelbaren Nachfolger schlug die von ihnen gegründete Kirche Wege ein, welche sie immer mehr von ihrer wichtigsten Aufgabe, der sittlichen Wiederbelebung des Volkes, entfernten. Während die katholische Kirche sich restaurirte und Alles daran setzte, durch den Glanz der Kirchenbauten und des Gottesdienstes, durch glückliche Anhandnahme der Erziehung und des Unterrichts, und durch verlockende Versprechungen dem weitern Abfall zu wehren und die zweifelhaften Elemente zurückzugewinnen, verloren sich die protestantischen Kirchenführer in gelehrten Untersuchungen oder unfruchtbaren Streitigkeiten. Dieses Bild bietet die zürcherische Kirche bereits im Anfang des 17. Jahrhunderts, als ein Mann an ihre Spitze tritt, der es versteht, durch Wort und Schrift, wie durch sein persönliches Beispiel in das Volks- und Staatsleben den Geist ächter Religiosität und republikanischen Sinnes einzupflanzen und der daneben für das zürcherische Schulwesen von nicht zu unterschätzender Bedeutung geworden ist. Dieser Mann ist Johann Jakob Breitinger.

Breitinger wurde am 19. April 1575 geboren. Seine Eltern waren wohlhabend und darum im Stande, dem talentvollen Knaben eine seinen Anlagen und seiner Neigung entsprechende Erziehung und Ausbildung zukommen zu lassen. Sieben Jahre alt, trat er bereits in die Lateinschule am Großmünster, wo er jedoch drei Jahre in der 4. und vier Jahre in der 5. Classe sitzen blieb, „wie es ettwann denjenigen pflegt zu gehen, deren sich niemann annimpt". Nach dem frühen Tode seines Vaters übernahm ein Großoheim die weitere Erziehung des verwaisten Knaben. Achtzehn Jahre alt zog er in die Fremde, um auf den hohen Schulen zu Herborn im Nassauischen, zu Marburg und Heidelberg seine Studien zu vollenden. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er nach bestandener Prüfung in den geistlichen Stand aufgenommen wurde. Kurze Zeit hernach gründete er sich bereits einen eigenen Hausstand durch die Ehe mit Regula Thomann, aus einem angesehenen und reichen Patriciergeschlechte, mit der er bis ins hohe Alter das glücklichste Familienleben führte.

Breitinger begann seine erste Wirksamkeit 1597 als Pfarrer an der Filiale Zumikon. Da ihm neben seinen Amtsgeschäften noch viel freie

Digitized by Google

Zeit übrig blieb, war es ihm Bedürfniß, seine Kenntnisse durch sorgfältige Studien, besonders in der Geschichte, zu erweitern und die gewonnenen Resultate in schriftlichen Versuchen niederzulegen. So unvollkommen diese auch sind, so sehr sprechen sie für den Bildungstrieb des jungen Mannes. Das Verhältniß zu seinen Gemeindegenossen war überaus freundschaftlich und blieb es auch nach seinem Weggang 1600. — Nach kurzer Thätigkeit als Pfarrer in Albisrieden, dann als Lehrer an einer untern Classe der Lateinschule am Großmünster in Zürich, erhielt Breitinger 1605 an der höhern Lateinschule, dem sogenannten Collegium humanitatis die Professur der Logik. Daneben mußte er für den altersschwachen „Oberstpfarrer" Leemann die Wochenpredigt am Großmünster übernehmen. Bei der im Jahr 1611 ausbrechenden Pest zeigte er sich seinen Mitbürgern ebenso sehr als gewissenhaften Seelsorger, wie als unerschrocken thätigen Menschenfreund. Als zwei Jahre später, 1613, Burkhard Leemann mit Tod abgieng, fiel die Wahl des Rathes für die erledigte Stelle am Großmünster auf Breitinger. 38 Jahre alt übernahm derselbe das wichtige Amt, mit dem nach alter Uebung die Leitung der zürcherischen Kirche verbunden war, und verwaltete es bis zu seinem Tode in dem Geist, mit welchem einst Zwingli und Bullinger die neue Kirche gegründet hatten.

Breitinger sah die Hauptaufgabe der Kirche und somit seine eigentliche Lebensarbeit in der sittlichen Besserung des Volkes, um so mehr, als mit dem zunehmenden Verkehr und Wohlstand jene strenge Ehrbarkeit der Reformationszeit fühlbar gelitten hatte. Das wesentlichste Mittel zur Lösung seiner Aufgabe war ihm natürlich die Predigt. Auf diese verwandte er darum die äußerste Sorgfalt, und nicht umsonst. Seine einfachen, klaren und anschaulichen Vorträge zogen bald eine immer größere Zahl von Zuhörern in die früher gewöhnlich nur schwach besetzten Räume der Großmünsterkirche. — Wo das mahnende Wort nicht ausreichte, machte er seinen Einfluß beim zürcherischen Rathe geltend. Und dieser Einfluß war besonders in kirchlichen Dingen maßgebend, denn seit der Synode von Dortrecht (1618 bis 1619), wo Breitinger persönlich mit großem Erfolg für die streng kirchliche Fassung der reformirten Lehre aufgetreten war, galt er unbestritten als Vertreter der evangelischen Confession in der Eidgenossenschaft. Er drang wiederholt auf Abschaffung der vielen Festtage und lärmenden Kirchweihen zu Stadt und Land; er setzte beim Beginn des dreißigjährigen Krieges 1619 die Einführung eines alljährlichen Fast- und Bettages durch, welche Einrichtung bald von den übrigen evangelischen Städten nachgeahmt wurde, so daß Breitinger mit Recht als der Gründer des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages betrachtet werden darf. Die religiöse Unterweisung der Jugend war besonders auf dem Lande sehr vernachlässigt; Breitinger

Digitized by Google

gelang es, durch die sonntägliche, sogenannte Kinderlehre größere Regelmäßigkeit und verständigere methodische Behandlung in diesen Unterricht zu bringen. Er trat lebhaft für die Einführung des vierstimmigen Kirchengesanges ein; nicht minder sind die Gründung eines Archivs des Antistitiums, die Anlage von Pfarrbüchern in den Gemeinden (Civilstandsregister), sowie die Anordnung von regelmäßigen Pfarrvisitationen sein Werk: eine Menge von Einrichtungen also, die sich bis in die neueste Zeit erhalten haben.

Breitinger besaß praktischen Verstand genug, um einzusehen, daß kirchliche Frömmigkeit und Zucht noch lange nicht ausreichen, um die Quellen des sittlichen Elendes zu verstopfen, und daß diese meistens von dem materiellen Elend oder von der Unwissenheit der Leute ihre Nahrung erhalten. Es war daher für ihn selbstverständlich, daß die Kirche dem Armen- und Schulwesen die eingehendste Sorgfalt zu widmen habe, um so mehr, als ja seine beiden großen Vorläufer Zwingli und Bullinger hierin bereits vorangegangen waren. Ueberraschend sind die zum Theil durchaus modernen humanen Anschauungen, die der merkwürdige Mann oft neben ächt mittelalterlichen Begriffen entwickelt. In seinem „Gutachten der Bettler und armen Leute halber" 1623 schlägt er vor, die Obrigkeit solle die Landstreicher und das Bettlergesinde aus ihrem Gebiete vertreiben, jede Gemeinde aber ihre unverschuldeten Armen, seien sie Bürger, Ansäßige oder Fremde, auf ihre Kosten unterstützen; dem leichtfertigen Bettel zu wehren, sollen die Bettler „das Zeichen" tragen, damit sie weiters nicht betteln können; er hält dafür, es sei Pflicht von Staat und Gemeinden, denjenigen verdienstlosen Armen, welche arbeiten könnten, Arbeit und Verdienst zu verschaffen, und die „jungen, bosfertigen Buben", die durch keine Mittel gebessert würden, in besondern Anstalten zur Arbeit zu erziehen — also staatliche Arbeit und Correctionshäuser! — Die Mittel zur Unterstützung der Armen sollen sich die Gemeinden durch Kirchensteuern verschaffen („das Kirchensäckli"); dadurch weckte Breitinger mächtig den Wohlthätigkeitssinn der Leute, der dann auch, besonders in der Stadt Zürich, die reichsten Früchte trug.

Noch einflußreicher war Breitingers Thätigkeit für das Schulwesen. Seine frühere Stellung als Lehrer und Professor an der Lateinschule und am Collegium humanitatis, sowie sein Amt als Vorsteher der zürcherischen Kirche und als Schulherr der deutschen Schulen weckten in ihm gleicherweise das Interesse wie die Befähigung, an der Lösung von Schulfragen mitzuwirken. Auch für ihn war der Schulbesuch in erster Linie bloße Vorbedingung für die kirchliche Unterweisung; daher forderte er von einem Schulmeister zunächst Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, „Kinderbericht" und Psalmensingen. Eindringlich ermahnte er die Pfarrer,

Digitized by Google

ihr Augenmerk auf die Schule zu richten und bei der Wahl und Beaufsichtigung der ihnen untergeordneten Lehrer nach besten Kräften mitzuwirken. Bei dieser engen Verschmelzung von Kirche und Schule betrachtete er es als eine seiner ersten Pflichten, wie für tüchtige Geistliche, so auch für befähigte Lehrer und ihre Anstellung zu sorgen, und seine ausgedehnte Correspondenz beweist, wie gewissenhaft er seiner Aufgabe nachzukommen suchte. Es ist wesentlich sein Verdienst, wenn sich auch die Obrigkeit in wirksamer Weise immer mehr dieser Landschulen annahm. Schon im Jahr 1611 forderte der Rath in einer Zuschrift an alle geistlichen Capitel diejenigen Prädicanten, welche Zeit haben, auf, der Schule obzuliegen, oder man werde aus ihrer Pfründe einen Schulmeister anstellen. Eine ähnliche Mahnung ergeht 1632 an die Pfarrer in den gemeinen Herrschaften. Die Berichte der Decanate erwähnen sorgfältig, ob und mit welchem Fleiße die Geistlichen auf dem Lande Schule halten. Im Jahr 1637 war die Zahl der Landschulen bereits so groß, daß der Rath eine „durchgehende Ordnung für die Schulen auf der Landschaft" erlassen konnte. „Der Schulmeister soll mit Liebe die Kinder im Lesen, Schreiben und Beten unterrichten, und mit Liebe strafen, wenn Strafe nöthig ist. — Die Schule dauert das ganze Jahr, im Winterhalbjahr (November bis April) Vor- und Nachmittags, im Sommerhalbjahr nur Vormittags. Die Zahl der täglichen Unterrichtsstunden ist 6 (resp. 3). — Zwei halbe Tage in der Woche sind „allein dem Katechismo gewidmet"; dazu kommt der regelmäßige „Kirchgang" unter Leitung und Aufsicht des Schulmeisters an Sonn- und Predigttagen (also auch in der Woche). — Ueber die Schulversäumnisse führt der Lehrer ein genaues Verzeichniß; ohne Entschuldigung darf kein Kind zu Hause bleiben. — Die Aufsicht liegt in den Händen des Pfarrers und Obervogts; diese wählen noch 2—3 Mitaufseher; sie alle sind zu regelmäßigen Schulvisitationen verpflichtet, die Pfarrer wöchentlich 1—2 Mal". — Der Schulbesuch war freiwillig, scheint dann aber für diejenigen Kinder, welche einmal eingetreten waren, obligatorisch gewesen zu sein.

Wie sehr es mit obiger Verordnung ernst gemeint war, erhellt schon daraus, daß noch im gleichen Jahr 1637 mit den Schulcandidaten ein öffentliches Examen abgehalten wurde. Fast alle waren Handwerker; geprüft wurden sie im Schreiben, Lesen, Singen und „auch der Katechisation halben" (im Rechnen also nicht).

Das Einkommen des Lehrers bestand hauptsächlich im Schulgeld, welches durchschnittlich für jedes Kind wöchentlich 1 Batzen (= circa 50 Cts. nach unserm Geldwerth) betrug. Das Rechnen wurde besonders bezahlt. Dazu kam, im Unterschied gegen früher, an jede Schule ein jährlicher Beitrag der Obrigkeit, bestehend in Kernen, Wein oder Geld (von 25—100 Pfund

Digitized by Google

= circa 100—400 Fr.). Es konnte alſo, beſonders in größern Gemeinden, das Einkommen des Lehrers einen ziemlich hohen Betrag erreichen.

Bei der Bevormundung der Schulen durch die Kirche und bei der geringen Bildung der Geiſtlichen und Lehrer konnten die Leiſtungen der Volksſchule allerdings keine glänzenden ſein; aber erfreulich iſt, zu ſehen, wie gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts das Bedürfniß nach Schulbildung immer allgemeiner wird, wie das Landſchulweſen raſch an Ausdehnung gewinnt und auch kleinere Gemeinden mit regelmäßig unterhaltenen Schulen immer zahlreicher auftreten. An dieſem Erfolg hatte Breitinger nicht geringen Antheil durch ſeine unermüdliche Thätigkeit bei Staatsprüfungen und Kirchenviſitationen, bei Beſetzung von Lehrſtellen, bei Abfaſſung von Schulordnungen, und beſonders durch ſeine ſchulfreundlichen Vorſchläge und Ermunterungen beim zürcheriſchen Rath. Mit Recht darf er als ein namhafter Förderer unſers Volksſchulweſens betrachtet werden.

Noch unmittelbarer läßt ſich der Einfluß Breitingers auf die ſtadtzürcheriſchen Gelehrtenſchulen nachweiſen; denn dieſe mußten ihm ja, ganz abgeſehen von der räumlichen Nähe, als Bildungsanſtalten der Geiſtlichen ganz beſonders am Herzen liegen. Beim Beginn des 17. Jahrhunderts hatten dieſe Schulen eine weſentliche Aenderung erfahren. Man hatte nämlich gefunden, es würden die Schüler in den beiden Lateinſchulen am Großmünſter und Fraumünſter nicht genügend für das obere Collegium (das Lectorium) vorbereitet. Deswegen vereinigte man jene beiden Schulen zu einer einzigen, vermehrte dieſe um eine weitere, 6. Claſſe und fügte zwiſchen dieſe Lateinſchule und das Lectorium eine neue Stufe, das ſogenannte Collegium humanitatis, als 7. Claſſe hinein. Dieſes „Mittelſtudium“ hatte vier Profeſſuren: griechiſche, lateiniſche und hebräiſche Sprache und Logik. — Wie es ſcheint, war an dieſen Schulen ein merklicher Rückgang eingetreten. Breitinger beſchwert ſich bitter über die Nachläſſigkeit der Profeſſoren, welche im beſten Fall ſich mehr mit gelehrten Büchern, als mit ihren Schülern abgeben; noch mehr klagt er über die Gleichgültigkeit, Unſittlichkeit und Rohheit der Studenten. Dazu kamen die unglücklichen Zeiten: verderbliche Seuchen (beſonders die Peſt), welche die Schulbehörden zwangen, die Studenten vor Beendigung ihrer Studien zu entlaſſen und der dreißigjährige Krieg, in Folge deſſen viele deutſche Univerſitäten eingiengen, an welche früher die Zürcher ihre Jünglinge „gen wandeln“ geſchickt hatten. Um ſo mehr mußte Breitinger auf die Errichtung eigener guter Schulen Werth legen. Sorgfältige Ueberwachung und Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte förderten ſeine Pläne weſentlich. Ein Hauptübelſtand ſchien ihm die Verſchmelzung der beiden früher getrennten Lateinſchulen zu ſein; 1634 brachte er es dahin, daß die Trennung wieder durchgeführt und die Fraumünſterſchule in einem ſchönern

Digitized by Google

Neubau untergebracht wurde. — Der Studenten nahm er ſich perſönlich in väterlicher Weiſe an. Fortwährend unterhielt er mehrere unentgeltlich in ſeinem Haus, viele andere gegen eine geringere oder größere Entſchädigung, allen ein ſorgfältiger Erzieher und treuer Berather. Mit den Studenten auf fremden Univerſitäten ſtand er in ununterbrochenem brieflichem Verkehr, und beſonders war er ängſtlich bemüht, ſie zu treuem Feſthalten am evangeliſchen Bekenntniſſe zu ermahnen. Um die Jünglinge zum Studium der Theologie, das immer weniger Freunde gefunden hatte, zu ermuntern, betheiligte er ſich namhaft bei Stiftungen, die zur Unterſtützung ſolcher armen Studenten beſtimmt waren. Auch gebührt ihm das Verdienſt, bei der Gründung des „neuen Hofes", eines zweiten geiſtlichen Seminars (mit Convict) in hervorragender Weiſe mitgewirkt zu haben.

Der Fortſchritt der zürcheriſchen Schule, im beſondern der Volksſchule, beſtand nach dem Vorausgegangenen weniger in einer veränderten Auffaſſung derſelben oder beſſern Vorbildung der Lehrer, als in einer größern Unterſtützung, einheitlichen Organiſation und Leitung durch den Staat und der damit zuſammenhängenden, größern Verbreitung der Landſchulen.

Die hohe Stellung der Kirche, zumal ihres Vorſtehers, die Ueberlegenheit des Geiſtes und der Bildung, und der Mangel an hervorragenden Staatsmännern ſicherten Breitinger auch auf dem Gebiete der innern und äußern Politik einen maßgebenden Einfluß zu, ohne daß für dieſe Ausnahmeſtellung ein Name gefunden werden könnte. Es war die gleiche Erſcheinung, wie hundert Jahre früher bei Zwingli. Hervorgehoben zu werden verdient, daß Breitinger in ächt republikaniſchem Sinn jedes Bündniß mit auswärtigen Staaten, gleichviel ob reformirt oder katholiſch, bekämpfte und mit Erfolg verhinderte. So iſt er einer der erſten, welcher die Neutralität der Schweiz, dieſe Errungenſchaft der Neuzeit, vertritt.

Noch ſchwieriger war ſeine Stellung den verſchiedenen Confeſſionen und Secten gegenüber. Da galt es durch Wort und Schrift bald die Rechtmäßigkeit der evangeliſchen Kirche Katholiken und Lutheranern gegenüber muthig zu vertheidigen, bald die evangeliſche Wahrheit Wiedertäufern und Zweiflern gründlich zu beweiſen. Und wenn wir hier ſeine Gewandtheit und Klarheit in der Beweisführung rühmend erkennen, ſo nöthigt uns anderſeits ſeine großartige Hingabe an die Armen und Bedrückten jeder Art, beſonders an die vertriebenen Glaubensgenoſſen, ungetheilte Bewunderung ab. Breitingers Wirkſamkeit fällt ja gerade in die Zeit des unglückſeligen dreißigjährigen Krieges (1618—48). Theuerungen, verheerende Krankheiten und grauſame Verfolgungen folgten ſich Schlag auf Schlag und machten das Uebermaß menſchlichen Elendes voll. Am meiſten hatten die Reformirten zu leiden; zu Hunderten flüchteten die Vertriebenen aus Graubünden und Deutſchland nach

Digitized by Google

Zürich, wo ſie mit ihren Familien großmüthig aufgenommen und verpflegt wurden. Den Erwachſenen gab man Arbeit, die Kinder ſchickte man in die Schulen oder lehrte ſie ein Handwerk, die Waiſen nahm man an Kindesſtatt in die Familien auf. Noch mehr: man ſammelte, meiſtens in den Kirchen, zahlreiche Liebesſteuern, deren Ertrag in die Heimat der Bedrängten geſchickt wurde, ſo nach Graubünden im Ganzen circa 20,000 fl., nach Deutſchland nicht weniger als 35,000 fl., zuſammen 55,000 fl. oder mehr als 400,000 Fr. heutigen Geldwerthes. Und wenn man vernimmt, daß hievon weit mehr als die Hälfte im Großmünſter allein zuſammengelegt worden war, und daß Breitinger alle dieſe Beiträge in Empfang nahm, aufzeichnete und verſandte, ſo läßt ſich daraus ſeine Mitwirkung an dieſem großen Liebeswerk ermeſſen. Er ſelbſt gieng überall mit perſönlichem Beiſpiel voran und wurde hiebei von ſeiner Gattin in ſchöner Weiſe unterſtützt.

Gerne wird man angeſichts ſolch edler Züge die Schattenſeiten ſeines Charakters vergeſſen, die ſich manchmal in ſchroffer Weiſe geltend machten, wie z. B. in ſeinem Verhältniß zu den Lutheranern, in ſeinem Eifer gegen eine freiere Auffaſſung des Gottesdienſtes, gegen Bilder und Muſik in den Kirchen, gegen die öffentlichen Spiele oder die Wandgemälde in der Stadtbibliothek, überhaupt in einem etwas ſtarren Feſthalten an den Grundſätzen der Zwingliſchen Kirche; — man wird dies vergeſſen einem Manne gegenüber, deſſen Frömmigkeit, Arbeitskraft und werkthätige Menſchenliebe geradezu muſterhaft ſind.

Breitinger ſchloß ſein reiches Leben am 1. April 1645 in Folge eines Schlaganfalles. Sein Teſtament, in welchem er nicht weniger als 1500 fl. (circa 12,000 Fr.) für wohlthätige Stiftungen vermachte, wobei auch die Schule in Zumikon bedacht war, iſt ein neuer Beweis von ſeiner humanen und ſchulfreundlichen Geſinnung, die ſich im Leben ſo oft gerade an der zürcheriſchen Volksſchule bewährt hatte.

Dr. Ernſt.

igitized by Google

Satzungen den Land-Schulen von den Obersten Schulherren der Statt Zürich fürgeschriben.

Getrukt zu Zürich. Im Jahr 1684.

Satzungen der Landtschulen der Statt Zürich.

Weilen zu außbreitung der ehr Gottes und beförderung des Heils und Wolstands eines Volks / nächst der Gnad Gottes das beste mittel ist / die gebürende auferzeuhung und unversaumte Unterweisung der zarten lieben jugend / in der Gottseligkeit / deren Fundament gelegt werden muß in den Schulen / als habend die verordneten Obersten Schulherren / die alte Schulordnung widerum übersehen / und von neuem in folgende Gestalt und Form abgefaßt.

I. Sollend in allen Gmeinden gute und wolbestelte Haupt-Schulen seyn / und dieselbe in bester obacht / schutz und schirm gehalten / auch an keinem Ohrt von den Gemeinden selbs / sondern allein von den verordneten Examinatoribus von beyden Ständen[1] geordnet / gutgeheissen / und bestätiget werden.

II. Neben denselben sollen keine andere so genannte Nebenschulen an keinem Ohrt geduldet / noch zugelassen werden / es seye dann / daß die begehrende einer seits die unvermeidenliche nohtwendigkeit darthun / und dann anderseits zeigen könnind genugsame Mittel zu unterhaltung einer solchen Schul; (betreffend das Schulhauß / die gebührende und billiche Besoldung eines Schulmeisters / und was dergleichen mehr:) ohne beschwerd einiches gemeinen guts / und geringsten abzugs der Hauptschul / oder anderen benachbarten / welches alles allezeit für unsere examinatores gebracht / und von denselben reifflich erwogen / und endtlich in den einen ald anderen weg außgesprochen werden soll.

III. Wo aber dann solche Schulen sind / da sol die erwehlung der Schulmeisteren in denselben bey niemand anderst als den Herren Examinatoribus von beyden Ständen stehen / jedoch mit der erleuterung / wann viel in einer Gmeind / die um einen solchen Dienst anhaltend / sollend dieselbe mit vorwüssen der Fürgesezten oder der Gmeind allharo für die Herren Examinatores gewisen werden / der Sie der beste zu seyn dunken wird / darauß zu erwehlen.

---

[1] geistlichen und weltlichen Standes.

Digitized by Google

IV. Was dann die Schulen betreffen thut / were wol zu wünſchen / daß dieſelbe aller Ohrten Sommer und Winter gehalten werden könntend / da dann diejenigen Gemeinden / bey welchen es allbereit eingeführt / nit allein billich zu rühmen / und anderen zum Exempel vorzuſtellen / ſonder auch freundtlich zu erinneren / in ihrem loblichen gebrauch fortzufahren.

V. In welchen Ohrten aber die Schulen bißhar zu Sommerszeit nit gehalten werden / ſollen die Winterſchulen nit erſt gegen Martinj / ſonder ſo bald der Kinderen Sommer- und Herbſtwerk fürüber ſind / angehen / und wenigſt bis mitten in Merzen hinauß gezogen werden / darauf dann ſol den ganzen Sommer durch aller Ohrten der Samſtag geſezt ſeyn zu einem Tag / an welchem aufs wenigſt mit betten / leſen / ſingen / Schriften liferen / und anderen repetiert oder widerhollet und erhalten werden ſol / was durch den Winter erlehrnet worden / und ſo an etlichen Ohrten neben dem Samſtag noch ein ander darzu anzuwenden gebräuchlich geweſen / ſol darmit ordenlich fortgeſezt werden.

VI. Und weilen uns Gott überauß große gnad und gutthat des Fridens und guter Zeiten ſo vätterlich gont und gibt / ſollend billich zu den Schulen gehalten und geſchikt werden / alle jungen Kinder / Knaben und Töchteren / und das ſo lang / biß ſie in den examinibus ſo alle Jahr ein mahl in beyſeyn der Pfarreren / und Fürgeſezten gehalten werden ſollend / von eben denſelben der Fragſtüklen / des Catechismi / ſchöner Gebetten und Pſalmen / inſonderheit der nohtwendigen Hauß- Morgen- und Abend- auch auf allerley andere Nohtfäl gerichteten / und eben zu diſem ende in Truck verfertigten Gebetten und Segens-Sprüchen / und wenigſt des leſens halber im getrukten werden können entlaſſen werden: Zu welchem end dann der Pfarrer und Schulmeiſter an jedem Ohrt aller Kinderen eine gute Wüſſenſchaft und Verzeichnuß haben / die ſäumigen freundt-ernſtlich darzu mahnen / in fehrner außbleibung aber / den Decanum zum gehülffen nemmen / und endtlich / ſo es nicht verfienge / an höhere Ohrt bringen ſollend.

VII. So dann die Schul des Tags gehalten wird / ſol ſie währen zu Winterszeit Vormittag 3 und nach Mittag auch 3 ſtund: zu Sommerszeit zwar Vormittag auch 3 nach Mittag aber 2 ſtund.

VIII. Vor und nach Mittag ſol allwegen der anfang und beſchluß gemachet werden mit dem dazu dienſtlichem Gebett / welches die Kind die darzu tüchtig / eines um das ander deutlich und verſtändtlich zu ſprechen gewendt werden ſollend / darum es der Schulmeiſter vilmalen ſelber verrichten und vorſprechen ſol / inſonderheit da es die Kinder noch nicht recht klar und verſtändtlich könnend.

IX. Darnach ſol von dem Schulmeiſter ein vernünftiger unterſcheid beobachtet und gehalten werden / 1. Deren die in den anfängen begriffen im

Digitized by Google

betten und leſen. 2. Der mittelmäßigen. 3. Der vollkomneren / und under allen drey gattungen deren die ſchlechtere und deren die beſſere gaben des verſtands und gedechtnuß haben / und ſich alſo nach allen mit gebühr und beſcheidenheit richten / jedoch alſo / daß ein jedes nach ſeiner beſchaffenheit und vermögen vor- und nach Mittag jedesmal ſeine 2. Lezgen auſſage / und darmit ſol der Schulmeiſter ſteiff anhalten / und nit gewalt haben / eine oder die andere nachzulaſſen / geb wie vil Kinder in der Schul ſeyind; damit er aber deſto beſſer fortkommen möge / kan er die fehrigeren auch zum behören anſtellen und gebrauchen.

X. Welche Kinder auß dem Täffele und Namenbüchlin ſind / die ſollend in dem groſſen Lehrmeiſter / und in dem getrukten vor und nach Mittag zu leſen angehalten / und alſo noch zu keinem geſchribnen zu leſen angeführt werden / biß ſie das getrukte um etwas ergriffen / darauf ſie dann in beyden zuſamen / und mit namen vor Mittag in dem getrukten / nach Mittag aber in dem geſchribnen / ſo ſie wöllend / geübt werden mögend.

XI. An dem wochentlichen Schul-Bettag / welcher der Samſtag ſeyn ſol / oder wo noch einer / oder ein halber in der wochen je nach beſchaffenheit der Schulen / und gut befinden eines jeden Pfarrers an ſeinem Ohrt / darzu gezogen wird / ſollend die Kinder vom jüngſten an biß auf die gröſten im H. Vatter Unſer; in den XII. Artiklen des Chriſtenlichen Glaubens; in H. X. Gebotten; in Fragſtüklenen; und Catechismo gegründet werden. Nach demſelben ſollen die fehrigeren hübſche Gebett und Pſalmen lehrnen / die ſie auch in den Kinderlehren auſſagen und erzehlen könnend. Sonderlich aber ſollend ſie außwendig lehrnen / diejenigen Pſalmen / welche vor den Kinderlehren geſungen werdend / dann dieſelbe vaſt Lehr- und Troſtreich ſind. Darbey aber wol zugewahren / daß die Kinder grad vom anfang verſtändtlich und deutlich zu betten angehalten werdind.

XII. Welche ſich in dem Schreiben übend / deren ſoll auch eine gute rechnung gehalten werden / und ſoll der Schulmeiſter einem jeden Kind / das ſchreibt / ſeinen beſonderen Zedel und Zedelbüchli (doch um den gebührenden Pfenning) machen / den ſchreibenden mithin die Hand ziehen / alle tag die Schriften fleißig beſchauen / und alle Monat neue Zedel fürſchreiben. In den Fürſchriften der Zedlen ſollend ſchöne Sprüch des Alten oder Neuen Teſtaments / und mit namen auß unſer der Züricher Bibel fürgeſchriben werden.

XIII. Der Schulmeiſter ſol auch verſchaffen / daß die erwachßne / ſich mit Geſänge oder Pſalmenbüchlein / Zeugnuſſen ꝛc. verſehind / in der Kirchen bey dem Geſang einſtellind: und wo es gelegen iſt / ſich in der Schul im Geſang übind / beſonderbar in den Pſalmen und Geſängen, die am Sontag und Zinſtag / wo es bräuchig / und in den Kirchenlehren ſollend geſungen werden.

Digitized by Google

XIV. Alle Schulkinder ſoll der Schulmeiſter ordenlich in einem Catalogo verzeichnet haben / und zuſehen / daß ſie auf ihre geſezte ſtunden fleiſſig verhanden ſeyind / keins ohne ſein wüſſen außbleibe / darum er auch den außbleibenden mit ernſt nachfragen ſolle; Es ſol auch dasjenige ſo in der wochen einen Tag in die Schul gegangen / den ganzen wochenlohn ſchuldig ſeyn / es gange gleich die übrigen tag oder nit / es ſeye dann ſach / daß es von krankheit / ungewitters / oder anderer ehehafte [1] wegen daheimen bleiben müſſe: außgenommen die kleinen Kinder / die etwann nur an den wochentlichen Bettagen in der Schul ſich einfindend; ſo ſehr aber diſe auch an den übrigen Lehrtagen kommen wöllend / mögend ſie wol auch / allein dannzumal um ihr gebührend löhnlein zugelaſſen werden / und noch mit dem anhang / ſo ſie ſtill / und anderen nit verhinderlich zuſeyn begehrend / auch fürnemlich erſt gegen dem end kommend / wann das betten angeht.

XV. Der Schulmeiſter ſol auch alle Tag den Kinderen alle und jede Lezgen / was ſie auch lehrnend oder thund / fleiſſig von ſtund zu ſtund unterzeichnen / damit nit allein ſie ihn deſto minder betriegen könnind / ſonder auch die verordnete Aufſeher ſehen und wüſſen mögind, wie weit die Kinder gelehrnet habind / ja eben dieſelbe ordenliche verzeichnus vom zunemmen aller ſeiner Lehrkinderen / ſoll er allezeit bereit haben / ſeinem Pfarrer nit nur zu zeigen / ſonder auch wann ers begehrt zuzuſtellen.

XVI. So ſollend auch weder die Kinder noch ihre Elteren befügt ſeyn diejenige Schul / in die ſie eigentlich gehörend / zu verlaſſen / und ein andere zu beſuchen / es were dann / daß ſie einer ſeits wegen der allzu weiten und höchſt beſchwerlichen entlegenheit / anderſeits wegen vil beſſeren und kömlicheren nähe mit deßwegen guter einwilligung des Schulmeiſters ſelbs / unter den ſie eigentlich gehörtend / die erlaubnuß von ihrem Pfarrer / und ſo es vonnöhten / dem Decano desſelben Capituls / haben könntend.

XVII. Der Schul fleiſſig abzuwarten / ſol der Schulmeiſter verpflichtet ſeyn / und kein einige ſtund niemal verſaumen / ſo er geſund iſt / oder ohne verwilligung des Pfarrers und der verordneten zur Schul ſich von der Schul nit abziehen / es ſeigind gleich wenig oder vil Kinder vorhanden.

XVIII. Gegen den Kinderen ſol er kein gefahr brauchen, nit anſehen liebe / freundtſchaft / weder reichthum noch armuht / ſonder ein jedes achten und halten wie ſein eigen Kind. Sol auch auf die arten gute achtung geben / dann etliche wöllend mit gelinde / etliche aber mit ſtrenge gezogen ſeyn / als mit worten / treuen [2] / mit ruhten / oder mit ſpaht heimlaſſen / und ſollend die liederlichen und fehlbaren je nach verbrechen gezüchtiget werden / allwo in der züchtigung die ruhten zugebrauchen / hergegen alle inſtrument und

[1] rechtmäßiger Gründe. [2] drohen.

Digitized by Google

ſtreich zuunterlaſſen / welche gefahrlich und böſe letzenen nach ſich ziehen möchtend.

XIX. Den Lehr-Kinderen ſoll er mit allem ernſt abwehren alles liegen / ſchweren / übernamen / muhtwilliges und gottloſes geſchwätz und geſchrey auf der Gaſſen; daß ſie auch keine Güter geſchendind / oder ſchediginb / mit einanderen nit rauffind und ſchlaginb / auch im Winter niemand mit Schneeballen werffind; hergegen ſie vermahnen / from und gottsförchtig / den Elteren gehorſam / auf der gaſſen züchtig zu ſeyn / und vor ehrlichen Leuten den Hut abzuziehen. Wo ſich eins in dem oder diſem überſehe / ſol es mit der ruthen geſtraft werden.

XX. In den Schulſtunden / alldieweil die Kinder in der Schul ſind / ſol der Schulmeiſter ſich alles ſchreibens / leſens und anderer ihme verhinderlicher geſchäften enthalten / den Kinderen mit allem fleiß abwarten / und dieſelbigen / ſoweit möglich / ſelbs behören / hergegen die Zedel und anders auſſert den Schulſtunden ſchreiben.

XXI. In der Schul ſollend die Kinder zum lehrnen / leſen / betten und ſchreiben nichts anders als die ordenlichen geſezten und fürgeſchribne Bücher brauchen; darum die Schulmeiſter genaue achtung geben ſollend / daß ſie keine andere oder frömbde / vil weniger gefahrliche oder ſchädliche weder getrukte noch geſchribne Bücher und Sachen mit ſich bringind / ja auch die Schulmeiſter ſelbs ſollend nit befügt ſeyn etwas einzuführen / es ſey von ihnen ſelbs oder jemand anderem aufgeſezt, geſchriben oder ſonſt getrukt.

XXII. Wann um[1] etwas erwachſene Knaben oder Töchteren Nachts in den ſo genannten Nachtſchulen / darzu aber weder Samſtags noch Sontags Nächte gebraucht werden ſollend / im ſchreiben / leſen / rechnen / oder geſang / gegen gebührendem Lohn ſich woltend unterrichten laſſen / iſt ſchwerlich zu gedenken / daß es ohne ungelegenheit ſtill und züchtig ſolte zugehen können / darum es dann an einem jeden Ohrt dem Pfarrer und Stillſtand heimgeſtelt ſeyn ſol / ſo ſie es befindend / und zugleich vergaumen[2] wöllend / daß es in der Schul / welche nit über 9 Uhren außgeſtrekt werden ſol / und auf dem heimweg in aller zucht und ehrbarkeit zugange / ſol es zugelaſſen ſeyn / wo aber nit / ſo ſol der Sontag abend oder andere gelegne und beliebige Tagszeit darzu geſucht werden.

XXIII. Alle Samſtag ſol der Schulmeiſter ſeine Lehrkinder auch vorbereiten zum heiligen Gottesdienſt / zu dem Abendgebett und folgenden Sontags-Predigen / mit vorleſung des heiligen Bibliſchen Texts / und deren Capitlen die in den Abendgebetten werdend verleſen werden; Er ſol auch die Kinder nit verlauffen laſſen / ſonder ſie biß auf die ſtund des Abend-

---

[1] In der Auflage von 1719: nun. [2] die Aufſicht darüber führen.

Digitized by Google

gebetts in der Schul aufbehalten / und ſie ſelbs auch in die Kirchen führen / wann es möglich.

XXIV. Alle Sontag und Zinſtag ſol der Schulmeiſter / wo es zu erhaben iſt / die Kinder vor und nach der Predig in der Schul verſamlen / auch vor der Kinderlehr den Catechismum und das Geſang mit ihnen üben / ſie in die Kirchen und darauß führen / auß der Predig behören / und das mit ſolchem ernſt / daß er erſcheine / wie hoch ihm die liebe Jugend zu fleißigem Gottesdienſt anzuhalten angelegen ſey.

XXV. In der Kirchen ſol er ſein beſonder Ohrt und Sitz haben / und denſelben nit leicht oder eigenwillig enderen / damit er auf die Schuler ſelber ſehen könne; Er ſol auch andere beſtellen / die auf ſie achtung habind / und die fehlbaren zunächſt darauf in der Schul gebürlich abſtraffen. In der Kirchen ſol er auch wo ſeine pflicht das erforderet / vor und nach der Predig vorſingen / und das Geſang ohne wichtige urſach niemal unterlaſſen.

XXVI. Bey diſem Anlaß ſol fleiſſig gewahret werden an denjenigen Ohrten bey welchen der Schul-Vorſinger und auch der Meſmer oder Sigriſtendienſt / abgeſönderet und aber keiner allein genugſame Beſoldung hat / für ſich ſelbs zubeſtahn / daß die Gemeinden trachtind dieſelbe zuſamen zufügen / und ihr gut befinden den verordneten Examinatoribus zuhinderbringen.

XXVII. Die Schulſtuben ſol im Winter zu rechter Zeit gewärmt werden / damit die Kinder eine warme ſtuben findind / und nit frieren müſſind: es ſol auch der Schulmeiſter die ſtuben alle Tag vor und nach Mittag mit Feur von Rechholteren wol beräucheren / den üblen Schulgeruch zuvertreiben / und allezeit des Winters / wenn man anhebt zuheitzen / und ſo lang dasſelbe währet / ein jedes Kind alle Tag ein gewohnlich Scheit mit ſich bringen / auch neben demſelben wochentlich ſeinen gewüſſen Schul-lohn; Wo unterdeſſen für einiche Haußarme der Schul-lohn von der Kirchen bezahlt wird / gegen denſelben ſol ſich der Schulmeiſter beſcheidenlich und mitleidenlich verhalten.

XXVIII. Das Schulhauß betreffend / ſol der Schulmeiſter für dasſelbe gute ſorg tragen / und zuſehen / daß es in ſeinen Gebäuen wol erhalten werde; was er aber ſelbſt an öfen / fenſteren / und dergleichen brechen oder verwahrloſen wurde / ſol er in ſeinem Koſten verbeſſeren laſſen / das Hauß ſauber und rein / auch vor feur und fäulung fleiſſig bewahren. Wo auch ein Schulkind ein ſcheiben oder anders brechen wurde / ſol es dasſelbe auch bezahlen / und der Schulmeiſter nichts dergleichen den Gemeinden oder Kirchen zu verrechnen haben.

XXIX. Endtlich ſol der Schulmeiſter im wandel und leben für ſich ſelbs und die ſeinen / wie es Kirchen und Schuldieneren gezimt / ehrbar

Digitized by Google

und zeugſam[1] ohne anſtoß / ſo vil menſchliche ſchwachheit zulaßt / ſich erzeigen / nach dem er aber in ein ald anderen weg ärgernuß geben wurde / nach dem müßte die ſtraff ſelbs gegen ihm von Oberkeit wegen fürgenommen werden.

XXX. Wann aber dann dem Schulmeiſter bey getreuer verrichtung aller ſeiner beruffs pflichten etwann wegen gebührenden angewendten ernſt und fleiſſes / oder ſonſt / von ſeinen Schuleren / oder derſelben Elteren etwas undanks und leids (daß doch Gott verhüten wolle/) zugefügt wurde / ſol ers bey ſeinem Pfarrer ablegen / der dann nach dem die Fehler ſeyn werdend / die gradus zubrauchen wol wüſſen wird.

XXXI. Der Pfarrer ſol wochentlich einmal / und wann es ſonſt vonnöhten / die Schulen ſo vil in ſeiner Pfarr / beſuchen / und auf den Schulmeiſter und Lehrkinder genaue achtung geben / damit alles ordenlich und erbaulich zugange. Darzu ſol er verſchaffen / daß ihme fromme und ernſthafte Männer zugegeben werdind / welche mit und ohn ihn die Schulen auf gleiche weiſe beſuchind / ſonderlich ſollend darzu gebraucht werden die Ehegaumer[2] welche ohne das auf zucht und ehrbarkeit zugewahren / ihren Eid haben.

XXXII. So aber der Pfarrer / oder ſolche verordnete zur Schul in Beſuchung derſelben ſäumig werend / ſol der Schulmeiſter dasſelbe dem Decano / oder / wo vonnöthen an anderen gebührenden Ohrten anmelden.

XXXIII. Alle Jahr ſol ein gemein Examen aller Schulkinderen nach dem Winter gehalten werden / zu erfahren / was für frucht der Schulmeiſter bey der lieben Jugend geſchaffet / und was ſie erlehrnet / wie ſie ſich verhalten / und demſelben ſollend beywohnen die Land- und Obervögt / wie auch Amtleuth ſelbs an denen Ohrten da ſie wohnhaft ſind / der Pfarrer / und übrige vorgeſezte / welche dann auch nach gehaltenem Examen mit dem Schulmeiſter nach beſchaffenheit in beſter wolmeinung handlen / und ihm in ſeinem Beruff und Amt weiters ſein beſtes zu thun anmahnen; unter den Kinderen aber den fleiß rühmen / den unfleiß und liederlichkeit aber gebührlich tadlen und ſtraffen ſollend.

XXXIV. Und damit dieſe unſere gute und heilſame Meinung jedermänniglich Vor- und Nachgeſezten / Elteren und Kinderen kundt und bekant gemachet werde / ſo ſollend diſe erneuerte Schulſazungen für das erſte mahl in allen Kirchen und Gemeinden offentlich fürgeleſen; nachgehnds alle Jahr in dem Schulhauß / in beyſeyn der Schul-Vorgeſezten widerholet / und jederzeit zu 6 Jahren um in den Kirchen vor den ganzen Gemeinden die vorleſung derſelben widerholet werden.

---

[1] d. h. im Leben von ſeinem Glauben Zeugniß ablegend. [2] Mitglieder des Sittengerichts, i. e. der Gemeindskirchenpflege.

Digitized by Google

XXXV. Damit auch allen diſen Ordnungen und Sazungen treulich ſtatt gethan / und fleiſſig nachgelebt werde / ſollend nit allein die Landt- und Obervögt / wie auch Decani und Pfarrer darüber ein fleiſſiges auffſehen haben / ſonder auch die verordnete Examinatores von beyden Ständen zu ernſtlicher Handhab aller derſelben geordnet und geſezt ſeyn; darzu dann GOTT ſeinen Geiſt / Gnad und Segen geben wolle!

Actum den 13. Tag Augſtmonats / 1684.

Oberſte Schulherren der Statt Zürich.

[Von dem dieſen Satzungen beigegebenen Anhang „Schul-Gebätter", der den Umfang der Satzungen um das doppelte überſteigt, wählen wir als für die pädagogiſchen Einſichten jener Zeit beſonders charakteriſtiſch die beiden erſten zum Abdruck.]

Gebätt eines Schulmeiſters.

O Aller-Gnädigſter Gott und Vatter / dieweil du / nach deiner ewigen weißheit und fürſehung / mich zu einem Schulmeiſter verordnet / und der lieben Jugend / diſer Gemeind / fürgeſtellet haſt / daß ich dieſelbige / in den Anfängen Chriſtlicher Lehr und Glaubens; und hiemit in der Gottsforcht / und allen guten / im leſen / ſchreiben / anführen / underweiſen und aufferziehen ſol: Und aber auch in diſem mühſeligen Stand / nichts iſt weder der da pflanzet / noch der da wäſſert / ſonder allein Gott / der alles gedeyen giebt: So bitte ich dich demühtiglich und von herzen / du wölleſt mir verſtand / weißheit und geſchicklichkeit verleihen / diſe zarte / junge und liebe Kinder recht anzuführen und zu lehren: Du wölleſt mir ein vernünftig beſcheiden gemüth geben / dieſelbigen gebührlich zu züchtigen; und ein rechtes Vatterherz / daß ich mit ihnen alſo umgehen und verfahren könne / daß ſie mercken und geſpüren mögen / daß ich es gut und gebührlich mit ihnen meine / und ſie dann deſto lieber und williger in die Schul gehen / und ſich aller zucht underwerffen.

Bewahre mich vor einem rauen / unwirrſchen / ungedultigen / zornmüthigen herzen und ſinn / damit ich mich an den zartenen blütlinen / und unſchuldigen lieben Kinderen / nicht verſündige; ſonder daß ich gedencke / und wüſſe / daß es unmöglich ſeye / daß ſich alle nach meinem kopf und willen richten werden: und daß es deßhalben vilmehr mir zuſtehen und gebühren wölle / daß ich nach ihrem jungen / geringen verſtand und vermögen / mich richten ſolle; Damit ich mit zornigen / ungeſchlachten / unguten worten oder ſtreichen ſie nicht verwirre / zur Schul unluſtig und unwillig / auch zur Lehr ungedultig und unnütz mache: und ſie alſo an den erſten Anfängen Chriſtlicher Lehr und auferziehung / zur zucht und ehrbarkeit / hindere.

ed by Google

Gib mir / O du Vatter der barmherzigkeit / diſe gnad / daß ich in dem wenigen treu ſey / und das meinig mit allem fleiß und willen thüe; damit ich mich deines Göttlichen ſegens / bey meiner mühſeligen Arbeit vertröſten / und deſſen mich ſicherlich verſehen könne / daß du mit deinen heiligen Engeln um uns ſeyn / und uns ſamtlich / vor allem übel und unfall behüten und verwachen werdeſt.

Verleihe mir auch willige / gehorſame / gelehrige / danckbare Schuler / die in der Lehr / und allem guten täglich zunemmen und aufwachſen / die mir auch / und ihren lieben Elteren ein Ehr / Troſt / und freud ſeyen.

Und endlich / ſegne auch diſen meinen Bruff und Arbeit / meine Haußhaltung / meine liebe Kinder / mein Hab und Nahrung / und alles was du mir auß deinen gnaden beſchehrt haſt / zu deinen Ehren / und zu unſerm heil und wolfahrt leibs und der ſeelen / durch Jeſum Chriſtum / Amen.

Morgengebätt wann man in die Schul komt / und die Kinder verſamlet ſind.

O Gütiger Gott / Vatter unſers Herren Jeſu Chriſti / wir ſagen dir von herzen lob und danck / daß du uns deine Kinder die vergangene nacht / nach deiner groſſen barmherzigkeit / friſch und geſund / vor allem übel und gefahr behütet haſt.

Wir bitten dich / durch deine güte / daß du heut diſen tag / und ſo lang wir leben werden / unſer getreuer Schützer und Wächter ſeyn / und uns gnädiglich vor allem böſen / zu ſeel und leib / bewahren wölleſt.

Befehlen deßhalben dir / O gütiger Gott und Vatter / und übergeben dir / unſer ſeel und leib / unſer eingang und außgang / und alles was wir haben und ſind zu deinen gnaden.

Und dieweil es dein heilige und weiſe fürſehung und verordnung iſt / daß wir deine Kinder in der Schul / alß in der Werckſtatt des heiligen Geiſts / in der Lehr und Gottsforcht / und Chriſtlicher erkantnuß / im leſen / ſchreiben / ſollen angeführt / und underwiſen werden: ſo erbarme dich / ſo wol über unſern Schulmeiſter / deſſen zucht und underweiſung wir übergeben ſind: alß über uns deine Kinder / O Herr / der du biſt der Brunn der Weißheit und Geſchicklichkeit.

Verleyh uns beiderſeits deinen heiligen Geiſt / der zuvorderſt den Schulmeiſter geſchikt und tugenlich mache / und ſtärcke / damit er das ſeinig an uns thüe / gottſelig / weißlich / treulich und ſtandhaftig; daß er ſich weder durch unſere liederlichkeit / ungeſchikte / noch frechheit / zum zorn und unwirſe bewegen laſſe.

Digitized by Google

Demnach / daß derſelbig dein heiliger geiſt / uns auch den Lehrkinderen ein trib und mittel ſeye zur Gottsforcht und allem guten: daß wir mit freudigkeit und willen aufmercken / mit begird lehrnen / ein ding ſteiff behalten / auch fertig und mit verſtand auffſagen und erzellen / und darnach leben können.

Und wann uns das lehrnen ſaur ankomt / wir nicht unwillig und verdroſſen werden: oder ſo wir / von wegen unſer hinläſſigkeit / oder boßheit / mit worten oder mit der Ruten / wie es dein befehl iſt / gezüchtiget werden müſſen / wir alßdann nicht widerbeſzen / oder frách und widerſpännig darab werden: ſonder glauben / daß ein jede gebührende züchtigung / wider zukünftige ſünden / eine recht guldene Arzney und Mittel ſeye / danahen die Gottſeligkeit / und ein ehrbar Gemüth und leben gepflanzet und erhalten wird.

Behüt unſer lieb Vatterland / uns auch heut diſen tag / und die übrige zeit unſers lebens / vor Feurs- und Waſſersnoht / vor Krieg / Theure / Hunger und ſchwären Krankheiten / und vor allem anderen unglück und herzleid: und denen ſo mit diſen ſchwären Ruten und ſtraffen behaftet ſind / gib Troſt / Ringerung / und endlich Entledigung: Und das durch Jeſum Chriſtum / unſern Herren / Amen.

* * *

Anmerkung der Redaction. Die Schulordnung vom 13. Auguſt 1684 iſt unterm 13. Auguſt 1719 von den Oberſten Schulherren mit wenigen, ausſchließlich ſtyliſtiſchen Aenderungen neu ausgegeben worden. Im Jahr 1778 ergieng eine neue Schulordnung, nunmehr „im Namen unſerer Gnädigen Herren von den HHerren Examinatoren beyder Stände als Oberſten Schul-Herren vorgeſchrieben“; es iſt dieſelbe eine Umarbeitung, theilweiſe mit Beibehaltung des alten Wortlautes. Neu ſind darin 1) die Einführung einer Repetierſchule, im Winter an einem Werktag, im Sommer am Sonntag zwiſchen Predigt und Kinderlehre. 2) Einführung der Singſchule am Sonntag Nachmittag. 3) Wegfall organiſirter Nachtſchulen. 4) Regelung der Beförderung in höhere Claſſen und der Schulentlaſſung. 5) Die Anknüpfung der Zulaſſung zur Confirmation an beſtimmte Minimal-Schulkenntniſſe. 6) Wegfall des obligatoriſchen Kirchenbeſuchs in den Wochengottesdienſten. 7) Genauere Ordnung über das Vorgehen bei Lehrerwahlen. 8) Die Vorſchrift eines beſtimmten Muſterſchulrodels der auch am Examen aufliegen ſoll. 9) Die Einziehung des Schullohns wird dem Lehrer abgenommen und dem Seckelmeiſter zugewieſen. 10) Genauere Vorſchriften für Schulgeſundheitspflege (Oeffnen der Fenſter, zweimaliges halbſtündiges Räuchern an jedem Schultag). G. Bt.

Digitized by Google

Reformgedanken und Reformversuche des 18. Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnen Erziehungs- und Unterrichtswesen in der Schweiz wie auswärts eine in der Litteratur wie in der öffentlichen Meinung hervorragende Stellung einzunehmen. Sie treten so sehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, daß diese Zeit in Ernst und Scherz geradezu das „pädagogische Jahrhundert" genannt worden ist.

Fragen wir uns, wie das also gekommen, so sehen wir, daß die Bewegung ihre Kraft aus der Opposition gegen die althergebrachte Weise der Erziehung und des Unterrichts gewinnt.

Wol hatte die Reformation auf religiösem Gebiete mit den Ideen des Mittelalters gebrochen und die religiöse Entwicklung auf die Ueberzeugung des Einzelnen gestellt. Aber sie selber hatte sich wiederum zu einem geschlossenen Kirchenthume ausgestaltet, das mit dem „papierenen Papst" seines Bibeltextes und seiner Glaubensformeln genau so gut den Anspruch auf Herrschaft über Glauben und Wissen erhob, als die katholische Kirche es mit der Autorität des römischen Papstes gethan und zu thun fortfuhr.

Wol stand die Reformation auf den Schultern des Humanismus und hatte von ihm die Neigung zum classischen Studium geerbt; aber die Richtung auf das treue Festhalten am Buchstaben pflanzte sich auch auf diese Neigung über und hinderte die freie geistige Versenkung in das classische Alterthum.

Das stellte das natürliche Verhältniß des Menschen, vor allem der heranwachsenden Generation, zu dem Bildungsmaterial um. Das Interesse für das letztere trat in erste Linie, das Interesse der menschlichen Entwicklung in zweite. Der Mensch wurde zum Material, Kirchenlehre und classische Gelehrsamkeit zum Selbstzweck.

Daher auf dem Gebiete des höhern Schulwesens dieser einseitige Cultus des Alterthums, auf den die Jugend mit Beiseitsetzung aller andern Rücksichten eingedrillt wurde, in der Volksschule der Mangel an Gefühl

Digitized by Google

für die Nothwendigkeit einer organiſchen Weiterentwicklung, ſobald das Bedürfniß der Kirche auf dem Gebiete der Schulbildung gedeckt war.

Das konnte ſo bleiben, ſo lange der religiöſe Kampf die Gemüther ausſchließlich beherrſchte und ſie hinderte, die realen Bedürfniſſe des Lebens mit ſelbſtändigem Intereſſe ins Auge zu faſſen.

Sobald jenes religiöſe Intereſſe ſich abkühlte oder wo es überhaupt nicht zu herrſchender Macht gelangte, mußte die Frage auftauchen: aber was dient für die Entwicklung des Menſchen als Menſchen und zum Menſchen?

Es iſt nun gewiß nicht zufällig, daß dieſe Frage zuerſt auf katholiſchem Boden geſtellt wurde, und nicht auf deutſchem Boden, ſondern bei romaniſchen Völkern.

Auf proteſtantiſchem Boden hatte die religiöſe Neugeſtaltung den Humanismus abſorbirt, auf katholiſchem hatte letzterer ſein unabhängiges Daſein behauptet. Und bei all der Thatſache religiöſer Bürgerkriege war Frankreich doch nicht das Centrum des religiöſen Entſcheidungskampfes.

Schon im 16. Jahrhundert hat Michel de Montaigne (1533—92) in ſeinen „Essais“ jene Frage für die Erziehung zum Maßſtab genommen; und gehen wir zu weit, wenn wir in den gelehrten Männern von Port-Royal, den Janſeniſten, im 17. Jahrhundert die letzten Vertreter einer Aufrechterhaltung der humaniſtiſchen Ideen, neben, aber nicht gegenüber den kirchlichen Intereſſen ſehen, die darum der Verfolgung anheimfallen, weil eben in der ſpätern Zeit Ludwigs XIV. auch in Frankreich das ausſchließlich kirchliche Intereſſe bei den leitenden Perſönlichkeiten zum Siege gelangt?

Von den proteſtantiſchen Ländern war England dem Katholicismus am nächſten geblieben. War doch hier der Proteſtantismus nicht durch das religiöſe Bedürfniß des Volkes, ſondern durch die Politik der Herrſcher zum Durchbruch gekommen, und nur die wechſelnde Stellung dieſer letztern hatte im 16. Jahrhundert den Fanatismus des Kampfes erzeugt, der in der langen Regierung der Königin Eliſabeth allmälig wieder einſchlummerte. Das war der Boden, auf dem ein Roger Baco von Verulam (1561—1626) unbeirrt von religiöſen Einflüſſen die Principien wiſſenſchaftlichen Denkens feſtſtellen und in der Unterrichts- und Erziehungsweiſe der Jeſuiten die richtigere Zuleitung zu denſelben erkennen konnte als in der Scholaſtik der proteſtantiſchen Gymnaſien. Auch hier folgte die Hochfluth des religiöſen Kampfes erſt in der Mitte des 17. Jahrhunderts und dieſe mußte ablaufen und zu einem Siege der allgemeinen freiheitlichen Entwicklung ſich abklären, ehe John Locke (1632—1704) die ſpeciellen Conſequenzen der Baco'ſchen Forſchung für die Erziehung aufſtellen und damit auf dem Grund rein menſchlicher Erziehung weiter bauen konnte, den zuerſt Montaigne betreten.

Digitized by Google

Dieſe ganze Entwicklung der Erziehungsideen, wie ſie ſich auf engliſchem und franzöſiſchem Boden darſtellt, in Montaigne und Locke ihre Begründer, ſpäter in Rouſſeau ihren Höhepunkt findet, hat nun aber das Eigenthümliche, daß ſie nicht in die Tiefe des Volkslebens ſteigt, nicht an das praktiſche Bedürfniß dieſes letztern ſich anſchließt. Es ſind halb theoretiſche, halb praktiſche Conſequenzen aus beſtimmten philoſophiſchen Denkgrundſätzen, ideale Geſtaltungen, die nur an Einzelnen, die auf den „Höhen der Menſchheit" ſtehen, verwirklicht werden können, aber für die unmittelbare Anwendung auf die allgemeine Volkserziehung ſchlechterdings ungeeignet ſind.

Einen andern Gang gehen nun die Reformideen auf ſtreng proteſtantiſchem Boden; ſie knüpfen an die vorhandenen Unterrichtsverhältniſſe an, ſuchen dieſe im Sinn einer pſychologiſchen Entwicklung zu läutern und dieſe verbeſſerte Menſchenbildung zum Gemeingut zu machen.

Am Eingange dieſer Reihe ſteht, durch ſein Leben wie in ſeinen Anſchauungen ein Prophet in der Wüſte, der herrliche Joh. Amos Comenius (1592—1670) der in ſeiner „Großen Unterrichtslehre" die Grundzüge einer pſychologiſchen Unterrichtsweiſe aufgedeckt und in ſeinem Orbis pictus praktiſch gezeigt hat, wie Sach- und Sprachunterricht zu verbinden und auf die Anſchauung aufzubauen ſei. Auf beſchränkterm Gebiete ſucht ſein Zeitgenoſſe Wolfgang Ratke oder Ratich (1571—1635) eine pſychologiſche Methode des ſprachlichen Unterrichts zu finden und ihr durch die Reform der Schule zu Köthen zum Durchbruch zu verhelfen, und was bei Beiden doch in der Hauptſache Theorie bleibt, das führt der Schulmethodus des Herzogs Ernſt von Gotha mitten in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges theilweiſe wenigſtens in die Wirklichkeit einer Landesſchulorganiſation ein.

Von hoher Bedeutung war es nun, daß dieſe Beſtrebungen der Schulreform in einer Zeit, wo die religiöſen Ideen noch immer ihre Macht über die Gemüther bewahrt, ſich nochmals mit einer religiöſen Strömung verbinden und durch den Sieg derſelben kräftigen Rückhalt gewinnen konnten. Es war dies der Fall, als der Pietismus gegen die Buchſtabenorthodoxie auftrat und aus der Liebe zu dem armen Volk und beſonders zu der armen Jugend heraus jene großartige Schöpfung des Halle'ſchen Waiſenhauſes entſtand, die nun mit ihren pädagogiſchen Ideen im ganzen proteſtantiſchen Deutſchland neue Bahnen öffnete. Der Pietismus iſt es, der von religiös-demokratiſchen Grundſätzen aus die Nothwendigkeit einer allgemeinen und für die Stände gemeinſamen Elementarvolksſchule mit Eifer vertreten hat; er iſt zuerſt praktiſch und theoretiſch für die Nothwendigkeit einer beſondern pädagogiſchen Bildung der Lehrer und die Errichtung von Lehrerſeminarien eingeſtanden; er hat mit Schärfe die maßgebende Stellung des erzieheriſchen Einfluſſes auch auf die Geſtaltung des Unterrichtes feſt-

Digitized by Google

gehalten, darum festen Lehrplan und Lehrmethode, Gesprächsform beim Unterricht, Aufbau der Unterrichtsthätigkeit auf die Anschauung der Natur und des Lebens verlangt; er hat die Initiative ergriffen, den höhern humanistischen Bildungsanstalten ebenbürtige Realschulen zur Seite zu stellen und so der realistischen Bildung auch nach Oben zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Mag dem Pietismus daher immerhin manche religiöse Einseitigkeit ankleben, die ihn verhindert hat, die rein menschliche Entwicklung zur durchgehenden Richtschnur seines pädagogischen Vorgehens zu nehmen; mag er namentlich in seiner Zucht, in der Zurückdämmung individueller und originaler Geistesentwicklung eine oft bis ins Detail gehende Verwandtschaft mit den Jesuitencollegien auf katholischem Boden aufweisen — seine Erziehungsbestrebungen dürfen doch auch heutigen Tages noch als eine der Grundlagen betrachtet werden, auf denen das moderne Erziehungswesen aufbaut.

Dem Pietismus parallel und gleichzeitig wirkte die Anregung, die in Deutschland von Leibnitz (1646—1716) und Wolff (1679—1754) ausgieng, auf verständige Erfassung des Lebens und wie der Pietismus auf Pflege der Muttersprache, der Realien und auf Gründung von Seminarien. Auf diesem weltlichen Boden wirkte für das höhere Schulwesen der Philologe und Schulorganisator Joh. Matthias Geßner (1691—1761), der in dem 1737 an der Universität Göttingen durch ihn gestifteten philologischen Seminar eine Reihe tüchtiger Schulmänner bildete und durch die Schulordnung der braunschweigisch-lüneburgischen Lande das Gymnasialwesen seines Adoptiv-Vaterlandes zu reformiren strebte.

Alle diese Anregungen nun waren außerhalb unserer Grenzen entstanden. Wir sahen bereits, wie die in Deutschland aufgekommenen Bestrebungen in der Schweiz wenig Verbreitung fanden. Nicht ganz so standen die Verhältnisse bezüglich des Einflusses der französisch-englischen Aufklärung. Zwei Schweizer haben es versucht, die von dorther gekommenen Anregungen zu populariſiren, de Crousaz* und Sulzer*[1]. So weit die litterarische Leistung in Frage kommt, ist dies namentlich dem letztern gelungen und es darf sein „Versuch einiger vernünftiger Gedanken für Erziehung und Unterweisung der Kinder" unbedenklich zu dem Besten gezählt werden, was die pädagogische Litteratur vor Rousseau hervorgebracht; aber ihre Stimme verhallte in ihrem Vaterlande, ohne irgend welche nachhaltige Wirkung hervorzubringen und bezeichnend genug haben Beide, der eine zeitweilig, der andere für immer der Heimat den Rücken gewendet, um ein dankbares Arbeitsfeld zu finden, das ihre Ideen besser zu würdigen verstand. Ganz

[1] Die mit * bezeichneten Persönlichkeiten finden in den Monographien zu diesem Abschnitt specielle Besprechung.

Digitized by Google

anders ſtellen ſich nun die Verhältniſſe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Auf der einen Seite hatte mit Albrecht v. Haller (1708—77), Bodmer*, Breitinger* und Sulzer die Zeit begonnen, wo die deutſche Schweiz in lebhafte geiſtige Wechſelbeziehung mit Deutſchland eingeht; und auf der andern Seite tritt der Prophet der modernen Freiheits- und Erziehungsideen Jean Jacques Rouſſeau* ſchon durch ſeine Herkunft aus Genf, dann aber durch ſeine Lebensſchickſale in mehrfache Beziehung zu der politiſchen Praxis der ſchweizeriſchen Regierungen, die durch ſeine Schriften und ſeine Perſon ebenſowol als durch die von ihm in Genf ausgeſtreute Saat lebhaft beunruhigt wird. Um ſo mehr wandten die Gemüther derjenigen, die von den beſtehenden kleinlichen Verhältniſſen keineswegs erbaut waren, der Perſon und den Schriften Rouſſeaus begeiſterte Sympathien zu. Gerade der Zauber, den franzöſiſche Bildung und franzöſiſche Denkart in Folge hundertjähriger politiſcher Verbindungen in unſerem Vaterlande ausübte, hatte den Boden für die von hier aus kommenden neuen Anſchauungen um ſo mehr geebnet, als der tiefe Friede, den die Schweiz von Außen her genoß, die Schwärmerei für das neue Evangelium ſelbſt dem Patriciat praktiſch durchaus ungefährlich erſcheinen ließ.

Als daher Rouſſeaus „Emile“ 1762 erſchien, fand er für eine günſtige Aufnahme alles vorbereitet. Man lebte gleichzeitig in zwei Welten: in der bürgerlich kleinen und engen Welt der realen Verhältniſſe und in einer Traumwelt der Ideale, an deren Verwirklichung im claſſiſchen Alterthume oder in der Vorzeit des eignen Volks man in guten Treuen glaubte, oder die man in anmuthigen Schäferidyllen und Patriarchaden außerhalb des Reichs geſchichtlicher Kunde ſich aufbaute. Rückkehr zur Natur aus der Verkünſtelung der Jetztzeit war in alle Fälle das Loſungswort, allgemeine Glückſeligkeit das Endziel, und idealiſch gedachte Abwerfung der Feſſeln des einengenden bürgerlichen Lebens durch Rückkehr zu landwirthſchaftlicher Beſchäftigung und Unſchuld erſchien vielfach der damaligen Jugend als der Weg, um einmal für ſich perſönlich den Anbruch der goldenen Zeit herbeizuführen, da man bei den Verſuchen, vom Ideal aus praktiſch in die Gegenwart einzugreifen, unſanft genug an der Proſa des Lebens und an dem ängſtlichen Mißtrauen der Regierenden anſtieß. Peſtalozzi hat in ſeinem Schwanengeſang mit feinem pſychologiſchen Sinn dieſe Atmoſphäre ſeiner Jugendzeit geſchildert [1].

Aber war denn wirklich dieſes Landleben ſo harmlos und idylliſch,

---

[1] Peſtalozzis ſämmtliche Werke, in der Ausgabe von Seyffarth, Bd. XIV, 197 ff.; ausgewählte Werke in der Ausgabe von Mann IV, 308 ff.

Digitized by Google

wie man es ſich träumte? Henning hat uns jenes Wort Peſtalozzis aufbewahrt, als man ihm von freien Schweizerbauern redete: „Sprich nicht von freien Schweizerbauern; ſie ſind mehr Leibeigene als in Livland". Liegt darin auch eine nachweisbare Uebertreibung, ſo waren die Zuſtände, namentlich in den gemeinen Herrſchaften, jedenfalls nicht glänzend; und mit tiefer Beſchämung mußte ſich der freie Schweizer ſagen, daß in keinem Schweizerkanton ſo gut regiert werde, als in dem benachbarten Neuenburg unter König Friedrich II.

Da wird dann vollauf begreiflich, wie ein für uns faſt unverſtändliches Entzücken die Gemüther ergriff, wenn ſie in der Bauerſame eine Perſönlichkeit aufgreifen konnten, die ihrem Ideale entſprach, wie jener Kleinjogg (Jakob Gujer von Wermatsweil), den Fürſten umarmten und gelehrte Stadtbürger als „philoſophiſchen Bauer" der Mit- und Nachwelt zum Muſter aufſtellten. Und ebenſo begreiflich wird, daß Männer der menſchenfreundlichen That ihre hervorragende bürgerliche Stellung dazu benützten, um dieſem nur zurückgebliebenen, von der Bildung wie von der Verbildung der Zeit weniger berührten Theil der Bevölkerung geiſtig und ſittlich aufzuhelfen. Jene drei Landvögte, die nacheinander je 6 Jahre lang (1767—84) die berniſche Regierung auf Schloß Wildenſtein im Amte Schenkenberg vertraten, Niklaus Emanuel v. Tſcharner*, Emanuel v. Grafenried[1] und Daniel Fellenberg[2], ſind ſowol durch Bildung als durch ihre Beziehungen zu Peſtalozzi auf Neuhof und wohlwollende und verſtändige Fürſorge für die geiſtigen und ökonomiſchen Intereſſen ihrer Unterthanen höchſt ehrenwerthe Repräſentanten der Lichtſeite jener Periode des aufgeklärten Despotismus. Daß Tſcharner (1772) eine „Anweiſung für Landſchulmeiſter" und ſeine „Briefe über Erziehung der armen Landjugend" ſchrieb, Tſchiffeli* in Wort und That für Hebung der Landwirthſchaft einſtand, Abt Nikolaus von Bellelay*, eine Erziehungsanſtalt für arme Mädchen in die Räume ſeines Kloſters aufnahm, der Antiſtes Ulrich in Zürich (1728—95) ſich an die Spitze der Bewegung für pecuniäre Beſſerſtellung der Landſchulmeiſter durch Eröffnung einer Beitragsſammlung unter ſeinen Mitbürgern ſtellte, das alles ſind Zeichen, daß die durch Rouſſeaus Naturevangelium geweckte Liebe zum Landvolk keineswegs auf dem Boden platoniſcher Betrachtungen ſtehen blieb. So groß auch die Hemmniſſe waren, die einer durchgreifenden Reform der Bildungsverhältniſſe der Landbevölkerung ſich entgegenſtellten, der Sinn für die Hebung

---

[1] ſiehe Peſtalozzi bei Seyffarth, Bd. VIII, 287, und Supplement zu Leu's Lexicon von Holzhalb Bd. II, 583. [2] Der Vater Phil. Emanuel Fellenbergs auf Hofwyl. Vergl. ib. Bd. II, 364.

Digitized by Google

derſelben war da, bevor die alte Eidgenoſſenſchaft zuſammenbrach und bevor Peſtalozzi Einfluß gewann. Wir haben allerdings keinen Rochow[1] gehabt, der ein ganzes langes Leben als Erbherr einer ländlichen Bevölkerung zur Bildung derſelben verwandte; aber wir haben ja überhaupt wenig Erbherren gehabt. Dafür iſt eine Erſcheinung wie die Rochows in Deutſchland nahezu vereinzelt, während Rochow'ſcher Sinn bei uns in manchem Patricier wirkte, den die Gunſt des Schickſals wenigſtens für einige Zeit in die Lage brachte, Unterthanen nicht nur als Herr, ſondern auch als Vater zu beherrſchen, und gewiß iſt es eine feinfühlige Beobachtung Mörikofers, daß der Zuſammenhang mit dem Volksleben und die Pflege desſelben bei uns im vorigen Jahrhundert mehr als anderswo auch die Thätigkeit der Gebildeten und Gelehrten durchzogen und beſtimmt habe[2]. Damit hängt zuſammen, daß die Beſchäftigung mit pädagogiſchen Fragen und Verſuchen ſchon vor Baſedow und unabhängig von ihm mit patriotiſcher Abzweckung eine Specialität der ſchweizeriſchen Schriftſteller des 18. Jahrhunderts iſt; wir erinnern an das von Joh. Bernoulli 1714 im Verein mit Samuel Battier verfaßte Memorial: „Anmerkungen über den zerrütteten Zuſtand unſers allhieſigen Gymnaſiums und unvorgreifliche Gedanken wie dasſelbe zu reformiren wäre“[3]; an des Aeſthetikers Sulzer* pädagogiſche Schriften; an Balthaſars „patriotiſche Träume“[4]; an Bodmers* Stellung zu der Jugend ſeiner Vaterſtadt als Begründer und Haupt der helvetiſchen Geſellſchaft zur Gerwe, die auch für Peſtalozzis Entwicklung einen ſo bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, an die Schulſchriften, die Bodmer für die Kunſtſchule geſchrieben, und an ſeinen „Entwurf der helvetiſchen Tiſchgeſellſchaft“; an Bodmers, Breitingers* und Bürgermeiſter Heideggers* Bethätigung für die Reform der zürcheriſchen Schulen; an Iſelins* „Verſuch über die Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung in einer republikaniſchen Handelsſtadt“ und die Berückſichtigung, die pädagogiſche Fragen in ſeinen Ephemeriden der Menſchheit (1776—82) fanden; an J. C. Lavaters[5] „chriſtliches Handbüchlein für Kinder“ (1769), „ABC- oder Leſebüchlein“ (1772), „Regeln für Kinder“ (1793); an des Benedictinermönchs und nachmaligen Abtes von Einſiedeln Konrad Tanner* „vaterländiſche Gedanken über die möglichſt gute Erziehung der Jugend in

---

[1] Friedrich Eberhard v. Rochow, Erbherr v. Krahne, Rekahn u. ſ. w. in der Mark Brandenburg 1734—1805, durch ſeine praktiſche und litterariſche Thätigkeit der Bahnbrecher für das Landſchulweſen in Norddeutſchland. [2] Vergl. Einleitung zur ſchweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts S. 13, 15 u. a. [3] Vergl. Fechter, Geſchichte des Schulweſens in Baſel 1589—1733. [4] ſ. Monographie „die pädagogiſchen Beſtrebungen der helvetiſchen Geſellſchaft“. [5] Ueber Pfarrer J. C. Lavater in Zürich (1741—1801), vergl. vor allem Mörikofer, ſchweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts, S. 322 ff.

Digitized by Google

der helvetiſchen Demokratie" (1793), an die pädagogiſchen Beſtrebungen der helvetiſchen Geſellſchaft*, an die Errichtung des Seminars in Haldenſtein (1761)[1], die mehr als ein Jahrzehend der Begründung des Deſſauer Philanthropins vorangieng[2].

Kam die durch Rouſſeau bewirkte Strömung unmittelbar dem Bildungsbeſtreben des Landvolkes zu gut, ſo wirkte die Anregung, die im vorigen Jahrhundert durch die Verſuche neuer Erziehungs- und Unterrichtsmethoden von Deutſchland ausgieng, befruchtend und ausweitend auf die pädagogiſche Einſicht überhaupt, ſowie auf die Methodik der Erziehung und des Unterrichts.

Es iſt das Verdienſt Johann Bernhard Baſedows (1723—90), die weiteſten Kreiſe für praktiſche Erziehung auf Grundlage der Anſchauungen der Aufklärungszeit ins Intereſſe gezogen zu haben. Ergriffen von den Ideen Rouſſeaus hat er durch ſeine Schriften, vor allem aber durch die Begründung des Philanthropins zu Deſſau (1774) die modernen Erziehungsgrundſätze zu verwirklichen und zu verbreiten geſucht. Er wurde dadurch der anregende Ausgangspunkt einer Vereinigung ausgezeichneter Männer, die mit Begeiſterung und hohem Erfolge ſich in die Praxis des Erziehungsweſens vertieften und ſchriftſtelleriſch den Erziehungsideen der Zeit Ausdruck gaben, mochte es auch ihm an der Stetigkeit fehlen, die zur Leitung und für die Organiſation einer Anſtalt nothwendig iſt, wie er denn ſelbſt am wenigſten dazu beitrug, daß das Deſſauer-Inſtitut ſich zwei Jahrzehende hindurch erhalten konnte. Die Philanthropine wurden zur Modeſache, die Grundſätze der philanthropiniſchen Erziehung fanden, wie heftige Gegner, ſo doch noch mehr begeiſterte Anhänger und Verehrer, und die von Campe (1746—1818) herausgegebene „allgemeine Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens" (16 Bände 1785—91) wurde die Fundgrube der pädagogiſchen Anſchauungen der Zeit. Männer wie Wolke (1741—1825) und Salzmann (1744—1811) geſtalteten in der Praxis und zu bleibendem Gewinn der Menſchheit das aus, was als geſunder Kern in den Beſtrebungen des Philanthropinismus lag, und das reiche Gebiet der Jugendlitteratur, das in heutiger Zeit einen integrirenden Beſtandtheil pädagogiſcher Schriftſtellerei bildet, verdankt ſeine erſte umfaſſende Pflege dieſen Pädagogen des 18. Jahrhunderts, deren Jugendſchriften im Original oder in Nachahmungen bis auf die Gegenwart theilweiſe noch einen ehrenvollen

[1] ſ. Biographie von „Planta" ꝛc. [2] Dieſes Zeitverhältniß iſt um ſo mehr hervorzuheben, als auch Morell in ſeiner „Geſchichte der helvetiſchen Geſellſchaft" (S. 237) das Seminar „nach dem Vorbilde der Baſedow'ſchen Unterrichtsmethode" eingerichtet werden läßt. Abgeſehen von ſeiner Diſſertationsſchrift 1752 hat Baſedow auch ſchriftſtelleriſch erſt ſeit 1768 ſich dem pädagogiſchen Gebiete zugewendet.

Digitized by Google

Rang in dem breiten Strome dieſer Productionen behauptet haben (Campes „Robinſon" und „Theophron", Weißes[1] „Kinderfreund").

Faſſen wir die Erziehungsgrundſätze der Philanthropiniſten näher ins Auge, ſo gewahren wir ſofort, daß ſie, bei allem Einfluſſe rouſſeau'ſcher Ideen, doch eine Entwicklungsſtufe auf Grund der bisher in Deutſchland eingeſchlagenen Richtung ſind. Ein großer Unterſchied trennt ſie allerdings von der nächſtvorhergehenden Geſtaltung, die die Erziehungsideen im Pietismus gefunden. Die ſpecifiſch religiöſe Färbung mit ihren Conſequenzen iſt völlig verſchwunden. Es iſt das nicht Sache der Willkür und einzelner leitender Perſonen, ſondern das öffentliche Bewußtſein der Zeit hat in dieſem Punkte eben überhaupt eine durchgreifende Umwandlung erlitten; dem Zeitalter des Pietismus iſt das Zeitalter der Aufklärung gefolgt. Nicht als ob die Philanthropiniſten mit Geringſchätzung von der Religion geſprochen; Baſedow, Bahrdt[2], Campe, Salzmann haben ſämmtlich früher Theologie ſtudirt und waren theilweiſe ſogar eine Zeit lang im geiſtlichen Amte geſtanden; aber gegenüber der „geoffenbarten Religion" vertreten ſie die vernünftige Religion, die religiös-ſittlichen und daher allgemein menſchlichen Ideen der Gottheit, der Unſterblichkeit, der Menſchenliebe; ſie laſſen auch nicht wie Rouſſeau die religiöſe Belehrung erſt mit dem Jünglingsalter eintreten; aber ſie ſuchen ſie dem Kindesalter angemeſſen zu geſtalten und an die eigenen religiös-ſittlichen Erfahrungen, die im Geſichtskreis der Kinder liegen, anzuknüpfen, wie beſonders Salzmann; oder aber weniger durch Lehren als durch Erweckung feierlich-ernſter Gefühle mittelſt ſinnbildlicher und liturgiſcher Darſtellungen dem Kindesgemüth eine Ahnung des Heiligen beizubringen, wie dies die Praxis der Philanthropine war.

Tritt nun aber die ſpecifiſch-religiöſe Grundanſchauung zurück, die bei den Pietiſten beſtimmend geweſen, ſo war ganz von ſelbſt auf zwei Gebieten eine den Pietiſten entgegengeſetzte Haltung gegeben. Hatten dieſe letztern von der Lehre der Erbſünde und der natürlichen Verdorbenheit der Menſchheit aus das Leben nicht düſter genug anſehen, die Zucht nicht ſtrenge genug geſtalten können, ſo gehen die Philanthropiniſten im Gegentheil von der Güte der urſprünglichen Menſchennatur aus und lehren, daß der „erſte nächſte und wichtigſte Zweck ſei, fröhliche (d. h. innerlich harmoniſche) Menſchen zu machen". Es iſt freilich durchaus irrig, wenn man dieſe „menſchenfreundliche" Tendenz dahin auslegt, daß die Philanthropiniſten hätten des ſtrengen Gehorſams entbehren können oder wollen, wenn auch im Einzelnen etwa das Vertrauen auf die Güte der Menſchen-

[1] Chriſtian Felix Weiße (1726—1804). [2] Ueber Karl Friedrich Bahrdt (1741—1792), vergl. Leyſer, K. F. Bahrdt, der Zeitgenoſſe Peſtalozzis. 2. Aufl. 1870.

Digitized by Google

natur zu der unpädagogiſchen Verirrung verleiten mochte, ſtatt unwiderſprechliche Autorität geltend zu machen, der vernünftigen Belehrbarkeit allzuweit nachzugehen; aber die Philanthropiniſten ſuchten allerdings ihr Ziel nicht durch Härte und Strafen, ſondern mittelſt frühzeitiger Gewöhnung zum Guten durch freundliche Mittel, namentlich durch ein abgeſtuftes Syſtem von Belohnungen und Anregungen des Ehrtriebs zu erreichen.

Eine weitere Conſequenz der bisherigen theologiſchen Erziehungsgrundanſchauungen war die Vernachläſſigung der Körperbildung geweſen. Mit jenen Anſchauungen fiel nun für die Philanthropiniſten auch die Gleichgültigkeit gegen dieſe Seite der Erziehungsaufgabe hinweg. Lag es ja ohne jene Voreingenommenheit klar zu Tage, wie wichtig die körperliche Geſundheit für die geiſtige Entwicklung ſei; und hier trat die Richtung der Zeit, welche auf Rückkehr aus der Verkünſtelung und Verweichlichung der Gegenwart zur Natur und zu naturgemäßem Verhalten gieng, mächtig verſtärkend hinzu. Es gehört zu den ſchönſten Seiten des Philanthropinismus, daß er ſeine ganze Kraft für die Bewahrheitung des Grundſatzes einſetzte, eine geſunde Seele bedürfe eines geſunden Körpers; die Philanthropine ſind die Wiege der modernen Turnkunſt[1] und die Abhärtungsgrundſätze, die in dieſen Inſtituten durchgeführt wurden, bilden den beſten Beweis, daß die Philanthropiniſten mit der Herablaſſung zu der Jugend auch den nöthigen Ernſt in die Erziehung zu verweben bedacht geweſen ſind.

Die Richtung auf das Naturgemäße charakteriſirt auch die Unterrichtsbeſtrebungen des Philanthropinismus; er verlangte daher 1) Beſchränkung des Mitzutheilenden auf das, was nach der ſchwächern oder ſtärkern Faſſungs- und Bearbeitungskraft wirklich angeeignet werden kann; 2) Abſtufung und Zuſammenhang des Mitzutheilenden, ſo daß ein möglichſt lückenloſer Fortſchritt vom Leichtern zum Schwerern ſich ergiebt; 3) Einführung in Sachkenntniß mit Unterlaſſung des mechaniſchen Memorirens (namentlich bloßer Wörter), daher auch ſo viel als möglich Veranſchaulichung durch Vorzeigung der Gegenſtände ſelbſt oder doch treuer Abbildungen; 4) Bedachtnahme darauf, daß alles Lernen mit Luſt geſchehe, wobei dann Aufmerkſamkeit und Fleiß von ſelbſt kommt und Zwang entbehrlich wird.

Gewiß haben Baſedow und ſeine Nachfolger ſich manche Einſeitigkeiten und Mißgriffe auch auf dem Gebiet des Unterrichts zu Schulden kommen laſſen: ſie ſind dem bildenden Werth der alten Sprachen nicht gerecht geworden, ſie haben ſich vielfach zu einer Werthſchätzung der bloßen Anſammlung von vielerlei Kenntniſſen ohne entſprechende Bildung der innern Kräfte verleiten laſſen; ſie haben die intellectuelle Bildung vielfach

[1] Durch J. C. F. Gutsmuths in Schnepfenthal (1759–1839).

Digitized by Google

gegenüber derjenigen des Gemüths einseitig in den Vordergrund gestellt; aber all das ist wiederum nicht die Eigenthümlichkeit der tonangebenden Persönlichkeiten, sondern darin spiegelt sich das Gepräge der ganzen Zeitströmung ab.

Aber auch darin spiegelt sich in ihren Bestrebungen die Zeitströmung, die im Großen und Ganzen vor der französischen Revolution herrschte, daß eine Beiseitsetzung des Ständeunterschiedes in der Erziehung wol zu den idealen Träumen, aber noch nicht zu den praktisch durchführbaren Möglichkeiten gehörte. Basedow hatte gleich von Anfang an mit seinem Philanthropin den Bedürfnissen des Volksschulwesens dadurch dienen wollen, daß er neben den Zöglingen Aermere für wenig Geld, als Famulanten, zu Schullehrern zu bilden unternahm. Die Zweiheit der Stellung zwischen Zöglingen und Famulanten ist bezeichnend; noch bezeichnender aber, daß diese Bethätigung für Lehrerbildung bald zurücktrat und die Philanthropine nahezu ausschließlich der Erziehung von Kindern aus den vornehmen Ständen dienten. Demzufolge haben die Philanthropine wenig Einfluß auf die eigentliche Volksschule gehabt, sowol in Deutschland als in der Schweiz. Aber das Gefühl für Menschenbildung haben sie auch bei uns mächtig angeregt und den Bestrebungen für Volkswohlfahrt deutlicher und allgemeiner die Richtung auf die Erziehung gewiesen. Der enthusiastische Iselin sah in ihnen das Heil der Menschheit erblühen und den frommen Lavater hinderte selbst die bedenkliche Mitwirkung eines Bahrdt nicht, bei Eröffnung des Philanthropins in Marschlins die Eröffnungsrede zu halten.

Während so der Philanthropinismus mehr nur die allgemeine pädagogische Denkart der gebildeten Schweizer bestimmte und keine bleibenden praktischen Schöpfungen zur Folge hatte, ist es die gleichzeitige Förderung der deutschen Volksschule auf katholischem Boden, die gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auch bei uns Nachahmung fand, daher sie hier einer eingehendern Erwähnung bedarf.

Das katholische Volksschulwesen war hüben wie drüben hinter dem protestantischen zurückgeblieben; und wenn von Breslau berichtet wird, daß im Jahre 1553 Protestanten als Schulmeister angestellt werden mußten, weil keine katholischen zu finden waren, wenn in Schlesien noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts katholische Eltern, sobald sie es vermochten, ihre Kinder in die lutherische Schule schickten, so zeigt die Schulgeschichte von Nidwalden um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein analoges Beispiel, daß man im Interesse der Bildungsgelegenheit über den confessionellen Unterschied sich hinwegzuhelfen veranlaßt sah, indem daselbst einem „frömbden Schulmeister, so etlich gewachsenen Landlüten, welche sich in die Schuol zu gehen schüchen möchten, begehrt Schuol zu halten" trotz geistlicher mit dem Ausspruch des Kirchenbanns verbundener Forderung

Digitized by Google

ihn als einen Lutheraner zu entlaſſen, die Verlängerung ſeines Aufenthaltes und Fortſetzung des Unterrichts auf kurze Zeit geſtattet wurde, „doch daß er von keiner Religionsſache mit Niemanden nid reden noch disputieren ſolle".

Da war es der Auguſtinerabt Joh. Ignaz v. Felbiger in Sagan (geb. 1724, † 1788), der dem Volksſchulweſen durch ſeine raſtloſen Bemühungen auf katholiſchem Boden eine gedeihliche Entwicklung verſchaffte. Er hatte ſelbſt ſchon verſucht, reformirend einzuwirken (1761), als ihn die Erfolgloſigkeit ſeiner Beſtrebungen bewog, in aller Stille in Berlin die dortigen Einrichtungen zu ſtudiren, dann eine Anzahl junger Leute auf ſeine Koſten ebendahin zu ſenden, mit deren Beihülfe er nun ſeine Schulreformen praktiſch ins Werk ſetzte. Die preußiſche Regierung hatte den richtigen Takt, die ſchleſiſche Schulverbeſſerung gänzlich in ſeine Hand zu legen. Felbigers Streben und Thätigkeit fand bald in Oeſterreich begeiſterte Nachahmung und thatkräftige Vertreter, wie Kindermann (den Maria Thereſia dafür unter dem Namen „von Schulſtein" in den Adelsſtand erhob) ja Felbiger ſelbſt kam auf ihren Wunſch 1774 nach Oeſterreich, um die nach der Beſeitigung des Jeſuitenordens, 1773) beſonders nothwendige Organiſation eines verbeſſerten Schulweſens durchzuführen. Mit dem Tod der Kaiſerin und dem Beginn der Selbſtregierung Joſephs II. hörte die Unterſtützung, die Felbigers Bemühungen bis dahin von Oben herab zu Theil geworden, auf.

Das Verdienſt Felbigers beſteht nun fürs erſte darin, daß er den Zweck der Volksſchule der Einſchränkung auf die kirchlichen Bedürfniſſe enthob, fürs andere ein ſehr großes und maßgebendes Gewicht auf die Beſchaffung einer tüchtigen Lehrerbildung legte und endlich einen höchſt ehrenwerthen Verſuch machte, den Unterricht als eine Kunſt zu erfaſſen und demgemäß zu methodiſiren.

„Um die Wichtigkeit des Lehramts einzuſehen, muß man bedenken, daß Kinder in Schulen und durch Schulleute ſollen tüchtig gemacht werden, nützliche Glieder des Staates, vernünftige Menſchen, rechtſchaffene Chriſten (die Mitgenoſſen zeitlicher und ewiger Glückſeligkeit) zu werden." Mit dieſen Worten hat Felbiger das Ziel der Schule ausgedrückt, und aus ſolcher Zweckbeſtimmung allein ſchon geht hervor, auch wenn wir ſonſt nichts von Felbiger wüßten — wie denn in der That über die Quellen, denen er ſeine Geiſtesrichtung verdankte, faſt nichts bekannt iſt, — daß er auf dem Boden der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ſteht. Davon iſt freilich keine Spur, daß er irgendwie in Oppoſition gegen das Chriſtenthum oder gegen ſeine Kirche geſtanden; im Gegentheil: Frömmigkeit iſt ihm die erſte Eigenſchaft eines Schulmannes; „er muß ein rechtſchaffener

Digitized by Google

Christ sein"; in seinen drei Katechismen, die er für den Schulgebrauch ausarbeitete, folgt er den Grundlagen des Katechismus des Jesuiten Canisius; aber das Eigenthümliche derselben ist doch eine vorwiegend moralisch-praktische Haltung und confessionelle Weitherzigkeit; die specifisch-katholischen Dogmen ließ er, so weit es gieng, auf sich beruhen.

Die Verhältnisse, unter denen Felbiger wirkte, mußten ihm die Nothwendigkeit einer bessern Bildung der Lehrer als dringendste Schulangelegenheit erscheinen lassen und die Eigenthümlichkeiten seiner Methode hatten zur unerläßlichen Voraussetzung, daß die Lehrer in dieselbe eingeweiht und eingeübt ihr Amt antreten. Schon die Schlesische Schulverordnung vom Jahr 1764 bestimmte daher auf Felbigers Wunsch, daß Schullehrerseminarien angelegt werden und daß bevor diese ins Leben getreten, die Pfarrer und Candidaten des geistlichen Standes bei Felbiger in Sagan die daselbst eingeführte Methode studiren sollten; freilich dauerten diese Lehrcurse zunächst nur 2—3 Wochen, begannen aber jeden Monat aufs neue, um die Lehrweise möglichst allgemein zu verbreiten. 1765 gründete Felbiger das katholische Seminar am Dom zu Breslau; ebenso machte er eine Anzahl centraler Schulen zu Normalschulen und kleinen Lehrerbildungsanstalten. Schon bevor er in österreichische Dienste übertrat, war in Wien eine Normalschule mit Lehrerbildungsanstalt entstanden (1770); durch ihn wurde die Institution im ganzen Lande durchgeführt.

Was endlich die Felbiger'sche Unterrichtsmethode betrifft, so beruht dieselbe auf dem Streben, den Unterricht praktisch und nützlich einzurichten. Dafür muß der Lehrer „vier Vortheile" in Anwendung bringen. Diese bestehen darin: 1) daß man die Jugend in öffentlichen Schulen nicht blos einzeln, sondern zumeist zusammen unterrichtet; 2) daß man durch fleißiges Befragen (Katechisiren) unabläßig untersucht, ob die Schüler den Unterricht recht begriffen haben; 3) daß man bei Dingen, die ins Gedächtniß sollen gefaßt werden, sich eines besondern Vortheils bedient, der sogenannten Buchstabenmethode; 4) und endlich, daß man für Alles gewisse Tabellen braucht, darin die zu erlernenden Sachen in gehöriger Ordnung und Deutlichkeit, auch so ausführlich als nöthig ist, zu finden sind.

Die Forderung des Zusammunterrichtens führte zu der Nothwendigkeit einheitlicher Schulbücher und der Durchführung einer Classeneintheilung. Das Katechisiren gehört zu den Errungenschaften des Pietismus, bei dem Felbiger in Berlin in die Lehre gegangen war. Beide Postulate kennzeichnen den allgemeinen Fortschritt, den die Ideen über Schulhaltung im 18. Jahrhundert gegenüber dem frühern Schlendrian anstrebten. Eigenthümlich und den momentanen Stand der damaligen Methodik bezeichnend sind dagegen die zwei letztgenannten Vorschriften, die der Buchstabenmethode

Digitized by Google

und des Tabellarisirens; auch sie beruhen auf den Anregungen, die Felbiger in Berlin zu Theil geworden, sind aber von ihm weiter ausgebildet worden und auf ihnen beruht das Charakteristische, wie die Schwäche der Felbiger'schen Unterrichtsweise.

Eigentlich war nämlich Felbigers Streben durchaus darauf gerichtet, an die Stelle des sinnlosen Memorirens die Weckung des Verständnisses zu setzen. „Es ist in den Schulen", sagt er, „damit gar nichts ausgerichtet, daß nur das Gedächtniß der Kinder angefüllt und sie mit Auswendiglernen gequält werden; was Kinder lernen, müssen sie verstehen und gebrauchen lernen: der Lehrmeister muß also im Stande sein, es ihnen verständlich und begreiflich zu machen; er muß zu erforschen geschickt sein, ob sie richtig begriffen haben und ob sie von dem Gelernten gehörig Gebrauch machen können. Zu dem Ende aber ist nöthig, ihnen die Merkmale der Dinge, die sie begreifen sollen, deutlich anzugeben, und sie zu bemüßigen, solche sich wol einzudrücken und auf Befragen oder im Erzählen nach einander herzusagen".

Auf der andern Seite galt es aber, durch allerlei Hülfsmittel die Unterrichtsarbeit möglichst zu erleichtern, und die Hülfsmittel, auf die Felbiger kam, waren zunächst doch wieder mechanische. Oder war es nicht wieder ein Mechanismus, wenn dem Kinde durch Tabellen, die man in solche mit oder ohne Klammern schied, dogmatisch die Begriffe in systematischem Aufbau vorgeführt werden; war nicht die Gefahr übergroß, daß nicht das Verständniß, sondern die mechanische Einprägung des Schema Endziel wurde? Und wenn, um dem Kinde Sätze und Tabellen im Wortlaut festzustellen, die Anfangsbuchstaben der Wörter an die Wandtafel geschrieben wurden, bis es dann auch ohne dieses Hülfsmittel die Sätze wortgetreu aus dem Gedächtniß wiedergeben konnte? Oder verband sich dann mit den Buchstaben, die dem Kind zum Festhalten des Satzes, „Katechismus heißt das Buch, aus dem die Jugend die christliche Religion durch Fragen und Antworten erlernt", dienen sollte:

K h d B a d d J d ch R d F u A e

irgend welcher Sinn oder auch nur ein Anhaltspunkt für sachliche Anschauung?

So sehr solche Spielereien ein Beweis der Kindheit der methodischen Kunst sind, und so sehr sie deshalb dazu dienten, den bloßen Mechanismus, den man vertreiben wollte, wieder auf den Schild zu heben, und die Anschauungs- und Denkkraft des Kindes schließlich doch unentwickelt zu lassen, — Felbigers Verdienst darf nach diesen Mißgriffen nicht beurtheilt werden. Es gieng eine mächtige Bewegung von ihm aus, die allenthalben warmen Eifer für die Volksschule und ein reformatorisches Bestreben, ihr in katholischen Landen aufzuhelfen, erzeugte — eine Bewegung, die nicht

Digitized by Google

nur das südliche Deutschland durchzog, sondern auch in der Schweiz das Kloster St. Urban[1] zu einem Mittelpunkt für Volksbildung machte, der eine Zeit lang mit Pestalozzis Versuchen in Burgdorf rivalisirte und Pestalozzi selbst als gern gesehenen Gast bisweilen zu den Mönchen von St. Urban führte.

* * *

Fragen wir nun schließlich, wie weit diese Reformgedanken, die das 18. Jahrhundert im Ausland und Inland gezeitigt, noch vor dem Schluß desselben in die Praxis des Erziehungs- und Schulwesens eingedrungen seien, so sehen wir in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine rege Thätigkeit, die Ergebnisse der bessern Einsicht auch zu verwirklichen, so weit es auf dem Boden dieser Zeit möglich war.

Es geschieht dies erstens durch Neuschöpfung von pädagogischen Muster-Anstalten und -Einrichtungen, bald dem Ausland vorauseilend, bald dasselbe nachahmend. Wir gedenken hiebei des Seminars in Haldenstein, der Umwandlung desselben zu einem Philanthropin in Marschlins, der Errichtung von Erziehungsinstituten in den Klöstern Bellelay und St. Urban[1] und der Lehrerbildungscurse zu St. Urban[1], sowie der Bestrebungen, neue und zeitgemäße Lehrmittel den Schulen darzubieten (Krauer*, Waser*), dem weiblichen Geschlechte eine bessere Bildung zu verschaffen (Zimmermann*, Usteri*), den Volksgesang zu heben[2], der Begründung von Armenschulen (Pestalozzi auf dem Neuhof, Abt Nikolaus Delüze*) und der Bemühungen für Erziehung nicht vollsinniger Kinder (Keller*, Ulrich*). Zweitens durch die Reform der städtischen Schulen in Anlehnung an die bessere pädagogische Einsicht der Neuzeit. Diese Reformen, die bisweilen von der Aengstlichkeit der Zeitgenossen und der Kleinlichkeit der Verhältnisse im Entstehen schon arge Verstümmelungen erlitten, finden wir namentlich in dem Schulwesen der protestantischen Städte, in Basel, Bern, Neuenburg, Winterthur, Zürich. Sie beziehen sich theils auf systematischere Gestaltung des Schulorganismus, theils auf Vermehrung der realistischen Fächer, Aufnahme des Geometrie- und Zeichnungsunterrichtes, weniger auf Verbesserung des Einkommens der Lehrer. Aber auch katholische Stände suchen, in ähnlichem Sinn, größere Anforderungen an das von geistlichen Lehrkräften geleitete Schulwesen geltend zu machen, wie Luzern. Es zeugt für weiten Horizont und die freie Auffassung, daß man sich dabei nicht scheut, die Muster in der Ferne zu suchen, wie denn Basel seine Disciplinarordnung der kurbraunschweigischen Schulordnung entnimmt und die officiöse Schilderung der Reform der

[1] s. Biographie „Nivard Krauer". [2] s. Monographie.

Digitized by Google

zürcherischen Schulen ausdrücklich erklärt, daß man „diejenige Lehrart befolgt habe, die der berühmte Matthias Geßner für die churfürstlich-lüneburgischen Lande verfertigt hat".

Am wenigsten vermochte in dieser Zeit noch die Reform an dem Zustand der Landschulen umzugestalten. Doch zeigt sich auch hier ein reges Streben und Interesse, das als gut Erkannte zu verwirklichen. In Gebieten, in denen das Landschulwesen sehr vernachlässigt worden war, wie im Luzernischen, mehren sich die Schulen rasch; in andern Kantonen, die sich schon einer weitergehenden Entwickelung erfreuten, entstanden neue Schulordnungen, die die Schulzeit wenigstens einigermaßen ausdehnten und die schädlichsten Gegenwirkungen beseitigten; besonders förderlich für die Pflege der Landschulen war, daß vielerorts die Geistlichen sich sowol in ihrem persönlichen Auftreten als in ihren Conferenzen mit warmem Eifer zu Wortführern der Bildungsinteressen der Landschaft machten, und es auch durchsetzten, daß für die kirchliche Mündigerklärung ein Minimum von Schulkenntnissen als Bedingung gesetzlich vorgeschrieben wurde, so in Zürich[1].

Wenn es nun freilich für das Schulwesen zu Stadt und Land zur Zeit der alten Eidgenossenschaft wahr ist, was die Darstellung „unsere Schulen vor hundert Jahren" für die Verhältnisse Basels ausspricht, „daß die Bewegung im Schulwesen die nothwendigen Verbesserungen mehr nur vorbereitete als daß sie dieselben wirklich ins Leben rief", so lag der Grund davon nicht in dem Mangel an gutem Willen, sondern in der ganzen Enge und Beschränkung der öffentlichen Verhältnisse. Schuf schon die gegenseitige Rücksichtnahme und Verherrlichung, die der Kleinstaaterei anklebte, nicht eine günstige Luft für radikale Neuerungen, so fehlte ganz besonders die allgemeine Einsicht, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, dem Steuercapital der Bürger für Werke der öffentlichen Wohlfahrt und also auch für Hebung des Erziehungswesens gesetzlich bedeutende Opfer aufzulegen. Man überließ die Sorge für die Volksschule den kirchlichen und halbkirchlichen Organen und begnügte sich damit, Specialfonds, die im Lauf der Zeit für Schulzwecke entstanden waren, zu äuffnen, neue zu begründen und für den Rest des Bedürfnisses die Privatwohlthätigkeit beizuziehen. War ja doch selbst in Großstaaten das Wort, welches das Wiener Hofdecret vom 13. Oktober 1770 aussprach: „Das Schulwesen ist ein Politikum", ein neues Princip, das seine Consequenzen erst noch zu entfalten hatte. Die ängstliche Rücksichtnahme auf die vorhandenen Hülfsquellen hinderte selbst in Städten wie Basel die durchgreifende

[1] Vgl. die Anmerkung der Redaction am Schluß der „Satzungen für das Landschulwesen vom Jahr 1684", S. 127.

Digitized by Google

Wirkung der wohlthätigsten Reformen; noch mehr litt darunter das Landschulwesen [1]. Hier konnte nur eine gewaltsame Erschütterung Luft schaffen; eine Explosion mußte zuvor diese Staatswesen, die die alte Eidgenossenschaft bildeten, in Trümmer werfen, ehe die Aufgabe, die Volksschule zeitgemäß zu gestalten, an Hand genommen werden mochte. Diese Explosion kam mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft durch den Einmarsch der Heere der französischen Republik und mit der Errichtung des helvetischen Einheitsstaates. Wie dieser alsdann zu verwirklichen begann, was die Besten des 18. Jahrhunderts geträumt und angeregt, wird Gegenstand der nächsten allgemeinen Besprechung sein.

---

[1] Diese Sinnesart damaliger Zeit findet ihren classischen Ausdruck in einer Denkschrift des für Hebung des Volksschulwesens unermüdlichen Antistes Ulrich in Zürich, mittelst der derselbe unterm 28. September 1776 eine öffentliche Sammlung zu Gunsten der Landschulmeister einzuleiten strebte. Nachdem er auseinandergelegt, wie sehr die niedrigen Besoldungen vom Lehrerberuf abschrecken und dadurch den Fortschritt hemmen oder sogar in Rückschritt verkehren, fährt er fort: „Diesem Uebel abzuhelfen ist kein ander Mittel, als wann die schlechtesten Schuldienste auf dem Land nach und nach verbessert und auf einen solchen Fuß gesetzt werden, daß ein ehrlicher Mann dabei, ich will nicht sagen: viel zurücklegen, aber doch auch wenigstens während der Zeit, wo er sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigen muß, ohne Kummer leben kann. Nun fragt es sich, wo man das hiezu benöthigte Geld hernehmen soll. Der sogenannte Schulfond, der aus mehr nicht als ungefähr 3000 fl. bestehet, ist darzu offenbar zu schwach. Und zu dem *ærarium publicum* (öffentlicher Schatz) seine Zuflucht zu nehmen, wer wollte sich das unterstehen! Wir kennen zwar von langem her und verehren mit dem demüthigsten Dank die landesväterliche Gesinnung unserer gnädigen Herren, vermöge welcher sie zu jeder Zeit geneigt sind, das wahre Wohl ihrer Bürger und Angehörigen bestmöglich zu befördern und sich dazu, wann es die Umstände erheischen, weder Mühe noch Kosten reuen zu lassen... Allein wir wissen auf der andern Seite doch auch, daß Hochdieselben seit einigen Jahren mit so vielen außerordentlichen und großen Ausgaben beschwert gewesen und noch sind, daß es fast nicht zu begreifen ist, wie es bei den eben nicht gar zu beträchtlichen Einkünften unsers Staats möglich sei, dieselben alle zu bestreiten. Und würde es denn nicht die größte Unbescheidenheit sein, die obrigkeitlichen Aemter ohne die dringendste Noth von Neuem beästigen zu wollen? Das wird kein gutdenkender Bürger sich jemal in den Sinn kommen lassen, so lange er noch andre Mittel weiß, seinen nothleidenden Brüdern Hülfe zu verschaffen". (Das Manuscript dieser Denkschrift befindet sich auf dem Staatsarchiv Zürich).

Digitized by Google

Monographien.

Jean Pierre de Crousaz.

1663—1750.

[Quellen: Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz. — Gindroz, Histoire de l'instruction publique dans le pays de Vaud (Lausanne 1853), S. 94 ff., 343, 370 ff. — Secretan, Galerie suisse I. (Lausanne 1873), S. 591 ff. — Daguet, Educateur 1879, S. 305.]

In zwiefacher Art hat J. P. de Crousaz auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts gewirkt: als Professor und Erzieher, und als pädagogischer Schriftsteller. — De Crousaz ist im April 1663 in Lausanne geboren. Schon im Alter von 13 Jahren hatte er die Classen des Collège durchlaufen und studirte dann allein Werke über Physik und Mathematik, besonders Descartes (Cartesius), der damals in Lausanne verboten war. Nachdem er in Lausanne und Genf seine theologischen Studien begonnen und dieselben in Leyden vollendet hatte, verbrachte er einige Zeit in Paris, wo er mit dem Philosophen Malebranche in Verbindung trat. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er zuerst zum Titularprofessor (prof. honoraire) der Philosophie ernannt und später (1699) zum wirklichen Professor. Mit der Philosophie, worin De Crousaz gewissermaßen Eklektiker war, war damals auch Physik und Mathematik verbunden. Seine Vorlesungen fanden vielen Beifall, besonders auch, weil er dieselben auf Französisch hielt, während seine Collegen sich des Lateinischen bedienten. Im Jahr 1706 ward er Rector und später bekleidete er diese Würde noch dreimal. — Als Bern von den Professoren der Lausanner Akademie und von den Waadtländer Geistlichen die Unterzeichnung des Consensus[1] forderte, trug De Crousaz zur Erlangung dieser Unterzeichnung bei, zog sich aber dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten zu. Noch im Alter von 60 Jahren (1724) verließ er sein Vaterland und ward Präceptor eines Prinzen von Oranien; im gleichen Jahre übernahm er eine Professur in Gröningen, circa vier Jahre

[1] Formula Consensus Helvetica (von Heidegger in Zürich 1675 verfaßt), eng orthodoxe Formel über Glaubenslehren von nicht untergeordneter Bedeutung.

ſpäter ward er Erzieher eines heſſiſchen Prinzen. 1735 kam er nach Lauſanne zurück und erhielt aufs Neue ſeine Stelle an der Akademie, in welcher er bis drei Jahre vor ſeinem Tode (Februar 1750) thätig war.

Außer einigen 30 theologiſchen, philoſophiſchen, phyſikaliſchen und mathematiſchen Schriften, die von ihm gedruckt erſchienen, und von denen mehrere gegen Bayle gerichtet ſind, hat er zwei pädagogiſche Werke herausgegeben, das eine unter dem Titel „Nouvelles maximes sur l'éducation des enfants“ (Amſterdam 1718 — Ins Deutſche überſetzt Leipzig 1719), das andere unter dem Titel „Traité de l'Education des enfants“ (2 Bde. La Haye 1722 — der Prinzeſſin von Wales gewidmet).

Die erſtere dieſer Schriften iſt ironiſch von Anfang bis zu Ende und richtet ſich gegen die Verkehrtheiten der damaligen Erziehungsweiſe, beſonders gegen den Grundſatz des unmittelbaren Nutzens. Ein Beiſpiel möge die Art des Verfaſſers zeigen: „Was ein Kind beſitzt, ſoll man nur mit Gleichgültigkeit anſehen oder man ſoll gar nicht davon reden; aber was andere Kinder beſitzen, ſoll man loben und bewundern. Dadurch wird ein Kind unfehlbar lernen, nie mit dem, was es beſitzt, zufrieden zu ſein, und es wird ſich befleißen, Mittel und Wege zu ſuchen, das Beſitzthum anderer aus ihren Händen in ſeine zu bringen. Und nicht nur was Vornehmere beſitzen, ſoll das Kind beneiden lernen, ſondern auch das, was Geringern angehört. Dann wird es liſtig und thätig werden und keine Mühe ſcheuen, um etwas zu erwerben. Wenn es ſich dann mit dem Eigenthum der Geringern bereichert hat, wird es ſich ſpäter auch gegen Seinesgleichen und gegen Höhere alles erlauben“. — „Wenn Kinder ihrem Gedächtniſſe ſolche Sachen einprägen, die ſie nicht verſtehen, ſo gewöhnen ſie ſich an Folgſamkeit, was für ihren Lehrer höchſt vortheilhaft iſt. Es ſteht dann nicht zu befürchten, daß ſie alles bekritteln und über alles räſoniren wollen. Ohne zu fragen: Warum? werden ſie als feſt und gewiß annehmen, was man ihnen beibringen will.“

Wie de Crouſaz in der Vorrede zu ſeinem zweiten pädagogiſchen Werke ſagt, wurde die Ironie ſeines erſten nicht von allen Leſern begriffen; deswegen veröffentlichte er ſein Werk „Traité de l'éducation“ (Erziehungslehre), die in neun Abſchnitten (sections) (zuſammen 1060 Seiten klein Octav) Folgendes behandelt: I. Wichtigkeit des Gegenſtandes. II. Pflicht der Väter. III. Eigenſchaften des guten Erziehers. IV. Vom Unterrichte (Kapitel 1. Allgemeines und erſte Unterrichtsſtunden. 2. Methode, um die Kenntniſſe der jungen Leute zu vermehren. 3. Nutzen des Wiſſens. 4. Vom öffentlichen Unterrichte. [Der Verfaſſer bemerkt, daß er beſonders die Privaterziehung im Auge gehabt.] 5. Ueber Geographie und Geſchichtsunterricht). V. Von den Sitten. VI. Rathſchläge über den Religionsunterricht. VII. Ueber die Beweggründe. VIII. Von den Erholungen. IX. Von den Reiſen.

Digitized by Google

Der Stil von de Crousaz' ist bisweilen etwas schwerfällig; seine Ansichten sind immer verständig und viele verdienen heute noch Beachtung. Den Geschichtsunterricht z. B. will er mit der neuen Geschichte beginnen und dabei möglichst viel Bilder, Ansichten von Städten, Karten ꝛc. ꝛc. verwenden.

Lange wurde de Crousaz nur „der berühmte Professor" genannt.

Rethel.

Johann Georg Sulzer.

1720—1779.

[Quellen: Sulzers Schriften. — Joh. Georg Sulzers Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt. Aus der Handschrift abgedruckt mit Anmerkungen von Jos. Bernhard Merian und Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1809. — Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. Zürich 1779. — J. C. Mörikofer, die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1861. — Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft von Winterthur.]

In seiner anmuthigen Selbstbiographie erzählt Sulzer schlicht und klar den äußern und innern Entwicklungsgang seines Lebens. Geboren zu Winterthur am 5./16. Oktober 1720, von 25 Kindern des Rathsherrn Sulzer das jüngste, wurde er von seinen Eltern dem geistlichen Stande bestimmt; in seinem 14. Jahr verlor er Vater und Mutter an Einem Tag durch ein ansteckendes Fieber und sein Vermögensantheil reichte eben hin, die Mittel zur Vollendung seiner beruflichen Ausbildung zu bieten. Weder die öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt, noch nachmaliger Privatunterricht, noch auch der Unterricht am Carolinum in Zürich, wohin er 1736 zu Vollendung seines gelehrten Studiums abgieng, besaßen für seine Entwicklung anregende Kraft; die ersten Begriffe von Litteratur und Wissenschaft gewann er aus dem Umgange mit ältern Studenten; dem Privatverkehr mit Chorherr Geßner (nachher Stifter der naturforschenden Gesellschaft † 1790) verdankte er die Erweckung seines wissenschaftlichen Eifers, der sich zunächst freilich noch planlos auf die verschiedensten Zweige der Wissenschaft, Geometrie, Physik, Naturgeschichte, Studium der Classiker, Wolf'sche Philosophie warf. Ebenso bescheiden als feinsinnig äußert er sich über das Resultat seines Bildungsganges: „Diese auf alles zerstreute Neigung ist mir hernach bis in mein Alter und in diese meine letzten Tage geblieben; und ebenso die zwischen Geschäften, dem Genusse des Lebens und dem Studiren getheilte Neigung. Daher ist es gekommen, daß der Hang, die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, mich beständig vom anhaltenden Studiren abgezogen, die Liebe zu den Wissenschaften aber mich immer gehindert hat, andern Geschäften oder der Zerstreuung mich gänzlich zu überlassen. So blieb ich mein ganzes Leben

Digitized by Google

hindurch ein Amphibium, das mit gleicher Luſt in der Welt und in dem ruhigen Wohnſitze der Wiſſenſchaften lebte. Wenn dieſes nicht der Weg iſt, ſich in der gelehrten Welt einen Namen zu erwerben, ſo iſt es vielleicht doch der angenehmſte durch das Leben hindurchzukommen. Das Studiren hat mich nicht ungeſund, und die Geſchäfte, in denen ich verwickelt geweſen, haben mich nicht unruhig gemacht".

Nach ſeiner Ordination zum Geiſtlichen 1739 bekleidete er zuerſt eine Hauslehrerſtelle, ward dann Vicar in Maſchwanden, wo er „die ſchönſten Tage ſeines Lebens" verbrachte, begab ſich 1743 zur Uebernahme einer Hauslehrerſtelle nach Magdeburg und wurde 1747 Profeſſor der Mathematik am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium in Berlin. Das Jahr 1750 brachte ihm ſowol die Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften als einen eigenen Hausſtand. Leider ward die ſehr glückliche Ehe, aus der zwei Töchter ihn überlebten, ſchon 1761 durch den Tod ſeiner Gattin gelöst. In verſchiedenen Lebensſtellungen, als Lehrer der Philoſophie an der von Friedrich dem Großen neu errichteten Ritterakademie, nachher als Rector des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums, als Reorganiſator andrer preußiſcher Gymnaſien blieb Sulzer bis ans Ende ſeines Lebens[1] in Fühlung mit dem praktiſchen Schuldienſt; unvergänglichen Ruhm erwarb er ſich als Schriftſteller durch ſeine Anregungen auf dem Gebiete der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, vor allem durch ſeine „Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte" und eine Reihe philoſophiſch-äſthetiſcher Abhandlungen.

Doch es iſt nicht Sulzer der Aeſthetiker, deſſen Wirkſamkeit dieſe Zeilen zu beleuchten haben. Von weniger epochemachendem Einfluß, aber ſachlich nicht minder bedeutſam iſt Sulzers litterariſche Bethätigung auf pädagogiſchem Gebiet.

Sulzer hat mehrere pädagogiſche Schriften geſchrieben. Abgeſehen von ſeiner grundlegenden Erſtlingsarbeit „Verſuch einiger vernünftiger Gedanken von der Auferziehung und Unterweiſung der Kinder" 1745 ſind es folgende:

Kurzer Inbegriff aller Wiſſenſchaften 1745, eine Encyclopädie, die in klarer, leicht überſchaulicher Anordnung Gehalt und Umfang jeder einzelnen Wiſſenſchaft in Kürze darlegt und worin die Anleitung über Behandlung der Naturwiſſenſchaften in der Schule beſonders bemerkenswerth iſt.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens zum Gebrauch einiger Claſſen des königlichen Joachimsthaliſchen Gymnaſiums 1768; ein reichhaltiges, wol geordnetes und für die damalige Zeit treffliches Leſebuch, das mehrere Auflagen erlebte.

---

[1] Sulzer ſtarb nach längeren Leiden am 25. Februar 1779 in Berlin.

Digitized by Google

Gedanken über die beste Art, die classischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen.

Entwurf der Einrichtung des von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, dem Herzog von Curland, in Mitau neu gestifteten Gymnasii academici. 1772.

Anleitung zur Erziehung seiner Töchter, nach 1760 entstanden, zunächst nicht für den Druck bestimmt, sondern eine Anweisung für die Erzieherin seiner beiden Töchter. Der Aufsatz wurde nach Sulzers Tod 1781 im Druck herausgegeben, bietet in sehr anspruchsloser Weise zusammenhängende Betrachtungen über Erziehungsaufgaben und Erziehungsmittel und kann der Hauptsache nach für Erziehung von Kindern beiderlei Geschlechts verwendet und noch jetzt mit Nutzen nachgelesen werden. Der theoretische Standpunkt ist der nämliche wie in dem „Versuch einiger vernünftiger Gedanken".

Allen diesen Arbeiten geht nun aber an Interesse jene Erstlingsschrift voran, denn unter dem unscheinbaren Titel „Versuch einiger vernünftiger Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder" (284 Seiten) ist eine eingehende Erziehungslehre verborgen, die ihre Forderungen vom Standpunkt der Aufklärung formulirt, lange ehe Rousseau mit seinem „Emile" die Welt bezauberte. Die Schrift ist in Magdeburg ausgearbeitet, aber nach Sulzers eigener Erklärung entstand der Entwurf derselben schon in der Schweiz, also spätestens 1743. Der Ausgabe von 1745 folgte 1748 eine zweite mit mehrern ernsten und satyrischen Beigaben[1].

Der philosophische Hintergrund des Buchs ist die Wolf'sche Metaphysik; das praktische Versuchsgebiet das einer anderthalbjährigen Thätigkeit als Hofmeister und das Stillleben des 22jährigen Vicars in Maschwanden. Von Einwirkung des Pietismus zeigt sich keine Spur, dagegen allseitige und weitgehende Bekanntschaft mit den Classikern wie mit den englischen und französischen Freidenkern. Aber die Ideen derselben sind hier nun in Forderungen für eine allgemeine Praxis übersetzt. Und dies obgleich sich Sulzer sehr wohl bewußt ist, daß seine Ideen am allerwenigsten bei den Erziehern und Schulmännern gewöhnlichen Schlages Anklang finden werden. Ganz antik bezeichnet er die Erziehung eigentlich als das Werk eines Philosophen und sehr häufig begegnen uns Bemerkungen wie diese: „Allein dies ist eine Sache, die mehr Einsicht und Geschicklichkeit erfordert, als man bei Leuten, denen die Erziehung obliegt, antrifft"; im Nachwort fügt er der

[1] Diese zweite Ausgabe liegt der nachfolgenden Arbeit zu Grunde; die erste Auflage scheint sehr selten geworden zu sein.

Digitized by Google

Entſchuldigung, daß er trotz gelegentlichen Verſprechens nicht noch ein Capitel von der Einrichtung öffentlicher und Privatſchulen anſchließe, bei: „Zum wenigſten werden es mir die meiſten Schulmänner nicht übel nehmen, daß ich hievon ſchweige; weil ihnen meine Vorſchläge vermuthlich nicht würden angeſtanden haben. Ich habe alle Hochachtung für dieſe Herren, wegen ihrer ſchweren Arbeit, die ſie insgemein bei ſchlechter Koſt thun müſſen. Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß mir ihre Einrichtungen der Schulen und ihre Art an der Jugend zu arbeiten, ſo weit ich ſie kenne, nicht gefällt. Ich weiß, daß Viele unter ihnen ſind, welche die Sachen wol einſehen, ohne ſie verbeſſern zu können, weil ſie die Macht nicht haben etwas zu verändern, wenn es auch gleich beſſer werden würde. Hiemit aber will ich mich des Rechts, meine Gedanken von der Einrichtung der Schulen öffentlich vorzutragen, nicht begeben haben."

Wie ſehr das Wort auch von ſeinem geiſtigen Leben gilt, welches Sulzer im Allgemeinen über ſich geſagt, daß ihn „das Studiren nicht ungeſund gemacht habe", mag ein Ueberblick über den Inhalt der Schrift zeigen.

Als Zweck der Erziehung bezeichnet er: daß man die Kinder, welche kraft ihrer Geburt Menſchen ſind, zu vernünftigen, tugendhaften und geſitteten Menſchen mache. Er betrachtet dann dieſe Aufgabe nach Seiten der Verſtandes- und der Willensbildung.

Was zunächſt die Verſtandesbildung betrifft, ſo ſind ihm das Fundament des richtigen Denkens deutliche Begriffe. Dieſe aber werden erlangt durch Aufmerkſamkeit und durch Nachforſchung d. h. durch klare und deutliche Anſchauungen. Dazu müſſen die Kinder mit aller Beharrlichkeit angehalten werden; den Anfang dieſer Uebungen mache man mit ſehr leichten Sachen, die deutlich in die Augen fallen, hernach nehme man immer etwas ſchwerere Sachen, bis man auf abſtracte oder abgezogene Begriffe kommt. Dieſer Anſchauungsunterricht iſt die ausſchließliche Aufgabe auf dem Gebiet der Verſtandesbildung bis zum 7. Jahr.

Mit der zweiten Jugendperiode beginnt nun die Anleitung der Kinder zum richtigen Urtheil, d. h. zur Unterſuchung, in was für einer Verbindung zwei Begriffe zu einander ſtehen. Man geht dabei zunächſt darauf aus, ſie aus leichten und deutlichen Erklärungen Folgerungen ziehen zu laſſen, und ſucht ſie dann durch Frag und Antwort dazu zu bringen, zuſammenhängende Erzählungen zu begreifen, denſelben allgemeine Sätze und Wahrheiten zu entnehmen. Zugleich iſt darauf zu ſehen, daß die Kinder nicht nur richtig, ſondern auch gewandt und raſch urtheilen lernen; daher Uebungen des Gedächtniſſes, der Aufmerkſamkeit u. ſ. w.

Der ſyſtematiſche Unterricht, welcher erſt mit dem 7. Jahr zu beginnen hat (was Sulzer eingehend begründet) ſoll auch für die Kinder, welche nicht

igitized by Google

den Wiſſenſchaften gewidmet ſind, bis zum 16. Jahr gehen. Bei den Sprachen ſoll das Hauptgewicht auf die Mutterſprache gelegt werden, und zwar ſoll das Kind hier ebenſowol richtig leſen und das Geleſene nach Form und Inhalt verſtehen lernen, als zu gutem ſchriftlichen Ausdruck in der Mutterſprache angehalten werden; nur für beſſer ſituirte Kinder tritt Unterricht in fremden Sprachen hinzu; ausdrücklich betont Sulzer dabei den Werth des Ueberſetzens aus fremden Sprachen und in ſolche für Schärfung des Sprachgefühls.

Geſchichte und Geographie ſind Fächer der Allgemeinbildung. Aber „da iſts wahrhaftig nicht genug, daß man ihnen ein elendes Gerippe dieſer Wiſſenſchaften in Fragen und Antworten vorlegt und ſie dieſe läßt auswendig lernen. Dieſes iſt ein bloßer Zeitverderb, der zu nichts nützet. Die Hiſtorie ſelbſt mit Nutzen zu lernen, werden ausführliche Schriften erfordert und die Originalverfaſſer ſind allemal den andern vorzuziehen". Noch erſtaunlicher klingt aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, was Sulzer über den Geographie-Unterricht ſagt: „Was die Geographie betrifft, ſo finde ich auch ſehr unnütze, daß man den Kindern das Gedächtniß mit hunderttauſend barbariſchen Wörtern anfüllt, die ſie, wenn ſie einmal aus der Schule genommen werden, vielleicht größtentheils in ihrem Leben nicht wieder hören. Die Hauptſache kommt darauf an, daß man den Kindern die Einrichtung der Landkarten recht wol begreiflich mache; daß ſie wiſſen, wie ein jeder Ort auf der Karte ſeiner Lage nach determiniert wird; desgleichen, daß man ihnen einen Begriff von der natürlichen Geographie beibringt, welche von den verſchiedenen Climaten und ihrem Verhältniß gegen einander handelt."

Auf Bildung des guten Geſchmacks ſoll durch Lectüre der beſten Schriftſteller (Dichter, Redner und Moraliſten) in den Sprachen, die in der Schule gelernt werden, mit Eifer hingewirkt werden.

Alsdann geht Sulzer zu denjenigen höheren Wiſſenſchaften über, die ohne Unterſchied in allen Schulen und Privatunterweiſungen ſollen vorgenommen werden. „Unter dieſen iſt die Mathematik die erſte. Dieſe herrliche Wiſſenſchaft dienet nicht nur dazu, daß ſie den Verſtand auf eine ungemeine Weiſe ſchärfet und zu gründlichem Denken führt, ſondern es iſt auch kein Theil der Mathematik, der nicht ſeinen beſondern unmittelbaren Einfluß in die menſchlichen Geſchäfte hat. Was alſo Plato in ſeiner Schule gethan, wo er keinen hinein gelaſſen, der die Geometrie nicht verſtund, das ſollte man billig jezo in den öffentlichen Schulen umkehren und keinen heraus laſſen, bis er in der Mathematik wol unterrichtet wäre". Neben die Mathematik tritt ebenbürtig die Phyſik: „es gehört als ein fürnehmes Mittel zu der menſchlichen Glückſeligkeit die Gründe natürlicher Dinge zu wiſſen. —

Digitized by Google

Dieſe zwei Wiſſenſchaften ſind um ſo vielmehr den Schulen zu empfehlen, da ſie die Jugend ungemein aufmuntern und ihr Luſt zum Lernen machen. Ich glaube, daß junge Leute anſtatt daß ſie nicht ſelten mit Schmerzen auf ihre gänzliche Erlöſung aus der Sklaverei der Schulen warten, dannzumal mit Luſt ihre Zeit in den Schulen aushalten würden".

Von den andern „Theilen der Weltweisheit" gehören noch die erſten Anfänge der Moralwiſſenſchaft und des Naturrechts zur allgemeinen Bildung.

Ueber die „Gottesgelehrtheit" d. h. den Religionsunterricht ſpricht ſich Sulzer kurz, aber charakteriſtiſch aus: „Ich wünſchte, daß man die Kinder bis auf ein ziemliches Alter von wenigſtens 12 Jahren kommen ließe, ehe man ihnen den Katechismus oder andere theologiſche Lehrbücher erklärte. Vernünftige Leute ſehen wol ein, zu wie viel Dingen dieſes würde gut ſein".

An dieſe Erörterungen über Methode und Umfang der Verſtandesbildung ſchließt Sulzer noch „einige beſondern Regeln, die bei der Unterweiſung in Acht zu nehmen ſind", an, d. i. Vorſchriften, welche die Förderung und Wahrung des erzieheriſchen Elements bei dem Unterricht betreffen. Es ſind folgende:

1. Man muß das individuelle Temperament des Kindes beachten und berückſichtigen.
2. Mit ganz jungen Kindern (vor dem 7. Jahr) muß man keine vorgeſetzten Stunden zum Lernen nehmen.
3. Man muß den Kindern in den Sachen, die ſie lernen ſollen, mit einem guten Exempel vorgehen (ſich ſelbſt eifrig zeigen zu lernen und ſeine Kenntniſſe zu vermehren).
4. Man muß für diejenigen Uebungen, welche die Kinder treiben (ihren gegenwärtigen Lernſtoff) Hochachtung zeigen.
5. Noch wichtiger iſt, daß man für den Lehrer Hochachtung zeige.
6. Je weiter die Kinder anwachſen, um ſo mehr muß man ihrem eigenen Fleiß etwas überlaſſen.
7. Man hat bei der Unterweiſung mehr darauf zu ſehen, wie die Kinder lernen, als wie viel ſie lernen.
8. Man muß den Kindern die Unterweiſung angenehm machen.

Der zweite, ungleich ausführlicher behandelte Theil des Buches (circa 200 Seiten) bezieht ſich auf die Erziehung des Willens. Der Wille beruht ebenſowol auf der Einſicht als der Gemüthsſtimmung; daher giebt Sulzer zuerſt in großen Zügen die „Abbildung eines zur Tugend eingerichteten Verſtandes" und die „Abbildung eines zur Tugend eingerichteten Gemüthes", und geht alsdann über zu den allgemeinen Regeln über die Art und Weiſe, die Gemüther der Kinder zu bilden". Es giebt zweierlei Arten, dem menſchlichen Gemüthe Neigungen einzupflanzen: durch Lehre oder durch Exempel.

Das Exempel als ein lebendiges Bild wirkt nun anerkanntermaßen ſtärker; auch nimmt es den der Jugend innewohnenden Trieb der Nachahmung in Anſpruch und giebt ſich weniger als die Vorſchriften den Anſchein, als ob es beſtimmend einwirken wollte. Daher tritt das Exempel in erſte Linie. Die vorzüglichſte Art des Exempels aber iſt das lebendige Exempel des Umgangs; und der Erzieher hat hier ſpeciell zu berückſichtigen, daß der Umgang dann die meiſte Wirkung auf das Gemüth hat, wenn man die Perſonen, mit denen man umgeht, liebt. Daraus erwächst weiterhin die Pflicht, ein wachſames Auge darauf zu halten, in welcher Umgebung die Kinder aufwachſen, bei der Wahl der Lehrer und Bedienſteten ſorgfältig zu ſein. „Wie viele", frägt nun Sulzer, „ſind im Stand, ſolche Lehrer und Bediente aufzuſuchen und zu bezahlen, wie wir hier fordern? Ich ſehe die Schwierigkeit wol ein, ohne ein Mittel zu kennen, ſie zu heben; denn das wären nur Träume, wenn man angeben wollte, der Staat ſollte die Erziehung übernehmen, untüchtigen und armen Eltern die Kinder abnehmen und ſie der Sorge vernünftiger und ausgeſuchter Leute anvertrauen, und die Reichen anhalten, alles mögliche anzuwenden, rechtſchaffene Leute um ihre Kinder zu haben. Ich habe ſchon hundertmal gewünſcht, daß die heutigen Geſetzgeber doch ſo klug ſein möchten, wie die alten Römer, um in jeder Stadt einen Cenſor zu ſetzen, der die Bürger zu ſolchen natürlichen Pflichten anhalten möchte, welche die bürgerlichen Geſetze ſchon vorausſetzen. Aber es wäre vielleicht noch beſſer, wenn man einen Aufſeher für die Kinderzucht ſetzte, der mit unumſchränkter Gewalt den Eltern in dieſem Stück zu befehlen hätte."

Als Exempel mögen ferner Hiſtorien, erdichtete oder wahre, dienen, Schauſpiel-Aufführungen moraliſchen Inhalts, und Fabeln. Sehr energiſch ſpricht dabei Sulzer den Wunſch aus, daß der Staat durch Veranlaſſung paſſender Jugendſchriften ſich ins Mittel legen ſollte.

Die Lehren, mit denen man auf das jugendliche Gemüth einwirken kann, ſcheiden ſich in ſolche ohne Angabe der Gründe, d. h. autoritativ ertheilte, und in ſolche mit Gründen. Erſtere Art, Lehren zu geben, hat zwar nichts Gründliches in ſich, aber ſie iſt doch von guter Wirkung. Dazu gehört das gefliſſentliche Lob der Tugend, das aber nicht an die Kinder gerichtet, ſondern nur in ihrer Gegenwart geäußert werden ſoll (gut wäre dabei namentlich, die Kinder würden mehr in geſellſchaftlichen Verkehr mit vernünftigen Erwachſenen gebracht, als dies gewöhnlich der Fall iſt!), die Vermahnungen, die aber nicht zu oft in gleicher Weiſe zu wiederholen ſind und denen das gute Beiſpiel zur Seite zu gehen hat.

Sehr verſtändig führt Sulzer die „Lehren durch Gründe", d. h. die Beſtrebungen die Kinder für das Vernünftige durch Ueberzeugung von ſeiner

Digitized by Google

Vernünftigkeit gewinnen zu wollen, ein, indem er bemerkt: „daß man dieſe nicht brauchen kann, bis die Kinder etwas zum Verſtand gekommen, daß ſie die Gründe faſſen können". Die mathematiſche, d. h. ſtreng logiſche Lehrart wäre an ſich die beſte; aber factiſch führt ſie nicht zum Ziel, da die Kinder einer zuſammenhängenden Kette von Beweiſen nicht folgen können; daher iſt das richtigere, die ſokratiſche Lehrart anzuwenden, „welche darin beſteht, daß man den Menſchen immer durch ſeine eignen Empfindungen führet und ihn immer ſelber denken und urtheilen läßt; und nur zuſiehet, daß man ihm die rechte Materie an die Hand giebt und verhütet, daß er nicht falſch urtheile. Wer dieſe Lehrart nicht recht kennt, der leſe nur die ſokratiſchen Geſpräche, die Plato und Xenophon aufgeſchrieben haben, welche alle diejenigen, die mit der Erziehung zu thun haben, Tag und Nacht leſen ſollten". Dabei hat man freilich wol in Acht zu nehmen, daß man die Kinder nicht durch falſche oder unzulängliche Gründe zu gewinnen ſuche.

Nun gilt es aber nicht blos, gute Neigungen zu pflanzen, ſondern auch bei den Kindern böſe Neigungen zu unterdrücken. Wie ſehr erinnert es an den Eingang zu Rouſſeaus Emile, wenn Sulzer zur Begründung dieſes Capitels ſagt: „Ich ſtehe zwar in den Gedanken, daß die Menſchen überhaupt mit weit beſſern Neigungen zur Welt geboren werden als die ſind, die ſie in dem Fortgang zeigen; weil gar viele durch die Erziehung erſt gepflanzet, und andre verböſert werden. Daher ein Kind ſchon ziemlich gut ſein würde, welches durch die Natur allein gezogen und durch die Menſchen nicht verdorben würde. Wie aber auch bisweilen", fährt Sulzer weniger excentriſch als Rouſſeau fort „die Kinder Mängel des Leibes, der ſonſt überhaupt ſehr vollkommen gebildet iſt, an die Welt bringen, ſo giebt es auch in der That natürliche Mängel der Seele. Dieſe muß man durch eine gute Erziehung zu verbeſſern ſuchen." Man hat dabei vor allem zu ſehen, ob dieſe böſen Neigungen wirklich aus einer verkehrten Willensrichtung ſtammen oder nur Sache der Gewohnheit ſind, und danach verſchieden vorzugehen. In letzterm Fall genügt die Pflanzung richtiger Einſicht; in erſterm Fall hat man durch Vorſtellung, durch ſyſtematiſche Uebung in einem entgegengeſetzten Handeln und durch Entgegenſetzung widerwärtiger Dinge gegen den verkehrten Hang zu wirken.

In einem beſondern Capitel behandelt Sulzer alsdann die Belohnungen und Strafen. Es iſt für ſeinen geſunden Sinn bezeichnend, daß er der Belohnungen gleichſam nur im Vorübergehen gedenkt und vor allem die Forderung aufſtellt, daß vernünftiger Weiſe keine Belohnung ſtattfindet als in Fällen einer außerordentlich guten Aufführung, da das Kind lernen ſoll, das Rechtthun als Pflicht und nicht als ein Verdienſt aufzufaſſen. Jedenfalls aber dürfen die Belohnungen nur ſolche ſein, die den guten Neigungen der

Digitized by Google

Kinder ſchmeicheln, und in etwas wirklich Gutem (z. B. dem Geſchenk eines guten Buches) beſtehen.

Was die Strafen betrifft, ſo giebt Sulzer zu bedenken

1) Daß Kinder von guter Art, die noch nicht verdorben ſind, ſich faſt allemal durch vernünftige Vorſtellungen beſſern laſſen.

2) Daß diejenigen Fehler, welche aus Mangel des Verſtandes und der Erfahrung herkommen, oft ſehr leicht durch bloßen Unterricht können gebeſſert werden.

3) Daß die Kinder oft fehlen, weil ſie noch nicht Kraft genug haben, dem Fehler zu widerſtehen, ungeachtet ſie es gern wollten. Auch in dieſem Fall ſoll man in der Regel das Strafen vermeiden.

4) Daß Kinder oft geringe Fehler begehen, die keinen Einfluß auf das Gemüth haben.

Aus dieſen Betrachtungen leitet er nun folgende Regeln ab:

1) Kein Fehler ſoll das erſte Mal mit Strafe belegt werden.

   Ausnahmen: wenn die Kinder noch zu jung ſind, als daß man mit dem Worte an ſie kommen könnte, oder wenn eine Wiederholung des Fehlers aus äußern Gründen nicht riskiert werden darf.

2) Kinder von guter Art ſollen überhaupt gar nicht geſtraft werden.

   Kinder im früheſten Alter kommen hier nicht in Frage, da man noch nicht ſagen kann, daß ſie von guter Art ſind.

3) Fehler, die von dem Verſtand und von der Schwachheit der Erkenntniß herrühren, ſollen nicht geſtraft werden.

   Man darf hier nur etwa, wenn alle andern Mittel nicht wirken, im Fall der Wiederholung der Fehler durch Strafen auf Stärkung des Willens hinarbeiten.

4) Kein Fehler ſoll eher geſtraft werden, bis man weiß, daß es im Willen des Kindes liegt, ob es ihn laſſen wolle oder nicht.

5) Kein Fehler, der ohne Einfluß auf das Gemüth kann begangen werden, ſoll geſtraft werden.

Sehr energiſch wendet ſich Sulzer gegen die falſche Weichlichkeit, die Strafen von kleinen Kindern ganz fern halten will. „Die Kinder brauchen nicht aus Gründen zu wiſſen, was gut oder bös iſt; ſie ſollen nicht deswegen geſtraft werden, weil ſie gefehlt haben, ſondern deswegen, damit ſie nicht wieder fehlen. Sie ſollen allemal bei dem Eigenſinn und Ungehorſam etwas fühlen, das ihnen nicht anſteht, damit ſie davon ablaſſen. So viel können die kleinſten Kinder wol merken. Ihr werdet doch euerem Kind, das ein Jahr alt iſt, ſo viel Vernunft zutrauen als einem unvernünftigen Thier? Ein ſolches aber hat ſo viel, daß es merken kann, wenn man ihm Schläge

Digitized by Google

giebt, warum es geſchieht. Warum ſoll es euer Kind nicht merken? Aber die unmündigen Kinder darum ſtrafen, wie ihr meiſtentheils die etwas erwachſenen ſtrafet, um auch an ihnen zu rächen, daß ſie etwas wider euern Willen gethan haben, dieſes heiße ich im höchſten Grade unvernünftig. Die Strafen ſollen nicht aus Rache, ſondern aus Liebe kommen, nicht eine Plage, ſondern eine Wohlthat für die Kinder ſein".

Solche Betrachtungen leiten naturgemäß zu der Frage über, wie die Strafen ſollen beſchaffen ſein. Während die ſtaatlichen Strafen neben dem Zweck der Beſſerung auch den der Rache (Sühne) haben, iſt Beſſerung der alleinige Zweck der erzieheriſchen Strafe; die Größe der Strafe muß daher nach der Größe des Verderbens, das in dem Uebertreter iſt, beſtimmt werden. Ausgenommen bleibt einzig, wenn ein Fehler ſo wichtig iſt, daß man es nicht auf die Möglichkeit einer Wiederholung darf ankommen laſſen; dann iſt die Größe der Gefahr das Beſtimmende. Das Strafmaß muß Rückſicht nehmen auf die Individualität der Kinder, auf die Seltenheit oder Gewohnheitsmäßigkeit, mit der dieſer Fehler begangen wird, auf die Wichtigkeit, die der Fehler, wenn er nicht beſeitigt wird, für die Zukunft hat; Sulzer bemerkt in letzterer Beziehung, daß es Fehler gebe, die dem Kindheitsalter ſpeciell eigen ſind, ſich mit ihm von ſelbſt verlieren, und die man deshalb überſehen müſſe. Bezüglich der Art greifen die Strafen das Gemüth entweder unmittelbar oder vermittelſt des Leibes an. Die unmittelbar an das Gemüth appellirende Strafe (Beſchämung u. ſ. w.) ſteigert ſich, je öffentlicher ſie vollzogen wird; zu ihrer Wirkſamkeit iſt aber unbedingt nothwendig, daß ſie ſo lange anhalten müſſe, bis man Beſſerung ſpürt, daß ſie überhaupt mit Conſequenz durchzuführen iſt. Die Leibesſtrafen, als die ſtärkſten, ſollen nur angewendet werden, wenn das Verderben groß iſt und durch andre Mittel nicht geheilt werden kann; aber eben deshalb müſſen ſie alsdann ſtark ſein, weil ſie ſonſt gar nicht wirken. Der Eindruck der Strafen wird dadurch ſicher geſtellt, daß dieſelben mit einer großen Ernſthaftigkeit und mit einer Art von Solennität müſſen begleitet ſein; daß die Strafen erſt eintreten, wenn dem Kind klar gemacht worden, wie es gefehlt hat; daß jeder Schein von Zorn und Rache vermieden wird; daß man mit nichts ſtraft als mit Sachen, die wirklich ein Uebel ſind; daß man die Strafen durch Wiederholung nicht zu gemein macht und den Kindern auch nachher Abſcheu vor dem Fehler und der Strafe einzuflößen ſucht.

Nach dieſen allgemeinen Auseinanderſetzungen erörtert nun Sulzer die Zutheilung der erzieheriſchen Einwirkung auf das Gemüthsleben an die verſchiedenen jugendlichen Altersſtufen. Er geht dabei von der Auffaſſung aus, daß in den erſten Jahren der Kindheit das Meiſte kann verdorben oder gut gemacht werden.

Digitized by Google

Erſte Altersſtufe: erſtes bis drittes Jahr. Die Erziehung hat ſchon mit dem erſten Jahr zu beginnen. Das Hauptaugenmerk iſt darauf zu richten, daß das Kind nicht verzärtelt und nicht eigenſinnig werde. Der Säugling ſoll nicht aus allzu großer Sorgfalt in viele Tücher eingewickelt werden, er ſoll friſche Luft haben, man ſoll ihn nicht durch künſtliche Stille oder durch Liebkoſungen verwöhnen, man ſoll überhaupt mit den Kindern in dieſem Alter nicht zu viele Umſtände machen, ſie etwas kurz halten, und ihnen gegenüber alles „mit einer gewiſſen Kaltſinnigkeit“ thun. Die Erziehung der bäuriſchen Bevölkerung iſt in dieſer Beziehung die beſte und Sulzer giebt Montaigne recht, der ſeinen eignen Vater darum lobt, daß er ihn in frühſter Jugend auf ein Dorf zu Landleuten in Pflege gegeben. Und da bei den Kindern, ſobald ſie ihr Verlangen durch Geberden zeigen können, der Eigenſinn zu Tage tritt, ſo iſt deſſen Vertreibung gleich zu Beginn die Hauptarbeit und man hat daran ſo lange zu arbeiten, bis man zum Zweck gekommen.

Dies iſt denn auch für die nächſtfolgenden Jahre die Hauptaufgabe der Erziehung, über den Eigenſinn völlig Herr zu werden. Dazu tritt als poſitive Aufgabe die Einpflanzung des Ordnungsſinns durch Beiſpiel und Gewöhnung. Iſt der Eigenſinn vertrieben, ſo folgt als weiteres Hauptſtück der Erziehung die Gewöhnung zu genauem Gehorſam gegen die Eltern und Vorgeſetzten und zu einer kindlichen Zufriedenheit mit allem was ſie thun. „Dieſen Gehorſam aber den Kindern einzupflanzen“, ſagt Sulzer, „iſt nicht ſo ſehr leicht. Es iſt ganz natürlich, daß die Seele ihren Willen haben will, und wenn man nicht in den erſten zwei Jahren die Sache richtig gemacht hat, ſo kömmt man hernach ſchwerlich zum Zweck. Dieſe erſten Jahre haben unter Anderm auch den Vortheil, daß man da Gewalt und Zwang brauchen kann. Die Kinder vergeſſen mit den Jahren Alles, was ihnen in der erſten Kindheit begegnet iſt. Kann man da den Kindern den Willen benehmen, ſo erinnern ſie ſich hernach niemalen mehr, daß ſie einen eignen Willen gehabt haben, und die Schärfe, die man wird brauchen müſſen, hat auch eben deswegen keine ſchlimmen Folgen.“ — Außerdem iſt die Zeit bis zum Abſchluß des dritten Jahres ganz geeignet, den Kindern Achtung für andre, namentlich erwachſene Perſonen, Geduld, Standhaftigkeit, aufgewecktes Weſen, Sanftmuth und die Gefühle der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit beizubringen. Da aber „der einzige Bewegungsgrund, den man dieſen kleinen Creaturen geben kann, wenn man nicht Gewalt brauchen will, die Liebe iſt“, ſo muß es ein Hauptgeſichtspunkt der Eltern ſein, dieſe Liebe und Hochachtung den Kindern ihnen gegenüber einzupflanzen.

Digitized by Google

Voraussetzung aller weitern Erziehung ist, daß in den drei ersten Jahren der Eigensinn gebrochen, Gehorsam und kindliche Liebe sicher gestellt sei, daß aber nun auch das Nöthige gethan werde, Biegsamkeit, Gehorsam und Liebe weiterhin zu unterhalten.

Zweite Altersstufe: viertes bis sechstes Altersjahr. Man muß nun die Kinder anhalten, in ihren kleinen Verrichtungen ordentlich, genau und fleißig zu sein, und ihnen dafür ein wenig Freiheit einräumen, die körperliche Abhärtung fortsetzen, sie lehren in Gesellschaft mit ihresgleichen sich zu bewegen, sie gewöhnen, frei und rund, aber anständig ihre Gedanken zu äußern und vor allem in ihrer Handlungsweise wahrhaft und aufrichtig zu werden. Um ihre Denkungsart kennen zu lernen, muß man sich mit ihnen abgeben, und da sie gegen Ende dieser Periode schon beginnen, aus leichten Gründen zu urtheilen, sie hier auf die richtigen Wege leiten. Besonders ist dafür zu sorgen, daß der Einblick in die gesellschaftlichen Unterschiede, der in dieser Zeit beginnt, „nicht in die fast allgemeinen Vorurtheile verfalle und die Verdienste, die Ehre und die Glückseligkeit nach den äußerlichen Umständen abgemessen werden". Bei der Erziehung von Mädchen ist jetzt schon darauf zu achten, daß man der Eitelkeit den Eingang in die zarten Herzen versperre. — Ein Hauptmittel auf dieser Erziehungsstufe ist, daß man den Kindern die guten Eigenschaften, von denen dieses Alter einen Begriff haben kann, durch rührende und deutliche Exempel vorstelle und anpreise. „Dieses geschiehet, wenn man ihnen anstatt der alten Weiber-Märchen, Gespenster- und Mordgeschichten, womit man sie verdirbt, artige moralische Märchen und Historien erzählt, die nach ihren kindlichen Begriffen eingerichtet und folglich aus ihrer kleinen Kinderwelt genommen sind. Man muß aber hierin zwei Dinge wol bemerken: erstlich, daß man ihnen solche Historien so oft erzählt, daß sie sich derselben bei dem geringsten Anlaß erinnern können; hernach muß man fest darauf halten, daß sie diesen Exempeln folgen."

Dritte Altersstufe: siebentes bis zehntes Altersjahr. In diesem Alter kann man nun schon anfangen, mit den Kindern Leibesübungen vorzunehmen, welche einen nicht geringen Einfluß auf die Eigenschaften der Seele haben. „Wenn ich eine öffentliche Schule nach meinem Gefallen einzurichten hätte, so müßte bei jeder Classe ein eigener Platz sein, der zu den Uebungen des Leibes bestimmt wäre. Es gefällt mir daher sehr wol, daß in meiner Vaterstadt noch die gute alte Gewohnheit beibehalten worden, daß die Kinder aus allen Classen jährlich einmal vor die Stadt auf eine große Wiese geführt werden, wo sie unter der Aufsicht ihrer Lehrer im Laufen, Springen, Spießwerfen u. dergl. geübt und wo allemal die Ueberwinder belohnt werden. Noch besser aber würde es mir gefallen,

Digitized by Google

wenn dieſe Uebungen, anſtatt daß ſie alle Jahre nur einmal vorgenommen werden, alle Wochen ordentlich gehalten würden." Hauptſächlich iſt auf dieſer Altersſtufe zu erzielen: Abhärtung, Ordnung und Liebe zur Arbeit, ſorgſame Ausfüllung der Zeit, damit der Müſſiggang nicht aufkommen könne. Pflanzung deutlicher moraliſcher Begriffe, freilich noch nicht in ſyſtematiſcher Zuſammenſtellung, vor allem Einprägung des Grundſatzes, daß Vernunft und Tugend zwei unverletzliche heilige Sachen ſeien, und Beibringung der religiöſen Hauptbegriffe, Gewöhnung zu überlegtem Handeln. Als Hülfsmittel für Gewöhnung an Ordnung und Liebe zur Arbeit empfiehlt Sulzer, daß die Kinder ſich in einem Tagebuch Rechenſchaft von ihrem Thun geben und daß bei Zutheilung der Arbeit die individuellen Neigungen berückſichtigt werden; für ausreichende Beſchäftigung die Einführung von Handarbeiten. „Was die Handarbeiten betrifft, ſo ſind diejenigen, womit man die Mädchen beſchäftigen kann, bekannt genug. Die Knaben können allerhand Sachen, die zu mechaniſchen Künſten gehören, vornehmen. In Holz oder Meſſing arbeiten, aus Pappendeckel allerhand Schachteln, Häuſer und Feſtungen bauen u. dergl., wozu man ihnen in den öffentlichen Schulen und Collegiis, wenn ſie recht eingerichtet wären, müßte Anleitung geben". Als Mittel für die Läuterung der moraliſchen Begriffe ſchlägt Sulzer die Einführung eines Briefwechſels mit den Kindern, für Befeſtigung der ſittlichen Grundſätze die Einprägung von kurzen ſprüchwörtlichen Maximen vor. Ausdrücklich fügt er der ganzen Auseinanderſetzung bei, daß alles bisherige den Mädchen ebenſowol als den Knaben gelte.

Die vierte Altersſtufe: elftes bis vierzehntes Altersjahr hat bereits den Uebergang zur Freiheit ins Auge zu faſſen. Man hat den Kindern nach und nach mehr Freiheit zu laſſen, ſoll ihre Neigungen nicht zu ſehr und ohne Noth einſchränken; man erlaube ihnen, ihre Gedanken und Neigungen frei durch anſtändige Reden an den Tag zu geben. Es gilt dafür zu ſorgen, daß die Kinder jetzt ſelber das Weſen, die Schönheit und die Nothwendigkeit der guten Neigungen einſehen lernen; zur Förderung dieſer Erkenntniß iſt nunmehr ſyſtematiſche Uebung des Denkens an der Zeit. Ebenſo iſt die Jugend jetzt theoretiſch und praktiſch in die wahren Gründe der natürlichen und geoffenbarten Religion einzuführen und ſind derſelben die nothwendigen Grundbegriffe der Welt- und Menſchenkenntniß beizubringen. Von hoher Bedeutung iſt es, den jungen Leute auf dieſer Altersſtufe den Umgang mit vernünftigen Erwachſenen zu verſchaffen.

Die letzte Periode endlich, vom ſechszehnten Jahre an, hat als Hauptaufgaben die Pflanzung von Beſcheidenheit und eines geſetzten Weſens, die Bildung des moraliſchen Geſchmacks (d. h. „der Fertigkeit, in den moraliſchen Geſchäften das Gründliche und Schöne von dem Falſchen und Schein-

Digitized by Google

baren zu unterscheiden, jenes zu lieben und dieses zu verachten") und gründlicher Begriffe von der wahren Ehre. Besonders ist es auch nöthig bei der Mädchenerziehung hier sorgfältig vorzugehen; statt höherer Schulen tritt für die Mädchen die Anleitung und Anhaltung zum Lesen guter Bücher ein. Zum Schluß weist Sulzer dann noch darauf hin, daß der damalige Gebrauch, junge Leute vor dem 20. Jahr zur Vollendung ihrer Bildung auf Reisen ins Ausland zu senden, verfehlt und äußerst gefährlich, und daß es jedenfalls nothwendig sei, sie zuerst zur Beobachtung und Kenntniß ihrer heimatlichen Verhältnisse anzuhalten und in der Kunst, mit wirklichem Nutzen zu reisen, im Kleineren und in der Nähe zu üben.

Das abschließende Capitel giebt eine Skizze dessen „was in Ansehung der äußerlichen Aufführung, des Umganges, der Haushaltung u. s. w. bei den Kindern in Acht zu nehmen ist". Für die Vergleichung mit Rousseau ist namentlich hervorzuheben, daß die Kinder in die Werkstätten der Gewerbetreibenden geführt werden sollen, und daß Sulzer ausdrücklich die Mannigfaltigkeit der daraus resultirenden Vortheile betont: „erstlich lernen sie dadurch die Waaren kennen, die guten von den schlimmen unterscheiden und ihren Werth und Preis bestimmen. Sie sehen, wovon und wie dieselben gemacht werden; welches sie ordentlich, erfinderisch und geschickt macht. Sie sehen, durch was für verschiedene Mittel der Mensch kann zu seinem Zwecke kommen und was für Mühe und Arbeit es braucht, etwas Rechtes zu machen".

Dieses sind in allgemeinen Umrissen Sulzers „vernünftige Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder"; manche feine psychologische und pädagogische Bemerkung, manche interessante Parallele zu Rousseau konnte in dieser gedrängten Uebersicht nicht Aufnahme finden. Es darf um so eher auf das Studium des Werkes selbst verwiesen werden, als dasselbe auch durch die Klarheit und Gewandtheit der Darstellung in formeller Hinsicht eine meisterhafte Leistung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist.

Man weiß in der That nicht, was am meisten Erstaunen hervorzurufen geeignet ist: ob das Vorhandensein einer solchen Erziehungslehre vor der Einwirkung von Rousseaus Emile; oder der Umstand, daß dieses Buch von einem fünfundzwanzigjährigen Manne so wie es uns vorliegt, vollendet wurde; oder die Thatsache, daß kein einziger der Geschichtschreiber der Pädagogik, und zwar von Niemeyer an, dieses Werk gekannt zu haben scheint. O. Fl.

Digitized by Google

Jean Jacques Rousseau.

[Quellen: Rousseaus Leben ist zunächst von ihm selbst in seinem berühmten Buche „Les Confessions“ beschrieben worden. Dasselbe erschien etwa drei Jahre nach Rousseaus Tod, es ist indessen unvollendet, da seine Mittheilungen nur bis zum Jahre 1765 reichen. Dieselben sind nicht immer zuverlässig. Was Rousseau z. B. über seinen Bruch mit Diderot und den Philosophen erzählt, hat sich seit dem Erscheinen von Madame d'Epinay's Denkwürdigkeiten (3 Bde. 1818) als leidenschaftliche, berechnete Entstellung erwiesen. Vergl. Rosenkranz, Leben Diderots. — Unter den französischen Biographen Rousseaus haben sich Musset-Pathay (1821), Saint-Marc Girardin (1852), Streckeisen-Moulton (1865) hervorgethan, unter den deutschen ist Brockerhoff (1863) der bekannteste. Einzelnes haben auch Raumer und Schmidt in ihren Geschichten der Pädagogik und Hauber in Schmidts Encyclopädie des Erziehungswesens (Bd. VII, 1869, Artikel: Jean Jacques Rousseau) beigebracht. — Hermann Hettner, in seiner Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert, 3. Aufl. 1872, hat Rousseaus Leben und Werke mit der seiner Feder eigenen Anmuth und Bündigkeit behandelt und nach Inhalt und Form eine gediegene Studie geliefert. Unter den Publicationen des Genfer Rousseaufestes (2. Juli 1878) zeichnet sich aus: J. J. Rousseau jugé par les Genevois d'aujourd'hui. Conférences faites par J. Braillard (J. J. Rousseau écrivain); Fréd. Amiel (caractéristique générale de Rousseau); André Oltramare (idées de Rousseau sur l'éducation); Jos. Hornung (les idées politiques de Rousseau); A. Bouvier (les idées religieuses de Rousseau); Marc-Monnier (Rousseau et les étrangers). Genève Sandoz, 1879. Dieses Bändchen von nicht ganz 300 Seiten concentrirt sozusagen alles Wissenswerthe über J. J. Rousseau und hält dabei die rechte Mitte zwischen Kritik und Bewunderung. Nachstehender Artikel schließt sich an Rousseaus Bekenntnisse, an Girardins und Hettners Arbeiten und an die zuletzt genannten Genfer-Vorträge an. Der Gegenstand ist zu oft behandelt worden, um mehr als eine substantielle Auswahl des schon Gesagten bieten zu können.]

Zwei französische Schriftsteller, Voltaire und Rousseau, haben mit ihrem ungeheuren Einflusse die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht und auch dem neunzehnten ihre tiefen Spuren eingeprägt. Während aber Voltaire ganz in der Gesellschaft und ihren brennenden Fragen aufgieng und selten sich die Zeit nahm, über sein eigenes Wesen und Treiben nachzudenken oder andern darüber zu berichten, hat Rousseau uns eine Selbstschau hinterlassen, die an verwegener Offenheit ihres Gleichen sucht. Er hat sein eigenes Ich mit mikroskopischer Genauigkeit betrachtet und seine „Bekenntnisse“ stolz und trotzig der Nachwelt vor die Füße geworfen. Wir haben ihn hier vor allem als den Philosophen der Erziehung zu behandeln; wer indessen seine Werke begreifen will, der muß vorerst den Mann und sein Leben kennen.

Jean Jacques Rousseau wurde den 28. Juni 1712 in Genf geboren. Sein Vater, ein Uhrenmacher, stammte von einer jener Hugenottenfamilien,

Digitized by Google

welche zu Calvins Zeit aus Frankreich eingewandert waren. Ein tüchtiger Handwerker, nicht ohne Intereſſe an geiſtigen Dingen, aber leichtlebig und ſorglos. „Meine Geburt war mein erſtes Unglück“, ſo ſchreibt Rouſſeau in den Bekenntniſſen. In der That, die Mutter ſtarb im Wochenbette, der Vater überließ den Knaben ſich ſelbſt, nichtsnutzige Kameraden verdarben ihn, dann kam er zu einem rohen und gewiſſenloſen Meiſter in die Lehre, kurz in einer ganz ungeſunden Luft lernt er das Leben und die Geſellſchaft kennen. Seine lebhafte Phantaſie beſchäftigte ſich am liebſten mit Romanen und den Biographien Plutarchs. Die Verlaſſenheit ſeiner Lage, die Unluſt am geregelten Gange täglicher Pflichterfüllung und die Wanderträume einer übelgeleiteten Einbildungskraft brachten den fünfzehnjährigen Jungen bald zum Entſchluſſe, das Weite zu ſuchen. Er floh (März 1728) nach Savoyen. Unweit Annecy liegt ein beſcheidenes Landgut, das eine junge, neulich zum Katholicismus übergetretene Wittwe, Frau von Warens, bewohnte, als unſer Wanderer hier anklopfte. Die Dame nahm ihn auf und ſchickte ihn zunächſt nach Turin, um da zu convertiren. Rouſſeaus Uebertritt fand am 21. April 1728 ſtatt. Er zählte damals ſechszehn Jahre. Nach zweijährigem Vagabunden- und Dienſtleben kehrte Rouſſeau in das Haus ſeiner Gönnerin zurück. Er verließ es noch mehr als einmal, bald um eine Lebensſtellung ſich zu ſuchen, bald um ſeinen unſteten Wandertrieb zu befriedigen. So viel ſteht feſt, in ſeinem idylliſchen Stillleben auf dem Gute der Frau von Warens hat ſich Rouſſeau umfaſſende Kenntniſſe erworben und ſeine geiſtigen Kräfte ſowol nach der guten als nach der ſchlimmen Seite ſeiner Individualität entwickelt. Seine raffinirte Empfindſamkeit, ſeine fiebernde Phantaſie, der Hang zum Träumen, die Gewohnheit, mehr nach Eindrücken als nach Thatſachen zu urtheilen, ſtatt der Gründe Gefühle ins Feld zu führen, das Ringen nach dem Unmöglichen und der zornmüthige Aerger über des Lebens unerbittliche Wirklichkeit, jenes meiſterloſe Hin- und Herwogen der Stimmung zwiſchen Glückſeligkeit und Verzweiflung, ſeine Sinnlichkeit und ſeine Melancholie, alles das keimte und entfaltete ſich hier, in dieſen Lehrjahren des künftigen Meiſters. Ohne große Uebertreibung hat Michelet ſagen können: „Savoyen und Madame de Warens haben unſern Jean Jacques gemacht“.

1741 wandert Rouſſeau nach Paris mit dreihundert Franken in der Taſche und einem Project, die Muſik durch Chiffern darzuſtellen. Er träumt von Ruhm und Reichthum, aber bittere Enttäuſchungen harren ſeiner. Die Sachverſtändigen verwerfen ſein Project. Seine Empfehlungen öffnen ihm zwar die Thore der beſten Geſellſchaft; aber auch hier hat er kein Glück. Sein Mangel an feiner Lebensart macht ihn ſchüchtern, ſeine Schüchternheit linkiſch und wortkarg. Endlich fällt er in die Netze einer unwürdigen Liebe. Thereſe Levaſſeur ſchmiedet ihm eine Kette, die er ſein Leben lang zu ſchleppen

Digitized by Google

hat; und ſein Stolz raubt ihm die letzten Chancen des Erwerbs. Rouſſeau iſt tiefunglücklich, der Verzweiflung nahe.

In dieſem Augenblicke fällt ihm die Preisfrage der Akademie von Dijon in die Hände, das Zauberwort, das mit einem Male den Schriftſteller ſich ſelbſt und der Welt enthüllt.

Rouſſeau hatte allerdings ſeine erſten litterariſchen Verſuche hinter ſich, er ſtand auch bei einigen Litteraten bereits im Rufe eines geiſtreichen Sonderlings. Namentlich hatte ihn der ebenfalls ſeinen Weg noch ſuchende Diderot gefeſſelt. Dieſer befand ſich im Sommer des Jahres 1749 gefangen im Schloßthurme von Vincennes, wohin damals ſchon mehr als ein Freidenker hatte wandern müſſen. Rouſſeau beſuchte ihn öfters, und es war auf einer dieſer Wanderungen, daß er jene Preisfrage: „Hat der Fortſchritt in Wiſſenſchaft und Kunſt den Sitten genützt oder geſchadet?“ in einer Zeitung las. „Bei dieſer Leſung“, ſo erzählt uns Rouſſeau ſelbſt, „blickte ich in eine neue Welt und ward ein anderer Menſch. Als ich Vincennes erreichte, befand ich mich in einer Aufregung, die an Wahnſinn grenzte. Alle meine kleinlichen Leidenſchaften giengen unter im Rauſche der Wahrheit, der Freiheit, der Tugend.“ Aber auch hier zeigte er ſich im Grunde, wie gewohnt, als ein Mann des erſten Eindrucks und der plötzlichen Begeiſterung. Diesmal freilich hielt ſie vor, dieſe Begeiſterung. Sie ließ ihm keine Ruhe mehr und beſchäftigte ſein Gehirn während mancher ſchlafloſen Nacht. Nur langſam klärte er ſeine durcheinanderſtürmenden Gedanken ab und es erforderte zäheſte Beharrlichkeit, um jene hinreißend beredte Form zu finden, welche das Geheimniß ſeines ungeheuren Erfolges birgt. „Zwei faſt unvereinbare Dinge“, ſo ſchreibt er einmal, „kommen bei mir zuſammen, gewaltige, ſtürmiſche Leidenſchaften und langſam ſich bildende Gedanken. Unklar kreiſen die Ideen in meinem Kopfe, ſie gähren bis zur Erhitzung meines ganzen Weſens, regen mich auf und machen mir Herzpochen. Nach und nach ſinkt meine Aufregung und das Chaos nimmt Geſtaltung an.“

Rouſſeaus Abhandlung glich einem Lavaguß, der einem bisher unbekannten Krater entſtrömt. Gleich mit dieſer erſten Arbeit faßt er Stellung zur Geſellſchaft ſeiner Zeit, die er für eine verdorbene erklärt, durch eine Rückkehr zur Natur und Tugend erneuern will. Es iſt die erſte Donnerſtimme der Revolution, der erſte Schrei des unterdrückten Plebejers, der Rache für die Vergangenheit und Garantien für die Zukunft fordert. Die Frage der Akademie von Dijon iſt für Rouſſeau nur Gelegenheit und Anſtoß, es handelt ſich um Anderes und um Wichtigeres. Daß Rouſſeau, ein Kind der Civiliſation und ein Freund von Wiſſenſchaft und Kunſt, hier ſeine eigene Mutter ſchlägt, iſt einer jener vielen Widerſprüche, welche zwiſchen dem Leben des Menſchen und den kühnen Theorien des Philoſophen walten.

Digitized by Google

Man kann dieſe allenfalls begreifen, wenn man die menſchliche Natur als eine ſich ſelber widerſprechende, ihre Widerſprüche bei Rouſſeau als einen Hauptzug ſeines Weſens gelten läßt. Man höre den Anfang jener Abhandlung, er enthält das ganze Programm von Rouſſeaus revolutionärem Wirken.

„Römer! ans Werk! Reißt eure Theater nieder, zertrümmert euere Bildſäulen, verbrennt euere Gemälde, jagt euere Sklaven von dannen, die euch knechten, deren verderbliche Künſte euch zu Grunde richten. Das einzige was Rom geziemt, iſt — die Welt zu erobern und der Tugend ein Reich zu gründen".

Rouſſeaus bezaubernde Sprache, ſeine hinreißende Begeiſterung für Ideen, welche bereits in der Luft lagen, ergriffen eine Geſellſchaft, die neben dem frivolen und cyniſchen Spotte gegenüber alternden Autoritäten doch wieder die wärmſte und aufrichtigſte Theilnahme für die Ideale reiner Menſchlichkeit im Buſen trug. So ward Rouſſeau mit einem Schlage zum Helden des Tages.

Nun beginnt für Rouſſeau den Schriftſteller die Zeit der Productivität. Sie umfaßt fünfzehn Jahre, dauert vom achtunddreißigſten bis zum dreiundfünfzigſten ſeines bewegten Lebens, und erzeugt ſeine Meiſterwerke: die Abhandlung vom Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen, die neue Heloiſe, den Emil und den Geſellſchaftsvertrag.

Der durch jenen erſten Erfolg erlangte Ruhm bot ihm reiche Gelegenheit zu materiellem Gewinn. Aber Rouſſeau hatte es anders beſchloſſen. Die ihm gewordene Miſſion eines abgeſagten Feindes der Civiliſation und der von ihr geſchaffenen Geſellſchaft, eine mehr und mehr ſich entwickelnde Menſchenſcheu und Hypochondrie, wol auch ſein wachſender krankhafter Stolz legten ihm die ſtrengſte Entſagung auf und ließen ihm freiwillige Dürftigkeit als Grundbedingung künftigen Wirkens erſcheinen. Etwas Schauſpielerei war freilich auch dabei. Rouſſeau behauptete, ſich mit Notenabſchreiben zu ernähren. Er war indeß ein ſchlechter Copiſt, und ſein Name allein war es, der ihm Kunden verſchaffte. Dieſe befriedigten ihre Neugier und bezahlten dieſelbe mit Geſchenken an Rouſſeaus Thereſe, welche nicht eben an übertriebenem Stolze krankte.

1753 folgte eine Abhandlung Rouſſeaus, die eine zweite Preisfrage der Akademie von Dijon beantworten ſollte: „Welches iſt der Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen? Iſt dieſelbe durch das Naturgeſetz beglaubigt?" Zur Stellung dieſer zweiten Frage war die Akademie vielleicht durch Rouſſeau ſelbſt angeregt worden; denn dieſer hatte bereits in ſeiner erſten Schrift die Bildung auch deshalb angeklagt, weil ſie die Ungleichheit unter den Menſchen fördere.

Digitized by Google

In seiner neuen Schrift nun wird das Eigenthum als die Ursache der Ungleichheit unter den Menschen bezeichnet. Das Eigenthum sei überhaupt das Grundübel der Gesellschaft. „Der Erste, der ein Grundstück abgrenzte und sich einfallen ließ zu sagen: „„Das gehört mir!““ und Leute fand, die dumm genug waren, ihm zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Welche Verbrechen, welche Kriege und Gräuel, welches Elend und welchen Jammer hätte nicht Derjenige den Menschen erspart, der jene Pfähle ausgerissen und jene Gräben verschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: „„Hütet euch, diesem Schwindler zu glauben! Es ist um euch geschehen, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen und die Erde keinem gehört!““ Dann schildert Rousseau die Glückseligkeit des Naturzustandes, des Wilden, der frei im Urwalde streift, weder zu arbeiten noch zu denken braucht, um sein Auskommen zu finden. Er versteigt sich bis zur Behauptung: „Der Zustand des Denkens ist ein unnatürlicher, und der Mensch, welcher nachdenkt, ist ein aus seiner Art gefallenes Thier! (L'état de réflexion est un état contre la nature et l'homme qui médite, est un animal dépravé).“ Ich führe die Stelle nicht an, um dem Verfasser des Emil einen neuen Widerspruch vorzuwerfen, sondern um bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß Rousseau, unbekümmert um die Wirklichkeit, seine Gedanken bis in ihre letzten Consequenzen verfolgt, und daß die Uebertreibung selten fehlt, wo ein großer Ideenkampf sich abspinnt. Auch diese zweite Schrift des Genfer Philosophen machte gewaltiges Aufsehen und umgab den gefeierten Namen mit neuem Glanze. Um diese Zeit begab sich Jean Jacques nach Genf und trat bei dieser Gelegenheit in den Verband der calvinistischen Kirche zurück. Von nun an nennt er sich mit Stolz „den Genferbürger“, und unterzeichnet seine nunmehrigen Publicationen: „Jean Jacques Rousseau, citoyen de Genève.“

Im Jahre 1756 verließ Rousseau Paris, um im Walde von Montmorency eine einsame, ländliche Wohnung, die Einsiedelei (l'Ermitage) genannt, zu beziehen. Dieses Landhäuschen gehörte einer Rousseau befreundeten Dame, Mme. d'Epinay. Sie bot es ihm als Wohnung an, als die Genfer ihrem Jean Jacques die Stellung eines Stadtbibliothekars anboten. Rousseau träumte von ungetrübtem Frieden und glückseliger Ruhe in jener Waldeinsamkeit von Montmorency. Er rechnete aber ohne die Feinde, die er im eigenen Busen trug. Rousseau hat uns sein Waldunglück im neunten Buche der Bekenntnisse erzählt. Nach dieser Darstellung hätten auch hier seine falschen Freunde ihm keine Ruhe gelassen, so daß sein Bruch mit Diderot, mit Grimm und Mme. d'Epinay der Nachwelt gerechtfertigt erscheinen mußte. Aber die später erschienenen Zeugnisse der Angeklagten haben dargethan, daß in Rousseaus eigenen Schwächen, besonders in seinem Miß-

Digitized by Google

trauen, seiner Gereiztheit und seinem Stolze, die Haupturſachen jener unglücklichen Zerwürfniſſe zu ſuchen ſind. Rouſſeau verließ die Ermitage im Jahre 1758. Von nun an iſt ſein Leben ein langes Unglück, ein ſtetes Leiden, ein faſt ununterbrochenes Wandern.

Im Jahre 1758 erſchien Rouſſeaus offener „Brief an d'Alembert gegen die Schauſpiele", ſeine dritte Streitſchrift gegen die Civiliſation als die Verderberin guter Sitten. Den Anſtoß zu dieſer Schrift gab zunächſt Voltaire, mit welchem Rouſſeau noch nicht zerfallen war. Er hatte ihm ſeine Abhandlung vom Urſprunge der Ungleichheit zugeſandt, und der große Spötter ihm dafür das zweideutige Compliment gemacht: „Wer Ihre Abhandlung lieſt, bekommt ordentlich Luſt, auf allen Vieren zu laufen". Voltaire nun hatte im Februar 1755 von der Genferregierung Erlaubniß erhalten, auf dem Gebiete jener Republik, vor den Thoren Genfs, eine Villa zu bauen. In dieſer Villa ließ er nun auch ein Theater errichten und lud ſeine Genfer Freunde ein, ſich an der Aufführung ſeiner Tragödien zu ergötzen. Drei Viertheile der calviniſtiſchen Genfer Geſellſchaft waren für Voltaire und ſein Theater, während das Genfer Conſiſtorium alles aufbot, dem Einbrechen dieſes Greuels zu wehren. D'Alembert, Mitverfaſſer der berühmten Encyklopädie, kam auf Beſuch zu Voltaire und ſuchte die Sache der Aufklärung zu fördern, indem er 1758 in einem Artikel ſeiner Encyklopädie für Genf die Errichtung eines ſtändigen Theaters vorſchlug und als zeitgemäß verlangte. Als Antwort auf jenen Artikel erſchien nun Rouſſeaus berühmter Brief an d'Alembert. Im Namen der Tugend — dies iſt Rouſſeaus Schlagwort — fordert er die Unterdrückung des Theaters, weil es die Sitten verderbe. Er weiſt an Voltaires Stücken nach, wie gerade ein großes Talent hier am allergefährlichſten wirke. Von ſeinen eigenen Luſtſpielen und Opern ſpricht er freilich nicht.

Aus der Waldeinſamkeit von Montmorency iſt auch Rouſſeaus berühmter Roman: „Julie oder die neue Heloiſe" hervorgegangen. Derſelbe erſchien im Jahre 1761. Im neunten Buche der Bekenntniſſe hat Rouſſeau die Entſtehungsgeſchichte dieſes Romanes ausführlich erzählt. Wie Göthes Wilhelm Meiſter beſteht dieſer Roman aus einer Erzählung und aus einem philoſophiſchen Theile, durch deſſen Betrachtungen die Perſönlichkeiten der Helden nachgerade verflüchtigt und als verblaßte Geſtalten in den Hintergrund gedrängt werden. Jener erſte Theil aber bleibt ein Meiſterwerk hochberedter Empfindſamkeit. Nie hatte ein Romanſchreiber ſeinen Liebenden ſolche Gluth der Leidenſchaft und ſolchen Zauber des Wortes geliehen. Hier iſt denn auch die erſte Quelle jener Gefühlsſchwärmerei zu finden, deren claſſiſcher Typus Göthes Werther iſt. Ein Lieblingswort jener ſentimentalen Epoche: „die ſchöne Seele" iſt eine Wortſchöpfung Rouſſeaus. Der zweite Theil des

Digitized by Google

Romans ist ein philosophischer Tugendspiegel nach der Schablone der dickleibigen Sittenromane des Engländers Richardson, welche trotz ihrer unendlichen Breite Tausende von Lesern gefunden und Ströme von Thränen entlockt haben.

Das Jahr 1762 liefert uns die beiden letzten von Rousseaus berühmten Werken: den „Gesellschaftsvertrag" (contrat social) und den „Emil".

Der „Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechtes" sollte Rousseaus Ideen über die politische Neugestaltung der Gesellschaft systematisch zusammenfassen und entwickeln. Die Schrift besteht aus vier Büchern, deren erstes vom Ursprunge, die übrigen von der Einrichtung des Staates handeln. Den Staat leitet Rousseau, ohne sich um die geschichtlichen Thatsachen zu kümmern, aus einem Vertrage ab, den die Gründer zur Sicherung gegenseitiger Vortheile miteinander eingegangen hätten. Rousseaus Ideal vom Staate ist zum guten Theile aus Erinnerungen an die Genfer-Republik und ihre demokratischen Institutionen geflossen. Die kleine Schrift hat der französischen Revolution nicht nur politische Ideen und Sophismen, sondern auch eine verderbliche Abstractionssucht und klingende Schlagwörter (Liberté, Egalité, Fraternité etc.) geliefert.

Wir kommen nun zu unserem eigentlichen Thema, dem Erziehungsromane „Emil oder von der Erziehung (Emile ou de l'éducation 1762)", demjenigen Buche Rousseaus, welches man als das vollständigste Denkmal seiner philosophischen Ideen betrachten darf. Es ist wol auch diejenige Schrift Rousseaus, die von allen seinen Schriften am meisten genützt und am wenigsten geschadet hat. Wie hatte sich Rousseau für seine Aufgabe vorbereitet? Eine pädagogische Praxis hatte er nicht hinter sich. Im Jahre 1739 war er in Lyon für kürzere Zeit Hofmeister gewesen. Aber er stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß er sein Amt nicht gut verwaltet habe, daß er ein schlechter Hauslehrer gewesen sei. Der von ihm damals entworfene Unterricht und Erziehungsplan ist noch vorhanden. Saint-Marc Girardin nennt ihn dürftig, ängstlich und gedankenarm. Tiefgehende Studien bereicherten Rousseau erst später auf pädagogischem Gebiete und weckten so seine eigenen Ideen. Man hat ihm zwar eine Menge von Entlehnungen nachgewiesen, aber niemand kann behaupten, daß seine Vorgänger im Punkte der wirksamen Form ihn von Ferne erreicht haben. Was Andere schon gedacht und ausgesprochen, das wußte Rousseau schärfer zu denken und hinreißender vorzutragen. Hierin liegt ein Hauptverdienst unsers Buches. Einer frivolen Mitwelt gegenüber sprach er mit feierlichem Ernste von der sittlichen Welt und ihren Forderungen, und dem Vorurtheile, daß die Erziehung mit der Knabenzeit vollendet sei, stellte Rousseau den Satz entgegen, daß sie im eigentlichen Leben erst recht anfangen müsse. In diesen beiden Punkten liegt ein unabweisbares

Digitized by Google

Verdienſt, das keine Sophiſtik der Gegner wegläugnen kann und das uns mit manchen Schwächen und Fehlern des Buches und des Autors aussöhnen ſollte.

Der Emil iſt ſeiner innerſten Tendenz nach eine Wiederholung von Rouſſeaus Kampf gegen die Geſellſchaft, nur das Terrain iſt ein neues, nämlich das Gebiet der Erziehung. Gleich der erſte Satz führt uns auf jene Gegnerſchaft zurück. „Alles iſt gut, was aus den Händen der Natur ſtammt, alles verkommt in der Hand des Menſchen.“ Mit andern Worten: Die Natur hat immer Recht, die Geſellſchaft immer Unrecht. Nach Rouſſeaus Theorie gäbe es im Grunde nur eine richtige Erziehung, die natürliche, die Erziehung des Wilden durch die Bedingungen ſeiner Umgebung. Dieſe Erziehung iſt nun aber unmöglich bei den Vorausſetzungen unſerer vorgeſchrittenen Civiliſation. Nach jener reinen Naturerziehung bleibt nun eine andere, die Rouſſeau als das Zweitbeſte empfiehlt, die Erziehung zum Staatsbürger im Sinne der Alten, nach dem Recepte von Platos Republik. Dieſe Erziehung läßt das Individuum im Staate aufgehen, ſie opfert das Individuum dem Staatsbürger. In Rouſſeaus Frankreich war auch dieſe ſo unmöglich wie die Erziehung der Natur. Was blieb unter ſolchen Verhältniſſen? Ein Erziehungsſyſtem, das ſo viel als möglich der Natur folgt. Dieſes zu finden iſt die Aufgabe unſeres Philoſophen.

Die Erziehung des modernen Menſchen iſt eine dreifache: Erziehung durch die Natur, d. h. durch die Entwicklung der anerbornen Fähigkeiten, Erziehung durch die Verhältniſſe, in welchen wir leben, endlich Erziehung durch den Einfluß eines ſchon erzogenen Menſchen. Von dieſen drei Faktoren verlangt der erſte die unbedingteſte Berückſichtigung, aus dem zwingenden Grunde, daß die Natur ſich nicht nach uns richtet, ſondern umgekehrt, daß wir uns nach ihr zu richten haben. Was iſt nun aber Natur? Rouſſeau antwortet mit Ariſtoteles: „Was vor jeder Entartung exiſtirt“. Daher die Behauptung, daß die Natur des Menſchen nicht ſchlecht ſein könne. Der Erzieher hat ſomit eine beobachtende und paſſive Rolle zu ſpielen, ſeine Aufgabe wird namentlich im Abwenden der ſchädlichen Einflüſſe beſtehen. Indeſſen giebt Rouſſeau zu, daß die Natur des Menſchen eine ſchwache ſei, Mutter der Trägheit und dadurch Mutter aller Laſter werden könne. „Jede Schlechtigkeit entſteht aus Schwäche, ein Kind iſt nur deshalb böſe, weil es ſchwach iſt. Macht es erſt ſtark, und es wird gut ſein.“ — Hieraus entwickelt ſich die große Aufgabe der Erziehung. „Man muß dem Kinde zu geben wiſſen, was es bei der Geburt noch nicht beſitzt, was es ſpäter bedürfen wird“, d. h. man muß es zur Selbſtändigkeit anleiten. Dieſe nun aber beſteht in der ſittlichen Freiheit. „Die Tugend kann einem von Natur ſchwachen Weſen nur durch die Stärke ſeines Willens werden.“

Digitized by Google

Dieſes ideale Erziehungsreſultat kann indeſſen nur dann erreicht werden, wenn der Erzieher vollkommen iſt. Wo iſt nun ein ſolcher zu finden? Mutter und Vater ſind allerdings die natürlichen Erzieher ihres Kindes. Aber befähigt ſind ſie deshalb noch nicht. Eine ideale Erziehung verlangt einen idealen Erzieher. Um ſeinem Emil dieſen zu ſichern, ſchafft Rouſſeau, wie ſein Vorgänger Locke, einen ſolchen in der Perſon ſeines Gouverneurs. Dieſer wird vor allem die Natur gewähren laſſen, ihr das Zugeſtändniß freier Entwicklung entgegen bringen. „Man lege dem Zöglinge nichts auf, man befehle ihm nie, was es immer auch ſei, durchaus nichts, man leite ihn nur durch das Geſetz des Möglichen und des Unmöglichen. Es giebt hier keine Mitte. Entweder gar nichts vom Kinde verlangen, oder unbedingten Gehorſam fordern.“

Wenn Emil einmal ein ganzer Menſch geworden, dann ſoll er lernen für ſeine Mitmenſchen, für die Geſellſchaft zu leben. Er wird ihr um ſo beſſer dienen können, je kräftiger ſeine Individualität ſich entwickelt hat. Die Erziehung der Vergangenheit gieng vor allem darauf aus, ihren Zögling ſo raſch als möglich für irgend eine Stellung in der Geſellſchaft zu befähigen. Im geraden Gegenſatze hiezu ſagt Rouſſeau, das Wichtigſte ſei nicht aus Emil einen Fachmann zu machen, ſondern ihm das Menſchenhandwerk beizubringen. Alles andere werde leicht erreicht, wenn jenes erlangt ſei.

So viel über die allgemeinſten Erziehungsgrundſätze Rouſſeaus. Zu ihrer Darlegung hat er die Form der Erzählung, des Romanes, gewählt. Er ſucht ſich einen an Leib und Seele geſunden Normalzögling und begleitet dieſen durch die verſchiedenen Stadien der ganzen Erziehung bis zur Verheiratung mit Sophie. Jeder Stufe weist Rouſſeau eine Sonderaufgabe zu, und in dieſer ſcharfen Trennung der körperlichen, geiſtigen, ſittlichen, religiöſen und bürgerlichen Erziehung liegt ein charakteriſtiſches Unterſcheidungsmoment von Rouſſeaus Pädagogik. Die Verfaſſerin der „Education progressive“, Madame Necker de Sauſſure, hat ſpäter jene Idee wieder aufgenommen und auf das ganze Leben ausgedehnt.

Das erſte Buch des Emil beginnt mit der Geburt und beſpricht Emils phyſiſche Erziehung bis zum Augenblick, da er zu ſprechen beginnt. Es umfaßt alſo einen Zeitraum von zwei Jahren, während welcher Emil zugleich eſſen, laufen und ſprechen lernt. Das Leben der thieriſchen Triebe beherrſcht ihn noch; dieſes entwickelt ſich nur dann in harmoniſcher Weiſe, wenn man allen Gliedern und allen Organen das freieſte Spiel gönnt. Hier ſchon wird die unberufene und unverſtändige Einmiſchung der Menſchenerziehung zurückgewieſen. Die Ungeduld der Eltern will der Natur vorgreifen, auf künſtlichem Wege die Entwicklung beſchleunigen, ſei es, daß ſie das Kind zu früh entwöhnt, daß ſie es zu früh laufen lehrt, oder daß ſie es Worte nachſprechen

Digitized by Google

läßt, deren Sinn es nicht verſtehen kann. Ja auch die Einimpfung des Schlechten beginnt bereits ſchon. Um ihren Säugling zu beruhigen, unterwirft ſich die Amme ſeinen Launen, oder ſie macht aus ihm ein Spielzeug und unterwirft ihn ſo ihren eigenen Launen. Nach ihrer augenblicklichen Stimmung ſchmeichelt oder droht ſie dem Pflegling. So muß das Kind eigenſinnig oder furchtſam, herriſch oder knechtiſch werden.

Ernſte und beredte Worte hat Rouſſeau gegen das Einwickeln der Kinder und den Mißbrauch des Säugammenweſens gerichtet. Die Bewegungen der Glieder ſollen nicht gehemmt werden und die Mutter ſelbſt ſoll, wo immer möglich, die Amme ihres Kindes ſein. Das Kind ſoll vor allem körperlich geſund und ſtark werden. „Je ſchwächer der Körper iſt, um ſo mehr befiehlt er; je ſtärker er iſt, um ſo mehr wird er gehorchen“. Dies ſind die leitenden Grundſätze für die erſte Periode, das Erdgeſchoß von Rouſſeaus Gebäude.

Die zweite Periode umfaßt das Alter von drei bis zwölf Jahren. Nach Rouſſeau iſt auch dieſer Lebensabſchnitt faſt ausſchließlich von der phyſiſchen Nothwendigkeit beherrſcht, kennt nur die ſinnliche Wahrnehmung und das paſſive Urtheil. Der Knabe fühlt und begreift nur den Gegenſatz des Angenehmen und des Unangenehmen, läßt ſich in allen ſeinen Handlungen nur vom Vergnügen und vom Schmerze leiten. Was ihn regieren und beſchränken ſoll, iſt die Gewalt der Verhältniſſe, mit andern Worten das Gefühl ſeiner Ohnmacht. Durch jenen Zwang und durch jenes Bewußtſein ſoll ſeine Freiheit begrenzt werden. Er iſt noch kein ſittliches Weſen, kann daher durch kein ſittliches Geſetz, durch keine Forderung der Pflicht regiert werden. Gehorſam von ihm verlangen zu wollen, wäre ſomit unvernünftig. Da man ihm nun durchaus nicht befehlen darf, ſo iſt ſein Erzieher genöthigt, ihn entweder phyſiſch zu zwingen oder ihn zu täuſchen; Gewalt und Liſt ſind die einzigen noch übrigen Erziehungsmittel. Aber auch den Zwang weist Rouſſeau ab, und er läßt nur — die Liſt, d. h. die verſteckte Nöthigung gelten. Dieſe erhebt er zur Würde einer Stellvertreterin des ſittlichen Gebotes. Der ſchlaue Erzieher hat die Verhältniſſe ſo zu ordnen, daß ſein Zögling von dieſen ſich immer auf dasjenige hingeſtoßen ſieht, was man von ihm erlangen möchte. „Die Moral, die er in dieſer Periode braucht, beſtehe darin, daß er der Gewalt der Verhältniſſe nachgiebt, daß er geduldig den Schmerz erträgt, ſich fügen lernt. Emil wird wahrhaft bleiben, wenn man von ihm keine Verſprechen verlangt, ihn niemals auffordert, die Wahrheit zu ſagen; er wird das Eigenthum Anderer achten und ſchonen, wenn man ihm durch eine ſein eigenes Intereſſe berührende Thatſache fühlbar macht, was Eigenthum iſt. „Nur eine Lehre darf dieſem Alter beigebracht werden, die nämlich, Niemandem Böſes zuzufügen.“ Keine andern Strafen als ſolche, die aus den Handlungen ſelber fließen. Das Kind ſoll nur die natürlichen Folgen

igitized by Google

ſeines Betragens zu dulden haben. „Es möge ſeine kleinen Erfahrungen auf eigene Rechnung ſammeln. Das wird ihn bald von ſelbſt beſſern.“

So viel über die Erziehung zur Sittlichkeit in dieſer zweiten Periode. Auch die intellectuelle Erziehung ſoll demnach keine directe, ſondern nur eine mittelbare ſein. Da alle unſere Ideen aus unſeren Sinnen fließen, ſo ſollen letztere geübt und geſchärft werden. In dieſem Alter iſt vorerſt nur eine Geiſtesfähigkeit thätig: das Gedächtniß. Man mißbrauche ſie aber nicht durch Auswendiglernen und Vortragen von Dingen, die der Zögling nicht verſtehen kann oder falſch verſtehen wird; ſelbſt die Fabeln taugen nicht für dieſes Alter, am wenigſten die für Erwachſene, nicht für die Jungen geſchriebenen Fabeln Lafontaines. Bücher und Lectüre, Schulzwang und Schularbeit ſind für dieſes Alter geradezu verderblich. Auch Phantaſie und Empfindſamkeit ſollen unberückſichtigt und unentwickelt bleiben. Nur das Zeichnen nach der Natur, ein bischen Singen und etwas praktiſche Geometrie dürfen getrieben werden. Alles andere ſei Körperübung und Sinnesübung in ſpielender Form.

Das dritte Buch behandelt die Periode vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre, welche der intellectuellen Erziehung in den Vordergrund zu treten geſtattet. Der Moment iſt da, wo die bisher unzureichende Körperſtärke des Zöglings in ihr Gegentheil, das Uebermaß der Kraft umſchlägt. Dieſen Ueberſchuß an Kraft ſoll der Knabe zur Erwerbung nützlicher Kenntniſſe verwenden. Das Urtheil wird aus einem paſſiven ein thätiges auf dem Wege des Vergleichens. Emil beginnt ſein Verhältniß zu Dingen und Menſchen geiſtig zu beherrſchen und zu durchdringen. Die Leidenſchaften ſind noch nicht erwacht, das Gleichgewicht der Kräfte iſt noch nicht geſtört. Somit iſt dieſes Alter verhältnißmäßig das Alter der größten Kraft. Die Neugier und die Wißbegier ſind rege geworden, die geiſtige Thätigkeit folgt auf diejenige des Körpers. Da ferner unſer Zögling nicht mehr unter der ausſchließlichen Herrſchaft der unmittelbaren Nothwendigkeit ſteht, beginnt der angehende Jüngling die Zukunft ins Auge zu faſſen, ein neues Motiv des Denkens und Thuns erwächst für ihn aus dieſer Entdeckung. Die Vorſtellung des Nützlichen beginnt ſein Handeln zu beſtimmen.

Der Augenblick der Studien und der Reflexion iſt eingetreten. Aber man ſoll Emil nichts vorlegen, deſſen Nutzen er nicht einzuſehen vermag. „Wozu wird uns das dienen?“ Nach dieſem Geſichtspunkte werden Lehrer und Schüler ſich richten müſſen. Die Wiſſenſchaft iſt ein unendliches Meer; eine Wahl muß ſchon deshalb getroffen werden. Emils Wiſſen hat ſich auf das Nächſte zu beſchränken. Er ſoll die Natur ſeiner Umgebung und ſeine Stellung zu dieſer erforſchen und kennen lernen. Das Studium des Menſchen, das ſchwierigſte von allen Studien, ſoll erſt zuletzt in die Linie rücken.

Digitized by Google

„Anſchauung, Anſchauung der Dinge ſelbſt! Ich kann es nie genug wiederholen: Wir laſſen dem bloßen Worte viel zu viel Gewalt. Mit unſerer geſchwätzigen Erziehung ſchaffen wir nur Schwätzer! Etwas Weltkunde, Ortskunde, Chemie und Mechanik, das Erforſchen gewiſſer Naturgeſetze, das ſoll unſern Zögling auf dieſer Stufe beſchäftigen, aber ſtets ſoll die angeſchaute Thatſache der Abſtraction und der Theorie vorangehen. Kein anderes Buch als die Welt! Braucht es dennoch ein Buch, ſo ſei es Robinſon Cruſoe, die Geſchichte des Mannes, der allein und auf ſich ſelber angewieſen, ſeine Welt und ſeine Exiſtenz zu ſchaffen weiß durch intelligente Ausnutzung ſeiner eigenen Kraft und jedes Vortheiles ſeiner Lage. Robinſon allein wird auf lange Zeit Emils ganze Bibliothek bilden. Emil hat einen Curs der Experimentalphyſik durchzumachen, in welchem er die wahre wiſſenſchaftliche Methode lernt, wo er ſelbſt zu beobachten und zu ſuchen hat, ja ſelbſt die Maſchinen erfindet, deren er bedarf! Es handelt ſich nicht darum, vieles zu wiſſen, ſondern ſein Wiſſen auf dem rechten Wege, d. h. auf dem Wege der Induction, der Herleitung wiſſenſchaftlicher Wahrheit aus den Thatſachen, zu erlangen. Sein Lehrer zeige ihm den Weg zum Wiſſen, laſſe ihn auf dieſem Wege die erſten Schritte thun, ohne jedoch zu geſtatten, daß er weit gehe."

Mit dieſer intellectuellen Erziehung ſoll die körperliche Fortentwicklung Hand in Hand gehen. Im Vereine mit den geiſtigen ſollen die Leibeskräfte nach einem Ziele der praktiſchen Nützlichkeit hinarbeiten. Daher denn die Vorſchrift, irgend eine Handwerkslehre durchzumachen, gleichviel für welche Zukunft der Zögling erzogen wurde. Dieſe Idee hat Rouſſeau ſeinem Vorgänger Locke entnommen. Indeſſen hat Rouſſeau dieſelbe ſich inſofern zu eigen gemacht, als er ſie mit neuen Gründen rechtfertigt, ſie in ſeinem Sinne geſtaltet und ſich bei dieſer Gelegenheit über die Frage verbreitet, wie dem Zöglinge ſeine wahren Berufsneigungen abzulauſchen ſeien. Einen andern Vortheil erhebt er hiebei zum Erziehungsgeſetz: „Das große Geheimniß der Erziehung beſteht darin, daß die körperlichen und die geiſtigen Uebungen ſich gegenſeitig als Erholung dienen. Unſeren Denkern iſt die körperliche Arbeit, unſeren Bauern die geiſtige unbekannt. Emil ſoll ſie beide üben, er ſoll denken wie ein Philoſophe und arbeiten wie ein Bauer."

Mit dem vierten Buche berühren wir die ſchwierigſte Erziehungsepoche, die Zeit von fünfzehn bis zwanzig Jahren, wo der Verſtand ſich durch das Gefühl ergänzen, wo das denkende und handelnde Weſen zu einem liebenden und empfindſamen werden ſoll. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, das ſittliche Bewußtſein am Mitmenſchen zu meſſen, die Beziehungen nicht mehr zu den Dingen allein, ſondern zu ſeines Gleichen ins Auge zu faſſen. Das ganze Leben ſoll von nun an dieſem Studium gewidmet ſein. Hier iſt,

Digitized by Google

namentlich im Beginne, die Gegenwart des Erziehers unerläßlicher als je. Bisher beschränkte er sich nur darauf, die Gelegenheiten anzuordnen, welche Emils Fähigkeiten zum Spielen brachte. Aus dieser zuwartenden Rolle tritt er nun heraus, und es beginnt das Walten einer entschiedenen Leitung. Emil braucht nicht länger nur einen Spielgenossen und einen Kameraden, sondern einen Rathgeber und einen festen Lenker. Wie unverständig ist die Routine, die Erziehung gerade da beschließen zu wollen, wo sie erst recht anzufangen hat! Daher widmet Rousseau gerade dieser Zeit die größte Sorgfalt.

Beim Uebergange aus der Knabenzeit zur Männlichkeit entflammen sich die Leidenschaften, und die Liebe zum eignen Ich wird Eigenliebe und Selbstsucht, sobald der Mensch mit Andern sich zu vergleichen beginnt; der Eindruck von Vergnügen und Schmerz, der früher an den Dingen haftete, wird zum subjectiven Gefühle der Liebe und des Hasses. Zu gleicher Zeit erwachen nun auch die Sinne: eine sitzende Lebensart und verfrühte, schädliche Lectüre betheiligt im schlimmen Sinne die Phantasie. Letztere wird je nach ihrer Leitung den Hang zum Guten oder zum Schlechten bestimmen. Die Leidenschaften müssen daher geleitet und regiert werden, da an eine Vernichtung derselben nie zu denken ist. Das Weiseste wird sein, ihnen keinen Vorschub zu leisten, ihre Entwicklung möglichst zu hemmen, damit sie in der von der Natur gewollten Stufenfolge nur allmälig zur Geltung gelangen. Man arbeite namentlich auf den gefährlichen Punkt hin, indem man die Krisis der Mannbarkeit, so viel man kann, hinausschiebt. Die Wandlung des Einsamlebenden in ein der Fortpflanzung geweihtes Wesen gleicht einer neuen Geburt und einer zweiten Existenz.

Der zum Freunde vorgerückte Mentor wird nun den Charakter seines Zöglings dadurch besonders zu bilden suchen, daß er ihm die menschlichen Beziehungen vorführt. Auch hier ist mit Wahl und Berechnung vorzugehen. Soll z. B. die Eigenliebe zur Nächstenliebe werden, so muß man dem Zöglinge nicht die Glücklichen, sondern die Armen und Unglücklichen zeigen. Dann wird das Mitleid in seinem Herzen erwachen, während die Betrachtung weltlicher Genüsse nur Eifersucht und Neid erwecken würde. Aus jenen Regungen aber werden die ersten Laute des Gewissens hervortönen, aus welchen die Vernunft allmälig die ersten Vorstellungen von Gut und Böse abstrahiren wird.

Auch der Unterricht wird der sittlichen Bildung in die Hand arbeiten. Hier ist nun ein dem früheren entgegengesetzter Weg einzuschlagen. Die eigene Erfahrung muß jetzt durch die Erfahrung Anderer ersetzt werden. Das Studium der Geschichte bietet sich aber als der beste Lehrcurs praktischer Philosophie dar. Da nun Emil aus dem Schauspiele menschlicher Schwächen und menschlicher Unvernunft nur allzu leicht den Schluß ziehen

Digitized by Google

möchte, daß er ſtärker und vernünftiger ſei als alle jene Leute, ſo muß er durch ungefährliche Proben zur Erkenntniß der eigenen Schwäche geführt werden. Dieſer ſuche man indeſſen nicht durch Rüge und Strafe, ſondern durch das Studium der Fabeln beizukommen. Die Moral derſelben wird Emil in aller Stille auf ſich ſelbſt anwenden.

Höher indeß als alle theoretiſchen Belehrungen ſtellt Rouſſeau die Anleitung zur Kunſt des Handelns. Bis Emil eigene Angelegenheiten zu führen bekommt, ſoll er die Angelegenheiten Anderer mit Rath und That, mit phyſiſchen und geiſtigen Kräften zu fördern ſuchen. Die Ausübung geſellſchaftlicher Tugenden wird ihm die beſte Vorbereitung ſein für einen Zukunftscurs der Sittenlehre; denn Andern helfen entwickelt das Gefühl der Menſchlichkeit. Die Ausübung der Pflichten ſoll ihrer Theorie voraufgehen. Erſt nachdem das Bewußtſein Gottes in ſeiner Seele Platz gewonnen, kann jene ihm geboten werden. Wir ſtoßen hier auf die Frage des Religionsunterrichts.

Mit fünfzehn Jahren weiß Emil noch nicht, ob er eine Seele beſitzt. Vielleicht ſogar iſt es im achtzehnten Jahre zu früh. Nie iſt ſeinem Lehrer der Name Gottes über die Lippen gekommen. Rouſſeau will auch hier den rechten Moment abwarten. Das Studium der Natur muß vorangehen; dieſes wird den Zögling von ſelbſt auf die Spur ihres Schöpfers leiten. „Man kennt den Arbeiter erſt aus ſeinen Werken. Um zu beurtheilen, was er iſt, muß man erſt wiſſen, was er leiſtet.“ Der entgegengeſetzte, von Locke empfohlene Weg kann nur zum Aberglauben, oder zum Materialismus führen. „Wenn Emil zu früh erfährt, daß er eine Seele habe, ſo riskirt er dieſe nie zu kennen.“ Rouſſeau behandelt übrigens die Religion mit hohem Ernſte. Sie ſoll eine gänzliche Umwandlung im Weſen Emils hervorbringen, indem ſie den Egoiſten zu einem Träger der Nächſtenliebe und das perſönliche Ich zu einem ſittlichen macht, deſſen Mittelpunkt in Gott zu ſuchen iſt. Seine Ideen über Religion hat Rouſſeau in einer berühmten Epiſode des fünften Buches, „dem Bekenntniſſe des ſavoyiſchen Geiſtlichen“ niedergelegt, das mit ſtaunenswerther Beredſamkeit den Atheismus hier und die Orthodoxie dort, beide im Namen der Gefühlsreligion, bekämpft.

Von nun an iſt der Zögling ein Mann, und wenn ſein Erzieher auch ferner bei ihm bleibt, ſo geſchieht es nur, um ihm behülflich zu ſein, ſein praktiſches Wiſſen zu ergänzen und ſeine Tugend zu feſtigen. Die hier zu beobachtende Methode muß aber das gerade Gegentheil der früheren ſein; denn Autorität und Pflichtgefühl ſollen von nun an das erlangen, was früher Liſt und Ueberlegenheit. Die Leidenſchaften des jungen Mannes können übrigens durch ihre gefährlichſte Helferin, die Phantaſie, gezügelt werden. Emil träumt von einer Gattin, während er erſt mit der Welt ſoll bekannt

Digitized by Google

gemacht werden. Wie hilft ſich Rouſſeau? Er führt ſeinen Zögling durch die Welt, indem er ihm die Auffindung dieſer Gattin als letzten Zweck ſeiner Wanderſchaft vor Augen ſtellt. So dient die Auffindung Sophiens zunächſt als Vorwand, Emil ein Jahr in Paris hinzuhalten, wo das lebendige Ideal des geſuchten Gegenſtandes ihn vor jeder Unſittlichkeit zu ſchützen ſtark genug ſein wird.

Der Umgang mit ſeinen Geiſtern wird Emils Geiſt entwickeln, ſeinen Geſchmack bilden und ihm den Wunſch zu gefallen einflößen; endlich ihn zum Studium der Litteratur, beſonders der alten, anregen. Sprachen, Litteratur und allgemeine Grammatik werden ſeine freie Muße beſchäftigen. Schließlich ſoll ihn das Theater mit dem Weſen der Poeſie bekannt machen.

Aber Sophie iſt nicht in Paris zu entdecken. Sie wird auf dem Lande, in ländlicher Einfachheit, von einer verſtändigen Mutter erzogen. Ihre Erziehung iſt im Weſentlichen eine andere als diejenige Emils. Die Mutter hat ihr frühe einige religiöſe Begriffe beigebracht, ſie übrigens zum Alltagsleben und zum Gefühl für Kunſt und Schönheit vorbereitet. Wenn der Knabe in der Freiheit und für die Freiheit aufwächst, ſo ſoll das Mädchen ſchon früh an das Joch gewöhnt werden, welches einſt das Weib zu tragen hat. Um die Sitte und das Urtheil der Menſchen ſoll ſie ſich vor allem kümmern. Wie der Knabe überall frägt: Wozu das? So ſoll das Mädchen immer fragen: Was wird man dazu ſagen? Mit einem mäßigen Wiſſen ausgeſtattet, ſoll ſie vor allem für die Häuslichkeit und die Familie erzogen werden. Das iſt die Beſtimmung ihres Geſchlechtes. Ein gelehrtes Weib iſt ein Unding. „Sie ſoll nicht der Lehrer, ſondern der Schüler ihres Mannes ſein. Emil ſoll das Vergnügen haben, ſie alles zu lehren.“

Sophie iſt gefunden. Sie hat ſich mit ihrem Emil verlobt. Aber ſiehe da, Rouſſeau erklärt, das letzte Ziel ſei noch nicht erreicht. Wol iſt Emil ein kenntnißreicher und feiner junger Mann, aber es fehlt ihm noch vieles, um ein tüchtiges Familienhaupt und ein nützlicher Bürger zu ſein. Dieſen höheren Zwecken ſoll er ſeine Leidenſchaft zum Opfer bringen und ſo die Taufe der Tugend empfangen. So wird denn unſerem Bräutigam von ſeinem Erzieher zugemuthet, ſich auf eine Zeit von derjenigen zu trennen, die er bereits inniger zu lieben ſcheint als ſeine Pflicht. Der dreiundzwanzigjährige Zögling widerſetzt ſich und muß nun zum erſten Male in ſeinem Leben eine lange Predigt anhören. Sein Freund und Mentor entwickelt ihm den ganzen bisher befolgten Erziehungsplan und fordert ihn auf, das faſt vollendete Werk durch einen Entſagungsact zu krönen. Emil geht auf den Vorſchlag ein und bringt zwei Jahre im Auslande und auf Reiſen zu, erlernt ein paar lebende Sprachen und beobachtet Sitten und Völker: nach der materiellen und der ſittlichen Welt muß Emil auch die bürgerliche kennen lernen. Somit

Digitized by Google

entwirft der zweite Theil des fünften Buches eine Theorie des ſtaatsbürgerlichen Lebens, welche die Hauptgedanken von Rouſſeaus „Geſellſchaftsvertrag“ wiederholt. Emils Mentor ſchließt dieſelbe mit den bedeutſamen Worten: „Wo findet ſich die wahre Freiheit? Sie hängt an keiner Regierungsform, ſondern ſie wohnt im Buſen des freien Mannes, der ſie überall mit ſich führt. Ein gemeiner Menſch iſt überall ein Knecht. Er wäre Sklave in Genf; der Andere frei, ſelbſt in Paris.“

Dies die Hauptgedanken und der weſentliche Inhalt von Rouſſeaus Emil. Wie jedes außerordentliche Buch hat auch Rouſſeaus Emil begeiſterte Anhänger und heftige Gegner gefunden. Wir wollen die Einwürfe der letztern anführen, die Vertheidigung der Freunde gelegentlich anreihen.

Vor allem wird der Satz angefochten, daß die Natur gut und die Geſellſchaft ſchlecht ſei. Was erſtere betrifft, ſo behaupten Erfahrung und Wiſſenſchaft das Gegentheil. Hat doch die neuere Naturforſchung die optimiſtiſche Anſicht, daß die Natur alles zum beſten eingerichtet, längſt beſeitigt. Und was von phyſiſchen Bedingungen gilt, wie ſollte das in intellectueller und in ſittlicher Beziehung weniger gelten? Zur Entſchuldigung von Rouſſeaus Irrthum läßt ſich etwa anführen, daß ſeine Geſellſchaft weit weniger geſund war als die unſrige, und daß die Uebertreibung und das Paradoxon mit dem Berufe eines Streiters und eines Reformators wie von ſelbſt ſich einſtellen. — Ein zweiter Einwurf gilt Rouſſeaus Grundſatz der Erziehung durch die Freiheit. Dies ſei erſtens nicht gut, weil die ſittliche Wohlthat des Müſſens, des Gebotes, der ernſten Zucht dadurch beſeitigt werde. Es ſei aber auch nicht möglich; das habe Rouſſeau ſelbſt gefühlt, indem er die Freiheit ſeines Zöglings durch die Kunſtgriffe und Kriegsliſten ſeines Mentors zu einer illuſoriſchen, alſo zu einem Trug und zu einer Lüge mache. „Und ſpielend wollt ihr einen Menſchen bilden? Das Leben iſt kein Spiel, ſondern eine harte Schule, wie ſoll alſo eine ſpielende Erziehung die richtige Vorbereitung für jenen Ernſt ſein? Wie ſoll ein Tugenddilettant Ehrfurcht vor dem Pflichtgebot lernen? Baſedow und andere Pädagogen, welche, nach Schloſſer, Rouſſeaus Poeſie in deutſche Proſa überſetzten, haben keine Erfolge aufzuweiſen.“ Es muß zugegeben werden, daß Rouſſeau ſelbſt nie wol zu Muthe war, wenn er von Verſuchen hörte, ſein Erziehungsſyſtem als Ganzes in die Praxis umzuſetzen. — Drittens wird der Einwand gemacht, daß die Zerlegung der Erziehung in eine phyſiſche, intellectuelle, moraliſche und religiöſe, und die vollſtändige Trennung dieſer Dinge nach Entwicklungs- und Altersperioden naturwidrig ſei, da der Menſch von Anfang an eine Einheit darſtelle, Phantaſie und Verſtand ſchon im zarten Alter ihre Nahrung fordern, und unſere ſechs Jahre Volksſchule ſchwerlich zur Freude der Eltern und zum Nutzen ihrer Kinder geſtrichen würden. — Viertens ſei Rouſſeaus

Digitized by Google

ganzer Plan nur auf einen Ausnahmefall berechnet, und ein Erzieher ſtehe wenigen Zöglingen, ein Normalmenſch wie Emil wenigen Erziehern zu Gebote.

Fünftens wird hervorgehoben, daß Rouſſeaus träumender Rückblick auf einen Zuſtand uranfänglicher Glückſeligkeit im Urwalde das belebende Princip jeder Erziehung, die Hoffnung auf die Zukunft und den Glauben an den Fortſchritt, nicht anerkenne. Weil die Geſellſchaft unvollkommen iſt, ſo träumt er ſich einen vollkommenen Urzuſtand, weil jeder Fortſchritt ſeine Kehrſeite hat, jede Civiliſation gewiſſe Vorzüge früherer Zuſtände opfern muß, ſo ſoll weder jener noch dieſe eine Berechtigung haben. Wie kann er überhaupt mit Freudigkeit für eine Welt erziehen, die nach ſeinem Dafürhalten ihr Exiſtenzrecht verwirkt hat?

Dies etwa ſind die Haupteinwürfe gegen Rouſſeaus Syſtem. Was haben Rouſſeaus Vertheidiger zu erwiedern? Die beſonnenſten unter ihnen geben heute zu, daß der Irrthümer, Sophismen und Widerſprüche im Emil nicht wenige ſind, daß der ſpekulative Träumer, der von ſich ſelber ſagen mußte: „Meine Träume laufen häufig in Betrachtungen, meine Betrachtungen noch häufiger in Träume aus“, ſich um Erfahrung und Leben, um das Wirkliche und das Mögliche zu wenig bekümmert hat. Aber ſie entgegnen mit Recht: Rouſſeau wollte kein Handbuch der Erziehung ſchreiben, ſondern ein Ideal aufſtellen, wie es ſeiner Phantaſie vorſchwebte, und, ins Einzelne ausgeführt, ſeinem philoſophiſchen Kopfe entſprang. Die bloße Aufſtellung eines ſolchen Ideales war ein Segen, ſie wirkte befruchtend, wenn auch nur mittelbar und allmälig. Und wie viele edle Gedanken und tiefe Wahrheiten, wie viele ſcharfſinnige Wahrnehmungen, wie viele Scherblicke und Prophetenworte, wie manche Anregungen und zündende Funken enthält das außerordentliche Buch! Doch alles das hätte kaum hingereicht für eine ſo durchſchlagende Wirkung, wäre nicht die Wärme, die Begeiſterung, die Phantaſie und die hinreißende Beredſamkeit des großen Schriftſtellers dem träumenden Philoſophen und dem philoſophiſchen Denker zu Hülfe gekommen. So iſt denn die litterariſche Vortrefflichkeit des Buches der Schlüſſel zum Geheimniſſe ſeines Welterfolges. Ein Buch, das der große Kant zu ſeinem Liebling erkor, konnte in der That weder ein gewöhnliches noch ein unedles ſein.

Rouſſeau kam ſpäter auf die wunderliche Idee eine Fortſetzung zu ſeinem Emil zu ſchreiben, und noch wunderlicher als der Gedanke iſt deſſen Ausführung. Er läßt nämlich Sophie ihrem Gatten untreu werden, den Emil unter die Seeräuber und in Sklaverei gerathen, durch ſeine Tüchtigkeit indeſſen zum geſchätzten Rathgeber ſeines muſelmänniſchen Eigenthümers ſich emporſchwingen. Muthmaßlich wollte er uns damit zeigen, wie eine gute Erziehung dem wackeren Manne durch alle Lebensſtürme hindurchhilft. Dieſe

Digitized by Google

Arbeit ist als Fragment auf uns gekommen, und wie Miltons und Tassos Fortsetzungen ihrer großen Dichtungen — der Vergessenheit anheimgefallen.

Rousseaus frühere Schriften, die so kühn die Grundlagen der Gesellschaft angegriffen und so offen die kommende Umwälzung vorbereiteten, die mitunter nicht der Sittlichkeit, sondern ihrem Gegentheile in die Hände gearbeitet, waren von der Regierung und der Polizei weder verfolgt noch irgendwie behelligt worden. Anders gieng es mit dem Emil, demjenigen Buche, in welchem Rousseau Sitte und Tugend, Häuslichkeit und Gottesfurcht predigt. Im Sommer 1762 verurtheilte das Pariser Parlament den Emil zum Feuertode durch Henkershand und erließ gegen den Autor einen Verhaftsbefehl. Die Genfer folgten diesem Beispiele. Rousseau floh aus Paris und wagte es nicht, in seiner Vaterstadt Schutz zu suchen. Er ließ sich im Traversthale auf dem Gebiete von Neuchatel nieder, dessen preußischer Gouverneur, Marschall Georg Keith, ihn im Sinne seines großen Königs freundlich aufnahm. Aber die Intrigen und der Haß seiner unversöhnlichen Feinde erreichten ihn selbst hier und trieben ihn bald von dannen. Man hetzte die Bevölkerung gegen ihn auf, und diese machte Miene ihn zu steinigen. Die Bernerregierung erlaubte ihm nun, die Petersinsel im Bielersee zu beziehen, zog aber nach zwei Monaten diese Gunst wieder zurück. Schon war Rousseau im Begriffe, seine Schritte nach Berlin zu lenken, als der englische Geschichtschreiber Hume, sein philosophischer Freund, ihn bewog, seine Gastfreundschaft in England anzunehmen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, woselbst seine Gegenwart geduldet wurde, reiste er (Januar 1766) über den Canal. In einem Dorfe der Grafschaft Staffordshire wohnte er nun über ein Jahr bei seinem Freunde, aber auch da erregte er Anstoß bei der Bevölkerung; sein Argwohn erblickte in diesen Vorgängen eine heimliche Verrätherei des Freundes selbst. Es erfolgte bald ein offener Bruch, und im Mai des Jahres 1767 finden wir ihn abermals in Frankreich. Hier überwarf er sich mit seinen letzten Freunden, irrte von Ort zu Ort, ohne Ruhe oder Frieden zu finden. Seine Stimmung nahm mehr und mehr den Charakter einer Gemüthskrankheit, sein Argwohn denjenigen einer Monomanie an. Um diese Zeit schreibt er: „Wenn ich reise, wird alles vorbereitet, um allenthalben über mich verfügen zu können; man bezeichnet mich den Kutschern und Wirthen; verbreitet über mich die schauderhaftesten Dinge, damit meine Seele auf Schritt und Tritt zerrissen werde, und alles das geschieht mit Zustimmung der Nation, und nicht nur meine angeblichen Freunde, sondern selbst ehrbare Leute nehmen an diesen Verfolgungen Antheil". — Im Jahre 1770 kehrte Rousseau abermals nach Paris zurück, und bewohnte da die Straße, die heute seinen Namen führt. Er brachte sich abermals mit Notenschreiben durch und vollendete die im Traversthale begonnenen Bekenntnisse

igitized by Google

aus ſeinem Leben. Dieſelben reichen bis zum Jahre 1765. Sie ſind höchſt merkwürdig als autobiographiſches und pſychologiſches Denkmal, empfehlen ſich übrigens durch den Zauber ihrer Sprache weit mehr als durch die Zuverläſſigkeit ihrer Angaben, und haben durch den Cynismus gewiſſer Stellen eine zweideutige Berühmtheit erlangt.

Im Mai des Jahres 1778 entſchloß ſich Rouſſeau der Einladung des Marquis von Girardin Folge zu leiſten. Er ging nach Ermenonville und hier, im Umgange mit der freien Natur, erwachte in ihm zum letzten Male ein Schimmer erſterbender Lebensluſt. Am dritten Juni 1778 ſtarb Rouſſeau plötzlich. Das Gerücht eines Selbſtmordes verbreitete ſich raſch und wurde von ſeinen aufrichtigſten Freunden geglaubt. So heftig dasſelbe ſpäter beſtritten ward, iſt die Sache doch weder an ſich unwahrſcheinlich, noch fehlen ihr gewichtige Zeugniſſe. Daß ein gemüthskranker Mann ſeinem Leben gewaltſam ein Ziel ſetzt, iſt eine täglich vorkommende Thatſache. In unſerem Falle kann ſie dem Ruhme des Schriftſtellers keinen Eintrag thun, ſelbſt den ſittlichen Werth des Menſchen ſchwerlich beeinträchtigen. Was die Zeugniſſe betrifft, ſo ſehe man dieſelben in Schmidts Encyclopädie des Erziehungsweſens, Artikel Rouſſeau, nach. Bei ſolcher Sachlage iſt es mindeſtens unbeſonnen, die Thatſache einfach zu läugnen. Im beſten Falle darf man mit Hettner die Evidenz der Zeugniſſe in Zweifel ziehen und die Frage für unentſchieden erklären.

* * *

Wenn ein Schriftſteller nach ſeinem Einfluſſe zu meſſen iſt, ſo behauptet Rouſſeau neben Voltaire den erſten Rang unter den Autoren ſeines Jahrhunderts. Zu dieſem ſteht er in einem grellen Gegenſatze der Lebensſtellung, des inneren Weſens, des ganzen Strebens und Schaffens. Voltaire, der reiche Ariſtipp, lebt mit den Reichen, den Vornehmen und Großen ſeiner Zeit, er theilt ihre Genüſſe, und es fällt ihm nicht ein, gegen die Verdorbenheit ſeiner Geſellſchaft ſich ernſtlich zu empören. Auch er will eine Revolution, aber ſie ſoll nicht durch das Volk, ſondern durch den aufgeklärten Despotismus, durch die Fürſten ſelbſt, zu Stande kommen. Seine Waffe iſt der Witz und ſeine Handhabe der geſunde Menſchenverſtand. Ganz anders Rouſſeau, der arme Sonderling, der ſtolze Diogenes, der volksthümliche, demokratiſche Reformator. Er klagt die Geſellſchaft an, fordert eine Revolution durch das Volk und richtet ſein Leben äußerlich ſo ein, daß ſeine begeiſterten und pathetiſchen Worte den Nachdruck des Beiſpieles, folgerichtiger Handlungsweiſe erhalten. Seine Waffe iſt die hinreißende, glühende Beredſamkeit, ſeine Handhabe die Phantaſie und das Gefühl. Dem Zauber ſeiner Sprache, dem mächtigen Reize ſeiner phantaſievollen Darſtellung und ſeiner ſchlagenden

Digitized by Google

Formeln hat er den beſten Theil ſeines Einfluſſes zu danken. Man hat Voltaire den Kopf und Rouſſeau das Herz des achtzehnten Jahrhunderts genannt. Nicht unpaſſend, wenn man dabei nicht vergeſſen will, daß auch Voltaire ſich begeiſtern konnte, und auch Rouſſeau ein Meiſter in der ſcharfſinnigen Polemik war. Gleichwol bleibt es richtig, daß Voltaires Kraft in der Verſtandeswelt, diejenige Rouſſeaus in der Gefühlswelt ihre Wurzeln trieb. Während daher Voltaire in der Unterhaltung glänzte, fühlte ſich Rouſſeau vom Gefühle häufig ſo beherrſcht, daß ihm der mündliche Ausdruck verſagte, und er erſt dann die Form fand, wenn er die Feder in die Hand nahm oder in ſchlafloſen Nächten mühſam ſeine Gedankenreihen abklärte.

In der That, der Schriftſteller Rouſſeau iſt vielleicht noch bedeutender als Rouſſeau der Philoſophe. Hat er doch auf die Entwicklung der franzöſiſchen Proſa einen Einfluß ausgeübt, welchen keiner ſeiner Zeitgenoſſen, nicht einmal Voltaire, erreicht hat. Und worin beſteht denn das Eigenthümliche und das Weſentliche jenes Einfluſſes? Darin, daß Rouſſeau eine in ſeiner Litteratur bisher unbekannte Miſchung, die poetiſche, die maleriſche Proſa ſchuf. Die größten Proſaiker ſpäterer Zeit, Chateaubriand, Frau von Staël und George Sand ſtammen in gerader Linie von Rouſſeau dem Schriftſteller ab. Gleichwie dieſer ſeinen erſtaunten Zeitgenoſſen zuerſt das Maleriſche in der Natur, die Schönheit und die Reize der Landſchaft zu zeigen wußte, ſo enthüllte er ihnen auch den maleriſchen Reiz des farbigen Ausdrucks.

Rouſſeau der Philoſophe iſt der Mann des Gefühls zugleich und der Abſtraction. Seine gelegentlichen Widerſprüche und ſeine Sophismen erklären ſich aus Beidem. Wurzeln ſie doch ebenſowol in der Einſeitigkeit des Stimmungs- und Gefühlsmenſchen, als in der Einſeitigkeit des Theoretikers, dem jeder hiſtoriſche Sinn abgeht. Mit ſeiner Abſtractionsſucht, jener ächtfranzöſiſchen Eigenſchaft, welche alles auf die klare, allgemeine Formel zurückführen will, wies Rouſſeau den Männern der großen Revolution einen gefährlichen Weg, der oft genug durch Ströme von Blut zur leeren Phraſe und zu bloßen Scheinergebniſſen führen ſollte. Dieſe Schattenſeiten werden aber durch das, was Rouſſeau als Philoſophe wirklich geleiſtet, weit überſtrahlt. Auch im poſitiven Sinne erſcheint uns Rouſſeau als eine Doppelgeſtalt. Hettner ſchildert dieſe in den bündigen Worten: „Religiös, der Erwecker und Schützer der gottgläubigen Gefühlsreligion, politiſch der Verkündiger der unveräußerlichen Menſchenrechte. Beide Richtungen wurzeln in gemeinſamer Grundſtimmung. Es gilt die angeborne Menſchennatur voll und ganz zu entfalten; und was ſich dieſer vollen und ungetrübten Entfaltung entgegenſtellt, iſt und bleibt vom Uebel.“

igitized by Google

Wer wie Rouſſeau als Tugendprediger und ſtrenger Tadler aller Verdorbenheit, als Philoſophe der Erziehung und als ernſter Gegner des Materialismus und des Atheismus auftritt, ſollte die Berechtigung ſeiner Miſſion vor Allem aus der tadelloſen Haltung eines reinen Lebens herzuleiten, jene mit dieſer zu rechtfertigen im Stande ſein. Man weiß nun ſattſam, daß Rouſſeau ein ſehr unvollkommener Menſch war, daß ſeine ſchönen Gefühle und ſeine Begeiſterung für alles Edle mit ſeinem Thun und Laſſen oft in grellem Widerſpruche ſtanden. Gerade deshalb dürfen wir es ſchließlich nicht unterlaſſen, ein Wort über Rouſſeau den Menſchen zu ſagen, die Anklagen ſeiner Feinde und die Vertheidigungen ſeiner Freunde anzuhören.

Die Feinde werfen Rouſſeau vor, daß in ſeiner Jugend das Stehlen eine Rolle ſpielt, daß er ſeine Religion zweimal gewechſelt, daß er im Concubinat gelebt, daß er ſeine ſechs Kinder dem Findelhaus überließ, daß ſein ungemeſſener Stolz es mit allen ſeinen Freunden verdarb, daß er bis ins Alter ein ſinnlicher Menſch geblieben, daß er in ſeinen Bekenntniſſen weniger der Wahrheit, als der Eitelkeit gedient, daß ſeine Begeiſterung für Tugend und Religion nicht aus ſittlicher Anlage und religiöſem Bedürfniſſe, ſondern aus der Stimmung, dem Gefühl und der Phantaſie entſprungen ſei.

Nun iſt es nicht zu läugnen, daß wir zwiſchen Rouſſeaus Leben und Schriften zahlreiche Widerſprüche finden; wie denn Rouſſeaus Weſen ſelbſt kein harmoniſches und einheitliches war. Gewiß, er war ehrlich in ſeiner Begeiſterung für die Tugend, keinerlei Berechnung dictirte ihm eine bewußte Doppelrolle. Gebete, die man in ſeinem Nachlaſſe gefunden, beweiſen die Aufrichtigkeit ſeiner religiöſen Stimmungen. Ebenſo gewiß iſt aber ſeine Selbſtſucht und Eitelkeit, ſein Stolz, ſein Hochmuth und ſeine Sinnlichkeit; kurz ein Widerſpruch zwiſchen ſeinen Idealen und ſeinem Charakter iſt nicht wegzuläugnen.

Zur Erklärung dieſes Widerſpruches und als Milderung von Rouſſeaus Schuld darf nun nicht vergeſſen werden, daß Rouſſeau ſeine Mutter nie gekannt hat, daß ihm eine ganz vernachläſſigte Erziehung zu Theil ward, daß ſeine mächtige Phantaſie von Anfang an irre geleitet wurde, daß in dem gefährlichſten Alter des Menſchen ein Vagabundenleben und eine Schäferexiſtenz ſeinen Neigungen entgegen kam, daß der offene und gutherzige Jüngling ohne alle Vermittlung mit der böſen, verdorbenen und raffinirten Pariſerwelt in Berührung gerieth, die ihn allmälig zum Miſanthropen umſchuf. Eine gerechte Kritik hat von jeher die Fehler, die uns ſelbſt ſchaden, von den Fehlern unterſchieden, durch die wir andern ſchaden. Rouſſeau nun beſaß vornemlich jene erſteren, während Uneigennützigkeit, Gerechtigkeitsſinn, Edelmuth, Güte, Toleranz, religiöſes Gemüth und neidloſe Bewunderung in vielen Zügen ſeines Handelns als Gegengewicht in die Waagſchale fallen.

Digitized by Google

Die ſchwerſte Anklage, die ihn treffen kann, bezieht ſich auf die Ausſetzung ſeiner Kinder. Er hat indeß über dieſen Punkt ſo unumwundene Bekenntniſſe der Reue abgelegt, daß eine ſtrenge Verurtheilung keine Berechtigung mehr hat.

Rouſſeaus Einfluß zeigt ſich vor allem in Deutſchland. Kant, Göthe, Jakobi, Schiller, Fichte, Herbart und Schleiermacher ſind alle mächtig von ihm angeregt worden. Und der geniale Byron hat in Rouſſeau den Entdecker der Naturſchönheit und der Leidenſchaft gefeiert, wenn er (Childe Harold, überſetzt von Gildemeiſter) ſingt:

„Rouſſeau, der Grübler mit dem wilden Herzen,
Des Grams Apoſtel, deſſen Zaubermacht
Stolze Beredſamkeit entrang den Schmerzen,
Sah hier das Licht, das ihm nur Fluch gebracht;
Und doch; er hat den Wahnſinn ſchön gemacht;
Die ſünd'gen Thaten und des Irrthums Wähnen
Hüllt er in Worte voller Himmelspracht,
Die gleich der Sonne blenden, und vor denen
Das Auge wehmutsvoll ſich füllt mit heißen Thränen.

Sein Leben war ein eigenwilliger Haß,
Der Feinde ſuchte, Freunde von ſich ſtieß;
Sein Herz des Argwohns Heiligthum, für das
Die Menſchheit er als Opfer bluten ließ,
Voll ſeltſam blinden Ingrimms. Aber dies
War Irrſinn; — niemand weiß, woher er kam;
Urſachen giebt's, die noch kein Arzt bewies,
Doch Irrſinn war es, Krankheit oder Gram,
Der ärgſte Irrſinn, der Vernunft zur Maske nahm.

Und dann war er begeiſtert! daher ſtammten,
Wie von der Pythia dunklem Felſenthron,
Orakel, welche eine Welt entflammten,
Bis Königreiche ſanken in den Loh'n.
That' er es nicht für Frankreich? Lange ſchon
Kniete das Land vor alter Tyrannei,
Gebrochen, zitternd in ererbter Frohn,
Bis ſein und ſeiner Helfer Racheſchrei
Zu viel des Grimms aufrief, — die Frucht der Sklaverei."

H. Greitinger.

Digitized by Google

Pädagogiſche Beſtrebungen der helvetiſchen Geſellſchaft.

[Quellen: Verhandlungen der helvetiſchen Geſellſchaft 1763 ff. — K. Morell, die helvetiſche Geſellſchaft, Winterthur 1863. — J. C. Mörikofer, die ſchweizeriſche Litteratur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1861. — Hunziker, Peſtalozzi und Fellenberg, Langenſalza 1879.]

Im 18. Jahrhundert waren durch die Ausbildung der kantonalen Souveränetät die Schranken, welche die Angehörigen der verſchiedenen Orte von einander trennten, faſt unüberſteiglich geworden. Es fehlte ein allgemein ſchweizeriſches Bewußtſein; die Schweizer fühlten ſich als Zürcher, Berner, Basler, Schwyzer, aber nicht als Söhne Eines Vaterlandes. Der confeſſionelle Gegenſatz und die Aengſtlichkeit der kantonalen Regierungen verhinderten auch die Privaten, freiern Regungen ihres Herzens zu folgen.

Und doch war die allgemeine Geiſtesſtrömung ſo recht dazu angethan, daß der Wunſch entſtehen mußte, im Gedankenaustauſch mit Gleichgeſinnten einen weitern Kreis zu umfaſſen. Die bedeutende Stellung, die die Schweizer durch Haller und Bodmer in der wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Welt einnahmen; die Anregungen, die von Frankreich herüberkamen und vor allem die gerade durch die Kleinlichkeit der Gegenwart genährte Verehrung einer beſſern vaterländiſchen Vorzeit, zugleich das beſchämende Bewußtſein, wie wenig eigentlich der Schweizer thatſächlich von den Zuſtänden außerhalb der Marken ſeines engſten Vaterlandes wiſſe, halfen einer Gegenſtrömung zum Durchbruch, deren erſtes greifbares Reſultat die helvetiſche Geſellſchaft war.

Die Art ihrer Entſtehung iſt ſehr anſpruchslos. Bei der Feier des dreihundertjährigen Beſtandes der Univerſität Baſel 1760 waren Stadtſchreiber Salomon Hirzel und der Idyllendichter Geßner von Zürich als Gäſte bei dem basleriſchen Rathsſchreiber Iſaak Iſelin; „am letzten Tage nun, an welchem nach dem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle die Zürcher abreiſen wollten, traf der zufällig von der Frankfurtermeſſe heimkehrende Obmann Schinz von Zürich noch bei Iſelin ein. Raſch flogen trauliche Stunden dahin, einzig getrübt durch den Hinblick auf die nach den damaligen Verkehrsmitteln weite Entfernung, als plötzlich der Gedanke auftauchte, ob die Freunde ſich nicht an einem dritten Orte zwiſchen Zürich und Baſel zuweilen begegnen könnten. Mit Begeiſterung wurde dieſer Gedanke ergriffen und ſofort dahin erweitert, daß zu einer ſolchen Zuſammenkunft auch die Freunde aus Bern und den andern eidgenöſſiſchen Orten eingeladen werden könnten. Die Herzen überſtrömten von Freude über die neue Ausſicht einer freundſchaftlichen Tagſatzung, wie man es ſchon damals nannte, und unter dieſem Gedanken ſchieden ſie mit wehmüthiger Zärtlichkeit von einander".

Digitized by Google

Im Frühling 1761 kamen neun Freunde zum erſten Mal im Bade Schinznach zuſammen; 1762 ſind es ihrer fünfzehn, wobei namentlich Bern und Luzern in die Reihe gerückt waren. Jetzt erſt fand eine Conſtituirung ſtatt; auch tauchte nun zum erſten Male der Name „helvetiſche Geſellſchaft“ auf. An der Spitze des Programmentwurfs ſteht folgende Zweckbeſtimmung: „Die Geſchichtskunde wird billig als eines der vornehmſten Mittel angeſehen, die Tugend der Bürger und die Glückſeligkeit der Staaten zu befördern. Nur dieſer Vortheil machet dieſelbe in den Augen der Weiſen verehrungswürdig. Unſere vaterländiſche Geſchichte iſt noch ſehr wenig in dieſem Geſichtspunkte behandelt worden; obgleich es dieſelbe nicht minder als die von irgend einem andern Volke verdienet. Einen ſo reichen Stoff nicht ferners ungenützet zu laſſen, hat ſich eine Geſellſchaft durch die Liebe des Vaterlandes vereinigter Freunde vorgeſetzet, die Geſetze und die Staatsveränderungen der Eidsgenoßſchaft ſowol als die Sitten und die Gelehrſamkeit ihrer Bürger in den verſchiedenen Zeitaltern der Republik nach den ächten Grundſätzen der Geſchichtskunde in ihr wahres Licht zu ſetzen und ihre Bemühungen zu dem Beſten des Vaterlandes fruchtbar zu machen“.

So vorſichtig und zurückhaltend dieſe Zweckbeſtimmung lautete, ſo enthält ſie doch bereits den Kern für eine zweifache Auffaſſung in ſich. War die Geſellſchaft blos da zu hiſtoriſch-theoretiſchen Erörterungen oder hatte ſie eine praktiſch reformirende Tendenz, wie dies der Endſatz von der Fruchtbarmachung ihrer Bemühungen andeutete? War die Geſellſchaft eine wiſſenſchaftlich-freundſchaftliche oder eine politiſche Vereinigung? Das Mißtrauen, ja die theilweiſen Verfolgungen, die die Geſellſchaft trafen — ſo hat Luzern einmal den Beſuch der Schinznacher Geſellſchaft für ſeine Angehörigen mit hoher Ungnade bedroht — ſowie die ariſtokratiſche Geſinnung der meiſten den regierenden Familien entſtammten Mitglieder drängte zu der harmloſeren Auslegung des Zwecks. Die Natur der Dinge, der zufolge der Vergleich der Vergangenheit ganz von ſelbſt zu Kritik der Gegenwart führen und die Geſellſchaft — damals die einzige allgemeine ſchweizeriſche — zu einem Sprechſaal für Alles, was patriotiſche Herzen drückte, machen mußte, ſowie das Nachwachſen einer jüngern radikalern Generation, die an die Autorität der Veteranen Bodmer, Balthaſar, Zellweger ſich anlehnen konnte — gab der Geſellſchaft thatſächlich immer mehr das Gepräge einer mit Bewußtſein und Klarheit eine beſſere Zukunft des Vaterlandes anſtrebenden und für ſie vorarbeitenden Kämpferſchaar.

Im Verlaufe von annähernd 4 Jahrzehenden bis zum Umſturz der alten Eidgenoſſenſchaft verſammelte ſich die Geſellſchaft Jahr für Jahr im Frühling. Die Zahl der anweſenden Mitglieder war ſehr verſchieden; 1765 war ſie auf 45 geſtiegen, 1771 auf 10, 1772 auf 9 zurückgeſunken. Aber

Digitized by Google

dieſe Kriſis, die von politiſcher Aengſtlichkeit in und außerhalb der Geſellſchaft herrührte, wurde glücklich überwunden; der Beſuch gieng in den Achtziger Jahren in die 50, in den Neunziger Jahren in die 60 Mitglieder; dazu kam noch eine ſehr bedeutende Zahl von Gäſten, ausländiſcher ſowol als einheimiſcher (letztere deshalb ſo zahlreich, weil ein Schweizer nach den bereinigten Statuten erſt nach zweimaligem Beſuch als Mitglied vorgeſchlagen werden konnte; Ausländer wurden in der ſpätern Zeit überhaupt nicht mehr zur Mitgliedſchaft zugelaſſen); ſo zählte die letzte Verſammlung im Mai 1797 im Ganzen 176 Theilnehmer. Unter dieſen Verhältniſſen genügten die Räumlichkeiten in Schinznach längſt nicht mehr; 1785 ſiedelte die Geſellſchaft nach Olten, 1794 nach Aarau über.

Die Verhandlungen der Geſellſchaft, die regelmäßig drei Tage lang im Genuß der Freundſchaft verſammelt blieb, boten ohne beſtimmten Plan je nach den herrſchenden Ideenrichtungen und der Individualität der Sprecher ſehr mannigfaltigen Stoff. Der einheitliche Grundgedanke war der patriotiſche. Das nachhaltigſte Intereſſe nahmen die Reden der jeweiligen Jahrespräſidenten in Anſpruch; bald theoretiſch begeiſterte Anſprachen, bald zu kühnen Angriffen auf beſtehende Mißſtände ſich erhebende Erörterungen, bald Anregungen, die ganz beſtimmte praktiſche Zwecke ins Auge faßten. Das war das Haupttractandum des erſten Tags. Am zweiten Tag folgten dann freiwillige Arbeiten und Aufſätze, wol auch Gedichte; der dritte Tag war den Geſellſchaftsintereſſen gewidmet. Abgeſehen von den pädagogiſchen Thematen finden wir Anregungen zur Ausarbeitung patriotiſcher Biographien, zu einer ſyſtematiſchen Sammlung der ſchweizeriſchen Urkunden, zu Erſtellung einer Volksliederſammlung, zu Ausarbeitung eines patriotiſchen Nationalkalenders, zu einer ſchweizeriſchen Kunſtgeſchichte, zur Anhandnahme der Linthcorrection; der Geſellſchaft widmete Lavater ſeine Schweizerlieder, Pfeffel eine Reihe ſeiner Fabeln; Füßli erfreute ſie mit einer Reihe trefflicher hiſtoriſcher Arbeiten; Joh. v. Müller las ihr Abſchnitte ſeiner Schweizergeſchichte vor der Veröffentlichung vor, Bridel vaterländiſche Gedichte. Durch ihre Verhandlungen gab die Geſellſchaft den Anlaß zur Begründung der militäriſchen Geſellſchaft und förderte den Sinn für gemeinnützige Vereinigungen, die Mitgliedern der Geſellſchaft aller Orten in der Schweiz ihre Entſtehung oder wenigſtens die thätigſte Mitarbeit verdankten; und endlich in den geſelligen Stunden wechſelte der fröhlichſte Scherz mit den begeiſterndſten Momenten der Erhebung; da führte der Idyllendichter S. Geßner einen pantomimiſchen Solotanz in ſolcher Vollendung der Komik auf, daß man ihn bitten mußte, abzubrechen, damit nicht Jemand aus der Geſellſchaft durch das Uebermaß des Lachens Schaden nehme; da entzückte das unerhörte Schauſpiel der Umarmung von Fürſt und Bauer, Prinz Ludwig Eugen von Württemberg und

Digitized by Google

Kleinjogg (Jakob Gujer von Wermatsweil); und da wurden Freundschaften zwischen Männern der verschiedensten Lebensstellung und politischen Anschauung geschlossen, denen es wol zu großem Theil zu danken ist, daß in den erbitterten Parteikämpfen, welche die helvetische Republik erzeugten und zu Grabe legten, der Parteihaß nicht ungezügelt und unheilbar die Schweiz in zwei feindliche Lager auseinander reißen konnte; „unmöglich konnte man den Mann zum Blutgerüste schleppen, welchen man noch schweigend ehrte, und mit dem man einst unter Becherklang Gefühle reiner Zuneigung getauscht hatte".

Daß nun in den vaterländischen Gesprächen und Verhandlungen der Wunsch eine große Rolle spielte, die künftige Generation vor den Schäden der Gegenwart zu bewahren, liegt in der Natur der Dinge, wie in dem Gepräge des „pädagogischen Jahrhunderts". Allenthalben finden sich daher erzieherische Andeutungen, Forderungen eingestreut[1], die aus dem patriotischen Charakter der Gesellschaft und der jener Zeit eigenthümlichen Idealisirung der antiken Welt und der einfach biedern Vorzeit des eignen Volkes Richtung und Färbung erhalten. Mehrere Male aber hat sich die Gesellschaft ganz speciell mit pädagogischen Fragen beschäftigt.

Diese specielle Beschäftigung mit pädagogischen Fragen vertheilt sich nicht gleichmäßig über die Versammlungen der Gesellschaft im 18. Jahrhundert. In den Sechsziger Jahren war es die Errichtung einer „helvetischen Pflanzschule", welche von 1763—70 ab und zu den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildet; zu Anfang der Siebziger Jahre sind es zwei Präsidialreden, die über Erziehung sich ergehen; und endlich bildet die Versammlung von 1786 einen Nachklang zu den Bestrebungen der Sechsziger Jahre. Damit schließt die pädagogische Thätigkeit der Gesellschaft ab; nur daß noch 1790 die Einweihungsrede, die bei der Eröffnung der reorganisirten Schulen von Neuenburg gehalten worden war, vorgelegt wurde, da sie aber den Verhandlungen nicht beigedruckt ist, läßt sich für eine genauere Kenntniß der in ihr zu Tage tretenden Gesinnungen aus der bloßen Notiz nichts gewinnen.

* * *

Die pädagogischen Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft nun, auf die näher einzugehen hier der Ort ist, tragen durchaus das Gepräge aller Bestrebungen, die in der Gesellschaft zur Sprache kamen; es konnte sich nicht

---

[1] Man vergleiche hiefür z. B. die Präsidialrede Füßlis von 1782 über das Thema: daß der Staat nur durch diejenigen Grundsätze erhalten werde, nach denen er gestiftet worden.

Digitized by Google

ſowol darum handeln, beſtimmte Gedanken von der Geſellſchaft aus zu realiſiren, als ihnen in der Geſellſchaft den für die Vorbereitung nothwendigen Sprechſaal und den für die Ausführung nöthigen Hintergrund und Schutz zu verſchaffen.

Die Männer, die es in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit einer patriotiſchen Regeneration der vaterländiſchen Verhältniſſe Ernſt nahmen, mußten ſich ſagen, daß für die Ermöglichung derſelben ſo ziemlich Alles fehlte. Nicht nur drängte ſich der allgemeine Anblick des Verfalls der alten Freiheit auf; ſondern, wo ſollte denn die gegenwärtige oder auch die gegenwärtig heranwachſende Generation auch nur Gelegenheit finden, ſchweizeriſchen Nationalſinn zu gewinnen? Doch nicht etwa in fremdem Kriegsdienſt oder auf den Reiſen ins Ausland, die die jungen Patricier zur Vollendung ihrer Allgemeinbildung zu machen pflegten und deren blos abſchleifende Reſultate ſchon Beat Ludwig Muralt mit Schärfe gegeißelt hatte[1].

Da erſchien 1758 durch Iſelins Vermittlung eine Flugſchrift im Druck, die Franz Urs Balthaſar, Mitglied des kleinen Raths von Luzern, vierzehn Jahre früher geſchrieben hatte, unter dem Titel: „Patriotiſche Träume eines Eidgenoſſen von einem Mittel die veraltete Eidgenoßſchaft wieder zu verjüngen. Freiſtadt, bei Wilhelm Tells Erben".

Voll klarer Einſicht in die Schäden der Zeit — „man kann ja faſt mit Händen fühlen, daß wir dem Ende unſerer Freiheit und dem völligen Verfall ganz nahe ſind" — macht er, um das Uebel an der Wurzel anzugreifen, den Vorſchlag zu einer ſchweizeriſchen Erziehungsanſtalt, zunächſt für junge Patricier, doch nicht ausſchließlich. „Verſtehe auch dieſes, ſagt er, nur von ſolchen Kindern, deren Eltern in Ehre und Aemtern ſitzen oder die von ſolchen abſtammen und Hoffnung haben auch zu den Ehrenſtellen zu gelangen, oder endlich auch ſolche, die eine beſondere Fähigkeit von ſich blicken ließen, daß ſie dem Vaterland nutzliche Dienſte zu leiſten könnten angeführt werden." Es ſollten ihrer vorläufig 130 — zehn aus jedem der 13 alten Orte — ausgewählt werden. Als Eintrittsalter war das 17. oder 18. Altersjahr gedacht und der Curs auf drei Jahre feſtgeſtellt. In dieſen drei Jahren ſollten ſie eingeführt werden in eine genaue Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe der Eidgenoſſenſchaft mit ihren Bundesurkunden und ihren Beziehungen zu den zugewandten Orten und zum Ausland; auch in die innern Verhältniſſe der 13 Orte und in hervorragende Documente ſchweizeriſchen Sinns; darauf wäre im letzten Jahr praktiſche Anleitung zum öffentlichen

[1] Es iſt bezeichnend, daß der Unfug, der ſich mit dieſen Reiſen verband, in der Verſammlung von 1769 zu dem Vorſchlag führte, „die Reiſen eidgenöſſiſcher Jünglinge mit Nutzen auf ihr Vaterland einzuſchränken".

Digitized by Google

Auftreten im republikaniſchen Staatsleben gefolgt. Auch die Geſchichte anderer Völker, vornemlich der Alten, ſollte zur Bildung eines wahrhaft vaterländiſchen und republikaniſchen Sinns mithelfen, und die Beigabe militäriſcher Uebungen würde nicht nur den Sinn für Diſciplin, ſondern auch das Verſtändniß für die Nothwendigkeit einer einheitlichen Wehrverfaſſung wecken. Die Einfachheit des Haushalts dieſes Inſtituts werde einerſeits den Sinn für altſchweizeriſche Einfachheit erhalten und neu beleben, anderſeits die Möglichkeit geben, dasſelbe auf Grund einer allgemeinen Steuer — einen Groſchen von jedem Rauchfang — ins Leben zu führen.

Der Vorſchlag erweckte Aufſehen. Der alte Bodmer in Zürich bemühte ſich, indem er, ohne den urſprünglichen Urheber des Gedankens zu nennen, den „rohen Entwurf einer helvetiſchen Tiſchgeſellſchaft“ ausarbeitete, ihn mit dem Gewicht ſeiner Autorität zu unterſtützen und zugleich durch allerhand Veränderungen acceptabler zu geſtalten. Nur 30 Zöglinge ſollten für einmal vereinigt werden und zwar nicht auf 3 Jahre, ſondern nur auf einige Monate; der Unterricht müßte in freier Weiſe geſchehen, weniger thatſächliche Belehrung als moraliſch patriotiſche Anregung bieten und ſich nicht „mit ſchüleriſchem Zwang an abgenöthigte Stunden binden“. Der Ort der Anſtalt wäre in der Nähe einer Municipalſtadt mit reformirtem und katholiſchem Gottesdienſt; die Leitung käme zwei Vorſtehern mit gleichem Rang zu, einem katholiſchen und einem proteſtantiſchen. Der Unterhalt ſollte theils durch landwirthſchaftliche Arbeit, deren Ehrenhaftigkeit aus dem Beiſpiel der alten Römer den Zöglingen klar zu machen wäre, theils durch Aufbringung von 100 Actien à fonds perdu zu 100 Thalern zu Stande gebracht werden; vielleicht dürften die Einkünfte der Grafſchaft Baden, deren Verluſt im Frieden zu Aarau 1712 den katholiſchen Orten immer noch ſchwer auf dem Herzen lag, für dieſes auch ihnen zu Gute kommende Unternehmen flüſſig gemacht werden.

Bodmer hatte auch bereits den Verſuch gemacht, durch Wieland, der ſich damals in Zürich aufhielt, ein Inſtitut mit ähnlichen Geſichtspunkten zu errichten. Aber dieſer Verſuch war geſcheitert, Wieland gieng 1760 nach Deutſchland zurück und nun that ſich in der Schinznacher Geſellſchaft eine neue, viel beſſere Gelegenheit auf, einen Hintergrund für ſolche Projecte zu gewinnen. So legte Bodmer denn 1763 ſeinen Plan der helvetiſchen Geſellſchaft vor, der er die Initiative, ſowie die bleibende Aufſicht zuweiſen wollte; Dr. Zellweger in Trogen fügte ebenfalls ein derartiges Project bei. Die Geſellſchaft ließ dieſelben durch eine Commiſſion prüfen, verhielt ſich aber nach deren Antrag für einmal ablehnend.

1764 erfolgte ein neuer Stoß. In ſeinem der Geſellſchaft überſandten Abſchiedswort forderte der alte Zellweger dieſelbe aufs neue auf, die Angelegen-

Digitized by Google

heit in Erwägung zu ziehen, indem er die Zuversicht aussprach: „Diese patriotischen Träume könnten gar wol realisirt werden, wenn man Muth und Herzhaftigkeit genug und auch die erforderliche Freigebigkeit besäße, einen Fonds zu Bestreitung der Unkosten zusammenzuschießen". Die Gesellschaft beschloß aufs neue, die Sache in Besprechung zu ziehen; sie wählte wiederum eine Commission und gab die Sache zur Betrachtung allen Mitgliedern anheim.

Und nun schien wirklich das Project der Erfüllung nahe. Die Schinznacher Freunde correspondirten mit Interesse und Begeisterung über dasselbe, auch aus einem katholischen Orte, von Solothurn, kamen ermunternde Stimmen und als man 1765 in Schinznach wieder zusammenkam, traten am ersten Tage nur wenige Einwendungen zu Tage. Aber die Situation änderte sich rasch. Es zeigte sich, daß die Gesellschaft bei allem patriotischen Eifer doch ein zu loser Verband war und zu verschiedene Anschauungsweisen in ihrem Kreise sich beisammen fanden, als daß sie zur directen Anhandnahme einer praktischen That das geeignete Organ gewesen wäre. „Am andern Tag, da man nichts mehr dagegen erwartete, stellte man die unterweilen gesammelten Bedenken in solcher nachdringenden Stärke vor, daß sie jeden Hörer zum Erstaunen brachten; das Zimmer war für die Menge zu klein, die Hitze des schwülen Tages groß und da natürlich der gegenseitige Widerspruch nicht so gelassen, wie es kühle Ueberlegung gefordert hätte", erzählt ein Augenzeuge dieser Verhandlungen, und resümirt den Gesammteindruck der Verhandlungen dieses Tages dahin: „man hatte erkannt, daß mit aller guten Absicht und warmem Eifer den Besten auch menschliche Schwachheiten zur Seite stehen". So war denn das Resultat wiederum Verschiebung; „es ist", so lautet der Bericht des Protokolls, „bei weitläufiger und reifer Berathschlagung befunden worden und zwaren mit Mehrheit der Stimmen, daß des sel. Herrn Rathsherren Balthassars Patriotische Träume die veraltete Eydgenoßschaft wieder zu verjüngen, und der vorerwehnte Plan Herrn Bodmers einer Eydgenössischen Tisch-Gesellschaft den dißjährigen Verhandlungen einverleibet, und dem Herrn Bodmer der lebhafteste Dank bezeugt werden solle, für die so liebreiche und geschickte Aufmunterung und Eröfnung eines klugen Entwurfs. Da aber gar namhafte und starke Bedenken gegen eine solche Unternehmung verhindert haben, weiters zu schreiten, ist desnahen den sammtlichen Mitgliedern übergeben worden, unter dem Jahr wohl zu überlegen, ob und wie nutzlich, auch ob und wie möglich die Ausführung dieses Plans seye und das Befinden bey der nächsten Jahrs-Versammlung zu hinterbringen".

Das war nach dem großen Anlauf, den man genommen, so viel als ein Begräbniß des Projectes, beziehungsweise des Gedankens, daß dasselbe

Digitized by Google

von der Gesellschaft an Hand genommen werden sollte. Die Folge war eine merkliche Mißstimmung der energischeren Mitglieder gegen solche Thatlosigkeit der Gesellschaft. Aber daran knüpfte sich auch gerade bei ihnen die richtige Erkenntniß, daß der Versuch, eine Gesellschaft wie die helvetische zur Initiative zu veranlassen, ein Mißgriff gewesen. „Diese Unternehmung", schreibt Joh. Zellweger, „liegt tausendmal besser in den Händen eines einzigen Mannes, als in denen von Vielen. Der Plan ist allzu weitläufig für eine Societät. Aber wir dürfen nicht müßig sitzen, wir müssen ihm helfen, wir müssen ihm Geld und was wir können, anerbieten und dann erwarten, ob er es annehmen will."

Und dieser Einzelne, der ausführte, was die Gesellschaft ihrer Natur nach nur wünschen und begünstigen konnte, fand sich, oder vielmehr, er war schon da. Nicht zwar in Tschiffeli, der junge Leute in die Landwirthschaft einführte (so z. B. Pestalozzi) und der nach seiner Sinn- und Denkweise gar wol auch im Falle gewesen wäre, sein Unternehmen in idealem Sinn zu erweitern — Joh. Zellweger hatte in jenem Briefe zunächst ihn im Auge, — sondern in Martin Planta und dem von ihm seit 1761 geleiteten Seminar in Haldenstein. Als Planta 1766 der Gesellschaft als neu eingetretenes Mitglied von den in Haldenstein getroffenen Einrichtungen und gemachten Erfahrungen eingehend erzählte, beschloß jene, ihn zu ersuchen, über diese merkwürdige Stiftung eine kurze Geschichte zu verfassen, die den diesjährigen Verhandlungen einzuverleiben sei, und der sicherste Beweis, daß die Gesellschaft in dieser Darstellung fand, was sie wünschte, liegt darin, daß nachdem sie auch jetzt wieder Berathung über das ursprüngliche Project auf nächstes Jahr vertagt hatte, das Tractandum von nun an auf längere Zeit spurlos aus den Verhandlungen verschwindet.

Statt dessen wendet sich die Aufmerksamkeit dem blühenden bündnerischen Unternehmen zu. Im Jahr 1770 legte Planta der Gesellschaft einen Entwurf vor, mit dem Seminar eine Erziehungsanstalt für würdige Söhne dürftiger Eltern zu verbinden und berichtete Ulysses v. Salis-Marschlins über den durch die Erweiterung der Anstalt nothwendig gemachten Umzug des Instituts nach seinem Schlosse Marschlins. Die Gesellschaft nahm von diesen Eröffnungen Anlaß, es als ihre Pflicht auszusprechen, das Institut namentlich auch wegen der dort gepflegten Sorge für körperliche Uebung und Gesundheit der Zöglinge zu empfehlen; der Entwurf Plantas wurde als „der höchsten Aufmerksamkeit, Ermunterung und Beistands menschenliebender Gemüther und eines von Verbesserungen gährenden Jahrhunderts würdig erfunden; und (fügt das Protokoll bei) die Unternehmer desselben, welche bestimmt zu sein scheinen, Ideen wirklich zu machen, die Andere kaum möglich dünken, dürfen sicher auf den Eifer der helvetischen Gesellschaft zur Beförderung

Digitized by Google

ihres Unternehmens Rechnung machen". Es war ohne Zweifel der Ausdruck der herrſchenden Begeiſterung, daß für das nächſte Jahr Salis einſtimmig zum Präſidenten der Geſellſchaft ernannt wurde — der erſte, der aus den zugewandten Orten, nicht aus den regierenden 13 Kantonen, dieſer Ehre theilhaft gemacht wurde —; man wollte offenbar zugleich aus ſeinem Munde in der Präſidialrede weitere Anregung für das Erziehungsweſen gewinnen[1].

Ungünſtige Verhältniſſe — Salis ſelbſt konnte nicht erſcheinen, und es kamen auch ſonſt nur wenige Mitglieder nach Schinznach, — verhinderten 1771 offizielle Verhandlungen; und als 1772 Salis als Präſident die Geſellſchaft eröffnete, kam er vom friſchen Grabe ſeines Freundes Planta. Aber nur um ſo mehr iſt ſeine Seele von dem Unternehmen, das er aus der Hand des Sterbenden gewiſſermaßen als Erbe übernommen, erfüllt. Seine Rede iſt ganz der Idee ſeiner Anſtalt gewidmet. Er bittet die Geſellſchaft, indem er ihr in ſchön ausgeführtem Bilde die „Entſumpfung der Menſchheit" ans Herz legt, ſich zu überzeugen, ob in der ſokratiſchen und ſoviel als möglich auf Anſchauung gegründeten Art des Unterrichts, in den Spielen, in der Selbſtregierung der Zöglinge, überhaupt in all den Eigenthümlichkeiten der Anſtalt in Marſchlins das Richtige getroffen ſei, und mit Rath und That an die Hand zu gehen; und gerade in ſeiner Rede ſpricht ſich mit Klarheit aus, wie innig die Anſtalt mit den Ideen verwoben war, die in Folge von Balthaſars und Bodmers Anregungen der helvetiſchen Geſellſchaft bei ihren frühern Verhandlungen vorgeſchwebt.

„Thun wir wohl", frägt er, „daß wir mit allem Fleiß unterlaſſen, unſern Zöglingen den ſchimmernden Anſtrich der Artigkeit und des äußern Scheines zu geben, bis wir nicht zuerſt ihr Herz zu der aufrichtigen Menſchenliebe gebildet und ſo ihren Sitten den ächten Grund der allein daraus entſpringenden ungeheuchelten Höflichkeit beigebracht haben; bis wir wiſſen, daß ihr Inneres rechtſchaffen iſt und wir nun nicht mehr faules Holz mit einem glänzenden Firniß überſtreichen werden? Irren wir nicht, wenn wir uns eifrig beſtreben, unſern jungen Bürgern den heiligen Enthuſiasmus der republikaniſchen Tugend, der Liebe des Vaterlandes beizubringen? aber ihnen zugleich einprägen, und es ihnen durch rührende Beiſpiele vor die Augen malen: Vaterland iſt nicht der Ort, wo ein Jeder geboren iſt, ſondern der Kreis, wo ein Jeder nützen kann; dies Vaterland auf ein Haus, eine Familie, eine Stadt einſchränken, heißt ſich dem niederträchtigen Parteigeiſt überlaſſen, heißt die Grenzen ſeiner eigenen Wirkſamkeit verkennen, heißt aus Vorſatz klein ſein wollen".

---

[1] In der gleichen Verſammlung legte Planta der Geſellſchaft ſeinen Vorſchlag vor, „die Denkungsart des gemeinen Manns durch Lieder zu verbeſſern", der Lavater zu der Ausarbeitung ſeiner Schweizerlieder begeiſterte.

Digitized by Google

„Ziehen wir, meine Freunde, aus dem großen Vorzug einer allgemeinen Auferziehung in einer Republik, aus dem Glück, welches unſere Schüler genießen, Jünglinge aus verſchiedenen Staaten unſerer Eidgenoſſenſchaft in- und auswendig kennen zu lernen und unter ſich eine Freundſchaft zu ſtiften, die in jungen Herzen die ſtärkſten Wurzeln ſchlägt, ziehen wir hieraus allen den Nutzen, den uns dieſer glückliche Umſtand darbietet? Und ſoll der Wunſch, welcher an dieſem Ort ſchon öfters aus unſern Herzen emporgeſtiegen iſt und auf unſern Lippen verweilet hat, der Wunſch durch eine gemeinſame Auferziehung junger Eidgenoſſen von verſchiedenen Religionen und Ständen, die ächte uralte Einmüthigkeit, den ſicherſten Grundpfeiler unſerer Republik wieder herzuſtellen und die Herzen aller Eidgenoſſen mit einer zärtlichen, ungeheuchelten, zutrauensvollen Bruderliebe anzuflammen, ſtets unerfüllt bleiben? O meine Freunde, wie vieles dürfen wir nicht von eurer Einſicht und von euerm Eifer für die Wohlfahrt unſerer Eidgenoſſenſchaft und des ganzen Menſchengeſchlechtes erwarten! Kommt dann und ſehet, unterſuchet, leitet und lenket uns; oder wenn uns ein widriges Schickſal dieſes Glück mißgönnt, ſo unterlaſſet dennoch nicht, auch in der Ferne über Alles, was ich euch geſagt habe, und was ich euch vorlegen werde, ein richtiges, beſſerndes Urtheil zu fällen.“

„Es iſt (wer ſiehet das beſſer ein als ihr) nicht allein um unſere Stiftung zu thun. Betrachtet ſie als einen erſten Verſuch, ein Probeſtück einer republikaniſchen Erziehung: Wie vieles liegt daran, daß dieſer Verſuch nicht gänzlich mißlinge, wenn er anders Nacheiferung erwecken und andern den Weg bahnen ſoll? Auch dann, wann unſere Schule nicht mehr da iſt, wenn ſie beſſern Einrichtungen Platz gemacht hat, werden unſere Bemerkungen, unſere Erfahrungen noch leben und andern noch nützlich ſein können. Werfet eure Blicke auf das weite Feld, das vor uns ausgebreitet liegt! Wann werden wir mit vermehrten Kenntniſſen, nach einer tiefſinnigen Prüfung, aus freier Wahl, zu der erhabenen Einfalt der Sitten zurückkehren, die unſere theuern Voreltern ohne Reichthümer reich, und in den unglücklichſten Zeiten groß und glücklich gemacht hat?“

Als zwei Jahre darauf 1774 Junker Obervogt Tſcharner von Wildenſtein, das Vorbild von Peſtalozzis Arner, in ſeiner noch heute leſenswerthen Präſidialrede ein ideal gedachtes Gemälde von der „Bildung der patriotiſchen Jugend durch eine tüchtige Auferziehung“ entrollte und darauf hinwies, daß körperliche Abhärtung, Einfachheit der ſocialen Verhältniſſe und Liebe der Tugend das Kleinod der alten Eidgenoſſenſchaft geweſen, durfte er der Ankündigung ſeines Themas beifügen: „Wenige von euern Vorſtehern haben die Nothwendigkeit einer patriotiſchen Auferziehung in ihren Reden übergangen. Nicht nur hat man euch wirkliche Vorſchläge zu helvetiſchen Tiſchgeſellſchaften

Digitized by Google

und Pflanzschulen vorgelegt, sondern in der Ausführung dieser großen Anstalt zum Besten des Vaterlands durch die Anlage der Pflanzschule zu Marschlins ein edles Beispiel gegeben. Und gesegnet seien dem ganzen Helvetien die Stifter desselben! die zu Fortpflanzung seiner Wohlfahrt die Bildung von seinen Söhnen nach dem Vorbild seiner freien, frommen und tapfern Väter in seinem eigenen Schooß unternommen haben. Ihr Ruhm soll mit dem Ruhm desselben verbunden, in der Zukunft allen Nationen, denen Freiheit und Patrioten aufbehalten sind, wie uns, theuer sein."

Leider erfüllte sich die Hoffnung auf weitere Blüthe des Instituts in Marschlins nicht. Die Umgestaltung desselben zu einem Philanthropin unter der Leitung Karl Friedr. Bahrdt's 1777 beschleunigte den Untergang, so sehr auch bei diesem Anlasse die Schinznacher Freunde ihr Interesse an der Anstalt an den Tag gelegt. Im Jahr 1777 mußte Salis, der persönlich große finanzielle Opfer gebracht, die Anstalt auflösen, die indessen bald in etwas veränderter Gestalt in Reichenau wieder auflebte.

Aber noch einmal tauchte das Project auch im Schooße der helvetischen Gesellschaft auf. Wir erinnern uns, daß dasselbe bei seinem ersten Hervortreten 1763 an eine Commission gewiesen worden. Das erste der 4 Mitglieder derselben war Prof. Fellenberg in Bern. Dieser wurde 1785, nachdem er als zweiter Nachfolger Tscharners die Vogtei Schenkenberg verwaltet, zum Präsidenten der Gesellschaft für 1786 gewählt und benützte nun die Präsidialrede, der jüngern Generation die Errichtung von Erziehungsanstalten für die sittliche und politische Bildung der künftigen republikanischen Staatsmänner zu empfehlen. Es ist der alte Gedanke Balthasars, nunmehr von dem hellsehenden Bernerpatricier aufgenommen, auch darin dem Originale nicht unähnlich, daß wie jenes in erster Linie die Söhne der regierenden Familien zur patriotisch-politischen Heranbildung berücksichtigen wollte, Fellenberg nun ausschließlich dieses Bedürfniß zum Vorwurf seiner Rede nimmt. „Wenn die in diesen zu errichtenden politischen Pflanzschulen zu ertheilende Unterweisung", so erörtert er weiterhin seinen Plan, „wie in den meisten sowol ausländischen als einheimischen Instituten dieser Art geschehen, nur auf die ersten Kenntnisse der Religion, der Sprachen, der Geographie und der Geschichte sich einschränkte, so würde uns wahrlich mit solchen Anstalten nur sehr wenig geholfen sein; und unsere eidgenössischen Staaten müßten entweder fortfahren, die für die Vervollständigung eines so mangelhaften Unterrichtes ihrer Söhne besorgten Väter zu der ebenso unzweckmäßigen, als gefährlichen und kostbaren Besuchung fremder Universitäten fernerhin ihre Zuflucht nehmen zu lassen, oder nach dem von verschiedenen Patrioten geäußerten Wunsche auf die freilich nicht schlechterdings unausführbare, aber doch unzähligen Schwierigkeiten ausgesetzte Errichtung einer allgemeinen eidgenössischen Akademie bedacht sein.

Digitized by Google

Um unſern Wünſchen zu entſprechen, müſſen demnach unſere Pflanzſchulen ihre Lectionen auf alle oben angezeigte, unſern den Staatsgeſchäften ſich widmenden Jünglingen nützlich ſein könnenden Kenntniſſe ausdehnen, und ſelbige in den mathematiſchen, philoſophiſchen, phyſiſchen und politiſchen Studien ſo weit zu bringen trachten, daß ſie nachher auf dem bei ihnen gelegten Grund ferners fortzubauen und ſich ohne Bedürfniß mehrerer fremder Hülfe ſelbſt zu vervollkommnen im Stande ſeien. Doch, es iſt nicht genug, daß unſere Pflanzſchulen nur für eine vollſtändige Unterweiſung unſerer jungen Republikaner beſorgt ſeien. Dieſe wohlthätigen Inſtitute ſollen auch für die Zucht, für die Sitten, für die Bildung der Grundſätze und Uebungsarten, für die Stärkung des Körpers derſelben ſorgen; ſie ſollen trachten eine lebhafte Abneigung gegen die herrſchenden Thorheiten und Ausſchweifungen unſeres Zeitalters ihnen anzugewöhnen, und ſie durch frühzeitige Einpflanzung entgegengeſetzter Gewohnheiten vor künftigen Verführungen zu ſichern ſuchen. Wenn wir dieſe Abſicht erreichen, wenn wir dem Vaterlande eine beſſere Nachkommenſchaft hinterlaſſen wollen, ſo müſſen wir uns entſchließen, unſere republikaniſchen Jünglinge, wenigſtens von dem achten oder zehnten Jahre ihres Alters an, den ſchädlichen Eindrücken einer verdorbenen Denkens- und Lebensart zu entziehen, und ſie in den Stiftungen, von denen ich rede, bis in ihr achtzehntes oder zwanzigſtes Jahr nicht nur nach einem vollſtändigen Unterweiſungs-Entwurfe unterrichten, ſondern auch nähren, einquartiren und durch eine beſtändige Aufſicht und Diſciplin zu alle demjenigen angewöhnen zu laſſen, was künftigen Staatsleuten anſtändig iſt, und was ihnen behülflich ſein kann, derjenigen Erziehung, welche ihnen die Welt mit der Zeit geben wird, deſto ſtandhafter zu widerſtehen.“ [1]

Wir ſehen: wenigſtens nach einer Seite iſt das Project größer, weiter und man darf wol auch ſagen, praktiſcher geworden. Statt einer in den Lüften ſchwebenden dreijährigen patriotiſchen Pflanzſchule oder mehrmonatlichen Tiſchgeſellſchaft tritt uns nun der Plan eines Erziehungsinſtitutes entgegen, das die Knaben von früher Jugend an einheitlich und ſyſtematiſch emporführen ſoll; und wol erkennen wir in dieſer Umwandlung die Folgen

---

[1] In derſelben Verſammlung wurde auch durch Ausſchreibung von Preisaufgaben der Verſuch gemacht, Darſtellungen der kantonalen Erziehungseinrichtungen zu Tage zu fördern, der ſich aber nachher ohne nennenswerthe Folgen im Sande verlief; und las Dr. Rengger, der Erzieher des jungen Fellenberg und nachmalige helvetiſche Miniſter des Innern, die Anregung zur Erſtellung eines helvetiſchen Nationalkalenders vor, die wahrlich die Abfertigung nicht verdient, die ihr Morell, S. 248, hat zu Theil werden laſſen. Daß Rengger der in den Verhandlungen ungenannte Urheber dieſer letztern Anregung war, ſagt Fellenberg, geſchichtl. Blätter von Hofwyl I, S. 23.

Digitized by Google

der günstigen Erfahrungen, die das Seminar von Haldenstein-Marschlins dargeboten. Aber auch die helvetische Gesellschaft ist praktischer geworden; sie hat erkannt, daß es nicht Sache einer Vereinigung, wie die ihrige sei, solche Anstalten von sich aus ins Leben zu führen, und so zeigt sich denn auch diesmal keine Spur, daß der Versuch gemacht worden sei, der Anregung des Hrn. v. Fellenberg von der Gesellschaft aus die That folgen zu lassen.

Und doch keimte auch diesmal die Saat auf. Unter den „einheimischen Gästen" der Versammlung von 1786 findet sich eingetragen: „Fellenberg von Schenkenberg, Sohn von Bern"; noch als Greis gedachte aber dieser, — es ist Philipp Emanuel v. Fellenberg, der Stifter von Hofwyl — lebendigen Sinns der nachhaltigen Begeisterung, die der fünfzehnjährige Knabe bei jener Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Olten empfieng und ganz überraschend treten die Ideen des Vaters in einzelnen Grundzügen der Schöpfung des Sohnes uns verwirklicht entgegen. Dreiundzwanzig Jahre waren seit der ersten Besprechung des Gedankens in der helvetischen Gesellschaft verflossen, als der Vater Fellenberg in Olten ihn wieder aufnahm; weitere dreiundzwanzig Jahre später erhob sich die Erziehungsanstalt für höhere Stände auf Hofwyl aus ihren Anfängen zu europäischer Berühmtheit empor und ihr gesellte sich gleichzeitig eine Armenerziehungsanstalt bei, an deren Realisation, wenn auch wol auf etwas andern Grundlagen, einst Planta die erste Hand angelegt.

Die Bestrebungen der Besten auf dem Gebiet vaterländischer Erziehung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert sind nicht ohne innern Zusammenhang; und das Organ, das diesen Zusammenhang vermittelt hat, ist die helvetische Gesellschaft! G. St.

Niklaus Emanuel Tscharner

1727—1794.

[Quellen: J. J. Stapfers Nekrolog auf Tscharner in den Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft 1794. — R. Fetscherins Biographie von Tscharner im Berner Taschenbuch 1852. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 533. — Holzhalb, Supplement zu Leu's schweizerischem Lexicon, Bd. VI, 1795, S. 112. — Iselins Ephemeriden der Menschheit 1776 und 1777.]

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in den ersten fünfzehn Jahren von Pestalozzi's Aufenthalt auf dem Neuhof nach einander drei Männer als Landvögte von Schenkenberg seine Nachbarn waren, die durch humane

Digitized by Google

und aufgeklärte Geſinnung ihre Unterthanen zu heben ſtrebten: 1767—1773 Niklaus Emanuel Tſcharner, 1773—1779 Emanuel Grafenried von Burgiſtein, 1779—1785 Daniel Fellenberg. Der letztgenannte iſt der Vater des Stifters von Hofwyl; der zweite wird von Peſtalozzi mehrfach als Förderer ſeiner Erziehungsunternehmung auf dem Neuhof erwähnt; und der erſte endlich iſt, wie ſchon die Zeitgenoſſen wußten, das Urbild von Arner in „Lienhard und Gertrud“.

Niklaus Emanuel Tſcharner, aus einem von Graubünden her in Bern eingewanderten und daſelbſt regimentsfähig gewordenen patriciſchen Geſchlechte, ward 1727 zu Bern geboren. Ein Hauslehrer leitete ſeine geſammte Erziehung, die auf mehrjährigen Reiſen im In- und Ausland ihren Abſchluß fand. Im Jahre 1764 in den Rath der Zweihundert aufgenommen, trat er im ſelben Jahr in die helvetiſche Geſellſchaft ein, der ſein um ein Jahr jüngerer Bruder Bernhard als Stifter angehörte. Drei Jahre ſpäter erhielt er die Landvogtei Schenkenberg.

Die Landvogtei Schenkenberg umfaßte das Unterthanenland Berns links von der Aare von den Abhängen der Giſulafluh an bis gegen Böttſtein. Im Jahre 1720 hatte Bern dazu die Herrſchaft Wildenſtein erkauft und nun die Reſidenz der Landvögte auf das dicht an der Aare liegende Schloß dieſes Namens verlegt, während die alte Burg Schenkenberg allmälig zur Ruine wurde. Die Vogtei zählte zur Zeit Tſcharners in 9 Pfarrdörfern annähernd 6000 Seelen; hinſichtlich der Einkünfte gehörte ſie zu den geringern Vogteien; die Bevölkerung war roh und arm; ein Hausvater mit 4—6000 fl. freies Eigenthum galt hier für reich; nur äußerſt Wenige überſtiegen dieſe Summe. Dazu kam nun noch, daß in Tſcharners Amtsperiode die Hungerjahre 1772—73 fielen.

Vor Allem aus ſuchte ſich der neue Landvogt eine genaue Kenntniß des Zuſtandes ſeiner Unterthanen zu verſchaffen; von der „phyſiſch-ökonomiſchen Beſchreibung des Amtes Schenkenberg“, die er 1771 in den Verhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft veröffentlichte, ſagt ein Fachmann: ſie verrathe eine ſolche Kenntniß dieſer Gegenden in allen ihren Verhältniſſen, daß es wirklich faſt unbegreiflich ſei, wie eine ſo eindringende Forſchung nach kaum vierthalb Jahren ſeiner Amtsverwaltung möglich war; „nur eine treffliche Vorbereitung durch gründliches Studium heimiſcher und auswärtiger Verhältniſſe, ein ſcharf beobachtender Blick, vertrauter Umgang mit allen ſeinen Amtsangehörigen bis zum Geringſten herab, verbunden mit raſtloſer Thätigkeit — nur dieſes alles vereint und eng verbunden, konnten eine ſolche durchgreifende Kenntniß möglich machen; mit vollem Recht durfte er am Schluſſe ſeiner Arbeit ausrufen: das allgemeine Beſte zu ſuchen iſt Weisheit und ſolches wirken iſt Tugend“.

Digitized by Google

Schon in dieſer Beſchreibung äußert er über das Schulweſen: „Die öffentliche Erziehung wäre beſſer, wenn die Kinder mehr zur Schule angehalten würden von ihren Eltern, welche ſie, ſobald ſie etwas zu ſchaffen vermögen, der Schule entziehen, und wenn die Schulmeiſter tüchtiger wären". Um dieſem letztern Uebelſtand abzuhelfen, ſchrieb er, noch während er auf Wildenſtein regierte (1772), eine „Anleitung für die Landſchulmeiſter".

Auf das Geſuch der ſämmtlichen Gemeinden ſeines Amts, ihre Güter einſchlagen und die Gemeintrift aufheben zu dürfen, bewilligte ihnen ſolches der Rath von Bern um den zehnten Pfennig ihres Güterwerths, welcher ihnen ſodann zu Handen ihrer Armengüter geſchenkt wurde. Es iſt wol nicht zu gewagt, in dieſen Beſchlüſſen die fürſorgliche Vermittlung „Arners" zu erkennen.

In den Hungerjahren öffnete er ſeine eigenen Kornſpeicher und verwendete ſeine Einkünfte und einen Theil ſeines Vermögens dazu, um Arme zu ſpeiſen und die allgemeine Noth zu lindern.

Schön und wahr faßt der älteſte Nekrolog Tſcharners (von Stapfer) ſeine Verdienſte als Landvogt zuſammen: „Die ſchlechte Beſchaffenheit des Landes in ökonomiſcher und moraliſcher Hinſicht und die daraus entſtehende Armuth ſeiner Bewohner waren ſo auffallend, daß ſie auch ein minder tiefblickender Beobachter als er bald entdeckt hätte. Aber nicht ein Jeder hätte mit dem richtigen Scharfblicke auch die Quellen des Elends entdeckt und mit der unermüdlichen Thätigkeit und ausharrenden Geduld ſie zu verſtopfen geſucht und wirklich verſtopft wie er. Keine Schwierigkeiten, weder Betrügereien von Unterbeamten, noch Eigennutz von Schreibern, noch Gewinnſucht von elenden Advokaten, noch Starrſinn und Unwiſſenheit von Bauern, ſelbſt nicht ſchwerer zu beſiegende Hinderniſſe konnten ihn ermüden, an der Ausführung des menſchenfreundlichen Plans unabläſſig zu arbeiten, den er ſich zur Beglückung des Volks, das ſeiner Vaterſorge anvertraut war, entworfen hatte. Kein Mittel blieb unverſucht, aber Belehrung durch Unterricht und Beiſpiel, öftere Beſuche in den Häuſern, traulicher Umgang des Menſchen mit Menſchen, Zurechtweiſung der Fehlenden mit Sanftmuth, Ueberzeugung der Irrenden durch Vernunft, Geldvorſchüſſe den nicht ganz Armen und dieſen freie Geſchenke, wurden mehr gebraucht als Gefangenſchaft, Schläge und Geldſtrafen. Bei ſolchen Mitteln genoß er denn oft das Seelenvergnügen, ſeinen Endzweck, glückliche Menſchen zu machen, erreicht zu haben. Ja, er hat während ſeiner wohlthätigen Amtsverwaltung manches von dem gethan und realiſirt, was die Welt einige Jahre nachher in dem herrlichen „Lienhard und Gertrud" an dem edeln Arner bewunderte, aber weil ſie zu verdorben iſt, für Roman hielt."

Die Fragen der Erziehung beſchäftigten Tſcharner auch, als er nach Ablauf ſeiner Amtsperiode in die Stille ſeines Landſitzes in Kehrſatz über-

Digitized by Google

gesiedelt war. Als Präsident der helvetischen Gesellschaft in Schinznach benützte er die Gelegenheit der Eröffnungsrede von 1774, über die „Bildung der patriotischen Jugend durch eine tüchtige Auferziehung" zu sprechen, und zwei Jahre später veröffentlichte er in den Ephemeriden der Menschheit, die Iselin in Basel herausgab, 17 Briefe über die „Armenanstalten auf dem Lande", auf welche antwortend Pestalozzi 1777 die Erziehungsideen seiner Anstalt auf dem Neuhof auseinandersetzte.

Soweit die Briefe über „Armenanstalten auf dem Lande" sich mit der armen Landjugend befassen — und das geschieht gleich vom 2. Briefe an — lassen sie sich etwa in folgende Hauptsätze zusammenfassen:

1. Die Sorge für die Erziehung der armen Jugend ist auf dem Lande ebenso dringlich als in den Städten; physische, moralische und ökonomische Gründe rathen überdieß, die Armen eher auf dem Land als in den Städten zu erziehen. 2. Sie geschieht besser in wohleingerichteten Waisen- und Armenhäusern als durch Verdingung bei Privaten. 3. Mit der allgemeinen Erziehung muß sich zugleich die Erziehung für das Berufsleben verbinden; und hiebei faßt die Erziehung zur Landwirthschaft die zukünftige Selbständigkeit förderlicher ins Auge als die Ausbildung zum (zünftigen) Handwerk, auch steht sie innerlich und äußerlich über der Erziehung zu Manufactur- und Fabrikarbeit. 4. Die Erziehung muß zugleich Standeserziehung, d. h. den künftigen socialen Verhältnissen dieser Waisenkinder angemessen sein. 5. Namentlich vom 8. Lebensjahr an tritt das Bedürfniß von Erziehung gegenüber Kinderpflege in den Vordergrund, und für Kinder vom 8—16. Lebensjahr sind daher Erziehungsanstalten („Colonien") zu begründen. 6. In physischer Hinsicht ist diese Erziehung eine Erziehung durch Armuth zur Ertragung der Armuth; in moralischer eine Erziehung durch Religiosität, Landarbeit und Beispiel. 7. Die Einrichtung einer Anstalt für 24 Kinder beiderlei Geschlechts dürfte das Richtige sein und auch für größere Ortschaften ausreichen; sie soll klein anfangen und allmälig auf den beabsichtigten Umfang gebracht werden; auf 1 Kind ist zirka $1^1/_2$ Juchart Land zu rechnen; zu eigentlicher Arbeit sind die Kinder erst vom 12. Jahr anzuhalten. 8. Der Unterricht ist auf 3 Stunden des Tages zu beschränken. „Unserer Lehrbücher sind wenig. Ein physischer, ein moralischer, ein christlicher Katechismus, fünfundzwanzig der schönsten Psalmen und so viel Kirchenlieder, und bei fünfzig kurzen auserlesenen Fabeln, deren Sinn richtig und moralisch ist . . . Die Kleinen lesen, die Größern schreiben in den Ruhestunden im Winter." 9. Die Einrichtung der Anstalt muß durch Gaben, Opfer der Gemeinden, oder Schenkungen von Privaten kommen, der Unterhalt derselben durch den Arbeitsertrag bei Sparsamkeit ohne nennenswerthe weitere Zuschüsse gewonnen werden. 10. Eine vernünftige, den Verhältnissen angemessene und

Digitized by Google

bis ins 16. Jahr ausgedehnte Anſtaltserziehung ſichert hinreichend einen gedeihlichen Uebergang der Zöglinge in die Freiheit des Lebens nach ihrem Austritt aus der Anſtalt. — 11. Schulen ſind das allgemeinſte, ſicherſte und beſte Hülfsmittel zur Hebung des Volkes; in den Landſchulen ſollen vorzüglich die Religion, die Sitten- und Naturlehre gelehrt werden. 12. Aber unſerm Landſchulweſen fehlt ſo ziemlich Alles was zu ſeiner Entwicklung nothwendig iſt: ausreichende Locale, Lehrerbildung, Lehrmittel, Dauer und Regelmäßigkeit des Schulbeſuchs. — Die Darſtellung der Viſion einer Armenerziehungsanſtalt und diejenige einer Schule, wie ſie nach der Idee Tſcharners ſein ſollte (letztere im 16. und 17. Brief), ſind noch heute leſenswerth.

Es iſt bekannt, daß Peſtalozzi in ſeinen „Briefen über die Erziehung der armen Landjugend“[1] Tſcharners Anſichten gegenüber den Nutzen aller auf Wohlthätigkeit beruhenden Erziehungsanſtalten angegriffen, daß er dem entſprechend in induſtrieller Arbeitsbethätigung ſchon der zarteſten Jugend das Heilmittel gefunden haben wollte, ohne Koſten und zum Nutzen der Unternehmer in großem Maßſtab die Armuthei zu entſumpfen, und daß ſeine Erziehungsanſtalt auf dem Neuhof auf dieſen abweichenden Grundſätzen beruhte, ebenſo daß er den Elementarunterricht in die Hand der Mutter legen wollte. Aber nicht nur der Mißerfolg auf dem Neuhof, ſondern auch die geläuterten pädagogiſchen Anſchauungen werden bei aller Anerkennung der genialiſchen Auffaſſung Peſtalozzis dahin ſtimmen, daß ſowol nach Seite der praktiſchen Durchführung als nach Seiten der richtigen Schonung der Kindesnatur das Project Tſcharners in den ſtreitigen Punkten ſeine entſchiedenen Vorzüge beſitzt und der Sache entſprechender war als Peſtalozzis Verſuch, der aber eben darin ſeine Lichtſeite hat, daß er ein mit Peſtalozzis Herzblut unternommener Verſuch war, während Tſcharners Projekt auf dem Papiere blieb und erſt ſpäter in Fellenbergs Armenſchule und in der auf Peſtalozzis Anregungen neubegründeten Volksſchule praktiſche Verwirklichung fand.

Nur in kurzen Worten ſei hier noch der weitern Thätigkeit Tſcharners gedacht. Er war einer der Mitbegründer und langjähriger Präſident der berniſchen ökonomiſchen Geſellſchaft, die ſich um die theoretiſche und praktiſche Hebung der Landwirthſchaft große Verdienſte erworben; er iſt der Begründer der zweitälteſten Volksſparcaſſe in Europa, der berniſchen Dienſtenzinscaſſe (1786); ſegensreich wirkte er im berniſchen Schulrathe, in der Korn- und Salzverwaltung, als tüchtiger und aufgeklärter Richter, als Staatsmann bei der Genfer Vermittlung von 1781; als Mitglied des Großen und nachher (1789) des Kleinen Rathes, in welcher Stellung er namentlich die Wiederöffnung des berniſchen Bürgerrechtes betrieb, das die Engherzigkeit ſeiner Zeit ein für

[1] Peſtalozzis ſämmtliche Werke bei Seyffarth, Bd. VIII, S. 257 ff.

Digitized by Google

allemal als abgeschlossen erklärt hatte. In rascher Folge stieg er 1793 zum zweiten Amt des damaligen Bern empor, indem ihm die Stelle des Deutschseckelmeisters anvertraut wurde; aber seine unausgesetzte Thätigkeit hatte die Kräfte seines Körpers untergraben; im Frühjahr 1794 zog er sich, sein nahes Ende fühlend, auf seinen Landsitz in Kehrsatz zurück, wo er am 5. Mai allgemein betrauert starb. Tiefe und aufgeklärte Religiosität und Menschenfreundlichkeit waren die Grundzüge seines Charakters.

Ein Verzeichniß seiner Schriften und Aufsätze findet sich im 6. Supplementband zu Leu's helvet. Lexicon; außer den dort genannten und auch in Obigem berührten pädagogischen Schriften findet sich im „Schweizerischen Museum" noch (1788, 6. Heft) von ihm ein Aufsatz über die Privaterziehung.

O. St.

Johann Rudolf Tschiffeli.

1716—1780.

[Quellen: S. Wagner, Lebensgeschichte von Tschiffeli, Bern 1808. Beinahe ganz abgedruckt im Schweizer. Beobachter 1809, Jahrg. II, und in Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte Bd. IV, S. 448. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 535. — Berner Taschenbuch 1853. S. 298. — R. Schatzmann, das hundertjährige Jubiläum der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern. Bern 1860. — Holzhalb, Supplement zu Leu's Lexicon Bd. VI, S. 119.]

Johann Rudolf Tschiffeli, aus patricischem Geschlechte der Stadt Bern, ward den 15. Dezember 1716 geboren und verlebte seine Jugendjahre im Rheinthale, wo sein Vater Landschreiber war. In Ermanglung eines guten höhern Unterrichts gewann er seine Bildung größtentheils durch Lectüre. Der Tod seines Vaters legte ihm die Pflicht auf, bei nicht glänzenden Vermögensverhältnissen für seine Geschwister zu sorgen und ihre Erziehung zu leiten. Seit seinem 18. Lebensjahr als Freiwilliger in der Verwaltung seiner Vaterstadt, später als Sachwalter thätig, wurde er zum Schreiber des obern Ehegerichts (Chorschreiber) gewählt, welche Stelle er bis an seinen Tod behielt, der am 15. Januar 1780 erfolgte.

Neben seiner staatlichen Thätigkeit, in der er sich namentlich um die Abfassung der Gerichtssatzungen und die Einbürgerung der Heimatlosen Verdienste erwarb, war es die Hebung der Landwirthschaft, die seine Kräfte in Anspruch nahm. Im Dezember 1758 erließ er im Wochenblatt der Stadt Bern eine Aufforderung, durch Subscription die Aufstellung einer landwirthschaftlichen Preisaufgabe (über Getreidebau) zu ermöglichen. Das Unter-

Digitized by Google

nehmen fand allgemeinen Anklang und aus der Verſammlung, welche am 3. Februar 1759 zur Beurtheilung der eingelieferten Arbeiten zuſammentrat, gieng die bleibende Conſtituirung der ökonomiſchen Geſellſchaft hervor, deren Präſidium zu führen auch Albrecht von Haller ſich nicht zu hoch hielt, die aber vor allem aus in Tſchiffeli nicht nur ihren Begründer, ſondern ihren geiſtigen Mittelpunkt verehrte. Die ökonomiſche Geſellſchaft war nicht nur der Zeit nach die erſte ihrer Art in Europa, und die älteſte größere ſchweizeriſche Vereinigung; es gelang ihr nicht nur durch ihre eigne aufopfernde Thätigkeit und die Begründung von Filialgeſellſchaften im damaligen berniſchen Gebiet einen mächtigen Aufſchwung in rationeller Bewirthſchaftung des Bodens und im Wohlſtand der ländlichen Bevölkerung zu erzielen: durch ihre publiciſtiſchen Veröffentlichungen, zu denen die Beſten ihrer Zeit, Engel, Tſchiffeli, Tſcharner und viele andere — ihr Beſtes gaben, und die deshalb ſo lange Tſchiffelis Anregung fortwirkte, des höchſten Anſehens genoſſen, ja durchweg als claſſiſche Leiſtungen galten, erlangte die Geſellſchaft europäiſchen Ruhm und im In- und Auslande allſeitige Unterſtützung ihrer Beſtrebungen.

Tſchiffeli wirkte aber auch als praktiſcher Landwirth in großem Style. Er bewirthſchaftete ein großes Gut bei Kirchberg, das er auf das Vierfache ſeines Werthes brachte, und gleichzeitig ein zweites bei Moosſeedorf. Sein Beiſpiel und ſeine uneigennützige Nachhülfe hatten den wohlthätigſten Einfluß auf die ökonomiſchen und ſittlichen Zuſtände der umgebenden Bevölkerung. Seine Unermüdlichkeit im Experimentiren brachte neue Culturen und namhafte Verbeſſerungen in den Arbeitsinſtrumenten auf. Sobald eine Entdeckung oder Erfindung, die öffentlichen Nutzen verſprach, ihm geſichert erſchien, machte er ſie in den Publicationen der ökonomiſchen Geſellſchaft zum Gemeingut. Zahlreiche Einheimiſche und Fremde beſuchten Tſchiffeli auf ſeinen Gütern, um hier Anregung und Klarheit in landwirthſchaftlichen Fragen zu gewinnen; junge Leute ſuchten in einer Lehrzeit bei ihm ſich für die landwirthſchaftliche Praxis vorzubereiten, wie Peſtalozzi; ja die Männer der helvetiſchen Geſellſchaft begrüßten mit Jubel die vorübergehend auftauchende Ausſicht, daß Tſchiffeli die Leitung einer patriotiſchen Erziehungsanſtalt übernehmen werde (ſ. die Monographie über die pädag. Beſtrebungen der helv. Geſellſchaft).

Tſchiffelis anerkannte Uneigennützigkeit, die ihn über ſeinen Beſtrebungen, durch ſeine Experimente der Menſchheit zu nützen, das Verhältniß der ausgelegten Mittel zu dem für ihn als Einzelgutsbeſitzer zu erzielenden Gewinn oft zu wenig in Anſchlag bringen ließ — Fellenberg hat nach ſeiner eignen Ausſage in dieſer Beziehung an ihm ein warnendes Exempel genommen[1] — hätte für ihn verhängnißvoll werden können, als ein ſeltener Glücksfall ihn

[1] Landw. Blätter v. Hofwyl Heft I, Bern 1808, S. 15 ff.

Digitized by Google

aus aller Verlegenheit riß; bei einer ausländiſchen ſtaatlichen Verloſung gewann er 1770 den Haupttreffer, der ihm eine jährliche Rente von 1000 Louisd'or verſchaffte. So konnte er aller ökonomiſchen Sorgen entledigt bis zu ſeinem Tode eine Wirkſamkeit in großem Maßſtabe fortſetzen, die, ohne ſeine Angehörigen zu ſchädigen, der Hebung der Volkswohlfahrt zu Gute kam.

O. H.

Nikolaus Deluze, Abt von Bellelay

1726—1784.

[Quellen: Actes de la Société jurassienne d'émulation 1857 (Arbeiten von Gobat, Quiquerez, Mandelert). — Bridel, Course de Bâle à Bienne par les vallées du Jura. Bâle 1789. — Helvetiſcher Almanach 1786. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aarau 1812, S. 306.]

Ueber Tavannes, in dem ehemaligen Gebiete der Biſchöfe von Baſel, liegt die Abtei Bellelay. Ihre Gründung wird in das Jahr 1136 verlegt; ſie gehörte dem Prämonſtratenſer-Orden an. Von ihr aus war der Boden der Umgebung urbar gemacht worden. Die Abtei war namentlich an Landbeſitz ſehr reich, zeichnete ſich durch Gaſtfreundſchaft gegen Fremde und Milde gegen ihre Unterthanen aus, und die ſtattlichen Gebäude des Kloſters, die faſt durchweg im achtzehnten Jahrhundert neu aufgerichtet worden, gaben Zeugniß von dem Geſchmacke ihrer Beſitzer. Im Jahr 1797 wurden die Mönche durch die Franzoſen, die den Jura beſetzten, aus dem Kloſter vertrieben; 1798 gieng das Kloſter durch Kauf in Privathände über und ward bei der Reſtauration nicht wieder hergeſtellt.

In dem letzten Vierteljahrhundert ſeines Beſtandes war Bellelay der Sitz pädagogiſcher Beſtrebungen, die auch für weitere Kreiſe der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdienen. Sie ſind das Werk des zweitletzten Abtes, Nikolaus Deluze.

Deluze iſt in Pruntrut 1726 geboren. Seine Bildung erhielt er bei den Jeſuiten, denen damals die fürſtbiſchöflichen Schulen überantwortet waren. Seit 1746 Mönch zu Bellelay, ward er 1771 zum Abt gewählt. Er verlangte und ſetzte durch, daß ſeine Conventualen eine Kunſt oder ein Handwerk lernen mußten, um ſich in ihren Mußeſtunden zu beſchäftigen. Zunächſt für die Kloſternovizen errichtete er 1772 eine Bildungsanſtalt, in welche bald auch fremde Schüler aufgenommen wurden, und welche zu ſo hohem Rufe kam, daß aus ganz Frankreich und den benachbarten Gebieten

Digitized by Google

Zöglinge zuſtrömten. Das Inſtitut wurde auf dem Fuß der franzöſiſchen Kriegsſchulen eingerichtet. Die gleichen Lehrbücher, die gleiche Methode kam zur Anwendung; die Zöglinge trugen Uniform, hantierten mit Gewehren und Kanonen, bauten Befeſtigungen; der Endzweck war gute weltliche Bildung und ſo boten das Convictleben und die Erholungen keineswegs einen mönchiſchen Anblick. Die Zahl der Zöglinge war zunächſt auf 50 feſtgeſetzt; man nahm junge Leute im Alter von 7—12 Jahren auf; als Vorbedingung galt einzig die Kenntniß des Leſens und Schreibens; der Reichthum der Abtei geſtattete, das Koſtgeld ungewöhnlich niedrig zu halten; es betrug monatlich nicht über 30 Franken.

Das von Deluze für das Penſionat eigens errichtete Gebäude hatte abgeſehen vom Erdgeſchoß zwei Stockwerke und zählte 132 Fenſter; es enthielt Eßſaal und Schlafräume, Schulzimmer, einen Muſikſaal, einen Fecht- und Tanzſaal. Gegenüber der Penſion befand ſich ein abgegränzter Spielplatz, groß genug für die Beſchäftigung mit dem Ballſpiel; daran ſchloß ſich ein Garten, in welchem jeder Zögling ein Beet nach ſeinem Belieben bepflanzen konnte. Zur Zeit der Aufhebung des Kloſters zählte das Penſionat etwas mehr als 100 Zöglinge; neun Mönche waren ausſchließlich mit Unterricht beſchäftigt.

Der Unterricht des Kloſters umfaßte Religion, Lateiniſch, Franzöſiſch, Deutſch, Geſchichte, Geographie, Mathematik, militäriſche Skizzen, Philoſophie, Muſik, Kalligraphie, Zeichnen, Tanzen, Fechten. Jeder Zögling erhielt zugleich vom Kloſter Gewehr und Patrontaſche, wenn die Eltern nicht Einwendungen machten. Die Waffen durften aber nur an Erholungstagen und unter Aufſicht gebraucht werden; in der Zwiſchenzeit wurden ſie, um Zerſtreuung und Unglücksfälle zu verhüten, im Arſenal aufbewahrt.

Das Leben der Zöglinge ſtand unter ſtrenger Controle und militäriſcher Diſciplin. Um 5 Uhr Morgens im Sommer, um 6 Uhr im Winter erhoben ſich die Zöglinge; eine Viertelſtunde nach der Reveille mußten ſie gekleidet, Abends eine Viertelſtunde nach dem Abendgebet zu Bette ſein; vom Abendgebet an war nicht mehr erlaubt zu plaudern. „Die Zöglinge ſind", berichtet ein Durchreiſender 1783, „in drei große Säle, 16 in einen, vertheilt. Jeder hat ſeine eigne Zelle oder hölzernes Zimmerchen, in welchem ſein Bett, ein Stuhl und ein Tiſch ſtehen. Es iſt ihnen verboten, einander in den Zellen zu beſuchen, und der Oberaufſeher jedes Saals hört alle Geſpräche, die ſie durch die Bretterwände führen können." In gleicher Weiſe waren ſie bei aller Freiheit im Einzelnen jederzeit unter Aufſicht, bei den Studien, beim Spiel, auf den Spaziergängen. Auf Anſtand im äußern Benehmen war großer Werth gelegt. „Die Herren Penſionärs", heißt es in einem Proſpect ohne Datum, „ſind verpflichtet, ſich gegenſeitig zu grüßen ganz in der leichten

Digitized by Google

und gefälligen Art, deren Geſetze der Tanzlehrer vorſchreibt; ebenſo wenn ihnen ein Lehrer begegnet; wenn ein Fremder den Unterricht beſucht, ſoll man aufſtehen und ſich nicht niederſetzen, bis der Lehrer es erlaubt". Bei Beſtrafungen wird das Ehrgefühl in Anſpruch genommen; „man wird ſie nur mit der höchſten Schonung in Anwendung bringen, damit ſie einem Kinde nützen können, ohne dasſelbe zurückzuſtoßen und zu entmuthigen". Den Zöglingen wurde ſogar geſtattet, unter ſich eine Akademie zu bilden, die Preisaufgaben auswählte; im Jahr 1783 waren drei ſolcher Aufgaben geſtellt: für die Ausarbeitung der beſten Fabel; für die Lobſchrift auf einen Weltweiſen; für eine Rede auf den Frieden von Verſailles. Man begreift, daß unter ſo geſunden pädagogiſchen Verhältniſſen das Inſtitut eine Reihe Schüler zählte, die ihm nachher im Leben Ehre machten; daß noch ein halbes Jahrhundert ſpäter die Ueberlebenden mit Rührung der ſchönen Tage in Bellelay gedachten, und daß dieſe Erziehungsanſtalt als die beſte der katholiſchen Schweiz galt. Ihre Trefflichkeit war übrigens auch über die Grenzen des Katholicismus anerkannt; junge Leute von Neuenburg, Biel und aus Holland wurden ihr anvertraut; es herrſchte volle Toleranz, wie denn auch der Abt ſelbſt, der den Geiſt und die feine Bildung eines Weltmannes beſaß, mit dem proteſtantiſchen Pfarrer von Tavannes im Verhältniß intimer Freundſchaft lebte.

Neben dieſer Thätigkeit im höhern Unterrichtsweſen verſtand es der Abt, in zweckmäßiger Weiſe für die Armuth zu ſorgen. Nicht nur daß mit großartiger Freigebigkeit das Kloſter Brodvertheilungen für die dürftige Nachbarſchaft auf ſich nahm; Abt Nikolaus richtete auch ein Waiſenhaus für arme Töchter ein. Die ausführlichſte Skizze dieſer Anſtalt hat Bridel 1789 entworfen. „In einem beſondern Gebäude", erzählt er, „nährt, kleidet, unterrichtet und bildet man in den Arbeiten ihres Geſchlechts ſechszehn Waiſenmädchen, welche aufs Gerathewohl aus den Dörfern ausgewählt werden, die dem Kloſter zehntenpflichtig ſind; man ſieht mit ſüßer Genugthuung, daß dieſe Mönche dem Geiſte ihrer Stiftung gemäß ſich nicht darauf beſchränken, Gott um Wohlthaten anzuflehen, ſondern daß ſie ſelbſt ſolche üben, und ſo den Ueberfluß, der allenthalben herrſcht, rechtfertigen. Von den Gebäuden, den Gemälden, den Gärten dieſer Abtei ſind nur die Augen geblendet; das Herz aber iſt von Freude hingeriſſen, wenn es findet, daß auch die Menſchlichkeit ihr Theil hat; und mehr als alle andern Gebäude von Bellelay hat mich der kleine Saal angeſprochen, wo ich dieſe kleinen Waiſenkinder habe nähen, ſpinnen, Garn winden, ſtricken ſehen, unter den wachſamen Augen ihrer Lehrerinnen, die nicht verſäumten, ihnen die Grundſätze jener troſtreichen Religion, der beſten Freundin des Unglücks und der Armuth, einzuprägen. Ihre Nahrung iſt geſund und reichlich, ihre Unterrichts- und Arbeitsſtunden

Digitized by Google

ſind weiſe durch Erholungsſtunden unterbrochen und es freut mich zu denken, daß eben ſo ſehr in Folge dieſer Anſtält als der Gebete der Mönche der göttliche Segen auf ihnen ruht." Wer erinnert ſich bei dieſer Beſchreibung nicht daran, daß ungefähr zu der gleichen Zeit (1775—1780) Peſtalozzi auf dem Neuhof ſeine Verſuche machte, eine auf induſtrielle Arbeit gegründete Armenerziehungsanſtalt lebensfähig zu machen.

Nicht lange war es dem Abte Nikolaus vergönnt, ſeinem Werke vorzuſtehen und an den Früchten desſelben ſich zu erfreuen. In der zweiten Hälfte des März 1784 veranlaßte in Bellelay naſſes und ungeſundes Wetter große Sterblichkeit. Bei ſeiner Rückkehr von einer Reiſe hatte Abt Deluze den Schmerz, einen ſeiner Conventualen, den er hoch ſchätzte, den P. Thomas Erard von Pruntrut, nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Nachdem er die kalte Leiche ſeines Freundes umarmt, wurde er ſelbſt von der Krankheit ergriffen, der er am 24. März, im Alter von 58 Jahren erlag.

O. St.

Johann Jakob Bodmer.

1698—1783.

[Quellen: L. Meiſter, Ueber Bodmern. Zürich 1783. — Jo. Jac. Hottingeri acroama de Jo. Jac. Bodmero. Turici 1783. — J. C. Mörikofer, ſchweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861. S. 72—247. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeſchichte, IV. Theil. Baſel 1830. S. 470. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 57. — H. Morf, Vor hundert Jahren. Winterthur 1867.]

Bodmer ward 1698 im Pfarrhaus Greifenſee geboren. Zuerſt zum Theologen beſtimmt, trat er nachher in kaufmänniſche Lehre; aber vom Jahr 1719 an widmete er ſich ganz den ſchönen Wiſſenſchaften. Sein unruhiger, kühner, nach Ehre ſtrebender Geiſt ward in beſter Weiſe durch Breitinger ergänzt, deſſen Name mit dem ſeinen in der Litteraturgeſchichte innig verbunden iſt. Bodmers große Verdienſte um die deutſche Litteratur ſind bekannt genug: der Streit der Zürcher mit Gottſched fiel nicht zum Vortheil des letztern aus; Bodmern verdankt Deutſchland die Wiederentdeckung der mittelalterlichen Dichtung; Klopſtock und Wieland giengen bei ihm ein und aus und fanden durch ihn mannigfache Anregung; und wenn auch der unermüdliche Fleiß des Mannes in einer Fluth von Dramen und Patriarchaden ſich ergoß, die heutzutage Niemand mehr lieſt, ſo genoß er doch bis über ſeinen Tod hinaus mit vollem Recht die Ver-

Digitized by Google

ehrung seiner Zeitgenossen. Wie seine Physiognomie, so erinnert auch sein inneres Wesen, theilweise selbst seine litterarische Wirksamkeit an Voltaire, nur daß in seinem ganzen Leben, selbst in den belletristisch verfehltesten Schöpfungen ein patriotisch-sittlicher Zug zu Grunde liegt, der Voltaire fehlt.

Aber der Mann, der ein europäisches Ansehen genoß (obgleich er Zeit seines Lebens an Zürich in behaglicher und arbeitsreicher Muße gebunden blieb und niemals nach Deutschland, ja nicht einmal bis nach Bern seine Reisen ausgedehnt hat) verdient auch in der Schulgeschichte der Schweiz einer Ehrenerwähnung. Er war nicht blos tonangebende Persönlichkeit in die Ferne; das junge Zürich wuchs in seinem Geiste und unter seiner Leitung auf. In freien Spaziergängen auf der Platzpromenade, in seinem gastfreundlichen Hause im obern Berg, in der helvetischen Gesellschaft zur „Gerwe", deren geistiges Haupt er war, wußte er seine Ideen von Aufklärung und republikanischer Freiheit, für die er auch im Rath seiner Vaterstadt mannhaft und bisweilen allein auftrat, seine Begeisterung für Rousseau, seinen Sinn bürgerlicher Freimüthigkeit der zürcherischen studirenden Jugend einzupflanzen; er ist der geistige Vater jener Bewegung, die im „Erinnerer" sich ein eignes Organ schuf, und aus jugendlichem Munde wirksamen Protest gegen ungerechte Landvögte, pflichtvergessene Pfarrer und ungetreue Amtsleute erhob, welcher wol bei der hohen Obrigkeit ernsthaftes Mißfallen erregte, aber doch zur Bestrafung des geschehenen Unrechts führte. Neben Lavater und den beiden Füßli ist besonders auch Pestalozzi durch ihn zu seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit angeregt worden.

Nur in Kürze sei darauf verwiesen, daß Bodmer Wieland bei seinem Aufenthalt in Zürich für das Project der Begründung eines Erziehungsinstituts zu gewinnen suchte, dem dieser durch seinen „Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute" (1758) Ausdruck und Gestalt gab und daß er, als der Plan nicht zu praktischer Verwirklichung gelangte, in dem „Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft" auf Grund von Balthasars „patriotischen Träumen" der neu gegründeten helvetischen Gesellschaft eine große vaterländisch-erzieherische Aufgabe zuwies, deren Behandlung nicht ohne praktische Folgen blieb, wie in der Besprechung der „pädagogischen Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft" näher auseinander gesetzt ist.

Doch auch unmittelbar praktisch suchte der schon fünfundsiebzigjährige Greis dem Bildungsbedürfniß der vaterländischen Jugend entgegenzukommen, als in Zürich bei der großen Schulreform von 1773 die Kunstschule als Zwischenglied zwischen der elementaren Schulbildung und dem Eintritt in den gewerblichen Beruf begründet wurde. Hatte er schon vorher unter dem Titel „Die Biegung und Ausbildung der deutschen Sprache" eine ganz kurze

Digitized by Google

Formenlehre als Schulbuch ausgehen lassen, das sich über ein halbes Jahrhundert im Gebrauch erhielt, und dem eine etwas eingehendere „Anleitung zur deutschen Sprache“ gefolgt war, so erschienen nun speciell für das Bedürfniß der Kunstschule berechnet von Bodmer eine Anzahl didaktisch-historischer Schriften, die „sittlichen und gefühlreichen Erzählungen“, kleine Bilder aus der Bibel und dem classischen Alterthum, die „historischen Erzählungen, die Denkungsart der Alten zu entdecken“, die „Geschichte der Stadt Zürich“ und die „Unterredungen von den Geschichten der Stadt Zürich“.

Als Bodmer am 2. Januar 1783 starb, zeigte sein Testament, daß der als sparsam bekannte Mann nicht nur für die Studirenden, für die Stadtbibliothek, für die von Usteri begründete Töchterschule, bedeutende Legate an Geld hinterließ, sondern auch der letztern sein Haus mit Garten zum Geschenke vermacht hatte. G. H.

Johann Jakob Breitinger.

1701—1776.

[Quellen: Vergl. die Quellen über Bodmer. (Lutz S. 66.) — Neujahrsblatt der zürcherischen Gesellschaft auf der Chorherren 1817.]

Breitinger, geb. 15. März 1701, entwickelte sich geistig sehr früh, und erhielt bereits im 19. Jahre die Weihe zum geistlichen Amte. Schon 1722 verband er sich mit Bodmer zu litterarischen Arbeiten und die innige Verbindung beider Männer, bei der Breitinger mehr das gründliche, gelehrte Wissen und die methodische Kritik, Bodmer die Form und der kühne Gedankenflug angehört, ohne daß sich allenthalben im Einzelnen die beidseitige Arbeit ausscheiden läßt, blieb ungestört, bis der Tod den jüngern Mann am 13. Dezember 1776 plötzlich hinwegraffte. Wie in den schriftstellerischen Arbeiten, so wirkten beide auch gemeinschaftlich in geselligem Umgang mit der studirenden Jugend. „Sie waren gewohnt, des Abends auf unserer öffentlichen Promenade zu lustwandeln, und da schlossen sich ihnen jedesmal schöne Gruppen von Freunden der Litteratur und lernbegierigen Jünglingen an. Auch jeder die Gelehrsamkeit liebende Fremdling, der nach Zürich kam, fand sich in diesem Kreise ein, in welchem die lehrreichsten Gespräche mit muntern Witzen und Scherzen gewürzt wurden. In der Gegend, wo jetzt Salomon Geßners Denkmal steht (auch er war einer der fleißigsten Theilnehmer an diesen gelehrten Spaziergängen), war damals gleichsam ein ländlich-akademischer

Digitized by Google

Hörsaal, welchen keiner verließ, ohne neue und wichtige Belehrungen aus dem Munde beider Männer geschöpft zu haben."

Breitinger war aber auch zugleich praktischer Schulmann. Seit 1731 wirkte er als Professor des Hebräischen, der Vernunftlehre und der Rhetorik, von 1745 an als Professor der griechischen Litteratur, womit ein Canonicat (Chorherrenpfründe) verbunden war, an den höhern Schulanstalten seiner Vaterstadt; mehrmals bekleidete er auch das Rectorat. Eine tüchtige classische und philosophische Bildung verband er mit großer Humanität im Verkehr mit seinen Schülern; er führte diese zu einem zweckmäßigen Studium griechischer und römischer Schriftsteller und bereitete sie durch Lehre und Umgang vor zu einer höhern Geistescultur; aber er sorgte nicht nur gewissenhaft für ihre sittliche und wissenschaftliche Bildung, sondern nahm sich auch ihrer ökonomischen Angelegenheiten und weitern Versorgung wahrhaft väterlich an. Durch die Begründung des Uebungsvereins der Exspectanten (unbedienſteten Candidaten des Predigtamts) und der ascetischen Gesellschaft hat er sich außerdem um die Bildungsbestrebungen der jüngern Theologen wie der im Amt stehenden Geistlichkeit weit über seinen Tod hinaus reichende Verdienste erworben. Vor allem aus aber ist der hervorragende Antheil hervorzuheben, welchen Breitinger an der Arbeit für die zürcherische Schulreform des Jahres 1773 übernommen hat und über welchen die nachfolgende Biographie des Bürgermeisters Heidegger Näheres mittheilt. **G. St.**

Johann Jakob Steinbrüchel.

1729—1796.

[Quellen: Zürcherisches Neujahrsblatt der Gesellschaft auf der Chorherren 1818. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 510. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte. Bd. IV, S. 490.]

In der Aufzählung der Männer, die in seiner Jugend die Studirenden ideal zu begeistern vermochten, nennt Pestalozzi in seinem „Schwanengesang" [1] neben Bodmer und Breitinger auch Steinbrüchel, und der Nachfolger Steinbrüchels im Lehramt, Joh. Jakob Hottinger, sagt geradezu: „Unter Breitingers vielen und großen Verdiensten um seine Vaterstadt ist ohne Zweifel Steinbrüchels Weckung und Bildung das größte".

[1] Pestalozzis sämmtliche Werke, bei Seyffarth Bd. XIV, S. 197; ausgewählte Werke bei Mann IV, 308.

Digitized by Google

Johann Jakob Steinbrüchel ist 1729 zu Schönholzerswylen, Kanton Thurgau, als Sohn des dortigen Pfarrers, geboren. Seine Studien machte er am Carolinum in Zürich, ward hier Breitingers Liebling, dem er sich völlig auf- und anschloß, und absolvirte mit glänzenden Zeugnissen 1751. Aber ohne Vermögen und Familienverbindungen, gelang es ihm erst 1763, nachdem er zwei Jahre lang als Prediger einer Waldensergemeinde in Württemberg und dann ein volles Jahrzehend als Privatlehrer in Zürich gewirkt, die öffentliche Stellung zu gewinnen, in der er seine reiche Lehrbegabung voll entfalten konnte, zunächst als Professor des Hebräischen, dann nach Breitingers Tod als Professor der griechischen Sprache und der biblischen Hermeneutik am Carolinum. In begeisterter Weise schildert Hottinger sowol die vorhergehende private als die nachmalige öffentliche Wirksamkeit dieses bedeutendsten zürcherischen Lehrers im 18. Jahrhundert: „Dieser seltene Mann voll Geist und Kraft, dessen Größe Alles, was ihm nahe kam, freiwillig huldigte, schien dazu ausersehen, die weisen Pläne seines Lehrers auszuführen. Schon früher durch seine Talente und durch das Feuer seiner Thätigkeit, gleichsam als durch eine öffentliche Stimme, zum allgemeinen Lehrer des Vaterlandes berufen, trat er als Jüngling auf und füllte ganz allein die Lücken aus, welche das Gedeihen des wissenschaftlichen Unterrichts aufhielten. Sein heller Vortrag und die siegende Ueberzeugungskraft seiner geistvollen Darstellung lockten bald die lernbegierige Jugend schaarenweise zu ihm. Sie ließ sich die bereits gelesenen Schriften der Griechen und Römer von ihm erklären und erstaunte, sie ganz anders zu finden als vorher. Sie hörte seinen philosophischen Unterricht und das Feuer einer regern Begeisterung ergriff alle bessern Köpfe. Das Interesse des Stoffes schränkte sich nicht auf die Stunden des Unterrichtes ein. Man fieng an selbst zu denken, man theilte sich das Gedachte mit, wendete das Erlernte an und Philosophie wurde bald der Text der freundschaftlichen Unterhaltung. — Steinbrüchel war nicht blos der allgemeine Lehrer der Jugend. Die heitere Laune seines gesellschaftlichen Umgangs versammelte bald die gebildetsten seiner Mitbürger um ihn. Seine anspruchslose Mittheilung seines Geistes und Herzens war die Würze des gesellschaftlichen Ideentausches, seine Unterhaltung eine Schule sokratischer Weisheit. Er unterrichtete, ohne es zu scheinen; man lernte von ihm, ohne es zu wollen. Der große Mann hob seine Zeitgenossen um ein paar Stufen höher. In seinem Umgange entwickelten sich die Ideen, die Begriffe wurden aufgeklärt, die Vorstellungen gereinigt, die Gesichtspunkte erweitert und berichtigt. Man ward allmälig mit neuen Ansichten vertraut; gesundere Grundsätze kamen empor, und die Sache der Vernunft fand selbst unter den Ungeweihten manchen entschlossenen Vertheidiger."

Digitized by Google

So wirkte Steinbrüchel, deſſen Andenken unter der jüngern Generation noch lange nachklang, für gelehrte und philoſophiſche Bildung, für freie Geſtaltung geiſtigen Lebens und verſtändige und humane Erfaſſung auch der religiöſen Fragen. Daneben aber war er nicht blos gelehrter, ſondern auch praktiſcher Schulmann; ſein Antheil an der Verbeſſerung der zürcheriſchen Schulanſtalten (1773), ſagt einer ſeiner Biographen, bleibt immer ein ſchöner Edelſtein in der Krone ſeiner gelehrten Verdienſte. Als er 1796 am Charfreitag ſtarb, war ſein Todestag ein Tag allgemeiner und tiefſter Trauer.

G. Hi.

Johann Konrad Heidegger.

1710—1778.

[Quellen: Holzhalb, Supplement zu Leu's Lexicon, Bd. III, S. 71 ff. — D. H. C. Hirzel, Denkrede auf Herrn Hans Conrad Heidegger, Burgermeiſter der Republik Zürich. Zürich 1778. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 215.]

Wie Bodmer als gelehrter Kritiker und freier Denker durch ein halbes Jahrhundert der litterariſche, ſo war Heidegger in den letzten Jahrzehenden ſeines Lebens der ſtaatsmänniſche Mittelpunkt der reformatoriſchen Beſtrebungen Zürichs. Geboren am 12. Januar 1710 erwarb er ſich eine für ſeine Zeit ungewöhnliche allgemeine Bildung. „Selbſteigner Trieb machte bei ihm frühe alles aus; ſein Kopf war ganz Logik; Wolf ſein Lieblingsautor. Von jugendlichen Ausſchweifungen war er ganz frei: er ſtudirte alle Wiſſenſchaften durch; auch die abſtracteſten machte er ſich bekannt; aus der Naturlehre und Chemie machte er eine Zeit lang ſein Hauptſtudium". Von den damals zum Abſchluß der Jugendbildung üblichen Reiſen zurückgekehrt, widmete er ſich dem Staatsdienſt, der ihn 1768 zur Würde des Bürgermeiſters emporführte, die er bis zum Ende ſeines Lebens, am 2. Mai 1778, bekleidete. Das letzte Decennium ſeines Lebens war durch ſeine Energie und Einſicht eine Periode umfaſſender Umgeſtaltungen für das zürcheriſche Staatsweſen auf allen Gebieten; ſeine Mitbürger nannten ihn nicht ganz mit Unrecht den „großen Heidegger".

Auch für die Schulgeſchichte verdient Heideggers Namen der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Er gehörte zu den damals ſeltenen Staatsmännern, die frei von obrigkeitlichem Hochmuth in der Bildung und namentlich auch in der politiſchen Bildung der geſammten Bürgerſchaft die ſicherſte Bürgſchaft für das Gedeihen eines republikaniſchen Staatsweſens ſahen, und ſo iſt er denn diejenige Perſönlichkeit, die der Reform der zürcheriſchen Schulanſtalten die

Digitized by Google

Form und mit seinem Ansehen die Möglichkeit der Durchführung verlieh. Beim Auffahrtsconvent des Carolinums 1765 wurde zuerst die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung betont, und nun trug Heidegger, damals Mitglied der obersten Schulbehörde, der gelehrten Versammlung in eingehender Rede „die Regeln vor, nach welchen das Schulwesen eingerichtet sein müsse, wenn es sollte zu einer Nationalanstalt werden, in welcher von der ersten Kindheit an für alle Stände der Mensch sich zum nützlichen Mitglied des Staates entwickelte und mit allen Eigenschaften des Kopfs und des Herzens ausgerüstet würde, die ihm dereinst in seinem Berufe dienen könnten, an der Beförderung der Wohlfahrt des Vaterlandes arbeiten zu helfen. Nach diesen Regeln entwarf er in dem Fortgang seiner Rede den schönsten zusammenhangenden Plan, von den niedrigsten Hausschulen an, in welchen die Kinder Buchstaben lernen, bis auf den Zeitpunkt, in welchem der Knab oder Jüngling die Schule verläßt, um einen bestimmten Beruf anzutreten, wo er mit allen dazu dienenden Kenntnissen und Fähigkeiten ausgeziert sein sollte. Mit Erstaunen hörte die Versammlung unserer würdigsten Gelehrten die Weisheit dieses Gesetzgebers an". Es blieb aber nicht beim Erstaunen. Man legte sofort Hand ans Werk; Professor Breitinger anerbot sich zur Ausarbeitung eines sachbezüglichen Planes und schon im Dezember desselben Jahres wurde der erste Entwurf vom Kleinen Rathe gutgeheißen. Nun gieng es an die Detailarbeiten und an die Commissionalberathungen, bei denen Heidegger durchweg den Vorsitz führte und trotz seiner inzwischen erfolgten Erhebung zur Bürgermeisterwürde bis zum Abschluß der ganzen Reform beibehielt, der nach acht langen Jahren mühseliger Berathungen im Jahr 1773 erfolgte. Die Hauptverbesserungen bestanden in der einheitlichen Organisation des gesammten städtischen Schulwesens; in der Begründung der Kunstschule (durch welche Knaben, die sich nicht den gelehrten Berufsarten widmen wollten, eine dem Bisherigen gegenüber weitergehende und abschließende Bildung erhielten), in etwelcher Zurückdrängung des Uebergewichts der alten Sprachen auf der Mittelstufe; und in der sorgfältigen Ausarbeitung einer den Einsichten einer vorgeschrittenen Zeit entsprechenden Methode für die einzelnen Fächer. Merkwürdigerweise geschah für die Verbesserung der Töchterbildung nahezu nichts. Die Bürgerschaft wurde durch eine populär gehaltene, etwas breit angelegte, aber sehr instructive Schrift von Professor Usteri, die halb officiellen Charakter hatte, über Zweck und Inhalt der Schulverbesserung ins Klare gesetzt. Einige Jahre nachher folgte denn auch nach sorgfältiger Zuratheziehung der bestehenden Verhältnisse eine Reform des Landschulwesens [1].

---

[1] siehe die Anmerkung der Redaction zu den Satzungen betreffend das Landschulwesen vom Jahr 1684, S. 127.

Digitized by Google

Aber der eigenste Gedanke Heideggers, die Bürgerschaft namentlich auch zu gereifterm politischen Verständniß zu führen, bot ihm noch zu einer weitern Anregung Anlaß. Er gab seinem nachmaligen Biographen, dem Stadtarzt Hirzel, die Ideen an, nach denen derselbe eigens für die Kunstschulen seine „katechetische Anleitung zu den gesellschaftlichen Pflichten" 1776 veröffentlichte, einen nach Form und Inhalt merkwürdigen Versuch des 18. Jahrhunderts, die nationalökonomischen und politischen Grundbegriffe dem Verständniß der Schuljugend nahe zu bringen, am merkwürdigsten vielleicht dadurch, daß ein Standeshaupt der alten Eidgenossenschaft selbst der intellectuelle Urheber desselben ist.

Es spricht doch mehr als das conventionelle Gefühl der Ehrfurcht vor den Magistraten der alten Zeit aus den Zeilen Salomon Geßners, die Heideggers Bild begleiten:

Oft wird, auch in spätesten Zeiten, ein Edler
Bei seinem Bild, von großen Entschlüssen glühend,
Sich dem Glücke des Vaterlands weihn. **O. Sr.**

Isaak Iselin,

Rathschreiber zu Basel 1756—1782 (geb. 1728).

[Quellen: Iselins eigene Schriften; namentlich: philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes, 1755; — Philosophische und politische Versuche, 1760; — Träume eines Menschenfreundes, 1776; — Ephemeriden der Menschheit, 1776—1781; Versuch eines Bürgers über Verbesserung der öffentlichen Erziehung, 1779. — W. Vischer, Programm des Pädagogiums in Basel 1841. — Mörikofer, schweizerische Litteratur im 18. Jahrhundert. 1861 — Miaskowski, J. Iselin, Beitrag zur Geschichte der volkswirthschaftlichen und politischen Bestrebungen der Schweiz im 18. Jahrhundert.]

Zu den Männern, welche sich im 18. Jahrhundert um das schweizerische Volksschulwesen verdient gemacht haben, gehört der edle Menschenfreund Isaak Iselin, Rathschreiber zu Basel, der als Begründer der bis auf den heutigen Tag segensreich wirkenden Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen in dieser Stadt eines ehrenden Andenkens genießt, aber auch durch seine zahlreichen Schriften und persönliche Beziehung zu den hervorragendsten Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus ungetheilte Anerkennung gefunden hat.

Er war zwar kein Schulmann; allein er hat sich in seinen Schriften sowol für den höheren Unterricht — siehe seine „Unvorgreiflichen Gedanken

Digitized by Google

über die Verbesserung der baselschen Hochschule" —, als auch für das Volksschulwesen und die Armenbildung so sehr interessirt und anregend gewirkt, daß ihm in diesem Buche neben den eigentlichen Schulmännern ein ebenbürtiger Rang einzuräumen ist.

Durch Bildung und Beruf war er, wie gesagt, Staatsmann. Er hatte sich zwar um den Lehrstuhl der Rechte an der Universität Basel beworben, da er in Göttingen sich dem Studium dieser Wissenschaft gewidmet und heimgekehrt sich als Lebensaufgabe gestellt hatte, geistige Regsamkeit in seine Vaterstadt zu bringen und namentlich die Universität wieder zu beleben. Damals entschied das Loos unter mehreren Bewerbern und dieses fiel zu Ungunsten Iselins aus. Es zeugt in hohem Maße von seinem Patriotismus, daß er darauf die zwar ansehnliche, aber mühevolle Stelle eines Rathschreibers annahm, indem dieses Amt dem ideal angelegten hochstrebenden Manne wenig zusagte. Mit rührender Pflichttreue verwaltete er dasselbe bis zu seinem Tode. Daß er indessen hohe Befähigung zu diesem Amte besaß, beweisen seine gesetzgeberischen Arbeiten.

Sobald er sich aber Mußezeit zu ersparen wußte, flüchtete er aus dem Kreise der Geschäfte auf das Feld philosophischer Gedanken und benützte sogar auf der Rathsstube jeden freien Augenblick zu wissenschaftlichen Forschungen oder zu seiner ausgedehnten Correspondenz mit befreundeten Männern gleicher philanthropischer Geistesrichtung.

Wenn wir seine Schriften durchblättern, so müssen wir erstaunen über die classische Bildung, den freien unbefangenen Blick, die edle, humane Gesinnung, mit der Iselin alle Gebiete menschlicher Thätigkeit, Politik und Religion, Litteratur und Unterricht, Armenwesen, Finanzen, Erziehung berührte, beleuchtete, anregend und praktisch nutzbringend zu behandeln verstand. Seine Ephemeriden, eine politisch-litterarisch-philosophische Zeitschrift, die er vom Jahr 1776 bis zu seinem Tode herausgab, und die als solche in der deutschen gelehrten Welt an und für sich schon eine epochemachende und zu ähnlichen Publicationen anregende Erscheinung war, läßt uns einen Ueberblick über die allseitige Bildung, den praktischen Sinn und edeln ächt humanen Charakter Iselins thun. Wir können nicht umhin, selbst auf die Gefahr hin, uns in zu lange Aufzählungen zu verirren, einige Gebiete zu erwähnen, über die er neue fruchtbare Gedanken äußert, die sicher bei Zeitgenossen und noch mehr bei Nachfolgern auf guten Boden gefallen und seitdem praktisch durchgeführt worden sind. Viel beschäftigt ihn die Basedow'sche Erziehungsmethode, die seine volle Zustimmung hatte; die Gründung von Armenanstalten auf dem Lande, neu erschienene Schulordnungen; er bespricht die Verfassung der Vereinigten Staaten, Vorgänge in Frankreich, Nationalökonomisches, die zürcherische Frauenzimmerschule, das Unterrichtswesen in Freiburg, die

Digitized by Google

moraliſche Geſellſchaft im Toggenburg, die Kunſtgeſellſchaft in Genf, den Geſang als Theil guter Erziehung; Handel, Statiſtik, Viehaſſekuranz, Erſcheinungen auf dem Gebiete der Litteratur zieht er in den Bereich ſeiner Unterſuchungen — kurz, die Ephemeriden Iſelins ſind ein Werk, das, abgeſehen von einzelnen Mängeln, die ihm als Kind ſeiner Zeit anhaften (wie z. B. dem übertriebenen Enthuſiasmus, womit er jeden neuen Gedanken umfaßte), auch heute noch als ſehr beherzigenswerth Jedermann darf empfohlen werden, der, wie Iſelin, an die Vervollkommnung der Menſchheit glaubt.

Daß Iſelin ſich für Peſtalozzi höchlich intereſſiren mußte, iſt nach dem Geſagten ſelbſtverſtändlich. Wie er ſchon das Baſedow'ſche Philanthropin thätiger gefördert, als es in Deutſchland ſelbſt geſchah, und die neue Lehrweiſe durch die Schweizer Schweighäuſer und Kaufmann, die als Lehrer in Deſſau eintraten, in die Schweiz zu verpflanzen geſucht hatte, wie er auch ein Freund des bündneriſchen Staatsmannes Ulyſſes v. Salis war, der das Philanthropin zu Marſchlins begründete, ſo nahm er ſich, wenn gleich jene Hoffnungen ſich zerſchlugen, treu und beharrlich Peſtalozzis an, und zwar zu einer Zeit, da ein Erfolg der Beſtrebungen desſelben noch wenig Ausſicht hatte. Und trotzdem die Ausführung der von Peſtalozzi ins Leben gerufenen Armenſchule ſich als mangelhaft erwies, hielt Iſelin Peſtalozzi durch ſeine Freundſchaft und Hochſchätzung aufrecht, als Andere an ihm irre wurden. Iſelin war es auch, der in Peſtalozzi den Beruf zum Volksſchriftſteller erkannte und ihm in der Ausführung ſeiner Gedanken über die Volksbildung behülflich war.

Und obſchon Idealiſt und Anhänger der damaligen franzöſiſchen Aufklärungsphiloſophie, war Iſelin durchaus nicht blos Theoretiker. Seine Befähigung für Erziehung zeigte ſich auch in ſeinem nächſten Kreiſe. Denn er war nicht nur ein muſterhafter Hausvater ſeines eigenen großen Hausſtandes, ſondern der Berather und bildende Lehrer der Familien ſeiner Freunde und Verwandten: dieſe Familien zeichneten ſich vor andern durch einen wiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen Sinn aus. Er war auch im Allgemeinen der geiſtige Mittelpunkt für ſeine Vaterſtadt, indem er alle gebildeten und gelehrten Männer des damaligen Baſels um ſich vereinigte. Er war es, der das erſte gut ausgewählte Leſebuch für die baſleriſche Jugend herausgab und die kurze Ueberſicht über die allgemeine Geſchichte darin iſt von ſeiner Hand verfaßt.

Ganz beſonders intereſſant iſt ſeine ſpeciell pädagogiſche Schrift „Verſuch eines Bürgers über die Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung in einer republikaniſchen Handelsſtadt“, ſo daß wir uns das Vergnügen nicht verſagen können, dieſelbe einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen.

Digitized by Google

Schon die Art und Weise, wie Iselin in der Vorrede den Stoff eintheilt, zeugt von seinem klaren Verstande. „Man muß", sagt er, „zuerst einen deutlichen und ausführlichen Begriff von demjenigen geben, was Unterricht und Erziehung leisten sollen. Dann müssen die Mittel erwogen werden, durch welche sie ihre Absichten erfüllen. Und endlich ist die äußerliche Gestalt und Einrichtung zu bestimmen, welche den Schulen eines Staates nach seinen besondern Umständen zu geben sind". Wir heben letztern Passus hervor, weil er zeigt, wie Iselin durchaus nicht, wie man es seinem idealen Standpunkt gemäß erwarten könnte, obwol von allgemeinen philosophischen Principien ausgehend, die daraus hervorgehenden Theorien und aprioristisch aufgestellten Sätze blindlings durchführen will, sondern sich nach den gegebenen Umständen und den jeglichem Orte eigenthümlichen Verhältnissen richtet — ein zu beherzigender Wink für ausschließliche Theoretiker!

Der erste der drei Abschnitte beweist die Nothwendigkeit der Erziehung des Menschen aus dessen Natur: „Der Schöpfer hat die Menschen als seine vorzüglichen Lieblinge einer höheren Bestimmung gewürdigt. Er versah sie mit Kräften, durch welche sie die Vollkommenheit der übrigen Geschöpfe und ihre eignen vermehren, in und um sich Vergnügen und Wohlstand erzeugen und indem sie andere glücklich machen, auch ihre eigene Glückseligkeit erhöhen können." Die Erziehung soll also des Menschen Herz vor dem Gifte des Bösen und Schlechten bewahren und es den wohlthätigen Gefühlen reiner Freuden und edler Liebe öffnen. Und was die Eltern in Erziehung und Unterricht zu leisten nicht fähig sind, soll der Staat ergänzen.

Der zweite und hauptsächliche Abschnitt gibt nun eine ausführliche Darlegung der Gestaltung des Unterrichts.

In der Periode der Kindheit, d. h. den ersten sechs oder acht Jahren des Lebens braucht die Erziehung nicht viel mehr zu thun, als der natürlichen Entwicklung zu folgen und diese zu fördern, was durch einfache und angemessene Nahrung, Verhütung aller Weichlichkeit, körperliche Bewegung, freie Luft bei jeder Witterung, Baden und Spiele zu erreichen ist. In geistiger Beziehung soll man auch der Natur nicht voreilen, sondern nur das Kind gewöhnen „Alles genau zu bemerken" (d. h. sein Anschauungsvermögen zu üben) und „seine Seelenkräfte üben, stärken und in Ordnung erhalten". In sittlicher Hinsicht ist auf die Bildung des Herzens hinzuwirken, auf die „Entwicklung des Triebes, welcher den Menschen anspornt, Vergnügen aus der Zufriedenheit seines Mitmenschen zu schöpfen, ihm Gutes zu thun und in ihm die gleiche Neigung gegenseitig zu erzeugen, zu lieben und geliebt zu werden". Liebe zu den Mitmenschen soll den Kindern eingepflanzt werden, da sie selber „nichts sind und nichts sein werden, bis sie aus eigenem Triebe und mit eigenen Kräften ihren Mitmenschen werden Gutes thun

Digitized by Google

können“ [1]. Von der Liebe zu den Eltern werden ſie dann zur Verehrung des himmliſchen Vaters geführt, welche ſie wiederum zu guten Handlungen antreibt. Schon im fünften und ſechsten Altersjahr kann man die Kinder auf die Verknüpfung von That und Lohn aufmerkſam machen und ihnen die große Wahrheit beibringen, daß jedes Leiden des Menſchen eine Folge der Sünde iſt und die Rückkehr zur Tugend und zur Rechtſchaffenheit die Folgen der Sünde auslöſchen und ihn zu der Vollkommenheit und Glückſeligkeit erheben kann, die das Ziel ſeines Daſeins und ſeiner Wünſche iſt.

In dieſem erſten Zeitraume des Lebens iſt die Erziehung beinahe ausſchließlich der väterlichen und mütterlichen Sorgfalt vorbehalten; doch ſoll auch die Obrigkeit ſie ihrer Aufmerkſamkeit würdigen, was geſchehen könnte durch Verfaſſung von guten und gründlichen Erziehungsſchriften, die man unentgeltlich den unbemittelten Bürgern zukommen ließe; durch die Aufſicht der Geiſtlichen und durch Gründung von Anſtalten, worin die Kinder von Eltern, die zu ſehr beſchäftigt ſind, den Tag hindurch beobachtet und nach guten Grundſätzen beſorgt würden. In dieſem erſten Zeitraum kann bereits auch mit den Anfängen des elementaren Unterrichts begonnen werden. Als Grundlage dafür wünſcht Iſelin ein Buch, das den Erziehern Stoff an die Hand gebe, die Kinder zwei oder drei Jahre lang auf eine angenehme und lehrreiche Weiſe zu unterhalten, ihnen die Kenntniſſe beizubringen, deren ihr Alter fähig iſt, aber nicht nur die wiſſenſchaftliche, ſondern auch die moraliſche Erziehung ermögliche, ſo z. B. Züge von edeln Menſchen, Beiſpiele von Wohlthätigkeit, von den heilſamen Folgen der Rechtſchaffenheit, des Fleißes u. ſ. w. enthalte. So beſchaffen wird das Buch auch ein nützliches Handbuch für die Eltern ſein.

Den zweiten Zeitraum der Erziehung bilden die folgenden drei Schuljahre (8.—10. Lebensjahr). Nach dem achten Jahre beginnt die eigentliche Schule, die den Grund zum Unterrichte der folgenden Jahre legt. „Die Schulzimmer müſſen zur Unterhaltung einer friſchen Luft geräumig und hoch gebaut und immer ſehr reinlich gehalten werden“ [2]. Das Elementarbuch dieſer Stufe muß den Stoff desjenigen des erſten Zeitraumes wiederholen, aber in vollſtändiger und annähernd ſyſtematiſcher Ordnung. Zunächſt ſollte die Naturgeſchichte an die Reihe kommen und zwar, da eine allgemeine Ueberſicht der Natur vorauszugehen hat, das Mineralreich, dann die Pflanzen, die Thiere und der Menſch, zuletzt noch das Wichtigſte über das Weltgebäude, wobei

---

[1] Wie richtig, beſonders der modernen Verhätſchelung und Verzärtelung der Jugend gegenüber, welche ihre krankhafte Selbſtüberhebung zur Folge hat, über die ſchon ſo lange geklagt wird! [2] Wie lange hat es vielerorts gedauert, bis man die Wichtigkeit dieſer Forderung eingeſehen und ſie praktiſch durchgeführt hat!

Digitized by Google

ſtets „dem Kinde fühlbar zu machen ſei, daß die Natur in ihren Werken immer von einer geringeren Vollkommenheit zu einer höheren hinaufſteigt und wie weit der Menſch, der wahrhaftig ein Menſch iſt, über den Werth der Thiere erhaben iſt". Daher ſoll die Arbeit, weil ſie ihn vollkommener macht, als ein Vorrecht dargeſtellt werden, die den Menſchen adelt. Bei den Naturproducten iſt auch zuweilen diejenige Kunſt zu erwähnen, welche ſich damit beſchäftigt, die elementare Mechanik, wozu Sammlungen von Naturalien und Maſchinen erforderlich ſind, ſowie auch das Elementarbuch mit Kupfern zu verſehen iſt. Daß hiedurch dieſes Buch einen größeren Umfang erhält, iſt Iſelin gerade recht; er will dieſe Lehrbücher ſehr umſtändlich, drei Bände ſtark für dieſe drei Jahre.

Der zweite Theil der Darlegung hat den moraliſchen Unterricht des Weltbürgers zum Gegenſtande; er beginnt mit der Schilderung des Menſchen, ſeiner Fähigkeiten und Bedürfniſſe und entwickelt „ſeine Verhältniſſe gegen alle Theile der Natur, wie die Weisheit und Güte der Vorſehung den Menſchen ſelbſt zum Werkzeuge der Glückſeligkeit für ſeinen Mitmenſchen auserſehen hat". Aber es ſoll das Buch „angenehm und unterhaltend geſchrieben ſein", was durch Abwechslung des „dogmatiſchen Tones mit dem hiſtoriſchen, dialogiſchen" oder mit Poeſie zu erreichen wäre. Bildung des Herzens ſoll ſtets dem Lehrer als wichtige Sorge obliegen; gegen die kleineren Fehler der Schüler iſt mit ernſthaften Vorſtellungen einzuſchreiten, gegen die gröberen, wenn ſolche Warnungen einige Male fruchtlos angewandt wurden, mit Strafen, die der natürlichen mit ſolchen Fehlern verknüpften Strafe am ähnlichſten ſind, wie Entziehung einer Freude, Einſperren u. dergl. Körperliche Züchtigung ſoll nur ſehr ſelten und in höchſt wichtigen Fällen gebraucht werden. Auch die Belohnungen ſind mit Vorſicht auszutheilen.

Von den allgemeinen Grundſätzen der Ethik iſt der Uebergang zur chriſtlichen Religion ſehr leicht. Dieſer Unterricht „muß mit der Geſchichte der Offenbarung anfangen, bis auf die Zeiten Chriſti fortgehen und dann die Lehre des Heilandes in einem ſyſtematiſchen Begriffe darſtellen. Dieſer Begriff ſoll aber nicht ſehr lang ſein; er ſoll mit den eigenen Worten des Evangeliums reden und die Zöglinge vor allem Sectengeiſte und vor aller Verfolgungsſucht warnen." Zu gleicher Zeit iſt großer Werth auch auf die körperliche Uebung zu legen, und es iſt intereſſant zu ſehen, wie in Iſelins Vorſchlägen die erſten Keime der Methode liegen, welche hundert Jahre ſpäter Spieß aufgeſtellt hat und die nun allgemein im Schulturnen eingeführt iſt.

Auch die Aeſthetik zieht Iſelin in den Kreis ſeines Unterrichtsplanes: beim Leſen ſoll der Lehrer auf das in der Form Schöne, die Correctheit und Eleganz im Ausdrucke aufmerkſam machen, Fehlerhaftes kritiſiren und corrigiren laſſen. Nicht minder iſt das Gedächtniß zu üben; Schreiben,

Digitized by Google

Rechnen, Zeichnen ſoll fleißig und einläßlich betrieben werden und im letzten der drei Jahre kommt noch Geographie hinzu, welche aber keine trockene Aufzählung von Namen ſein darf, ſondern den Charakter eines Landes, Sitten und Gebräuche der Einwohner, Handel, Producte u. ſ. w. zu ſchildern hat.

Der dritte Zeitraum der Erziehung (bis zum 14. Jahr), „koſtbar für alle Menſchen, welche ihre Glücksumſtände frühe zu Arbeiten auffordern, die ihre meiſte Zeit wegnehmen", wird „in einer wolüberlegten Verbindung und Stufenfolge auf die mathematiſchen Wiſſenſchaften, Rechnen, Geometrie, Mechanik, Optik und die Civilbaukunſt verwendet werden, auch auf Aſtronomie, mathematiſche Geographie, Chronologie und Gnomonik (?)". Und zwar wird dieſelbe Methode befolgt, wie zuvor: Wiederholung des in der vorigen Periode Durchgenommenen, aber mit bedeutenden Erweiterungen, Ausführungen und Uebergang zu Schwierigerem. Hier gelangt der Schüler zu einem Einblicke in die politiſchen und nationalökonomiſchen Verhältniſſe der Menſchen; es wird ihm gezeigt, daß der „Tugendhafte und Rechtſchaffene unter jeder Verfaſſung zufrieden leben könne; daß Tyrannei und Ungerechtigkeit die größten Zerſtörerinnen der menſchlichen Glückſeligkeit, Freiheit und Gerechtigkeit aber ihre vornehmſten Schutzgottheiten ſind; daß die Freiheit des republikaniſchen Bürgers, die Befugniß an der Regierung des Staates Antheil zu nehmen, nur alsdann gerecht ſei, wenn ſie gebraucht wird, die Freiheit des Menſchen zu handhaben". Hieran reiht ſich der Unterricht in der Geſchichte, wobei man ſich „nicht gar zu ſehr bei Kriegen, Eroberungen und großen Revolutionen aufhalten, ſondern vorzüglich erläuteren ſoll, was ihnen wahrhaft nützlich ſein wird: Religion, Sitten, Verfaſſung, Gelehrſamkeit, Handel, Finanzen, Luxus, Landwirthſchaft und Geſchmack in den Künſten". Die vaterländiſche Geſchichte muß einen der vornehmſten Theile des hiſtoriſchen Unterrichtes ausmachen; ſie ſoll aber erſt dann begonnen werden, wenn man in der allgemeinen Geſchichte bis zur Zeit der Stiftung des helvetiſchen Bundes gekommen iſt. Bei der Lectüre ſollen „Lebensbeſchreibungen von Landwirthen, Handwerksleuten, Künſtlern und Kaufleuten" als Belege zu den Lehren der Ethik, beſonders ausgewählt werden[1]. Aufſätze, Ueberſetzen aus dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen, Schönſchreiben, Zeichnen und Geſang ſind weiter zu betreiben.

Erſt gegen das Ende ſeiner Abhandlung ſpricht Iſelin ſeine Anſichten über den ſprachlichen Unterricht aus. Die Bedürfniſſe der Geſellſchaft ſeien ſo beſchaffen, „daß die Bürger einen ziemlich ausgebreiteten Unterricht nöthig

[1] Iſelin betont mehrere Male, wie ihm das Leben des Columbus beſonders lehrreich und anziehend erſcheine.

Digitized by Google

haben und unter zehn immer neun seien, die ihre Zeit besser anwenden können, als zur Erlernung einer todten Sprache". Diese sei in besonderen Stunden für diejenigen abzusondern, die sich gelehrten Studien widmen wollen. Für die Nichtlateiner soll täglich eine französische Stunde gegeben werden; drei Jahre Unterricht im Französischen kann das Welschland entbehrlich machen, wo die Kinder „die Erlernung von vielen, wichtigen und nützlichen Dingen versäumen" [1].

Im folgenden Capitel wird die Einwendung widerlegt, daß es beinahe zu viel gefordert sei, der Jugend so viele Kenntnisse bis ins vierzehnte Jahr beizubringen. Ideal wäre freilich die Ausdehnung der Schulzeit bis zum sechszehnten Jahr. Aber Iselin begründet die weniger weit gehende Forderung mit der Erscheinung, daß damals in Basel die wenigsten Schüler es im Gymnasium bis ins zwölfte Jahr aushielten; für diese die Mehrzahl bildenden Zöglinge, die später auch berufen sein können, an der Regierung des Staates Theil zu nehmen, ist es daher unbedingt nothwendig, den Unterricht so eng zusammen zu drängen. Die anderen können die Mängel dieses Unterrichtsplanes durch Privatunterricht und Selbststudium schon ergänzen.

Den Schluß der Abhandlung bildet eine Aufzählung von Büchern aller Fächer, die in dieser Schule zu gebrauchen wären, bis ein Lesebuch, wie Iselin es vorschlägt, verfaßt sein würde.

Das letzte Capitel, welches die Organisation der Schulen in Basel nach seinem neuen Plane, Eintheilung, Kosten, Lehrerbesoldungen, Stundenvertheilung u. s. w. bespricht, hat zu sehr ein locales Interesse, als daß wir darauf eingehen könnten.

Und wenn wir nun zum Schlusse ein allgemeines Urtheil über Iselins „Versuch über die Verbesserung der öffentlichen Erziehung in einer republikanischen Handelsstadt" abgeben sollen, so müssen wir unsere größte Hochachtung vor der hohen Bildung, dem gesunden Urtheil und der so edeln, menschenfreundlichen Gesinnung des Verfassers aussprechen. Sind hier und da seine Vorschläge theoretisch richtig, aber praktisch unausführbar — ich erinnere z. B. an die Stelle, wo er in der Naturgeschichte mit dem Mineralreich beginnen will, u. a. m. — so enthalten sie doch eine reiche Menge vortrefflicher Ideen, die theilweise erst unsere Zeit recht aufgefaßt und praktisch durchgeführt hat. Wir schließen daher diese Skizze über Iselins pädagogische Thätigkeit mit den Gedenkversen, die ihm am fünfundsiebenzigsten Stiftungstage der Gemeinnützigen Gesellschaft von Basel sind gewidmet worden:

---

[1] Also schon vor hundert Jahren wird auf die Absurdität der Sitte, ins Wälschland zu gehen, hingewiesen — und noch heute blüht sie trotz aller Gegenvorstellungen fort!

Digitized by Google

Ihm war verliehen, was so selten nur
Dem Menschen mag verleihn ein güt'ger Gott:
Gleich klar zu sehn das Nahe wie das Ferne,
Im Kleinen wie im Großen ganz zu sein,
Und eng und weit und immer warm zu lieben.
. . . . . .
Ein und derselb', und immer treu und wahr,
Der Menschheit Freund und Freund des Vaterlands,
Bürger der Welt und seiner Heimat Bürger. Dr. Meißner.

Martin Planta.

1727—1772.

[Quellen: Planta's Biographie im Neuen Sammler Bd. IV, von seinem Mitarbeiter und Nachfolger J. G. Amstein. — Wolf, Biographien. — Morell, Geschichte der helvetischen Gesellschaft.]

Martin Planta wurde im März 1727 zu Süs im Unterengadin geboren. Seine Eltern waren schlichte Landleute von beschränkten Vermögensverhältnissen. Schon früh entwickelte sich bei ihm Klarheit und Schärfe des Verstandes. Ein Krämer hatte, als sich Planta noch bei seinen Eltern befand, im Dorf ein sogenanntes Zank- oder Vexireisen vorgewiesen. Niemand vermochte dasselbe auseinander zu legen. Planta kam herbei, schaute dem Krämer mit gespannter Aufmerksamkeit zu, setzte sich dann mit dem Eisen in eine Ecke und legte es nach einigen Versuchen in kurzer Zeit zur Verwunderung aller Anwesenden auseinander. Der Krämer stellte ihm beim Abschied die Aussicht, daß etwas Rechtes aus ihm werden könne, und es ist in der That etwas Rechtes aus ihm geworden.

Da seine Eltern nicht viel für seine Ausbildung zu thun vermochten, nahm ihn ein älterer Bruder Andreas Planta, damals Pfarrer zu Castasegna, zu sich ins Haus und bereitete ihn für den geistlichen Stand vor. Später schickte er ihn nach Zürich, allerdings nicht ganz ohne Besorgniß; denn bei seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit hätte er, einmal von den Seinigen entfernt, leicht eine schlimme Richtung einschlagen können; allein sein guter Geist bewahrte ihn. Schon mit 18 Jahren 1745 kehrte er nach Bünden zurück, um sich in die Synode aufnehmen zu lassen. Es trieb ihn jedoch bald wieder in die weite Welt, denn er strebte rastlos darnach, seinen Geist durch Kenntnisse, den Charakter durch Erfahrungen zu bilden. Dazu bot sich ihm Gelegenheit zuerst als Hauslehrer bei dem Baron von Secken-

Digitized by Google

dorf in Obernzenn in Franken, dann (1750) als Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde in London. Mathematik und Physik, dann die alten und neuen Sprachen waren sein Lieblingsstudium. Das englische Klima sagte seiner Gesundheit nicht zu und so kehrte er aus dem bewegten Getriebe der Weltstadt in sein stilleres Vaterland zurück, ausgerüstet mit einem reichen Schatze wissenschaftlicher Kenntnisse und mit jener Unbefangenheit, die die Frucht gründlicher Bildung und vielseitigen Umganges ist.

Er widmete sich nun dem Unterrichte der Jugend und wurde zunächst Hauslehrer bei Hrn. Jakob v. Planta, damaligem Commissari der Grafschaft Cläven. 1754 nahm er einen Ruf als Pfarrer von Zizers an und verheiratete sich 1755 mit Anna Katharina Sprecher von Zizers. Neun Kinder sind aus dieser Ehe hervorgegangen.

In dem Stillleben seiner pfarramtlichen Wirksamkeit gedieh bald die Idee zur Reife, deren Verwirklichung ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte des schweizerischen Schulwesens gesichert hat. Nachdem nämlich die 1538 gegründete allgemeine Landesschule zu Chur beim Beginne der in Bünden so heftig tobenden Stürme des dreißigjährigen Krieges eingegangen war, faßte er den Plan, wieder eine allgemeine und öffentliche Erziehungsanstalt in Bünden zu errichten. Schon in seinem 18. Jahre hatte er sich lebhaft mit dem Gedanken beschäftigt und ihn nach seiner Rückkehr aus England ebenso lebhaft wieder aufgenommen. Er war der Gegenstand häufiger und einläßlicher Unterredungen mit Plantas Freund, Peter Nesemann in Chur, Pfarrer Menni in Soglio und Landshauptmann Rudolf v. Salis-Soglio. Als ein Haupthinderniß zu seiner Verwirklichung erschien ihm die Unabhängigkeit und Eifersucht der Hochgerichte, indem, wenn die Anstalt durch Beiträge der drei Bünde errichtet werden sollte, jedes Hochgericht dem andern den Sitz desselben streitig machen würde. Während seines Aufenthaltes in Zizers besprach sich Planta auch mit Landammann und Podesta Ulysses v. Salis-Marschlins (spätern Minister), legte ihm 1760 einen ausführlichen Plan vor und als auch dieser ihn zur Verwirklichung desselben aufmunterte, vereinigte er sich hiefür mit seinem Freunde Nesemann und am 1. Mai 1761 sollte das „Seminarium“ eröffnet werden.

Planta kündigte nun den Pfarrdienst in Zizers auf und wandte sich zugleich an den Bundestag, um sich dessen Schutz und Beifall für die Anstalt zu versichern. Derselbe ließ es an ermunternden Erklärungen nicht fehlen und beehrte die beiden Gründer mit dem Titel „Professoren“. Mit einem Zögling, dem bald drei andere folgten, wurde die Anstalt in Zizers eröffnet. Mitte Juli 1761 siedelte dieselbe nach Haldenstein über. Im Herbst 1762 hatte sie bereits 52 Schüler und zwar nicht nur aus den drei Bünden, sondern auch aus dem „Auslande“. Durch die Söhne der Gebrüder Doller

Digitized by Google

in Bischofszell und des Gerichtsherrn Gonzenbach von Hauptwyl, welche als die ersten „Ausländer“ eingetreten waren, verbreitete sich der gute Ruf der neuen Anstalt. Das zuerst bezogene Haus genügte nicht mehr. Mit einem Vorschusse von fl. 4200, den sie von den reichsten Mitgliedern des damals in Chur versammelten Bundestages für einige Jahre zinslos erhielten und mit Zusatz ihres eigenen Vermögens, kauften sie einen Theil des herrschaftlichen Schlosses zu Haldenstein. Der Erfolg des Seminars übertraf bald alle Erwartung.

Die helvetische Gesellschaft, die aus den bewährtesten Eidgenossen jener Zeit bestand, sah in der neuen Anstalt eine Idee verwirklicht, welcher sie schon seit Jahren ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Planta wurde daher auch von dieser Seite in seinen Bestrebungen ermuntert und unterstützt. 1766 trat er selbst dieser Gesellschaft bei und hielt in ihrer Versammlung zu Schinznach einen Vortrag über seine Erziehungsgrundsätze und deren bisherigen Erfolg. So mächtig war der Eindruck dieses Vortrages, daß der ebenfalls anwesende Herzog Ludwig Eugen von Württemberg Planta vor der ganzen Versammlung umarmte und ihn versicherte, daß er ihm mit Freuden seinen eigenen Sohn, wenn er einen hätte, zur Erziehung übergeben würde.

Die Aufgabe, die sich das Seminar stellte, war die: „junge Leute erstlich zum Christenthum zu bilden, hernach zu dem politischen, ökonomischen, Militär- und Kaufmannsberufe vorzubereiten“. Die Lehrfächer waren: die lateinische, deutsche, französische und italienische Sprache, Geschichte und Erdbeschreibung, Denklehre und Naturrecht, praktische Mathematik, Rechnen, Buchführung, Zeichnen, Musik und Tanz. Die Methode des Unterrichts war nicht die gewohnte blos mechanischen Auswendiglernens. Immer sollten die Schüler zur Anschauung und zu selbständigem Erfassen des zu lernenden Stoffes angeleitet und dadurch ihr Lerneifer erhöht werden. Die Methode sollte insbesondere der Eigenthümlichkeit jedes Schülers angepaßt, die Bildung des Charakters eine Hauptaufgabe der Erziehung sein. Großes Gewicht legte Planta auch auf die physische Erziehung. Gymnastische Uebungen, Spaziergänge, Ausflüge in die Alpen, wechselten mit der ernsten Geistesarbeit; aber auch die Stunden der Erholung sollten zur Förderung der Wißbegierde verwendet werden durch Sammlung und Kenntnißnahme von Pflanzen, Mineralien, Insecten u. a. Nebenbei erlernten die Zöglinge das Drechseln, Glasschleifen, Schreinern, Fertigung von Papparbeiten. Planta selbst war seinen Schülern Muster und Vorbild. Mit viel Witz und der Gabe eines gewandten Erzählers vereinigte er ein heiteres Gemüth und einen liebenswürdigen Charakter und gewann und bewahrte dadurch die Liebe aller derer, die ihm näher traten. Nicht nur lebte er mit voller Hingabe den ihm an-

Digitized by Google

vertrauten Zöglingen, sondern er suchte sich neben seinem eigentlichen Beruf auch wissenschaftlich und gemeinnützig zu bethätigen und zwar ganz besonders auf dem Gebiete der Physik und Mechanik. Er war es, der zuerst die Scheibenelektrisirmaschine construirte, er erfand eine Maschine zur Fortbewegung von Schiffen und Wägen durch Wasserdampf, ebenso einen Stoßkarren, der durch wechselnde Bewegung zweier Füße schneller und leichter geführt werden sollte. Beide Erfindungen hatte er dem Könige von Frankreich vorgewiesen und dafür eine Belohnung von 100 Louisd'or erhalten. Er verwendete sich für Einführung des neuen Kalenders durch eine Volksschrift, gründete mit Dr. Abiß in Chur eine ökonomische Gesellschaft, die noch bis in das folgende Jahrhundert viel Gutes angestrebt und gewirkt hat. Von ihm ist auch der Gedanke ausgegangen durch Lieder die Volksbildung zu fördern und die bekannte von Lavater herausgegebene Sammlung von Schweizer-Liedern ist die Frucht der Anregung Plantas.

Nichts ist natürlicher, als daß ein so edler, kenntnißreicher, strebsamer Mann sich ebenso das Vertrauen der Eltern wie der zu erziehenden Söhne erwarb. Die Zahl seiner Schüler mehrte sich von Jahr zu Jahr. Es kamen solche nicht blos aus der Schweiz, sondern auch aus Deutschland, Frankreich, Italien und Holland, selbst aus Martinique. Unter seinen Schülern werden genannt der spätere Bürgermeister Reinhard von Zürich, Girtanner von St. Gallen, Staatsrath Cäsar Laharpe von Lausanne, der Maler Fedor Iwanovitsch, Legrand von Basel, Stockar von Schaffhausen, Bundeslandammann Sprecher von Bernegg, Bürgermeister Tscharner, Charles Pictet und Lefort von Genf u. a. Bei der stets zunehmenden Frequenz der Anstalt waren bald die Räumlichkeiten im Schlosse Haldenstein nicht mehr zureichend. Planta und Resemann wollten das Seminar nach Chur verlegen, allein es wurden ihnen da Bedingungen gemacht, die sie nicht zu erfüllen vermochten. Da stellte ihnen Karl Ulysses v. Salis, der Minister Frankreichs bei den drei Bünden, die weiten Räume seines Schlosses Marschlins zur Verfügung, führte die nöthigen baulichen Veränderungen durch und erklärte sich bereit, die ganze äußere Verwaltung des Seminars zu besorgen, damit die Directoren sich ungetheilt ihrer großen erzieherischen Aufgabe widmen könnten. Im Frühling 1771 wurde die Anstalt nach Marschlins verlegt und schien nun erst recht zur vollen Blüthe gelangen zu sollen. Die Zahl der Zöglinge stieg bis auf 96. Planta nahm sich vor, jetzt mit der Hauptanstalt noch eine Freischule zu verbinden, wodurch namentlich talentvollen Söhnen armer Eltern Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gegeben werden sollte. Auch dieser Gedanke erfreute sich des Beifalls der helvetischen Gesellschaft, welche in jenen Jahren keine Gelegenheit versäumte, das Institut allen Freunden des Vaterlandes und einer bessern Erziehung zu empfehlen. Allein schon im März 1772 starb

Digitized by Google

Planta an einer Unterleibsentzündung, erſt 45 Jahre alt. Mit ihm hatte das Unternehmen die kräftigſte Stütze verloren und wie ſehr Reſemann und Salis, letzterer mit Hingabe eines großen Theils ſeines Vermögens, ſich bemühten, dasſelbe zu erhalten, es gelang ihnen nicht auf die Dauer. Der berüchtigte Dr. Karl Friedrich Bahrdt, von Baſedow empfohlen, wurde zur Leitung berufen; er brachte durch ſeine Prahlerei und Liederlichkeit die Anſtalt um ihren guten Ruf, und ſie mußte 1777 mit großem Verluſte für Salis aufgehoben werden.

Hatte Planta mit ſeinem Seminar nicht zunächſt die Volksſchule im Auge, ſo hat er durch dasſelbe doch weſentlich zur Hebung derſelben mitgewirkt.

War es ihm gelungen, die Söhne aus den angeſehenſten und einflußreichſten Familien Bündens und der Schweiz um ſich zu ſammeln, ſo konnte der edle Geiſt, in welchem er auf dieſelben einzuwirken ſuchte, nicht ohne Frucht für ihre künftige Laufbahn bleiben. Die Vaterlandsliebe, die in Haldenſtein und Marſchlins in ihren Gemüthern geweckt und gepflegt wurde, mußte ſie dazu drängen, die Volksbildung zur wichtigſten Angelegenheit des Staates zu machen und nicht nur höhere Lehranſtalten von Staatswegen zu gründen, ſondern auch der Volksſchule ihre ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Die geſunden ſittlichen Grundſätze, die naturgemäße Lehrmethode mußten in den aus dem Seminar Plantas hervorgegangenen Männern auch in *den* Beſtrebungen zur Geltung gelangen, welche ſie der Hebung der Volksſchule zuwandten.

Herold.

Johann Peter Reſemann.

1720—1802.

[Mit Benutzung von „J. A. v. Sprecher, Geſchichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert" und „der Neue Sammler".]

Johann Peter Reſemann wurde 1720 in Bahrendorf bei Magdeburg geboren. Er ſtudirte Theologie in Halle, widmete ſich aber, nach Abſolvirung der theologiſchen Studien, dem Lehrfache und zwar zunächſt im halle'ſchen Waiſenhauſe, der Stiftung des berühmten Auguſt Hermann Franke. Zu Anfang der Fünfzigerjahre kam er in das Haus des Generals Salomon v. Sprecher, bald in Davos, bald in Como. Da ſein Zögling die Rechte ſtudiren ſollte, begleitete er denſelben auf die Hochſchulen von Baſel, Genf und Halle und machte dann mit demſelben zu ſeiner weitern Ausbildung eine Reiſe durch Italien, Frankreich und die Niederlande. 1759 kehrte er

Digitized by Google

nach Bünden zurück. Hier trat er in ein engeres Freundschaftsverhältniß zu Martin Planta und gründete mit demselben das Seminar zu Haldenstein im Jahr 1761. Er stand seinem Freund in Treuen bei und behielt auch nach dessen Tode in Marschlins die erzieherische Leitung des Seminars, später Philanthropin genannt. Als nachher Bahrdt mit in die Direction berufen wurde und in Folge dessen die Anstalt 1777 zu Grunde gieng, kehrte Nesemann nach Chur zurück und ertheilte dort Unterricht an der städtischen Lateinschule; nebenbei hatte er stets Privatschüler und zwar aus der Nähe und Ferne.

Als 1793 Bürgermeister Johann Baptist v. Tscharner die Erziehungsanstalt zu Reichenau gründete, berief er auch Nesemann als Lehrer. Stand derselbe damals schon in einem hohen Alter, so war er vermöge seiner reichen Kenntnisse und seiner vielen pädagogischen Erfahrungen für die Anstalt doch ein Segen. Er war es denn auch, welcher zugleich mit dem jüngern und rüstigern H. Zschokke die Anstalt bis zu ihrer Aufhebung leitete. Als 1799 die Oesterreicher in Bünden einrückten, traf auch ihn mit vielen andern, welche der französischen Partei anzugehören verdächtig waren, das Loos, nach Tyrol deportirt zu werden. Bald nach seiner Rückkehr aus dem Exil starb er zu Chur am 26. Januar 1802 im Alter von 82 Jahren.

Herold.

Ulysses v. Salis-Marschlins.

1728—1800.

[Quelle: A. v. Sprecher, Geschichte der drei Bünde im 18. Jahrhundert.]

Ulysses v. Salis-Marschlins wurde am 25. August 1728 im Schlosse zu Marschlins bei Igis geboren. Sein Vater hielt ihm vorzügliche Privatlehrer und schickte ihn im 17. Jahre auf die Universität nach Basel, von wo er mit gründlichen Kenntnissen in den alten Sprachen, in Geschichte, sowie in den Rechts- und Staatswissenschaften in die Heimat zurückkehrte. Schon als ganz junger Mann wurde er wiederholt Landammann seines Hochgerichtes und Vertreter desselben im Bundestage. Ein begeisterter Verehrer der Freiheit und der republicanischen Tugenden, feurig, ehrgeizig, von rücksichtsloser Herrschsucht und zugleich mit seltenem Geschick zur Intrigue begabt, erhob er sich bald zum Haupt einer anti-österreichischen Partei. Wiederholt wurde er vom Bundestag mit wichtigen politischen und auch administrativen Missionen (in letzterer Beziehung hatte er z. B. 1759 die Straßen über Splügen und Septimer zu inspiciren) betraut. 1767 gab er die „graubündne-

Digitized by Google

rischen Grundgesetze" mit einem kurzen, historischen Commentar heraus; in demselben Jahre verfaßte er sein Mémoire sur les Grisons, wodurch er den Herzog von Choiseul über die politische Lage der drei Bünde, ihre bedeutendern Staatsmänner und besonders über seine eigenen politischen und diplomatischen Fähigkeiten aufzuklären suchte. Diese Schrift hatte zur Folge, daß Salis im folgenden Jahr zum Minister Frankreichs bei der Republik der drei Bünde ernannt wurde. Er nahm die Stelle an, obgleich er ein Jahr zuvor sich dahin ausgesprochen hatte, daß es besser wäre, wenn die Mächte sich nicht mehr um unser Land bekümmern und kein Geld mehr in demselben ausgeben würden. Hätte Salis die Ministerstelle nicht angenommen, so würde sie wahrscheinlich einem Ausländer zugefallen sein, der mit den Verhältnissen weniger vertraut gewesen wäre.

In jenen Jahren war es denn auch, wo Salis dem von Planta und Resemann gegründeten Seminar immer mehr seine volle Theilnahme zuwandte. Er richtete sein Schloß zu Marschlins für dasselbe ein und übernahm die ganze äußere Verwaltung, damit Planta und Resemann sich ungetheilt ihrer erzieherischen Aufgabe widmen könnten. 1772 präsidirte er die helvetische Gesellschaft, gedachte in seiner Eröffnungsrede der großen Verdienste des im Jahr 1771 verstorbenen Professors Planta und hob als charakteristische Eigenschaften der Anstalt zu Marschlins hervor „die Selbstregierung der Zöglinge als Sporn der Ehrbegierde und Vorbereitung zu republicanischem Leben, die sokratische Lehrmethode und die religiöse Grundlage", wobei die Schüler durch die bedeutenden Sammlungen, theatralischen Aufführungen und gymnastischen Uebungen unterstützt würden. Dabei drückte er die Hoffnung aus, daß mit dem Seminar der Gedanke verwirklicht werde, die Verbrüderung der gebildeten Eidgenossen anzubahnen. Seinen Eifer für die hohen Zwecke der Bildung bethätigte er auch dadurch, daß er von Zeit zu Zeit am Collegium philosophicum in Chur Vorträge hielt über Bündnergeschichte, Staatsrecht und Verfassungslehre.

Die Aufhebung des Institutes zu Marschlins 1777 war für ihn ein schwerer Schlag. Er hatte einige Jahre so zu sagen seine ganze Kraft und einen großen Theil seines Vermögens auf dasselbe verwendet. Von Schwermuth über die nicht erreichten Ziele niedergebeugt, begab er sich mit seinem Bruder auf Reisen und kehrte durch die vielen neuen Eindrücke zum Theil wenigstens wieder geheilt zurück. Während eines mehrjährigen Aufenthalts auf seinen Gütern im Veltlin bemühte er sich, durch Regulirung der Adda die Sümpfe auszutrocknen, das Land für die Cultur zugänglicher, zugleich gesunder zu machen. Allein die großen Kosten und der Widerstand derer, die in diesem Streben eigennützige Absichten witterten, vereitelten seine Hoffnungen. Er schrieb dann seine Fragmente zur Staatsgeschichte des Veltlins

Digitized by Google

und eine andere sehr zeitgemäße Schrift „Unvorgreiflicher Vorschlag zur Verbesserung des Justizwesens in den Unterthanenlanden". Allein in den Stürmen der bereits ausgebrochenen Revolution verhallte seine Stimme. Seine Stelle als Minister Frankreichs hatte er niedergelegt. Er wurde 1794 verbannt, flüchtete sich nach Zürich, wo er ebenfalls das Bürgerrecht besaß, und als er sich dort auch nicht mehr sicher glaubte, nach Wien, wo er am 6. Oktober 1800 am Nervenfieber gestorben ist.

Zur Hebung der Volksschule hat er nur mittelbar beigetragen, indem er diejenige Anstalt fördern half, welche einer großen Anzahl vorzüglicher Männer die Grundlage zu ihrer Geistes- und Charakterbildung gab, anderseits aber auch dadurch, daß er selbst durch seine Vorträge in Chur die idealen Bestrebungen der bündnerischen Jugend zu fördern suchte

Herold.

Konrad Tanner, Abt von Einsiedeln.

1752—1825.

[Quellen: Stiftsarchiv Einsiedeln. — Tanners Schriften. Programm der Stiftsschule Einsiedeln von 1855.]

Das Benedictinerkloster Einsiedeln, im Herzen der Schweiz, in der rauhen Hochebene der Sihl über dem Zürichsee gelegen, hat in seiner mehr als tausendjährigen Geschichte auch auf dem Gebiete des Schulwesens manches schöne Blatt zu verzeichnen[1]. Fällt allerdings der Schwerpunkt seiner hieher bezüglichen Wirksamkeit naturgemäß in das höhere Schulwesen — was bei der nachstehenden Skizze nicht übersehen werden darf — so zeigt doch die Geschichte, daß es auch an den Bestrebungen zur Hebung der Volksschule den lebhaftesten Antheil genommen hat.

Als diese in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts überall kräftiger hervortraten, fanden sie eine mächtige Stütze an einem ganzen Kreise von Stiftsmitgliedern, welche seit dem Regierungsantritte des gelehrten Fürstabtes Marian Müller (1773—1780) für Hebung des Schulwesens überhaupt wie der Volksschule im besondern äußerst rührig waren. Zu ihnen zählten unter andern die Patres Johann Schreiber, Raphael Genhardt, Fintan Steinegger, Isidor Moser und unser Konrad Tanner. Wenn daher nur der letztgenannte hier zur Sprache kommt, so geschieht dies nicht

[1] Vergl. Programm der Stiftsschule Einsiedeln, 1855: Geschichtliches über die Schule in Einsiedeln.

Digitized by Google

deshalb, als ob er allein gestanden, sondern weil er theils durch seine schriftstellerische Thätigkeit, theils durch seine spätere Stellung als Abt gleichsam als der Mittelpunkt und hervorragendste Vertreter dieser gesammten Richtung angesehen werden darf.

Konrad Tanner, der 48. in der Reihenfolge der einsiedlischen Aebte, geboren 1752 in Arth, Kanton Schwyz, erhielt seine Bildung in der Schule des Klosters Einsiedeln, welchem er 1772 durch die Ablegung des Ordensgelübdes einverleibt wurde. Vorzügliche Befähigung und ausgesprochene Vorliebe wiesen ihn dem Schulfache zu. Als Lehrer am stiftischen Gymnasium (1777—1782) mit der Volksschule allerdings nicht in unmittelbarer Berührung stehend, gieng er dennoch mit dem lebhaftesten Interesse auf die von den oben genannten Männern, namentlich von Moser angebahnte Bewegung ein. Letzterer hatte bereits 1775 in der Klosterdruckerei eine „Anleitung zur Verbesserung der Schulen der Kinder" erscheinen lassen[1], wie auch eine Reihe von Schulbüchern verfaßt. Zu diesen beabsichtigte Tanner auch einen Beitrag zu liefern durch Abfassung einer Anleitung zum Briefschreiben auf Grund einer Sammlung von passenden Beispielen. Da wurde er 1782 als Professor nach Bellinzona versetzt, wo das Kloster Einsiedeln seit 1675 eine Lateinschule besorgte. Aber auch jenseits der Berge gab er seine Schulpläne nicht auf. Als er daher bereits Ende 1785 als Bibliothekar in das Stift zurückberufen wurde, erschienen sofort im folgenden Jahre 1786 seine „Versuche in Briefen unter jungen Schulfreunden aus einer Ennetbürgischen Pflanzschule"[2], Basel, bei Schweighauser, erstes Heft, dem sich 1787 ein zweites anreihte. Voraus geht eine kurze Anleitung zum Briefschreiben.

Inzwischen war auch sein Erziehungsplan zur Reife gediehen. Er hatte denselben im Manuscript einflußreichen Freunden in Schwyz mitgetheilt, und diese fanden ihn so zweckmäßig, daß sie ihn, ohne erst die Einwilligung des Verfassers abzuwarten, in Zürich (1787) im Drucke erscheinen ließen, unter dem Titel: „Vaterländische Gedanken über die mögliche gute Auferziehung der Jugend in der helvetischen Demokratie". Verfasser und Drucker sind nicht genannt[3].

In dieser Schrift, welche die Ideen des ganzen oben erwähnten Freundeskreises am getreuesten wiederspiegelt, geht Tanner von dem patriotischen Gedanken aus, daß, angesichts der Bestrebungen für Hebung des Schulwesens in den monarchischen Staaten, die demokratischen Gemeinwesen am aller-

---

[1] 1779 war P. Johannes Schreiber mit einem Schulplan in der moralischen Wochenschrift von Luzern gefolgt. [2] Bellinzona. [3] Neu abgedruckt mit einer Einleitung von P. Karl Brandes ist die Schrift im Programm der Stiftsschule, 1853.

Digitized by Google

wenigſten zurückbleiben dürfen. Die Schweizer ſollten nicht ferner genöthigt ſein, mit vielen ökonomiſchen, ſittlichen und politiſchen Nachtheilen eine Bildung im Auslande zu ſuchen, welche ihnen durch beſſere Schulen das Vaterland ſelbſt verſchaffen könne.

Der Schule muß ſchon im elterlichen Hauſe durch eine gut geregelte Erziehung vorgearbeitet werden. Die Schulen ſelbſt theilt er ſodann in die nothwendigen und in die nützlichen.

Die nothwendigen (Primarſchulen) haben ſechs Jahrescurſe in drei Abtheilungen, jede mit einem Lehrer. Neben Leſen, Schreiben (Schönſchreibung und Rechtſchreibung), Rechnen, erſcheinen bereits: etwas allgemeine und Schweizergeographie; Schweizergeſchichte mit der Motivirung: „Es iſt eben zu bedauern, daß man in vielen Gegenden bisher weit weniger von ſeiner Vaterſtadt als von Amerika entdeckt hat“; eine „ſchwache Tinktur von der Naturgeſchichte“, eine Neuerung, die er mit den Worten rechtfertigt: „man ſollte die Schöpfung etwas beſſer, als man ſie gemeiniglich kennt, kennen lehren“. Ausgehend von dem Zweck der Schule: gute Chriſten und nützliche Bürger zu erziehen, theilt er den Unterricht in den ſechs Curſen in den Religions- und Wiſſenſchaftsunterricht in der Weiſe, daß erſterer in ſtetiger Erweiterung und Vertiefung immer die unverrückbare Grundlage der Schule bildet[1].

Das Eigenartige des Tanner'ſchen Schulplanes tritt hauptſächlich in den ſogenannten nützlichen Schulen (Secundarunterricht) zu Tage. Sie zerfallen, abgeſehen von der immer nur für Einzelne beſtimmten Lateinſchule, in drei Abtheilungen, welche aber zuſammen einen einzigen Jahrescurs bilden. Die erſte Abtheilung (Montag und Donnerſtag je vier Stunden) iſt die eidgenöſſiſche Schule; ſie lehrt das Nothwendigſte über Recht, Verfaſſung und Geſchichte des Landes. Die zweite (Dienſtag und Freitag) iſt Anſtands- und Geſundheitsſchule. Die dritte (Mittwoch und Samſtag) befaßt ſich mit Haus-, Landwirthſchaft — ökonomiſche Schule. Jede der drei Abtheilungen hat einen eigenen Lehrer. Es liegen hier bereits die Keime zu dem, was ſich ſpäter als Verfaſſungskunde, Geſundheitslehre, landwirthſchaftliche Schule weiter entwickelt hat. In dem „Vorſchlag zu einer kleinen Kriegsſchule“ iſt das Cadettenweſen angedeutet; Gelegenheit in Muſik, Zeichnen und Modelliren

---

[1] In Uebereinſtimmung damit giebt er den aus der Schule Austretenden den Denkſpruch mit auf den Lebensweg:

Nun heißeſt du zwar frei,
Doch frei nicht vom Gebot
Du biſt zuerſt ein Chriſt,
Und dann ein Patriot.

Digitized by Google

etwas zu lernen, ſollte auch geboten werden; für die Mädchen werden Lehrerinnen, am paſſendſten Mitglieder weiblicher Klöſter gewünſcht, „denn das weibliche Geſchlecht hat ſonſt — wenn es dazu unterwieſen iſt — in der That ein vorzügliches Geſchick, kleine Kinder zu unterrichten".

Das ſind die Grundzüge des Tanner'ſchen Entwurfes, beſcheiden genug im Vergleiche zu den heutigen, oft bis zum Uebermaße geſchraubten Anforderungen, für die damaligen Verhältniſſe in den Urkantonen aber — und nur für dieſe will der Verfaſſer ſchreiben — immerhin derart, daß ihre mögliche Ausführbarkeit mit Rückſicht auf Bücher, Lehrer, Koſten, locale Zuſtände, Nutzen, in einem eigenen Abſchnitte nachgewieſen werden mußte. Noch mehr; um das Gelingen ſeines Werkes eher zu ſichern, appellirte Tanner in eindringlichen Worten auch an die Mitwirkung des Staates, weil dieſer das erforderliche Anſehen, die Macht zur Beſeitigung der Hinderniſſe, die pecuniären Mittel beſitze, und die Erziehung nützlicher Bürger ſchließlich doch auch dem Gemeinweſen zu Gute kommen werde [1].

Bald nach dem Erſcheinen ſeines Schulplans wurde ſein Verfaſſer neuerdings, und diesmal als Vorſtand, an die Schule in Bellenz verſetzt, wo er in den Jahren 1789—1795 ſeinen Ruf als tüchtiger Schulmann auf das Glänzendſte bewährte. Allerdings ſah er ſich damit auch der Volksſchule ferne gerückt, und als er wieder in das Stift zurückkehrte, ſchwebten bereits die Sturmwolken der Revolution über demſelben und lähmten alle Unternehmungen. Die Capitularen mußten alle in die Verbannung wandern; Tanner fand im tyroliſchen Kloſter Fiecht eine gaſtliche Zufluchtsſtätte, wo er bis 1802 verweilte und daſelbſt den größten Theil ſeiner mit Recht hoch geſchätzten ascetiſchen Werke ſchrieb, die 1804—1808 bei Doll in Augsburg erſchienen. Nachdem er ſodann bis 1805 die zum Stifte gehörige Pfarrei St. Gerold in Vorarlberg verſehen, wurde er in das Kloſter zurückberufen, um als Novizenmeiſter die Heranbildung der jungen Mitglieder zu leiten. Als er nun gar im Jahre 1808 zum Abte gewählt wurde, hatte er eine Aufgabe übernommen, welche eine ganze Manneskraft vollauf erforderte, da die franzöſiſche Umwälzung auch für das Kloſter ganz neue und vielfach ſchwierige Verhältniſſe geſchaffen. Das alles hinderte indeſſen den Abt

---

[1] Dieſe Mitwirkung verſtand Tanner freilich nicht im Sinne der Alleinherrſchaft des modernen Staates über die Schule, eine Auffaſſung, welche in conſequenter Durchführung die natürlichen und unveräußerlichen Rechte der Religion wie der Eltern zu Gunſten eines freiheitsfeindlichen Staatsabſolutismus confiscirt, und dem richtigen Princip, wonach die Schule auf einer Verſtändigung zwiſchen den an ihr berechtigten und intereſſirten Theilen beruhen ſoll, keineswegs gerecht zu werden vermag.

Digitized by Google

Tanner nicht, dem Schulwesen fernerhin seine Sympathie zuzuwenden. „Ich wünsche“, schrieb er 1810, „mein Kloster in Stand zu setzen, daß es auch gemeinnütziger für die Erziehung der Jugend werden kann“. Er erklärte sich auch zu finanziellen Opfern bereit, um jungen Leuten aus den Urkantonen den Unterricht in den höhern Wissenschaften (Philosophie und Theologie) zugänglich zu machen. Die Stiftsschule suchte er mit gutem Erfolge zu heben, fügte in den Stundenplan Mathematik und Physik in ausgedehnterem Umfange ein, und konnte mit einem gewissen Selbstgefühle schreiben, daß er unter seinen Capitularen „manche wirklich vortreffliche junge Talente habe, die mit Ehren auf allen öffentlichen Schulen stehen könnten“. Noch am Abende seines Lebens wollte er seinem engern Vaterlande einen Beweis seiner Anhänglichkeit dadurch geben, daß er sich gegen Ueberlassung eines geringen Schulfonds zur Uebernahme der Lateinschule (Gymnasium) in Schwyz bereit erklärte, ein Plan, der sich indessen wieder zerschlug. Die Volksschule in Einsiedeln unterstützte er in wirksamster Weise durch die von ihm ernannten und in seinem Geiste arbeitenden Pfarrherren, ja im Jahr 1813 ließ er sogar seine Briefsammlung in ganz neuer Bearbeitung erscheinen, unter dem Titel: „Schulbriefe aus den Urkantonen nebst einer Anleitung zum Briefschreiben. Von einem Landmann C. T.“

Abt Tanner war nicht blos zeitlebens ein eifriger Freund der Schule, sondern ein Mann von vielseitigem Verdienste, der mit gründlicher Bildung eine ausgebreitete Lebenserfahrung, mit tiefem Ernst einen ebenso liebenswürdigen und heiteren Charakter verband. Ein trefflicher Vorstand seines Stiftes, hatte er auch ein theilnehmendes Herz für die Noth Anderer, wie er denn z. B. im Hungerjahre 1817 der Waldstatt allein an baaren Geldvorschüssen zur Anschaffung der nöthigen Lebensmittel über 60,000 Fr. gab. Aufrichtig betrauert starb der verdienstvolle Mann, der seine Religion wie sein Vaterland gleich aufrichtig liebte, am 7. April 1825, im 73. Jahre seines Alters.

P. S. Kühne.

Digitized by Google

Alexandre César Chavannes.

1731—1800.

[Quellen: Gindroz, Histoire de l'instruction publique dans le pays de Vaud (Lausanne 1853) S. 328 ff. — Manuscripte von Chavannes (waadtländische Kantonal-Bibliothek).]

Alexandre César Chavannes ist 1731 in Montreux geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er in Lausanne Theologie studirt, wurde er 1759 Pfarrer in Basel und studirte daselbst, unter Daniel Bernoulli's Leitung, die Mathematik. 1766 zum Professor der Theologie in Lausanne ernannt, wirkte er in dieser Stellung bis zu seinem Tode. Der akademischen Bibliothek leistete er als Bibliothekar große Dienste. — Gedruckt wurden von seinen Schriften nur wenige theologische und drei pädagogische. Diese sind: Conseils sur les études nécessaires à ceux qui aspirent au Saint-Ministère (Yverdon 1771). — Essai sur l'Education intellectuelle (Lausanne 1787). — Anthropologie abrégée (Lausanne 1788). — Die Lausanner Kantonalbibliothek besitzt von ihm mehrere Manuscripte: Morale chrétienne 10 Bände. — Histoire abrégée de l'académie de Lausanne. — Anthropologie 13 Bände.

In der ersten Schrift zeichnet Chavannes den Plan vor für den ganzen Studienlauf des Theologen. — Im zweiten Werke zeigt er zuerst die Hauptfehler der damaligen Unterrichtsweise und giebt dann folgende zwei Regeln: 1. Dem Kinde soll man vor Allem Thatsachen darbieten und das Einzelne vor dem Allgemeinen. — 2. Die Kinder sollen nur lernen, was sie verstehen können; jedes Wort, das ihnen noch unbekannt ist, soll genau erklärt und, wo möglich, soll die Sache vorgezeigt werden. — Hierauf wendet er seine Grundsätze, die er hauptsächlich aus Bacon, Locke und Condillac zieht, auf die verschiedenen Fächer und auf das Kind je nach den Altersstufen an und giebt einen Plan für eine „National-Erziehungsanstalt für alle jungen Leute, die sich für einen Beruf bestimmen, der Geistescultur voraussetzt". — In den 13 Bänden (von je 3—400 Seiten) seiner Anthropologie will er einen Führer für den mittlern und höhern Unterricht nach seinem Plane liefern. — Mit besonderer Sorgfalt spricht Chavannes vom Sprachunterrichte. Damals war noch für die Muttersprache von keinem eigentlichen Unterricht die Rede. Chavannes will, daß der erste Unterricht, der auf Anschauung beruhen soll, zur Sprachfertigkeit beitrage und daß später, wenn fremde Sprachen in das Unterrichtsfeld eintreten, dieselben immer vergleichend mit der Muttersprache in etymologischer und grammatikalischer Hinsicht studirt

Digitized by Google

werden, damit ſich das Studium derſelben nicht ausſchließlich auf das Gedächtniß gründe und damit das Studium der einen Sprache das der andern erleichtere.

Zwar beſchränkt ſich Chavannes in ſeinen Schriften auf das höhere Schulweſen; aber aus Mittheilungen ſeiner Zeitgenoſſen erfahren wir, daß manche ſeiner Zuhörer, wenn ſie ſpäter im geiſtlichen Amte ſtanden, durch ſeine Anregungen den Anfang einer beſſern Methode auch in die Volksſchule brachten, welche damals im Waadtland wie anderwärts gänzlich der Leitung der Geiſtlichen unterſtellt war. **Keller.**

P. Nivard Krauer, Conventual zu St. Urban.

1747—1799.

[Quellen: M. Lutz, Nekrolog denkw. Schweizer. Aarau 1812. — Lutz, vollſtändige Beſchreibung des Schweizerlandes. 3 Bde. p. 379. — Verhandlungen der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft 1825. — Helvetia Sacra, von Egb. Fr. v. Mülinen I, p. 115 ff. — Jahrbuch der luzerniſchen Kantonallehrerconferenz: 1858 p. 31 ff.; 1859 p. 32 ff.; 1860 p. 56 ff.; 1861 p. 122 ff., 156 ff.; 1865, p. 110 ff.; 1866 p. 65 ff.; 1867 p. 160 u. 174. — Schlußprogramm der erweiterten Bezirksſchule Hitzkirch 1871 (die Ausbildung der Volksſchullehrer im Kt. Luzern, v. J. St.) — Geſchichte der Stadt und des Kts. Luzern von Dr. Kaſ. Pfyffer I. und II. Thl. an verſchiedenen Stellen. — Einige handſchriftliche Actenſtücke aus dem Staatsarchiv in Luzern.]

Die erſten Anfänge des Kloſters St. Urban ſind in Dunkel gehüllt. Es ſoll ſchon 1148 an der Roth, etwa neun Stunden von Luzern, durch drei freiherrliche Brüder von Langenſtein begründet, aber 1192 wegen Waſſermangels in den Bonwald verlegt worden ſein, wo einſt die Dörfer Nieder- und Oberduntwyl ſtanden. Nach der daſelbſt befindlichen Capelle, die dem heiligen Urban, Papſt und Märtyrer, geweiht war, nahm das Kloſter ſeinen Namen an. Der gegenwärtige Bau wurde 1711 begonnen, die Kirche 1717 eingeweiht. Dieſer regelmäßige, große und ſchöne Bau, hinter welchem ſich Tannenwälder amphitheatraliſch erheben, mit ſeiner zweithürmigen Kirche, deren prächtiges Innere mit Stuccaturarbeit und Werken der Bildnerei geziert iſt, mit ſeinen vielen dazu gehörigen Wirthſchafts-, Handwerks- und Beamtengebäuden und Gartenanlagen mitten in einem fruchtbaren und angenehmen Thale, macht einen überraſchenden Eindruck. Das Kloſter hatte eine gut geordnete Bibliothek, reich an hiſtoriſchen und theologiſchen Werken, ein anſehnliches Naturalienkabinet, eine phyſikaliſche und eine bedeutende Münzſammlung. Wiſſenſchaft und Kunſt waren dieſem Ciſtercienſerſtifte nie

Digitized by Google

fremd; außerdem übte es Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit in musterhafter Weise, ohne Unterschied des Glaubens, aus. Nach dem Sonderbundskriege wurde es am 13. April 1848 von der luzernischen Kantonalregierung aufgehoben, und diente dann allerlei industriellen Zwecken, bis es 1870 von der Regierung zurückgekauft und nun in eine herrlich eingerichtete, seit 1873 eröffnete Irrenanstalt umgewandelt ward.

Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hat sich St. Urban große Verdienste um das Volksschulwesen erworben. Es geschah dies unter der Verwaltung der für Jugendbildung begeisterten Aebte Benedict Pfyffer von Altishofen (1768—1781), Martin Balthassar von Luzern (1781—1787) und Karl Ambrosius Glutz-Ruchti (1787—1825). Der praktische Schulmann aber, der die Seele dieser Bestrebungen war, ist P. Nivard Krauer.

Schon Abt Benedict, ein Mann von großem Wissen, wahrer Frömmigkeit und höchst leutseligem Charakter, hatte, von dem Grundsatz ausgehend, daß den vielen Gebrechen der Zeit am besten durch eine tüchtige Volkserziehung, und zwar sowol der Regenten als der Unterthanen, zu begegnen sei, im Kloster eine Erziehungsanstalt für Jünglinge adeligen und bürgerlichen Standes der Stadt Luzern begründet. Der „Einrichtung des adelichen Seminarii in dem Hochwürdigen Stift St. Urban" vom Jahr 1785 entnehmen wir: 1. Zweck dieser neu errichteten Pflanzschule war: der Kirche eifrige Diener und dem Staate nützliche Glieder und Bürger zu bilden. 2. Als Lehrgegenstände traten auf: Religion, Deutsch, Latein, Recht- und Schönschreiben, Rechenkunst, Geographie, Historie, Musik, Zeichnen und Tanzen. 3. Lehrbücher und Lehrplan bestimmte der Lehrer und er hatte dieselben am Anfang des Schuljahres vorzulegen. Die Schulbücher bezahlten die Schüler, Lesebücher gab der Büchersaal. 4. Die Kost war gut und genügend; jeder Schüler zahlte dafür monatlich 6 Gulden. 5. Es war genau vorgeschrieben, was jeder Schüler an Kleider und Wäsche mitzubringen hatte. 6. Kein Schüler wurde unter dem 9. oder 10. Jahr seines Alters aufgenommen. Alle sollten von unschuldigen Sitten und guter Gesundheit sein, auch vollkommen schreiben und lesen können. 7. Ein Lehrer hatte die Zöglinge stets genau in ihrem Betragen zu beobachten. 8. Tagesordnung, Schulordnung, Lectionstabellen, wöchentliche und monatliche Repetitionen, Belohnungen und Strafen, Verhalten des Aufsehers und der Lehrer waren im Detail geregelt. 9. Am Ende des Schulcursus mußten die Lehrer auf die Prüfung genau den Stoff, der in den einzelnen Fächern behandelt worden, bezeichnen. Die Prüfungen wurden feierlich, in Gegenwart des Abtes, abgenommen und mit einer Preisvertheilung geschlossen. — Nimmt man zu dieser Sorgfalt der Organisation hinzu in Betracht, daß die Lehrer der Anstalt, die von den Söhnen der vornehmsten Familien Luzerns zahlreich

Digitized by Google

beſucht wurde, ſich für ihre Schulfächer mit den beſten Lehrbüchern des In- und Auslandes vertraut machten, ſo kann man dieſer Thätigkeit des Kloſters für das höhere Schulweſen hohe Achtung nicht verſagen.

Abt Benedict war aber auch ganz beſonders thätig für die Hebung des Volksſchulweſens. Als im Jahr 1773 der Jeſuitenorden aufgehoben wurde, dem bis dahin auch die höhern Schulen der Stadt Luzern anvertraut geweſen, fanden vielſeitige Berathungen der Staatsbehörde ſtatt, wer von nun an in die Lücke eintreten ſollte. Die Regierung machte zunächſt den Verſuch, das höhere Schulweſen den Ciſtercienſerklöſtern St. Urban, Wettingen und Haute-Rive zu übergeben. Da aber die letztern zwei Klöſter auf dieſen Plan nicht eingiengen, wurde St. Urban zu einer Steuer von 40,000 fl. für den Unterhalt der Profeſſoren in Luzern aufgefordert. Der Abt machte dagegen die lebhafteſten und triftigſten Einwendungen, und errichtete zum Erſatz dafür, da er wol einſah, daß die Hebung der Volksbildung das größte Bedürfniß der Zeit ſei, 1778 eine Trivialſchule, „Normalſchule“ oder „Muſterſchule“ genannt. Dieſelbe war freilich zunächſt noch nicht eine Bildungsſtätte für künftige Lehrer, ſondern lediglich Jugendſchule. Die Conventualen verfaßten Wandfibeln und Schulbücher; das Kloſter trug die Koſten des Druckes und theilte die Bücher unentgeltlich unter die Armen aus. Zugleich ließ St. Urban in den von ihm abhängigen Pfarreien neue Schulhäuſer bauen und daſelbſt die Kinder unterrichten. Der Abt hatte um jene Zeit Kunde erhalten von den Beſtrebungen und Arbeiten ſeines Amtsbruders Felbiger in Oeſterreich; er ordnete im Jahr 1780 die Anſchaffung aller Lehrbücher der Normalſchule, die in den öſterreichiſchen Staaten gebraucht wurden, an, und beauftragte die PP. Nivard Krauer, Wilhelm Willimann, Konrad Guggenbühler und Emerik Mahler ſich mit der Normalmethode in allen Theilen bekannt zu machen. So gieng, wie der Geſchichtſchreiber Melchior Schuler ſagt, die Verbeſſerung der Schulen im Kanton Luzern damals vom Kloſter St. Urban aus. Im Jahr 1781 wurde die Schule eröffnet und die Direction derſelben dem P. Krauer übertragen.

Krauer, geb. 1747, gehörte einer angeſehenen bürgerlichen Familie der Stadt Luzern an; in der Taufe erhielt er die Namen „Karl Rudolf Fidelis“. Seine erſte Bildung erhielt er wahrſcheinlich an der dortigen Stadtſchule, nicht an der Stiftsſchule, die mehr nur den ſpeciellen Zwecken des Stiftes diente, und trat dann an das von den Jeſuiten geleitete Gymnaſium über, in deſſen Schülerliſten er 1759/60—1763/64 erſcheint. 1765 trat er als Novize in St. Urban ein und legte den 11. November 1766 das Gelübde ab. Seine rhetoriſch-philoſophiſchen Studien machte er nach der damaligen Sitte der Ordensleute im Kloſter. Die prieſterlichen Weihen empfieng er in der Hauscapelle des Nuntius in Luzern; 1769 wurde er zum Subdiakon,

Digitized by Google

1770 zum Diakon und 1771 zum Priester geweiht. Specielle Nachrichten über seinen Charakter und sein Leben im Kloster fehlen vollständig; doch zeigen seine Leistungen als Schulmann und das Vertrauen, mit dem ihm verschiedene Beamtungen von seinen Klosterobern übertragen wurden (1779—1780 war er Subcustos und Vicepfarrer der Pfarrei St. Urban [nominell war bei solchen incorporirten Gemeinden der Abt Pfarrer], 1781—82 Subcustos, Director und Lehrer der Normalschule, 1783—86 wieder Vicepfarrer, 1787—88 Adjunct des Statthalters des St. Urban'schen Schlosses Herdern im Thurgau, 1789—92 Pfarrer der zu St. Urban gehörenden Kirchgemeinde Pfaffnau, 1794—99 Subprior und 1799 Director des wieder ins Leben gerufenen Lehrerseminars), daß Krauer ein sehr gebildeter, gewandter und überaus thätiger Mann gewesen sein muß, der bei längerer Lebensdauer wol noch höherer Aemter würdig befunden worden wäre. Er starb aber schon in seinem 52. Lebensjahre, den 8. September 1799, nachdem er nur wenige Tage an einer Art Dysenterie krank gelegen hatte.

Die Normalschule in St. Urban, unter der Direction Krauers, dem als Gehülfen P. Wilhelm und P. Konrad beigegeben waren, konnte ihrer ursprünglichen Bestimmung, nur Kinder zu unterrichten, gleich anfangs insofern nicht treu bleiben, als bald auch ältere Zöglinge, nicht blos aus dem Kanton Luzern, sondern auch aus Solothurn und Bern erschienen, die sich im Schreiben, Lesen, Rechnen u. s. w. gründlich unterrichten lassen wollten. „Als nun diese Schule", sagt die Denkschrift von St. Urban, „mit bestem Erfolge fortgesetzt wurde, raffte zwar der Tod ihren würdigen Stifter (Abt Benedict) im Jahre 1781 weg. Aber sein Nachfolger, Abt Martin Balthassar, ließ die gute Sache nicht ins Stocken gerathen. Obwol er den damaligen verdienstvollen Normalvorsteher Krauer von einer so gemeinnützigen Arbeit nach den Bedürfnissen des Klosters zu einem andern Amte bestimmte, so setzte er doch an seine Stelle einen nicht minder fähigen, thätigen und für das Schulwesen ganz eingenommenen Mann, P. Konrad Guggenbühler, der schon als Gehülfe die schönsten Beweise seines unverdrossenen Eifers für die Volkscultur abgelegt hatte; ihm ward nebst dem schon benannten P. Wilhelm Willimann P. Emerik Mahler beigegeben, der gleichfalls ein Freund der Jugend und jedes bessern Unterrichts war... Von allen Seiten her strömten lernbegierige Jünglinge, Männer und auch Priester dem Kloster St. Urban zu, die entweder von ihren Gemeinden in der Absicht dahin geschickt wurden, blos die Routine zu lernen und sie dann bei ihren Schülern auszuüben, oder, wie es besonders der Fall bei den Geistlichen war, um die Methode nach ihrem ganzen Umfang einzusehen und sie nachher in einer eigenen Lehranstalt jener Behörden, von denen sie hieher gesandt waren, angehenden Candidaten mitzutheilen, die zu künftigen Lehrern bestimmt waren."

Digitized by Google

Die Anstalt, die Tausende in verschiedenen Berufslagen hätte glücklich machen können, löste sich 1785 auf, da die Theilnahmlosigkeit der Regierung und die Gleichgültigkeit des Volks den Abt und die Lehrer entmuthigten. Doch hörte damit nicht alle Thätigkeit für Heranbildung von Lehrern und für Hebung der Landschulen in St. Urban auf, um so weniger als bereits die wohlthätigen Früchte der Normalschule in dem verhältnißmäßig blühenden Zustande der Schulen der Umgebung sich zu zeigen begannen. Mit ganz bedeutenden Opfern wurden bis 1799 mehrere Lehrervorbereitungscurse im Kloster abgehalten, welche von fähigen Jünglingen aus den Kantonen Luzern (vorzüglich aus den Aemtern Willisau und Sursee) und Solothurn besucht waren. In den ältesten Lehrertabellen des Kantons Luzern begegnet man nicht selten solchen Lehrern, die unter den Aebten Martin und Karl Ambros in St. Urban entweder ihre Bildung erhalten oder zur Wiederholung und Fortbildung dem Unterrichte der „Präparanden" beigewohnt hatten; ihre Schulen zeichneten sich auch vor allen übrigen aus.

Obgleich P. Krauer schon 1781 durch anderweitige Bethätigung der unmittelbaren Leitung dieser Schulbestrebungen entrückt worden war, scheint er doch das geistige Haupt derselben geblieben zu sein; nicht nur daß er während seiner pfarramtlichen Wirksamkeit als Schulinspector der Landschulen warm und eifrig sich annahm, sondern gerade in dieser Zeit sind seine meisten Schulbücher erschienen. Und noch einmal sollte für ihn die Zeit kommen, wo er selbst in den Mittelpunkt dieser Bestrebungen trat. Als nämlich die helvetische Regierung die Heranbildung guter Lehrer als eine der wichtigsten Culturaufgaben des neuen Staatswesens erkannte, bemühte sich der neugeschaffene Erziehungsrath des Kantons Luzern, dem Minister der Künste und Wissenschaften, Stapfer, geeignete Männer als Lehrer und Leiter der Normalschule vorzuschlagen, und erhielt am 15. Januar 1799 die Ermächtigung, die Normalschule in dem unter staatliche Leitung gestellten Kloster St. Urban einzurichten und einen Plan darüber dem Vollziehungsdirectorium einzureichen. In Folge davon wurde das längst eingegangene Seminar den 14. April 1799 wieder eröffnet und unter Krauers Leitung gestellt, dem auf ein verbindliches Ansuchen des Erziehungsrathes P. Urs Victor Brunner als Gehülfe und Mitlehrer zur Seite trat. Die Zahl der Candidaten belief sich auf 26, nicht nur Jünglinge, sondern auch verheiratete Männer, die schon Schulen vorgestanden hatten. Aber die kriegerischen Ereignisse jener stürmischen Zeit brachten viel Furcht und Besorgniß und vereitelten theilweise die schönen Hoffnungen, die man auf die Eröffnung des neuen Instituts gesetzt hatte. Die Schule mußte, ohne irgend welche Prüfungen, am 29. Juni desselben Jahres geschlossen und die Zöglinge entlassen werden, und noch im Herbst desselben Jahres starb Krauer. Erst

Digitized by Google

1801 konnten dieſe Beſtrebungen wieder aufgenommen werden; ein neuer Kurs begann mit 24 Präparanden und dauerte bis zum 28. Oktober; ein dritter, der am 8. Auguſt 1802 begann, wurde durch den Stecklikrieg unterbrochen, aber vom 9. Oktober an wieder fortgeſetzt. Der vierte Curs wurde vom 16. Juli bis 11. Oktober 1804, ein fünfter im Auguſt 1805 abgehalten, alle unter Leitung P. Brunners, des Freundes und einſtigen Mitarbeiters von P. Nivard Krauer. Nun aber erklärte der Abt, unmuthig und mißſtimmt theils durch die Behandlung, welche das Kloſter von Seite der Regierung erfuhr, theils durch den Mangel an Anerkennung für ſeine Beſtrebungen ſeitens des Volkes, daß es ihm erwünſcht wäre, wenn das „Seminar“ anderswohin verlegt würde, daß er dagegen bereit ſei, zur Herſtellung beſſerer Straßen in der Umgebung des Kloſters mitzuwirken. Der Vollſtändigkeit wegen fügen wir bei, daß noch einmal in ſpäterer Zeit, in den Jahren 1841—47, das luzerniſche Lehrerſeminar in St. Urban gaſtliche Aufnahme gefunden hat.

Ueber die Einrichtung der von Krauer ſelbſt geleiteten Curſe war kein Actenſtück zu finden. Aber einestheils laſſen die Lehrbücher Krauers ziemlich ſicher erſchließen, welches die Bedürfniſſe waren, die er vorfand, und der Weg, den er zur Befriedigung derſelben einſchlug; und anderſeits bekommen wir mit der von Brunner durchgeführten Einrichtung wol auch das Bild deſſen, wie es ſein Vorgänger und Vorbild gehalten. Allerdings hatte Brunner bald nach Krauers Tod, ehe er ſelbſt die Leitung des Seminars übernahm, auf Koſten des Kloſters „ſich für einige Zeit nach Burgdorf begeben, um die Peſtalozziſche Lehrart zu beobachten und dann nach Thunlichkeit die Vortheile derſelben auch den Schulen des Kantons zu verſchaffen. Weil aber dieſe Anſtalt damals ſelbſt noch mehr ein Verſuch als ein wirkliches Inſtitut war, indem die Lehrbücher und eine ſtabile Ordnung in mehrern Theilen des Unterrichts noch vermißt wurde, und weil überdies der Anknüpfungspunkt dieſer Lehrart an den Normalunterricht ſchwer zu finden iſt, ſo ließ ſich auch keine enge Verbindung bei ſo ungleichartigen Methoden treffen.“ So wurden dann die Curſe von 1802 und in den folgenden Jahren ausdrücklich nach Krauers Normalmethode gehalten und wir dürfen annehmen, daß auch die frühern ungefähr ebenſo geſtaltet geweſen.

Unterrichtsgegenſtände waren: 1) Buchſtabiren aus dem Namenbüchlein oder nach Overbergs Anleitung. 2) Leſen in Krauers Leſebuch oder in dem allgemeinen Leſebuch für katholiſche Schulen. 3) Schreiben nach Anleitung der Muſtervorſchriften von Bern und Winterthur. 4) Rechtſchreiben nach Reinhards Rathgeber in der Schreibſtube. 5) Sprachlehre nach Braun oder Konrad Schweizers Anleitung. 6) Aufſätze nach Anleitung des Lehrers oder dem Briefmuſter von St. Urban. 7) Katechiſiren. 8) Methodenlehre nach

Digitized by Google

Krauer oder Overbergs Anleitung. 9) Erdbeſchreibung nach dem Atlas von Walch. 10) Rechnen nach Krauers Rechenbuch. 11) Vaterlandsgeſchichte. 12) Naturlehre. 13) Religionsunterricht nach Krauers Katechismus und der bibliſchen Geſchichte für bairiſche Schulen. 14) Singen nach dem Geſangbuch von St. Urban. Die wöchentliche Unterrichtszeit wurde für die Hauptfächer folgendermaßen vertheilt: Schulmethode 6, deutſche Sprache 6, Gutleſen 3, Schönſchreiben 8, Religionslehre 4, Rechnen 8, Erdbeſchreibung und allgemeine Geſchichte 6, Vaterlandsgeſchichte 6, Geſang 3, Summa 50 Stunden. Nach Maßgabe der Krauerſchen Lehrbücher war der Unterricht für die Lehramtscandidaten vielfach derſelbe wie für die Schulkinder, und für jedes einzelne Fach wurde die Methodik praktiſch eingeübt. Wie die Schulkinder, ſo mußten auch die Seminariſten durch Buchſtabiren und Syllabiren zum geläufigen Leſen gelangen. Für Begriffs-, Verſtands- und Gedächtnißbildung waren beſondere Uebungen angeſetzt. Die Gewöhnung des Auges an das richtig geſchriebene Wort bildete die Grundlage der Orthographie. Zu dem ſchriftlichen Gedankenausdrucke führte folgender Weg: zu angegebenen Hauptwörtern mußten alle paſſenden Beiwörter genannt werden, ſodann Urſache und Wirkung (nach Rochows und Steinmüllers Anleitung), was zum Nachdenken nöthigte; dann folgten Erläuterungen durch paſſende Beiſpiele und endlich die Einkleidung in kleinere Briefe und Aufſätze. Um dem Lehrer einige Sicherheit im Gebrauche der deutſchen Sprache zu geben, kam in jedem Curſe die Satzlehre und aus der Wortlehre die Declination und Conjugation zur Behandlung.

Da die Curſe gewöhnlich nur kurze Zeit dauerten, ungefähr 8—12 Wochen, und man doch in dieſer kurzen Zeit ein ordentliches Reſultat erreichen wollte, ſo herrſchte in dem Inſtitute eine ſehr ſtramme, auf das Kleinſte ſich erſtreckende Diſciplin, ſehr ähnlich derjenigen, welche wir früher für das „adelige Seminar“ erwähnten. Von Morgens 5 Uhr an, wo das Tagewerk gemeinſam begonnen wurde, bis Abends 9 Uhr war die Beſchäftigung für jede Stunde vorgeſchrieben. Von 8—12 Uhr Vormittags und 2—6 Uhr Nachmittags dauerte der Unterricht. Je zwei Wochner hatten die Schlafzimmer zu beſorgen und zwei Aufſeher wachten über die genaue Befolgung aller Vorſchriften. Keiner durfte ſich vom Kloſter entfernen, ein fremdes Zimmer betreten, mit den Dienſtboten oder Religioſen ſprechen; ſelbſt die Reinigung der Kleider, das Waſchen von Mund und Zähnen, das Binden der Servietten war genau vorgeſchrieben. Ueber Verwendung des Sackgeldes mußten die Zöglinge zu jeder Zeit Rechnung ablegen können. Wer ſich bei Vergehen nicht unaufgefordert ſtellte und Abbitte leiſtete, von dem wurde angenommen, er habe ein böſes Herz und ſeiner wartete doppelte Züchtigung.

Digitized by Google

Das Stift aber brachte für diese Curse nicht blos in seinen Lehrkräften ein geistiges, sondern auch namhafte materielle Opfer. Bis 1802 waren die Zöglinge im Kloster selbst untergebracht; das Kostgeld (für Kost, Logis, Wäsche, Bücher, Schreibmaterialien) war sehr gering; viele Zöglinge waren aber auch unentgeltlich gehalten und von andern konnte das geringe Kostgeld nur theilweise oder gar nicht erhoben werden. Daneben warf das Stift jährlich eine bedeutende Summe für Prämien aus. Nimmt man hinzu, daß gleichzeitig die Schulbücher an ärmere Schulkinder unentgeltlich ausgetheilt wurden und daß das Kloster den Bau von Schulhäusern in seinen Ortschaften eifrig befürwortete und durch Beiträge an Geld und Baumaterialien unterstützte (Pfaffnau 1785, Roggliswyl 1786) so kann man solcher Opferwilligkeit für erzieherische Zwecke hohe Achtung nicht versagen.

Wenden wir uns nun der litterarischen Thätigkeit Krauers zu, so finden wir ihn als Verfasser folgender Schulschriften:

1. ABC- oder Namenbüchlein nach Anleitung der Normalschule in St. Urban. (6. Aufl. 1798; „neuste Auflage" 1819).

   Das Büchlein beginnt mit den Buchstaben des deutschen und lateinischen Alphabets nach gewöhnlicher alphabetischer Ordnung (8 Alphabete, 4 in Druckschrift, 4 in Schreibschrift) und schließt mit kleinern Erzählungen in Druck- und Schreibschrift und einem Anhang von Gebeten.

2. Erstes Stück des Lesebuchs (neueste Auflage 1802).
   a. Tabelle über die hl. Schrift (Aufzählung der sämmtlichen Bücher mit Angabe ihres Endzweckes und Einführung einiger Erläuterungen).
   b. Erstes Stück der biblischen Geschichte: 15 Lectionen aus dem Alten, 13 aus dem Neuen Testament.
   c. Sittenlehre in 30 Erzählungen.
   d. Lebensregeln für Kinder.

   Die biblischen Lectionen sind knapp und kindlich gehalten und im Verein mit den moralischen Erzählungen, die durch Einfachheit, Frische und Leichtfaßlichkeit noch besonders ansprechen, recht geeignet, den starren, trockenen Unterricht in den „Tabellen" einigermaßen vergessen zu machen. Die Geschichtsbilder aus der Bibel vermeiden strenge die Vorführung wüster, den Frommsinn und das Schicklichkeitsgefühl des Kindes verletzender Scenen, worin sich heute noch manche biblische Geschichte bei Krauer ein Vorbild nehmen könnte

3. Zweites Stück des Lesebuches (3. Aufl. 1808).

   Dieses zweite Stück des Lesebuches bildet ein ziemlich dickes Buch und enthält in tabellarischer Form eine sehr erschöpfende Darlegung

Digitized by Google

der katholiſchen Glaubens- und Heilslehre. Einzelne Abſchnitte erſchienen auch ſeparat, wahrſcheinlich weil das Buch zu wenig handlich und zu theuer im Preiſe war.

In obigen Schriften lag der geſammte Leſe- und religiöſe Unterrichtsſtoff für die damalige Schule. Welch erdrückendes Uebergewicht weist dabei die religiöſe Belehrung auf!

4. Auszug aus dem tabellariſchen Katechismus in Fragen und Antworten (1812. 1819. 1839. 1849).

Dieſer Auszug verdrängte bald den tabellariſchen Katechismus, aus den gewöhnlichen, reſp. aus den Landſchulen, und wurde von der Geiſtlichkeit auch faſt ausſchließlich bei der Kinderlehre gebraucht, da die Tabellenform ſich als unpraktiſch erwies. Daß der „Auszug“ auf dem Gebiete der religiöſen Lehrmittel das für die damalige Zeit Beſte bot, beweist einerſeits ſeine große Verbreitung, andererſeits der Umſtand, daß er ſich ſo lange in den Schulen behauptete; denn 1830 wurde er noch in Luzern, 1849 in Zug ganz unverändert — zum wie vielten Male konnten wir nicht in Erfahrung bringen — neu aufgelegt.

5. Muſter und Beiſpiele zur Schreibübung für die Jugend (2. Aufl. 1803).

Erſte Abtheilung: Briefe.

1. Tabelle von Briefen (Begriff, Eintheilung, Erforderniſſe, Theile des Briefs, Poſtſcripte, Titulaturen, Geſtalt des Briefes, Unterſchrift, das Siegeln, das Adreſſiren).
2. Briefmuſter (Bittſchreiben, freundſchaftliche Briefe, Berichte, Empfehlungen, Geſuche, Denkbriefe, Mahnbriefe, Bewerbungsbriefe, Hochzeitsbriefe, Gevatter-, Trauer- und kaufmänniſche Briefe, Glückwünſche, Beſtellungen).

Zweite Abtheilung: Rechnungen, Voranſchläge, Haushaltungsrechnungen, Ertragsberechnungen.

Dritte Abtheilung: bürgerliche und rechtliche Aufſätze: Scheine, Billets, Frachtbriefe, Verträge, Codicill.

Der Unterricht in der ſchriftlichen Gedankendarſtellung beſchränkte ſich alſo lediglich auf Briefe und Geſchäftsaufſätze und beſtund ausſchließlich in der Einübung der bezüglichen, ſehr detaillirten „Tabellen“, ſowie im Leſen, Abſchreiben und Nachahmen der „Muſter und Beiſpiele“. Die letztern ſelbſt ſind meiſtens gut und praktiſch, des Stoffs aber offenbar zu viel; das Lehrmittel war eben auch auf den häuslichen Gebrauch berechnet.

Digitized by Google

6. Rechtſchreibung (1785).

Das Büchlein giebt die allgemeinen und ſpeciellen Regeln, ſowie Beiſpiele zur Uebung in der Rechtſchreibung und enthält am Schluß ein alphabetiſch geordnetes orthographiſches Verzeichniß der zweifelhaften Wörter.

7. Neues Rechenbuch zum Gebrauche der Jugend (1. Auflage 1782, 3. Aufl. 1801, 7. Aufl. 1807, neuſte Auflagen 1819, 1825).

Das Buch enthält die vier Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen, und ſchließt mit Kettenregel, Geſellſchaftsregel, Quadrat- und Kübikwurzel ab. Es war unter Krauers Schulbüchern das beliebteſte.

8. Rechentabellen.
9. Anleitung zum Schönſchreiben.
10. ABC-Blätter.
11. Methodenbuch (Solothurn 1786).

Das Methodenbuch iſt gewidmet den „Hochgeachten, Hoch- und Wohledelgebohrnen Herren Herren Präſident und Räthen über das Schulweſen der Stadt und Republik Solothurn" und alſo wahrſcheinlich in deren Auftrag verfaßt und dem Druck übergeben. In dieſer Methodik folgt Krauer durchaus den Felbiger'ſchen Ideen; die Durchführung zeugt einerſeits von großem Fleiß und Ausdauer wie von gründlicher Einſicht in die Bedürfniſſe des Volks und ſpeciell der Schule. Er legt darin dar, nach welchen methodiſchen Grundſätzen und Kunſtgriffen er den Unterricht überhaupt in jedem Unterrichtsfache insbeſondere ertheilt wiſſen will.

Der Unterrichtsgang geſtaltet ſich nach dieſer „verbeſſerten Lehrart" in allen Fächern folgendermaßen:

1. Anſchreiben des Unterrichtspenſums an die Wandtafel nach der Buchſtabenmethode.
2. Leſenlernen der Tabelle, erſt Wort für Wort, dann Satz für Satz, endlich Abſchnitt für Abſchnitt.
3. Leſen von Seite der Schüler ohne Nachhülfe des Lehrers, einzeln und im Chor.
4. Auswendiglernen der Tabelle.
5. Repetition derſelben bis zu größter Geläufigkeit.
6. Wiederholtes Abfragen des Inhaltes der Tabelle.
7. Uebungen über das Penſum nach den Regeln der Tabelle.

Bei Beſprechung der einzelnen Unterrichtsfächer findet ſich Schatten und Licht neben einander. So wird einerſeits bei der Rechtſchreibung großer Werth gelegt auf das Ableſen und Verbeſſern unrichtig an die Tafel geſchriebener

Digitized by Google

Penſen mit jedesmaliger Angabe der Regel, gegen welche gefehlt worden; im Rechnen bezeichnet Krauer die Uebungen mit unbenannten Zahlen als reinen Zeitverluſt; beim Religionsunterricht iſt ausdrücklich vorgeſchrieben: „Niemals ſoll ſich der Schulmeiſter anmaßen, Erklärungen und Erläuterungen aus ſeinem Kopfe zu machen, welches der Pfarrer ſelbſt thun wird“. Daneben aber ſtehen eine große Anzahl von Vorſchriften und Fingerzeige, die den umſichtig auch das Detail ins Auge faſſenden praktiſchen Schulmann bewähren:

beim Leſen: es ſoll auch im Chor geleſen werden, aber nicht ſchreiend;
keinen Fehler ſoll der Lehrer uncorrigirt laſſen, jedoch nicht ſelbſt alles machen;
der Lehrer ſoll nicht ſo willfährig nachhelfen und nur im Nothfalle etwas vorſagen;
er ſoll den ſingenden Lehrton nicht aufkommen laſſen;

beim Schönſchreiben: eine neue Aufgabe darf nicht vorgenommen werden, bis die frühere von den meiſten Schreibſchülern gut dargeſtellt iſt;
der Lehrer ſoll fleißig nachgehen und die Schriftzüge corrigiren;
er ſoll die Correctur allgemeiner Fehler an der Wandtafel fleißig betreiben;
die Schüler ſchreiben anfänglich auf eine, dann ohne Linie, zuerſt auf ein Oktav-, hernach auf ein gebrochenes Quartblatt;
der Lehrer ſoll auf eine richtige Haltung des Körpers und der Feder bringen;
alles beim Schreiben Entbehrliche ſoll vom Tiſche entfernt werden;
jeder Schüler beſitze ein Fließblatt;
wenigſtens alle Monate einmal ſoll eine Probeſchrift abgenommen werden;
die vorgerücktern Schüler ſollen auch zum Federſchneiden angehalten werden;

beim Rechtſchreiben: Betonung des Auswendigbuchſtabirens;

beim Rechnen: der Lehrer halte ſtrenge auf deutliche, große, in gehöriger Reihe ſtehende Ziffern;
er laſſe viele Rechnungen auch auf Papier darſtellen.

So mangelhaft dieſe faſt ausſchließlich das Gedächtniß in Anſpruch nehmende und die übrigen Geiſteskräfte brachlaſſende Methode war, ſo bezeichnete ſie für die damalige Zeit doch einen großen Fortſchritt. Sie gab

Digitized by Google

zum ersten Mal bestimmte Vorschriften, die früher gänzlich fehlten, bot Fingerzeige, die manchem Lehrer das Lehrgeschäft bedeutend erleichterten und für die er sehr dankbar war; kurz, sie brachte System in den Unterricht, der bis dahin ein reines Chaos gewesen. Etwas besseres kannte jene Zeit überhaupt nicht, und dazu tritt, daß Krauer mancher Verbesserung in Schule und Unterricht vergeblich rief, die noch Jahrzehente auf sich warten ließ.

Die äußern Vorzüge von Krauers Schulbüchern faßt Tillier in seiner Geschichte der helvetischen Republik (II, 345) dahin zusammen: „N. Krauers Schulbücher waren wolfeil, verständlich und faßlich und hatten den Vortheil für sich, daß, weil sie schon vor der Umwälzung gebraucht worden waren, das Vorurtheil gegen die Neuerung ihnen nicht hinderlich war“ [1]. Die Krauer'schen Schulbücher wurden — jedoch bis 1801 nicht obligatorisch — in verschiedenen Schulen aller 5 Aemter des Kantons und auch der Stadt, ebenso in Schulen des Kantons Solothurn und der Urkantone eingeführt, doch in der Regel nur von Lehrern, die von St. Urban ausgegangen waren. Das Methodenbuch wurde vom helvetischen Erziehungsrath des Kantons Luzern wiederholt empfohlen und endlich am 18. November 1801 sowol nach Lehrart und Lehrgegenständen, als in Bezug auf die Schuldisciplin für jeden Lehrer verbindlich erklärt.

Durch seine Schulschriften und durch die Normalschule wurde Krauer der Begründer der neuen Schule in den Kantonen Luzern und Solothurn und der hochachtungswerthe Vorarbeiter Pestalozzi's und P. Girards für einen großen Theil der katholischen Schweiz. An seinem Eifer für die Volksschule und seiner Methode begeisterte sich außer den schon genannten Mitarbeitern sein Mitconventual P. Franz Xaver Hecht, zwölf Jahre lang Lehrer an der Erziehungsanstalt in St. Urban, dann Pfarrer von Pfaffnau, der

---

[1] Letztere Bemerkung ist für die Zeit nach 1799 nur theilweise richtig. Viele Eltern wollten keine St. Urbanischen Namenbüchlein dulden, da in denselben französische Buchstaben seien; viele wollten ihre Kinder nichts Gedrucktes lesen lernen lassen. Die Frommen und Andächtigen witterten allerlei Ketzerisches in den Schulbüchlein. Eine Mutter z. B. schloß ihrem Knaben das Rechnungsbüchlein ein, weil nichts von der Mutter Gottes darin stehe. Den Pater Nivard, den Schulinspector, habe der Teufel geholt, verbreitete man mit vielem andern albernen Zeug, welches das Ansehen der neuen Schule schädigen und den Schulbüchern die Aufnahme schwer oder unmöglich machen sollte. An vielen Orten wurden vor der Schuleröffnung von den Gemeindebehörden auch die Bücher des Lehrers, die derselbe von St. Urban mitgebracht, in Censur genommen, an andern wurden sie vor dem Angesicht des Lehrers und der Kinder ins Feuer geworfen oder zerrissen, die Lehrer selbst wurden verdächtigt, und die Schule, in welcher sie gebildet waren, nannte man spottweise eine „Sulz-Joggi-Schule“.

Digitized by Google

größte Wohlthäter dieſer Gemeinde, die Pfarrer Frehner von Luthern, Schnyder von Wartenſee in Schüpfheim, Göldlin von Inwyl und Kopp von Römerswyl; Karl Hecht, Frühmeſſer in Willisau, nachher Pfarrer in Emmen, Caplan Reber und Caplan Hollenwäger ſammt ſeinem Bruder, dieſe alle von Surſee, waren die erſten Geiſtlichen, die es nicht unter ihrer Würde hielten, die Lehrart Krauers ſich zu eigen zu machen und ſie beim Jugendunterrichte anzuwenden; ihrem Beiſpiele folgten viele bereits angeſtellte Geiſtliche. — Lehrer Joh. Fridli Wyß von Hochdorf beſuchte noch als ſiebzigjähriger Mann 1799 die Normalſchule unter Krauer und ſeine Schule galt damals als die beſte im ganzen Amte Hochdorf; durch ihn und unter Aufſicht des Pfarrers Häfliger wurde dann 1801 in Hochdorf ein Lehrerinſtitut eingerichtet; auch anderswo geſchah durch Geiſtliche dasſelbe. Schon 1784 verdankten Schultheiß und Rath der Stadt Surſee dem Abte Balthaſſar die Ausbildung ihres Lehrers Hollenwäger. Die Zahl der in St. Urban ſelbſt bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gebildeten Lehrer war nahezu ſiebig; dazu kamen aus den ſeit der helvetiſchen Revolution abgehaltenen Curſen weitere hundertundneun. Mit den im Curſe von 1799 unter Krauer gebildeten Lehrern konnte dem nächſten Bedürfniß ziemliches Genüge geleiſtet werden und rühmend für deſſen Thätigkeit ſteht im Schreiben des Erziehungsrathes an den Miniſter der Künſte und Wiſſenſchaften (15. November 1801): „Hätten wir die im Jahr 1799 von dem würdigen, zu früh verſtorbenen ausgezeichneten Schulmanne N. Krauer in St. Urban gebildeten Schullehrer nicht anſtellen und in allen Diſtricten zerſtreuen können, ſo hätten wir uns nicht zu helfen gewußt". Und über dieſe Lehrer äußert das gleiche Schreiben: „Wirklich haben die Candidaten den Vorbereitungscurs mit wahrem Enthuſiasmus und voll Ueberzeugung von deſſen großer Wirkſamkeit verlaſſen und eilen mit Eifer und Wärme zu ihrem gemeinnützigen Tagewerke". In den Berichten des Erziehungsrathes und der Inſpectoren von 1801 ff. werden beſonders die Lehrer belobt und namentlich angeführt, die aus dem Inſtitute Krauers oder St. Urbans hervorgegangen waren.

Aehnlich, wie auf den Kanton Luzern, wirkten die von St. Urban ausgehenden Anregungen auf die Ausbildung des Landſchulweſens im Kanton Solothurn. Es waren hier namentlich Pfarrer Späti und P. Gabriel Leuppi, die theils auf Krauer, theils auf Peſtalozzi aufbauend, durch ihre praktiſche Thätigkeit die Reform förderten, und alt Standesſeckelmeiſter Glutz-Blotzheim, der mit ſeinem Vermögen und Anſehen für die Lehrerbildung eintrat. — Auch der Biſchof von Baſel, der den jetzigen berniſchen Jura beherrſchte, ließ die St. Urbaner Methode in einem bedeutenden Theile ſeines Landes einführen, nachdem er zuvor den Abbé Mandel von Pruntrut und den Hrn. Gerſter von Laufen zum Studium derſelben nach St. Urban geſandt.

Digitized by Google

Indeſſen waren alle dieſe Einwirkungen doch noch weit davon entfernt, nun mit einem Male einen durchſchlagenden Erfolg zu erzielen. Innere und äußere Gründe hinderten dies: innere Gründe inſofern als die neue Methode denn doch weniger die Tragweite einer principiellen Reformation der Erziehungsbeſtrebungen als einer auf Grundlage der alten Verhältniſſe aufgebauten, immerhin ſehr wohlthätig wirkenden Methodiſirung hatten. Faſt prophetiſch klingt dies auch für die St. Urbaner Beſtrebungen aus den Worten heraus, die der Stadtpfarrer Thadd. Müller in Luzern in ſeiner Rede bei der feierlichen Einſetzung des Erziehungsrathes am 20. Januar 1799 ſprach, eben in den Tagen, da Peſtalozzi das Waiſenhaus in Stans eröffnete: „Ueberhaupt aber hatten die Schulverbeſſerungen in unſerer Vaterſtadt durch den Lauf der letzten fünfundzwanzig Jahre die Natur und das Geſchick beinahe aller Verbeſſerungen der öffentlichen Schulen, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts vorgenommen wurden. Sie wurden auf den Trümmern der alten Gebäude errichtet und mehr oder weniger in die alten Formen gegoſſen, und entſprachen daher ebenſowenig der Mühe als den Abſichten der Verbeſſerer. Es konnte auch bis dahin die Erziehung noch nicht auf allgemeine und ewig gültige Principien begründet werden, und es iſt auch hierdurch wahr geworden, daß Alles ſeine Zeit habe.“ Und ähnlich ſpricht ſich Krauers Nachfolger Brunner aus, indem er zugleich die Schwierigkeiten, die als äußere Gründe ſich von 1789 an bis 1805 dem Erfolge der Schulverbeſſerung entgegenſtellten, in draſtiſchen Zügen kennzeichnet: „Es iſt faſt unbegreiflich“, ſchreibt er, „daß dieſer Verſuch einer ſchon alten und trivialen Methode ſo zu einem hohen Grade des wohlthätigen Einfluſſes für die heranwachſende Jugend gedeihen und ſeit mehr als zwanzig Jahren durch neuere und auf die Bedürfniſſe der Menſchheit beſſer berechnete Unterrichtsmittel noch nicht verdrängt worden iſt; aber noch weit unerklärlicher iſt es, daß man in einem Kanton, wo die Unterrichtsanſtalt wirklich und zwar vorzüglich zum Beſten des Kantons eingeführt war, dieſelbe am wenigſten benützet hat. Außer der Schule zu St. Urban, welche von Pappenſchuh und Joſeph Ruckſtuhl zwar mit pünktlicher Amtstreue, aber wenigem oder doch nur mittelmäßigem Erfolge vor der Einführung der beſſern Lehrart gehalten wurde, waren nur wenige, und zwar ſo ſchlecht beſtellte Dorfſchulen, daß man darüber eher hätte weinen als ſich erfreuen mögen. Da die Regierung damit ſich nicht befaßte, dem Volke die Schulen zu empfehlen oder im Weigerungsfalle ſie ihm durch ſcharfe, geſetzliche Vorſchriften aufzudringen, und da ohnehin weder beſtimmte Fonds zur Beſoldung der Lehrer noch Schulhäuſer vorhanden waren, ſo iſt leicht zu erachten, wie trübe und ſchlecht es allenthalben mit dem Schulweſen müſſe ausgeſehen haben. Denn da der Bauer kein höheres Intereſſe als jenes des

Digitized by Google

Geldbeutels kennt, so war es ihm jederzeit gleichgültig, ob seine Kinder, für deren Bildung er etwas hätte auslegen müssen, unterrichtet oder nicht unterrichtet werden; und wenn auch hie und da noch Lehrer angestellt wurden, so nahm man bei ihrer Wahl nicht Rücksicht auf ihre Kenntnisse, sondern auf die Geringheit des Lohnes, für den sie zu dienen gelobten; je wolfeiler, hieß es, desto besser! Auch nach der Einführung des bessern Unterrichts, der im Jahr 1785 wieder aufgehört hat, war die Gleichgültigkeit der Regierung für das Emporkommen der Schulen, sowie die Widersetzlichkeit des Volkes gegen jedes Benehmen, so auf seine Veredlung zweckte, eben dieselbe. Man sträubte sich immer wider das Gute; man wollte auf Leib und Leben im Kothe stecken bleiben, weil man den Koth liebte. Darum sank auch der Muth der Lehrer, weil sie die Unmöglichkeit voraussahen, der besten Sache aufzuhelfen. — Es herrschte in diesem stürmischen Zeitpunkte (1799 ff.) allenthalben so viel Unordnung und so viel Verwirrung, daß man sich von der längern Dauer des Seminars auch keine merklichen Vortheile mehr versprechen konnte. Vielfältige Erlaubnisse nach Hause zu gehen, die man nicht leicht verweigern konnte; Schreiben von Pfarrherren und Gemeinden, die mit dem Geiste dieser neuen Revolutionsepoche nicht harmonirten und die Candidaten mit dem Verdeuten zurückriefen: daß man hinfüro nicht mehr so geschickte und kostspielige Schulmeister brauche und die Sache wieder bei dem Alten werde bewenden lassen; Muthlosigkeit von Seite der Candidaten selbst, die eben nicht ohne Grund befürchteten, keine Schuldienste zu erhalten, waren hinreichende Gründe, diese wohlthätige Anstalt zu unterbrechen. Schon längst sind Verordnungen über den Bau der Schulhäuser, deren beinahe noch keine im Lande sind, gemacht worden und fast überall sind sie bisher unbefolgt geblieben und werden es noch lange bleiben. Den Schullehrern ist ein gesetzlicher Lohn zuerkannt worden, den sie aber größtentheils nur mit Schwierigkeiten beziehen und oft mit den Gemeinden so lange darum markten müssen, bis sie, ihres Dienstes überdrüssig, sich entschließen, ihren Beruf zu verlassen und ihr Brot auf eine andere Weise zu verdienen. Für die Nichterscheinung der schulpflichtigen Kinder beim Unterrichte ist eine Geldstrafe bestimmt worden, die nach der Angabe der Lehrer, welche die Nachlässigen in ein Verzeichniß nahmen, hätte bezogen werden sollen, aber nie vorschriftlich bezogen worden ist. — Obwol man es von einem großen Theil der Hochw. Herren Pfarrer mit Vergnügen gesteht, daß sie nicht nur als Lehrer auf der Kanzel erscheinen, sondern auch häufig ihre lieben Kleinen in den Schulhäusern besuchen, wo sie im gesellschaftlichen und traulichen Tone belehrende Worte zur rechten Zeit anbringen, so ist es doch ebenso traurig, das Geständniß zu thun: daß viele Andere hingegen diese ihre ihnen so heilige Pflicht verabsäumen, indem sie, auch nach ihrer Ernennung zu un-

Digitized by Google

mittelbaren Schulinſpectoren, die Schule des Jahres kaum einmal beſuchen, oder den Bauern vielleicht noch gar leiſe ins Ohr ſagen, daß ſie für den Landmann nichts taugen und daß ſie mehr zu ſeiner Verſchlimmerung als zur Beförderung ſeines geiſtlichen und zeitlichen Glückes dienen."

Wahrlich im Lichte dieſer Darſtellung der wirklichen Verhältniſſe, durch die ſich Krauers Beſtrebungen Bahn zu brechen hatten, wird man mit nur um ſo größerer Hochachtung dem unermüdlichen und einſichtigen Streben, mit dem er zuerſt dem erzieheriſchen Fortſchritt in ſeiner Heimat eine Gaſſe gemacht, Dank wiſſen und ſein Andenken ſegnen.

Dies war auch der Eindruck, den ſchon unparteiiſche und hervorragende Zeitgenoſſen in Bezug auf die Verdienſte Krauers und St. Urbans hatten. Am 14. April 1838 zeigten die Teſtamentsvollſtrecker des ehemaligen Mitgliedes des helvetiſchen Directoriums, Friedr. Cäſar Laharpe, dem Kloſter St. Urban die Sendung des Vermächtniſſes an, welches derſelbe unter dem Datum vom 25. Juli 1837 dem Stifte mit folgenden Widmungsworten zugedacht hatte:

„Je lègue à la Vénérable Congrégation de Saint-Urbain, de l'ordre de Saint-Benoît, Aegidii Tschudi chronicon helveticum, 2 vols in-folio, en mémoire de sa sagesse dans les moments difficiles et de la co-opération vraiment apostolique du Père Krauer, l'un de ses membres, aux mesures prises par le Directoire Helvétique par son ministre, pour fonder dans les campagnes des écoles propres à répandre l'instruction qui manquait."

Rüttel.

Franz Philipp Gugger.

[Quellen: Guggers Schriften.]

Unter den Männern der helvetiſchen Geſellſchaft, welche einer Neugeſtaltung der Schweiz, insbeſonders auch im Schulweſen, Bahn zu brechen ſuchten, nimmt Chorherr Gugger von Solothurn eine hervorragende Stellung ein, ein Idealiſt und Theoretiker, der durch anonyme Schriften in patriotiſchem Gewande allgemeine Volksbildung und namentlich politiſch-republicaniſche Bildung anſtrebte.

Franz Philipp Joſeph Gugger, geboren am 25. Mai 1723 in Solothurn, Sohn des Jungrathes Franz Ludwig Joſeph und der Johanna Barbara Richner, ſtammte aus einer patriciſchen Familie, deren Glieder, abweichend von den ſonſtigen Anſchauungen, ſich mehrfach dem ärztlichen

Digitized by Google

Berufe gewidmet hatten. Seine erſte Bildung erhielt Gugger am Jeſuiten-Collegium ſeiner Vaterſtadt; die theologiſchen Studien vollendete er am Borromäiſchen Collegium in Mailand, wo er 1747 die Prieſterweihe empfieng. Vor ihm ſchon hatten vier ehrenwerthe Prieſter ſeines Geſchlechtes, unter ihnen der gelehrte und verdiente Chorherr von Schönenwerd, Johann Jakob Gugger, der Stifter der Pfarrpfründen von Iſenthal und Starrkirch, ſich nicht nur ihre theologiſche Bildung in Mailand geholt, ſondern ſich daſelbſt auch für praktiſche Thätigkeit begeiſtert und tüchtig gemacht, wie denn im 17. und 18. Jahrhundert die „Mailänder", wie ſie genannt wurden, zu den ſtrebſamſten und geachtetſten katholiſchen Geiſtlichen in der Schweiz gehörten. Nachdem Gugger drei Jahre unter der tüchtigen Leitung des Pfarrers Werner Keiſer in Oberbuchſiten Vicariatsdienſte geleiſtet, wurde er im März 1750 zum Pfarrer in Kienberg gewählt. Es macht dem jungen Patricier Ehre, daß er, ſtatt wie Andere in ihren Familien gemächlich auf eine Chorherrenſtelle zu warten, den hinterſten Winkel im Kanton Solothurn nicht verſchmähte, um daſelbſt die Pflichten des Seelſorgers auf mühſamen Wegen zu üben; es macht ihm Ehre, daß er über zehn Jahre in dem ſchwierigen Poſten aushielt. Im Oktober 1759 wurde Gugger zum Stiftsprediger und Chorherrn in Solothurn gewählt; aber er konnte wegen der üblichen Carenzjahre erſt 1761 ſein Amt antreten. Wie er dasſelbe auffaßte, davon giebt namentlich die von ſeiner Hand uns ſorgfältig aufbewahrte und mit ſeinen gedruckten Schriften zuſammengebundene „Rede von der Liebe zum Vaterlande, gehalten auf öffentlicher Kanzel den 17. Sonntag nach Pfingſten 1762" Zeugniß. Er beweist die Tugend der Vaterlandsliebe aus den heiligen Schriften, er preist die Vaterlandsliebe und fordert ſeine Mitbürger zur Pflege derſelben auf. Gewiß ein ſeltener Predigtſtoff für die damalige Zeit! — Die nämliche Idee behandelt Gugger in ſeiner erſten gedruckten Schrift „Rede von der Liebe zum Vaterlande, gewidmet den Weiſen der eidgenöſſiſchen Geſellſchaft in Schinznach (Freiburg 1764)". Dieſelbe iſt eben ſo bezeichnend für den Verfaſſer, als für die begeiſterte Stimmung, mit welcher die beſten Männer der Eidgenoſſenſchaft die Tendenzen der Schinznacher Geſellſchaft begrüßten, für die ſchönen Hoffnungen, welche man in dieſen Kreiſen von der Einigung der edelſten geiſtigen Kräfte für das Wohl des Vaterlandes hegte.

In der Sitzung der helvetiſchen Geſellſchaft vom 17. Mai 1764 wurde die Rede vorgeleſen und der nicht anweſende Verfaſſer zum Mitgliede aufgenommen. Gugger war nun einer der fleißigſten Theilnehmer an ihren Verſammlungen und bei der definitiven Organiſirung durch die Statuten als Mitglied des leitenden Comites thätig. Im Jahre 1773 war er Präſident der Geſellſchaft. Seine Eröffnungsrede der Verſammlung, gedruckt in

Digitized by Google

den Verhandlungen, zeichnet Karl Morell in seiner Geschichte der helvetischen Gesellschaft aus und nennt sie eine begeisterte und gedankenvolle, durch welche sich der Redner zu den politischen Ideen Rousseau's bekenne. Gugger giebt in derselben das ideale Bild eines Republicaners in fast überschwenglicher Weise, preist die republicanische Gleichheit und erklärt, daß er dem aristotelischen Satze gegenüber, die monarchische Regierungsform sei die beste, noch lieber Rousseau beistimme, „der (sic) höchste Gewalt sei immer beim Volke". Wenn der patriotische Chorherr in diesen seinen Reden einen Patriotismus und politische Grundsätze ausspricht, welche selbst seinen Genossen in der helvetischen Gesellschaft zumeist fremd sind und welche seiner Zeit voraus-eilen, so kann Aehnliches von seinen Erziehungsschriften gesagt werden. Seine „Kurze Nachricht von der Lehrart in Silena zur Bildung eines Patrioten (Solothurn 1778)" widmet Gugger dem nachmaligen Schultheißen von Bern, Nikolaus Friedrich von Steiger, der die Schrift im Manuscripte las und billigte. Der Verfasser selbst in einem Briefe an Steiger bezeichnet dieselbe als „Versuch, diejenigen Anfangsgründe nur von ferne zu berühren, vermittelst derer ein Mensch, welcher seinem Vaterlande nützlich sein will, sich bilden kann". Die Schrift bietet das ideale Bild der öffentlichen Erziehung in einer Musterrepublik, welche der Verfasser „Silena" nennt. Die Grundlage aller Bildung ist ihm die Religions- und Sittenlehre, auf welcher besonders in der in mehrere Classen getheilten Trivialschule die Herzens- und Charakterbildung der Schüler aufgebaut wird; der Unterricht ist einfach und besteht in Lesen, Schreiben und Rechnen, insofern daß die Schüler „in der Rechtschreibung, im Briefwechsel, in den Hausrechnungen und in all demjenigen unterrichtet werden, was der Hauswirthschaft und überhaupt dem bürgerlichen Leben Vortheile bringt und in dasselbe Einfluß ausübt". An die Trivialschule schließt sich eine Art Fortbildungsschule an, in welcher Vernunftlehre, Geographie, Naturkunde, vaterländische Geschichte, Geschichte anderer Völker, Sittenlehre, Natur-, Völker- und Landrecht (Verfassungskunde) und Beredsamkeit vor Gericht gelehrt wird, soweit, daß der junge Bürger seine Pflichten im freien Vaterlande erfüllen kann. Anziehend ist namentlich die genetische Methode und Verbindung des Unterrichtes in Geographie, Naturkunde und Geschichte zur Vaterlandskunde geschildert, wol noch mustergültig für unsere Zeiten. Die Schrift schließt mit einer starken Anfechtung der „Schaubühne", wie sie damals zur humanen und vaterländischen Bildung der Jugend in der katholischen Schweiz, insbesonders von den Jesuiten Joseph Ignaz Zimmermann und Regis Krauer verwendet werden wollte.

Wenn in Bezug auf das Schauspiel Gugger mit dem verdienten P. Zimmermann nicht übereinstimmt, so wirken dagegen beide in demselben

Digitized by Google

Sinne für eine beſſere Erziehung der weiblichen Jugend, indem ſie als Ziel derſelben das häusliche Wirken im Familienkreiſe hinſtellen. Guggers „Kurze Geſchichte der Philontis, mit moraliſchen, kritiſchen und ſatyriſchen Anmerkungen (Baſel 1783)“ ſchildert das Ideal eines jungen Mädchens als Vorbild für das Frauengeſchlecht. Ein Schinznacher Freund, der als Schriftſteller bekannte Arzt Dr. Johann Georg Zimmermann, hat das Manuſcript durchgeleſen und findet „das Gemälde, obſchon es weiblich iſt, voll ſtarker, männlicher Züge“; er nennt Gugger einen „ausnehmend guten moraliſchen Beobachter“, rathet ihm aber einen weniger ſcharfen Ton an. Wirklich erſcheint auch Philontis als ein in ächter Religioſität und Beſcheidenheit, mit guten Kenntniſſen ausgeſtattetes, insbeſonders zu tüchtiger Häuslichkeit erzogenes Mädchen, das aber die müßiggängeriſchen, putzſüchtigen Dämchen und die ſüßen und freigeiſterisch aufgeblaſenen jungen Herren oft auf recht pikante Weiſe abfertigt, und der Verfaſſer würzt die Pillen noch mit derben ſatyriſchen Reflexionen und Anmerkungen. Auch dieſe Schrift Guggers hat mehr theoretiſch-idealen, als praktiſchen Charakter und bewegt ſich ausſchließlich in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, bezeichnet aber den Verfaſſer als einen Mann, der die Schattenſeiten ſeiner Zeit kennt und ihnen beſonders durch beſſere Erziehung abhelfen will.

Guggers pädagogiſche Grundſätze gehen einig mit denjenigen der ſchweizeriſchen Philanthropiniſten und gipfeln in der republicaniſchen Erziehung zum guten Bürger und in der „menſchenfreundlichen“ Glückſeligkeitstheorie; aber gleich den Beſtrebungen des mehr praktiſchen Abtes Felbiger in Deutſchland und ſeiner katholiſchen Freunde hält der Idealiſt Gugger auch auf dem Boden der Aufklärung (der „aufgeheiterten Vernunft“, wie er ſich ausdrückt), feſt an den Dogmen und am Cultus ſeiner Kirche und betont Frömmigkeit, Sittlichkeit und hingebende Vaterlandsliebe als die einzigen Stützen der Erziehung und des öffentlichen Wohles. So erfüllt er auch als Stiftsprediger und ſeit 1771 als Chorherr getreulich die Pflichten an ſeinem Stifte, iſt 1767—1772 Stiftsſecretär und erlangt 1788 als Cuſtos die zweithöchſte Stiftswürde. Beim Bau der ſchönen Cathedrale tritt er vielthätig auf, er, der bereits bejahrte Mann, an der Spitze der jüngern Chorherren und Rathsherren, die den vollſtändigen Neubau in edlem Renaiſſanceſtiel zu Stande bringen. Bis in ſeine älteren Tage hängt das Herz des wackeren Vaterlandsfreundes an ſeinen Freunden in der helvetiſchen Geſellſchaft und den von ihnen ausgeſprochenen Ideen, voll ſteter Theilnahme für die Geſchicke ſeines engeren und weiteren Vaterlandes. Sonſt ſitzt „der gelehrte Gugger“, wie man ihn zum Unterſchiede von andern Chorherren ſeines Namens nannte, meiſtens in ſeinem Studirzimmer, nach ſeinem eigenen Ausdrucke „viele Jahre in ſtiller und reizloſer Einſamkeit“ bis in ſeinen Tod (30. Juli 1790).

Digitized by Google

Seine Anregungen brachten nach wenigen Jahren Frucht für das Schulwesen des Kantons Solothurn. F. Fiala.

J. J. Altorfer.

1741—1804.

[Quellen: J. J. Altorfer hinterlassene poetische und prosaische Schriften nebst dessen Lebensgeschichte. Mit einer Vorrede von J. Georg Müller. 2 Bde. Winterthur 1806.]

Johann Georg Müller, der Bruder des Historikers J. v. Müller, hat diesem um das Schulwesen von Schaffhausen hochverdienten Manne durch eine eingehende Charakteristik ein schönes Denkmal gesetzt und ihn als einen Pädagogen bezeichnet, „der dem so oft verkannten Beruf des Lehramts in seinem ganzen Umfang von früher Jugend an bis an sein Ende alle seine Kräfte gewidmet". Er rühmt an ihm die Fülle des Wissens, die Gabe, auf die Denkart der Schüler in freier Weise einzugehn, den feinen und sichern Geschmack für das Schöne und Gute, den er an den Alten, an den besten deutschen Schriftstellern und besonders auch an den englischen Moralisten gebildet, und seine ungeheuchelte, auf eine helle Erkenntniß gegründete Religiosität.

Altorfer war am 4. März 1741 in Schaffhausen geboren, studirte von 1761—63 in Basel die Theologie und wurde nach wohlbestandenem Examen Erzieher eines Sohnes aus dem angesehenen Hause Imthurn in Schaffhausen. Nachdem er während vier Jahren Unterricht und Erziehung dieses Zöglings geleitet, begleitete er ihn während drei Jahren zu seinen weitern Studien und Reisen. Zur Erlernung des Französischen wurde zuerst in Lausanne, darauf in Lyon ein längerer Aufenthalt gemacht, dann Frankreich und die Niederlande durchreist, endlich in Göttingen $1^1/_2$ Jahre auf akademische Studien verwendet. Altorfer benutzte die schöne Gelegenheit, sich hier in nichttheologischen Fächern umzusehn, hörte bei Schlözer eine Vorlesung über Pädagogik und eine über vaterländische (schweizerische) Geschichte und gewann viel durch den Umgang mit geistig bedeutenden Männern, wie Gleim, Jerusalem, Zimmermann, Ebert, die er auf Ausflügen kennen lernte, und mit welchen ihn später noch seine ausgedehnte Correspondenz verband. Ueber Sachsen, Oesterreich und Baiern kehrte er 1771 mit seinem Zögling in die Schweiz zurück.

Digitized by Google

Von da an bewegte ſich ſein Leben in dem engen Rahmen einer pfarramtlichen und pädagogiſchen Thätigkeit. Als Landpfarrer in Buch, Kanton Schaffhauſen, übte er ſein pädagogiſches Talent an ſtudirenden Jünglingen, die ihm in Penſion gegeben wurden; bald wird er als Profeſſor der Philoſophie an das Collegium humanitatis und als Präceptor an das Gymnaſium in Schaffhauſen berufen, deſſen Rectorat er von 1782 an mit Tact und Umſicht geführt hat. Unter der helvetiſchen Regierung (1799) wurde er zum Kirchen- und Schulrath ernannt. Allgemein geachtet und als Lehrer hochverehrt, wirkte er bis in ſein 64. Jahr und ſtarb 1804. Mit Lavater und andern Schweizerfreunden verband ihn die helvetiſche Geſellſchaft, deren Zuſammenkunft für ihn jedesmal ein wahres Feſt war. Daß er auch hier ſich Anerkennung erwarb, davon zeugt ſeine Wahl zum Präſidenten der Geſellſchaft im Jahr 1797. Freilich konnte die von ihm auf die Verſammlung von 1798 ausgearbeitete Rede „über die Wichtigkeit der öffentlichen Erziehung“ nicht mehr gehalten werden, da die Geſellſchaft mit dem Untergang der alten Eidgenoſſenſchaft für einſtweilen ihre Verſammlungen einſtellte.

Altorfers pädagogiſche Anſchauungen lernen wir aus ſeinen von einem Verwandten zwei Jahre nach ſeinem Tode (1806) herausgegebenen hinterlaſſenen Schriften kennen. Unter denſelben befinden ſich eine Anzahl von Aufſätzen über Unterricht und Erziehung. Sie zeugen davon, daß die neuen Gedanken über Erziehung, welche von Rouſſeau, Herder, Baſedow ausgiengen, auch von ihm lebhaft ergriffen worden waren. Beſonders auf Herder laſſen ſich manche ſeiner Ideen zurückführen. Ein inniges Verſtändniß der Dinge beim Schüler anzubahnen, mit ihm in einen freundlichen Geiſtesverkehr zu treten, in Frage und Antwort, in ſokratiſcher Weiſe, auf die wichtigſten Fragen mit ihm einzugehn, — das erſchien ihm als des Lehrers edelſte und ſegensreichſte Aufgabe. Dabei hatte er vorwiegend das Wirken an einem Gymnaſium vor Augen, wie ihm überhaupt eine tüchtige Gymnaſialbildung als eine vortreffliche Mitgabe für jeden ſpätern Beruf erſchien. Ueber das richtige Verhältniß von Unterricht und Erziehung ſpricht er die vernünftigſten Anſichten aus. Es wäre, ſagt er, ein ſchöner Text zu einer pädagogiſchen Predigt: „Man findet bei uns viel Unterricht, aber wenig Erziehung“. — Aller Unterricht ſollte nach ſeiner Anſicht zugleich zur Bildung aller Geiſteskräfte beitragen. Sehr ſchön ſei das Beſtreben, einen Schatz von Kenntniſſen der Jugend zu überliefern, aber mehr werth ſei es, ſie in den Stand zu ſetzen, dieſe Kenntniſſe auch zu brauchen, und den Unterricht ſtets ſo zu geben, daß er zur eigentlichen Bildung der Geiſteskräfte diene. Die Richtigkeit dieſer Anſicht ſucht er am Sprachenſtudium nachzuweiſen. „Immer mag der Jüngling und Mann einmal bei ſeinem erwählten Beruf, wo ers nicht brauchen kann, ſein Latein wieder vergeſſen,

Digitized by Google

welches er als Knab in der Schule gelernt hatte. Wenn er, da ers lernte, nicht blos darin unterrichtet, sondern zugleich dadurch gebildet worden ist, so soll ihm die Zeit und Mühe, die er darauf verwendet hat, reichlich genug vergolten werden. Und die Schule, die er durchlaufen hat, mag immer die lateinische geheißen haben, die Kenntniß und Geschicklichkeit seiner Lehrer in der Erziehungskunst hat sie zu einer vortrefflichen Realschule für ihn machen können. Auf Namen kommts hier wahrlich so wenig an als sonst irgendwo; und blos dadurch, daß sogenannte Realien die Gegenstände der Unterweisung sind, ist der leidige Psittacismus (das Papageienwesen, Nachbeten) ebenso wenig schon aus dem Unterricht verbannt, als man sich beim Sprachenlernen nothwendig blos auf die Cultur des Gedächtnisses einschränken muß. Noch einmal, Sprachen-Erlernung, auch ohne Rücksicht auf ihren nächsten und eigentlichsten Nutzen, gehört gewiß unter die besten Hülfsmittel zur Bildung der Geisteskräfte, besonders, wenn zwei Sprachen, worunter immer eine die Muttersprache sein mag, mit einander gelehrt werden."

Man ersieht leicht, wohin in dem Streit über das formale oder materiale Unterrichtsprincip Altorfer sich gestellt hätte. In dem Schlußwort des Aufsatzes über dieses Thema faßt er seine Ueberzeugung folgendermaßen zusammen:

„Wohl dem künftigen Bürger, dem es in seiner Kindheit und Jugend so gut wird, Dinge, die er vielleicht einmal in seinem Stand und Beruf nicht eben mehr braucht, wenigstens so zu lernen, daß er durch die Art, wie er sie lernt, ein verständiger und brauchbarer Mensch werden muß, dem einst sein gebildeter und geübter Geist in allen Angelegenheiten aushilft, wo unverdaute Büchergelehrsamkeit und Gedächtnißwissenschaft, bestehe sie nun in Verbalien oder Realien, den unbehülflichen Vielwisser stecken lassen".

Seiner Anlage und Richtung nach war Altorfer vorwiegend Mann der Praxis; aus seiner reichen Erfahrung zog er sich aber viele treffliche Erziehungsgrundsätze, die vom Sinn der reinsten Humanität getragen waren. Seine ächt humane Art leuchtet uns besonders klar aus einer Studie: „Von den Mitteln, sich Gehorsam zu verschaffen", entgegen. Zwang und Strafe schließt er auf einer Stufe, wo ein geistiger Verkehr mit dem Zögling möglich ist, völlig aus. Als Hauptmittel bezeichnet er die Gabe, im Schüler 1) die Ueberzeugung von der Trefflichkeit der gegebenen Vorschrift, 2) die Ueberzeugung von der Wohlgesinntheit dessen, der die Vorschrift giebt, 3) die Ueberzeugung von dem Vortheil, den das freudige Gehorchen bringt, — hervorzurufen. Unter Gehorsam versteht er natürlich den willigen oder freiwilligen, nicht den erzwungenen, und behauptet, er sei in Absicht auf die eigentliche Erziehung, die Bildung des Herzens, die moralische Bildung viel zu wichtig, als daß man sich hier blos damit begnügen dürfte, die

Digitized by Google

gegebenen Vorschriften nur überhaupt, ohne Rücksicht auf die Art, wie es geschiehet, befolgt zu sehen".

Redet er von Erziehungsfehlern, so erinnert er durch seine Freimüthigkeit und treffliche Wahl der Beispiele vielfach an Salzmann. Den „Vätern, Müttern, Großmüttern, Präceptoren, Mamsellen und wie sie alle heißen, die sich mit der Erziehung eigner oder fremder Kinder abgeben", ruft er gelegentlich zu: „Wenn die Frage davon wäre, woher unter uns jungen und alten Kindern die sehr merkliche Abneigung gegen Religion und Christenthum und Rechtschaffenheit, Gehorsam, Gebet und Arbeitsamkeit u. s. w. — herkomme: — wie viele meinet ihr wol, daß sich nicht bei der ehrlichen Beantwortung dieser Frage mit lautem oder leisem Geständniß erröthend vor die Stirn schlagen müßten?" — Dann erinnert er an die abschreckende Manier, womit in der Religion unterrichtet werde, an die ermüdende Beschäftigung mit unverständlichen Lehren, an das für die Kinder verdrüßliche Auswendiglernen dicker Bände und fragt, „ob man sich wundern müsse, wenn sie keine Neigung zu einer Sache haben, zu welcher wir ihnen von Anfang an durch die kräftigsten Mittel der Verekkung Abneigung beigebracht haben." — Noch wärmer wird er, wo er von der Klage darüber spricht, daß die Kinder so wenig Freude am Gebet und häuslichen Andachtsübungen fühlen. „Denkt ihr auch noch daran, sagt er, wie ihr die Kinder von ihrem 5. bis nach dem 12. Jahr alle Abende von ihren liebsten Kurzweilen und Gespielen wegrisset zu einer Zeit, da es ihnen natürlicher Weise am allerungelegensten war, sie dann, da sie eben den Kopf von ganz anderen Dingen voll hatten, mit mürrischem Ernst im Kreis herumsitzen und ihre auswendig gelernten Gebetsformeln mit gebieterischer Strenge hersagen ließet, indeß ihr hin- und herliefet, um eure häuslichen Geschäfte zu besorgen, oder mit dem Gesind zanktet, oder rechts und links den Kindern, wenn sie, um wieder wegzukommen, ein zu langes Lied durch Ueberhüpfung einiger Verse abkürzen wollten, Scheltworte und Ohrfeigen austheiltet? Wars nicht das kräftigste Mittel, die ersten Funken der Andacht in ihrer Brust zu ersticken, sie nach der glücklichen Zeit seufzen zu machen, wo sie nicht mehr würden beten müssen? Warum jammert ihr denn jetzt, daß euer Verfahren seine natürliche Wirkung gethan hat?"

Solche und andre Stellen zeugen davon, daß die Wellen der pädagogischen Bewegung, welche die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bewegten, auch in der Seele unsres Schulmanns anschlugen, und daß er, was seine Ueberzeugung war, frisch und furchtlos auszusprechen verstand. Jene Aufsätze gewähren mancherlei Ausbeute für Kenntniß der damaligen Zustände in Schule und Haus. Wie wenig ihr Autor seinen Stand sich schelten ließ, beweist die hübsche Anekdote. Einst bemerkte ihm Jemand:

Digitized by Google

Ich weiß nicht, wo Sie die Geduld hernehmen, so in der Schule auszuhalten. Ich hielte es für das größte Unglück, wenn ich Schullehrer geworden wäre! — „Für wen?“ — lautete die kurze Antwort. F. Zehender.

Johannes Büel.

1761—1830.

[Quellen: Vergl. J. Böschenstein, Johannes Büel, Diaconus, Schulinspector, Hofrath. Ein Lebensbild. Schaffhausen 1872. — Büels Schriften.]

In Büel tritt uns ein Mann entgegen, der aus einem beschränkten Wirkungskreise durch eigenthümliche Wendungen des Geschicks in die Verhältnisse der großen Welt hineingeführt wurde und dann den Abend seines Lebens wieder an der Stätte seiner Kindheit beschloß, von den ersten Jünglingsjahren an begleitet von Fragen der Erziehung, deren Lösung er, frühe von Rousseau begeistert, die Vollkraft seiner Seele zuwandte.

In der kleinen Stadt Stein am Rhein verflossen seine Jugendjahre. Er nennt die „Schwärmerei“ die edle Freundin seiner Jugend. Im Pfarrhaus Andelfingen wird er in humanistischen und theologischen Studien so weit gefördert, daß er 1779 in Schaffhausen sein theologisches Examen bestehn kann. Als Hauslehrer auf einem Landgut Löwenstein bei Schaffhausen machte er die Bekanntschaft seiner nachherigen Gattin, eines Fräuleins v. Auleben aus Sachsen, — eine Verbindung, die seine spätere Berufung nach Gotha zur Folge hatte. Den ersten bescheidenen Wirkungskreis sollte er aber in einem am Rhein gelegenen stillen Dörfchen (Hemishofen bei Stein), finden, wo er als Seelsorger und Schullehrer (letzteres nur während des Winters), „den Kleinen das ABC zeigte, ihre Eltern von der Kanzel, ihre Großeltern am Kranken- und Sterbebette belehrte“. Von 1784—1805 in dieser Stelle thätig, widmete er besonders der Organisation der Landschulen eine liebevolle und einsichtige Thätigkeit. Rousseau hatte sein Herz gewonnen, aber daß er ihm nicht knechtisch diente, mag daraus hervorgehn, daß er zugleich Thomas von Kempis und Jung Stilling zu den Geliebten seines Herzens zählte. So sehen wir ihn zwar in die allgemeine pädagogische Bewegung hineingezogen, aber, wiewol hochbegeistert für bedeutende Zeitgenossen und Wortführer, steht er der großen Aufgabe der Erziehung selbständig gegenüber und läßt sich in seinen Ueberzeugungen vorwiegend durch seinen tiefen Blick in die Kindesnatur und durch die Stimme einer reichen Erfahrung leiten.

Digitized by Google

Seine erste, von Lavater hochgeschätzte pädagogische Schrift, 1792 in Nürnberg erschienen: Bemerkungen für Landschullehrer und Freunde derselben, läßt uns schon deutlich erkennen, weß Geistes Kind er war. Aufrichtig ist es ihm um vernünftigen, doch besonnenen Fortschritt zu thun; jede geistige Gabe, welche dazu dienen kann, den Volksunterricht zu heben, begrüßt er mit Begeisterung. Rochows „Kinderfreund", die erste glücklich gewählte Sammlung von Lesestücken für das Volk, erschienen 1779, nennt er ein unschätzbares Buch für Landschulen. Er preist die Aufgabe des Landschullehrers als eine der schönsten, die es gebe: „Schweizerischer Schullehrer", ruft er aus, „freue dich deiner Würde; die Kinder, die du bildest, sind zum Genusse der Freiheit geboren". — In jenen Wendepunkt zwischen zwei Zeiten am Schluß des 18. Jahrhunderts hineingestellt, sieht er deutlich ein, daß mit den Sitten und der Lebensweise des Landmanns nun auch seine Erziehung sich verfeinern, daß aber zugleich die Cultur des Geistes auch den Folgen des einreißenden Luxus Einhalt thun müsse. — Im Sinne Rousseaus geht er den Spuren der gesunden Kindesnatur nach und bekennt offen „der Wahrheit, der Erfahrung und seiner innigsten Ueberzeugung zu Ehren: Der junge Mensch, das Kind, ist der beste Mensch. Aufrichtigkeit bringt das Kind gleichsam mit sich auf die Welt; wohl dem, der die Kinder aufrichtig erhält; es wird ihm gelingen, wenn er ihnen die rechte Liebe entgegenbringt, wenn er nicht in das ärgerliche Seufzen und Klagen vieler Schullehrer über die Verdorbenheit der Jugend mit einstimmt". — In manchen Ansichten, die er in dieser und andern Schriften ausspricht, klingt Herder durch, so wenn er sagt: „Du willst den Namen meiner Schule wissen? — Nenne sie schola humanitatis (Schule der Menschlichkeit)!" — oder wenn er die Schule einer kleinen Republik vergleicht, in welcher der Lehrer als gerechter Richter walten soll, oder wenn er mahnt, nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz zu bilden, oder wenn er die Verbesserung der Katechismen empfiehlt, damit nicht die Kinder die schwersten Sätze der Dogmatik nachsprechen wie Papageien, — es sei nicht zu gewagt, Umschaffungen zu versuchen, — endlich wenn er freimüthig dem jungen Erzieher heraussagt: „Wer nicht getadelt, nicht schief und unvernünftig beurtheilt werden will, nicht Verkennung ertragen kann, werde ja nicht Schullehrer!"

In seinem eignen Garten sind wol folgende, in jahrelanger Schulpraxis gewonnene Sätze gewachsen, die heute noch Beachtung verdienen:

Bestimmt und richtig fragen ist keine geringere Kunst als bestimmt und richtig antworten.

Das Ansehn eines Lehrers wird durch nichts mehr geschwächt als durch unzeitigen Zorn.

Digitized by Google

Zwiſchen Fehler und Strafe ſei ein genaues Verhältniß. Wenn ſich deine Stirn bei unſchuldigem Lächeln der Kinder runzelt, was willſt du thun, wenn dein Kind lügt oder ſtiehlt!

Daß er ſeine Kleinen äußerlich und innerlich ſtudirte, daß er Licht und Schatten in der Kinderſeele wol zu unterſcheiden wußte, ergiebt ſich aus folgenden Winken:

Achte nichts an einem Kinde für klein und unbedeutend!

Auch auf die äußere Reinlichkeit muß der Lehrer halten, ſelbſt Kamm und Scheere in die Hand nehmen: „Waſſer koſtet kein Geld!“

Oeffne nur die Augen, und du wirſt faſt alle menſchlichen Leidenſchaften im Kleinen in der Schule antreffen.

Lachen iſt dem Kind ſo natürlich als weinen. Auch in der Schule hat das Lachen ſeine Zeit, und ich wenigſtens würde es nicht ungern ſehn, wenn jeder Schulmeiſter ſtatt eines ununterbrochenen finſtern Ernſtes es verſtünde, zuweilen weidlich mit ſeinen Schülern zu lachen!

Als aus dieſer Schrift ſein Eifer für das Schulweſen bekannt geworden war, zog man ihn aus der Stille ſeines Dörfchens zu öffentlichen Stellen heran; er wurde Mitglied des Kirchen- und Schulraths in Schaffhauſen; das ſogenannte Examinatoren-Collegium in Zürich gab ihm den Auftrag, eine Landſchulordnung zu entwerfen, und nach Begründung der helvetiſchen Republik (1798) erſuchte ihn der bekannte Miniſter des Unterrichts, Stapfer, um ſein Gutachten über die Einrichtung des Landſchulweſens. Er wurde zum Schulinſpector des Diſtricts Stein ernannt und entfaltete als ſolcher eine ſegensreiche Thätigkeit. Als Frucht derſelben läßt ſich die im Jahr 1801 in Winterthur erſchienene Schrift betrachten: Was ſoll in den Landſchulen der Schweiz gelehrt und nicht gelehrt werden?[1] — Das Büchlein kann unbedenklich unter jene verheißungsvollen Vorboten eingereiht werden, welche mit dem anbrechenden Jahrhundert auch den Anbruch eines beſſern Tages auf dem Gebiet der Schule nach langer, troſtloſer Nacht verkündeten. Lange nicht ſo ideenreich wie Peſtalozzis gleichzeitige Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, mit der Büels Abhandlung weder in äußerm noch innerm Zuſammenhang ſteht, hat jenes Büchlein doch kräftig mitgeholfen, in die Volksſchulfrage Klarheit zu bringen. Es ſtellt wohldurchdachte Grundſätze auf und macht beſtimmte und greifbare Vorſchläge für eine zeitgemäße Organiſation, die den erfahrnen Schulmann verrathen.

Im Vorwort entwirft er (S. 12—14) ein aus reichſter Anſchauung geſchöpftes, Zug um Zug ſprechendes Bild von dem kläglichen Zuſtand der

---

[1] Eine Abhandlung von J. Büel, Inſpector der Schulen des Bezirks Stein, Kt. Schaffhauſen. Motto: Est modus in rebus.

Digitized by Google

Landschulen vor der Revolution, da „die Kinder zu einem sechsstündigen Sitzen in einer dumpfen, stinkenden Staubatmosphäre verdammt waren, da ihnen das ABC „in sinnlosester Weise eingebläut", die Beweissprüche des Katechismus schwachen Gedächtnissen „eingeklopft und eingehenkert", dem einzelnen Schüler im Vormittag höchstens sechs Minuten im Ganzen zugewandt wurden, während in den übrigen geschrieben, laut gelernt, geschwatzt, geneckt, gelacht, gegessen, gekauft und verkauft wurde, dazu die zahllosen Züchtigungen ebenfalls viel Zeit wegnahmen. „Wir Schweizer blieben", sagt er, seine Beobachtungen zusammenfassend, „weit hinter den Deutschen zurück, die, als Basedow einmal den ersten Ton angegeben und der edle und große Eberhard von Rochow seine Musterschule in Rekan gestiftet hatte, mit unverdrossenem Eifer an der Verbesserung der Landschulen arbeiteten, währenddem man bei uns unthätig blieb, die meisten Schullehrer wenig Kenntnisse und noch weniger Begriffe von einer guten Lehrart sich erwarben."

In den Rathschlägen, die er nun giebt, will er die richtige Mitte halten zwischen der bisherigen armseligen Schulmeisterei und der mit überstürztem Eifer betriebenen Heranbildung von geistlosen Schwätzern, die nun auf einmal mit einem Uebermaß von Kenntnissen vollgestopft werden sollten. Drum giebt er auf die Frage, was denn nun in den Landschulen zu lehren und nicht zu lehren sei, folgende Antworten:

Die Religion Jesu, als eine gesunde, ächte, wahrhafte Religion werde einfach und faßlich gelehrt; denn ein mit Religion beseelter Mensch ist der beste Staatsbürger. — Mit dem religiösen werde der moralische Unterricht in engste Verbindung gesetzt; Beispiele, Erzählungen, Fabeln sind dabei reichlich anzuwenden. — Neben den unentbehrlichen Fächern: Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, die möglichst praktisch betrieben werden sollen, gebe man Belehrungen über den Bau des menschlichen Körpers und die Pflege der Gesundheit. — Man behandle das Wichtigste und Faßlichste über den Weltbau und Manches aus der Naturgeschichte, damit der Landmann die schnöden Fesseln des Aberglaubens zerreißen und den Urheber der Natur verehren und lieben lerne. Man treibe nicht allgemeine Geschichte und Erdkunde, aber Geschichte und Erdbeschreibung der Schweiz und knüpfe daran einen bündigen Abriß unserer Verfassung. „Ists nicht Schande", sagt er, „daß wir im Ganzen so wenig von den großen Stiftern unserer Republik wissen? Dann ist die Schweiz ja ihrer Natur nach eines der interessantesten Länder Europas, das soll auch der schweizerische Landmann erfahren." — Von hoher Bedeutung für das Volksleben ist der Gesang; darum treffe man unter den Liedern eine gute Auswahl und singe nicht immer nur die Lobwasser'schen Psalmen. Mit richtiger Ahnung sagt er: „Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo man in den Schulen nebst eigentlichen religiösen Liedern auch andere wohl-

Digitized by Google

gewählte moraliſche und vaterländiſche Lieder ſingen wird. Das wünſche ich wenigſtens, weil ich weiß, was der Geſang auf die Volksſtimmung vermag, und weil nur durch das Beſſere das Schlechtere, nämlich unmoraliſche und geſchmackloſe Lieder außer Curs gebracht werden können."

In Betreff der Arbeitsſchulen erlaubt ſich der Verfaſſer noch kein abſchließendes Urtheil. Handhabung von Reinlichkeit und Ordnung, von Anſtand und guter Geſittung bezeichnet er als eine Hauptaufgabe des Landſchullehrers. „Wie kann ich Alles nennen", ſagt er am Schluß ſeiner Erörterungen, „was dazu gehört, in der Schule den frohen, ſtarken Knaben, das ſanfte, gefällige Mädchen zu guten und glücklichen Menſchen zu bilden und ſie ebenſo ſehr vor nichtiger und ſchädlicher Aufklärung als vor Stumpfheit und Unwiſſenheit zu bewahren!"

Seine ſchweizeriſchen Mitbürger fordert er zum Schluß zu unparteiſcher Prüfung ſeiner Anſichten auf und wünſcht, daß der Geiſt der Wahrheit und der Mäßigung die Geſetzgeber beſeele, damit man nicht in den Schulen, beſonders auf dem Lande, nach ſchönen und unerreichbaren Idealen haſche, und dieſelben auf dieſem Wege eher rückwärts bringe als vorwärts.

Daß der Verfaſſer dieſer Schrift auch die Mühe nicht ſcheute, für die praktiſchen Bedürfniſſe der Schule zu ſorgen, bewies er durch die Abfaſſung von zwei vielgebrauchten Lehrmitteln, eines „Briefbuchs", d. h. einer Anleitung zum Briefſchreiben und andren nützlichen Aufſätzen für ſchweizeriſche Landſchulen (Zürich bei D. Geßner 1795) und eines „Buchſtaben- und Leſebuchs" (Stein 1800). — Dabei ſchrieb er in das neue ſchweizeriſche Muſeum, deſſen Jahrgang 1795 z. B. eine Gedächtnißrede auf den Pädagogen Rudolf Füßli von Zürich aus Büels Feder enthält. Man muß es bedauern, daß der treffliche Mann, welcher der mühſam aufblühenden Volksſchule noch manchen guten Dienſt hätte leiſten können, auf einmal in andre Lebensſtellungen verſetzt wird. Sei es, daß ſein bisheriger Wirkungskreis ihm zu eng erſchien, oder daß die Zuſtände in der Schweiz ihm zuwider wurden, — er folgte den Aufforderungen ſeiner Verwandten in Gotha, durch deren Einfluß ihm dort eine Bibliothekarſtelle und der Titel eines Hofraths zu Theil wurde. Im Jahr 1804 treffen wir ihn ſodann als Hofmeiſter in der Familie des Grafen Brown in Wien in einer zwar ökonomiſch glänzenden Stellung, die ihm aber theils wegen der Eigenſchaften ſeines vornehmen Zöglings, theils wegen derjenigen des Vaters wenig Befriedigung brachte. Er gab einmal, der fruchtloſen Anſtrengung müde, die Stelle auf, kehrte nachher wieder in dieſelbe zurück und ſuchte im Umgang mit gebildeten Freunden Erholung von den Mühen, die ſie ihm brachte. Mit Leuten von Ruf und hoher Stellung trat er (beſonders während des Wiener-Congreſſes) in engern Verkehr, ſo mit der Fürſtin v. Schwarzenberg, mit Frau v. Wol-

Digitized by Google

zogen, mit Johann v. Müller, F. Leopold Stolberg, Tiedge, Karoline Pichler u. a. In der letzten Zeit seines Wiener-Aufenthalts schrieb er ein „Taschenbuch für Jünglinge höherer Stände", eine Sammlung von Bemerkungen, Lehren und Ansichten für „Jünglinge, die bestimmt sind, einst in der großen Welt zu leben". Den Geist, in welchem es geschrieben ist, bezeichnen die Stellen: „Anfang, Mittel und Ende sei dir das Ewige, Heilige, Göttliche. Behalte es jeden Tag, dein ganzes Leben hindurch im Auge, wer du seiest und wohin deine ganze Bestimmung gehe, und verschwende dein Leben nicht nach dem Wahn und der Thorheit der Menge!" — „Möge immerhin die Zeit deinen Namen auslöschen, dir kann das Verdienst, Gutes gethan zu haben, nicht geraubt werden". — „Den Geist der christlichen Religion findest du am reinsten und besten in den Büchern des neuen Testaments. Hältst du dich im Glauben und Leben an sie, so wirst du wohl fahren".

Nach 14 Jahren Hauslehrerleben's, kehrte Büel 1817 in seine Heimat zurück und nahm in Zürich seinen bleibenden Wohnsitz. Hier verflossen ihm im Umgang mit edlen Freunden, wie z. B. David Heß, die Jahre des herannahenden Alters in litterarischer Muße; hier lieferte er auch etwa einen Beitrag in die „Alpenrosen" (Jahrgang 1818 und 19) und unterhielt mit entfernten Freunden brieflichen Verkehr. Erst 1829 zog er sich in seine Vaterstadt Stein zurück; so war es ihm beschieden, an der Stätte seiner Jugend zu sterben (7. Oktober 1830). Die Schulen von Hemishofen und Stein bedachte er mit Vergabungen, und eine beträchtliche Summe bestimmte er zu einem Familienfonds, aus dem hauptsächlich Jünglinge, die sich den Studien widmen, aber auch solche, die einen andern Beruf erlernen, unterstützt werden sollten. Nach des Stifters ausdrücklichem Wunsch sollte jährlich bei der Rechnungsabnahme ein Familienmahl gehalten, sein Bild im Versammlungszimmer aufgehängt und das erste Glas auf sein Andenken und auf das Wohl der Familie getrunken werden.

Bei einem Rückblick auf Büels Leben kann man sich des Bedauerns nicht erwehren, daß der Mann von so klarer Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit nicht der vaterländischen Volksschule seine volle Kraft gewidmet. Jedenfalls wären ihm trotz all des Unkrauts, das hier mühsam auszurotten war, in diesem Garten mehr Rosen erblüht, als dort in dem gräflichen Hause, wo er eine Reihe der schönsten Lebensjahre einer fast unlösbaren Aufgabe opferte. Immerhin nimmt er eine ehrenvolle Stelle ein unter den Männern, die an der Wiege der neuen Volksschule standen und mit Rath und That bei ihrer Begründung redlich mitwirkten. **J. Zehender.**

Digitized by Google

Christoph Jezler.

1734—1791.

[Quellen: (C. Stockar, Diakon) Christoph Jezler von Schaffhausen. Eine Neujahrsgabe zum Besten des Waisenhauses in Schaffhausen 1849. — Plan zu einem Waisenhaus. Vorschläge zur Ausführung 1779.]

Neben den beiden genannten Schaffhausern gebührt noch einem dritten eine Stelle, der, weniger harmonisch angelegt als jene, mit catonisch strengem Charakter und einer nicht geringen Dosis Eigensinn ausgestattet, in seiner Vaterstadt einer Idee Bahn brechen wollte, die schon in- und außerhalb der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert verwirklicht worden war, der Idee einer ächt menschenfreundlichen Erziehung der verwaisten und verwahrlosten Kinder. Christoph Jezler, eines Kürschners Sohn, hatte nach Erlernung des Kürschnerhandwerks einem innern Triebe folgend sich dem Studium der Mathematik und ihrer Anwendung auf das Bauwesen gewidmet und war von seinen Studien in Berlin, wo sich besonders auch Professor G. Sulzer seiner angenommen, 1765 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, in welcher ihm bald das Amt eines Stadtbaumeisters übertragen wurde. Beim Antritt der Stelle hatte er, wohlbekannt mit den vielen Mißbräuchen und Unterschleifen, die bei städtischen Bauten vorkamen, erklärt, als Stadtbaumeister keinen Freund kennen zu wollen als sein Vaterland, um gegen alle Uebelstände desto entschlossener zu Felde ziehen zu können. Die Folge war, daß der unbestechlich pflichttreue Mann sich nach dreijährigem Wirken genöthigt sah, seine Stelle niederzulegen. Von erlittener Unbill erholte er sich auf einer zweijährigen Reise, die ihn nach der französischen Schweiz, nach Paris, London und über Holland nach Schaffhausen zurückführte. Aufs neue bot er uneigennützig der Vaterstadt seine Dienste an. Da er mit seltenem Freimuth die unerhörten Verschleuderungen des Ertrages der schönen Forsten seiner Heimat ans Licht gezogen hatte, wurde ihm 1774 das Amt eines Forstmeisters oder „Holzherrn" der Stadt Schaffhausen übertragen. Auch da griff er energisch ein, wo's Mißbräuche zu bekämpfen gab, und es fehlte ihm nicht an bittern Erfahrungen; gleichzeitig ernannte man ihn zum Professor der Mathematik am Collegium humanitatis, in welcher Stellung er neben der Liebe zu seiner Wissenschaft seinen Schülern einen feurigen Patriotismus einzupflanzen suchte. Im Jahr 1776 sehn wir ihn wieder eine Reise nach Wien und Berlin unternehmen, und hier tauchte in ihm der erste Gedanke an eine gemeinnützige Schöpfung auf, die er in seiner Vaterstadt ins Leben rufen wollte. In Wien besuchte er neben andern öffentlichen Anstalten auch das von Pater Parhammer trefflich geleitete Waisen-

Digitized by Google

haus, und beim Anblick der reinlichen und wohlgeordneten Räume, in welchen hier die Waiſen zu tüchtigen Menſchen erzogen wurden, tauchte der Gedanke in ſeiner Seele auf, der Waiſenerziehung in ſeiner Vaterſtadt einen Theil ſeines Vermögens und die Kraft ſeines noch übrigen Lebens zu opfern. Erſt trug er dieſe Idee noch als Geheimniß mit ſich herum, aber ſie erfüllte ſeine ganze Seele. Einem Freunde gegenüber deutet er in einem Briefe dieſe eigenthümliche Schwärmerei an, der er ſich im Stillen damals überließ. Man werde ihn vielleicht fragen: „Sind Sie verliebt? Haben Sie ein Mädchen? — Geduld, kann man denn in nichts als Mädchen verliebt ſein?“

In der That war in Schaffhauſen Grund genug vorhanden, für die Waiſenerziehung beſſer zu ſorgen, als es damals geſchah. Während eine kleine, in Francke's Geiſt am Anfang des vorigen Jahrhunderts geſtiftete Anſtalt eine beſchränkte Zahl von verwahrlosten Mädchen erzog, lag die eigentliche Waiſenerziehung völlig im Argen. In einem dumpfigen Gebäude, dem ſogenannten „alten Spital“, wurden die der öffentlichen Verſorgung anheimgefallenen Waiſen kümmerlich genährt und gekleidet und wuchſen ohne gehörigen Unterricht und ohne ſittliche Zucht heran. Was an ihrer Verköſtigung erſpart werden konnte, kam in die Taſchen des „Hausvaters“ oder der „Hausmutter“, und bei ihren beſchränkten Rationen ſahen ſich die Knaben oft darauf angewieſen, in der Stadt herum durch Bettelei oder Diebſtahl die Forderungen des Magens zu befriedigen. — Das gieng Jezler ans Herz, und im September 1778 trat er mit einem fertigen Plan vor den Rath ſeiner Vaterſtadt. Er erbot ſich, die Summe von 10,000 Gulden (etwa $^2/_3$ ſeines Vermögens) der Sorge für die Waiſen zu opfern, für ein zweckmäßiges Gebäude den Plan auszuarbeiten, den Bau ſelbſt zu leiten und nach Vollendung desſelben die Direction zu übernehmen, freilich unter der Zuſicherung voller Freiheit in Betreff der Grundſätze, nach welchen er die Anſtalt leiten wollte. Nie dürfe mit der Direction ein Einkommen verbunden ſein, nie dürfe ein im Waiſenhaus erzogener Knabe angeworbener Soldat oder Bedienter eines reichen Herrn werden. „Ach es iſt“, ſo ſchließt er ſein Schreiben, „um armer Waiſenkinder zeitlich und ewig Heil zu thun. Beweglicheres und Herzdringenderes kann man doch für ein chriſtliches Gemüth nichts ſagen. — Eine höhere Kraft verſichert meine Seele, daß das Seufzen armer, verlaſſener Waiſen und das Gebet gottſeliger Herzen für ſie von Gott erhört ſei.“ — Dieſe Sprache und noch mehr das Beiſpiel dieſes edlen Opferſinns wirkte; Rathsherrn und Bürger erklärten dem hochherzigen Geber ihren Dank; Vermächtniſſe und Beiträge von nah und fern vermehrten die ausgeſetzte Summe, und für das neue Waiſenhaus wurde ein ſchöner Bauplatz am Rhein angewieſen.

Digitized by Google

Für den Zweck dieser Schrift ist es von Werth, die Grundsätze kennen zu lernen, die er in seinem „Erziehungsplan für die Waisenkinder" niederlegte. Im Gegensatz zu dem schlimmen Zustand, in welchem sich die Bürgerschule der Stadt befand, deren Lehrstellen durchs Loos vergeben wurden, zeichnet er sein Ideal einer guten Waisenerziehung mit folgenden Zügen: „Die Waisenknaben möchte ich zu guten Bürgern erziehn und ihnen also Geschicklichkeit in die Hände, Wissenschaft in den Kopf und Rechtschaffenheit ins Herz bringen. Deswegen müssen sie nicht blos wie sonst hier die gemeinen armen Bürgerknaben geschult werden. Sie sollen solider in der Religion unterrichtet werden, sollen Zeichnen, Französisch lernen, in den leichtern Hauptlehren der Mathematik, Physik, Geographie, Historie und Oekonomie Unterricht empfangen; und dann soll jeder ein Handwerk lernen, nicht eben das, so sein Vater getrieben, sondern das, wozu er Fähigkeit und Neigung hat. — Um das Geschick der Hände erforschen zu können, etablire ich eine Werkstatt, darin eine Hobelbank, Drehbank, Schneidstuhl, Schraubstock mit den übrigen dazu gehörigen Werkzeugen stehn werden. Verschiedene Modelle werde ich anschaffen, und bei Zeigung derselben und dem Discurs hoffe ich merken zu können, welche Knaben zu Maurern, Zimmerleuten, Schmieden ꝛc. Neigung zeigen. Diese will ich dann auf dergleichen Werkplätze führen und wol beachten, wie sie sich dabei betragen. Wenn ich mich nicht sehr irre, hoffe ich hiebei die Fähigkeiten und Neigungen sattsam prüfen zu können, und was diesem entspricht, werde ich dann für einen Jeden wählen."

Aber daß, was mit warmem Herzen erfaßt und idealem Sinn ausgedacht wurde, vielfach mit dem engherzigen Sinn der Menschen, mit Eigennutz und Schlendrian zu kämpfen hat, eh' es freudig ins Leben treten kann, hatte der treffliche Mann zur Genüge zu erfahren. Zwei Jahre vergiengen, bis der Bau beginnen konnte, durch elf lange Jahre zog er sich hin, Dank all den Hindernissen, welche der Neid und die Selbstsucht der Bürgerschaft in den Weg legten, und als nun endlich 1788 der Bau so weit gediehen war, daß der Einzug hätte stattfinden können, entstanden Zerwürfnisse über die Statuten der Anstalt, die dem Rath nicht gefielen, weil Jezler dem Director eine freiere Stellung wahren wollte. Es kam bis zu heftigen Auftritten, und mit blutendem Herzen gab der gekränkte Mann zuletzt seine Resignation ein (1791). Auf einem andern Fuß, als er von Anfang an erklärt, heißt es darin, könne er die Anstalt nicht leiten. „Mein Kopf, mein Herz, meine ganze Natur müßte geändert werden — und das kann nicht sein, ich bin nun, wie ich bin. So wenig Stahl wie Blei oder Stein wie Wachs behandelt werden kann, so wenig bin ich zu ändern." — So leistete er Verzicht auf die Verwirklichung des schönen Ideals, das er so lang unter Sorgen und Kämpfen im Herzen getragen. Die letzten Verhandlungen über

Digitized by Google

die Leitung der Anſtalt hatten ihm ſogar ein zweimaliges hochobrigkeitliches Mißfallen eingebracht, kein Wunder, daß ihn bisweilen Schmerz und Unmuth beinahe überwältigten. Freilich giebt er zu, daß auch Fehler auf ſeiner Seite vorgekommen; ein melancholiſch-choleriſcher Mann, ſagt er, ein ſonderbarer Mann hat mehr Reiz zu Fehlern als andre. Doch ſchließt er in wehmüthiger Selbſtüberwindung ſein letztes Schreiben an den Rath mit den Worten: „Alles, was Sie beim Waiſenhauſe vornehmen, wolle der Allmächtige leiten und ſegnen, daß es gut gehe, ſo wird der mir immer traurige Gedanke, daß ich nicht dabei habe gebraucht werden können, dadurch gemildert werden, daß ich doch dieſe nöthigſte Sache veranlaßt".

Und doch konnte er von ſeinem Lieblingsgedanken nicht laſſen. Aber da nun einmal die Vaterſtadt ſeine perſönliche Hülfe verſchmäht hatte, wollte er den Staub von ſeinen Füßen ſchütteln und irgendwo auf dem Gebiete der Brüdergemeinde, mit der ein Onkel ihn bekannt gemacht, aufs neue zum Beſten der Waiſen freiwillige Dienſte thun. Doch war es im höhern Rath anders beſchloſſen. Mit dem Plan beſchäftigt, nach Deutſchland zu ziehn, wollte er noch einmal den Alpen des Appenzellerlandes einen Beſuch abſtatten, machte ſich am 25. Auguſt 1791 dorthin auf den Weg und verließ am Morgen des 1. September, mit einigen phyſikaliſchen Inſtrumenten beladen, den „Hecht" von Appenzell, um den hohen Mesmer zu beſteigen. „Ich will hingehen und auf den Höhen der Berge Gott anbeten" — hatte er beim Abſchied geſagt. Er kehrte nicht zurück. Die Höhe hatte er erreicht; im Heruntersteigen muß er in Folge eines Fehltritts in die Tiefe geſtürzt ſein; erſt am 14. September fand man ſeinen Leichnam mit zerſchmetteter Hirnſchale in der Tiefe. Innerrhoden verweigerte dem Proteſtanten ein ehrliches Begräbniß; doch ein Verwandter ließ ſeine ſterblichen Reſte aus dem Winkel, der für die Hingerichteten beſtimmt war, wieder ausgraben und auf dem Friedhof von Gais unter großer Theilnahme der Bevölkerung in geweihter Erde beſtatten.

Ein Mann des Kampfes war in ihm hingeſchieden, ein ſtahlharter Charakter, gleich ſtreng gegen ſich ſelbſt wie gegen ſeine Mitmenſchen, jenen ſeltenen Naturen beizuzählen, die in dunkler Zeit für eine von Ernſt und Liebe getragene Jugenderziehung Gut und Blut einzuſetzen im Stande waren.

E. Zehender.

Digitized by Google

Felix Waſer.

1722—1799.

[Quellen: Waſers Schriften: Sammlung einiger Predigten, Zürich 1781; Waſers Schul- und Hausbüchlein, St. Gallen 1769, Zürich 1805; Etwas Angenehmes und Nützliches, auch für den gemeinſten Mann, Zürich 1783. — Holzhalb, Supplement zu Leu's helvet. Lexicon, Bd. VI, S. 302. — Lutz, moderne Biographien, Lichtenſteig 1826.]

Unter den Schulbüchern, die vor 1830 in den Volksſchulen in häufigem Gebrauche ſtanden, findet ſich in der Oſtſchweiz das „Waſerbüchlein" als eines der meiſtgenannten.

Der Verfaſſer desſelben iſt Felix Waſer, geb. 1722 zu Veltheim, wo ſein Vater, Bürger von Zürich, Pfarrer war. Er ſtudirte Theologie, kam dann eine Zeit lang als Hauslehrer nach Wimmis, Kanton Bern, wurde 1749 Diakon zu Biſchofszell, 1762 Pfarrer und ſtarb daſelbſt im Frühling 1799.

Die litterariſchen Veröffentlichungen Waſers beſchränken ſich auf Predigten und religiös-pädagogiſche Schriften. Von dieſen letztern hat ſeine frühſte Schrift, das „Schul- und Hausbüchlein", insgemein „Waſerbüchlein" genannt, die weitgehendſte Anerkennung erhalten und es verdient dieſelbe auch.

Schon 1680 war von einem Amtsvorfahr Waſers in Biſchofszell ein ſolches Büchlein ausgegeben worden. Als nun Waſer die Bearbeitung einer neuen Auflage zufiel, behielt er zwar die allgemeine Eintheilung desſelben bei, geſtaltete aber den Inhalt in dem Beſtreben, ſeine Pfarrjugend in vernünftiger Religioſität zu fördern, derart um, daß es nach des Verfaſſers eignem Vorwort, „nicht mehr das vorige Büchlein kann genannt werden".

Die Rubriken des Büchleins (192 Seiten Duodez) ſind 1. Gebete. 2. Geiſtliche Lieder. 3. Pſalmen. 4. Lehrreiche Sprüche der hl. Schrift, ſammt einem Anhange von Feſtliedern. Die Ausführung iſt derart, daß ſie noch jetzt in der Hauptſache für Jugendſchriften, die die ſittliche Entwicklung des Kindes auf religiöſer Grundlage aufbauen wollen, als muſtergültig betrachtet werden kann. Beſonders hübſch iſt die Auswahl der Lieder; es ſind ausſchließlich ſolche, die zum kindlichen Gemüthe allgemein verſtändlich ſprechen; den Schluß desſelben bildet das bekannte: „Üb' immer Treu und Redlichkeit". Eine durchaus praktiſche Frömmigkeit weht durch das Ganze; dogmatiſche Liebhabereien, ſüßliches Geſchwätz finden hier keinen Platz. Wo einzelne Ausdrücke der Lieder oder Schriftſteller für die kindliche Anſchauung Schwierigkeiten darbieten, ſind ganz kurze Erläuterungen unter den Text geſetzt.

Digitized by Google

Dieſelbe praktiſche Frömmigkeit und das nämliche pädagogiſche Intereſſe tritt uns auch aus der „Sammlung einiger Predigten“ entgegen. Wie ſtark dieſes letztere gelegentlich in den Vordergrund tritt, dafür möge ein Beiſpiel als Beleg dienen. Die 22. Predigt nimmt als Text Phil. 3, 1: „daß ich euch einerlei ſchreibe, verdrießt mich zwar nicht, euch aber macht es deſto ſicherer“ und führt nun in den beiden Haupttheilen aus: „zuerſt die vor einem Jahre ſchon, ja ſchon ſo oft vorgeſtellte Pflicht der Eltern, ihre Kinder fleißig zur Schule zu ſchicken und ſie dasjenige lernen zu laſſen, was ihnen einmal unausſprechlich nützlich ſein kann; zweitens, wie man die Winterszeit überhaupt und die Winterabende inſonderheit ſo nützlich zubringen könne und ſolle“.

Eine weitere Schrift „Unterredungen über einige wichtige Wahrheiten der natürlichen Religion zum Unterrichte für einſtudirte und junge Leute“ (1782) zeichnet ſich dadurch aus, daß das in Unterricht genommene Kind die fragende Perſon iſt, die nun mit vieler Natürlichkeit ihre Gelehrigkeit und Wißbegierde an den Tag legt — eine pädagogiſche Wendung der Geſprächsform ſolcher Unterredungen, die damals noch ſelten war.

Endlich gab Waſer 1783 noch ein Leſebuch heraus, das den Titel trägt: „Etwas Angenehmes und Nützliches auch für den gemeinſten Mann und inſonderheit für die Gemeinen und Repetirſchulen auf dem Land“. Der Verfaſſer tritt darin als Erzähler auf und reiht in 168 Stücken von ungleicher Ausdehnung Beiſpiele ſittlicher Anregung. Der Gang iſt ſehr durchſichtig. Zuerſt kommen zwei zuſammenhängende Charakterbilder, eines Mannes (Gellert) und einer Frau (M. Misler); daran ſchließen ſich einzelne Bilder allgemein menſchlicher Lebensverhältniſſe. Daraufhin werden die Haupttugenden in Exempeln vorgeführt. Nun folgt eine weitere Gruppe, bei der die Helden der Reihe nach verſchiednen Ständen angehören, um nahe zu legen, daß kein Stand ſolcher Tugenden entbehre oder entbehren könne, und den Abſchluß bildet, wieder in zuſammenhängender Erklärung, das Capitel von den „wackern Landleuten und Bauern“, das in einer populären Biographie Kleinjoggs gipfelt. In einer „Nacherinnerung“ faßt alsdann Waſer das Geleſene mit der Nutzanwendung für die eigene Lebensführung zuſammen. In den Erzählungen wechſeln Begebenheiten der jüngſten Vergangenheit mit ſolchen aus der alten Zeit; das claſſiſche Alterthum, der Islam und der edelherzige Wilde, liefern ebenſowol Beiſpiele als das Chriſtenthum; durch das Ganze zieht ſich ein ungemein herzlicher väterlicher Ton, dem jeder Fanatismus fern und das alleinige Ziel die ſittliche Veredlung der Leſer, beziehungsweiſe der Jugend iſt; die Sprache iſt kindlich aber nicht kindiſch, und ſichtlich tritt in der Auswahl und in Anmerkungen das Beſtreben hervor, mit der ſittlichen Belehrung die Verbreitung von Realkenntniſſen zu

Digitized by Google

verbinden. So ſtellt ſich auch dieſe Schrift dem Beſten zur Seite, was die Aufklärungszeit an Jugendſchriften geleiſtet und trägt dazu bei, das Andenken des anſpruchsloſen Mannes, deſſen Verdienſt ſie iſt, auch ſpätern Geſchlechtern lieb zu machen. **G. Gr.**

Joſeph Ignaz Zimmermann.

1737—1797.

[Quellen: Zimmermanns Schriften. — Joſ. Aebi, Kurze Geſchichte der Lehranſtalt Luzern, Programm 1856. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 593.]

Das Beſtreben zur Verbeſſerung der Erziehung und des höheren und niederen Schulweſens, wie es ſich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geltend macht, hat in der katholiſchen Schweiz wol kaum einen Repräſentanten aufzuweiſen, der ſich in Bezug auf die allgemeinſte Anerkennung und Verehrung von Seite ſeiner Zeitgenoſſen neben den Exjeſuiten P. Zimmermann ſtellen kann, einen Mann, ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit des Charakters und durch begeiſtertes, hingebendes Wirken.

Joſeph Ignaz Zimmermann iſt am 15. Oktober 1737 im Dörflein Schenkon am Sempacherſee geboren, der Sohn wohlhabender, braver Landleute. Wie ſein älterer Bruder Franz Joſeph empfieng er ſeine Gymnaſialbildung am Jeſuiten-Collegium in Luzern. Schon im 18. Lebensjahre nach Vollendung des philoſophiſchen Curſes trat Zimmermann zu Landsberg in Baiern 1755 in den Jeſuitenorden; in Alt-Oetting vollendete er ſeine vorbereitenden Studien, in Eichſtädt wurde er 1765 zum Prieſter geweiht. Seine erſte Wirkſamkeit fand der junge Profeſſor am Collegium in Solothurn, wo er im Herbſte 1766 am Obergymnaſium Rhetorik lehrte und während drei Jahren ſich ſolche Anerkennung errang, daß er, im Herbſte 1769 nach München berufen, ſchon nach einem Jahre für Solothurn zurückverlangt und wieder dorthin verſetzt wurde. In Solothurn entfaltete Zimmermann mit jugendlichem Eifer ſein reiches geiſtiges Leben. Durch claſſiſche Studien gebildet und auf dieſer Grundlage in ſeiner geſammten Lehrthätigkeit fußend, verband er damit eine beſondere Vorliebe für die damals vielfach gering geachtete deutſche Sprache und die neu auflebende deutſche Litteratur, und ganz ſeiner Schule lebend, wußte er ſeinen Schülern ſeine ſchöne Begeiſterung für dieſe Schätze des Alterthums und der Neuzeit einzuflößen. Ein erſtes Ergebniß ſeiner Bemühungen ſind die „Briefe für Knaben von einer kleinen Sittenakademie“ und die Zugabe „Praktiſche Anleitung zum Briefſchreiben“ (Solothurn 1772). In der Vorrede erzählt Zimmermann, wie

Digitized by Google

während seiner ersten Anwesenheit in Solothurn seine Schüler unter sich „einen recht edlen Schweizerbund“ geschlossen und wie er sie später mit seinen Münchner Schülern in Verbindung gebracht und dadurch eine „kleine Sittenakademie“ gegründet habe, welcher er für ihren Briefwechsel eine bestimmte Aufgabe stellte. „Seine lieben Schüler sollten selbst zu Sittenlehrern werden und sich gegenseitig unterweisen“; das Ergebniß gestaltete dann Zimmermann, mit Benützung von Gellerts freundschaftlichen Briefen, zu einem „Sittenromane“ für die Jugend in Briefen. Unter den schweizerischen „Sittenakademikern“ nennen wir die späteren Solothurner Professoren Franz Xaver Bock und Joseph Wirz, unter den Baiern Johann Michael Sailer, den so mild und segensreich wirkenden Professor der Theologie und nachherigen Bischof von Regensburg. Zimmermann setzt diese die Jugend geistig und sittlich anregende litterarische Thätigkeit fort in seinen „Freundschaftlichen Musen (Solothurn 1773)“; es sind aus dem Französischen übersetzte Reden des Jesuiten P. Boudory über die Jugendfehler und Gedichte seines Freundes Franz Regis Krauer und seiner Schüler.

In Solothurn auch ward Zimmermann angeregt zu seinen dramatischen Dichtungen für Jugend und Volk. Er kam in Verbindung mit dem durch Gründung der Stadtbibliothek, der ökonomischen Gesellschaft, des Solothurner Kalenders vielverdienten Caplan und Cantor Franz Jakob Hermann (1717—1786) und dem nachherigen Schultheißen Karl Stephan Glutz (1731—1795), Dichter des „Wengiliedes“ in Solothurner Mundart und 1767 Präsident der helvetischen Gesellschaft. Durch den erstern, den Verfasser des Drama „Das Großmüthig- und Befreyte Solothurn (Solothurn 1755)“, empfieng Zimmermann Anstoß zu seinen vaterländischen Schauspielen; Schultheiß Glutz überließ sein „christliches Trauerspiel Urs und Victor oder die Thebäer“ zur Ueberarbeitung für die Aufführung auf dem Jugendtheater (1772) dem jungen Professor der Rhetorik. Schon 1767 hatte dieser mit seinen Schülern die erste deutsche „Schulkomödie“ aufgeführt, während früher nur die lateinische Geltung hatte. Zimmermann war in Solothurn so lieb geworden, daß nach Aufhebung des Jesuitenordens der Rath ihn trotz seiner Berufung nach Luzern nicht fortlassen wollte und nur nachgeben mußte, da die Luzerner ihn als Bürger des Kantons heimforderten.

In Luzern setzte der würdige Mann vom 1. November 1774 als Professor der beiden Classen der Rhetorik, abwechselnd mit seinem ehemaligen Ordensgenossen Franz Regis Krauer (1739—1806), seine segensreiche Thätigkeit fort. Beide Männer wirkten gemeinschaftlich neben ihren Bemühungen für die lateinische namentlich für die Hebung der deutschen Sprache und haben sich dadurch große Verdienste um die höheren Lehranstalten der katholischen Schweiz erworben. Beide Männer suchten ferner durch ihre dramatischen Bearbeitungen

Digitized by Google

aus der Schweizergeſchichte bei der ſtudirenden Jugend vaterländiſche Geſinnung zu wecken und zu fördern, und es iſt merkwürdig, daß es gerade zwei Exjeſuiten ſind, welche in der Schweiz mit warmer Vaterlandsliebe zuerſt wieder dieſe Bahn betraten. Zimmermann beginnt ſeine litterariſche Laufbahn mit dem bibliſchen Trauerſpiele Iſaak (Zug 1769) und bearbeitet dann mehrere Theaterſtücke, deren Stoff nach dem Geſchmacke der Zeit aus der bibliſchen oder antiken Geſchichte entnommen ſind (Bruderliebe oder der verzeihende Joſeph, Kain und Abel, ein Singſpiel nach Geßner, Britannicus nach Racine u. A.) und die nicht gedruckt wurden. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens folgen raſch auf einander ſeine vaterländiſchen Schauſpiele Wilhelm Tell (Baſel 1777), Petermann von Gundoldingen oder die Sempacherſchlacht (1779), Nikolaus von Flüe oder die gerettete Eidsgenoſſenſchaft (1781), Erlachs Tod (1790), denen noch andere mehr moraliſche Jugendſchauſpiele (Sieg der Religion 1783, der Oheim 1784, der verlorne Sohn 1787, Benoni oder Verbrechen und Gnade 1793) zur Seite ſtehen.

In Luzern war Zimmermann mit hingebendem Eifer und ſchönem Erfolge für Mädchenerziehung thätig. Er erhob die Töchterſchule im Kloſter der Urſulinerinnen zu einer Muſterſchule, aus welcher, nach Fäſi's Zeugniß in ſeiner ſchweizeriſchen Staatskunde, Leonhard Uſteri in Zürich wahrſcheinlich die Idee ſeiner Töchterſchule geſchöpft hat. Die beiden Männer ſtanden in regem geiſtigen Verkehr. Zimmermann widmet „Meinem Freunde, Herrn Profeſſor Uſteri, Stifter der Töchterſchule in Zürich, zum dankbaren Andenken“ ſeine vorzüglichſte Schrift „Die Junge Haushälterin, ein Buch für Mütter und Töchter (3 Bände, Luzern 1785)“, das bis ins Jahr 1825 wiederholt neue Auflagen erlebte. Der Zweck des Verfaſſers iſt die Erziehung der weiblichen Jugend für die Häuslichkeit, gegenüber der ſchalen Modeerziehung ſeiner Zeit. Gleich Peſtalozzi, ſpricht er den Satz aus: „Gute Töchter werden gute Mütter. Man ſoll für gute Mütter ſorgen, wenn man einſt gute, in jedem Fache nützliche Bürger haben will.“ Gleich Chorherr Gugger von Solothurn legt er das Hauptgewicht auf Erziehung für das Hausweſen: „Geſchmack an Ordnung, Sparſamkeit und Hauswirthſchaft, aufrichtige Liebe zum Arbeiten, Ekel an Ueppigkeit und einem weichlichen Leben, dieſe Eigenſchaften empfehlen eine Tochter und verſprechen eine brave chriſtliche Hausmutter“. Aber Zimmermann iſt kein Theoretiker wie der Solothurner Chorherr und ſchreibt ſein Buch nicht ſowol für Töchter der höheren Stände, als für Bürgerfamilien. Er geht ins Detail des Hausweſens ein und giebt in bunter Reihenfolge praktiſche Vorſchriften über das häusliche Gebet, über Unterricht und Erziehung, Haus- und Gartenarbeit, Kochkunſt und Wäſche, „Aufbewahrung und Erhaltung des Leinenzeuges, Nadel und Scheere, Fürtücher und Katechismus für Mägde, Schwieger-

Digitized by Google

mütter und Kindsmägde, Hausmittel wider die Kniffe der Handwerker, Mädchenkostschulen außerhalb Landes" ꝛc. ꝛc. in lebendiger, volksthümlicher Weise. In der Form hält er sich an ein Motto aus Fenelons Abhandlung über die Erziehung der Töchter: „Je weniger man sich beim Unterricht des sonst gebräuchlichen Lehrtones bedient, desto mehr wird man fruchten. Man kann in freundschaftlichen Gesprächen zarten Herzen unzählige gute Lehrstücke einflößen, die viel nützlicher sind als schulmeisterlicher Unterricht". So ist Zimmermann's junge Haushälterin ein häusliches dramatisches Gemälde, die Belehrung geschieht in Gesprächsform und wird gewürzt durch drei häusliche Schauspiele für ein Mädchentheater. Das Buch ist anerkannt für seine Zeit ein vortreffliches und in Inhalt, Darstellung und Sprache ein pädagogisches Volksbuch, wie damalige Beurtheiler sich aussprechen, „das erste und einzige in seiner Art". Zum gleichen Zwecke schrieb Zimmermann „Die Kosttochter", ferner eine „Vorbereitung zur französischen Sprache für junge Töchter" und seinen bis in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts als Schulbuch vielgebrauchten „Auszug der heiligen Geschichte", für seine Gymnasialschüler „Der deutsche Lateiner, — Der lateinische Lateiner".

Doch die mannigfaltigen Arbeiten erschöpften viel zu früh die Kräfte des trefflichen Mannes; er sah sich genöthigt, am 24. Mai 1795 einen vorläufigen Urlaub von seiner Professur zu nehmen, ohne zu ahnen, daß er ein bleibender sein werde. In Merischwanden, wo sein älterer Bruder Franz Joseph als Pfarrer wirkte, verbrachte Zimmermann still und gottergeben die zwei letzten Jahre seines Lebens; dort starb er am 9. Januar 1797, ein Mann, von dem Pfarrer Maurer von Schaffhausen sagt: „es sei unmöglich gewesen, wenn man ihn sah oder hörte, ihn nicht zu lieben".

E. Fiala.

Leonhard Usteri.

1741—1789.

[Quellen: Leben und Charakterzüge Leonhard Usteri's; zürcherisches Neujahrsblatt (der Gesellschaft auf der Chorherrenstube) 1824. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 542. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte Bd. IV, S. 496. — J. J. Holzhalb, Supplement zu Leu's Lexicon Bd. VI, S. 236.]

Die vorrevolutionären eidgenössischen Staatswesen besaßen, wie wir sahen, nicht von ferne die gleiche Kraft, die öffentlichen Hülfsmittel auf Bedürfnisse der Volkswohlfahrt zu concentriren, welche den modernen staatlichen

Digitized by Google

Organismen eigen ist. So bedurften sie der opferwilligen Privatthätigkeit für Aufgaben, die jetzt unangezweifelt Staatssache sind. Einer der Männer, die in der Erfüllung solcher Pflicht sich großes Verdienst um seine Vaterstadt erworben und für seine Zeit eine mustergültige Leistung aufzuweisen hat, ist Professor und Chorherr Leonhard Usteri von Zürich, der Vater des trefflichen Staatsraths und Bürgermeisters Usteri.

Geboren am 31. März 1741 erhielt Usteri eine treffliche häusliche Erziehung und absolvirte schon 1760 mit Auszeichnung die höheren Schulen seiner Vaterstadt. Zunächst begab er sich nun nach Italien und erwarb sich dort nicht nur ungewöhnliche Kunstkenntnisse, sondern auch die volle Hochachtung und innige Freundschaft des berühmten Winkelmann. Auf der Rückreise über Lyon und Paris besuchte er Jean Jacques Rousseau, dessen volle Zuneigung er sich, trotzdem Usteri dem geistlichen Stande angehörte, gewann; herzlicher und vertraulicher, sagt Usteris Biograph, mag sich Rousseau wol selten gegen irgend einen seiner vielen Correspondenten ausgesprochen haben, als er sich gegen Usteri aussprach: „Quoi, mon cher Usteri", so schreibt er ihm 1763, „vous êtes homme d'Eglise et vous cédés dans la dispute? Ce trait seul me suffit et dit plus que tout le reste. Je vous voue une éstime et une amitié éternelle, et comptés que cela tiendra... Adieu homme vertueux. Je ne puis vous dire quelle impression m'ont faités vos dernières lettres. En voyant de prés le clergé protestant, j'avais appris à ne l'éstimer, que ce qu'il vaut. Je ferai une autre fois de jugemens plus restreints, car mon ami Usteri réhabilite bien la robe qu'il porte. Je vous embrasse."

Nach zwei Jahren des Schwankens, in denen er historische Vorlesungen hielt und bisweilen predigte, ward er 1764 zum Professor am Carolinum gewählt und trat damit bleibend auf die Seite der Lehrthätigkeit, in der er von Stufe zu Stufe die damalige Reihenfolge der Professuren aufstieg, von 1773—88 die Lehrstelle für Mathematik, Logik und Rhetorik am untern Collegium bekleidete und wenige Monate vor seinem Tode die höchste Lehrstelle des Gymnasiums, die Professur der Theologie mit der Chorherrenwürde erhielt.

Usteri war ein Lehrer von Gottes Gnaden wie Steinbrüchel. Voraus zierte ihn die gewissenhafteste Pflichttreue, mittelst der er trotz seiner vielfachen andern Geschäfte — er war unter anderm auch Stadtbibliothekar — seinen Schülern in Vorbereitung und Unterrichtsertheilung vorangieng; seine umfassenden Kenntnisse liehen auch dem trockensten Stoff Interesse. Den Schülern gegenüber trat er mit Würde und einer eher zurückstoßenden Strenge auf; aber nach wenigen Monaten schon war bei jenen die Bangigkeit überwunden und mit der Liebe und dem Zutrauen, das sie ihm nun

Digitized by

entgegenbrachten, hielt sein eigenes herzliches Entgegenkommen Schritt, so daß eine Reihe seiner besten Schüler während der Universitätsstudien mit ihm in Correspondenz traten und sich mit ihm über die wichtigern Angelegenheiten ihres Lebens und ihrer Studien beriethen. Einzelne Briefe Usteris, die von seinem Biographen in die Darstellung seines Lebens verflochten worden sind, zeigen die ganze Innigkeit und Weisheit eines wahrhaft väterlichen Freundes. „Unaussprechlich freut es mich", schrieb er einem befreundeten Professor in Halle, „was Sie mir von unsern jungen Zürchern sagen. Mein Herz hängt an diesen Jünglingen, wie an meinen eigenen Söhnen".

Auch der Schulreform der Siebzigerjahre widmete er mit Breitinger und Steinbrüchel seine rastlose Thätigkeit; und seiner Feder entstammte die eingehende „Nachricht von den neuen Schulanstalten in Zürich", in der das Publicum von der verbesserten Organisation mit der Durchführung der Reform 1773 gleichzeitig ausführliche Kunde erhielt.

Aber eben diese staatliche Reform zeigte eine bedenkliche Lücke. Für die Bildung der Mädchen war so gut wie nicht gesorgt. Wenn sie mit den Anfängen des Lesens und Schreibens aus den „Hausschulen", den damaligen Elementarschulen, in denen sie neben den Knaben auf den Schulbänken gesessen, im 8. Lebensjahr austraten, so war, abgesehen vom Religionsunterricht, die staatliche Fürsorge für ihre Bildung zum Abschluß gelangt. Noch im nämlichen Jahr eröffnete daher Usteri eine Privatsubscription für Begründung einer Töchterschule, deren Endzweck er in seinem Vorschlag zu einem öffentlichen Unterricht für die Töchter dahin bestimmte, „nicht gelehrte und galante Frauenzimmer, sondern verständige Töchter zu bilden, die einst als Hausmütter einer Haushaltung wohl vorstehen, als Ehefrauen die Angelegenheiten ihrer Männer, soweit es ihnen zukäme, verständig besorgen und als wohlunterrichtete Mütter sich eine vernünftige und christliche Erziehung ihrer Kinder selbst angelegen sein lassen und zum Unterrichte derselben das Ihrige beitragen könnten". Als Eintrittsalter ward das 12. Altersjahr unbedingt gefordert; es klingt wie eine Uebertragung der Rousseau'schen Ideen in die Praxis, wenn Usteri diese Einrichtung folgendermaßen begründet: „So groß ist der Nachtheil eines zu frühen Unterrichts, daß man mit viel weniger Nachtheil bei Ausweichung dieser Gefahr auf die andere Seite sich etwas zu weit lenkt. Ich besorge, es werde hierin in gar vielen Stücken des Unterrichtes gefehlt, indem man die Kinder geschickt machen will, ehe sie die Fähigkeit dazu haben und sie mit Dingen beschäftigt, die wahrlich für ihre Fassungskraft gar nicht gemacht sind, wenn schon oft große Leute damit kindisch umgehen, um sie Kindern annehmlich zu machen. — Der Nachtheil einer voreiligen Erziehung wäre noch gering, wenn nur die aufgewandte Zeit dabei verloren gienge. Allein das ist noch nicht das Schlimmste; son-

Digitized by Google

dern was das Kind sich hat müssen vorzeigen lassen, womit es sich hat beschäftigen müssen, das glaubt es auch zu wissen; denn was Wissen ist, das kennt es noch nicht, das Gefühl noch nicht, das eine lebhaft und anschaulich erkannte Wahrheit erweckt, welches macht, daß die Seele sich um eine Stufe höher fühlt, in sich selbst eine höhere Kraft und Würde anerkennt, ein Gefühl, das in dem Auge des bescheidenen Mädchens wie des feurigen Jünglings funkelt und über ihr Antlitz den Ausdruck der reinsten in sich gekehrten Freude verbreitet".

Die Töchterschule war ursprünglich nur auf eine Classe berechnet. Der Unterricht umfaßte: Lesen, verbunden mit Rechenschaft über das Gelesene; Schreiben und häusliche Buchführung; Rechnen bis und mit der Regel de tri. Die Schule machte sichs zur strengen Pflicht, nicht in ihren Pflichtanforderungen diejenigen, die das häusliche Leben an die Schülerinnen stellte, zurückzudrängen; die Schülerinnen sollten schon während der Schulzeit erfahren, daß die häuslichen Pflichten ihr erstes und höchstes, alles Uebrige nur Bildungsmittel zu besserer Befähigung für jene sein dürfe. Es gelang Usteri, in Susanna Goßweiler[1] eine Lehrerin zu gewinnen, die nicht nur mit größter Pflichttreue ihre Aufgabe erfaßte, sondern auch vollständig in Usteris Anschauungen eingieng. Unter ihrer Leitung und bei Usteris Eifer — er besuchte die Schule wöchentlich zwei- und mehrmal und brachte ganze Abende mit der Lehrerin zu, um sich mit ihr über die Angelegenheiten des Instituts zu besprechen — gewann die Schule rasch an Zutrauen und Festigkeit. Sobald durch ihren Unterricht Schülerinnen zu Gehülfen vorbereitet waren, kamen eine zweite Classe und zwei Vorbereitungsclassen hinzu; schon 1777 besaß die Schule einen Capitalfonds von mehr als 2000 Gulden über die laufenden Ausgaben hinaus und 1789 10,000 Thaler. Auch die vornehmen Familien sandten ihre Töchter hin, und man bemerkte, daß in Folge davon das sonst sehr hervortretende Gefühl des Ständeunterschiedes innerhalb der Bürgerschaft wesentlich gemäßigt wurde. Selbst nach Außen wirkte die Schule anregend; nach ihrem Muster entstanden ähnliche Anstalten in Luzern[2]

---

[1] Susanna Goßweiler von Zürich, geboren 8. Dezember 1740, überlebte Usteri vier Jahre; sie starb nach neunzehnjähriger Wirksamkeit an der Töchterschule den 17. August 1793. Die verständige Art, in der sie ihre erzieherische Aufgabe erfaßte, tritt sehr hübsch in ihrem Brief an Prof. Usteri zu Tage, dessen Hauptinhalt in der Denkschrift auf Usteri S. 21 eingefügt ist. Sie war wol die erste Lehrerin in Zürich, der bei ihrem Tode die Ehre eines gedruckten Trauergesanges, „geweihet von ihren dankbaren Schülerinnen" (nebst biographischen Anzeigen), zu Theil wurde.

[2] Ob der Reform der Töchterschule der Ursulinerinnen in Luzern durch Zimmermann oder der Töchterschule Usteri's in Zürich die Priorität zukommt, ist nicht völlig klar; die beiden vorliegenden Biographien vertreten die entgegengesetzten Ansichten.

Digitized by Google

und Zug; die reformirten Städte ſuchten in Zürich gebildete Lehrerinnen zu erhalten.

Uſteri faßte nun den Plan, an dieſe Töchterſchule eine höhere Anſtalt anzuſchließen und arbeitete dafür einen Entwurf aus, in welchem Franzöſiſch, Geographie, Geſchichte, deutſche Litteratur, Muſik und Zeichnen als Fächer vorgeſehen waren; aber der Tod ereilte ihn, bevor er Hand ans Werk legen konnte.

Wo irgend Erziehungsfragen auftauchten, da fühlte er die Pflicht, ſich mit ihnen eingehend zu beſchäftigen. Beſonderes Intereſſe widmete er dem Taubſtummenweſen und das Gutachten des zürcheriſchen Schulraths über den Streit zwiſchen dem Abbé de l'Epée und Heineke in Wien war dem Inhalte nach ſein Werk. Auch das eigne Familienleben bot ihm pädagogiſche Anregung: zu ſeiner Privatorientirung entwarf er, nach den Ideen Rouſſeaus, Hufelands u. A. eine Schrift über die phyſiſche Erziehung der Kinder in den erſten Jahren, und widmete ſich hernach der Erziehung derſelben in hingebendſter Weiſe. Als er noch in voller Manneskraft von einer tückiſchen Nervenkrankheit dahin gerafft wurde, war die Trauer eine allgemeine; eine Denkmünze wurde zur Erinnerung an ihn geſchlagen; aber kräftiger als die Münze von Metall hielten das Andenken an ihn wach die Dankbarkeit ſeiner Schüler und Schülerinnen, die fortdauernde Blüthe der Töchterſchule und die Tüchtigkeit ſeiner eigenen Söhne, deren einer nicht nur zur Zier ſeiner Vaterſtadt, ſondern der ganzen Eidgenoſſenſchaft in des Vaters Sinn und Geiſt emporwuchs.

O. Hunziker.

Gründung und erſte Entwicklung der Töchterſchule in Aarau.

[Quellen: das Protokoll des Töchterinſtitutes in Aarau.]

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts regte ſich in dem berner'ſchen Municipalſtädtchen Aarau nach mehreren Richtungen hin ein lichtfreundlicher Geiſt. Es erhob ſich die Bürgerſchaft mit mannhafterer Freiſinnigkeit als je zuvor gegen die Anmaßungen der regierenden Hauptſtadt, ſo daß zuletzt (1798) ein förmlicher Bruch erfolgte. Von hier, wie gleichzeitig von der Landſchaft

---

Der Leſer mag aus Vergleichung der Jahreszahlen ſelbſt ſich ein Urtheil über die Wahrſcheinlichkeit der beiden Annahmen bilden. Die in dieſem Aufſatze geltend gemachte entſtammt der unter den Quellen genannten Biographie Uſteri's S. 23.

Digitized by Google

Basel, ergieng in der deutschen Schweiz der erste Anstoß zur helvetischen Revolution. Aber weit früher war bereits das Streben nach höherer Jugendbildung erwacht; Zeugniß davon gaben die Verbesserung der altherkömmlichen Lateinschule, aus der schon einzelne Männer von Bedeutung für Kirche und Staat hervorgiengen, ferner die Stiftung des ersten Cadettencorps in der Schweiz 1795, das Aufblühen des Rahn'schen Instituts und anderes mehr. Allein dies Alles galt vorerst nur der männlichen Jugend; die Bildung der Mädchen blieb lange vernachlässigt. Da vergabte im Jahre 1786 auf eine Anregung von Zürich her Frau Schultheißin Hunziker geb. Zollikofer die Summe von 4500 Gulden, wozu sie etwas später noch weitere 2000 Gulden hinzufügte, zur Gründung eines höhern „Töchterinstituts". Den 9. November 1787 ward die neue Anstalt mit einer Lehrerin und 20 Schülerinnen eröffnet. Schon nach Jahresfrist, nachdem das erste Examen „unter Thränen der Freude von manchen Anwesenden", wie es in der Aufzeichnung des Protokolls heißt, abgenommen war, erachtete man für nothwendig, zu den bisherigen Fächern auch noch die französische Sprache und weibliche Arbeiten auf den Lectionscatalog zu setzen; Erstere, „weil man hoffte, dadurch die Unkosten, ja vielleicht Sittenverderbniß, so die Absendung unserer Töchter nach der Waadt, Genf oder Colmar veranlaßt, wo nicht ganz, doch zum Theil zu ersparen"; Letztere, „weil die Geschicklichkeit im Arbeiten einen nicht geringen Theil des weiblichen Verdienstes ausmacht". Die Schülerinnen bezahlten einen monatlichen Beitrag von 2 Gulden, welcher in der Folge noch um etwas erhöht wurde, „weil man sonst nicht bestehen könne". Die ganze Anstalt ward in zwei Abtheilungen gesondert, von denen die eine die „deutsche", die andere die „französische" Schule hieß. — So gieng es 13 Jahre gedeihlich vorwärts; dann aber folgten die Revolution, die Mediation und die Restauration im Staatsleben, während welchen eine langjährige Unterbrechung eintrat. In dieser Zwischenzeit äufnete sich der Fond durch Zuschlag der Zinsen namhaft. Erst im Mai 1822 wurde der Unterricht auf den Wunsch des Sohnes der Stifterin[1], Hauptmann Emanuel Hunziker, wieder aufgenommen. Derselbe übergab im Jahre 1828 die Leitung der Anstalt einer eigenen Direction, deren Mitglieder fürderhin vom Stadtrathe von Aarau auf einen Doppelvorschlag der Direction zu ernennen waren. Im Uebrigen sollte das Töchterinstitut als eine „von öffentlichen Behörden unabhängige Privatstiftung" fortbestehen. Längere Zeit während dieser zweiten Periode begnügte man sich nur mit einer einzigen Lehrerin, welche nun auch noch im Rechnen und Zeichnen zu unterrichten hatte. — Von 1839 an wurden weitere Lehrkräfte beigezogen und der Kreis der Fächer

[1] Dieselbe war am 7. Februar 1794 in ihrem 85. Altersjahr gestorben.

Digitized by Google

aufs neue erweitert; und das jetzige „Töchterinſtitut“ in Aarau, mit dem 1873 ein Lehrerinnenſeminar verbunden wurde, iſt die geradlinige Fortſetzung der vor um 94 Jahren geſchehenen Stiftung der Frau Schultheißin Hunziker.

E. Zſchokke.

Die Förderung des Volksgeſangs im 18. Jahrhundert.

[Quellen: Neujahrsheft der Zürcher Muſikgeſellſchaft von Pfarrer L. Stierlin 1857, ferner die betreffenden Muſikalien und eigene hymnologiſche Studien.]

Unter den neuen Lebensregungen, an denen das oft noch zu wenig gekannte und oft zu gering geſchätzte 18. Jahrhundert keineswegs arm war, ſind zu nennen die Beſtrebungen im Volksgeſange. Sie ſind beides geweſen, kräftige Antriebe zur Förderung der Volksbildung, und wiederum edle Früchte der Fortſchritte auf dieſem Gebiete. Auch ſie wuchſen auf im Boden des kirchlichen Lebens, welches ſo lange alle Bildung in ſeinem Schooße zuſammengefaßt hatte. Unſer Vaterland ſcheint in frühern Zeiten kaum einen Volksgeſang von einiger Bedeutung beſeſſen zu haben, das Leben unſrer Altvordern war zu arm und zu rauh, und das Volkslied vermochte nur ſeltene Blüthen zu treiben; eine derſelben waren die Schlachtlieder. Dürfen wir uns wundern, wenn in dem neu erwachenden Leben, welches die Reformationskämpfe angefacht hatten, der Volksgeſang, der in Deutſchland den Liedern Luthers und ſeiner Freunde altbekannte Volksweiſen zuwies, völlig als Pſalmengeſang auftrat? War ja nach ſtreng reformirter Anſchauung lange Zeit das Pſalmlied, unmittelbar der Bibel entnommen, das einzig zuläſſige! Dieſer Pſalmengeſang wurde für Tauſende und Tauſende die höchſte Schule zunächſt ihrer religiöſen, dann auch jeder weitern Bildung, und lange Zeit beſaß das Pſalmbuch weit höhere Bedeutung und übte weit tiefere Wirkung, als man heutzutage von dem beſten Kirchengeſangbuche wahrnehmen kann. Allein auch ſeine Stunde ſchlug. Hatte man ſchon ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts begonnen, den neuen Auflagen des Lobwaſſer'ſchen Pſalters Lieder beizugeben, ſo kam es bald dazu, daß dieſem Buche ganz neue Liederſammlungen gegenüber geſtellt wurden. Manche derſelben beſitzen nicht geringes litterariſches Intereſſe, inſofern durch ſie am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts die edeln Lieder von Paul Gerhard, Heinrich Albert, Joh. Riſt, Phil. Nikolai, Joh. Scheffler u. ſ. f. in die Schweiz hereingetragen wurden. Mußte nicht eine bedeutende Wirkung ausgehen von dieſen trefflichen, kerngeſunden Dichtungen auf ein Volk, das nun mehr als ein Jahrhundert hin-

Digitized by Google

durch blos mit den nüchternen Reimereien Lobwassers war genährt worden? Mag das kirchlich-religiöse Leben dadurch tiefer berührt worden sein, wie ließe sich bestreiten, daß durch sie nicht überhaupt das ganze geistige und ästhetische Leben und Fühlen neue Antriebe empfangen hätte? Einige dieser Sammlungen suchten dem fast erstarrten Leibe der kahlen Orthodoxie das warme Leben des Halle'schen Pietismus einzuhauchen, so that „der singende Christ (1723)", und Joh. Ludw. Steiners „neues Gesangbuch" (in zwei starken Bänden 1723 und 1735), ein damals vortreffliches Werk. In ähnlichem Sinne, nicht völlig mit gleichem Geschicke strebten „einige Lehrer auf dem Lande" — so sagt die Vorrede —, „daß die Singkunst in ihren Gemeinden geäufnet würde und daß die Leute an denen Tagen, die der Andacht einzig gewidmet sind, Mittel hätten, sich zu erwecken und die Zeit, welche außer den Gotteshäusern zugebracht wird, wol anzuwenden". So gaben sie 1753 ihre „121 auserlesenen geistlichen Lieder" heraus. Wie diese und ähnliche Sammlungen der pietistischen Richtung, so dienten andere der Aufklärung, zumal Zollikofers „Gebät-Music" vom Jahre 1738, worin der Einfluß von Bodmer und Breitinger leicht zu erkennen ist.

Neben diesen Zeitströmungen und gewiß eben an ihren Liedersammlungen wachte nun die Sangeslust auf. Einzelne Gesangvereine gab es schon zu Anfang des 18., ja schon im 17. Jahrhundert, ihr Gesangstoff blieb wesentlich ein religiöser. Wir haben hier vier Männer zu nennen, welche nicht blos Einfluß auf den Volksgesang geübt, sondern durch denselben auch auf Volksbildung und Volksleben kräftig und wohlthuend eingewirkt haben.

Kaspar Bachofen, Cantor (Gesanglehrer) an den obersten Lateinschulclassen Zürichs, geboren 1692, als Sohn eines Schulmeisters, 1719 Candidat der Theologie, 1742 zum Cantor gewählt, gestorben 1755, förderte gleichzeitig mit dem Stadttrompeter Joh. Ludwig Steiner († 1761), dessen zweibändige Liedersammlung oben ist berührt worden, den Figuralgesang, wenn man nicht richtiger sagen muß, er habe ihn begründet. Er gab mehrere musikalische Werke heraus, so ein Psalmbuch, ferner „Brockes irdisches Vergnügen in Gott (Zürich 1740)", in musikalischer Hinsicht wol seine beste Arbeit, sodann „der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus, von Barthold Heinr. Brockes (Zürich 1759)", auch „musikalisch-wochentliche Ausgaben, 52 Stücke in drei Bänden (Zürich 1748)", und „musikalische Ergezungen, bestehend in angenehmen Arien, meistens zu zwei Stimmen, sammt einem Generalbaß (Zürich 1755)". Das Werk aber, wodurch er belebend eingegriffen hat in das Volksleben, war sein „musikalisches Hallelujah, oder schöne und geistreiche Gesänge, mit neuen und anmuthigen Melodeyen begleitet". In erster Auflage mag es schon gegen Ende der

Digitized by Google

Zwanzigerjahre erſchienen ſein, die 3. Auflage, um mehr als 100 Nummern vermehrt, ſtammt aus dem Jahre 1739 und bietet 307 dreiſtimmige Lieder, 158 einſtimmige „Arien“, und 70 „Fugen“. Nach vier Jahren erſchien die 4., im Jahr 1750 die 5. Auflage, die dann unverändert blieb und 1776 als neunte herauskam, ja noch im Jahr 1803 ward das beliebte und überall verbreitete Buch wieder aufgelegt. Es bringt nur religiöſe Lieder, beſonders die von Benjamin Schmolk ſind durch Bachofen bei uns eingeführt worden. Aber neben dieſen damals neuen und doch vielfach edeln Texten wirkte es durch die unläugbare Anmuth und ächte Volksthümlichkeit ſeiner Weiſen, die ſich als kerngeſunde, ſchlichte Volkslieder geben, mitunter nicht ohne manche Spielerei, darin der Zopf jener Tage hervorguckt, aber durchaus nicht ohne Ernſt und Würde. Manche derſelben müßten, nur wenig und ſchonend überarbeitet, noch heute ſinnige Gemüther anregen. Bachofen hat dem Volke damit ein ſchönes Bildungsmittel dargeboten. Wenn man bedenkt, wie damals weit weniger Bücher in die Hände des Volkes kamen, wie weit gründlicher aber dieſe wenigen benutzt wurden, wie tief und nachhaltig ſie mithin wirkten, ſo wird man einſehen, wie bedeutend ſolch ein Buch wirken mußte. Zudem übte er dieſe ſeine Wirkung durch die Macht der ſchlichten, geſunden Melodie und ihren beſten Bundesgenoſſen, die natürlichſte, klar durchſichtige Harmonie. Mußten dieſe ſchlicht-frommen Liedertexte nicht ſchon durch ihren Gegenſatz zu Lobwaſſers ſchwerfälligen und nüchternen Reimereien, durch deren Eiſenpanzer hindurch die oft glühende Poeſie der Pſalmen nie lebendig wirken konnte, freudiges Leben wecken, und nun vollends, getragen von den Schwingen edler, ans Herz andringender Klänge? Wir ſtehen heute, nach beinahe anderthalb Jahrhunderten, ungleich günſtiger da, vielleicht auch minder günſtig; denn das überſchwengliche Muſiciren und Muſikhören ſtumpft oft ab: aber jenes Geſchlecht hatte damals noch ſelten ſo anmuthige Weiſen vernommen, wie jetzt die von Bachofen. Der Mann hat zumal für Hebung der Gemüthsbildung wie für Weckung des religiöſen Lebens viel gethan.

An ihm und ſeinen Arbeiten wuchs aber nun ein Größerer heran, nämlich **Johannes Schmidlin.** Sohn des Jakob Schmidlin, Schiffmeiſters des untern Waſſers, und der Frau Marg. Vogel, war er am 22. Mai 1722 geboren worden. Nach 21 Jahren trat der begabte Jüngling ins geiſtliche Miniſterium und kam 1744 als Vicar nach Dietlikon, zwei Stunden nordöſtlich von Zürich. Zehn Jahre blieb er hier; erſt 1754 erhielt er die Pfarrſtelle Wetzikon mit Seegräben, und dort wirkte er, nie verheiratet, ebenſo treu und emſig als ſegensreich, bis am 5. November 1772 ein Schlaganfall ihn hinwegraffte. Wie mancher Vicar hat aber ſeine Vicariatszeit ſo vortrefflich angewendet wie Schmidlin? Während jener zehn Jahre ſchuf er

Digitized by Google

nämlich sein großes Gesangbuch, welches in- und außerhalb des Heimatkantons bis in die neuesten Zeiten mit reichem Segen gebraucht worden ist. Sein voller Titel lautet: „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht, oder geistreiche Gesänge nach der Wahl des Besten gesammelt, zur Erweckung des innern Christenthums eingerichtet, und mit musicalischen Compositionen begleitet von Joh. Schmidlin, V. D. M. und p. t. Pfarr-Vicario in Dietlikon. Zürich getruckt in Bürgklischer Truckerey." Das Werk erschien zum erstenmal 1752; in erster und in zweiter Auflage (schon 1758) enthielt es 203 vierstimmige, 134 einstimmige Lieder mit beziffertem Baß. Von der 3. Auflage an (1767) wurde diese Zahl vermehrt auf 259 vierstimmige und 214 einstimmige Lieder. In 4. Auflage erschien das Werk 1777, in fünfter 1792. Ungeachtet der bedeutenden Arbeitslast, welche die Doppelgemeinde Wetzikon-Seegräben ihm bot, setzte er auch hier seine musikalische Thätigkeit fort. Im Jahr 1758 erschienen seine „Hymni oder Lobgesänge auf Gott", von diesem Jahre an durch mehrere Jahrgänge fortgeführt nach Art der einstigen Arbeiten Bachofens die „wöchentlichen musikalischen Ergetzungen", 1761 „Gellerts Oden und Lieder", im Jahr 1764 „einhundert geistliche Lieder zur Erweckung und Stärkung des innern und thätigen Christenthums mit angenehmen und leichten Melodien", es sind hierin die Lieder aus dem dritten Büchlein von Tersteegens geistlichem Blumengärtlein enthalten. Neben Gelegenheitsschöpfungen, den Trauercantaten auf den Tod der Bürgermeister Fries und Escher, der Freudencantate bei Einsetzung der Bürgermeister Leu und Landolt, bearbeitete er auch Cramers Oden, Lavaters christliche Lieder für die vaterländische Jugend, des nämlichen Dichters einst so berühmte Schweizerlieder, seine Passionsode nebst zweien seiner Osterlieder; er gab heraus „geistliche Lieder mit Choralmelodien", hundert andere geistliche Lieder, brachte den Tonsatz Goudimels zu den Psalmen in jetzige Schreibart und schrieb eine „Anleitung zum Gesange der Psalmen". Seine Compositionen waren überaus beliebt, dies bezeugen die öftern Auflagen derselben. Es ist — so urtheilt ein Recensent — „bei seinen Gellert'schen Oden eine Freude, die Arbeit zweier so trefflicher Männer zusammenfließen zu sehen"; ein anderer nennt ihn sogar einen „berühmten Musikmeister". Das beste Urtheil hat das Volk gefällt, dem ein volles Jahrhundert hindurch Schmidlins Hauptwerk reiche Nahrung und Erbauung geboten hat. Den großen Einfluß, welchen Schmidlin auf das Gesangleben, auf die Bildung der Jugend wie auf die sittliche Veredlung des Volkes geübt hat, erkennt man am deutlichsten aus der Schilderung der musikalischen Unterhaltungen, wie sie seit der Mitte des vorigen und bis ins 19. Jahrhundert herein in vielen Gegenden des Kantons Zürich, besonders im Osten desselben, nicht minder im Toggenburg, theilweise auch im Thurgau und

Digitized by Google

wieder in Appenzell A.-Rh. zur verbreiteten und beliebten Volkssitte geworden waren, und von denen der Verfasser dieser Darstellung allerdings nicht mehr unmittelbarer, wol aber durch seiner Eltern Erzählungen und durch Nachahmungen im Vaterhause mittelbarer Zeuge gewesen ist. Waren schon diese Nachklänge schön, wie lieblich, ja erhebend müssen jene Sonntagnachmittage gewesen sein! Damals war fast in jeder Gemeinde im Osten des Kantons, häufig auch im Thurgau, besonders im Toggenburg, eine Hausorgel anzutreffen. Um diese sammelten sich die Freunde des edeln Gesanges. Oder sie fanden sich sonst bei einem tüchtigen Musikfreunde, die Einen brachten Violinen, ein Anderer ein Basset (Violoncell) mit, Einer vielleicht — wir haben dies noch gesehen — einen Serpent (ein Baß-Blasinstrument), alle aber waren ausgerüstet mit hellen Stimmen, Frauen und Töchter wie die Jünglinge und Männer, alle wetteiferten in schöner Sangesfreude. Da sang man z. B. Bachofens frisches Morgenlied: „Seele, du mußt munter werden, denn der Erden blickt hervor ein neuer Tag" — oder das freundliche Weihnachtslied: „Jakobs Stern, du Licht der Erden" — oder einige der schwungvollen Festlieder je nach der Jahreszeit und der Stimmung des Augenblicks, Lieder des Vertrauens (Bachofen hat ja deren viele, z. B. auch: „Befiehl du deine Wege" bearbeitet), der Liebe zu Gott und Jesus u. s. f., und schloß in weihevoller Freude mit dem lieblichen Abendgesang: „Licht und Sonne schlafen ein". Oder man nahm den Schmidlin vor. Die pompöse, aber dennoch einfach natürliche Weise zu: „Auf, auf, mein Herz, zu Gott dich schwing'" ist heute noch ein Muster eines Volksliedes und müßte, wäre sie unsern Sängern bekannt, die Herzen erobern, wie sie damals schlichte Volksgemüther in helle Glut gesetzt hat. Man muß nur davon reden gehört und die Blicke leuchten gesehn haben. Oder man sang ganze Cantaten, deren Schmidlins begabter Schüler, Heinrich Egli, mehrere geschaffen hatte und zu Ende des 18. wie im Beginne des 19. Jahrhunderts schuf. Wahrlich, diese Männer haben in jener Zeit der gesunden Volksbildung große und rühmliche Dienste geleistet. Wie tief und wahr sie aus dem Volksgemüthe heraus und mit offenem Sinn für sein Wesen und seine Bedürfnisse gearbeitet und wie erfolgreich sie gewirkt haben, bezeugt nicht nur die stattliche Reihe der Ausgaben ihrer Hauptwerke, sondern auch ihre weite Verbreitung und lang andauernde Nachwirkung wie ihre begeisterte Aufnahme. Noch im Jahre 1857 erschien ein „Auszug aus dem Gesangbuche des Joh. Schmidlin", 80 Lieder enthaltend, herausgegeben „von der Gemeinde Wetzikon". Noch in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts sang man Lieder von Schmidlin und Bachofen im Glarnerlande und im St. Gallischen Rheinthal häufig, in manchen Gegenden des Kantons Bern standen deren noch 1840 in kirchlichem Gebrauche, ebenso in Graubünden, nicht nur in

Digitized by Google

deutſchen, auch in romaniſchen Gemeinden, beſonders beim Jahreswechſel und an Feſten, ſehr häufig in Vereinen und Familien. Pfarrer Frizzoni in Celerina ſchuf gute Nachbildungen deutſcher Kirchenlieder, indem er Text und Melodie aus Schmidlin und Bachofen nahm. Sein Werk fand Eingang im Ober- und Unter-Engadin, im Münſterthal und Bergün. Einzelne dieſer Lieder wurden auch ins Oberländer Romaniſche überſetzt. Noch giebt es Bündner Gemeinden italieniſcher Zunge, welche einen in ihre Sprache übertragenen Anhang aus Schmidlins und Bachofens Geſängen benutzen.

Es iſt bereits des **Heinrich Egli** gedacht worden. Bei einem ſeiner Hausbeſuche in Seegräben bemerkte Schmidlin im Hauſe des Jakob Egli zu ſeiner Freude das Bachofenſche und ſein eigenes Geſangbuch; die muſikaliſche Prüfung, welche er ſogleich anſtellte, bot ihm überraſchende Ergebniſſe, vorzüglich zeichnete ſich der Knabe Heinrich Egli (geb. 4. März 1742) durch klare Stimme und richtigen Vortrag aus. Schmidlins ſcharfes Auge erkannte das hier ſchlummernde Talent, er nahm den jungen Sänger in ſeine Leitung, und nachdem dieſer mehrere Jahre hindurch bei ihm Clavier- und Geſangunterricht empfangen und ſeinen großmüthigen Lehrer ſowol durch ſeine Fortſchritte als durch die Leichtigkeit und Zierlichkeit, womit er Schmidlins Soli und Recitative zu des Componiſten Begleitung ſang, oft erfreut hatte, übergab ihn dieſer einem befreundeten muſikaliſchen Hauſe in Zürich, einer Familie Eßlinger. Hier fand Egli eine völlig elterliche Aufnahme, ſorgſamen Unterricht, volle Gelegenheit zu ſeiner Ausbildung. Er ſtudirte emſig. Seit 1780 erſchienen ſeine muſikaliſchen Arbeiten, deren Einfluß den der Schmidlin'ſchen Werke nahezu erreichte. Seine ſechs Schweizercantaten von Lavater ſangen wir noch 1834 im Zürcher Landknabeninſtitute, welches damals ein Erſatz für die Secundarſchule war, mit hoher Freude. Eine Blumenleſe von geiſtlichen Gedichten, ebenſo Cramers Oden, erſchienen 1786, eine ſolche von moraliſchen Gedichten 1789, ein zweiter Theil der Schweizerlieder 1787, ſchweizeriſche Volkslieder 1788, ſchweizeriſcher Freiheitsgeſang von Ambühl 1789, dann zweiſtimmige Kinderlieder und Gellerts Oden und Lieder im nämlichen Jahre, ferner Feſtgeſänge von Lavater, eine Art von Cantaten oder kurzen Oratorien, welche an Feſtnachmittagen (z. B. im Fraumünſter noch nach 1820) oft geſungen wurden. Egli hat ſich auch um unſern Kirchengeſang bleibendes Verdienſt erworben durch eine ziemliche Anzahl neu geſchaffener Melodien und durch deren klare, auf reinen vierſtimmigen Gemeindegeſang ohne ſtützende Inſtrumente berechnete Harmonie. Auch Hs. Georg Nägeli hat ſeine meiſterhafte Stimmführung rühmend anerkannt.

Als Muſiklehrer war Egli hoch geſchätzt; von ſeinen Schülern erwähnen wir nur die auch im Schulweſen mit Anerkennung zu nennenden Pfarrer

Digitized by Google

Germann in Otelfingen, Pfarrer Hug in Wetzikon, Gesanglehrer Dolmetsch in Zürich und den Bürgermeister Melchior Hirzel. Nägeli war sein intimer Freund, besonders auch der sehr thätige Musikkenner Professor Däniker. Die Besten und Gebildetsten suchten und schätzten den Umgang des kenntnißreichen und bescheidenen Mannes. Er starb am 19. Dezember 1810.

Ebenfalls von Schmidlin gleichsam entdeckt war der am 11. Januar 1750 geborne **Joh. Jakob Walder** von Wetzikon. Unter der Leitung Egli's wuchs derselbe in Zürich zu einem tüchtigen Musiker heran, der neben seinem Lehrer sowol durch Musikunterricht als im damaligen Dilettanten-Orchester Schönes leistete, aber auch als Componist ihm nacheifernd, der musikalischen Jugendbildung sehr ersprießlich diente. Geschmack und feines Gefühl sind Merkmale seiner Schöpfungen. Außer den Compositionen für die Neujahrsstücke der deutschen Schule von 1776—1785 gab er 1780 „Gesänge zum Clavier" heraus, 1788 eine „Anleitung zur Singkunst in kurzen Regeln für den Lehrer und stufenweiser Reihe von Uebungen und Beispielen für Schüler zum Gebrauche der vaterländischen Schulen", 1804 „Lieder zum gesellschaftlichen Vergnügen". Jene Walder'sche „Anleitung" war einst ein beliebtes Gesang-Lehrmittel, deren eines, die jedem strebenden Schüler lieb werden mußten, und zwar besonders durch die dort gegebenen anmuthigen Weisen, welche so sicher den Weg ins Herz des Schülers fanden. Der Verfasser dieser Skizze urtheilt hier aus seiner Jugenderinnerung heraus. Weisen wie: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit", „Sanfter Bach", „Frei von Sorgen", und dann die Canons, um ihrer Form willen für die Schüler so anregend und spannend, mußten Lust und Fähigkeit zum Gesange wecken. Walder wandte sich übrigens bald den politischen Bestrebungen jener Zeiten zu, ward im Sommer 1785 Untervogt im Amte Grüningen, kam während der Revolutionszeiten in den kleinen Rath, aus welchem er 1806 schied; bis 1814 wirkte er als Bezirkspräsident und bis an seinen Tod, am 18. März 1817, als Oberrichter. Sein Leben lang blieb er aber ein eifriger Freund der Tonkunst und benutzte zumal seine Beamtungen auf dem Lande stets dazu, sie zu fördern.

H. Weber.

Digitized by Google

Dr. med. Johann Konrad Amman.

[Quellen: Schalch, Erinnerungen aus der Schaffhauſer Geſchichte III. 127—29. — Biographie générale, I, 374 und das hier angeführte Werk: Surdus loquens.]

Der Vater Ammans war Profeſſor der griechiſchen Sprache und der Phyſik und zugleich Stadtarzt in Schaffhauſen. J. K. Amman war 1669 in Schaffhauſen geboren, erwarb ſich 1687 in Baſel die mediciniſche Doctorwürde und gieng dann nach Holland, wo er in Amſterdam ſich längere Zeit mit Verſuchen des Unterrichts von Taubſtummen beſchäftigte. Dann zog er ſich auf ein Landgut, Warmond, nahe bei Leyden, zurück, wo er in gelehrter Muße den Studien lebte und 1724 ſtarb.

Von ihm erſchien 1692 in Amſterdam in lateiniſcher und holländiſcher Sprache das kleine, inhaltreiche Schriftchen: Surdus loquens, seu methodus, quo, qui surdus natus est, loqui discere possit. Studio et industria J. C. Amman, med. doct. Scaffusa-Helvet. (der redende Taube, oder Methode, durch welche, wer taub geboren iſt, reden lernen kann. Ausgearbeitet von J. C. Amman ꝛc.).

In der Vorrede wendet er ſich an Petrus Kolardus in Amſterdam, deſſen taubgeborner Tochter Eſther Koolaert er in verhältnißmäßig kurzer Zeit das Reden beigebracht hatte. Der Vater hatte den Verfaſſer in einem befreundeten Hauſe zu Amſterdam eine taubſtumme Tochter mit Erfolg unterrichten ſehn und ihn daher gebeten, dieſelbe Kunſt an ſeiner Tochter zu verſuchen. Es war gelungen, und nun ſoll dies Büchlein den Ungläubigen bezeugen, daß und wie ein Tauber, wenn nur der Verſtand geſund, die Zunge nicht von Natur ſchwerfällig, das erforderliche Alter vorhanden iſt, in Zeit von zwei Monaten zum Reden gebracht werden kann. Iſt auch die Theorie ſeiner Kunſt noch unreif, ſo will er ſie doch veröffentlichen; mit Hülfe des Büchleins ſoll auch die von ihm unterrichtete Tochter im Sprechen ſich noch vervollkommnen können.

Dieſe Hauptſchrift, die auch in engliſcher Ueberſetzung herauskam, gab Amman 1700 umgearbeitet und erweitert wieder heraus unter demſelben Titel Surdus loquens, welcher in folgender Weiſe umſchrieben wird: Sive dissert. de loquela, qua non solum vox humana et loquendi artificia ex originibus suis eruuntur, sed et traduntur media, quibus ii, qui ab incunabilibus surdi et muti fuerunt, loquelam adipisci, quique difficulter loquuntur, vitia sua emendare possint.

Vorrede und Text ſind hier erweitert. Die Methodik des Taubſtummenunterrichts wird eingehender behandelt und auch die Heilung des Stotterns

Digitized by Google

und andrer Redefehler behandelt. Das Buch erschien 1727 und 1740 wieder, 1779 in französischer, 1747 und 1828 in deutscher Uebersetzung (letztere von L. Graßhoff.)

In der an den Leser gerichteten Vorrede schildert Amman zuerst das traurige Loos der Taubstummen. Ganz neu, sagt er dann, sei die Kunst, Taube irgendwie zum Reden zu bringen, nicht; aber nirgends habe er bisher irgend eine Spur der von ihm erfundenen Methode gefunden, er möchte sie daher zum Gemeingut machen und bittet zum Schluß den aufrichtigen Leser, wenn er etwas Richtigeres darüber kennen gelernt habe, es ihm offen mitzutheilen.

Die eigentliche Schrift zerfällt in drei Capitel. Im I. Capitel wird erforscht, quae sit vocis natura et in quo a spiritu differat (welches die Natur der Stimme sei, und worin sie sich vom Geiste unterscheide). Er bezeichnet sie zunächst als eine Naturgabe aller Menschen und schließt daraus, daß sie auch dem Taubgebornen als zu seiner Natur gehörig zukommen müsse. Dann bezeichnet er sie, „als Ausfluß aus jenem Geiste, den Gott dem Menschen, als er ihn zur lebendigen Seele schuf, in seine Nase gehaucht habe". Es müssen nun aber im Bau des menschlichen Körpers Werkzeuge vorhanden sein, mit Hülfe welcher dieser Gotteshauch zur verständlichen und articulirten Stimme werden kann. Dies nachzuweisen, sucht er eine physiologische Erklärung von der Entstehung der Stimme zu geben, in der sichern Ahnung, daß es der Wissenschaft gelingen müsse, die Entstehung aller einzelnen Laute und ihrer Modificationen aus dem Bau des Kehlkopfs und dem Spiel der an demselben, im Gaumen, im Munde, an den Lippen ꝛc. angebrachten Muskeln und Vorrichtungen zu erklären.

Im II. Capitel geht der Verfasser direct darauf los, dieses Problem zu lösen, d. h. die Natur der verschiedenen Buchstaben oder vielmehr der ihnen entsprechenden Laute und die Art ihrer Hervorbringung auseinanderzusetzen. Dann kommt er auf die Entstehung der Grundvokale, der Diphthonge, der Consonanten, die er in Classen eintheilt, versucht ganz speciell die Entstehung der Nasenlaute aus den Bewegungen des Gaumensegels klar zu machen, bricht aber diese Untersuchung ab, da er nicht im Sinn habe, eine Grammatik zu schreiben. So wenig erschöpfend diese Darlegung ist, so zeigt sie doch klar, daß er die Wichtigkeit des Problems erkannte, auf dessen Lösung die jetzigen Sprachphysiologen so großen Scharfsinn verwenden. Daß Naturforschung und Sprachforschung hier zusammenwirken müssen, um zu sichern wissenschaftlichen Resultaten zu gelangen, ist so von ihm vor nahezu 200 Jahren schon angedeutet worden. Bewährte er sich dadurch schon als einen klarsehenden Vorläufer späterer Forscher, so auch auf dem Gebiete der praktischen Methode des Taubstummenunterrichts, den er im III. Capitel einläßlich bespricht.

Digitized by Google

Die Methode, „nach welcher Taube und wegen ihrer Taubheit Stumme reden lernen können", will er hier zeigen. Zuerſt handle es ſich darum, die wegen Mangel an Uebung gleichſam nur ſchlummernde Stimme herauszulocken, hierauf die Laute in ihrer natürlichen Reihenfolge mit ſorgfältigem Fortſchritt vom Leichtern zum Schwerern einzuüben, dann das Ausſprechen der Laute mit dem Anſchauen und Einprägen der Buchſtaben zu verbinden und alle möglichen Verbindungen von Vocalen und Conſonanten öfter nachſprechen zu laſſen. Dann ſei zu den Wörtern überzugehn, zuerſt zu den Verben und Subſtantiven, dann zu den Adjectiven, zu den Adverbien und in beſtimmter Reihenfolge zu den andern Wortarten. So iſt allmälig der ganze Wortſchatz der Sprache durch fortgeſetzte Uebung dem Tauben zu überliefern und in der Einübung von kleinern und größern Sätzen regelmäßig fortzuſchreiten; wenn ein guter Verſtand und eine geſunde Beſchaffenheit der Sprachorgane den Unterricht unterſtützen, ſo kann das Sprechen in Zeit von zwei Monaten gelernt ſein. Nur muß natürlich die Uebung nach der gegebenen Anleitung von dem Schüler beharrlich ſelbſt fortgeſetzt werden. — Durch guten Unterricht wird alſo möglich, was bisher für unmöglich gehalten wurde. Das Büchlein ſchließt mit den Worten: Multa nisi docendo non possunt disci. Sapienti sat dictum. Vieles läßt ſich nur durch Lehren erlernen. Dem Verſtändigen ſei dies genug!

Wir wiſſen nicht, ob der berühmte Begründer des Taubſtummenunterrichts und der erſten 1760 gegründeten Taubſtummenanſtalt *Ch. M. de l'Epée*, geb. 1712, † 1789, mit dieſem Schriftchen bekannt war, als er 1774 ſein zweibändiges Werk: Institution des sourds et muets par la voie des signes méthodiques abfaßte. Jedenfalls war Dr. Amman ſchon auf derſelben Spur, und das Verdienſt der Priorität des Gedankens kommt ihm zu. Dagegen eine eigentliche ſpecielle Methodik des Taubſtummenunterrichts haben erſt de l'Epée und Sam. Heinicke in Leipzig (1726—1790) gegeben; nur durch Gründung größerer Anſtalten konnte es gelingen, die ſegensreiche Erfindung allmälig zum Gemeingut weiterer Kreiſe zu machen.

E. Zehender.

Digitized by Google

Heinrich Keller.

1728—1802.

[Quellen: Helvetiſcher Kalender 1780. — M. Lutz, moderne Biographien; Lichtenſteig 1826. — Kellers Schrift: Verſuch über die beſte Lehrart Taubſtumme zu unterrichten, Zürich 1786.]

Das Taubſtummenbildungsweſen datirt erſt ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Zu faſt gleicher Zeit ſind die beiden erſten Inſtitute entſtanden für Unterricht und Erziehung der Taubſtummen, das eine in Frankreich durch Abbé de l'Epée, um 1760 zu Paris, das andere in Deutſchland durch den Schullehrer Samuel Heinicke, 1768 in Eppendorf bei Hamburg, welches letztere ſodann 1778 nach Leipzig verlegt wurde. Aus früherer Zeit weiß man nur von einzelnen Verſuchen, die da oder dort zur Bildung eines einzelnen, beſonders begabten, oder einer reichen und vornehmen Familie angehörigen Taubſtummen gemacht worden ſind.

Seither ſind in allen civiliſirten Staaten Anſtalten zur Bildung von Taubſtummen gegründet worden, im Ganzen wol über 400, in der Schweiz allein 14; doch dieſe Zahl genügt noch lange nicht, um allen bildungsfähigen taubſtummen Kindern Unterricht und Erziehung zuwenden zu können. Immerhin hat ſich die Erforſchung einer Bildungsmethode für den Unterricht der Taubſtummen als eine der wohlthätigſten Errungenſchaften des Jahrhunderts erwieſen, indem nun auch ſie, die zuvor auf die Stufe des Thieres ſich hinabgedrückt ſehen mußten, als Glieder der menſchlichen Geſellſchaft zu menſchlicher Bildung und menſchlicher Brauchbarkeit erhoben werden können. Sodann hat aber die Bildungsmethode der Taubſtummen, die kein todter Mechanismus ſein kann, ihrer geiſtweckenden und geiſtbildenden Natur nach, die es verſteht, zu dem gehör- und ſprachloſen, völlig unwiſſenden Kinde hinabzuſteigen, und dem ſchlummernden Geiſt desſelben auf die einfachſte, naturgemäßeſte Weiſe Licht und Leben einzuhauchen, noch überdies auf das Unterrichtsverfahren in der Volksſchule im Allgemeinen einen (von den Seminardirectoren Curtman, Eiſenlohr u. A.) anerkannten, und im Beſondern in dem zürcheriſchen Volksſchulweſen (durch Scherr dargethan) einen ſo bedeutenden reformatoriſchen Einfluß geübt, daß es wol billig iſt, in der „Geſchichte der ſchweizeriſchen Volksſchule“ auch der Männer zu gedenken, die in unſerm ſchweizeriſchen Vaterlande mit der Specialität des Taubſtummenunterrichts ſich befaßt haben.

Außer Amman und dem ſoeben genannten Seminardirector Th. Scherr, der ſich um die Entwicklung des Taubſtummenbildungsweſens der Züricher

Digitized by Google

Anſtalt ſehr verdient machte; ferner dem 1832 geſtorbenen Joh. Konr. Näf von Zürich, der mit Unterſtützung der Regierung von Waadt in Yverdon eine Taubſtummenanſtalt gegründet hat, noch ehe die Züricher Anſtalt ins Leben getreten war; — ſei hier der beiden erſten Taubſtummenlehrer in der Schweiz: des Pfarrers Heinrich Keller in Schlieren, und des Oberrichters Hans Konrad Ulrich in Zürich des Nähern gedacht.

Heinrich Keller wurde geboren in Zürich 1728. Sein Vater gab ihm eine Erziehung, wie ſie den Verhältniſſen des bürgerlichen Mittelſtandes angemeſſen war. Der talentvolle Sohn hatte große Neigung zum Studiren, und in der Hoffnung, durch ein geiſtliches Amt ſicheres Brot und Ehre zu finden, widmete er ſich dem Studium der Theologie, wozu die höheren Schulen der Vaterſtadt volles Genüge boten. 1750 erhielt er die Weihe zum Predigtamte. Bis zu ſeiner Anſtellung als Pfarrer in Schlieren im Jahr 1759 benützte er die Zeit zu fortgeſetzten Studien ſowol in ſeinen Berufswiſſenſchaften, als auch in philoſophiſchen Fächern, ſo namentlich über die Natur der Sprache und der menſchlichen Seele.

Einerſeits zufolge dieſer ſeiner Lieblingsſtudien, anderſeits weil er ausgerüſtet war mit einer äußerſt menſchenfreundlichen Geſinnungsweiſe, und ihm auf ſeiner kleinen Pfarrei viele Mußeſtunden übrig blieben, die er dem allgemeinen Beſten zu widmen ſich angetrieben fühlte, übernahm er im Jahr 1777 die ſeinen Neigungen ganz entſprechende Bildung zweier taubſtummen Brüder, Söhne einer vornehmen und reichen zürcheriſchen Familie, denen er dann noch einige andere taubſtumme Kinder beigeſellte, und ſie bei ſich in ſeinem Hauſe in Schlieren unterrichtete. Daß Keller, bevor er den Unterricht mit ſeinen Zöglingen begann, von der Thätigkeit des Abbé de l'Epée in Paris Kenntniß gehabt habe, iſt nicht zu bezweifeln, auch daß er einmal dort geweſen, ſcheint ſicher zu ſein, aber ob vor Errichtung ſeines Inſtituts, oder erſt nachher, läßt ſich nicht nachweiſen. Lutz berichtet: „ſeine ſelbſtaufgefundene Methode erwies ſich als vortrefflich in ihren Reſultaten", während wir bei „A. Näf: Das Loos der Blinden und Taubſtummen, 1880" leſen: „Keller war auf einer ſeiner vielen Reiſen auch nach Paris gekommen, lernte dort den Abbé de l'Epée kennen, und war durch ihn für die Sache des damals eben aufblühenden Taubſtummenunterrichts intereſſirt worden. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er Pfarrer in Schlieren, und beſchäftigte ſich überdies von 1777 an praktiſch mit großem Eifer mit dem Unterricht taubſtummer Kinder." Dieſe Angabe kann nicht wol richtig ſein, indem Keller im Jahr 1759 Pfarrer in Schlieren geworden war, und de l'Epée ſein Inſtitut in Paris erſt nachher gründete. Dagegen berichtet der helvetiſche Kalender von 1780 über Keller: „Der Unterricht taubſtummer Kinder, welcher gegenwärtig allgemein zu werden beginnt (alſo waren in Zürich die

Digitized by Google

Bestrebungen für die Bildung der Taubstummen auch vom Auslande her nicht unbekannt) und eine von den Erscheinungen ist, welche unserem Zeitalter bei der Nachwelt am meisten Ehre machen wird, ist die Frucht eines reifen philosophischen Nachdenkens über die Natur der Sprache und der menschlichen Seele, zugleich aber auch der menschenliebenden Denkensart — in dieser doppelten Rücksicht verdienen die Bemühungen eines würdigen Landpredigers, des Herrn Pfarrers Keller, bekannter zu werden". Und nachdem nun weiter eine Schilderung der segensvollen Wirkungen gegeben worden, die der Unterricht Kellers auf den Geist und das Gemüth seiner Zöglinge schon in den ersten drei Jahren hervorgebracht habe, wird einerseits darauf hingewiesen, daß Keller das Institut von de l'Epée gekannt haben müsse, anderseits wird zugleich des jetzt noch geltenden Cardinalpunktes für ein möglichst gutes Bildungsresultat Erwähnung gethan. Es wird nämlich hervorgehoben, daß beim Taubstummenunterricht das Bildungsresultat um so besser sein werde, je kleiner die Zahl der Schüler eines Lehrers seien, und je mehr er sich lehrend und durch Conversation mit den Schülern abgebe. Der helvetische Kalender äußert sich in dieser Beziehung: „Das Eigenthümliche der Geschichte der Schüler des Herrn Pfarrers Keller, die über die Schüler des Abbé de l'Epée einen Vortheil haben, ist das, daß sie beständig um ihren Lehrer sind, und seinen Unterricht nicht mit einer großen Anzahl anderer zu theilen haben".

Ueber sein Unterrichtsverfahren gab Keller selbst eine kleine Schrift heraus, welche betitelt ist: „Versuch über die beste Lehrmethode Taubstumme zu unterrichten. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1786". Aus dieser Schrift geht mit Evidenz hervor, daß Keller von Natur zum Taubstummenlehrer beanlagt war, denn wie ja für jeden Beruf von Natur entsprechende Anlagen, wie z. B. für den Musiker der Tonsinn, für den Maler der Farben- und Formensinn, für den Lehrer die Mittheilungsgabe ꝛc., so ist für den Taubstummenlehrer nebst noch vielen andern besondern Eigenschaften namentlich die Eigenschaft erforderlich: Alles, auch das wissenschaftlich Abstracteste, von dem man meint, es nur mit wissenschaftlichen Ausdrücken bezeichnen zu können, auf die einfachste Weise, und doch scharf bezeichnend, und darum für jedes Kind faßlich darstellen zu können, die Begriffe klar zu legen, von Allem zu entkleiden, was sie dem Verständniß noch bedeckt, statt sie mit unfaßlichen Definitionen noch mehr einzuhüllen und unverständlich zu machen. Wenn es Keller nach seiner Schrift, die immerhin zeigt, wie gründlich er sich schon in das Taubstummenbildungswesen hineingearbeitet hat, und jetzt noch von jedem Taubstummenlehrer gelesen zu werden verdient, auch noch nicht ganz gelungen ist, bei der Begriffserklärung und dem Sprachunterrichte immer das völlig Richtige getroffen zu haben, so ist

Digitized by Google

unverkennbar, daß er im Princip das Richtige erkannt, und bei einigen Fächern auch in der praktiſchen Ausführung getroffen hat. Namentlich aber ſteht er ſchon auf der Stufe der heutigen Zeit, wenn er der Tonſprache den Vorzug giebt vor der Schrift- und Geberdenſprache, und in der Art, wie er den Articulationsunterricht betreibt. Keller fand für ſein Wirken als Taubſtummenlehrer bei ſeinen Zeitgenoſſen innerhalb und außerhalb ſeines Heimatlandes allgemeine ehrenvolle Anerkennung, und durfte ſich in ſeinem kleinen Inſtitute des Beſuches vieler Gelehrten des In- und Auslandes, ſo auch des Profeſſors Blumenbach von Göttingen, erfreuen. Sogar die Fürſtin von Deſſau beehrte ihn mit einem Beſuch. Geliebt und hochgeſchätzt auch von ſeiner Gemeinde wegen unermüdet ſorgfältiger Verwaltung ſeines Amtes ſtarb Keller den 18. Heumonat 1802. Dir. G. Schibel.

Hans Konrad Ulrich.

1761—1828.

[Quellen: Dr. Paul Uſteri, Kleine geſammelte Nachrichten, Aarau, bei H. R. Sauerländer 1832. — Rechenſchaften und Protokolle der zürcheriſchen Blinden- und Taubſtummenanſtalt.]

So ſpärlich auch die Quellen ſind, aus denen wir für Darſtellung eines Lebensbildes von Ulrich ſchöpfen können, ſo ſtellt ſich uns dasſelbe doch ſofort nach drei Richtungen dar: als das eines Taubſtummenlehrers, eines Staatsmannes und als eines unermüdeten und kräftigen Beförderers gemeinnütziger Anſtalten im Vaterlande. Wir wollen uns aber hier nur auf die erſtere Richtung, nämlich auf ſeine Thätigkeit als Taubſtummenlehrer beſchränken.

Die Abnahme der Vermögensumſtände ſeiner Eltern geſtattete nicht, dem Knaben eine ſeinen Anlagen entſprechende Erziehung zu geben; er erhielt dieſelbe in dem zürcheriſchen Waiſenhauſe, wo ſie namentlich in moraliſcher Hinſicht eine ausgezeichnete genannt werden konnte. Hier entwickelten ſich die über das Mittelmäßige emporragenden Geiſtes- und Gemüthseigenſchaften des Knaben aufs glücklichſte. Dies war dem großen Menſchenbeobachter Johann Kaſpar Lavater nicht entgangen, und er meinte in dem jungen Ulrich diejenigen Eigenſchaften entdeckt zu haben, die denſelben befähigten zur Erlernung des damals ſo viel Aufſehen erregenden Taubſtummenbildungsweſens. Er wurde daher zu ſeiner Ausbildung in dieſem Fache dem Hrn. Pfarrer Keller in Schlieren übergeben. Während eines

Digitized by Google

dreijährigen Aufenthalts in dem Hause dieses seines würdigen Lehrers rechtfertigte er das Vertrauen, das in ihn gesetzt worden war, indem er in dem ergriffenen Berufe so ausgezeichnete Fortschritte machte, daß seine Gönner sich entschlossen, ihm zur weitern Ausbildung bei de l'Epée in Paris behülflich sein zu wollen. Seinen Aufenthalt im Pariser Institut benützte er aufs gewissenhafteste, um sich immer mehr mit der Kunst des Taubstummenunterrichts vertraut zu machen und Selbständigkeit in der Ausübung derselben zu erwerben. Nach seiner Rückkehr von Paris 1783 hoffte er in seiner Vaterstadt eine Taubstummenanstalt gründen zu können, aber seine Hoffnungen blieben unerfüllt, er fand die nöthige Unterstützung nicht. Wie der wackere, strebsame, junge Mann in jener Zeit von seinen Altersgenossen beurtheilt wurde, mag uns ein Zeugniß eines überlebenden vertrauten Freundes, des Decan Zwingli in Lustorf, bezeugen. Es äußert sich derselbe über Ulrich nach dessen Tode zum Behuf einer kurzen Biographie von ihm also: „In unserem Kreise von Jugendfreunden zeichnete Ulrich sich nicht durch Schulstudien (denn als Zögling des Waisenhauses konnte er nicht studiren), aber durch Genie, durch selbsterworbene, wissenschaftliche Kenntniß und Bildung, durch Erhabenheit über alles Gemeine und Niedrige, durch guten Geschmack und richtiges Urtheil, durch feine Sitten und reine Moralität, und durch männlichen, zuweilen an Düsternheit grenzenden Ernst aus. Nach Wahrheit forschte sein Geist, nach Recht und Freiheit strebte sein Sinn; lebhaft aber und rein war seine Phantasie, ungemein zart und schonend sein Gefühl. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zierten seinen Umgang; sein Witz war weder locker, noch beleidigend, aber attisch und treffend. Auch im Scherze entfiel ihm nie ein anstößiges oder zweideutiges Wort, und selbst in der muthwilligsten Laune ist er nie über die Grenzen des Erlaubten und Anständigen hinausgeschweift".

Drei Jahre lang war Ulrich mit Selbststudium über sein Fach, theils in Zürich, theils in Meilen, und an letzterm Orte auch mit Versuchen zur Gründung eines Institutes beschäftigt, aber umsonst. Um so mehr mußte ihm ein Ruf nach Genf erwünscht kommen, dem er auch freudig folgte, um in einer reichen Familie der Privatlehrer einer siebenjährigen taubstummen Tochter zu werden, deren ausgezeichnete Fähigkeiten er zur Bewunderung zu entwickeln verstand, und deren Unterricht, außer der Sprache, Arithmetik, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft, Sternkunde u. s. w. umfaßte. Neun Jahre blieb er in dieser Stellung. Der Genfer Staatsrath sprach zur Anerkennung der erreichten Unterrichtsresultate Ulrichs die ehrenvolle Anerkennung gegen ihn aus durch Ueberreichung einer für ihn geprägten Denkmünze. Wieder nach Zürich zurückgekehrt, versuchte er aufs Neue die Ausführung seines Lieblingsplanes, die Errichtung einer Taubstummenanstalt in seiner

Digitized by Google

Vaterſtadt, zu erzielen. Aber die mittlerweile eingetroffenen politiſchen Bewegungen am Ende des vorigen und am Anfang dieſes Jahrhunderts zogen Ulrichs Thätigkeit auf das Gebiet der Politik und des Staatslebens hinüber und gaben ihm verſchiedene Stellungen im Staate, zuletzt die eines Oberrichters. Doch hörte er darum nicht auf, ſich die Sache der Taubſtummen am Herzen gelegen ſein zu laſſen; er unterwies ſeinen Mitbürger Johann Konrad Näf in der Kunſt Taubſtumme zu unterrichten, und gieng dieſem mit ſeinem Rathe und ſeiner Fürſprache an die Hand zur Gründung eines Inſtitutes zu Yverdon. Nachdem es ſich mittlerweile gefügt hatte, daß Ulrich Präſident der zürcheriſchen Blindenanſtalt geworden und der württembergiſche Taubſtummenlehrer Th. Scherr zum Lehrer an die Blindenanſtalt nach Zürich berufen worden war, da war für Ulrich wenige Jahre vor ſeinem Tode endlich die Zeit gekommen, in Verbindung mit der Blindenanſtalt die langerſtrebte Taubſtummenanſtalt ſeiner Vaterſtadt mit Unterſtützung Scherrs ins Leben rufen, und dieſelbe friſch aufblühen ſehen zu können. Ueber das Specielle in dem methodiſchen Verfahren Ulrichs beim Unterricht ſeiner Schülerin in Genf liegt nirgends etwas vor, und es iſt anzunehmen, daß er ſich genau an die Methode ſeiner Lehrer, Keller und de l'Epée, gehalten habe.

Dir. G. Schibel.

Digitized by Google

Quellen-Verzeichniß

der allgemeinen Artikel des ersten Bandes.

Archinard, Ch., Histoire de l'instruction publique dans le canton de Vaud. Lausanne 1870.

Bäbler, Dr. J. J., Die Schule zu Brugg im 16. Jahrhundert (Neues schweiz Museum, 4. Jahrg. Bern 1864, S. 145 ff.).

Beiträge zur ältern Schulgeschichte des Kts. Aargau (Schweiz. Lehrerzeitung 1880, Nro. 21–25, 27, 28).

Brosi, A., Beitrag zur Geschichte der Volksschule des Kts. Solothurn 1880.

Christinger, J., Schulgeschichte des Kts. Thurgau. Manuscript.

Deschwanden, Karl von, Geschichte des Schulwesens in Unterwalden. Manuscript.

Dettling, M., Das Unterrichtswesen des Kts. Schwyz. Bern 1872.

Durrer, J., Die Schulen in den Urkantonen der Schweiz im Jahr 1799. (Zeitschrift für schweiz. Statistik 1879, 3. 4.) Bern 1879.

Einsiedeln. Jahresberichte der Erziehungsanstalt mit Programm.
1854/55. Geschichtliches über die Schule von Einsiedeln.
1856/57. „Wie man vor tausend Jahren lehrte und lernte", dargestellt an einem Zeitgenossen des hl. Meinrad, Walafrid Strabo.

Ernst, Dr. U., Geschichte des zürcherischen Schulwesens bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Winterthur 1879.

Fechter, Dr. D. A., Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Basel. Im Basler Taschenbuch, herausgegeben von Fechter auf das Jahr 1863.

— Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien. Basel 1860.

— Geschichte des Schulwesens in Basel bis zum Jahr 1733. Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Gymnasiums und der Realschule in Basel 1837. 1838.

Fiala, F., Geschichtliches über die Schule von Solothurn. 4 Hefte. Programm der Kantonsschule Solothurn 1875. 1876. 1879. 1880.

— Dr. F. Hemmerlin als Propst des St. Ursenstiftes zu Solothurn. Im Urkundio Bd. I, S. 281–760. Solothurn 1857.

Franscini, Stef., Der Kanton Tessin, historisch-geographisch-statistisch geschildert; deutsch von G. Hagnauer. St. Gallen und Bern 1835.

Heer, Dr. O. und Blumer, J. J., Der Kanton Glarus historisch-geographisch-statistisch geschildert. St. Gallen und Bern 1846.

Heppe, Dr. H., Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gotha 1858 ff.

Herold, O., Geschichte der Schulen in der Kirchgemeinde Schwanden. Schwanden 1877.

Digitized by Google

Kuenlin, Franz, Der Kanton Freiburg, hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſch geſchildert. St. Gallen und Bern 1834.

Kummer, Dr. J., Geſchichte des Schulweſens im Kt. Bern. Bern 1874.

Meyer v. Knonau, G., Der Kanton Zürich, hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſch geſchildert. Zwei Bände. St. Gallen und Bern 1844.

Mörikofer, J. C., Die ſchweizeriſche Litteratur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.

L'Ordre du Collège de Genève. 1559.

Pfyffer, Dr. Kaſ., Der Kanton Luzern, hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſch geſchildert. 2. Band. St. Gallen und Bern 1859.

Raumer, Dr. K. von, Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen claſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit. Stuttgart 1847 ff.

Schmidt, K. A., Encyclopädie des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens. 11 Bände. Gotha 1859 ff.

Schmidt, Dr. K., Geſchichte der Pädagogik. Zweite Auflage, beſorgt durch Dr. W. Lange. Cöthen 1868 ff.

Secretan, E., Galerie suisse. Biographies nationales. Lausanne 1873 ff.

Stadtſchulen Luzern. Anhang der Schülerverzeichniſſe: 1870/71. Ueber das ältere Stadtſchulweſen in Luzern bis zum Jahr 1600. 1871/72: Die Knaben- und Mädchenſchulen in Luzern von 1600—1798.

Stähelin, Dr. E., Johannes Calvin. Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1863.

Strohmeyer, P., Der Kanton Solothurn, hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſch geſchildert. St. Gallen und Bern 1836.

Tissot, F., Calvin et les écoles. In L'Ecole, revue pédagogique et littéraire. VIII année. Lausanne 1880. No. 6—9.

Viſcher, Prof. Dr. W., Geſchichte der Univerſität Baſel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Baſel 1860.

Wolf, Prof. Dr. R., Biographien zur Culturgeſchichte der Schweiz. Erſter bis vierter Cyclus. Zürich 1858—1862.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

A. Vorgeschichte.

Seite

Schulwesen des Mittelalters 1

Monographien zur Geschichte des Mittelalters.

Karl der Große, von Dr. Ernst 21

Die Schule des Klosters St. Gallen, von Prof. Dr. G. Meyer v. Knonau 29

Frowin, Abt von Engelberg. Allg. deutsche Biographie. . . . 38

Felix Hemmerlin, von O. Hz. 38

Thomas Platter, von O. Hz. 41

B. Anfänge des Volksschulwesens.

Von den Einwirkungen der Reformation bis zu Ende des 18. Jahrhunderts 55

Monographien:

Heinrich Loriti, von O. Hz. 77

Ulrich Zwingli, von Dr. Ernst 78

Heinrich Bullinger, von Dr. Ernst 87

Petrus Dasypodius, von O. Hz. 95

Simon Lemnius Emporicus, von Decan Herold 96

Mathürin Cordier, von O. Hz. 98

Hans Ardüser, von Herold 100

Johannes Beatus Helius, von Dr. Meißner 102

Wilhelm Schey, von F. Fiala, Dompropst 107

Johann Wilhelm Gotthart, von F. Fiala 108

Johann Jakob Breitinger, von Dr. Ernst 111

Satzungen den Land-Schulen von den Obersten Schulherren der Statt Zürich fürgeschriben. Im Jahr 1684 118

Reformgedanken und Reformversuche des 18. Jahrhunderts 128

Monographien:

Jean Pierre de Crousaz, von Prof. Reitzel. 145

Johann Georg Sulzer, von O. Hz. 147

Jean Jacques Rousseau, von Prof. H. Breitinger 161

Pädagogische Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft, von O. Hz. . 183

Niklaus Emanuel Tscharner, von O. Hz. 195

Johann Rudolf Tschiffeli, von O. Hz. 200

Nikolaus Deluze, Abt von Bellelay, von O. Hz. 202

Johann Jakob Bodmer, von O. Hz. 205

Johann Jakob Breitinger, von O. Hz. 207

Johann Jakob Steinbrüchel, von O. Hz. 208

Digitized by Google

	Seite
Joh. Konrad Heidegger, von O. Hz.	210
Isaak Iselin, von Dr. Meißner	212
Martin Planta, von Herold	220
Joh. Peter Reſemann, von Herold	224
Ulyſſes v. Salis-Marſchlins, von Herold	225
Konrad Tanner, Abt von Einſiedeln, von Rector P. B. Kühne	227
Alexander César Chavannes, von Reitzel	232
P. Nivard Krauer, Conventual zu St. Urban, von Director Küttel	233
Franz Philipp Gugger, von F. Fiala	248
J. J. Altorfer, von Rector F. Zehender	252
Johannes Büel, von F. Zehender	256
Chriſtoph Jezler, von F. Zehender	262
Felix Waſer, von O. Hz.	266
Joſeph Ignaz Zimmermann, von F. Fiala	268
Leonhard Uſteri, von O. Hz.	271
Gründung und erſte Entwicklung der Töchterſchule in Aarau, von Pfr. E. Zſchokke	275
Die Förderung des Volksgeſangs im 18. Jahrhundert, von Pfr. H. Weber	277
Kaſpar Bachofen	278
Johannes Schmidlin	279
Heinrich Egli	282
Joh. Jakob Walder	283
Dr. med. Johann Konrad Amman, von F. Zehender	284
Heinrich Keller, von Director G. Schibel	287
Hans Konrad Ulrich, von G. Schibel	290
Quellenverzeichniß für die allgemeinen Abſchnitte	293

Digitized by Google

Geschichte

der

Schweizerischen Volksschule

in gedrängter Darstellung

mit

Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner

und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen

bis zur Gegenwart.

Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter

herausgegeben

von

Dr. O. Hunziker,
Lehrer der Pädagogik am zürcherischen Seminar in Küßnach.

Zweiter Band.

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1881.

Digitized by Google

C. Uebergangszeit.

Die Helvetik.

Der Zusammenbruch der französischen Monarchie in der großen Revolution, die mit 1789 ihren Anfang genommen, führte 1798 zum Einsturz der alten Eidgenossenschaft. Im März ward durch fränkische Truppen der Widerstand, den die westlichen Städtekantone Bern, Freiburg und Solothurn der Umwälzung entgegenzusetzen wagten, im Mai derjenige der demokratischen Kantone der Innerschweiz und des Ostens gebrochen; schon am 12. April 1798 hatte sich in Aarau die gesetzgebende Behörde der neuen Einen und untheilbaren helvetischen Republik constituirt.

Die Verfassung, welche die Schweiz erhielt, war nach dem Muster der damaligen französischen Directorialverfassung von Peter Ochs aus Basel entworfen worden. Sie hob den Unterschied von Herren und Unterthanen auf, und begründete über den Trümmern der bisherigen dreizehnörtigen Eidgenossenschaft den Einheitsstaat. An der Spitze desselben stand ein Directorium von 5 Mitgliedern, umgeben von einer ständigen gesetzgebenden Behörde, die aus zwei Körperschaften, dem Senat und dem Großen Rath bestand. Für die verschiedenen Zweige der Verwaltung waren dem Directorium durch die Verfassung vier Minister zur Seite gestellt; aber provisorisch erweiterte man vorderhand ihre Zahl auf sechs; alles war überhaupt provisorisch; die Zahl der Minister, der Umfang des Landes und die Zahl der Kantone, die Residenz der Regierung, der Wortlaut der Verfassung selber.

Und nicht nur ihr Wortlaut; sondern sehr bald wurden durch die Kriegsereignisse, die französische Einmischung, den Hader der Parteien die wesentlichsten Theile der Verfassung selbst wieder in Frage gestellt. Schon am 7. Januar 1800 erfolgte ein Staatsstreich, der das Directorium aufhob; und von da an bildet die Helvetik nur noch ein Chaos von Versuchen, sei's den Charakter des Einheitsstaates zu retten, sei's eine

Digitized by Google

bedeutende Decentraliſation für die definitive Geſtaltung durchzuſetzen. Von Luzern, wo ſie im September 1798 ihren bleibenden Sitz aufgeſchlagen, ſiedelte die Centralregierung ſchon im Mai 1799 wegen der Annäherung der fremden Heere nach Bern über; hier vertrieb ſie der ſteigende Abfall im eigenen Land im September 1802; ſie zog ſich nach Lauſanne zurück und führte hier ein Schattendaſein weiter; bis am 4. Oktober des nämlichen Jahres der neue Gebieter Frankreichs, der erſte Conſul Napoleon Bonaparte, mit ſeiner Vermittlung dazwiſchen trat, der Regierung die Rückkehr nach Bern befahl, und die Vertreter der Parteien zur Conſulta nach Paris entbot. Die neue Bundesverfaſſung, welche die Eidgenoſſenſchaft daſelbſt aus der Hand des „erhabenen Vermittlers" erhielt — die Mediationsverfaſſung — trat am 10. März 1803 ins Leben, und damit endeten die Todeskämpfe des Traumes eines helvetiſchen Einheitsſtaates, deſſen fünfjähriger Beſtand eine Zeit namenloſen Elendes und Wirrwarrs und zugleich der Verſuche höchſte Ideale zu verwirklichen geweſen war.

Es iſt nicht unſere Aufgabe, die äußeren Verhältniſſe der helvetiſchen Periode hier näher zu verfolgen; auch das nicht, über Licht- und Schattenſeiten derſelben im Allgemeinen uns mit unſerm Urtheile zu ergehen. Wir haben uns einfach zu fragen, was ihre Beſtrebungen und Reſultate auf dem Gebiete des Volksſchulweſens waren und wie ſie ſich zur Vergangenheit und Folgezeit verhalten.

Vergleichen wir die Gedanken, die in der helvetiſchen Verfaſſung und Verwaltung zu Tage liegen, mit der frühern Periode, ſo fällt vor allem Ein großer Gegenſatz auf. Der alte Staat hatte bei möglichſter Sparſamkeit für die Verwaltungszwecke des Gemeinweſens ſich weſentlich auf dieſe beſchränkt, und für Culturzwecke faſt nur inſoweit Sinn gezeigt, als er der Kirche, die aus eigenen Mitteln für dieſelben eintrat, Schutz verliehen und ſie möglichſt ſeinen eigenen Intereſſen dienſtbar gemacht hatte. Die helvetiſche Periode hingegen nahm die Aufgaben der Cultur ſelbſtändig in ihre Hand, ſetzte das Ideal des Staatsweſens in die Begründung der Glückſeligkeit des Volkes und ſuchte durch ihre Maßnahmen von oben herab und vom Ganzen aus auf dieſelbe hinzuwirken. Ihren claſſiſchen Ausdruck findet dieſer philanthropiſche Grundcharakter in dem wol als Verfaſſungsartikel einzig in ſeiner Art daſtehenden Satz 14 der helvetiſchen Conſtitution von 1798: „Der Bürger iſt ſich dem Vaterlande, ſeiner „Familie und den Bedrängten ſchuldig. Die Freundſchaft iſt ihm heilig; „er opfert ihr aber keine ſeiner Pflichten auf. Er ſchwört allen perſönlichen „Haß und alle Eitelkeit ab. Er will nur die moraliſche Veredlung des „menſchlichen Geſchlechts, er ladet ohne Unterlaß zur ſüßen Bruderliebe

Digitized by

„ein; sein Ruhm ist die Achtung guter Menschen, und sein Gewissen ent„schädigt ihn, wenn man ihm ungerechter Weise diese Achtung versagt."

Wie lebhaft erinnert dieser Satz und so noch manche aus der nämlichen Urkunde an die menschenfreundliche Schwärmerei Isaak Iselins und die süßen „Rührungen", die so oft in der Darstellung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach uns begegnen! Und in der That, es sind nicht blos die gleichen Gefühle, die hier wieder Ausdruck finden, es sind auch nachweisbar die Schüler der Männer, die in Schinznach und Olten getagt, die Männer selber, die in den letzten Versammlungen in Aarau das jüngere Geschlecht repräsentirt hatten — Ochs, Legrand, Escher, Usteri, Rengger* — diese sind es, die nach dem Zusammensturz der alten Eidgenossenschaft zur Leitung des Neubaus berufen wurden. Wovon man geträumt, das sollte jetzt Wirklichkeit werden; und in Licht- und Schattenseiten stellt sich die Helvetik mit ihren Culturbestrebungen einfach als die ins Staatsleben übersetzte helvetische Gesellschaft dar.

Und nun — hatte denn nicht das Project einer Anbahnung nationaler Erziehung in Balthasars patriotischem Traum der helvetischen Gesellschaft den ersten geistig anregenden Gehalt gegeben, waren nicht Erziehungswünsche je und je in den Präsidialreden mit der Wachrufung des nationalen Sinns Hand in Hand gegangen! Die Zeit war jetzt da, die Hand an den Pflug zu legen und den Versuch zu machen, die Saat ins öffentliche Leben auszuwerfen. Schon die helvetische Verfassung hatte einem ihrer vier Minister neben der Sorge für die öffentlichen Gebäude, Brücken und Straßen die schönen Künste und Wissenschaften zugetheilt; bei der Vermehrung der Zahl der Minister auf sechs wurden sie der ausschließliche Wirkungskreis des Ministers Philipp Albert Stapfer* von Brugg, der am 2. Mai 1798 gewählt ward, und in seiner Hand erhielt dieser Wirkungskreis thatsächlich seinen Mittelpunkt in den Bestrebungen für Begründung eines nationalen Unterrichtswesens.

Als im Mai der letzte Widerstand gegen die neue Staatsordnung niedergeworfen war und am 28. Juni 1798 durch französischen Einfluß der energische Laharpe mit Ochs in das Directorium trat, machte diese Behörde den ernstlichen Versuch an die Lösung der principiellen Aufgaben des jungen Staatswesens zu gehen. Schon am 23. Juli ließ sich das Directorium bevollmächtigen, die nöthigen Gesetze für das Unterrichtswesen vorzubereiten und während eine Reihe hervorragender Männer geistlichen und weltlichen Standes dem Minister Projecte für die Gestaltung desselben einsandten, wurde zu Anfang August vorläufig die Wahl von Erziehungsräthen und Schulinspectoren in den Kantonen angeordnet. Um die Bevölkerung aufzuklären und die nothwendige Fühlung mit derselben

seitens der Regierung zu gewinnen, ward das „Helvetische Volksblatt" geschaffen, dessen Redaction zuerst Pestalozzi übernahm. Stapfer bemühte sich, zur Verbesserung der Lehrerbildung die Begründung von Seminarien in den Kantonen zu Stande zu bringen; ohne indeß weder hierin noch mit dem nachmaligen Versuch wenigstens ein helvetisches Seminar zu begründen, dauernde Resultate zu erzielen[1]. Er befürwortete Pestalozzis Entwurf einer Erziehungsanstalt und veranlaßte das Directorium nach der Katastrophe in Nidwalden, Pestalozzi als Leiter des von der Regierung in Stans zu begründenden Waisenhauses zu bezeichnen. Gleichzeitig arbeitete Stapfer ein Unterrichtsgesetz aus, das Directorium berieth dasselbe durch und legte es am 18. November 1798 den gesetzgebenden Räthen vor. In der Botschaft, mit der es den Entwurf begleitete, sind die Gedanken, die den Hintergrund desselben bilden, präcisirt und besser als alles charakterisiren diese Botschaft und der Entwurf selbst was die Helvetik für die Schule anstrebte. Wir fügen sie daher im Wortlaute ein:

Botschaft des Vollziehungsdirectoriums an die Gesetzgeber und Gesetzesvorschlag.

Luzern, den 18. November 1798.

Bürger Gesetzgeber!

Seit unserer Ernennung waren wir mit den unerläßlichsten Vorkehrungen für die Befriedigung der dringendern Bedürfnisse eines unter den Waffen und durch die Auflösung aller vorigen Verhältnisse entstandenen Freistaats beschäftigt, und konnten, unter dem Drang der Ereignisse und der Pflichten, welche auf unsere Sorge das erste Anspruchsrecht hatten, kaum von Zeit zu Zeit einen Nebenblick der schützenden Wachsamkeit auf die Volksschulen und höhern Erziehungsanstalten der helvetischen Nation werfen.

Allein da jetzt unsere auf die unverjährbaren Rechte der Menschheit gegründete Staatsverfassung alle Hindernisse überwunden hat, die Unwissenheit, Fanatismus und Uebelgesinntheit derselben entgegen setzten; so dürfen wir auch in denjenigen Theilen der Staatsverwaltung zu wirken anfangen, welche zwar nicht Gegenstand unserer ersten Sorge sein konnten, aber gewiß Ihrem und unserm Herzen am nächsten liegen.

Sie ahnen gewiß schon, Bürger Gesetzgeber! daß wir von dem öffentlichen Unterricht und der Volksbildung sprechen wollen.

Rettung, Verbesserung und Erweiterung unserer Erziehungsanstalten, Erhaltung und Vervollkommnung der Veredlungsmittel unsrer Nation, sind heilige Mittel, die um so viel wichtiger sind, je näher ihre Erfüllung das jetzige und die kommenden Geschlechter zugleich betrifft, — und je gewisser sie allein unsre Mitbürger sowol zum Vollgenuß ihrer wiedererlangten Freiheit hinführen, als auch gegen alle künftigen Eingriffe in ihre Rechte sichern kann.

---

[1] Das Nähere über diese merkwürdigen Bestrebungen giebt ausführlich **Morf**, zur Geschichte Pestalozzis, S. 39 ff.

Digitized by Google

Kein Staat ist durch seine innere Einrichtung lauter aufgefordert, die Ausbreitung nühlicher Kenntnisse unter allen seinen Bürgern und die Veredlung des Nationalcharakters zum Hauptzweck der Bemühungen seiner Beamten zu machen, als derjenige, dessen Verfassung allen Bürgern gleiche Rechte zusichert und den Zugang zu allen Stellen ohne Ausnahme öffnet.

In Ländern, wo nur einige oder wenige Familien sich das Recht anmaßen, Vormünder und Führer der übrigen zu sein, ist es begreiflich, oder selbst Vorsichtsmaßregel, daß der Volksunterricht als Nebensache behandelt oder gar aus Furcht der Aufklärung, mit welcher das Menschengeschlecht mündig wird, vernachlässigt werde.

Aber da, wo die Volksgunst jeden ohne Ausnahme zu den ersten Stellen des Staats erheben und ihm einen Einfluß verschaffen kann, der in den Händen der Unwissenheit oder des Eigennutzes zum Verderben des gemeinen Wesens wird, da die Belehrung und Ausbildung des Volkes nicht zum Hauptgeschäfte machen, heißt in der That, das Heil des Vaterlandes auf die unverantwortlichste Weise aufs Spiel setzen. Wenn das Steuerruder jedem Schiffsmann nach der Reihe, oder irgend einem ohne Ausschließung eines einzigen in die Hände gegeben werden kann: so ist es ja der ganzen Mannschaft daran gelegen, daß keiner ins Schiff trete, welchem es an Kenntnissen und Tüchtigkeit zur Führung des Steuers gebricht.

Allein auch zum Wählen braucht es Einsicht und Rechtschaffenheit; und wenn es wahr ist, daß die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten eines Volkes durch Stellvertretung diejenige Staatsform ist, welche die Entwicklung aller Menschenkräfte und ihre Vervollkommnung ins Unendliche am wirksamsten befördert; so ist es nicht weniger auffallend, daß die Aufregung aller Leidenschaften und der Wettstreit aller Talente, welche jene Regierungsart veranlaßt, nur durch allgemeine, gleichförmige und der Sittlichkeit günstige Volksbildung fürs gemeine Beste wohlthätig gemacht werden kann.

Sie werden also, Bürger Gesetzgeber! es gewiß eine Ihrer angelegentlichsten Sorgen sein lassen, für die Verbesserung und Erweiterung des Erziehungswesens der Nation in Ihrer Weisheit zu sorgen, sobald die dringendsten Bedürfnisse der Gesetzgebung und Verwaltung durch Ihre Beschlüsse befriedigt sein werden.

Allein noch bevor Ihr einen allgemeinen und umfassenden Blick auf alle Bildungsanstalten der helvetischen Nation werdet werfen können, so ist es durchaus nothwendig, durch einige vorläufige Einrichtungen denjenigen Theil des Unterrichts zu beleben, welcher bisher am meisten vernachlässigt wurde. Es ist nur zu bekannt, in welchem elenden Zustande sich die Volksschulen fast überall in Helvetien befinden. An vielen Orten sind gar keine Schulhäuser; an andern sind sie nicht hinreichend für die Bedürfnisse des Unterrichts oder höchst unbequem eingerichtet.

Die Schulmeister sind schlecht besoldet. Es fehlt ihnen an den Kenntnissen und Fertigkeiten selbst, welche sie ihren Lehrlingen beibringen sollen; die Lehrgegenstände reichen keineswegs an die Bedürfnisse des Menschen, der seine Würde fühlen, und des Bürgers, der seine Rechte kennen, seine Pflichten erfüllen soll. Die Lehrart ist verkehrt, vernunftwidrig, die Schulzucht ist bald zu streng, bald zu nachlässig und auf alle Fälle unzureichend. Die irre geleiteten Begriffe des Volks haben auch in diesem Theile der gesellschaftlichen Verhältnisse, unter dem Vorwande der Freiheit, Zügellosigkeit veranlaßt, Frechheit erzeugt und Rohheit begünstigt.

Es ist dringend, daß diesen Mängeln abgeholfen und die größten Lücken des Volksunterrichts ausgefüllt werden. Dann erst, wenn unsre ausgebildeten Mitbürger sehen werden, daß ihre Veredlung und ihr Menschenwerth uns am Herzen liegen, daß

Digitized by Google

wir ſie gerne in allen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften unterrichten, die wir ſelbſt als höchſt wohlthätig und nützlich durch eigenes Studium kennen, wenn ſie ſehen, daß es uns nicht blos daran gelegen iſt, ſie zu gehorſamen und ruhigen Untergebenen und zu tauglichen Werkzeugen der Regierung zu machen, ſondern daß wir ſie zur Selbſtſtändigkeit zu erziehen, ſie zum Selbſtdenken, Selbſturtheilen, Selbſthandeln und zur Selbſtachtung, kurz zum Genuß eben der Vorzüge emporzuheben ſuchen, welche den Gebildeteſten unter uns wahre Unabhängigkeit und mit frohem Selbſtgefühl ächte Freiheit verſchafften; dann erſt werden ſie glauben, daß die Revolution nicht blos ein von der Laune des Glücks herrührender Herrſcherwechſel, ſondern eine wahre Wiedergeburt des Staats, eine Veränderung ſei, welche auf das allgemeine Beſte und die Achtung gegen die Menſchheit berechnet war; erſt dann werden ſie über die vorübergehenden Uebel, welche dieſe Umwälzung veranlaßte, weg, auf den bleibenden Gewinn ſehen, welcher für ihre Nachkommen aus derſelben erwachſen muß.

Ihr werdet alſo, Bürger Geſetzgeber! zuerſt einen Unterricht veranſtalten, der alle Volksclaſſen umfaſſe, und jeden Bürger des Staats bis auf denjenigen Grad der Einſicht und Fähigkeit fortbilde, auf welchem er einerſeits ſeine Menſchenrechte und Bürgerpflichten genau kenne und auszuüben verſtehe, anderſeits in einem Beruf, der ihn ſeinen Mitbürgern nothwendig macht und ihm eine ſichere Unterhaltungsquelle eröffnet, mit Luſt zur Arbeit ohne Schwierigkeit fortkomme.

Dieſer bürgerliche Unterricht wird ſo beſchaffen ſein, daß durch die Art, wie die nöthigſten Kenntniſſe den Lehrlingen beigebracht würden, die Seelenkräfte ſelbſt geweckt und an freie ungehinderte Wirkſamkeit gewöhnt werden. Er wird nach der Verſchiedenheit des Orts, der Hülfsquellen und der Geſchicklichkeit der Lehrer mehr oder weniger umfaſſend ſein, und ſich von den Elementar- oder Landſchulen durch alle Grade, deren ſie nach Beſchaffenheit der Gemeinden und nach der Menge ihrer Hülfsquellen fähig ſind, bis zu vollkommnern Realſchulen in den Hauptſtädten der Kantone erweitern. Mit dieſen Anſtalten zur bürgerlichen Bildung werden Induſtrieſchulen[1] in denjenigen Gemeinden verbunden werden, welche die Hülfsmittel dazu beſitzen.

Dieſer bürgerliche Unterricht wird wolfeil, für Arme unentgeltlich und gleichförmig ſein müſſen. Sein Zweck iſt die Gleichheit der Rechte gegen die Ungleichheit der Mittel, welche jene immerfort bedroht, möglichſt zu ſichern, und den Bürger mit ſeinen Rechten und Pflichten vertraut zu machen, denſelben auch in Stand zu ſetzen, ſie mit öffentlichem und Privatvortheil auszuüben. Wer denſelben nicht genoſſen haben wird, oder die Kenntniſſe und Fähigkeiten ſich nicht ſonſt erwarb, die er dem Bürger zu verſchaffen beſtimmt iſt, ſollte weder in den Urverſammlungen noch in irgend einem Amte zum Dienſte des Staats zugelaſſen werden. Denn wodurch kann ſeinen Mitbürgern wahrſcheinlich oder bekannt ſein, daß er die Fähigkeit und den Willen habe, ſeine Rechte zu ihrem Beſten auszuüben, wenn er dieſe Gewährleiſtung nicht aus den öffentlichen Bürgerſchulen mitbringt!

Allein neben dieſem allgemeinen bürgerlichen Unterricht iſt eine gelehrte Bildung zur Erhaltung und Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe nothwendig. Der Staat kann es nicht aufs Gerathewohl und auf die Privatinduſtrie ſeiner Bürger ankommen laſſen, ob ſich geſchickte Baumeiſter und Ingenieurs, einſichtsvolle und ſorgfältige Aerzte, gewiſſenhafte und aufgeklärte Sittenlehrer, helldenkende Geſetzgeber, fähige Regenten, ſachkundige Richter, und in außerordentlichen Umſtänden erfindungsreiche Künſtler oder ſinnvolle Gelehrte vorfinden werden, die dem jedesmaligen Be-

[1] Ohne Zweifel im Sinn „beruflicher Gewerbeſchulen“.

Digitized by Google

dürfniß auf eine befriedigende Art abhelfen oder den Staat aus der Verlegenheit durch neue Inventionen und paſſende Vorkehrungen ziehen. Nächſtdem iſt es unläugbar, daß Stillſtand Rückſchritt iſt, und daß der Unterricht, wenn er nicht beſtändig vorwärts rückt und ſich mit den wachſenden Bedürfniſſen erweitert, in Verfall geräth. Alſo werden Männer erfordert, die aus der Sphäre ausgebreiteter und gründlicher Gelehrſamkeit den populären Belehrungsanſtalten immerfort neuen Nahrungsſtoff und friſche Säfte zuführen.

Ihr werdet alſo, Bürger Geſetzgeber! eine zweite Klaſſe von Lehranſtalten nöthig erachten, Anſtalten zum gelehrten Unterricht oder zur politiſchen Bildung, durch welche die ausgezeichneten Köpfe ausgebildet und in den Stand geſetzt werden können, dem Staate in irgend einem Zweige öffentlicher Arbeiten als Aerzte, Rechtsgelehrte, Sittenlehrer, Beamte, Künſtler, Ingenieurs u. ſ. w. zu dienen.

Zur Erlangung dieſer Geſchicklichkeit bedarf es mannigfaltiger Vorkenntniſſe und Vorbereitungen, die eine beſondere Art von Schulen, Gymnaſien, erfordern. In dieſen Vorbereitungsanſtalten werden zwar zum Theil die nämlichen Lehrgegenſtände vorgetragen, welche in den Bürgerſchulen vorkamen, aber wiſſenſchaftlich behandelt, aus ihren Gründen hergeleitet und mit mehr Sorgfalt erläutert.

Der Lehrling erhält in denſelben den Vorrath von Ideen und den Grad von Vernunftbildung, welche er zum leichten und fruchtbaren Erlernen irgend einer von jenen Geſchicklichkeiten, ohne die kein Gemeinweſen beſtehen und ſich vervollkommnen kann, nothwendig mitbringen muß.

Unglaublich viel an Zeit und Kraftaufwand wird dereinſt gewonnen werden, wenn aus jenen Vorſchulen oder Gymnaſien alle Lehrbegriffe und Uebungen verbannt ſein werden, die nicht blos vorbereitend ſind, und wenn alle angewandten Wiſſenſchaften für den höhern Unterricht einer Centralſchule aufbewahrt werden.

Dieſe Schule wäre ein allumfaſſendes Inſtitut, worin alle nützlichen Wiſſenſchaften und Künſte in möglichſter Ausdehnung und Vollſtändigkeit gelehrt und durch die vereinten Nationalkräfte von den reichſten Hülfsmitteln umringt würden. Aus dieſer Anſtalt gienge ein Ausſchuß der fähigſten und verdienteſten Männer hervor, welche ganz den höhern Wiſſenſchaften und der Erweiterung des Gebiets menſchlicher Einſicht und Kunſtfähigkeit lebten. Da würfe Niemand die Frage auf, wozu dieſe oder jene Unterſuchung nütze? Den Forſchungen würde keine Grenze geſteckt, weil man ſich erinnerte, daß ohne Lavoiſiers Erfindungen[1] der fränkiſchen Nation das Werkzeug ihrer Vertheidigung und des Triumphs über die Feinde der Freiheit gefehlt hätte.

Die Schule, worin der junge Bürger eine aus jenen Geſchicklichkeiten zu öffentlicher Arbeit erwürbe, müßte eine Einzige für ganz Helvetien ſein. Die Gründe dieſes Vorſchlages, Bürger Geſetzgeber! werden Ihrer Einſicht und Vaterlandsliebe nicht entgehen. Die Grundlagen unſerer Verfaſſung, beſonders das Bedürfniß der Einheit in Grundſätzen und Geſinnungen, deuten alle auf eine ſolche einzige Univerſität oder Centralanſtalt hin.

Die unglückliche Trennung der Kantone, und der Geiſt der Ausſchließung und des Eigennutzes haben zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß ihre gänzliche Ausrottung durch irgend ein anderes als das langſam aber ſicher wirkende Mittel einer öffentlichen, allgemeinen und gleichförmigen vaterländiſchen Erziehung bewerkſtelligt werden könnte

---

[1] Antoine Laurent Lavoiſier (1743—94), berühmter Chemiker, ſeit 1768 Oberaufſeher über die Schießpulverbereitung in Frankreich, in der er weſentliche Verbeſſerungen einführte. (Pierer, Lexikon.)

Digitized by Google

Die jungen Helvetier, welche ſich irgend einem Zweige öffentlicher Arbeiten zu widmen gedenken, müſſen aus allen Gegenden der Republik in einer Centralanſtalt zuſammenſtrömen. Hier werden ſie unter den Augen der Nation zu ihrer Beſtimmung hinanreifen.

Hier werden ſie in den Jahren, wo der Kopf für Belehrung, das Herz für freundſchaftliche Gefühle offen iſt, mit Jünglingen der verſchiedenſten Kantone und Culturgrade Verbindungen eingehen, und aus dem gemeinſchaftlichen begeiſternden Unterrichte aufgeklärter und patriotiſch geſinnter Lehrer Grundſätze und Entſchlüſſe wieder nach Hauſe tragen, welche bald in die entlegenſten Thäler unſers Vaterlandes Einheit der Abſichten und Geſinnungen verbreiten müſſen.

Die fähigſten Jünglinge werden, wenn ſie dürftig ſind, aus den Bürgerſchulen auf Koſten der Nation in die Gymnaſien verpflanzt und aus dieſen die vorzüglicheren Köpfe nach der Centralſchule geſchickt werden, um ſich da, unter öffentlicher Aufſicht, in Vereinigung mit der Blüthe der helvetiſchen Jugend, zum Dienſte des Vaterlandes in allen Zweigen gemeinnütziger Arbeiten auszubilden.

Die Nation wird bei Wahlen öffentlicher Beamter nicht mehr verlegen ſein, auf welche Männer ſie ihre Wahl fallen laſſen wolle.

In den Jünglingen, die ihre Bildung auf der vaterländiſchen Centralſchule erhalten haben, wird ſie die Einſicht und Fähigkeit antreffen, welche ſie von ihren höhern Beamten fordern muß, und deren Garantie ſie nur in dem Umſtand finden kann, daß derjenige, dem das Wohl der Nation anvertraut wird, auf der Nationallehranſtalt ſchon Proben ſeiner Geſchicklichkeit und Denkart öffentlich gegeben habe.

Dieſes Inſtitut wird der Brennpunkt der intellectuellen Kräfte unſerer Nation, das Verſchmelzungsmittel ihrer noch immerfort beſtehenden einzelnen Völkerſchaften und der Stapelort der Cultur der drei gebildeten Völker ſein, deren Mittelpunkt Helvetien ausmacht.

Es iſt vielleicht beſtimmt, deutſchen Tiefſinn mit fränkiſcher Gewandtheit und italieniſchem Geſchmack zu vermählen, und den Grundſätzen der Revolution durch ihre Vereinigung mit den Lehren einer ehrfurchtgebietenden Rechtſchaffenheit unwiderſtehbaren Eingang in die Herzen der Menſchen zu verſchaffen.

Denn mit allen dieſen Anſtalten zur techniſchen Bildung unſerer Mitbürger muß der moraliſche Unterricht gleichen Schritt halten. Kräfte wecken, entwickeln, üben, Fähigkeiten nähren, Fertigkeiten erzeugen, reicht zur Ausbildung des Menſchen nicht hin. Es muß auch für den guten Gebrauch dieſer geſchärften Werkzeuge, für die wohlthätige Richtung jener Kräfte geſorgt werden. Bildung ohne Veredlung iſt nur die Hälfte der Erziehung. Nebſt Unterrichts- und Bildungsmitteln ſind Anſtalten zur Entwicklung und Schärfung des ſittlichen Gefühls nicht weniger nothwendig.

Wir fühlen es wohl, Bürger Geſetzgeber! daß dringendere Geſchäfte Ihre Aufmerkſamkeit noch einige Zeit von den Angelegenheiten der öffentlichen Erziehung abziehen müſſen, und daß die Umſtände es noch nicht erlauben, an die Ausführung eines ſo umfaſſenden Planes, als der oben nach ſeinen Hauptumriſſen gezeichnete iſt, in dieſem Augenblicke zu denken.

Allein Etwas muß gethan, und wenigſtens einige vorläufige Maßregeln, welche zugleich den Weg zur künftigen, leichtern und ſchnellern Vollziehung jenes oder eines ähnlichen Entwurfs anbahnen würden, müſſen zur Abhelfung der dringendſten Bedürfniſſe ſchleunigſt genommen werden.

Unter dieſen verdient das einer beſſern Einrichtung und freigebigern Unterſtützung des Landſchulen-Unterrichts die erſte Stelle.

Zwar wünſchten wir, Bürger Geſetzgeber! daß es Ihnen gefallen möchte, durch

Digitized by Google

ein beſonderes Decret die Nothwendigkeit der Errichtung eines Nationalinſtituts der Künſte und Wiſſenſchaften vorläufig anzuerkennen, und dem Vollziehungsdirectorium die Sorge für ſeine Bewerkſtelligung aufzutragen. Es wäre das wirkſamſte Mittel zur gänzlichen Zerſtörung des Föderalismus und zur reellen Einführung unſrer Conſtitution; es würde uns in den Augen aller Menſchenfreunde heben und unſrer Revolution einen Charakter von durchgedachter Planmäßigkeit und humaner Philoſophie geben, die ihr die Achtung aller Freunde der Aufklärung und der Culturfortſchritte unſers Geſchlechts abgewönne; es würde endlich die Organiſirung des ganzen Erziehungsweſens ungemein erleichtern. Wenn einmal der oberſte Punkt feſtgeſetzt iſt, ſo laſſen ſich die Stufen, die zu demſelben hinführen ſollen, leichter und genauer beſtimmen. Denn dieſe ſind Mittel zum Zwecke, und dieſer muß angewieſen ſein, wenn jene darnach berechnet werden ſollen.

Das Inſtitut würde Lehrer und Werkzeuge zur Organiſirung der untern Anſtalten herbeiſchaffen, und eine belebende Aufſicht über dieſelben verbreiten. Wäre nur die Nothwendigkeit desſelben, dem Princip nach, von dem Geſetzgeber anerkannt, ſo würde dieſer Ausſpruch ſchon hinreichen, den Grund dazu ſogleich zu legen.

Allein ein weit dringenderes Bedürfniß noch als die Errichtung der polytechniſchen oder encyclopädiſchen Schule iſt die Verbeſſerung des erſten Unterrichts der jungen Bürger auf dem Lande.

Der rettende Arm des Vaterlandes muß ſich zuerſt nach dieſen lallenden und hülfloſen Zöglingen der Natur ausſtrecken: die Sorge für ſie iſt die Schuld, die es zuerſt abtragen ſoll.

Der Elementarunterricht in den Bürgerſchulen ſollte ſich freilich auf alle Kenntniſſe und Uebungen erſtrecken, ohne welche der Menſch nie zum vollen Gefühl ſeiner Würde und Beſtimmung, der Bürger nie zur genauen Kenntniß ſeiner Rechte und Pflichten gelangt; er ſollte die phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Kräfte des Jünglings bis zur Gründung der Selbſtſtändigkeit ausbilden. Er ſollte denſelben in Stand ſetzen, das Maß ſeiner Talente zu ſchätzen, und ihn zu demjenigen Beruf gehörig vorbereiten, der ſeinen Fähigkeiten am angemeſſenſten und zugleich für ſeine Bedürfniſſe hinreichend wäre. Er müßte demnach, außer einer genauen Anleitung zum richtigen Leſen, Sprechen und Schreiben in der Mutterſprache und Rechnen, ſich über die Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache für das deutſche, der deutſchen für das franzöſiſche und beider Sprachen für das italieniſche Helvetien, über die Planimetrie, einige Kenntniß der Naturgeſchichte, der Phyſik, Geographie und Geſchichte, die nützlichſten Gewerbe und Handwerke, den Bau des menſchlichen Körpers, ſeine Verrichtungen und die nothwendigſten Geſundheitsregeln, über die Hauswirthſchaft und die Buchhaltung, die Conſtitution, die wichtigſten Geſetze, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und die Moral verbreiten.

Denn jeder Menſch ſoll ja zur Humanität, d. i. zum leichten und ſittlichen Gebrauch ſeiner Kräfte in allen ſeinen Verhältniſſen ausgebildet werden.

Der Staat iſt nur Mittel zu dieſem Zweck, und ſoll dem Bürger zu ſeiner Erreichung verhelfen, alſo zur Bildung ſeiner phyſiſchen Anlagen, ſeiner ſinnlichen Vermögen, ſeines Verſtandes und ſeines Willens, zur Kenntniß ſeiner Verhältniſſe zur Natur, zur Geſellſchaft überhaupt und zum Staate insbeſondere, damit er dieſe Verhältniſſe zu ſeinem Zwecke benutzen könne.

Allein dieſer Plan iſt vorderhand unausführbar und wird es noch lange bleiben! Das Vorhandene, ſo mangelhaft und dürftig es iſt, muß als der Keim behandelt werden, aus dem eine ſorgfältige Pflege nach und nach etwas beſſeres entwickeln ſoll.

Digitized by Google

Die Nachrichten, welche wir über die Fähigkeit der großen Mehrheit der Landschullehrer und die Hülfsmittel des Unterrichts eingezogen haben, erlauben uns in diesem Augenblicke nicht, unsere Wünsche für Unterstützung und Verbesserung der Volksschulen über die engen Grenzen des folgenden Plans auszudehnen, welcher sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, die Anfangsgründe der Muttersprache, die Kenntniß der Constitution, einige Uebungen des Gedächtnisses und der Urtheilskraft vermittelst eines einzuführenden Lesebuchs und ausführlichen moralischen Unterricht einschränkt, und den wir hiemit Ihrer einsichtsvollen Prüfung vorlegen.

Nur noch das Verlangen können wir, Bürger Gesetzgeber! nicht unterdrücken, daß Sie uns begwältigen, diesen Plan für diejenigen Gemeinden zu erweitern, wo die Hülfsmittel und die Lehrer diese Ausdehnung fordern oder gestatten.

Republicanischer Gruß.

Der Präsident des vollziehenden Directoriums,
Laharpe.
Im Namen des Directoriums,
der General-Secretär Mousson.

Vorschlag eines Gesetzes für die untern Bürgerschulen.

Erster Titel.

Bestimmung und Vertheilung der Schulen.

1) Die Absicht der untern Bürgerschulen ist überhaupt, den Kindern sowol des einen als des andern Geschlechts einen Unterricht zu ertheilen, welcher sie mit den Rechten und Pflichten des Menschen und des Bürgers bekannt mache, und sie zu dem nöthigen Grad von Fähigkeit erhebe, um irgend einen Beruf erwählen zu können, wodurch sie ihren Mitbürgern nützlich werden.

2) Die schon vorhandenen Primarschulen sollen wo möglich beibehalten, und in jedem Dorf und in jeder Section großer Gemeinen wenigstens eine Schule errichtet werden.

3) In Gegenden, wo die Wohnplätze sehr zerstreut sind, kann das Directorium noch eine zweite Schule errichten.

4) Die Regierung kann den Schullehrern Gehülfen beiordnen, wenn sie die Nothwendigkeit derselben zur Ertheilung ihres Unterrichts beweisen können.

Zweiter Titel.

Von den Personen, welche den ersten Unterricht ertheilen, empfangen, und darüber die Aufsicht haben sollen.

Erstes Capitel: Von den Erziehungsräthen.

1) In jedem Hauptorte eines Kantons soll ein Rath für die öffentliche Erziehung eingesetzt werden, und zwar auf folgende Art:

I. Der Minister des öffentlichen Unterrichts soll in jedem Hauptort, wo eine Akademie oder höhere Lehranstalt ist, zwei Professoren, und wo nur eine untere Lehranstalt ist, zwei Lehrer wählen. Wenn das Directorium diese Wahl bestätigt, so sind sie Glieder des Erziehungsrathes.

Digitized by Google

II. Die Verwaltungskammer[1] soll ein Verzeichniß von zehn Bürgern entwerfen, welche sich leicht im Hauptort versammeln können, sich durch ihre Einsichten und ihren sittlichen Charakter auszeichnen und zu verschiedenen Berufsclassen gehören.

III. Dieses Verzeichniß soll dem Statthalter übergeben, und von ihm mit seinen Bemerkungen über die Verdienste dieser vorgeschlagenen Bürger begleitet, dem Minister der Wissenschaften eingesandt werden.

IV. Der Minister wird die eingesammelten Berichte über die Fähigkeit dieser zehn Candidaten zum Erziehungsrathe dem Directorium vorlegen, und das Directorium wird fünf aus denselben je zu Mitgliedern des Erziehungsrathes ernennen.

V. Der Minister wird sich ein Verzeichniß von allen einsichtsvollen und fähigen Männern in jedem Kanton verschaffen.

VI. Das Directorium wird aus diesen Männern eine Anzahl, die nicht über zehn steigen darf, auswählen, um sie dem Erziehungsrathe beizuordnen.

VII. Diese Bürger können dem Erziehungsrathe mit Sitz und Stimmrecht beiwohnen, so oft sie sich im Hauptort des Kantons befinden. Kein wichtiger Beschluß kann gefaßt, noch eine Lehrstelle vergeben werden, bevor sie der Präsident des Erziehungsrathes vorläufig und schriftlich um ihre Meinung angefragt hat.

VIII. Ein von dem Directorium dazu ernanntes Mitglied der Verwaltungskammer soll diesem Erziehungsrathe vorstehen. Es kann seine Verrichtungen einem Mitgliede des Erziehungsrathes übertragen, welches in seiner Abwesenheit den Vorsitz führt.

2) Alles, was die Disciplin in den Akademien, Gymnasien und Schulen des Kantons, die Beförderung der Schüler, den Unterricht, die Elementarbücher, die zu lehrenden Wissenschaften und die Anordnung und die Lehrart betrifft, gehört zu dem Geschäftskreise des Erziehungsrathes, und sind die Gegenstände seines unmittelbaren Briefwechsels mit dem Erziehungsminister.

3) Der Erziehungsrath soll in jedem Districte einen Schulinspector oder Aufseher über den öffentlichen Unterricht ernennen.

4) Dieser Aufseher wird darüber wachen, daß die Schulen der Gemeinden mit tüchtigen Lehrern besetzt seien und daß dieselben ihre Pflichten erfüllen.

5) Der Minister der Wissenschaften wird einen Entwurf von Instructionen für die Aufseher über die öffentliche Erziehung abfassen, welche ihnen zur Richtschnur dienen sollen, sobald sie vom Directorium genehmigt sind.

Zweites Capitel: Von den Lehrern und Schülern.

1) Die Lehrer sollen durch den Erziehungsrath ernannt werden, nachdem sie von dem Aufseher des Districts, zu welchem die zu besetzende Stelle gehört, vorgeschlagen sein, und die von der Regierung [vor]geschriebenen Prüfungen bestanden haben werden, mit Vorhalt der Genehmigung des Directoriums.

2) Die Klagen gegen die Lehrer sollen unmittelbar vor den Erziehungsrath gebracht werden.

3) Wenn der Erziehungsrath findet, daß sie Grund haben, so wird er sie vor die Verwaltungskammer bringen, welche nach Maßgabe der Umstände die Einstellung, oder selbst die Absetzung verfügen kann.

4) Die Regierung wird in jedem Kanton einen Professor ernennen, der beauftragt sei, tüchtige Lehrer zu bilden.

---

[1] kantonale Behörde.

Digitized by Google

5) Die Regierung wird auf die vorläufigen Berichte des Erziehungsrathes und der Verwaltungskammer hin den Betrag der Einkünfte für jeden Lehrer bestimmen.

Die Gemeinden werden jedem Lehrer die nöthige Wohnung verschaffen, und auf dem Lande noch einen Gemüsgarten dazu anweisen.

Die Municipalitäten sollen dafür sorgen, daß die Lehrer mit dem zur Schule erforderlichen Brennholz versehen werden.

6) Denjenigen, welche das Alter von 65 Jahren werden erreicht und ihre Pflichten als Lehrer getreu erfüllt haben, soll eine Pension ertheilt werden, welche ihr Alter vor Mangel sichern wird.

Sie kann nicht den bisherigen Gehalt ihrer Lehrerbesoldung übersteigen, aber sie darf nicht weniger als die Hälfte desselben betragen.

Das Vollziehungs-Directorium wird sie auf den Vortrag der Verwaltungskammer hin bestimmen.

7) Die jungen Bürger, welche sich in den Primarschulen auszeichnen, und von ihren Eltern oder Vormündern für einen Stand bestimmt sind, welcher ausgebreitetere Kenntnisse erfordert, denen aber die Hülfsmittel zur Fortsetzung ihrer Studien mangeln, sollen in den obern Schulen auf Kosten der Nation unterhalten werden. Sie führen den Namen von Freischülern oder Zöglingen des Vaterlandes.

8) Der Districtsaufseher kann dem Erziehungsrathe einen ausgezeichneten Schüler vorschlagen, um in die Zahl der Zöglinge des Vaterlandes aufgenommen zu werden.

Die Eigenschaften, die Erwählungsart, die Rechte und Pflichten dieser Zöglinge des Vaterlandes werden durch die Regierung ausführlich bestimmt werden.

9) Es kann nicht mehr als Einer jährlich auf eine Volksmenge von 20000 Einwohnern ernennt werden.

Nach Vollendung ihrer Studien hören die Zöglinge des Vaterlandes auf, desselben Unterstützung zu genießen.

Dritter Titel.

Gegenstände und Methode des Unterrichts in den Schulen.

1) In den untern Bürgerschulen soll das Lesen, Sprechen und Schreiben nach den Regeln der Muttersprache gelehrt werden; man wird darin die Anfangsgründe der Rechenkunst, der Geographie, der Vaterlandsgeschichte vortragen und den ersten Unterricht in der Moral ertheilen; die Staatsverfassung wird darin nicht weniger als die Gesetze erklärt werden, deren Kenntniß allen Bürgerklassen unentbehrlich ist.

Ein Elementarbuch, welches die für den Menschen nützlichsten Begriffe enthält, wird auf Veranstaltung der Regierung verfaßt werden; es wird den Schülern zur Uebung ihres Gedächtnisses dienen, und ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände lenken, welche zugleich ihren Bedürfnissen und ihrer Fassungskraft angemessen sind.

Der Religionsunterricht soll demjenigen Geistlichen anvertraut werden, welcher in den Gemeinden, worin die Schulen sich befinden, das Zutrauen der Eltern und Vormünder der Schüler vorzüglich besitzt.

2) Die Schüler sollen nach ihrem Alter und nach ihren Fähigkeiten in drei Klassen abgetheilt werden.

3) Die Verfahrungsart und die Regeln, nach welchen diese Abtheilung und die Beförderung der Schüler von einer Klasse in die andere geschehen soll, wird von der Regierung bestimmt werden. Sie wird unverrückt darauf sehen, daß der Unterricht dem Gange der Natur angepaßt, und so eingerichtet werde, daß die Aufmerksamkeit

Digitized by Google

des Schülers auf die Begriffe, die ihm beigebracht werden ſollen, nur nach und nach, und nach Maßgabe ſeines Faſſungsvermögens geleitet werde.

4) Die Schüler können nicht eher von einer Claſſe in die andere befördert werden, als wenn ſie in einer Prüfung bewieſen haben, daß ſie die Kenntniſſe beſitzen, welche der Gegenſtand des Unterrichts der Claſſe waren, aus welcher ſie heraus zu treten wünſchen.

5) Das Directorium iſt bevollmächtigt, dem Elementarunterricht in dem Verhältniſſe, in welchem ſich die Hülfsmittel desſelben vermehren, in den Schulen der Gemeinden, welche beſſere Lehrer und mehr Hülfsquellen beſitzen, eine größere Ausdehnung zu geben. Er darf ſich alsdann über die Geometrie, die Feldmeſſung, die Zeichnungskunſt, die in Helvetien gebräuchlichen Sprachen, die Land- und Hauswirthſchaft, die nützlichen Handwerke und Gewerbe, und über die Buchhaltung verbreiten. Es kann noch einige Belehrung über die Verrichtungen des menſchlichen Körpers und die wichtigſten Geſundheitsregeln hinzukommen.

6) In den Gemeinden, welche die Hülfsmittel dazu haben, ſollen die Schüler in denjenigen Leibesübungen unterrichtet werden, welche Geſundheit, Stärke und Gewandtheit des Körpers am meiſten befördern.

7) Da wo Localumſtände es erfordern und die Mittel es geſtatten, ſollen Induſtrie- oder Erwerbsſchulen errichtet werden.

Die Erziehungsräthe ſind beauftragt, ihre Errichtung an den Orten, wo ſie ſtatthaben kann, vorzubereiten und zu beſchleunigen und den Erfolg ihrer Verſuche öffentlich bekannt zu machen, um die Nacheiferung zu erregen.

8) Dem Geiſtlichen der Gemeinde ſoll der Religionsunterricht übertragen ſein.

9) Die Vertheilung der Arbeiten, ſowie die Folge der Lehrſtunden, ſollen durch den Miniſter der Wiſſenſchaften, nachdem er das Befinden der Erziehungsräthe eingezogen haben wird, den hier aufgeſtellten Grundſätzen gemäß beſtimmt werden.

10) Er wird trachten, den Unterricht zu vereinfachen, und demſelben zugleich moraliſch die Vorzüge der Gründlichkeit und Vollſtändigkeit zu verſchaffen, und ihn zum Beförderungsmittel der Moralität und des Gemeinſinns zu machen, ohne jedoch den Arbeiten des Feldbaues, der Gewerbe und Künſte, an welchen die Jugend Antheil nehmen muß, zu nahe zu treten.

Vierter Titel.

Vollziehungsmittel und Aufſicht.

I. Local der Schulen.

Da wo nach Verhältniß der Volksmenge eine Schule errichtet werden ſoll, werden die Municipalitäten des Bezirks ein zu ihrem Zwecke taugliches Local anweiſen.

II. Die Dauer der Schulen.

Auf dem Lande ſoll der Lehrer gehalten ſein, täglich ſechs Stunden im Winter, und im Sommer vier Stunden Unterricht zu geben.

In großen Gemeinden ſoll er das ganze Jahr durch zu ſechs Stunden Unterricht verpflichtet ſein.

Das Directorium wird den Zeitpunkt und die Dauer der Vacanzen oder des Urlaubs nach den Localumſtänden und nach eingezogenem Bericht des Erziehungsrathes beſtimmen.

Digitized by Google

III. Polizei und Verwaltung der Schulen.

1) Der Bezirksaufseher wird zu unvorhergesehenen Zeiten viermal des Jahres die in seinem Bezirk liegenden Schulen besuchen.

2) Er soll sich alle Monate Tabellen von den Fortschritten und dem Betragen der Schüler einsenden lassen, und dieselben alle Vierteljahre für den Erziehungsrath in eine Uebersicht bringen.

3) Er kann sich mit Bewilligung der Erziehungsräthe in jeder Gemeinde einen fähigen Bürger beiordnen, um in seinem Namen die Schulen zu besuchen und die Aufsicht darüber zu führen.

4) Das Directorium wird am Ende des Jahrs den gesetzgebenden Räthen einen Bericht über den Zustand der Schulen, und die Mittel und Hindernisse der Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts vorlegen.

5) Die Reisekosten und andere durch die Verrichtungen eines Schulaufsehers veranlaßte Auslagen, sollen den Districtsaufsehern durch die Verwaltungskammern ersetzt werden.

6) Es wird auf Befehl der Regierung eine ausführliche Polizei- und Disciplinarordnung für die Primärschulen abgefaßt werden, welche auf den in diesem Gesetz aufgestellten Grundsätzen beruhen wird.

7) Die Schüler sollen nicht in die Primärschulen aufgenommen werden, bevor sie das sechste Jahr zurückgelegt haben.

8) Sie können nicht von einer Classe in die andere befördert werden, wenn sie nicht vorher in einer öffentlichen Prüfung bewiesen haben, daß sie den Grad von Fähigkeit erreicht haben, welcher erfordert wird, um den Unterricht in der obern Classe mit Erfolg zu benutzen. Sie sollen z. B. gehalten sein, die dritte Classe so lange zu besuchen, bis es sich ergiebt, daß sie die Stufe von Geschicklichkeit erreicht haben, zu welcher sie in dieser Abtheilung des Elementarunterrichts gelangen sollen.

Die jungen Bürger, welche die Schulen nicht besucht haben, können sich prüfen lassen, und sollen angesehen werden, als ob sie den Schulunterricht genossen hätten, wenn es anerkannt ist, daß sie den erforderlichen Grad von Fähigkeit erreicht haben, um auf das Verzeichniß der Schüler einer obern Klasse gesetzt zu werden.

9) Den Schülern, welche entweder durch regelmäßige Benutzung des Unterrichts durch alle seine Stufen, oder durch Erprobung ihrer Fähigkeit in den öffentlichen Prüfungen die Forderungen des Gesetzes erfüllt haben, soll auf Verlangen des Schulaufsehers in dem District, in welchem sie unterrichtet wurden, von dem Erziehungsrathe ein Studienbrief ausgefertiget werden, welchen sie von dem zehnten Jahre an nach der Einführung des gegenwärtigen Planes über den öffentlichen Unterricht jedesmal vorzeigen müssen, so oft sie eine Stelle verlangen, deren Besetzung von dem Directorium oder irgend einem Zweig der vollziehenden Gewalt abhängt.

10) Der Erziehungsrath soll für jeden District einen Arzt bestimmen, welcher sich in jeder der vier Jahreszeiten in die Primärschulen des Bezirks verfüge, um sowol die Schüler als die Schulgebäude zu untersuchen, und die allgemeinen und besondern diätetischen Regeln anzugeben, deren Befolgung nothwendig oder nützlich sein möchte.

11) Es sollen alle Jahre, in Gegenwart des Volks, und an einem Feste, zu welchem so viel Gemeinden und Schulen, als ihre Entfernung zuläßt, zusammenkommen, Prämien oder Ehrenpfennige zur Aufmunterung der Schüler ausgetheilt werden.

Digitized by Google

Der Statthalter, der Unterſtatthalter und andere Beamten des Bezirks ſollen demſelben beiwohnen. Der erſte dieſer Beamten, zufolge der verfaſſungsmäßigen Ordnung, ſoll an dieſem Feſt den Vorſitz führen und im Namen der Nation die Preiſe austheilen.

12) Das Vollziehungsdirectorium iſt bevollmächtigt, die Realiſirung derjenigen Theile dieſes Geſetzes zu verſchieben, deren Vollziehung in dieſem Augenblicke allzugroßen Hinderniſſen ausgeſetzt wäre. Es wird demnach die Verfügungen desſelben in den verſchiedenen Gemeinden Helvetiens allmälig und ſtufenweiſe, oder zugleich und auf einmal in Ausführung bringen, je nachdem die Bedürfniſſe und Hülfsquellen derſelben beſchaffen ſind, und überhaupt dem Unterrichte in jedem Orte alle die Ausdehnung und Entwicklung verſchaffen, welche die Localumſtände geſtatten.

* * *

Das Geſetz iſt Entwurf geblieben; der Große Rath berieth im Frühjahr 1799 über dasſelbe und wies es an eine Commiſſion; damit verſchwindet es aus der Geſchichte. Indeſſen hatte das Directorium ſich bevollmächtigen laſſen, wenigſtens die dringendſten Maßregeln in Ausführung bringen zu laſſen. Stapfer ſchrieb für die Erziehungsräthe und Inſpectoren in den Kantonen Inſtructionen und gab ſie mit Erlaubniß des Directoriums im Druck heraus; ſie ſind ein ſchönes Denkmal nicht blos ſeiner Begeiſterung und pädagogiſchen Einſicht, ſondern auch ſeines durchgehenden Strebens, die öffentliche Meinung für die Schulreform ohne Unterſchied der Parteien durch größtmögliche Oeffentlichkeit des Vorgehens, durch wolwollendes Eingehen auf jede dem Intereſſe für die Sache entſprungene Anregung zu gewinnen, und zeichnen ſich geradezu aus durch Vermeidung alles büreaukratiſchen Beigeſchmackes. Wie auch das, was ſonſt erſt der Gegenwart in ſeiner Wichtigkeit klar geworden iſt, ſchon bei Stapfer ſich berückſichtigt findet, davon nur Ein Beiſpiel. Unter den Gegenſtänden, auf die der Schulinſpector ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich richten ſoll, iſt in erſter Linie genannt: die Beſchaffenheit des Schulgebäudes überhaupt und der Schulzimmer inſonderheit; „er wird unterſuchen, ob Luftzüge angebracht ſeien; ob die Anordnung der Tiſche und Bänke der Geſundheit der Kinder nicht nachtheilig ſei, z. B. daß die Tiſche, auf welchen geſchrieben wird, im gehörigen Lichte ſtehen, daß ſie weder zu niedrig, noch zu hoch ſeien u. ſ. w. Er wird ferner darauf ſehen, ob der erforderliche Apparat vorhanden ſei, z. B. eine ſchwarze Rechen- oder Schreibtafel, ein Schrank, in welchem die Schulbücher, Schreibvorſchriften u. ſ. w. aufgehoben werden. Er wird aufmerkſam ſein auf die Reinlichkeit des Schulzimmers, der Familie des Schulmeiſters und der Kinder; er wird beſonders nachforſchen, ob ſich unter den letztern ſolche befinden, welche mit anſteckenden Krankheiten behaftet ſind und wird verfügen, daß dieſe von

Digitized by Google

den gesunden abgesondert werden, und daß sie nöthigenfalls Anweisung erhalten, was für Mittel und wo sie sich dieselben zu ihrer Genesung verschaffen können."

Wichtiger aber noch ist der Versuch, den Stapfer zu Anfang 1799 machte, sich über den damaligen Stand des Schulwesens ein klares und systematisches Bild zu verschaffen. Ein von ihm entworfenes Fragenschema[1] wurde sämmtlichen „Schullehrern" — hier ist zuerst dieser Ausdruck statt „Schulmeister" gebraucht — zugestellt; die Antworten giengen meist im Lauf des Februar ein, einige auch erst 1800, nur wenige blieben ganz aus. Das in diesen Antworten enthaltene Material enthüllt, obgleich es erst zu geringem Theil durch Einzelbearbeitungen zugänglich gemacht worden ist, den gewaltigen Abstand zwischen dem was man erstrebte, und dem was vorhanden war, und giebt uns somit den ersten und Haupterklärungsgrund, warum die Helvetik bei der kurzen Zeit ihres Bestandes trotz all ihres guten und verständigen Wollens nicht nachhaltigere Früchte hat zeitigen können.

Wir wollen versuchen, aus dem gedruckten Material einige Hauptzüge zur Illustration der damaligen Verhältnisse zusammenzustellen.

I. Allgemeine Verhältnisse. In den Urkantonen besaß außer Gurtnellen und Engelberg jedes Dorf bereits seine eigene Schule; in 13 Schulbezirken unter 73 hatten Kinder mehr als eine, in zweien mehr als 2 Stunden weit zur Schule. Privat- oder „Nebenschulen" bestanden vielfach neben den öffentlichen und schmälerten das Einkommen des Lehrers. Es kann berechnet werden, daß die Winterschule von 2030 Knaben und 1330 Mädchen besucht wurde, d. h. von 83% bei den Knaben, 55% bei den Mädchen im Verhältniß zu der Zahl der schulpflichtigen Kinder im Alter von 7—10 Jahren. Der Schulbesuch war, theilweise wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse sehr unregelmäßig. 4/5 der Schulen wurden blos im Winter gehalten; im Kt. Säntis 3/4. Im Kanton Zürich bestanden 365 Schulen; auch hier war die Sommerschule, wo eine solche bestand, oft schlecht besucht. Bern hatte circa 500 Volksschulen, d. h. eine auf 435 Seelen. Sommerschule war nur an einem oder zwei Tagen der Woche, im Oberland Sonntags, an vielen Orten fehlte sie ganz. Im Kanton Solothurn

[1] Diese Bogen aus der ganzen damaligen Schweiz bilden nunmehr eine Reihe stattlicher, kantonsweise (nach der damaligen Eintheilung) geordneter Bände im Bundesarchive. Wissenschaftlich und systematisch, und zwar in trefflicher Weise, bearbeitet ist einzig das Material aus den Urkantonen durch Jos. Durrer in dem Aufsatz „die Schulen in den Urkantonen im Jahr 1799", Zeitschrift für schweizerische Statistik, 15. Jahrgang 1879, S. 254—283. Auszüge aus andern Kantonen bieten: für Zürich: H. Morf, zur Biographie Pestalozzis. Erster Theil. Erste Hälfte. 2. Aufl. Winterthur 1868; für Bern: J. Kummer, Geschichte des Schulwesens im Kanton Bern. Bern 1874; für Solothurn: A. Brosi, Beitrag zur Geschichte der Volksschule des Kantons Solothurn. Solothurn 1880; für Appenzell: J. K. Zellweger, der Kanton Appenzell. Trogen 1867.

Digitized by Google

betrug die Gesammtzahl der Schulkinder im Frühling 1799 4800; die Zahl der Schulkinder war in einzelnen Gemeinden sehr groß (208, 196 u. s. f.), die Schulzeit allenthalben auf den Winter beschränkt (circa 20 Wochen) täglich 4—6 Stunden; im Sommer wurde nur an Sonn- und Feiertagen in der Regel 1 Stunde, hie und da 2 Stunden oder auch ein halber Tag Schule gehalten. Auch hier stand es mit dem Schulbesuch schlecht; an vielen Orten wurde kaum die Hälfte der Kinder in die Schule geschickt. Appenzell A.Rh. hatte 55 Schulen, darunter wenigstens 14 Jahresschulen, und 7 zu 40 Wochen.

II. Unterricht. In den Urkantonen fehlen Berichte aus 18 Schulen, 2 scheinen nur Lesen betrieben zu haben; 59 boten Lesen und Schreiben, 20 auch noch Rechnen. Die Lehrmittel waren sehr verschieden, beliebige Handschriften und Briefe, Katechismen, Gebetbücher, in 20 Schulen die Normallehrbücher von St. Urban; in manchen Schulen waren gar keine Lehrbücher eingeführt. Der Caplan im Melchthal benutzte als Lesestoff die helvetische Constitution. Im Kanton Zürich beschränkte sich der Unterricht ebenfalls (abgesehen von dem Religionsunterricht) auf Lesen und Schreiben; Rechnen war wenigstens nicht durchgängig „üblich"; in einer Schule finden wir auch Gesangunterricht besonders erwähnt. Lehrmittel: Handschriften, Obligationen, Quittungen u. s. w. Namenbüchlein, Zeitungen und Briefe, religiöse Bücher (Bibel, Katechismus, Psalmen, Paradiesgärtlein u. s. w.), Lehrmeister, Waserbüchlein; da und dort wurden für Schreiben die Vorlagen von Winterthur und von Wüst in Zürich gebraucht. Vereinzelt findet sich als Lesestoff: Biblische Geschichten, Fragen an Kinder von der asketischen Gesellschaft; Sulzers Vorübungen; sittenlehrende Erzählungen von Rochow; Schriften von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Im Kanton Bern wurde als religiöser Lehrstoff hauptsächlich der Heidelberger Katechismus und die Psalmen verwendet, daneben auch Hübners biblische Erzählungen; als Lesestoff tritt vereinzelt auch auf Rochows Katechismus der gesunden Vernunft. Der Schreibunterricht ist nicht allgemein, noch weniger der Unterricht im Rechnen; da und dort wird auch der Gesang als Unterrichtsfach genannt. Aehnlich verhält sichs in Solothurn; ein Lehrer, der Universitätsstudien gemacht, bringt es hier bis zum Ausziehen der Quadratwurzel. In 4 Schulen von Appenzell A.Rh. ward nur Lesen und Schreiben gelehrt; die Regel war: Lesen, Schreiben, Memorieren; einzelne Schulen betrieben auch Rechnen oder Gesang, zwei etwas Orthographie und biblische Geschichte. Außer den gewöhnlichen Lehrmitteln finden sich auch die Lesebücher von Pfr. Schieß und von Pfr. Steinmüller, sowie Beckers Noth- und Hülfsbüchlein[1]. — Eigentlicher Classenunterricht war überhaupt an wenigen Orten angeführt; sehr viele Lehrer verstanden die sachbezügliche Frage des Ministers gar nicht. Der Haupttheil des Unterrichts war durchweg Auswendiglernen und individuelles Abhören[2].

---

[1] Das Directorium hatte 1000 Exemplare dieser Schrift anschaffen lassen.

[2] Kommt ein Kind zum ersten Mal — so berichtet ein Schulinspector aus dem Kanton Zürich — mit seinem Namenbüchlein in die Schule, so sagt ihm der Lehrer die Buchstaben in der ersten Zeile, wo sie in der üblichen Ordnung des Alphabets stehen, einigemal vor, indem er dabei auf den einzelnen hinzeigt; sodann sitzt das arme Kind die 1½ Stunden mit der Fibel in der Hand, gafft die Buchstaben an oder darüber hinweg, bis der Lehrer kommt zu prüfen, ob es die Buchstaben „herbeten" kann. So muß das arme Kind wochenlang sitzen, bis es diese Buchstaben nach einander benennen, oder besser — bei kaum halber Kenntniß — in der gewohnten Aufeinanderfolge hersagen kann. Dann gehts ans Buchstabiren, endlich ans Zusammenlesen. So müssen unsre lieben muntern Kleinen zuerst durch die dürren und öden Wüsten des magern ABC, wo so selten ein labender Anblick und vielleicht nicht einmal das

Digitized by Google

III. Lehrer. In den Urkantonen gab es damals noch nur solche männlichen Geschlechts, keine Lehrerinnen; von 100 Lehrern waren 46 Geistliche; wenige der übrigen

---

freundliche Zureden ihres Führers sie zur Fortsetzung des beschwerlichen Weges stärkt, mühsam hindurchgeschleppt werden, und wenn man dieselben noch eine ebenso geraume Zeit mit dem höchst langweiligen, unnützen und schädlichen Buchstabiren sinnloser Sylben und übelgewählter Wörter gemartert hat, so bringt man sie endlich nach vielen überstandenen Mühseligkeiten glücklich auf die erste Stufe der gewöhnlichen Schulvollkommenheit, zum — stümperhaften Zusammenlesen. — Dann muß der Katechismus, der Psalter Davids, eine große Zahl Lieder und Gebete auswendig gelernt werden, und dies geschieht alsdann so sinn- und gedankenlos, daß sie öfters kein Wort davon verstehen, ganze Sätze überhüpfen und ganz andere Worte einschieben. Gewöhnlich läßt der Lehrer das Kind so weiter schreiten, weil Correctur in der That machtlos ist, und weil der Zweck seines Fleißes und seines Ehrgeizes und die Forderung seiner Eltern oder Lehrer nur dahin geht, mit dem Buch je eher je lieber fertig zu werden, um ein anderes in gleicher Weise vorzunehmen. H. Morf, zur Biographie Pestalozzis S. 24.

Die Geschichte der Gemeinde Ebnat von Pfr. Seifert (Herisau 1863) enthält folgende höchst anschauliche Schilderung der Schulhaltung zu Anfang des Jahrhunderts (S. 85–86): „In enger, niedriger, dumpfer Stube, wo mitunter auch die Hausgenossen ein- und ausgiengen, wo unreine Wäsche den Vorhang um den gewaltigen Ofen bildete und etwa auch Kuhglocken aufgehängt waren, runde grünliche Fensterscheiben nur ein spärliches Licht einfallen ließen und aus dem Nebenzimmer her jeweilen auch Kindergeschrei gehört wurde, da saßen an langer Tafel auf der einen Seite die Buben, auf der andern die Mädchen, die Anfänger wie billig unten im Winkel, jedes ein Büchlein oder etwas seine Stelle Vertretendes, etwa auch ein hölzernes Täfelchen, auf welches ein ABC geklebt war, vor sich, alle in stetem Gemurmel, was man „Lernen" hieß. Der gestrenge Schulmonarch mit einer Birkenruthe oder einem Lineal in der Hand, schritt auf und ab, und rief, wenn etwa das Gemurmel für einen Augenblick schwächer wurde oder vollends verstummte, mit scharfem Tone: Kinder lernet! und theilte dabei gelegentlich nach rechts und links seine Hiebe aus. Dann mußte ein Kind nach dem andern hervortreten, oder auch verfügte der Lehrer sich, wenn es thunlich war, zu ihm hin, und es mußte „aufsagen", zeigen, ob und was es gelernt hatte. Wehe dem Kinde, dessen Leistungen nicht befriedigten! Es wurde mit einer Tracht Schläge oder Ruthenhiebe entlassen. So giengs am Vormittag und Nachmittags wurde zuerst „geschrieben" d. h. irgend eine schnörkelreiche Vorschrift, so gut es gieng, copiert. Dann mußte wieder „gelernt" werden, nicht classenweise (davon wußte man nichts), sondern jedes Kind für sich aus seinem Büchlein. Hierauf nochmaliges „Aufsagen" und die obligate Tracht Schläge und „Tatzen". Endlich giengs zum Singen, aber selten nach Noten (deren Kenntniß vielen Lehrern abgieng), meistens nach dem Gehör — und zum Gebet. Und nun stürzte sie aus ihrem Kerker hinaus, die wilde Schaar, und kühlte sich im Schnee von dem Schweiß, den ihr die heiße Schulstube ausgepreßt hatte. Das war das Schulleben der damaligen Zeit. Manche brachten es dahin, daß sie nach vollendeten Schuljahren, deren Zahl im Ermessen der Eltern stand, ein bischen Lesen und ihren Namen schreiben konnten. Aber so glücklich waren nicht alle!

Schlimmer als im Toggenburg stands im Kanton Luzern. Noch im Jahr 1801 berichtet einer der dortigen Inspectoren: „Bei meiner Schulvisite in den zwei verflossenen Tagen fand ich die Schulen zwar allerorten eröffnet; aber in Altishofen, Egolzwyl, Wauwil, Buchs, Dagmersellen, Reiden, Reidenmoos, war meine Vorschrift in Rücksicht der innern Einrichtung der Schule nicht im mindesten befolgt. In allen diesen Schulen zusammen mit Einschluß der Wikerschule fand ich nicht zwei Dutzend gedruckte Namenbüchlein, obwol da eine Anzahl von 400 Kindern in der Schule gegenwärtig war und wenigstens 600 die Schule besuchen sollten. Jeder Vater, jedes Weib schickt da das Kind mit einem geschriebenen Zeddelchen, oder einer alten Urkunde, wie es jedem einfällt, in die Schule und der Schulmeister muß sichs gefallen lassen, Alles anzunehmen was man ihm bringt. — In einigen Schulen war ein solches Gequäx und Geschrei, daß ich vor dem Eingange in das Haus hätte glauben können, ich stünde vor einem Froschweiher im Frühling, darin sie in dulci jubilo ihr Wesen treiben. — In der

Digitized by Google

hatten irgend welche ſpecielle Heranbildung für den Lehrerberuf, einige waren Lehrersſöhne, andere hatten vorher ein Handwerk betrieben, oder waren in fremden Dienſten geweſen. Gleichzeitig mit Ausübung des Lehrerberufs giengen regelmäßige anderweitige Beſchäftigungen: 46 waren Geiſtliche, 9 Gemeindebeamten, Schreiber, Agenten, Weibel u. ſ. w. 23 Organiſten oder Muſiklehrer, 8 Landwirthe, 5 Handwerker, 2 Krämer, 2 Sigriſten; oft hatte einer mehr als eine ſolcher Nebenbeſchäftigungen mit dem Schuldienſt vereinigt. Im Kanton Zürich ſtand es mit der Vorbildung zum mindeſten nicht günſtiger; nur einer hatte — und zwar am Waiſenhaus in Zürich — eine mehrjährige Lehrzeit durchgemacht. Wo es immer angieng, war der Sigriſten- und Vorſingerdienſt dem Schulmeiſter übertragen worden, um ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe aufzubeſſern; einzelne Lehrer betrieben auch noch andere Nebenbeſchäftigungen, Landwirthſchaft, Handwerk, Weinhandel u. ſ. w. Gleiche Verhältniſſe beſtanden in Bern und Solothurn; einzelne Lehrer ſuchen auch Nebenverdienſt durch Taglöhnen und der Lehrer zu Bümplitz war zugleich Giftmauſer; mehrere ſolothurniſche Lehrer hatten aber hinwieder am ſtädtiſchen Waiſenhaus eine Lernzeit durchgemacht. In Appenzell A.Rh. waren nur 12 Lehrer, die der Schule ungetheilt leben konnten.

Vielorts wurden die Stellen noch alle Jahre „ausgeſchrieben."

Im Allgemeinen wurden für den Schuldienſt Ortsbürger gewählt; vielfach war derſelbe durch mehrere Generationen in einer Familie erblich geblieben. Die Lehrerwahl war bis 1798 im Kanton Zürich Sache der kantonalen Prüfungscommiſſion (Examinatorenconvent)), da und dort auch bei den Gerichtsherren, unter denen die betreffenden Dörfer ſtanden; in Solothurn bei den Gemeindeverſammlungen, für 4 Gemeinden bei der Regierung, in einigen Gemeinden bedurfte die Wahl außerdem der Beſtätigung der Obrigkeit, der Schulcommiſſion zu Solothurn, oder auch des Pfarrers; im proteſtantiſchen Kantonstheil war ein öffentliches Examen der Candidaten vorgeſchrieben.

Wo die Gemeinde die Wahl hatte, entſchied ſehr oft der Beſitz eines geeigneten Schulzimmers; bisweilen auch die Beſoldungsanſprüche, die gelegentlich zu förmlicher Mindersteigerung führten. So war in der Gemeinde Schännis (im Kanton Linth) der Gehalt bisdahin 52 fl. geweſen. Sieben Bewerber traten auf; der erſte von ihnen verlangte 50, der zweite 40, der dritte 30, der beſcheidenſte von allen erklärte ſich für Uebernahme um 20 fl. und dieſer erhielt die Stelle.

Die Kenntniſſe der Lehrer entſprachen dieſen Verhältniſſen. Selbſt im Kanton Zürich war ein Schulmeiſter, der „nicht wohl" ſchreiben konnte, die Rechenkunſt war noch weniger allgemein verbreitet. In den Urkantonen ſah es hierin relativ günſtig aus; ſehr ungünſtig dagegen in den Unterthanenlanden; im Gemeindebezirk von Altſtetten allein können zwei Lehrer nicht ſich ſoweit mit dem Schreiben zurechtfinden, um der Beihülfe des Bürger Pfarrers für die Beantwortung des Fragenſchema zu entbehren. — Bezüglich Orthographie und Stiliſtik werden in Folgendem noch Proben gegeben.

IV. **Oekonomiſche Verhältniſſe.** Hier kommt zunächſt das Schullocal in Frage. In den Urkantonen hatten 22 Schulen ein eigenes Haus, 42 wurden in andern Gebäulichkeiten, die der Gemeinde gehörten (Pfarrhäuſern u. ſ. w.) gehalten, 16 Schulen

---

Schule ſelbſt fand ich hie und da den Schulmeiſter einem Kinde etwa einen Buchſtaben ſchreiben; in der linken Hand hielt er eine ſogenannte Hundsruthe. — Dort ſaß ein Kind und ſtellte ſeine Knie beinahe höher als der übrige Leib war: da wackelte ein Rotznäschen in der Stube herum, und die Spinnräder ſchnurrten den Baß in das Concert der Kinder." Jahrbuch der luzerniſchen Kantonallehrerconferenz 1860 S. 58.

Digitized by Google

giengen zur Miethe, über 19 fehlen die Angaben; in einer Gemeinde hatte man es blos um der Schule willen nicht nöthig gefunden, das Local heizbar zu machen. Im Kanton Zürich hatten von circa 360 Schulen auf dem Land kaum 130 eigne Schulstuben; selbst in der Stadt gab es eine Schule, die zugleich die Familie des Lehrers beherbergte. Wo keine besondere Schulstube war, erhielten, selbst in größern Gemeinden, die Lehrer weder für Benutzung des Locals noch an Reparatur und Mobiliar einen Beitrag von der Gemeinde. Dagegen lag der Gemeinde in der Regel die Beheizung ob, für welche jedes Kind im Winter täglich ein Scheit zur Schule zu bringen hatte (wie theilweise auch in den Urkantonen). Es kam aber auch noch vor, daß die Schule gar kein bestimmtes Local hatte, sondern in der „Kehr" von Haus zu Haus wandern mußte. Im Kanton Säntis war es die Regel, daß die Schule in der Stube der Lehrerfamilie gehalten wurde; im Kanton Bern hatten von 419 Schulen wenigstens 302 ein Gemeindelocal inne; im Kanton Solothurn waren ⅓ der Schulen ohne Schulhäuser; auch hier herrschte das „Schulscheit"; nur wenige Gemeinden lieferten selbst das nöthige Holz, und noch wenigere thaten etwas für den Unterhalt des Mobiliars. — Auch wo die Gemeinden für das Local sorgten, waren übrigens selten irgendwie genügende Räumlichkeiten als Schullocal angewiesen und in ordentlichem Stand gehalten; naiv berichtet ein Lehrer vom Zürichsee: die Gemeinde sorge für deren „Zustand und Baufelligkeit."[1]

An Schulfonds war damals noch nicht viel Rückhalt zu finden. Wo Kirchen- und Schuldienst in einer Hand waren, galten die Fonds in der Regel als Kirchengut. In den Urkantonen mochten im Ganzen kaum 25000 Fr. speziell für Schulzwecke zusammengelegt worden sein, von denen der größere Theil auf die schwyzerische March fiel. Für die Landschulen des Kantons Zürich bestand ein Fonds, der 1770 von einem zürcherischen Bürger, Hans Konrad Scheuchzer, durch eine Schenkung von 1000 fl. gestiftet, durch freiwillige Beiträge in Folge der Bemühungen des Antistes Ulrich in Einem

---

[1] Als Beispiel für den Zustand solcher Schullocalitäten mag hier die Schilderung stehen, die Pfr. Steinmüller von einem „städtischen" Schulhaus (Werdenberg?) im Kanton Säntis entwirft: „Unvergeßlich bleibt mir immer die Schule in W. Der öden Trümmer des Städtchens ist auch das Schulhaus würdig. Schon der Eingang gleicht einem Labyrinth. Erst muß man sich durch einen Morast von Holz und verfallenden Brettern durcharbeiten, bis man aus 2 oder 3 Löchern die Treppe gefunden. Ist man sie glücklich hinaufgekommen, ohne den Hals zu brechen, so wird man nun durch das durch die Risse der Stadtmauern hereinfallende Licht so weit erhellt zu sehen, daß hier eine Art von Küche sein soll, ohne daß man deswegen die Stubenthür zu entdecken fähig ist. Hat man sie endlich durch einen Wegweiser gefunden und geöffnet, so ist der Gedanke an das, was man schon bestund, vermögend, vor schnellem Zurückeilen abzuhalten. Das enge Gemach wird durch 3 schmale Fensterchen, mehr von Papier als von Glas erhellt. Einen Drittheil des Raumes nimmt der Ofen, den andern ein geräuchertes Bett, und den dritten ein Dutzend an einem viereckigen Tische zusammengedrängter Kinder ein, in denen alle Lebenskraft erstorben und deren Selbstgefühl so erstickt ist, daß ich sie nicht einmal jugendlicher Triebe mehr fähig halte. Sie sehen sich an und wissen nicht, was sie sollen; die Sprache erstickt auf ihren Lippen, selbst die Neugierde scheint aus ihnen ausgelöscht; sie erliegen unter der Last des Schmutzes und der sie umgebenden Finsterniß. Unter ihnen sitzt der Lehrer, ein kränkliches Männchen, dessen schlaffer Körper von einer ebenso schlaffen Seele zeugt und jedes schleppende Wort von ihm bestätigt dieses physiognomische Urtheil. Da sich in seinem Gesichte alle Farben der Unreinlichkeit ausdrücken, so begreift man desto leichter seine unnütze Mühe, aus einem Dutzend auf dem Tische stehender Gläschen mit Wasserfarben Sudeleien auf die Schriften seiner Schüler zu klexen. Diese Malerei ist das Band, wodurch er sie festzuhalten sucht." Zellweger, der Kt. Appenzell S. 121.

Jahr um 8394 fl. vermehrt worden war und der Aufbeſſerung dürftiger Lehrerbeſoldungen auf dem Lande zu Gute kam[1]. Im Kanton Solothurn hatten nur 23 Gemeinden Schulfonds und Schulſtiftungen, deren Geſammtbetrag ſich auf 10100 a. Schweizerfranken belief; die Zinſe kamen den Lehrern zu gut, in einer Gemeinde jedoch den Kindern ſelbſt in Form eines Examenbatzens. Auch im Kanton Bern waren zwar vielfachs Schulfonds vorhanden, aber ſie erreichten nur einen unbedeutenden Betrag.

Einen weſentlichen Theil des Lehrergehaltes, an manchen Orten den ganzen Gehalt, machte das Schulgeld aus. Ueberall hatte nur eine Minderzahl von Gemeinden feſte Lehrerbeſoldungen; in den Urkantonen bezogen 21 Gemeinden kein Schulgeld. Der Betrag des Schulgeldes war völlig ungleich normirt; in der Regel wurde es für den Tag oder die Woche berechnet und dies bildete eine nicht geringe Urſache für häufige Unregelmäßigkeiten im Schulbeſuch. Da und dort hatten die Ortsbürger geringeres Schulgeld zu bezahlen als die Hinterſäßen; bisweilen wurde von den letztern allein Schulgeld verlangt. Sehr viel kam darauf an, ob der Lehrer ſelbſt das Schulgeld einzuziehen hatte; in dieſem Fall war er größter Verdrießlichkeiten ſicher; alle ſeine Bemühungen um Verbeſſerung des Schulbeſuchs wurden ihm alsdann als Eigennutz ausgelegt und ſelten kam er auf die gebührende Summe. Im Kanton Zürich war der Einzug des Schulgeldes durch die Schulordnung von 1778 dem Lehrer abgenommen und dem Seckelmeiſter zugewieſen worden[2]; aber 1799 ſcheint dies an manchen Orten wieder rückgängig gemacht worden zu ſein[3].

Die Lehrergehalte waren je nach den Verhältniſſen der Gemeinden höher oder geringer, aber durchweg ungenügend. Zu denſelben trug nur ausnahmsweiſe der Staat etwas bei; in den Urkantonen für 33 Schulen in einem Geſammtbeitrag von 760 Fr. damalige oder etwa 1100 Fr. neuer Währung. Aber auch die Gemeindebeiträge in Geld oder Naturalien beliefen ſich daſelbſt zuſammen nicht über 1300 Fr. (n. W.). Etwelche Aufbeſſerung erhielt das Einkommen des Schulmeiſters durch den Brauch, daß der Lehrer mit einigen Schulknaben, „den hl. 3 Königen", zu Weihnacht vor den Häuſern ein Lied ſingen oder das neue Jahr anwünſchen und dafür eine Geldſpende annehmen durfte. Der genaue Betrag der Beſoldung läßt ſich nur an wenigen Orten feſtſtellen: Schübelbach 291 Fr., Einſiedeln Knabenſchule 261, Mädchenſchule 211, Reichenburg 148½ Fr.; an Winterſchulen 60—90 Fr.; wo die Organiſtenſtelle mit dem Schuldienſt verbunden war, ergabs immer noch nur eine dürftige Exiſtenz: Sachſelen 372 Fr., Andermatt 390, Arth 484 Fr. Im Kanton Zürich war die beſte Stelle die in Eglisau, mit 208 fl. und bedeutenden Naturalien, aber ſie war mit einer geiſtlichen Beamtung verbunden; manchen Orts, wo die Sigriſtenſtelle zum Schuldienſt hinzu kam, betrug die Beſoldung über 100 fl.; andernfalls war ſie geringer, z. B. in Wülflingen: baar 43 fl. 30 Schilling, dazu 4 Mütt und ein Viertel Kernen und ein Viertel Roggen; in Wieſendangen: 33 fl. 32 Schilling, 3 Mütt Kernen und die Schulſcheiter. Die 416 öffentlichen Schulen des Kantons Bern wieſen an Beſoldung auf:

227	(alſo über die Hälfte) je weniger als	20	Kronen (3⅓ Fr. n. W.)
104		20—30	„
35		30—40	„
22		40—50	„
28	(worunter die ſtadtberniſchen)	über 50	„

[1] ſ. Bd. I, S. 144. Meyer v. Knonau, d. Kt. Zürich II, 14. [2] ſ. Bd. I, S. 127. [3] Morf, zur Geſchichte Peſtalozzis S. 20.

Digitized by Google

Allerdings hatten hier eine Anzahl Lehrer neben der Baarbesoldung noch Naturalnutzungen in Holz, Getreide, Wohnung, Pflanzland; aber eine viel größere Zahl und zwar gerade solche der untersten Besoldungsclassen waren nicht blos solcher Nutzungen nicht theilhaft, sondern mußten sogar noch das Schullocal liefern oder die Miethe desselben aus eigenem Gelde bezahlen. Es kam dann auch vor, daß der Lehrer, der keine eigene Behausung hatte, von der Gemeinde zwar nicht den Hauszins, aber bei den vermöglichsten Dorfbewohnern in der „Kehr" Kost und Nachtlager erhielt. Ein Inspectionsbericht erzählt von der Gemeinde Sigriswyl: Kein Lehrer hat eine Hand breit Land oder Holz oder dergleichen. Die Gemeinde gibt ihm 8 Kronen oder 20 (alte) Franken für die Winterschule und 5 Franken für die Sommerschule. Dann zahlt jede Haushaltung 1—3 Batzen, wenn sie will; will sie nicht, so hält sie Niemand dazu an. Der höchste Gehalt mag auf 35—60 Franken steigen; diesen aber muß der geplagte Schulmeister erst noch zusammenbetteln. Der Ziegenhirt hier im Dorf bezog diesen Sommer 62 Franken 4 Batzen; aber freilich ist er Ziegenhirt, der andere dagegen nur Schulmeister. — Aehnlich wie in Bern waren die Verhältnisse im Kanton Solothurn; auch da machte noch in 3 Dörfern der Schulmeister die „Kehr" bei den Haushaltungen. Neben der Baarbesoldung bezogen einige Lehrer noch Naturalien, z. B. Korn, Haser. Vereinzelte Gemeinden übernahmen die Bezahlung des Schulgeldes, das den Haupttheil der Besoldung ausmachte, für die ganz armen Kinder. Die jährliche Baarbesoldung bewegt sich zwischen circa 20—100 a. Franken und betrug im Durchschnitt fl. 54, was ungefähr 8 Batzen auf ein Kind ergab. In der Stadt St. Gallen kamen die beiden best besoldeten Lehrer auf 700 und 410 fl. zu stehen; der von Rheineck auf 350, der von Altstetten auf 300; im übrigen beliefen sich die meisten Besoldungen im Kanton Säntis auf 80—20 fl., im Unterrheinthal bezog Einer sogar nur 15 fl.

Solche Zahlen zeigen deutlicher als alle Abhandlungen, was man von den Leistungen der meisten Schullehrer erwarten konnte; und wenn sie auch nur von verhältnißmäßig wenigen Landestheilen herrühren, so dürfte durch eine Vervollständigung der Uebersicht sich eher noch ein geringerer Durchschnitt ergeben, da wenigstens die Urkantone, Zürich und Bern zu den Gebieten gehörten, in welchen das Schulwesen seit Jahrhunderten schon allgemein eingewurzelt war und günstigere Bedingungen für seine Entwicklung vorgefunden als in den gemeinen Herrschaften und den Unterthanenlanden anderer Städtekantone, wie Freiburg und Luzern. Am schlimmsten mochte es in jeder Beziehung in den italienischen Vogteien bestellt sein. Zeigte sich ja doch bei der Berathung des Unterrichtsgesetzes im Frühjahr 1799, daß ganze Gegenden keinen Schulmeister besaßen, nie einen gehabt hatten und kein Bedürfniß darnach empfanden.

Aber auch aus den bestituierten Kantonen erweist der Wortlaut der Zusendungen, die der Minister auf sein Fragenschema von den „Schullehrern" erhielt, in charakteristischer Weise sowol die Dürftigkeit ihrer Bildung als ihrer Verhältnisse.

I. **Allgemeine Verhältnisse.** Erstfeld, Uri giebt die Zahl seiner Schulkinder auf etwa 50 an; „daß aber auf einen Tag in der Schule sammtlich nicht mehr als 30, 35 oder etwann meistens bis 40 erscheinen — dies vermöchte ja nur ganz gewiß, die alte und sehr schlechte Regierung, den: da weißt man verschiedene Ursachen einzuwenden, z. B. wenn der Schulmeister sich als pflichtmäßig verhalten will und die Kinder in die Schule aufrufte, da heiß es, ich bin ein gefreyter Landmann, oder meine Kinder sind noch zu jung."

Digitized by Google

Buochs (Nidwalden): „Ich habe in dieſen vielen Jahren oft klegten vernommen: mein Kind iſt zwei oder drei Winter in die ſchul gegangen, und kann noch wenig oder nichts; allein dieſe kläger hätten auch ſollen die Worheit bekennen, mein Kind iſt wehrend der ganzen Schulzeit nicht die helfte Täg in der ſchul erſchinen, und iſt wegen ſeinem guten Beiſtand von haus oft ungehorſam und unfleißig geweſen."

II. Unterricht. Iberg (Schwyz): „In der Schul wird nichts anders als ein Unterricht im Schreiben und Leſen gegeben, das heißt: Man muß die Kinder lehren Buchſtabieren und Buchſtabenſchreiben, können ſie dieß oder wenig mehr, ſo glauben die Ältern ſchon ihrer Pflicht ein Genüge gethan zu haben, den die Meiſten aus ihnen können auch nichts mehr oder gar nichts, und ſie wollen nicht daß ihre Kinder gelehrter werden als ſie. Mann muß die Kinder auch nach der alten Art, das iſt, nicht nach dem Silben Maß Buchſtabieren lehren, ſonſt ſeind ſi nicht zufrieden; ſie ſehen jede Neüigkeit als eine Ketzerey an. Etwas neües anfangen heiste ſo viel als die Kinder zur Schul ausjagen."

Dickbuch (Zürich): „Der Schulmeiſter Gab von ſeiner Hand Jedem Schüler die Schrift Lehret es Lehrnen. Und aber nicht Alle."

Metmenſtetten (Zürich): „Die Knaben müſſen alle ſchriben; den tochteren wird es überlaſſen."

Eſchenmoſen (Zürich): „Was aber rechnen iſt, iſt in meiner Schul nicht üblich. Wann Mann es aber Lehrnen will, ſo kann Mann es in der Schule zu Bülach lehrnen es iſt nur eine ringe halb Stund."

Auf die Frage nach Lehrfächern und Lehrbüchern antworten:

Rorbas (Zürich): „In dieſer Schule Wird Teuſch Leſen und Schreiben gelernt. Wann das Kind das NamenB. aus gelernt: ſo wird ihm der LehrM gegeben dann die ZengN Weiters Pſ. B. U. Teſtmt. Wan ſye dan gut und fertig Leſen können So Werden ihnen auch Andere Bücher gegeben."

Neubrunnen (Z.): „Ge Lehrnt Leſſen, Schriben und Singen und E. W. Rechnen. Schulbücher ſind Ein geführt. 1. Mit Buchſt. und ſilben. 2. catieis. 3. Zur Lehr Geiſtliche und weltliche, waß üblich In der Reſeermation."

Oberſtraß (Z.): „Was in jeder Schule und Singen, Bätten und recht Thun."

Rümlang (Z.): „Die kleineren in den anfangen des Nammen büchlein er lehrnen. Hernacher den klein und groß Cateiſchmi Zu bäten."

Oberhasli (Z.): „Es nihmt Ein jeglicheß kind ſeyn Eigen Buch nach Geſchicklichkeit mit ſich."

Mülchi (Bern): „Erſtlich Sie leſen, darnach den Heidelberger auswendig, darnach Pſalmen und veſtgeſänge einige mehr die andern weniger auch bibliſche Sprüch und einige von Hübners Hiſtorien, auch den kateliſiſchen Wegweiſer der zur Unterweiſung zum hl. Abendmahl dient, auch Lehrnen die meiſten Sonderbar die knaben Schreiben und geſchriebenes leſen."

Niederried (B.): „In der Schul wird auſſen gelehrt, Schreiben und Leſen, Buchſtabiren, enchantes oder Singen."

Waldſtatt (Appenzell): „Unterricht Waß in der Schul gelehrt würde zuerſt Nammen Büchlein Fragſtücklein Catechismy — dann Zeitung-Leßen und Schreiben zum auſwendig lehrnen — Fragſtücklein, dann Catechismus Vorſchrifften — Sprüche auß der Heiligen Schrift."

Härkingen (Solothurn): „In der Schule wird gelehrt, was ein jeder Hausvater beliebt.

III. Lehrer. a. Vorbildung. Groß (Schwyz): „Ich hab schon 20 Jahr lang Schul gehalten: vorher habe ich unter meinen Eltern gelebt, und von mir selbsten gelehrt schreiben und lesen, unter beständiger Bauern Arbeit."

Erstfeld (Uri): „Daß ich eben also bevor ich dieses Lehramte angetretten mich in Millitärischen Diensten befande, das kann ich noch mit mein erhaltenen Ehrenschriften beweisen. — Solche Jahre wendete ich neben meinen Dienstpflüchten gänzlich an für Lesen und Schreiben ꝛc. auch für Musik und Buchbünden (es kann also jeder Jüngling einsehen, daß das Millitärische Leben nicht zum Nachtheil, sondern daß Jeder vielen Nutzen daraus schöpfen kann, wann er nur will), ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß ich viele nützliche Sachen dabey erlernet habe. Daß ich aber auch Köſten und sehr viele Mühe dazu angewändet, ist ganz klar den: das wenige welches mir von meinen Ältern Erbs halben zukame, verwändete ich gänzlich zum Lernen."

Opfikon (Z.): „Er[1] ist vorher bei Bauren zu Kloten Knecht gewesen."

Neubrunnen (Z.): „Mein Beruf ist vorher Trüll Meister gewessen aber wegen Bresthaften Beinen entlassen worden."

Elgg (Z.): „War vorher un Tisserand de Mousseline."

Unterhittnau (Z.): „Was hat er vorher fär ein Beruff Meinem Vater geholfen Schull halten."

Wipkingen (Z.): „War ein Strumpfweber."

Bannwyl (Bern): „Der Lehrer war vom Eilften Jahr weg Schumacher und Liebhaber der Wissenschaften."

Frutigen (B.): „Von seinen Eltern zum Landbau gebraucht worden, ausgenommen drei Monate, während welcher er bei einem Schulmeister in Thun in der Lehre gewesen."

b. Nebenbeschäftigung, Familienbestand. Galgenen (Schwyz): „Ich muß Schulmeister sein und Frühmesser, und Caplan und Vicar, kurz! ich muß alles das, was mich Brgr. Pfarrer und Brgr. Bauern beordern, thun."

Seelisberg (Uri): „Meine Lieblingsbeschäftigungen seynd, bey Mattigkeit die Ruh, bei Hunger die Speis, bei Durst das Trank, insgemein aber Varietas sapit."

Andermatt (Uri): „Neben den Schul- und Kirchenpflichten (als Organist) hab ich keine andere Verrichtungen als etwa an einem Sonntag einige gute Freünde zu rassiren, welches zwar nicht meine Haupt Profession ist."

Trachslau (Schwyz): „Ich war ehedem in dem hauptort (Einsiedeln) schuhlmeister. Meine Familie besteht aus 5 Personen, welche Ehemals alle mit arbeith für unsere wahlfart (Wallfahrt) ihr Brod haben verdienen Können, nun aber ist dis alles weg. seiden spinnen ist nun unser Brod, aber ein schlechtes."

Kloten (Zürich): „Im Sommer, wan er Keine Schule Hat, so verdient er sein Brod mit dem Maurren."

Oberwinterthur (Z.): „Ist ein Zimmermann."

Gehrlisperg (Z.): „Der Schulmeister Heißen Jakob Krebser, Gebürtig aus Gehrlisperg, über 26 Jahr alt, habe ein Steiffmutter, ein Weib, ein Kind nach bey Leben. Und bin mit dito 8 Jahr Schullehrer. Vorher war ich bei meinem Vater selig, als Knabe gewesen."

Winterberg (Z.): „Hat vorher in einer wullen Faprik gearbeitet. Jezt neben

---

[1] Die Schreiber reden häufig von sich selber in der 3. Person.

Digitized by Google

der Schule hab ich noch Kaufmanns waaren in Zürich zu verarbeiten und dieſſe Arbeit wird Mit Nammen Seydenwinden genennt."

Hagenbuch (Z.): „Vorher war er ein Dienſt Bott hat ein kleines Händeli gibt Baumwollen zu ſpinnen hat ein wenig mit Wein zu thun."

Seelmatten (Z.): „Sein Name Klein Hans Zahner. Er iſt vorher Steilſtänder[1] gewäſſen, jetzt thut er ſeine gaülter zu Bewerben."

Regensberg (Z.): „War vorher in der Stadt Wacht, arbeitete in den Gärten und iſt Seyler."

Schönengrund (Appenzell): „Iſt anſonſt ſeine Profeſſion ein Beck und treibt ſolche Winterzeit."

Äſchlen (Bern): „Ich bin 5 Jahr ſchuldinner vor här bin ich allezeit hierorts gewäſen min be Ruff war ſor här auff dem fäld zu arbeiten ich hätte neben dem lehrren noch andere ausrichtungen ich muß ſor der ſchul mein fich futteren."

Guttannen (B.): „Neben dem Lehramt hat er keine Preciſſe Verrichtung zu dieſem wann es Jemand begert hätte, wehr er kaum komen doch wegen geringem Lohn."

c. Wahlart. Rüti (Zürich): „Auf der Kahnzel wirdt der Dienſt verkündt, dann nimmt der oberſt Pfarrer das egſamen ein, daſſelbig überbringt er dem koſent[2] und der wellt."

Robenhauſen (Z.): „Vom Examina thoren Kamvänt auf zügnuß von Pfarer und Steilſtand."

IV. **Oekonomiſche Verhältniſſe.** Nuolen (Schwyz): „Oekonomiſche Verhältniſſe ſind hier gar keine, ſonder der Pfarrer hält Schul, und die Bürger bezahlen etwas oder nichts, nach Belieben."

Steinerberg (Schwyz): „Von dieſem kleinen ſchul gehalt (8 fl. und das Schulgeld) wäre ich verpflichtet, unſerem Bideren Pfarrer ein Geſchänke zu machen. wenn er es annemmen wurde. weil er alle wochen zweymahl die ſchuhl beſuchet und ſowol auf mich als die Kinder genaue auffſicht hält, auch hatte er die mühe alle vorſchriften ſelbſt zu machen. — Dieſe vertrießliche Bemühung hätte ich gewißlich niemahl mir auflegen laſſen. weil ich aber vom Sigriſte dienſte eine ſehr geringe bezahlung habe, ſo mus ich verdienen, was ich kann, es iſt beſſer zwei ſtücklin brod, als nur eines, ich empfehle beyde zur vergrößerung."

Ottikon (Zürich): „Die Schulle muß ich halten in meinem eigenen Hauſſe, Und ſtadt daß ich Hauß-Zinß ſolte bekommen, muß ich noch meinem Bruder etliche Gulden abgeben Weillen bei Abſterbung meines Vaters ſelig er ein Erb ware wie auch ich. ſo mußte ich wegen deſſen ſuchen, daß er in einem andern Hauß wohnen könnte, und nun Wünſchte ich und Bäte davor einen erſatz oder Anleitung, auf waß Art und Weiß ich dießen erſatz ſuchen ſoll, auch Bedenklich iſt es daß wann einer Kinder hat, er wegen ermanglung einer Schullſtube ers alsdan in andere Häußer ſchicken muß um zu arbeiten in währender Schull Zeit."

Theilingen (Z.): „Das Schulhaus iſt mein Eigen haus und nur eine Stuben für die haushaltung und Schul. Ich erhalte keine Rebarazion der Schulſtuben an Tiſchen oder bänken oder fenſteren."

---

[1] Stillſtänder, Mitglied der Gemeindskirchenpflege.

[2] Der Antiſtes der zürch. Geiſtlichkeit in Zürich examiniert und ſtellt auf Grundlage ſeiner Prüfung den Antrag an den (halb geiſtlichen halb weltlichen) Examinatorenconvent.

Digitized by Google

Bärentſchweil (Z): „Meine Stuben verhätt nicht gut“.

Kath. Grub (St. Gallen): „Und das iſt meine Anmerkung von 72 Wochen ſchuhlhalten ber 31 fl. wenig iſt und bey Ander zwei iſt es auch Ser wenig. Sie ſehen es ſelbeſten ein, wie dieſe Broſeſſion von proſidiren iſt und wan Ich nicht von Meinem Heimmet Leben Könt Ich mich nicht Ehrlich Underhalten Bey einer Solchen teuren Zeit von diſen drei Amters Verrichtungen.“

Waldſtatt (Appenzell): „im Sommer Hab ich der Lohn von der Gemeindskammer — Wochentlich .3. fl. Vom Funken. Sonntag bis Michele — es iſt ein gewißes Geld, in der Gemeindskammer, ich weiß nicht wie viehl, wen ihr ſelbiges wüßen wohlet ſo ſollet ihr, an die Gemeindskammer Schreiben.“

Kleinlützel (Solothurn): „Das Schulhaus iſt ein altes bauſälliges unſchickliches Gebäude, zu klein und hat bald keine Bänke mehr, weil die hieſige Gemeinde dasſelbe erhalten ſollte.“

Dullikon (Soloth.): „Was das Schulhaus anlanget thuet, ſo iſt es ein ungeſundes Haus und füecht, daß ich und die Kinder viel Zeit krank worden ſind. Die Stube iſt ſonnenhalb ganz im Boden wie ein Keller und wenn man heizen thuet, ſo ſchwitzen die Mauern und wen es Regenweter iſt, ſo ſetzet ſich das Waſſer durch die Mauern hinein. Da gibt es eine Luſt, daß es nicht auszuſtehen iſt.“

Trotz all dieſen Verhältniſſen, theilweiſe wol auch wegen derſelben, gab es Lehrer, die im Schuldienſt grau geworden waren und doch noch ausharrten. So war im Solothurniſchen ein rüſtiger 77jähriger Lehrer, der im 58. Winter Schule hielt, und aus dem Kanton Säntis gieng der Erziehungsbehörde folgender Vers ein:

Ihr thuont ganz rächt an mich begähren,
Daß ich mich vor euch ſoll erklären,
Wie ich den Schuldienſt noch wölle tryben,
Oder denſelb laſſen blyben;
Weil ich ſächs und ſiebenzig Jahr im Alter,
Schon zwei und fünfzig Jahr Schuoll gehalten,
So möcht ich jetzt ein ruhigs Läben,
Und thuon die Schuoll mit Dankh aufgäben.

Wenn man dabei vernimmt, daß der Lehrer und Caplan in Bauen mehr Geld für Anſchaffung von Schulbüchern aufwandte als ſein Schullohn (6 fl.) betrug, daß der Pfarrvicar in Hergiswyl erklärte, „wenn mir die Gemeine Hergiswyl etwas zu verdanken hätte, ſo wäre es wegen der Schule“, daß von verſchiedenen Seiten her, aus dem Kanton Zürich wie aus den Urkantonen, der Wunſch der Ermöglichung beſſerer Lehrerbildung für die folgende Generation bei Gelegenheit des Fragenſchemas dem Miniſter vorgetragen wurde, daß Lehrer aus dem Kanton Solothurn, die durch die Verhältniſſe wolgerechtfertigte Bemerkung machen, der Schullohn ſei ſo gering, daß ſie nicht Schule halten könnten, „wenn ſie nicht mehr aus Liebe, als aus Verdienſt unterrichten würden“, ſo wird man für einzelne dieſer Schulmänner mit Hochachtung erfüllt, und hat bei aller Düſterheit des Geſammtgemäldes das Gefühl, daß da und dort Perſonen im Amte ſtanden, die beſſer waren als das Syſtem, deſſen Früchte als böſes Erbe von der alten Eidgenoſſenſchaft auf die Helvetik übergegangen waren.

* * *

Digitized by Google

Aber dieſe verrotteten Zuſtände des bisherigen Schulweſens waren nicht das Einzige, was ſich dem Hochflug der Reformgedanken der Helvetik entgegenſtellte und in ſolch grellen Contraſt mit demſelben trat. Nicht weniger iſt es die Noth der Zeit geweſen, die weitgreifenden Aenderungen gerade in dieſer Epoche mehr als je ein Halt gebieten mußte. Im Jahr 1799 war, wie allbekannt, die Schweiz der „Kampfplatz fremder Heere"; es iſt das Jahr der beiden Schlachten von Zürich, des Zugs Suwarows über die Alpen; das Jahr, in welchem der ganze Norden und Oſten der Schweiz unter öſterreichiſch-ruſſiſchem Schutz die Helvetik von ſich warf, bis das Kriegsglück ſich für die Franken entſchied, und in welchem der Druck der alliirten wie der fränkiſchen Heere gleich ſchwer auf Helvetien lag. Namentlich die Berggegenden litten furchtbar; aus den Kantonen Waldſtätten (Urkantone mit Zug), Säntis (nördlicher Theil von St. Gallen und Appenzell) und Linth (ſüdlicher Theil von St. Gallen und Glarus) wurden vierthalbtauſend Kinder nach den reichern Kantonen fortgeſendet, um dem Hungertod zu entgehen und zu ſuchen, wo ſich wohlthätige Leute ihrer annähmen. Die Caſſe des helvetiſchen Directoriums war von erſchreckender Leerheit und was man noch erübrigen konnte, mußte zu Kriegszwecken verwendet werden; die Zehnden und eine Reihe alter Gefälle, auf denen die bisherige Ordnung der Dinge, beſonders auch die Beſoldung der Geiſtlichen beruhte, abgeſchafft und ein neues Steuerweſen nicht eingerichtet; die Regierung konnte nicht einmal ſich ſelbſt ihre Beſoldungen auszahlen, und wie im Centrum, ſo ſtands ringsumher: Wirrwarr und Noth war die Signatur der Zeit. „Die Räthe befleißigen ſich — ſchrieb Profeſſor Hottinger in Zürich — um beſſerer Ordnung willen Alles auf den Kopf zu ſtellen, die Franzoſen, um mehrerer Gleichheit willen, alles aufzufreſſen. Unſere Erziehungsräthe — Gottlob ich bin keiner mehr von ihnen — beherzigen das Wohl der Schulen, welche nächſter Tage keine Schulmeiſter mehr haben werden. Unſere Prediger verkünden die Strafgerechtigkeit Gottes, wenn er uns die Franzoſen zuſchickt, preiſen ihn für Güte und Erbarmung, wenn er ſie durch die Oeſterreicher vertreibt, und bewundern abermals ſeine unerforſchliche Weisheit, wenn er ſie zurückführt. Die Verwaltungskammer hat, wie man verſichert, eine Menge Schulden und Proceſſe und gerade 12 fl. 45 kr. in Caſſe". Einem Mitglied des Erziehungsrathes des Kantons Luzern erzählt ein Pfarrer noch im Jahr 1801: „Wir haben Leute, die Jahr aus Jahr ein keinen Brocken Brot in der Suppe haben, oder höchſtens Brot, welches aus Vogelheumehl gebacken iſt, und mehr brennt und ſchadet, als ſättiget und nützt. Und dieſe Leute müſſen vom frühen Morgen bis in die Nacht ſchaffen, damit ſie nur unter einem ſchlechten Obdache zuſammen-

Digitized by Google

bleiben können und nicht auf freier Straße betteln und sich von einander trennen müssen. Nimmt man ihnen täglich alle Kinder vom Hause, so kann der Vater nimmer weben, weil ihm niemand spulet und die Mutter nimmer spinnen, weil sie die kleinen Kinder allein bewachen und verpflegen muß. Sie können sich den Jammer, mein Freund, nicht vorstellen, den die Eltern darüber bezeigen, daß ihre Kinder die meiste Zeit des Tages in der Schule zubringen sollen; nicht daß sie nicht geneigt wären, sie zum Unterricht gehen zu lassen, den sie ihren Kindern herzlich wünschen, aber weil sie auch der Beihülfe der kleinsten, die kaum gehen und reden können, zu entbehren nicht im Stande sind, ohne die ganze Familie es empfinden und noch größern Hunger leiden zu lassen." Wahrlich unter solchen Verhältnissen wäre es kühn gewesen, die Reform eines bestehenden Schulgesetzes zu unternehmen; ein Schulwesen, das diesen Namen verdiente, erst neu zu begründen, mußte fast als ein Ding der Unmöglichkeit betrachtet werden; und daß doch der Versuch nicht unterlassen wurde, daß die Männer der ehemaligen helvetischen Gesellschaft selbst unter diesen Verhältnissen, man darf fast sagen um jeden Preis, diesen Versuch wagten, ehrt ihre Einsicht, daß nicht politische Künstelei, sondern die Regeneration des Volkslebens allein auf die Dauer die Existenz der Nation sichern werde.

Und es waren nicht blos die Männer der Regierung, die also dachten. Als zu Anfang des Jahres 1799 die neuen Erziehungsräthe bestellt wurden und nun ihre erste Sitzung mit öffentlicher Feierlichkeit hielten, da zeigte sich, daß eine keineswegs unbedeutende Anzahl von Männern mit Liebe und Begeisterung sich der Aufgabe, für die Schule zu wirken, in den verschiedensten Landestheilen unterzog. Die Reden, die in Luzern und Freiburg, in Basel, in Frauenfeld und an andern Orten bei diesem Anlaß gehalten wurden, legen ein beredtes Zeugniß davon ab. „Und nun, Bürger Helvetiens, theure Freunde! — schloß Pfarrer Sulzberger* in Frauenfeld seine Programmrede am 25. Februar 1799 —, lebt nicht in euch die Hoffnung, auf dem angebahnten Wege, wenn man ihn nicht übereilt, aber mit fest vorrückendem Schritte verfolgte, müßte unsere liebe Jugend wesentlich gewinnen, an Sittlichkeit, an Verstandesbildung, an nöthigen Kenntnissen, an Brauchbarkeit zu jedem Geschäfte, an wahrer Aufklärung? Ja freuet euch dessen, ihr Redlichen im Lande! danket der Regierung, die sich dafür so emsig bemüht, biedere Bürger! Es ist der Freude, des Dankes werth. Freilich geht Aufklärung, Bildung, Veredlung eines Volkes nur langsamen Schrittes. Sie ist nicht eine Frucht, wie das liebe Korn, das man im Herbste säet und im Sommer schon schneidet. Aber wenn sie sorgsam gepflanzt und fortwährend treu gepflegt wird, so wächst sie gewiß, bleibt niemals zurück, steigt allmälig, aber sicher, reift und bringt kost-

Digitized by Google

bare Nahrung für Geiſt und Herz. Das Gedeihen kann ihr nicht fehlen, denn es kommt von oben herab, von dem Gotte, der das Glück ſeiner Menſchen ſo gerne befördert. Zu ihm, dem Allgütigen, ſei unſere Hoffnung gerichtet und unſer Gebet um Segen zu dem guten nützlichen Werke!"

„Bürger Erziehungsräthe, theuerſte Brüder Mitcollegen — ſo redete der Stadtpfarrer Thaddäus Müller* in Luzern am 20. Januar 1799 die Mitglieder der Behörde an — uns iſt das Werk, die öffentliche Erziehung im Kanton Luzern zu leiten, aufgetragen. Ich weiß es: Jeder von uns fühlt es tief, daß das Werk über unſere Kräfte ſei; aber jeder von uns iſt von der Geſinnung beſeelt, zu thun, was er nach Kräften vermag. Die feierliche Einſetzung der Erziehungsräthe in Helvetien, wodurch das Vollziehungsdirectorium der Republik ſie auszeichnet, geſchieht nicht um unſertwillen, Bürger Mitcollegen, ſondern um der Sache ſelbſt willen. Die öffentliche Erziehung iſt für die Republik eine höchſt wichtige Angelegenheit: Darum will das Vollziehungsdirectorium, daß diejenigen, welche daran arbeiten, zwar öffentliche Achtung haben; aber daß ſie zugleich die Verbindlichkeit ihrer Pflicht gegen ihre Mitbürger und gegen das geſammte Vaterland öffentlich auf ſich nehmen und feierlich ihr genug zu thun angeloben. — Wir haben bis dahin in Eintracht, mit freundſchaftlicher Vertraulichkeit und mit Thätigkeit gearbeitet; einer hat den andern belehrt, einer den andern in dem, was ihm gut ſchien, gern unterſtützt. Alſo wollen wir fortfahren — mit Eintracht und Treue. Wir wollen auf nichts ſehen, was gegen uns ſein könnte, nur auf die Menſchheit, mit deren Wohl unſre Arbeiten unmittelbar in Verbindung ſtehen, und auf unſer werthes Vaterland!"

Im Volke ſelbſt aber war die Indolenz, verbunden mit der Abneigung gegen die Regierung und der gedrückten Zeitlage noch viel zu groß, als daß ein gedeihliches Wirken ſich raſch hätte erzielen laſſen. Selbſt wohlwollende Elemente ließen ſich dadurch von der Mitwirkung abſchrecken. „Für einen gemeinen Religionslehrer, für einen Dorfſchulmeiſter — heißt es in einem ſolchen Ablehnungsſchreiben aus dem Kanton Säntis — möchte ich Fähigkeit haben, aber zu einem Erziehungsrath mangelt es mir an Beleſenheit, an Büchern, an Erfahrung. Zudem iſt man in unſerm Land und beſonders in meiner Pfarre (doch nur Ihnen und Ihren Freunden, denen dieſe Kenntniß nöthig iſt, im Vertrauen und geheim geſagt) nicht gut auf neue Schulanſtalten zu ſprechen; man beſorgt immer Nachtheil für die Religion; dieſer Begriff iſt gar nicht leicht aus den Köpfen herauszureißen, weil man immer mißtrauiſch iſt, und eher die Schätzung eines rechtſchaffenen Mannes als die irrige Idee fahren läßt. Ich könnte mir alſo nicht viel beſſeres verſprechen als Haß und Verachtung."

Vor allem tief saß das religiöse Mißtrauen, besonders katholischerseits. Daß Stapfer eine ernst religiöse Natur war, immer und immer wieder für den religiösen Frieden, für die Hochhaltung der religiösen Interessen, und auch für die Interessen der damals geradezu mit bitterster persönlicher Noth ringenden Geistlichkeit mannhaft eintrat, konnte wenig oder nichts daran ändern. Der Helvetik klebte von vorn herein der Verdacht der Kirchenfeindschaft von ihrem französischen Ursprung her an. Von den einschneidenden Neuerungen der Helvetik, Aufhebung der Zehnden ohne Entschädigung, Aufhebung der Gesetze gegen die gemischten Ehen, principieller Aufhebung der Klöster, Vorschrift zu allgemeiner Leistung des Bürgereides mit besonderer Verschärfung desselben gegenüber den Geistlichen, wurden die kirchlichen Gefühle und Traditionen unmittelbar getroffen; es war ferner bekannt, daß Laharpe den Geistlichen jeden Antheil an der Schulaufsicht hatte entziehen wollen; dazu kamen wirkliche Rohheiten Einzelner, wie der Brief des französischen Commissärs Mengauds an die Mönche von Engelberg[1]; die gegenwärtige Regierung, der eine gewisse Mäßigung nicht abzusprechen war, trug den Charakter des Provisorischen; es konnte ihr, wie die Dinge lagen, ebensowol ein Machtspruch Frankreichs als der Sieg der alliirten Mächte ein jähes Ende bereiten; und wessen hatte man sich dann für die Zukunft zu versehen? Nach gewissen Seiten hin lagen die Dinge für eine fortschreitende Entwicklung auf dem Gebiete des Schulwesens geradezu schlimmer als vor der Staatsumwälzung. Das obrigkeitliche Ansehen, das die alten Regierungen umgeben, ward der neuen Regierung nicht von ferne zu Theil; es liegt in der Natur der Sache, daß jeder gewaltsame Umschwung zunächst die anarchischen Elemente kräftigt, die idealen Ziele zurückdrängt. Es ist nicht eine vereinzelte Wahrnehmung, wenn Ph. Em. Fellenberg 1799 schrieb: „Man muß den Zustand der Schulen auf dem Lande gesehen haben, um sich vorstellen zu können, wie äußerst beklagenswerth er in jeder Beziehung ist, und wie Eigennutz, Engherzigkeit, Eigendünkel und Starrsinn, Hauptzüge des Charakters der großen Menge der Zeitgenossen geworden sind. Statt zu verschwinden, haben sich diese Uebel nach der staatlichen Umwälzung noch vermehrt, woran die sinnliche Weise, die Begriffe von Freiheit und Gleichheit aufzufassen, nicht wenig Schuld trägt."

Dann waren, nachdem einmal die Gegensätze in voller Schärfe aus einander getreten, nicht nur Viele ängstlich geworden, und ohne Aussicht auf festen Schutz bei der neuen Ordnung der Dinge zu einer schwächlichen

---

[1] Derselbe ist abgedruckt bei Hilty, Vorlesungen über die Geschichte der Helvetik, S. 256.

Digitized by Google

Neutralität oder geradezu zu den Feinden der neuen Ordnung übergegangen, sondern im Volk selbst wurde jetzt manches als verdächtig aufgefaßt, was man früher arglos, wenn auch ungern, angenommen. „Viele Eltern — berichtet ein Inspector aus dem Kanton Luzern zu Anfang 1801, „wollen ihre Kinder durchaus nicht in die „Sulzjoggi-“ [1], in die „Franzosenschulen“ schicken; viele wollten keine St. Urbanischen Namenbüchlein dulden, worin ja französische Buchstaben stehen; viele wollten ihre Kinder nichts Gedrucktes lesen lernen lassen. Sogar die alten, von Wissing und Thüring gedruckten Namenbüchlein sind nun auf einmal ketzerisch; denn es heißt darin: ich glaube i n Gott Vater und nicht a n Gott. Den P. Nivard Schulinspector hat der Teufel geholt und dem andern (mir nämlich) wird es auch bald so gehen. Solche und tausenderlei Reden und Ausdrücke werden in den Pfarreien Altishofen und Reiden häufig gehört. — Die Municipalitäten Reiden und Wikon haben sich entschlossen, keine Namenbüchlein einzuführen, koste es was es wolle, und durchaus beim Alten zu bleiben. Es giebt auch Eltern, die aller Aufforderung ungeachtet ihre Kinder doch nicht zur Schule schicken und nach ihrer eigenen Aussage lieber 60 Fünfbätzler Strafe bezahlen wollen.“

Da konnte es nicht mehr viel helfen, wenn bei der Bestellung der Schulinspectoren und der Erziehungsräthe möglichst auch das geistliche Element hereingezogen und in paritätischen Kantonen ängstlich auf gleichmäßige Berücksichtigung der Confessionen gesehen wurde. Die meisten katholischen Geistlichen lehnten ab, oder erschienen einfach nicht in den Sitzungen. In Freiburg hatte man noch mehr als anderswo an die Kirche sich anzulehnen versucht, den Bischof Odet sogar zum Ehrenmitglied des Erziehungsrathes ernannt, mit einer einzigen Ausnahme alle Inspectoratsstellen im katholischen Landestheil mit Geistlichen besetzt. Es half alles nicht; der Bischof gab seine Demission als Mitglied des Erziehungsrathes, verlangte den Oberentscheid (das Placet) über alle Schullehrerernennungen, verbot den katholischen Geistlichen weiterhin an den Sitzungen des Erziehungsrathes theilzunehmen und sprengte damit den Erziehungsrath selbst, der vom Frühjahr 1802 an gar nicht mehr zu einer Sitzung zusammengetreten zu sein scheint.

Die Erziehungsräthe hatten mancherorts, auch an gefährdeten Posten, besonders in den Kantonen Säntis und Luzern, geleistet, was redlichem Willen

---

[1] Sulzioggi, Volksname des Bauern Jakob Schmidli von Wolhausen, Kanton Luzern, der 1748 als Ketzer hingerichtet worden war. Vergl. Geschichte der Eidgenossenschaft von Vögelin, fortgesetzt von Escher Bd. III (Seite 320 der Ausgabe von 1861).

Digitized by Google

möglich war. Sie hatten gründliche Schulinspectionen organisirt[1]; sie hatten ihre Wünsche namentlich für Begründung von Lehrerseminarien der Regierung übermittelt; und auch diese letztere that was sie konnte, um das Volksschulwesen zu heben. Schon im November 1799 hatte sie bei aller Geldnoth Kirchen-, Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten steuerfrei erklärt, im Oktober 1799 Bewilligung zum Holzschlag für Schulzwecke in den nationalen Waldungen gegeben, im April 1800 der Geistlichkeit ein Mitverwaltungsrecht über die Schulgüter ertheilt, um zu verhüten, daß diese letztern ihrem Zweck entfremdet würden. Und endlich erfolgten im Dezember 1800 weitgreifende Beschlüsse, die gerade darum an manchen Orten mehr wirkten, weil die Regierung (der helvetische Vollziehungsrath) es wagte, wieder einmal bestimmt und befehlend und nicht blos auffordernd und empfehlend aufzutreten, so daß die Kantonsbehörden sich veranlaßt sahen, ihre Hülfe zur Vollziehung zu leihen. Diese Decrete — gewissermaßen das Testament der Helvetik auf dem Gebiete des Erziehungswesens giengen dahin: „Die Municipalität einer jeden Gemeinde habe ein ge„räumiges Zimmer für die Schule anzuweisen und dafür zu sorgen, daß „es den ganzen Winter über gehörig geheizt werde. Der Erziehungsrath „ernennt nach bestehenden Vorschriften einen Schulmeister, dem die Muni„cipalität außer der Behausung wenigstens eine Besoldung von 80 Fr. „für das kommende Winterhalbjahr bis Ostern anzuweisen hat[2]. $^2/_3$ der „Kosten werden durch eine Auflage auf das Grundeigenthum und $^1/_3$ durch „die Hausväter bezahlt." Jede Municipalität, die bis zum 15. Jänner 1801 keine Schule in ihrer Gemeinde errichtet hatte, verfiel in eine Strafe von 40 Fr., welche dem Erziehungsrathe eingehändigt und zum Ankaufe von Schulbüchern verwendet werden sollte.

Diesem Beschlusse vom 4. Dezember 1800 folgte zwei Tage später eine Verordnung, welche jeden Hausvater, dessen Kinder im Alter waren die Schule zu besuchen, verpflichtete, dieselben wenigstens den Winter über

---

[1] Bei diesen waren gelegentlich ganz originelle und energische Persönlichkeiten thätig, die es verstanden, dem groben Klotz der Indolenz und der religiösen Verdächtigung einen groben Keil entgegenzusetzen. So berichtete der Inspector des Bezirks Willisau — ein katholischer Geistlicher — unterm 15. November 1801 an den Erziehungsrath: „Der Land-Municipalität von Willisau habe ich mit dem Hartschier gedroht, wenn sie nicht den Herrn Schöch innert 8 Tagen für das letzte Jahr bezahle; Hergiswyl, wo vor einem Jahr nur 14 Tage Schule gehalten wurde, hat, wie ich besorge, wirklich weder einen Schulmeister noch Schulanstalten; ich wünsche deshalb, daß Sie dieser Gemeinde einen Ehrengast ins Wirthshaus schicken möchten, bis mir Antwort gegeben und die Schule eingerichtet ist. Die Hageln mögen dann wieder gehen und die andern Gemeinden ausspotten, welche letztes Jahr gehorsam und thätig waren."

[2] 1801 wurde dieses Besoldungsminimum auf 100 Fr. erhöht.

Digitized by

dahin zu ſchicken, wenn er nicht dem Schulinſpector beweiſen konnte, daß er auf eine andere angemeſſene Weiſe für ihren Unterricht ſorge, eine Verpflichtung, welche auch auf alle diejenigen ausgedehnt wurde, bei denen ſolche Kinder an der Koſt waren. Ebenſo ſollten auch den Kindern die von dem Erziehungsrathe eingeführten Schulbücher angeſchafft werden.

Im September 1800 war Stapfer[1] bereits vom Schauplatz abgetreten, um als Geſandter nach Paris zu gehen, und an ſeine Stelle trat im Dezember Mohr*, der in dem gleichen Sinn und Geiſte die Geſchäfte weiter führte. Aber ſchon im Jahre 1801 wurden die Miniſterien des Unterrichts und des Innern mit einander vereinigt und in dem ſich nun immer deutlicher vollziehenden Auflöſungsproceß gieng die Autorität der kantonalen Erziehungsräthe unter. Die allgemeine Anarchie fand auch auf dem Gebiete der Schule ihr getreues Spiegelbild. Beiſpiele aus dem Kanton Säntis mögen dieſe Thatſache illuſtriren. Die Schullehrerwahlen wurden trotz mehrmaliger Aufforderung immer wieder ohne die Mitwirkung der Behörde vorgenommen. Aus Wittenbach wird berichtet, daß ein junger Bürger nur darum an die Stelle gekommen ſei, weil ihn die junge Mannſchaft daſelbſt als luſtigen Cameraden im Mehr durchgebracht habe. In Rorſchach intriguierte ein früherer Lehrer gegen den von der Behörde eingeſetzten, ſuchte namentlich deſſen politiſche Geſinnung zu verdächtigen und die Bevölkerung gegen ihn einzunehmen. In Peterzell wurden Frühſchulen abgehalten, um nur nicht die neuen Einrichtungen der öffentlichen Schule befolgen zu müſſen. Am widerſpenſtigſten waren die appenzelliſchen Gemeinden, beſonders von der Zeit an, da die Neubildung eines beſondern Kantons Appenzell wieder in Ausſicht ſtand. Teufen weigerte ſich hartnäckig, ſeinem Schulmeiſter, Jakob Hörler, die Schulſtube über Gallitag hinaus zu verzinſen; die vor den Rath citirten Gemeindsabgeordneten erklärten, daß die Gemeinde nicht pflichtig ſei, Schulhäuſer anzuſchaffen; wenn Einer habe Lehrer ſein wollen, ſo ſei er immer zuerſt angefragt worden, wo er eine Schulſtube habe, ehe ihm das Schulhalten erlaubt worden ſei; außer dem Joh. Hörler von Niederteufen verlange auch keiner der übrigen Schulmeiſter in der Gemeinde dieſe Neuerung, und da doch alles proviſoriſch ſei, ſo finden ſie, es ſei genug, daß Schule gehalten werde, das Andere könne man abwarten. Auf eine Anfrage wegen einer illegalen Schulmeiſterwahl erklärte die Gemeinde Trogen, daß ſie nach

[1] Stapfer hatte neben ſeiner amtlichen Wirkſamkeit ſchon 1798 die Initiative ergriffen, durch Gründung eines Vereines die Culturintereſſen zu fördern (ſ. Monogr. Stapfer, Zſchokke); und noch 1800 in Bern die „Geſellſchaft der Freunde des Erziehungsweſens“ begründet, hauptſächlich um Peſtalozzis Beſtrebungen einen Rückhalt zu ſchaffen.

Digitized by Google

ihren bisherigen Gebräuchen in Schulsachen fortfahren werde oder von der Regierung in Bern Entscheid haben wolle. Im District Herisau wurde gar nichts für das Schulwesen gethan. Auch die Gemeinde Speicher nahm nicht die geringste Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften. Unter solchen Umständen mußte auch bei den Besten der gute Wille und der Muth gelähmt werden; zu wiederholten Malen wandte sich die Behörde an die Regierung mit einer lebhaften Schilderung ihrer Lage und des Unvermögens in derselben etwas von Belang auszurichten. Wir werden uns auch nicht wundern, daß in den Jahren 1802 und 1803 in der Behörde selbst mehrmals der Antrag gestellt wurde, die Geschäfte zu vertagen. Der Regierungsstatthalter des Kantons Säntis sah sich veranlaßt, ein Manifest an sämmtliche Municipalitäten zu richten, worin die Bürger nachdrücklich aufgefordert wurden, die Autorität des Erziehungsrathes anzuerkennen. Endlich brachte die Mediation auch für diesen allmäligen Absterbeproceß die Erlösung.

Nicht so ganz ohne eine bleibende Spur ihres Wirkens zu hinterlassen ist dagegen die helvetische Centralregierung aus dem Leben gegangen; freilich war es ihr nicht beschieden, selbst die Früchte ihrer Wirksamkeit reifen zu sehen. Es lag nicht in der Zeit, daß diese Früchte von oben herab zur Reife gebracht werden konnten; von unten herauf mußten sie sich entwickeln. Das hatte mit genialem Blicke Pestalozzi* durchgeführt, als er einst Stapfer die Uebernahme der Leitung eines Seminars abgeschlagen und erklärt hatte, daß er seine Idee für bessern Unterricht zuerst in einer Kinderschule erproben und deren Resultate heiter machen wolle.

Es gehört zu den schönsten Zügen der helvetischen Regierung, daß sie, die oft nicht wußte, woher das Geld für die nothwendigsten Bedürfnisse gewinnen, diesem Manne mit einem geradezu unverwüstlichen Vertrauen zur Seite stand. Für das Waisenhaus in Stans wurde finanziell durchaus ausreichend gesorgt; die helvetische Regierung setzte Pestalozzi für seine Versuche an der Elementarschule in Burgdorf eine kleine Besoldung aus und eben dieser Regierung verdankte er es, daß er im Schloß für seine Erziehungsbestrebungen festen Sitz fand; sie unterstützt ihn daselbst für Heranbildung von Lehrerzöglingen mit einer für ihre Verhältnisse namhaften Summe, und sie ist es, die von 1800 an und noch in den letzten Monaten ihres Bestandes durch Geldvorschüsse ihm die Herausgabe seiner Lehrbücher möglich macht. So hat sie bei Pestalozzis Werk gewissermaßen Pathenstelle vertreten; und was frei von den Schlacken der politischen Wirren und Irrungen der helvetischen Periode echter Kern idealen Strebens in ihr war, das ist über ihrem Grabe durch Pestalozzi für die Nachwelt gerettet und zum Gewinn des Vaterlandes wie der Menschheit geworden.

Digitized by Google

Mediation und Restauration.

Die Periode der Mediation 1803—1814, welche der Helvetik folgte, war wie diese durch ausländischen französischen Einfluß bedingt. Thatsächlich hatte Napoleon unter dem Titel des „erhabenen Mediators" die Vormundschaft über die Schweiz ebensogut in die Hände genommen, wie unter dem Titel eines „Protectors" diejenige über den Rumpf des ehemaligen deutschen Reiches, den Rheinbund. Das Gefühl der Abhängigkeit ließ sich nicht wegdisputiren; die Ungewißheit über die letzten Absichten des Gewaltigen, dazu die Blutsteuer, die die Schweiz mittelst Zwangswerbung zu dessen kriegerischen Unternehmungen liefern mußte, weckten es immer aufs neue.

Trotz all dem rief diese Abhängigkeit nicht das nämliche Mißbehagen wach, wie diejenige, deren Ausdruck die Helvetik gewesen, noch wie die nachfolgende der alliirten Mächte, die der Schweiz nach Napoleons Sturz ihre Neutralität garantirte und den Bundesvertrag von 1815 gestattete. Fürs erste war man der endlosen Parteiwirren satt, durch welche die Helvetik zu Grabe getragen worden; man empfand es keineswegs als bloße Phrase, wenn Napoleon bei Uebergabe der Mediationsacte den schweizerischen Abgeordneten ins Gesicht gesagt hatte: „Die Vermittlung ist ein, Schiffbrüchigen in dem Augenblick, wo sie in den Abgrund versinken sollten, dargebotener Rettungsbalken." Dann sicherte die Mediation, wenn sie auch auf die föderative Gestaltung der Schweiz zurückgieng und das Princip des Einheitsstaates preisgab, doch die wesentlichsten Errungenschaften der Staatsumwälzung: Aufhebung der Unterthanenverhältnisse, Selbständigkeit der neuen Kantone Waadt, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Tessin, und Centralisation in den nothwendigsten Punkten. Und endlich darf gesagt werden, daß diese Verbindung etwelcher Centralisation mit der Wiederherstellung der Kantonalsouveränität in geschickter Weise das darbot, was die gebildetsten und freisinnigsten Männer damaliger Zeit zu retten hoffen konnten, ohne aufs neue stetig wiederkehrende Rückschläge befürchten zu müssen. Gerade diesen Männern galt die Mediationszeit trotz all ihrer Schatten, trotz der Schweizertruppen in französischem Dienst, trotz der Losreißung des Wallis, Genfs, Neuenburgs und des bernischen Jura, trotz der Continentalsperre, als eine glückliche Zeit, in die sie bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung von 1848 mit Vorliebe sich zurücksehnten; und auch den Zeitgenossen ihrer jüngern Jahre machten sie aus dieser Ueberzeugung kein Hehl. „Man werfe — sagte der Präsident der helvetischen Gesellschaft an der

Digitized by Google

Jahresverſammlung von 1812 — man werfe einen unparteiiſchen Blick auf die benachbarten Staaten alle ohne Ausnahme, und man wird finden, daß unſere Lage in jeder Beziehung beneidenswerth iſt; wir leben unter einer Verfaſſung, welche wol auch ihre Mängel hat (welche Verfaſſung hat deren keine?), aber doch die Rechte Aller ſichert; keine Vorrechte einzelner Kaſten drücken die andern Bürger, keine unerſchwinglichen Abgaben verzehren das Mark des Landes, und unter milden Geſetzen, entworfen von ſelbſtgewählten Regenten, genießt ein Jeder in Ruhe, was das Glück oder ſein Fleiß ihm beſcherte. Zwar auch uns drücken, dies iſt nicht zu läugnen, die Ereigniſſe von Außen; unſer Handel, unſer Gewerbsfleiß iſt zu Boden gedrückt, und viele tauſend Menſchen ſind in Gefahr, brodlos zu werden; aber haben es etwa unſere Nachbarn in dieſer Beziehung beſſer? Liegt nicht der Handel von ganz Europa darnieder? und würden wir wol mehr gewinnen, wenn wir einem anderen Lande angehörten? Schon der Gedanke müßte den Schweizer entehren, für einen augenblicklichen blos pecuniären Vortheil, auch wenn er wirklich ſtatt hätte und nicht blos erträumt wäre, das Glück der Unabhängigkeit, der Freiheit für ſich und ſeine Kinder dahinzugeben." Und als die helvetiſche Geſellſchaft nach fünfzehnjährigem Unterbruch ſich 1819 aufs neue verſammelte, lautete die Beurtheilung der mittlerweile ſtattgefundenen Veränderung bitter genug. „Der Urſachen, weßwegen unſere Geſellſchaft ſeit 1813 nicht mehr zuſammengekommen iſt, ſind mehrere... Anfangs lagen ſie in den Zeitumſtänden, an die ich ungerne erinnere; an die fatale Zeit, in welcher unſer Schweizervolk an dem eingebüßt hat, was ihm hätte köſtlicher ſein ſollen als Gold und Perlen, an ſeiner Ehre; an dem Glauben, daß wir auch ſtandhaft ausführen, was wir männlich beſchließen; daß wir an unſer gegebenes Wort allemal Gut und Blut ſetzen; daß Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Eintracht uns zu Beſtützung unſerer Grenzen eine Kraft gebe, welche Niemand verachten dürfe. Dieſe ehrenvolle Meinung, welche das Ausland von uns hatte, und die, in Verbindung mit unſerer geographiſchen Lage, ſeit Jahrhunderten ſicherern Schutz gewährt hat, als ohne ſie ein zahlreiches, koſtbares Heer nicht vermögen würde — wie ſtark iſt ſie in jenen Tagen geſunken! In jenen Zeiten, wo von fremden Kriegsheeren, die ſich rings um uns herum ſchlugen, das eine einen gebahnten Weg durch unſer von ſeinen Grenzvertheidigern verlaſſenes Land fand — in den Zeiten innerer Spannung, wo die Einen den Sturz der Mediationsacte als einen ſchweren Verluſt fürs Vaterland fürchteten, die Andern ihn ſehnlich wünſchten und mit Eifer einleiteten; bei der leidenſchaftlichen Stimmung des Gemüths, durch welche fremde Einmiſchung — die, komme ſie von Süd oder Nord, einem freien Volke von Herzen zuwider ſein ſollte — aber

Digitized by Google

mals nothwendig geworden war, wenn nicht entweder die Trümmer des alten, doch wol zu enge gewordenen Staatsgebäudes eilfertig wieder aufgerichtet oder aus leichtem Geflechte eine neue Hütte in der Eile zusammengestoppelt oder wol gar durch Bürgerkrieg entschieden werden sollte, von wem und wie freie Bürger regiert sein wollen; in Zeiten solch babylonischer Verwirrung der Sprachen und der Gedanken konnte man die helvetische Gesellschaft nicht füglich versammeln."

Der Bundesvertrag von 1815 war vom staatlichen Gesichtspunkte aus gegenüber der Mediation ein entschiedener Rückschritt. An die Stelle der sechs Directorialkantone der Mediation (Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel) traten die drei eidgenössischen Vororte Zürich, Bern, Luzern als Sitz der Centralgewalt. Die Macht, welche diese Centralgewalt in der Person des jeweiligen Landammanns bleibend vereinigt hatte, wich wieder der alten Tagsatzung, die nur zeitweise zusammentrat und durch die Instructionen, an welche die Abgeordneten von ihren heimatlichen Regierungen gebunden waren, nur langsam und mühsam zu Mehrheitsbeschlüssen gelangte. In den zu voller Souveränität zurückgekehrten Kantonen erlangten die früher regierenden Hauptstädte ein unverkennbares Uebergewicht; der stille Hang zu noch weitergehender Herstellung der Zustände vor 1798, der durch diese Verhältnisse Nahrung und Hoffnung gewann, war begleitet von hülfloser Ohnmacht dieses kleinstaatlichen Conglomerats gegenüber den Ansprüchen des Auslandes wie der Kirche. Dazu war der Bundesvertrag unter die Garantie der europäischen Mächte gestellt, und galt als Geschenk derselben, dem gegenüber das Selbstbestimmungsrecht der Eidgenossenschaft, in einer Revision diesen Bundesvertrag abändern zu dürfen, als eine Gefährdung der Existenzberechtigung der Schweiz erscheinen mußte; denn auf der Grundlage dieses Bundesvertrags war durch den Wienercongreß die Unabhängigkeit und Neutralität der Eidgenossenschaft anerkannt worden.

Dessenungeachtet hatte auch die neue Gestaltung der Dinge ihre Lichtseiten. Diese Unabhängigkeit des Landes war doch wenigstens anerkannt, und ihre Erhaltung hieng nicht mehr wie zur Zeit der Mediation am Belieben eines Einzelnen, sondern beruhte auf der Zustimmung Europas. Ein förmliches Unterthanenverhältniß war nirgends mehr hergestellt worden; den neuen Kantonen war ihre Selbständigkeit geblieben und das Streben derselben, den alten sich ebenbürtig zu erweisen, erzeugte einen Wetteifer, der auch der Hebung der Cultur zu gute kam; die Schweiz hatte mit Genf, Neuenburg, Wallis und mit dem bernischen Jura eine Gebietsvergrößerung erhalten, die altbefreundete und zugewandte Orte ihr nun bleibend einfügte. Der napoleonischen Zeit mit ihren Kriegszügen und Auf-

Digitized by Google

regungen war, wie allerorts, so auch in der Schweiz, eine innerliche Reaction in den Gemüthern nachgefolgt; das kleinstaatliche Stillleben, zu dem der Bundesvertrag von 1815 die Schweiz verurtheilte — kam bei der allgemeinen Erschlaffung dem nächstliegenden Bedürfniß nach Ruhe entgegen, und wenn in der Mediationsverfassung das entwickeltere politische Bewußtsein der fortschrittlichen und gebildeten Kreise seine Rechnung gefunden, so entsprach die Reduction des centralistischen Elements ebenso sehr dem Durchschnittsbewußtsein der öffentlichen Meinung der Bevölkerung in jener Epoche.

Diese Restaurationszeit nun, der die Julirevolution des Jahres 1830 in Paris ein jähes Ende bereitet hat, zerfällt bei genauerer Betrachtung in drei Perioden von sehr verschiedenem Charakter. Die ersten vier Jahre waren der Consolidation der neuen Verhältnisse und der Heilung der Wunden gewidmet, die der Wohlstand des Volks sowol durch die vorangegangenen Ereignisse erlitten hatte, als in eben dieser Periode selbst durch das Hungerjahr von 1817 erlitt; diese vier Jahre prägen den Charakter conservativen Stillstandes und gelegentlichen Rückschrittes ohne eine Opposition der öffentlichen Meinung in fast ausnahmsloser Reinheit aus. Mit dem Jahr 1819 ändert sich die Scene: es war das Reformationsfest, das zuerst wieder freiern Regungen Gelegenheit zum Worte zu kommen gab, die nun nicht mehr verstummen; anderseits trat jetzt auch die conservative Richtung geschlossener, systematischer und rücksichtsloser auf; wie in Europa überhaupt sind die Jahre 1819—1823 die Zeit der Vorpostengefechte, die die definitive Aufstellung der beidseitigen Schlachtordnung bedingen. Mit dem Jahr 1824 etwa hat jedes einzelne Glied die Stellung gefunden, die für seine zukünftige Richtung entscheidet; und während an einigen Orten die Reaction ihre volle Stärke gewonnen, zeigt sich in der Mehrzahl der Kantone und in der öffentlichen Meinung ein allmäliges Erstarken der liberalen Anschauungen. Schweizerische Vereine werden zu einem Sprechsaal für Vorberathung der nothwendigsten Reformen; selbst die Regierungen können sich dem Drängen nach Durchführung derselben nicht mehr verschließen; mit Behutsamkeit, aber auch mit Umsicht, wird die Arbeit an Hand genommen, und da und dort steht ein partieller Neubau bereits unter Dach, als die Kanonen der Julirevolution der Welt verkündeten, daß die Reihen der Legitimität, wie sie nach Napoleons Sturz vom Wienercongreß festgestellt worden, am entscheidenden Punkte und damit überhaupt unrettbar durchbrochen seien.

* * *

Digitized by Google

Dieſer allgemeinen Signatur der Zeit entſpricht auch die Bethätigung derſelben auf dem Gebiete des Volksſchulweſens.

Die anregende Thätigkeit der Centralregierung hörte mit 1802 auf. Aber die Aufgabe, für das Volksſchulweſen zu ſorgen, blieb doch ſehr allgemein nun als Aufgabe des Staats anerkannt. Die Mediationsregierungen der Kantone beeilten ſich, auch der Schule gegenüber ihre Autorität geltend zu machen; die Schulordnung von Solothurn vom 9. November 1803 erklärte die Sorge für die Erziehung der Jugend als eine „heilige Pflicht der Obrigkeit"; das zürcheriſche Schulgeſetz von 1803 nannte ſie „unentbehrlich und einen der höchſten Zwecke des Staates"; ſelbſt die Regierung von Bern, die es nicht zur Ausarbeitung einer umfaſſenden Schulordnung brachte und die Beſorgung des Erziehungsweſens dem Kirchenrathe überließ, konnte 1807 nicht umhin, die „Pflicht der Regierung dafür zu ſorgen, daß alle ihre Angehörigen von Jugend auf zu wahren Chriſten und rechtſchaffenen und verſtändigen Gliedern der bürgerlichen Geſellſchaft gebildet werden", in einem Erlaß förmlich anzuerkennen. Die Einrichtung von Erziehungsräthen, von Schulinſpectoren, bisweilen unter verändertem Namen, blieb an den meiſten Orten beſtehen, nur wurden ſie jetzt Organe der Kantone.

Aber dieſe Anerkennung des Grundſatzes, „daß das Schulweſen ein Politikum ſei" hatte noch andere, materielle Folgen. Eine große Anzahl von Kantonen gab dem Schulweſen eine beſtimmte einheitliche Organiſation; es wurden nun auch von Seite der Kantone Beſoldungsminima, Maxima der Schülerzahl einer Schulabtheilung, Beſtimmungen über die Dauer der Schulzeit, über die zu lehrenden Fächer und die zu befolgende Methode aufgeſtellt, kantonale Schulfonds begründet, die Frage der Lehrerbildung ins Auge gefaßt, Staatscredite ausgeworfen. Die Regierung des Kantons Waadt brachte einen kantonalen Schulfonds von einer Million Franken dadurch zu Stande, daß ſie in vier aufeinanderfolgenden Jahren officielle Lotterien im Betrag von je 250,000 Fr. veranſtaltete [1]. Wol gab es auch Kantone, in denen, und zwar bis 1830, das Volksſchulweſen gänzlich vernachläſſigt blieb, ſo im Teſſin; an andern Orten ſcheiterte der gute Wille der Mediationsregierung an der Hartnäckigkeit der Oppoſition; ſo in Freiburg, wo die Regierung die Ernennung der geiſtlichen Mit-

[1] Leider benützten, wie es ſcheint, die demokratiſchen Kantone den Beſchluß des Wienercongreſſes, daß die ihnen von den neuen Kantonen zu zahlenden Entſchädigungsſummen für Hebung des Schulweſens und für die Landesverwaltung beſtimmt ſein ſollen, nur zu geringem Theil für den erſtern Zweck. Doch vertheilte wenigſtens in Glarus 1822 die evangeliſche Landsgemeinde 60,000 fl. aus dieſen Receßgeldern an die evangeliſchen Schulgemeinden.

Digitized by Google

glieder des Erziehungsrathes dem Bischof überließ, der aber consequent jede Mitwirkung verweigerte.

Die staatliche Organisation war jedoch nur eine der Ursachen, welche in der Mediationszeit die Volksschule zur allmäligen Entwicklung brachten, und sie verhielt sich mehr nur unterstützend und regulierend als schöpferisch. Das Hauptverdienst gehört der Privatinitiative zu. Es war die Zeit, da Pestalozzis Ideen und europäischer Ruf zündend wirkten und seine Anhänger seine Methode in die Volksschule übertrugen; da Fellenberg* auf Hofwyl mit seinen Bildungscursen für Volksschullehrer und der Begründung der landwirthschaftlichen Armenschule für Hebung des Volksschulwesens mehr leistete als die Mehrzahl der Kantonsregierungen; da P. Girard* um eine Jahresbesoldung von einer Bernerdublone (16 Fr. a. W.) die Leitung der Schulen der Stadt Freiburg übernahm, ihnen seine Seele einhauchte und sie zu einem pädagogischen Wallfahrtsorte für ganz Europa machte.

Vor allem aber ist es eben Pestalozzi, — damals auf der Höhe seines Einflusses —, der den belebenden Mittelpunkt der pädagogischen Bestrebungen bildete. Und so gieng denn auch aus seiner unmittelbaren Umgebung eine Anregung hervor, die bei längerem Bestand von den größten Folgen für die Schule hätte werden müssen, und um deren wenigstens mehrjährige Durchführung wir selbst in der Gegenwart noch die Mediationszeit beneiden dürfen: die Begründung eines schweizerischen Schulvereins, oder wie er sich nannte, der „schweizerischen Gesellschaft für Erziehung." Auf den Wunsch Pestalozzis und Niederers* lud Prof. Schultheß* in Zürich zur Begründung einer solchen auf den 26. Oktober 1808 nach Lenzburg ein; 45 Mitglieder erklärten sofort bei der Constituirung ihren Beitritt; 35 andere wurden auf Empfehlung Anwesender zu Mitgliedern aufgenommen. Die Jahresversammlung von 1809 zählte 38 der Mitglieder des vorhergehenden Jahres, 24 neue Mitglieder und Ehrenmitglieder und 7 Gäste; der Hauptverhandlungsgegenstand war Pestalozzis Arbeit über die Idee der Elementarbildung (die nachher von Niederer überarbeitete „Lenzburgerrede"). 1810 erschienen 39 Mitglieder, 2 Ehrenmitglieder, 3 Gäste, 1811 38 Mitglieder, 9 Gäste, 1812 23 Mitglieder und 25 Gäste. Die Gesellschaft machte nun den Versuch, durch Wahl von Geschäftsführern sich auch sectionsweise in den Kantonen zu constituiren; aber sei es, daß dieser Versuch die Linie überschritt, deren Innehaltung das öffentliche Bewußtsein der Gesellschaft zuwies, sei es, daß die Ungewißheit, die der Ausgang des russischen Feldzugs bereits auf die Gestaltung der Zukunft legte, die Gemüther nach andern Seiten hin zu sehr in Anspruch nahm — die Verhandlungen der Gesellschaft nahmen mit 1812 ein Ende und die Gesellschaft trat von der Oeffentlichkeit zurück.

Digitized by Google

Indessen, wenn auch jene glänzendste Blüthe des allgemeinen pädagogischen Interesses rasch verwelkte — das war doch nicht zu verkennen, daß dieses allgemeine Interesse während der Mediationszeit in immer weitere Kreise sich ausbreitete. Die Männer, die schon während der Helvetik ihre besten Kräfte an die Hebung des Schulwesens gesetzt, Schultheß * von Zürich, Stalder * von Luzern, Lüthy * von Solothurn, Sulzberger * und Kappeler * aus dem Thurgau, Meyer * und Zschokke * von Aarau, Steinmüller * von St. Gallen und viele andere blieben der großen Sache getreu und förderten sie mit höchst anerkennenswerther, persönlicher Hingebung. Ihre Thätigkeit kam besonders der Lehrerbildung zu gute. In Ermanglung bestimmter Lehrerbildungsanstalten widmeten sich Private der mühsamen und dankbaren Aufgabe, die Lehrer theoretisch und praktisch für ihren Beruf vorzubereiten, und zugleich machte sich ihr Eifer in der Belebung der Bestrebungen, bessere Schulhäuser und erhöhte Lehrerbesoldungen zu Stadt und Land zu erkämpfen, geltend. Die Thatsache, daß der Gemeindeorganismus durch die Mediation nicht beschränkt, sondern im Gegentheil mit selbständigern Competenzen gegenüber der Zeit vor 1798 ausgerüstet wurde, weckte auch auf dem Gebiete des Erziehungswesens den Wetteifer; die Entstehung von Kantonsschulen (Chur, Aarau, Trogen), die ebenfalls zu großem Theil der Privatinitiative ihre Begründung verdankten, gab dem kantonalen Schulwesen einen einheitlichen Abschluß.

Da brachte zuerst der Zusammensturz der Mediation eine Veränderung hervor. In mehreren paritätischen Kantonen machten die kantonalen Erziehungsräthe confessionellen Behörden Platz; die Folge war Stillstand und Rückschritt. In der conservativen Luft der Zeit stieg die confessionelle Reizbarkeit zu erneuter Kraft empor; in Nidwalden erwuchs wegen Einführung einer neuen Fibel zuerst das Gespenst der Religionsgefahr, das die Thätigkeit der besten Männer lahm legte; als in Luzern der Staatsrath Eduard Pfyffer *, der zugleich Referent für das Volksschulwesen war, den Volksschullehrern eine Bibliothek, in der auch Werke protestantischer Schriftsteller sich befanden, zur Verfügung stellte, erhob sich ein solcher Sturm (1822), daß nur mit Mühe die Angelegenheit durch ein entschiedenes Mißtrauensvotum des Erziehungsrathes gegen seinen Referenten beschwichtigt werden konnte.

Eine Ausnahme gegenüber dieser Rückwärtsbewegung bildete Freiburg. Hier war es gerade das 1814 wieder eingesetzte patricische Regiment, das im Gegensatz zu der diplomatischen furchtsamen Haltung der Mediationsregierung, die Rechte des Staates gegenüber den kirchlichen Ansprüchen mit Energie geltend machte, und den Versuch wagte, die Wohlthat des von P. Girard verbesserten städtischen Schulwesens auch dem Land-

Digitized by Google

ſchulweſen zu Theil werden zu laſſen. Es gelang ſelbſt eine Weile, den Biſchof für die Girard'ſche Schulorganiſation günſtig zu ſtimmen; aber die Freude war von kurzer Dauer; gegenüber der neu erwachenden kirchlichen Oppoſition lenkte die Majorität der ſtaatlichen Behörden ein; und das Syſtem des wechſelſeitigen Unterrichts, das die Möglichkeit zum Gedeihen und zur Ausbreitung der Girard'ſchen Schulreform in ſich ſchloß, ward nicht nur für die Landſchaft, ſondern auch für den ganzen Kanton preisgegeben, und damit fand Girards Wirkſamkeit an den ſtädtiſchen Schulen ein jähes Ende (1823). Nur mühſam erhielten die ſtädtiſchen Schulen Freiburgs ihre Exiſtenz gegenüber der Concurrenz der Ordensſchulen der Marienbrüder, mit denen die Gegner nun den raſch gewonnenen Sieg ſich auch innerlich und für die Dauer zu ſichern ſuchten.

Aber trotz all dieſer Rückſchläge im Einzelnen gieng das Schulweſen im großen Ganzen doch vorwärts. Ich darf wol unter den vielen Schilderungen der pädagogiſchen Zuſtände damaliger Zeit eine ſolche aus einem Kanton herausgreifen, der durch die Wiederherſtellung des confeſſionellen Gegenſatzes ſich eher in der Stetigkeit des Fortſchrittes gehemmt fühlte. An der Jahresverſammlung der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft von 1820 berichtete Pfarrer Steinmüller über den Kanton St. Gallen: „Es war früher in Vielen eine Abneigung gegen den Erziehungsrath vorhanden; dieſe nahm ab und verſchwand, da man endlich den Segen der Wirkſamkeit einer ſolchen Schulbehörde durch die rectificierende Erfahrung kennen lernte und mit Augen ſah. Die Art, wie man früher zu einem Schullehreramte gelangte, war nicht immer ehrenvoll. Elend waren die Gehalte der Schullehrer und Achtung genoß die Stelle keine. Jetzt aber findet man kaum mehr ein untüchtiges Subject unter den Schullehrern, und für diejenigen, die Schullehrer werden wollen, ſind neue Unterrichts- oder Bildungsanſtalten errichtet. Geſetzlich iſt nun jedem Schullehrer wenigſtens 100 fl. halbjährlich beſtimmt. Die jährliche Wiederbewerbung um den Schulpoſten und alſo Wiedererwählung iſt, als der Ehre und dem Weſen des Schullehrerſtandes entgegen, abgethan. Schullehrer errichteten für ſich gemeinſame Bibliotheken, hatten lehrreiche Conferenzen und bilden nun unter ſich einen ehrenvollen Verein. Ueber vieles, der ſehenden und blinden Willkür früher Preisgegebenes, beſtehen gegenwärtig Geſetze. Jede Gemeinde hat nun ein Schulhaus oder ein zweckmäßiges Surrogat eines ſolchen. Die Gehalte ſind erhöht worden, die Schulzeit verlängert, und nothwendige Bücher für die Schulen angeſchafft. Willig brachten viele Gemeinden große Opfer, und die meiſten beſtritten jedes Bedürfniß ſelbſt. Die hohe Regierung unterſtützte aber auch kräftig und ſprach dadurch ihren Grundſatz, daß das Schul- und Erziehungsweſen Staatsſache ſei, und

Digitized by Google

daß sie diesem Grundsatz gemäß handeln werde, laut und vernehmlich aus. Schon manche Gemeinde ward mit 1000, 1200, 1600 fl. unterstützt und jährlich entfließen der Staatskasse fl. 4000 zur Verbesserung der Landschulen. Doch sind die Schullehrer noch nicht überall hinlänglich salariert. Noch müssen manche selbst pflanzen und durch anderweitige Mittel ihr Deficit zu decken suchen. Auch möchte es nöthig sein, um hie und da noch statthabende Unordnungen zu hindern, die Verwaltung der Schulfonds zu beaufsichtigen und zu verbessern, und durchgreifende Maßregeln für gut zu achten. In den Schulen wird jetzt das Nöthigste und Nützlichste gelehrt und gelernt. Die Jugend lernt in allen Landschulen denken und lesen. Lesen und denken kann sie nun überall. Die Gedächtnißübungen werden nicht mehr von den Verstandesübungen abgetrennt. Auch das Auswendiglernen geschieht verständig, sowie das Recitieren. Am Leserlich- und Orthographisch schreiben fehlt es jetzt auch nicht mehr. Im Kopf- und Zifferrechnen werden sie geschickt. Auch lernt die Jugend singen zur Erwerbung des Frohsinns. Der Pfarrer kann heutzutage, um aller dieser Einrichtungen und Vortheile willen, besser auf die Jugend als früherhin einwirken."

Ueberseht man den Stand des Schulwesens in den Zwanzigerjahren und gegen das Ende der Restaurationsperiode, soweit derselbe aus den vorliegenden Schilderungen erkennbar ist, so wird man sich sagen müssen, daß obige Darstellung im Gegensatz zur Vergangenheit mit einer großen Vorliebe bei den Lichtseiten der Gegenwart verweilt, und daß auch die bestsituierten Kantone in gar manchen Punkten noch viel zu wünschen übrig ließen. Für eine allseitige Beurtheilung dürfte etwa die Zusammenfassung folgender Betrachtungen die Wegleitung bieten.

1. Es gab noch eine Reihe von Gebirgstheilen, in denen die Volksschule gänzlich vernachlässigt war (Tessin, bernischer Jura), andere in denen die Gemeindesouveränität die Volksschule völlig in ihrer Hand hatte und wo daher Hebung und Verfall der Schulen jeweilen von persönlichen und localen Verhältnissen abhieng (Graubünden), und endlich solche, wo die historische Entwickelung zwar der Förderung des Schulwesens der Hauptstadt, aber nur in sehr geringem Maße derjenigen der Landgemeinden günstig war (Genf, Neuenburg). Nirgends — auch nicht in den bestsituierten Kantonen — war ein Fortschritt über das knappste Bedürfniß heraus allein aus der Initiative des Staats und den vom Staate dargereichten Hülfsmitteln denkbar und alle bedeutendern Neuschöpfungen des niedern und höhern Schulwesens vor 1830 verdanken ihre Entstehung in erster Linie der Thätigkeit und Opferwilligkeit von Privaten.

2. Die Volksschule hat in protestantischen wie in katholischen Kantonen bei all ihren Bestrebungen für Beibringung weltlicher Kenntnisse

Digitized by Google

vor allem die Aufgabe, eine christliche Volksschule zu sein; Bildung zu religiöser Sittlichkeit ist ihr von keiner Seite widersprochenes Hauptziel.

3. Die staatliche Controle der Schule wird demgemäß unter wesentlicher Mitwirkung der Kirche ausgeübt. In den kantonalen Erziehungsräthen ist die Geistlichkeit officiell vertreten, wenn nicht, wie in Bern, die oberste Kirchenbehörde zugleich oberste Schulbehörde ist; die Schulinspectoren sind in der Regel Geistliche; der Pfarrer gilt als der natürliche Localschulinspector. Wo es weitergehende Leistungen z. B. für Heranbildung von Lehrern gilt, appelliert der Staat in erster Linie an den Patriotismus und das religiöse Pflichtgefühl der Geistlichen.

4. Die Fächer der Volksschule waren durchweg auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen beschränkt. Die Gleichberechtigung beider Geschlechter zu diesen Elementen des Unterrichts ward immer mehr anerkannt. Hatte die Mediationszeit den Versuch gemacht, für eine Auswahl der Landjugend in den Hauptstädten gehobene Volksschulen zu begründen (z. B. Landknaben- und Landtöchterinstitut in Zürich), so begann die Privatinitiative gegen Ende der Restaurationszeit auf der Landschaft selbst, in centralen Ortschaften, solche Schulen (Secundarschulen, Amtsschulen) zu errichten (1822 Sursee, bald darauf Hitzkirch, 1826 Metmenstetten). Am rührigsten entwickelten sich die Bestrebungen für Volksbildung in kleinen halbselbständigen Municipalitäten (bernische, aargauische und waadtländische Städte; Stadtschulen von Solothurn, Olten, Winterthur u. s. w.). Eine bedeutende Zahl von Privatinstituten entfaltete neben den offiziellen Schulen als Pioniere für eine gehobene Volksbildung eine segensreiche Wirksamkeit.

5. Nur allmälig und mehr durch locale und persönliche Bemühungen als durch unmittelbar staatliche Initiative kam in den Unterricht mehr Methode und eine rationelle Classeneintheilung. Hauptsächlich empfunden wurde der Mangel an geeigneten Schulbüchern, weßhalb die alten Namenbüchlein, Lehrmeister und religiöse Lehrmittel noch an den meisten Orten ihre Herrschaft behaupteten. Die Ausrüstung mit Veranschaulichungsmitteln (Landkarten u. s. w.), war durchweg fast gleich Null, Bestuhlung und Schulutensilien höchst primitiv und beim Bau neuer Schulhäuser verursachte der Mangel an officieller Wegleitung und Controle mancherorts Mißgriffe.

6. Die Durchführung von Ganzjahr-Alltagsschulen machte Fortschritte, konnte indeß selbst in Kantonen wie Zürich, noch nicht allgemein verlangt werden. Die allzu jungen Schüler verschwanden allmälig aus der Schule; dagegen wirkte die Ueberhandnahme des Fabrikwesens störend in die Regelmäßigkeit der Schulpflichterfüllung ein und statt einer bestimmten Zahl von Schuljahren suchte man lieber ein bestimmtes Minimum von Kenntnissen als Bedingung der Entlassung zu verlangen. Ueberfüllte Schulen

Digitized by Google

von 150—200 Schülern unter einem Lehrer waren noch da und dort zu finden; doch ſetzte z. B. Aargau ſchon 1804 das Maximum auf 80.

7. Die die Schule und den Lehrer herabwürdigenden patriarchaliſchen Einrichtungen der frühern Zeit (die Verſorgung der Schule in Privatlocalen, der Unterhalt des Lehrers in der „Kehr", die Eintreibung des Schulgelds durch die Lehrer, das Schulſcheit, die Neujahrsbettelei der Lehrer) kamen allmälig in Abgang; dagegen waren die Beſoldungen durchweg äußerſt knapp; als Maßſtab mag Aargau dienen, das den meiſten Kantonen voran 1822 folgende Normen aufſtellte: Lehrer an einer Geſammtſchule von über 50 Schülern wenigſtens 160 Fr., Unterlehrer an getheilten Schulen wenigſtens 100 Fr., beides mit freier Wohnung. Die ſociale Stellung der Lehrer wurde durch die Unterordnung unter die Geiſtlichen beſtimmt.

8. Kantonale und Gemeindeſchulfonds, Lehrerbibliotheken, Alterscaſſen und Penſionsberechtigungen für Lehrer, Specialanſtalten für Blinde und Taubſtumme waren im Werden begriffen. Das Recht der Lehrer, zu Conferenzen zuſammenzutreten, ward nur in wenigen Kantonen anerkannt und begünſtigt, im Allgemeinen vielmehr als eine ſchädliche und gefährliche Unbotmäßigkeit angeſehen und bekämpft.

9. Die Lehrerbildung wurde, wo überhaupt eine Berufsbildung nöthig ſchien, entweder durch Bildungscurſe von 3—6 Monaten gewonnen, welche mit Genehmigung und Unterſtützung der Regierungen einzelne thätige Schulfreunde, meiſtens Geiſtliche abhielten; oder durch praktiſche und theoretiſche Befähigung für den Schuldienſt bei tüchtigen, von den Erziehungsbehörden mit dem Titel von Kreislehrern namhaft gemachten Lehrern; oder dadurch, daß gutfundirte wohlthätige Anſtalten, wie Waiſenhäuſer, die Hand zur Heranbildung von Volksſchullehrern boten; nur Aargau, Graubünden, Appenzell A.R., Luzern und Baſel hatten ſpecielle Lehrerbildungsanſtalten, von denen die des letztgenannten Ortes eigentlich mehr eine private Unternehmung war, und diejenigen von Graubünden und Appenzell eine Abtheilung der Kantonsſchulen in Chur und Trogen bildeten.

* * *

Wenn nun unter ſolchen Verhältniſſen in den Zwanzigerjahren der Freund der Schule nach den Mitteln fragte, durch welche ein raſcherer Fortſchritt zu erzielen ſei, mußte ſich ihm vor Allem aus die Nothwendigkeit aufdrängen, mit Gleichgeſinnten aus den andern Kantonen Fühlung zu gewinnen, Erfahrungen auszutauſchen, abgeklärte gemeinſchaftliche Zielpunkte aufzuſtellen und zu Gunſten derſelben auf die öffentliche Meinung einzuwirken.

Dafür giebt und gab es zwei Wege: das Vereinsweſen und die Publiciſtik. Der letztere Weg bot wenig Ausſicht. Die Preſſe war weſentlich

kantonal und ſtand unter Cenſur; und der Ausbreitung einer Lehrerzeitung ſtand der Zuſtand der Lehrerfinanzen als unüberwindliches Hinderniß entgegen. Auch war der Sinn für officielle Publiciſtik nicht eben ſtark entwickelt[1].

Es blieb alſo der Weg des Vereinsweſens übrig. Da war zunächſt die helvetiſche Geſellſchaft, die im Jahr 1807 wieder erſtanden war und von 1819 an große Dimenſionen annahm. Aber ſie bot eben auch darin große Dimenſionen, daß ſie ihre alte Aufgabe, ein allgemein patriotiſcher Sprechſaal zu ſein, wieder aufnahm; und da konnten ſpeciell pädagogiſche Fragen nicht das Centrum bilden, ſo ſehr ſie auch für den Geſichtskreis der Geſellſchaft unentbehrlich waren. Gelegentlich tritt dann auch die Beleuchtung des Zuſtandes der Schulen in die Beſprechungen ein; ſo 1822 und 1824 in den Reden des Prof. J. K. Orelli*, 1825 in derjenigen Eduard Pfyffers*; die Jahresverſammlung von 1826 in Langenthal geſtaltete ſich zu einem Ehrentag für Vater Peſtalozzi, der als Präſident ihr nochmals ſeine patriotiſchen und pädagogiſchen Ideen vortrug und die Verſammlung von 1827 lebte der Erinnerung des inzwiſchen Verſtorbenen; in den Berichten über die Vorgänge des verfloſſenen Jahres, die mit 1830 eingeführt wurden, beſchäftigt ſich gleich der erſte, von Prof. Hottinger, eingehend mit dem Stand des Erziehungsweſens. Aber zu einer eigentlichen und regelmäßigen Discuſſion über dieſes Specialgebiet konnte es in dem Kreiſe der helvetiſchen Geſellſchaft nicht kommen.

Wir ſahen oben, wie der Verſuch Peſtalozzis, einen beſondern Schulverein ins Leben zu rufen, nach wenigen Jahren wieder aufgegeben wurde. Mittlerweile hatte ſich aber (1810) eine neue allgemeine Geſellſchaft, die ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft gebildet, die zwar zunächſt hauptſächlich das Armenweſen ins Auge faßte, von dieſem aber ſehr bald auch auf die Betrachtung anderer Bedingungen des Volkswohles geführt wurde und deshalb 1819 beſchloß, von nun an an den Jahresverſammlungen jeweilen eine Frage aus den Gebieten des Armen-, des Erziehungs- und des Gewerbsweſens zu behandeln. Da die gemeinnützige Geſellſchaft die hervorragendſten Eidgenoſſen beider Confeſſionen in ihrer Mitte hatte und bei der nicht allzugroßen Zahl der Anweſenden an den Jahresverſammlungen eine Discuſſion möglich und fruchtbar war, eignete ſie ſich vortrefflich als Sprechſaal auch für die pädagogiſchen Ideen; indem ſie Kantonalvereine gleichen Zweckes mit ſich in Verbindung brachte oder zu

---

[1] Eine ehrenvolle Ausnahme machte der Erziehungsrath des Kts. St. Gallen, der in der Mediationszeit mehrere Jahre hindurch Neujahrsſtücke für die „lernbegierige Jugend" herausgab, welche die Kenntniſſe von Lehrern und Schülern in der Kunde des Vaterlandes bereicherten.

Digitized by Google

ihrer Begründung den Anstoß gab, erfüllte sie zugleich das Ideal, das der schweizerischen Gesellschaft für Erziehung bei ihrer letzten Versammlung von 1812 vor Augen geschwebt hatte; und die jährliche Herausgabe ihrer Verhandlungen verbreitete die hier geäußerten Ideen in die weitesten Kreise. So war die gemeinnützige Gesellschaft in den Zwanzigerjahren und noch weit darüber hinaus das Organ, durch welches die pädagogischen Ideen der Zeit ihre Abklärung und ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung gewannen, und noch bis auf den heutigen Tag bieten ihre Verhandlungen aus jenen Jahren geradezu unschätzbares Material für die Kenntniß der geistigen Strömungen, welche damals die Gemüther beherrschten [1].

Kam man in solchen Vereinen dazu, die Schulverhältnisse in den

---

[1] Außer zahlreichen kleinen Mittheilungen, Berichten und Nekrologen haben hier ihren Platz gefunden:

1820. Discussion über die Bildung des weiblichen Geschlechts in den untern Ständen (Referenten: Wirth, St. Gallen und Körner in Neukirch, Thurgau).

1820/22. Aufsätze über die Lancaster'sche Methode (Schlatter, St. Gallen, Pfr. Wirz, Zürich).

1822. Jahresbericht über Armen- und Erziehungs- und Gewerbswesen (Wirz).

1823. Jahresbericht (Frei in Trogen).
Referate über die Frage: Hat sich die Volksbildung als vortheilhaft bewährt? (Auszug von Frei).
Ueber Fellenbergs Anstalten und Fellenberg (Prof. Scheitlin, St. Gallen).

1824. Referat über Verbesserung der häuslichen Erziehung (Wirz).
Referat über landwirthschaftliche Armenschulen (Prof. Hottinger, Zürich).

1825. Referat über Bildung der Schullehrer (Wirz).
Zwei Arbeiten von P. Girard: Uebersicht der verschiedenen Lehrformen der Schweiz; der moralische Werth des wechselseitigen Unterrichts.

1826. Referat über Volksschriften (Staatsschreiber Meyer, Zürich).
Aufsatz: Zur Würdigung der schweizerischen Bildungsanstalten für Volksschullehrer (Rector Hauhart, Basel).
Arbeit von P. Girard: Vorschlag über Schulen und Schullehrerbildung im Alpenlande der Schweiz.

1827. Referate über die Bildung der in den Fabriken arbeitenden Kinder (Auszug von Hauhart).
Aufsatz von J. H. v. Wessenberg: über die Bildung der gewerbtreibenden Volksclasse.

1828. Präsidialrede von P. Usteri mit Ausführungen über den Einfluß der Hebung des Volksgesangs und über Kleinkinderschulen.
Bericht über die schweizerischen Armenschulen (Hauhart in Basel und Hottinger in Zürich).

1829. Referate über die Frage: Seminarien oder Normalschulen? (Auszug von Baggesen, Bern).
Pädagogisches Gutachten von Hans Georg Nägeli.

1830. Referat über Primarschulerziehung (Van Mülyden-Porta, Lausanne).

Digitized by Google

verschiedenen Gauen des Vaterlandes zu vergleichen, so konnte die Einsicht nicht lange ausbleiben, wie schwer es einzelnen Landestheilen wegen der Armuth der Bewohner werden mußte, einigermaßen befriedigende Erfolge zu erzielen. Man sah sich dadurch genöthigt, auf Hülfsmittel zu sinnen, um diese Schwierigkeiten einigermaßen auszugleichen. Das Mittel aber, das hier zunächst treffliche Dienste zu leisten versprach, machte soeben seinen geräuschvollen Gang durch die Welt und stellte sich in einer Art Vollkommenheit bei einer Schule dar, die den berechtigten Stolz der katholischen Eidgenossenschaft bildete: es war die Methode des wechselseitigen Unterrichts, deren begeisterter Apostel in der Schweiz P. Girard war.

Die Methode des wechselseitigen Unterrichts besteht darin, daß der Lehrer sich aus den Schülern selbst Lehrgehülfen bildet. Dabei löste sich die Schule in eine Reihe von Gruppen auf, deren eine Reihe gleichzeitig im nämlichen Zimmer Unterricht erhalten konnte, wodurch eine bessere Individualisirung ermöglicht wurde. Die Methode konnte in Allem, was bloße Uebung erforderte, trefflich wirken, wenn ein organisatorischer Kopf die ganze Stufenfolge des Lehrstoffes vertheilte, genau einübte und die Uebersicht behielt, sie wirkte geradezu begeisternd unter einem Manne, wie Girard, dessen reine Kinderseele die sittlichen Gefahren, die mit der Ueberordnung von Schülern über ihre Mitschüler verbunden sind, ins Gegentheil verwandelte, und sie empfahl sich vor allem auch dadurch, daß sie für ärmere Gegenden mit übervölkerten Schulen die Nothwendigkeit, auf Vermehrung bezahlter Lehrkräfte zu dringen, in Wegfall brachte.

Diese Methode war nicht eben neu. Sie hat ihre natürliche Wurzel in der Thatsache, daß Kinder Freude daran haben, ihre jüngern Geschwister und Gespielen zu lehren. Pestalozzi hatte sich in Stans dieses Hülfsmittels bedient. In Indien war sie uralt; dort nahm sie ein Dr. Bell in seine Schule zu Madras hinüber (Ende des 19. Jahrhunderts), vervollkommnete sie und brachte sie dann nach England. Unabhängig von ihm war in einer Armenschule Londons Lancaster auf den gleichen Gedanken gekommen und Bell und Lancaster verkündeten nun das neue Evangelium zur Ermöglichung einer allgemeinen Elementarbildung. Auf seinen Reisen war Bell auch nach Freiburg gekommen; P. Girard ward durch ihn für den wechselseitigen Unterricht gewonnen und führte sie nun in der Form, die wir soeben in den Umrissen gezeichnet, in Freiburg ein. Von der Stadt Freiburg aus verbreitete sie sich in die freiburgischen und waadtländischen Landschulen, sporadisch auch in die mittlere und östliche Schweiz.

Aber die Begeisterung, die dieser methodische Fund hervorrief, war nicht von langer Dauer. In Freiburg erzwang der Bischof ein Verbot des wechselseitigen Unterrichts; doch auch, wo nicht Gewaltthat einschritt,

Digitized by Google

brachten die mit der neuen Einrichtung verbundenen Schattenseiten sehr rasch eine Abkühlung der Gemüther hervor. Das Urtheil lautete immer allgemeiner dahin, daß, wo nicht besondere Umstände vorwalten, der wechselseitige Unterricht zu einer Mechanisirung führe, welche gerade die Ausbildung geistiger Kraft bei den Schülern fast unmöglich mache; daß er wol als Nothbehelf da Dienste leisten könne, wo es unmöglich sei, durch Anstellung weiterer Lehrkräfte die Schulen zu heben, daß aber dieses letztere Vorgehen als allein wirkliche Hülfe bringend mit allen Kräften anzustreben sei. So schlug die ursprüngliche Ueberschätzung der Methode schnell ins Gegentheil um; und diese letztere verschwand von unserm Boden vollständig, als die Dreißigerjahre der Volksschule staatliche Mittel in einem Umfang zur Verfügung stellten, der noch gänzlich außerhalb des Gesichtskreises des vorangegangenen Jahrzehnds war.

Es ist leicht in dem Streite über den wechselseitigen Unterricht den Gegensatz zweier Richtungen zu erkennen, der in dieser Uebergangszeit in den pädagogischen Verhandlungen auftrat und auch noch in andern Beziehungen spürbar wurde.

Von der einen Seite wollte man in Begeisterung für bestimmte Principien und Methoden principielle Umgestaltungen nach vorgefaßten und großen Ideen; von der andern gieng man möglichst in die Verhältnisse der gegenwärtigen realen Welt ein und suchte in diesen selber die Fäden und Hülfsmittel ausfindig zu machen, durch welche man allmälig eine mit dem Volksbewußtsein Schritt haltende Reform des Schulwesens erzielen konnte, ohne die Gefahr von Rückschlägen hervorzurufen.

Schon in der Periode der Helvetik zeigen sich beide Richtungen; die bescheidenen Umrisse der Steinmüller'schen Uebungscurse für Lehrer des Kantons Säntis sind nicht ohne Bewußtsein eines Gegensatzes an die Stelle der Erfüllung der weitausgreifenden Plane Stapfers, Lehrerseminarien zu errichten, getreten. In der spätern Zeit vertritt der Pestalozzianismus die autoritäre Richtung; P. Girard ist der geistvolle Wortführer der Opportunisten. Es ist lehrreich, in dieser Beziehung Girards „Vorschlag über Schulen und Schullehrerbildung im Alpenlande" und Hans Georg Nägelis „Pädagogisches Gutachten", die beide den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft beigedruckt sind (Jahrgang 1826 und 1829), zu vergleichen.

Die Folgezeit hat im großen Ganzen den Idealisten Recht gegeben, in höherm Maße als diese selbst ahnen mochten; der realistische Standpunkt Girards aber wies für seine Gegenwart praktische Erfolge auf. Und zwar nicht blos im Allgemeinen, indem er raschem Fortschritt in der Zukunft die Wege bahnte, sondern auch ganz speciell dadurch, daß er die

Digitized by Google

Opferwilligkeit der reichern Miteidgenoſſen für Hebung des Schulweſens der Bergkantone in Anſpruch nahm. Eben die genannte Schrift Girards diente dazu, indem die Geſellſchaft einen Separatabzug von derſelben nehmen ließ und den Reſt der Auflage, über den Betrag der Erſtellungskoſten heraus, theils dem Verfaſſer, theils gemeinnützigen Localvereinen zur Verfügung ſtellte. Zugleich ſetzte ſie mehrere Jahre hindurch einen Credit von Fr. 800 für Bildung von Schullehrern aus. So gelang es dem unermüdlichen Volksfreunde, theils durch Gründung eines Schulvereins in den Urkantonen, theils durch Heranbildung von Schulamtscandidaten aus denſelben in Luzern und Hofwyl auf das Schulweſen der Bergkantone einzuwirken; und das Beiſpiel der Geſellſchaft rief Nachahmung hervor bis in die Kreiſe der ſtudirenden Jugend hinein. Der Zofingerverein, vor allem die Section Baſel, entſprach in ſchöner Weiſe dem Geſuch eines ehemaligen Mitgliedes von Luzern, der an denſelben die Bitte um Unterſtützung für die beabſichtigte Hebung Nidwalden'ſcher Schulen gerichtet; die Section Genf ſteuerte für die Schulen in Uri; und als mit dem Jahr 1828 die Griechenſteuer aufhörte, ſtellte Zürich in Zofingen den Antrag, die Sammlungen fortzuſetzen und ihren Ertrag der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft zuzuwenden, eine Anregung, die am Feſte zum Beſchluß erhoben wurde, aber ſchon im Laufe des nächſten Jahres definitiv aufgegeben werden mußte.

Es iſt für die damalige Zeit charakteriſtiſch, daß die Inanſpruchnahme der privaten Opferwilligkeit überhaupt auch für Aufgaben ſtattfand, die in der Gegenwart unbedingt der ſtaatlichen Gemeinſchaft überbunden werden. Ein merkwürdiges Beiſpiel dafür, daß dies nicht blos in ausnahmsweiſen Nothfällen, ſondern ſelbſt zu Gunſten des Schulweſens reicher Kantone ſtattfand, bildet die Anregung von Prof. Orelli zur Bildung eines Privatvereins für die Bildung und Unterſtützung der Landſchullehrer des Kantons Zürich (1825). Orellis Project in ſeiner urſprünglichen Geſtalt ſetzte ſogar ſich vor, auf dieſem Wege die Begründung eines Lehrerſeminars in der Hauptſtadt zu erreichen. Aber der Gedanke an ſolche Ziele erſchien doch ſeinen Mitbürgern zu kühn, ſowol in Hinſicht auf die Frage der Beſchaffung der nothwendigen Mittel als wol auch in Hinſicht auf die Stellung zu den ſtaatlichen Behörden; der Verein, der ſich auf Orellis Anregung bildete, zeigte ſchon durch den von ihm angenommenen Namen „Verein für die ökonomiſche Verbeſſerung der Elementar-Landſchulen", wie durch ſeine Statuten, daß er höchſtens vereinzelten Jünglingen durch Stipendien den Zugang zum Lehrerberuf erleichtern wolle und daß er ſein Hauptaugenmerk auf Verbeſſerung der Lehrerbeſoldungen richten wolle, für die damals ſeitens des Staates nur die Zinſen eines

Capitals von 45,000 Franken verfügbar waren. In seinem vierten Berichtjahr (1828) überstiegen die freiwilligen Beiträge des Vereins die als Staatsbeitrag verwendbaren Zinse (1825: 1987 Fr.) bereits um ein Beträchtliches, indem der Verein für Verbesserung von Schulstellen in diesem Jahre 1503 Gulden, für Lehrerbildung 155 fl. und für Pensionen an zurückgetretene Lehrer 160 fl. verausgabte und zudem hatte er durch seine Thätigkeit einzelne Gemeinden veranlaßt, auch ihrerseits die Lehrerbesoldungen etwas günstiger zu stellen.

Mochte so mancherlei im Einzelnen und in den verschiedenen Kantonen durch die gemeinsame Thätigkeit der Privaten und des Staates nachgebessert werden, das erkannte man in den Zwanzigerjahren deutlich, daß der Angelpunkt einer durchgreifenden Reform in der Verbesserung der Lehrerbildung liege. Darum tritt die Besprechung über diese Frage immer mehr in den Vordergrund und es zeigen sich dabei genau die gleichen beiden Richtungen neben einander, die wir oben charakterisirt haben. Die eine suchte auf die bestehenden Einrichtungen der Normalschulen, Kreislehrer, Armenschulen, aufzubauen, verschiedenen Arten der Vorbildung freien Spielraum zu lassen, und besorgte von Einrichtung einheitlicher staatlicher Seminarien, namentlich in den Städten, einseitig theoretische Bildung, Selbstüberhebung der Lehrer und Entfremdung derselben vom Volksgeiste; die andere steuerte direct auf solche staatliche Seminarien mit einheitlich concentrirter mehrjähriger Berufsbildung hin und erklärte alle andern Einrichtungen nur als Nothbehelf. Der Berichterstatter über die Frage der Lehrerbildung bei den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft im Jahr 1829 faßte die Anschauungen der ihm zugekommenen verschiedenen Eingaben im Sinn der erstern Richtung und in einer Weise zusammen, die ein ziemlich klares Bild der damals waltenden Stimmung giebt:

„Die Erfordernisse an die Schullehrerbildung lassen sich in drei Punkte zusammenfassen:

1. daß die künftigen Schullehrer genau und gründlich erlernen, was sie einst lehren sollen; 2. daß sie zu praktischen Pädagogen gebildet; 3. daß sie zu sittlich-religiösen Menschen erzogen werden.

„Diesen Forderungen widersprechen aber, nach ziemlich allgemeinem Urtheil, folgende Mängel der bisherigen Schullehrerbildung:

1. Der Unterricht durch solche Normallehrer, die nicht wissenschaftlich höher stehen als ihre Zöglinge, und in Anstalten, wo nicht hinlängliche Zeit auf diesen Unterricht verwendet werden kann;

2. die Bildung von Schullehrern in solchen Anstalten, wo eine theoretische Richtung vorherrscht und das praktische Schulhalten nicht genug gezeigt und geübt werden kann;

Digitized by Google

3. die Erziehung der Schullehrer in Städten, wo sie dem einfacheren Volksleben entfremdet werden, oder auch durch solche Normallehrer, welche den rechten sittlich-religiösen Einfluß auf sie nicht auszuüben im Stande sind.

„Daher scheinen mir folgende unter den vorgeschlagenen Combinationen oder Modificationen der Seminar- und Normalbildung vorzüglich beachtenswerth:

1. Die von Herrn Prof. C. Wyß vorgeschlagene Errichtung von Normalschulen[1], aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Keiner zum Normallehrer ernannt werden könnte, der nicht den Unterricht und die pädagogische Anleitung von wissenschaftlichen Männern und gebildeten Pädagogen hinlänglich genossen hätte. Dazu wäre ein Centralseminar für mehrere Kantone, ja vielleicht für die ganze Schweiz hinreichend, welches unter der Leitung unserer anerkannt vorzüglichsten Pädagogen stehen sollte. In Ermangelung dessen könnten an unsern schweizerischen Hochschulen Einrichtungen getroffen werden, welche zugleich jungen Geistlichen das Studium der Pädagogik gewähren würden.

2. Kleine Seminarien auf dem Lande, wie Herr Pfarrer Bischoff von Muttenz sie vorschlägt[2].

3. Eine der in Luzern bestehenden ähnliche Combination von Seminar und Musterschulen, nur mit den Verbesserungen, daß das Seminar auf längere Zeit als auf zwei Monate seine Zöglinge versammeln, wo möglich nicht in eine Stadt verlegt und sämmtliche Zöglinge unter Aufsicht beherbergen und verköstigen würde.

4. Als das vorzüglichste, ein Seminar auf dem Lande im Schooße einer landwirthschaftlichen Armenschule, wie Wehrlis Schule in Hofwyl.

„Das Wesentliche aber, das durchaus Wesentliche bei jeder vorzunehmenden Einrichtung, ist und bleibt, daß die rechten Männer dazu gefunden und wirklich angestellt werden.

„Und sollte die Schweiz, wenn von der Leitung der Schulbildung und von der Aufstellung pädagogischer Vorbilder die Rede ist, ihre Männer nicht kennen? Muß es nicht dem unparteiischen Beobachter unbegreiflich sein, daß während Alles nach einer bessern Lehrerbildung sich sehnt, ein Girard nicht durch den allgemeinen Nationalwillen noch mehr bethätigt

---

[1] Errichtung einer beliebigen Zahl von Normalschulen unter staatlicher Aufsicht und Leitung eines Schulmanns (eventuell mit 1—2 Gehülfen) womöglich mit zwei Abtheilungen, von denen die untere neben der Einführung in die Schule die Erweiterung der theoretischen Kenntnisse, die obere die specielle (theoretische und praktische) pädagogische Bildung zur Aufgabe hätte.

[2] mit zweijährigem Curs.

Digitized by Google

wird, und ein Wehrli in seiner Schule alt wird, ohne gewirkt zu haben, was er hätte wirken können?"

* * *

Zur Beurtheilung der schulgeschichtlichen Entwicklung, wie sie das Resultat der Uebergangsperiode vor 1830 war, dürfte es behufs richtiger Vergleichung nach vorwärts und rückwärts am besten dienen, ein Gesammtbild der Vorschläge einzufügen, die eben damals von vorgeschrittenster Seite für Reorganisation des Schulwesens an die amtlichen Behörden gerichtet wurden[1]. Wir wählen dazu die „Wünsche zur Verbesserung der Landschulen des Kantons Zürich, dem Großen Rathe des Kantons Zürich gewidmet von C. M. Hirzel*, Mitglied des großen Raths und Oberamtmann zu Knonau." (Zürich, bei Geßner 1829.) Der Verfasser, der nachmals als Haupt der zürcherischen Regierung einen wesentlichen Antheil an der Neugestaltung des Kantons und seines Erziehungswesens hatte, führt in ungemein klarer und instructiver Weise durch diese Schrift folgende Sätze aus:

1. Die Unterrichtsfächer der Dorfschule seien: Anschauungsunterricht, Muttersprache, Anfänge der Größen- und Zahlenlehre, Gedächtnißübungen, Religionsunterweisung, Linearzeichnen und Gesang.

2. Die Schule, der Lehrer und die Schüler sollen mit dem zur Unterweisung und Erlernung eines jeden Schulfachs erforderlichen Lehrstoff [den allgemeinen und speciellen Lehrmitteln][2] versehen werden.

3. Nach dem Schuleintritt sollen die Kinder in sechs Classen [Jahrescurse] eingetheilt und abwechselnd vom Lehrer und den Kindergehülfen unterrichtet werden.

4. Ein Lehrer soll höchstens 120 Kinder zu unterrichten haben; benachbarte Schulen, die zusammen nicht mehr als 100 Kinder zählen, können mit einander verbunden werden; jedem Lehrer ist ein angemessenes, ausschließlich zum Unterricht der Kinder gewidmetes, hiefür dienliches Schulzimmer durch die Schulgenossenschaft anzuweisen.

---

[1] Es hätte dafür auch die Analyse eines der am Ende der Periode sanctionirten Schulgesetze (Nidwalden 1829, Luzern 1830) eingefügt werden können; aber für die Vergleichung mit den Schulgesetzen der Dreißigerjahre erschien es richtiger, die Vorschläge der frühern und die Ausführung der spätern Periode an Einer und derselben und zwar an derjenigen kantonalen Organisation vor Augen zu stellen, deren Schulgesetz als typischer Ausdruck der Regenerationsarbeit auf dem Gebiete des Schulwesens betrachtet werden darf.

[2] Die in [ ] beigegebenen Erklärungen sind den nähern Ausführungen Hirzels entnommen.

Digitized by Google

5. Für die Alltagsschüler [6 Jahrescurse) soll im Winterhalbjahr täglich 6 und im Sommerhalbjahr täglich 4 Stunden, und für die Repetierschulen [4 Jahrescurse] wöchentlich an 2 Nachmittagen 4 Stunden Schule gehalten werden, mit Ausnahme der Ferienzeit.

6. Es werde in Zürich eine Schulmeisterschule für den ganzen Kanton errichtet [1].

7. Jedem Landschullehrer soll mindestens eine Jahresbesoldung von 200 Fr., eine Juchart gutes Pflanzland nebst freier Wohnung und Beheizung zukommen; eine Verminderung dieser Besoldung, höchstens bis auf die Hälfte, findet nur für Unterlehrer bei einer Schulgenossenschaft statt, die mehrere Successivschulen [2] hat.

8. Jeder Candidat auf eine Landschule soll durch eine gründliche Prüfung, abgehalten durch Männer des Fachs, unter den Augen einer Commission des Erziehungsrathes darthun, daß er die Kenntnisse, wie sie oben gefordert, inne habe und wisse, wie sie an die Kinder einer großen Schule zu bringen seien.

9. Den Hausvätern einer Schulgenossenschaft komme das Recht zu, aus den von dem Erziehungsrath für wahlfähig erklärten Bewerbern den Lehrer für ihre Schule zu wählen.

10. Das Recht der Entlassung eines Schulmeisters kommt ausschließlich dem Erziehungsrathe zu, die Befugniß, einen Lehrer mit dem halben Einkommen außer Dienst zu setzen, steht den Hausvätern einer Schulgenossenschaft zu.

11. Dem Erziehungsrathe kommt es zu, einem Schulmeister, der das 60. Altersjahr zurückgelegt, oder aus andern triftigen Gründen, einen Schulgehülfen aus der Zahl der Schulcandidaten, welche wenigstens Ein Jahr vor ihrer Anstellung als Schulmeister an einer der Schulen des Landes sich geübt haben müssen, beizugeben.

12. Der Erziehungsrath, die Schulcommission [3] und die Schul-

---

[1] Nähere Ausführung des Verfassers: „es soll in Zürich eine Schulmeisterschule für den ganzen Kanton mit einem durch den Erziehungsrath zu wählenden Hauptlehrer und zwei Unterlehrern errichtet und mit einer musterhaften Kinderschule verbunden werden, in welcher alle Lehrlinge auf den Schuldienst, während zwei Jahren, in zwei Classen, jede mit 15—20 fähig befundenen Schülern im Alter von 16—18 Jahren, den zu Erlernung ihres Berufs erforderlichen Unterricht von solchen Männern unentgeltlich erhalten sollten, die der Unterrichtswissenschaft mächtig sind, und die der Bildung der künftigen Volkslehrer als ihrem Hauptgeschäfte obliegen.

[2] nach der Altersstufe gesonderte Abtheilungen der Volksschule, je mit speciell an ihr wirkender Lehrkraft.

[3] aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern, unter Vorsitz des Schulinspectors und des Oberamtes (i. e. Bezirkes).

Digitized by Google

pflege[1] berathen, beaufſichtigen und verwalten die Schulen des Kantons, des Oberamtes, einer Schulgenoſſenſchaft.

Für die Aufbringung der finanziellen Mittel ſtellte Hirzel als Grundſätze auf:

1. Die Schulbauten haften auf dem Vermögen, den [Frohn-] Arbeiten und der Waldung der Schulgenoſſen.

2. Die Abtretung des Pflanzlands an die Schule hafte auf der Gemeinde.

3. Die Schulbeheizung hafte auf dem Waldboden einer Schulgenoſſenſchaft.

4. Die Beſoldung der Lehrer hafte auf den Schulgefällen und den Schulkindern.

5. Die Lehrmittel der Schule ſind auf Koſten der Eigenthümer durch die Schulpflege anzuſchaffen.

6. Die Beſoldung der Adjuncten iſt von einem Kantonalfonds zu beſtreiten.

7. Die Koſten der Schulmeiſterſchule werden auf die Staatskaſſe genommen.

8. Zu allmäliger Dotirung der Schulen und Beſtreitung ihrer Bedürfniſſe ſoll in jeder Schulgenoſſenſchaft ein Schulfonds angelegt werden.

* * *

Was 1829 noch frommer „Wunſch" war, wurde 1832 zur Wirklichkeit; aber man kann den Zwanzigerjahren das Zeugniß nicht verſagen, daß ihre Ideen den Boden für die Regeneration auf dem Gebiete des Schulweſens zubereitet haben.

---

[1] bis dahin lag Kirchen-, Armen- und Schulweſen in der Hand Einer Gemeindsbehörde, des ſogenannten Stillſtandes (Kirchenpflege).

Monographien.

Franz Philipp Ignaz Glutz.

1740—1805.

[Quellen: M. Lutz, Moderne Biographien aus der Schweiz, Lichtensteig 1826. — Acten aus Pfarr- und Staatsarchiv Solothurn.]

Was die helvetische Gesellschaft zur Verbesserung des Schulwesens der Schweiz anstrebte, was der Theoretiker Chorherr Franz Philipp Gugger, insbesonders für Solothurn, in seine Schriften niederlegte, das suchte Seckelmeister Glutz, lange Jahre an der Spitze der solothurn'schen Erziehungsbehörden, mit regem Eifer praktisch zu verwerthen.

Franz Philipp Ignaz Glutz stammte aus einer rühmlich bekannten Patricierfamilie Solothurns und zwar aus jenem Zweige, der sich von der ihm seit 1680 zugehörenden Herrschaft Blotzheim im Elsaß nannte. Er wurde am 1. August 1740[1] in Solothurn geboren, der Sohn des Großrathes und Stadtlieutenants Johann Victor Anton und der Maria Elisabeth Byß. Wie die Söhne der regierenden Familien überhaupt, empfing er seine Bildung in den Stadtschulen und dem Jesuiten-Collegium der Vaterstadt und trat jung in das Regiment Waldner in französischen Diensten. Aber schon 1761 ist er als Lieutenant heimgekehrt und wird Mitglied des Großen und 1770 des Kleinen Rathes und Jungrath. Durch Geschäftstüchtigkeit sich auszeichnend, ist er vielfach in Commissionen und Nebenämtern in Anspruch genommen, 1773 Kriegsrath, 1778 Vogt zu Lebern, 1783 Zeugherr und Obmann der Schützengesellschaft. Schon vorher (1779) zum Altrath und 1795 zur höchsten Würde nach derjenigen des Schultheißen, zum Seckelmeister erhoben, wurde Glutz in gemeineidgenössischen und kantonalen Angelegenheiten zu den wichtigsten Geschäften verwendet. Er ward mehrmals als Syndicator in die ennetbirgischen Vogteien (Tessin) und 1792 als eidgenössischer Repräsentant nach Basel gesendet und war auch wiederholt Ge-

[1] Wir verbessern actenmäßig die Unrichtigkeiten in Lutz, Biographien, namentlich im Geburtsdatum.

ſandter an den ſchweizeriſchen Tagſatzungen, ſo 1792 zu Frauenfeld und am 27. Dezember 1797 an der letzten alt-ſchweizeriſchen Tagſatzung in Aarau.

Wie Glutz in politiſchen Fragen eine vermittelnde Stellung einnahm und die alte Eidgenoſſenſchaft in die Bahnen der Neuzeit einzulenken ſuchte, ſo war er in demſelben Sinne für eine beſſere Volksbildung thätig. Schon 1768 war der junge Mann durch Chorherr Franz Philipp Gugger in die helvetiſche Geſellſchaft eingeführt worden, und Glutz wurde nun eines der thätigſten Mitglieder derſelben. In Schinznach lernte er Peſtalozzi kennen und bald ſchloß er ſich eng an deſſen ſchulreformatoriſche Ideen an. Zunächſt galt es dem verlotterten Zuſtande des Waiſenhauſes abzuhelfen, wo Burgersſöhne aufgenommen und zum Wolleſpinnen verwendet wurden. Im Januar 1779 brachte es der an der Spitze der Erziehungscommiſſion (Schulherren) ſtehende Schulfreund zu Stande, daß den Waiſenknaben, ſtatt des Tanzes in der Faſtnacht durch die Gaſſen der Stadt, wobei ſie Gaben ſammelten, geſtattet wurde, dieſes durch Umhergehen mit einer Armenbüchſe zu thun. Im April 1782 legte er dem Rathe ein Project zur Verbeſſerung des Waiſenhauſes vor, das auch wirklich angenommen wurde. Statt des Wolleſpinnens ſollen die Knaben in den Vormittagsſtunden im Leſen, Rechnen und Briefſchreiben, am Nachmittag im Zeichnen unterrichtet werden, welches ihnen zum Erlernen von Handwerken ungemein nützlich und erſprießlich ſei. Alle Nachmittage ſollen ſie mit dem Inſtructor „unter nützlichem Diſcurſe“ einen Spaziergang von einer Stunde machen. Als im Mai in dem jungen Prieſter Urs Joſeph Späti, Pfarrer am Spital, dem Waiſenhauſe ein tüchtiger Vorſteher und Lehrer gewonnen wurde, gedieh die Anſtalt und gewann bald das allgemeine Vertrauen, ſo daß nicht nur ein zu Gunſten derſelben errichteter „Glückshafen“ (Lotterie) Beträchtliches abwarf, um nützliche Bücher anzuſchaffen, ſondern daß ſogar der in Solothurn reſidirende franzöſiſche Geſandte De Berville zu dieſem Zwecke für jeden Knaben ein Schulgeld ſpendete.

Allein die Waiſenhausſchule unter ihrem trefflichen Lehrer zog noch weitere Kreiſe. Glutz ſtand durch die Solothurner P. Ambroſius Glutz und Urs Victor Brunner in naher Verbindung mit der damals ſo wohlthätig wirkenden Normalſchule im nahen Kloſter St. Urban, und wir dürfen wol annehmen, daß auch Pfarrer Späti von dorther ſeinen Eifer und ſein Geſchick für die Schulbildung gewonnen hat. In Nachahmung von St. Urban wurden 1783 in der Waiſenhausſchule in Solothurn nicht nur Knaben aus der Vorſtadt und Stadt als Schüler aufgenommen, ſondern dieſelbe zur Normalſchule für die Landſchullehrer des Kantons „zur Lehr und Uebung“ erweitert. Schon 1783 faßte der Rath den Beſchluß, es ſollen die nöthigen

Digitized by Google

Vorkehrungen getroffen werden, um „die Normal als eine überaus nützliche Einrichtung“ auch an andern Orten einzuführen, und bereits in demselben Jahre wird der Normalunterricht im neugebauten Schulhause in Deitingen, 1784 in Zullwil und Wysen ertheilt. Im Jahre 1786 besteht im Arbeitshause (Zuchthaus) eine Art Zwangsarbeitsanstalt, und da der Lehrer im Waisenhause, weil sonst zu sehr beschäftigt, den Unterricht nicht mehr ertheilen kann, so soll ein Lehrmeister der Knaben und Mägdlein im Arbeitshaus angestellt werden.

Im Jahre 1786 wandte Glutz seine Sorge auch der bisher vernachlässigten Mädchenschule in Solothurn zu. Die alte Schulfrau wurde pensionirt und eine junge Lehrerin angestellt, die sich „in der Normal“ auszubilden hat. In der neuen Schulordnung wird die Verpflichtung für alle Eltern von jedem Stand und Rang ausgesprochen, ihre Kinder vom fünften bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Altersjahre in die Schule zu schicken. Die neue Lehrerin, deren Gehalt in angemessener Weise erhöht wird, hat die Mädchen in vier Classen, zwei Vormittags, zwei Nachmittags, im Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Numeriren, in den vier Rechnungsarten und den Anfangsgründen der deutschen Sprache zu unterrichten. — Auch in den Knabenschulen wurde manches verbessert, besonders seitdem der junge Priester Joseph Schmid, ein begabter Schüler des P. Joseph Ignaz Zimmermann, 1782 zum deutschen Schulmeister, 1788 zum lateinischen Schulherrn gewählt war. Insbesonders aber wurde die Normalschule im Waisenhause für die Schulreform von großer Bedeutung, und es war wolverdient, als 1788 der Rath ihrem wackern Leiter Späti „für seinen unermüdlichen Fleiß um die Dorfschullehrer“ Belobung und Belohnung angedeihen ließ [1].

So hatte sich bereits beim Ausgang der alten Eidgenossenschaft durch die ernsten Bemühungen unsers Glutz und seiner Freunde für das Volksschulwesen im Kanton Solothurn eine neue Aera angebahnt. Und Glutz erkaltete in seinem Eifer nicht, als 1798 die alten Regierungen gestürzt wurden und der helvetische Einheitsstaat an ihre Stelle trat. Wieder stand der alternde Mann an der Spitze des solothurn'schen Erziehungsrathes. Er trat in enge Verbindung mit Stapfer, dem Minister für den öffentlichen Unterricht; er sandte 1799 junge Lehramtscandidaten an die nach längerer Unterbrechung wieder eröffneten Normalcurse von St. Urban, welche unter Abt Ambrosius Glutz der Solothurner P. Urs Victor Brunner leitete; er forderte die Pfarrer zur Vorbildung junger Lehrer angelegentlich auf und ernannte für die einzelnen Bezirke Schulcommissäre. Als Pfarrer Späti 1800 die ausgedehnte

[1] Gaßmanns Solothurnisches Wochenblatt 1789, Nro. 18, schildert eine „Normalvisitation am Leberberg“.

Digitized by Google

Pfarrei Kriegſtetten übernahm[1], gewann Glutz den Pfarrer Gabriel Leuppi von Deitingen, einen unter P. Nivard Krauer gebildeten Conventual von St. Urban[2], zur Leitung von Lehrer-Normalcurſen und gab ihm zu Gehülfen die wackern jungen Lehrer Johann Jakob Schläfli von Deitingen und Johann Joſeph Stampfli von Aeſchi, welche ebenfalls in St. Urban ihre Bildung empfangen hatten[3].

Mit dem Sturze der Helvetik erhielt alt Seckelmeiſter Glutz auch wieder politiſche Bedeutung. Nach dem Stecklikriege trat im September 1802 eine Regierungscommiſſion zuſammen zur Wiederherſtellung von Schultheiß und Rath des Kantons Solothurn, Glutz an ihrer Spitze; er war auch Mitglied der erneuerten ſchweizeriſchen Tagſatzung, welche ſich im September und Oktober 1802 in Schwyz verſammelte und eine Proclamation und eine Antwort auf die drohende Note des erſten Conſuls Bonaparte erließ. Und als durch die Mediationsacte im Jahre 1803 die Selbſtändigkeit des Kantons Solothurn anerkannt wurde, war Glutz einer der erſten Männer, welchem die Mitbürger durch die Wahl in den Großen und Kleinen Rath ihr ungeſchwächtes Vertrauen bezeugten. Auch jetzt noch nahm Glutz in Vereinigung mit ſeinem Collegen Lüthy im Erziehungsrathe thätigen Antheil an der Hebung des Volksſchulweſens, und wenn die Schulordnung vom 9. November 1803 die Verbeſſerung der Volksſchule als „heilige Pflicht“ der Obrigkeit erklärt, und ein Erlaß vom 16. Februar 1804 Lehrerſtand und Schule durch Vermehrung des Einkommens und Ausſetzung von außerordentlichen Belohnungen für die beſten Lehrer und arme Eltern der fleißigſten Schüler zu heben ſucht, ſo ſchließen damit die unermüdlichen Beſtrebungen des greiſen Schulfreundes ab. Glutz ſtarb am 16. Mai 1805, wie es im Todtenbuch von Solothurn heißt: „Vir de patria ob scholarum trivialium et domus orphanorum meliorem institutionem bene meritus.“

F. Fiala.

---

[1] Späti ſtarb 12. Oktober 1817 in Kriegſtetten.

[2] Leuppi, geboren in Adelboden (Kt. Luzern), ſtarb 10. Januar 1820 in Deitingen.

[3] Stampfli blieb der Schule getreu bis in ſein hohes Alter. Er ſtarb 15. Oktober 1857. In Aeſchi waren nur noch drei alte Männer, die nicht ſeine Schüler geweſen. — Schläfli war faſt vierzig Jahre Lehrer, ſeit 1834 Ammann in Deitingen, der Vater ſeiner Gemeinde, Amtsrichter und Kantonsrath, ſtarb 5. Mai 1855.

Digitized by Google

Joſeph Lüthy.

1765—1837.

[Quellen: Fiala, Urs Joſeph Lüthy, ein biographiſcher Denkſtein, in Urkundio I, 125—170. — Lüthys Charakteriſtik als Geſchichtsforſcher in Kopp, Geſchichtsblätter II, 211—217.]

In der Jugend und im jugendlichen Mannesalter ein begeiſterter Kämpfer gegen die althergebrachten Verhältniſſe in Politik und Leben, im ſpäteren Alter ein kräftiger Förderer des geſunden Fortſchrittes, in der Jugend ein Idealiſt und Dichter, im gereifteren Leben ein ſcharfblickender, vielthätiger Geſchichtsforſcher, hat Lüthy auch um Entwicklung der Schule im Kanton Solothurn große Verdienſte. Wir heben hier dieſe Seite ſeines reichen, vielbewegten Lebens insbeſonders hervor.

Urs Joſeph Fidel Lüthy, geboren am 22. Oktober 1765, ſtammte von einem altbürgerlichen Geſchlechte der Stadt Solothurn. Sein Vater, ein rühriger Bäckermeiſter, wurde 1770, bei einem Uebungslager der ſolothurnſchen Artilleriſten zu Ehren des franzöſiſchen Geſandten, von einer Kanonenkugel getroffen, und es lag nun die Laſt des Broterwerbes und der Erziehung der drei unmündigen Kinder ganz der Mutter ob, eine um ſo ſchwerere Laſt, da Haus und Bäckerei ziemlich verſchuldet waren. Die geiſtig begabte, chriſtlich-fromme Frau wußte aber durch ihre Thätigkeit und verſtändige Leitung das Gewerbe ſo fortzuführen, daß ſie nach und nach aus der gedrückten ökonomiſchen Lage zu einigem Wohlſtand gelangte. Der Umſtand, daß der Vater auf ſolche Weiſe den Tod fand und daß der kleine Joſeph einen Naturfehler hatte, da ihm von Geburt an die rechte Hand fehlte, wirkte dieſem zu ſeiner Erziehung vom franzöſiſchen Geſandten eine kleine Penſion aus, die ihm, bis er erwachſen war, alljährlich bezahlt wurde. Auf des Knaben Charakterentwicklung übte die Mutter entſcheidenden Einfluß, und ihrer verſtändigen Erziehung verdankte Lüthy den beſten Theil der religiöſen und ſittlichen Grundlage ſeines Lebens. Sein ſchwächlicher Körper und ſein Naturfehler nöthigten den kleinen „Stumparm“, wie er genannt wurde, ſich von den Spielen ſeiner Altersgenoſſen zurückzuziehen; um ſo mehr ſuchte er den Umgang mit ſeinen lieben Büchern und raſch entwickelte ſich ſeine geiſtige Ueberlegenheit, ſo daß er an dem von Exjeſuiten geleiteten Collegium ſeiner Vaterſtadt ſtets der beſte Schüler ſeiner Claſſe war und ſich jedes Jahr die goldene Medaille errang, die nur als ſeltene Belohnung ausgezeichneten Fleißes ertheilt wurde. In dieſer Abgeſchloſſenheit bildete ſich ſein lebhafter Geiſt eine eigene ideale Welt, und es war ſein eifrigſtes

Digitized by Google

Streben, ſich über die ehrſame Handwerksinnung zu erheben, in die er durch Geburt und Vorurtheile der Zeit hinuntergedrückt war. So entwickelte er ſich zu einer Frühreife, welche mit revolutionärer Bitterkeit gepaart war. Von der damals herrſchenden Lavater-Manie ergriffen, wandte ſich der ſechszehnjährige Jüngling brieflich an den merkwürdigen Mann und bat ihn um ſeine Freundſchaft und fortdauernden Briefwechſel. Durch Lavater kam Lüthy in Verbindung mit den litterariſchen Kreiſen in Zürich, insbeſonders mit deſſen Secretär Armbruſter; 1783 beſuchte er zum erſten Mal die Verſammlung der helvetiſchen Geſellſchaft in Olten, deren eifriges Mitglied er wurde.

Mit dem Herbſte 1784 hatte Lüthy ſeine Studien in Solothurn vollendet. Der aufſtrebende junge Mann mit ſeinen Plänen für die Zukunft ſuchte ſeine bisherigen Gönner zur Förderung ſeiner weitern Ausbildung zu beſtimmen. Da man ihm den kühlen Rath gab, in eine Schreibſtube zu treten, machte er ſeinem Unwillen in zwei ſatyriſchen Briefen an Armbruſter Luft, und dieſer nahm ſie, trotz dem wiederholten Abmahnen des Verfaſſers, unter dem Titel „Theodorus Rabioſus über den ſchweizeriſchen Freiſtaat Solothurn“ in den erſten Band ſeines „Schwäbiſchen Muſeums“ (Kempten 1785) auf. Es iſt begreiflich, daß der Aufſatz mit ſeiner Rückſichtsloſigkeit und ſeinen herben Ausfällen gegen Regierung, Schule und Leben in Solothurn einen Sturm hervorrufen mußte. Auf Anſuchen des Rathes wurde Armbruſter in Zürich verhaftet und nach dem Verfaſſer inquirirt. Lüthy, welcher ſich zur Ausbildung in der franzöſiſchen Sprache nach Dijon begeben hatte, bekannte ſich in einem Schreiben an den Rath als ſchuldig und ſtellte ſich im März 1786 freiwillig zur Beſtrafung. Das Urtheil lautete auf einjährige Zuchthausſtrafe und achtjährige Verbannung aus der Eidgenoſſenſchaft. Ein Vierteljahr büßte der Strengbeſtrafte im Zuchthauſe ab; dann wurde er wegen Kränklichkeit entlaſſen, und am 5. Juli 1786 verließ er die Vaterſtadt, um an der Univerſität Wien ſich den Rechtsſtudien zu widmen. Hier blieb er unter manchen Entbehrungen drei Jahre, neben ſeinen Berufsſtudien mit Philoſophie und Poeſie viel beſchäftigt. Noch vor ſeiner ſchweren Kataſtrophe in Solothurn hatte Lüthy den „Schweizeriſchen Muſenalmanach für das Jahr 1785“ (Baſel) herausgegeben, mit Beiträgen von Joh. Kaſpar Hirzel, Hegner, Salis, Armbruſter, Thaddäus Müller u. A. Im Zuchthauſe hatte er fortgeſammelt und gedichtet, ohne einen zweiten Jahrgang zu Stande zu bringen. In Wien gab Lüthy 1787 ſeine „Fabeln“, 1788 ſeine „Scherzhaften Gedichte“ heraus, Poeſien in der Manier von Lichtwer, Gleim und Jacobi. In Wien wurde er mit dem verdienten P. Michael Denis bekannt, der ihn insbeſonders auf den Werth der alten Volkslieder aufmerkſam machte. Auf ſein ſchriftliches Anſuchen um Begnadigung und die Fürſprache angeſehener Männer durfte der Verbannte 1789 in die Schweiz

Digitized by Google

und nach einem Aufenthalte in Luzern bei ſeinem väterlichen Berather P. Zimmermann und ſeinem treuen Freunde, Profeſſor Thaddäus Müller 1791 in die Vaterſtadt heimkehren.

In Solothurn beginnt nun Lüthys praktiſches Wirken. Nachdem er ſich in den Kanzleien in die juriſtiſche Praxis hineingearbeitet hattte, ward er 1794 Notar und bald ein geachteter Geſchäftsmann. Daneben pflegte er die Poeſie im Vereine eines litterariſchen Kränzchens, das 1788—1795 ſeine geiſtigen Erzeugniſſe in das von dem geiſtreichen Buchdrucker Franz Joſeph Gaßmann herausgegebene „Solothurniſche Wochenblatt“ niederlegte, und die Freundſchaft mit dem damals in Solothurn weilenden Michael Traugott Pfeiffer, mit Freund Müller in Luzern und Profeſſor Johann Michael Sailer in Landshut, dem milden, hochgeachteten Theologen, mit welchem er durch Zuführen der erſten ſchweizeriſchen Schüler aus Solothurn in vertraute Correſpondenz trat. Faſt alljährlich beſuchte er die Verſammlungen der helvetiſchen Geſellſchaft in Olten und Aarau und hier machte er die erſte Bekanntſchaft mit Peſtalozzi. Daß die politiſchen Ideen der Neuzeit und die Hoffnungen einer Umgeſtaltung der Eidgenoſſenſchaft in der Seele des patriotiſchen Mannes kräftig Wurzel ſchlugen, daß die Wochenblättler-Geſellſchaft zum Patrioten-Clubb wurde, läßt ſich denken. Lüthy und ſeine Freunde hofften auf eine ſelbſtändige, ruhige Umgeſtaltung; aber die Ereigniſſe überholten ſie. Seine Parteigenoſſen wurden den 5. Februar 1798 in einem Volksauflaufe gefangen genommen, er ſelbſt ſtellte ſich perſönlich. Nur mit Mühe entgiengen ſie der Volkswuth, welche am 2. März, gerade am Tage der Einnahme Solothurns durch die Truppen der franzöſiſchen Republik, das Gefängniß zu ſtürmen ſuchte.

Mit der Befreiung erfolgte die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung durch General Schauenburg. Lüthy wurde ihr Generalſecretär, der Feſtredner bei der Aufrichtung des Freiheitsbaumes und ſpäter am Conſtitutionsfeſte, dann Mitglied des helvetiſchen Senates in Aarau, Luzern und Bern und mehrmals Präſident dieſer Behörde. Lüthy gehörte mit Uſteri und Eſcher zu den Führern der ſpottweiſe genannten Gelehrten und Grundſätzler, die mit idealem Streben Kenntniſſe, Sinn für wahre Freiheit und den in damaligen Umſtänden aller Anerkennung werthen Muth verbanden, ſelbſt der jedes Unabhängigkeitsgefühl erdrückenden Mutterrepublik Frankreich und den Gewaltthätigkeiten der franzöſiſchen Beamten und Generale entgegenzutreten. Er machte Oppoſition gegen das Auftreten der Directoren Ochs und Laharpe und eben ſo gegen Föderativgelüſte; er trat als Redner auf, wo es höheren Intereſſen galt oder ein Wort edler Mäſſigung und Leidenſchaftsloſigkeit Noth that; er nahm am 7. Januar 1800 thätigen Antheil am Sturze des Directoriums und an der Regierungsänderung vom 7. Auguſt

Digitized by Google

und ward der erſte Präſident des neuen geſetzgebenden Rathes. Er betheiligte ſich bei der Redaction des helvetiſchen Tagblattes und des Freiheitsfreundes, war Mitglied der Commiſſion zur Anlegung der Nationalbibliothek und der im Juli 1800 zu Bern gegründeten Geſellſchaft litterariſcher Freunde, um Peſtalozzis neue Unterrichtsmethode und ſeine Elementarſchule in Burgdorf näher zu prüfen. Eine Commiſſion, an ihrer Spitze Uſteri und Lüthy, begab ſich nach Burgdorf, und der Bericht derſelben empfahl die Peſtalozziſche Methode als ſehr zweckmäßig, weil ſie mehr als jede andere den Fingerzeigen der Natur folge, und jede Fähigkeit des Zöglings in der Zeit entwickle, welche die Natur ihr angewieſen und zu ihrer Entwicklungsperiode beſtimmt habe. Die dringende Empfehlung erwirkte dann auch Peſtalozzis Unternehmen die Unterſtützung des helvetiſchen Vollziehungsrathes. Nach den politiſchen Umgeſtaltungen vom Herbſte 1801 wurde Lüthy zum Regierungsſtatthalter des Kantons Solothurn und nach drei Monaten zum Mitglied der Verwaltungskammer gewählt. Im September 1802 ward er Präſident des ſolothurn'ſchen Erziehungsrathes, und dieſe Stelle bekleidete er nun 35 Jahre lang bis zu ſeinem Tode, durch die Mediations- und Reſtaurationszeit hindurch, in welchen beiden Perioden er als Mitglied des Großen und Kleinen Rathes und des Staatsrathes, als oftmaliger Tagſatzungsgeſandter und Abgeordneter zu wichtigen Sendungen und Conferenzen für die Eidgenoſſenſchaft und den Kanton, namentlich für Organiſation der kantonalen Rechtsverhältniſſe, einflußreich thätig war.

Je weniger der durch die Revolutionsſtürme geläuterte, gereifte Mann an den Parteikämpfen Antheil nahm, welche beſonders in den Jahren 1814 und 1815 den Kanton Solothurn ergriffen, um ſo mehr wandte er ſeine rege Thätigkeit dem Erziehungsweſen zu. Schon im Jahre 1802 hatte ſich Lüthy an den biſchöflich conſtanziſchen Generalvicar von Weſſenberg um Unterſtützung der Schulreform von Seite der kirchlichen Autorität gewendet und die Antwort erhalten: „Was die katholiſchen Erziehungsanſtalten und die Schulen im Kanton Solothurn betrifft, ſo muß jeder Freund der Religion und des Vaterlandes den Wunſch vereinigen, daß diejenigen, welchen die Beſorgung dieſer Anſtalten anvertraut iſt, die gehörige Bildung und Fähigkeit erhalten. In dieſer Abſicht iſt das Bedürfniß zweckmäßiger Anſtalten zur Bildung guter Seelſorger und Schullehrer einleuchtend.“ Damit wird die Einführung von Concursprüfungen empfohlen und ſoll Propſt Philipp Jakob Glutz von Schönenwerd, der biſchöflich-conſtanziſche Commiſſar, beauftragt werden, in dieſem Sinne Schritte zu thun. — Sogleich nach Einführung der Mediation folgte nun 1803 eine Schulordnung, welche die Erziehung der Jugend als „heilige Pflicht der Obrigkeit“ erklärt und die Ortspfarrer einladet, die Schulen ihres Kirchſprengels wenigſtens einmal

Digitized by Google

in der Woche zu beſuchen, durch ſorgfältige Prüfung in Erfahrung zu bringen, ob die Schulmeiſter und die Jugend ihren Obliegenheiten Genüge leiſten, und dem Erziehungscommiſſär alle Monate Bericht zu erſtatten; ſaumſelige Eltern ſollen dem Oberamtmann verzeigt und gebührend beſtraft werden. Daran ſchloß ſich eine Verordnung vom 16. Februar 1804, welche einerſeits die Landgemeinden anhält, den Lehrergehalt zu einem Minimum (12 Mütt Korn und 4 Klafter Brennholz) zu erhöhen, wenn ſie keine eigenen Schulhäuſer haben, eine Schulſtube zu miethen, und innert drei Jahren ein Schulhaus zu errichten und einen Schulfond zu gründen, und welche anderſeits unentgeltlichen Unterricht einführt, und nicht nur unter die beſten Schulmeiſter jährlich ſechs Louisd'or zu vertheilen und denjenigen, welcher dreimal den beſten Preis davongetragen mit Ehrenmeldung im Amtsblatt als Ehrenmitglied des Erziehungsrathes zu declariren befiehlt, ſondern auch den ärmſten Eltern, welche die fleißigſten Kinder haben, eine Belohnung von zehn Franken zuſpricht, ſo daß 1805 für Belohnung an Schulmeiſter und Prämien an Schulkinder ein Credit von 1800 Franken bewilligt wird. Auch mit den Schulhäuſern galt es Ernſt; ſie wurden unter die Aufſicht des obrigkeitlichen Bauamtes geſtellt und für Neubauten ein allgemeiner Plan angefertigt; gegen nachläſſige Gemeinden ſoll behufs Erſtellung von Schullocalitäten Execution erfolgen. Für Lehrerbildung wurden neben der Waiſenhausſchule die Normalcurſe im Kloſter St. Urban benützt. Da dieſelben aber mit dem Jahre 1805 eingiengen, ſo ordnete der Erziehungsrath für 1806 einen Normalcurs unter der Leitung des Pfarrers P. Gabriel Leuppi in Deitingen an, welchem die Schulmeiſter Schläfli von Deitingen und Stampfli von Aeſchi als Hülfslehrer beigegeben waren[1]. Leuppi empfing zur Anerkennung eine goldene Denkmünze, und die Curſe wurden auch in den folgenden Jahren fortgeſetzt. Im Jahre 1811 ordnete der Erziehungsrath an, daß in Solothurn ſelbſt, im ehemaligen Ambaſſadorenhofe, alljährlich ein Wiederholungscurs für Lehrer abzuhalten ſei, und zwar die drei folgenden Jahre während je ſechs Wochen; dann ſollte ein ſolcher alle zwei Jahre ſtattfinden und je vom dritten Theile der Lehrer beſucht werden. Zur Unterhaltung dieſer Curſe wurde ein Credit von 900—1000 Franken eröffnet.

Wenn ſo in der Mediationszeit der Sinn für Förderung des Schulweſens in reger Weiſe ſich geltend machte und Lüthy, ſeit dem Tode des Seckelmeiſters Glutz der Urheber und Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen, manches Gute zu Stande brachte, ſo fand er dagegen mit ſeinen Plänen zuweilen auch unüberwindlichen Widerſtand. Sein Jugendfreund Michael

[1] Notizen über dieſe Männer S. 58 und 59.

Digitized by Google

Traugott Pfeiffer hatte bei Peſtalozzi in Burgdorf ſich die neue Lehrmethode angeeignet und errichtete 1803, von Lüthy und andern Freunden aufgemuntert, in Solothurn eine Privatſchule für Knaben nach peſtalozziſchen Grundſätzen. Die Schule blühte bald freundlich auf, fand aber einflußreiche Gegner und wurde ſchon im Mai 1804 vom Kleinen Rathe mit 11 gegen 10 Stimmen aufgehoben. Ja, als Eltern der Zöglinge dieſelbe durch Pfeiffers Unterlehrer Jakob Amiet[1] fortſetzen ließen, ward Pfeiffer förmlich aus dem ſolothurniſchen Gebiete verwieſen. Doch Lüthy ließ ſich nicht abſchrecken. Er trat mit Peſtalozzi, Fellenberg und P. Girard, ſowie mit Präfect Braudenberg in Zug, Prof. Schultheß in Zürich und ſpäter auch mit Jullien in Iferten in freundſchaftliche Verbindung und Briefwechſel und nahm im Sommer 1808 an der Verſammlung ſchweizeriſcher Schulfreunde Theil, welche in Lenzburg gehalten wurde, um die vereinzelt auseinander gehenden Beſtrebungen im ſchweizeriſchen Erziehungsweſen zu vereinigen und eine durchgreifende Verbeſſerung vorzubereiten. Mit Peſtalozzi, Fellenberg, ſeinem Freunde Müller in Luzern und Decan Hünerwadel wurde Lüthy in den Ausſchuß gewählt, der die Geſellſchaft conſolidiren und die Geſchäfte beſorgen ſollte. Prof. Schultheß ſpricht in einem Briefe vom 7. November 1808 ſchöne Hoffnungen aus, die aber nie realiſirt wurden.

Die bald folgende Reſtaurationszeit mit ihrer ſtereotypen Majorität im ſolothurn'ſchen Rathe hemmte weitere Fortſchritte. Doch wenn auch 1823 ein Rathsbeſchluß die regelmäßigen Wiederholungscurſe wegen Koſtenerſparniß eingehen ließ und 1824 ein Vorſchlag des Erziehungsrathes zur Errichtung einer Caſſe für alte verdiente Schulmeiſter nicht zur Ausführung gelangte, ſo kommen noch einige Lehr- und Wiederholungscurſe unter Pfarrer Franz Joſeph Dänzler von Zuchwyl zu Stande, und Lüthy, der in dieſer Zeit neben den Staatsgeſchäften von ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen im Solothurner Wochenblatt ſehr in Anſpruch genommen wurde, war bemüht, das Schulweſen, ſo viel möglich, in gutem Zuſtande zu erhalten und zu fördern. Der Kanton war in acht Erziehungscommiſſariats-Kreiſe eingetheilt, und unter den Geiſtlichen, welche dieſe Stellen bekleideten, befanden ſich wackere Schulfreunde, wie die Chorherren Philipp Pfluger und Konrad Glutz (der Bruder des Geſchichtſchreibers Robert Glutz), Pfarrer Gabriel Leuppi u. A. Sie hatten ihre Inſpectoratsberichte alljährlich dem Erziehungsrathe einzugeben, zugleich mit den Prüfungsarbeiten, unter welchen namentlich auf die Schönſchrift großes Gewicht gelegt wurde. Das Actuariat des Erziehungsrathes beſorgten ſtrebſame jüngere Geiſtliche, wie lange Jahre nach einander Caplan Joſeph

[1] Amiet, Pfeiffers Schwager, ſein Leben lang Freund und Förderer der peſtalozziſchen Methode, ſtarb als Kantonsrath und Kriminalrichter 25. Oktober 1863.

Digitized by Google

Propſt und Profeſſor Anton Kaiſer, die in den Dreißigerjahren an den Neuſchöpfungen im Schulweſen eifrigen Antheil nahmen. Dennoch erlahmten die Landſchulen in der Reſtaurationszeit, gegenüber der früheren Periode, da Lüthy und ſeine Geſinnungsgenoſſen im Rathe mit ihren Projecten nicht durchzudringen vermochten, wie denn auch Verſuche zur Umgeſtaltung der höheren Lehranſtalt, des Collegiums, ſo von Robert Glutz 1818 und vom Erziehungsrathe ſelbſt 1821, ohne Erfolg blieben.

Dagegen iſt hervorzuheben, daß die Stadtſchulen in Olten und Solothurn vielfach gehoben wurden und dieſe Verbeſſerungen auch für den Kanton eine neue Zeit anbahnten. In Olten waren namentlich der Stadtammann Ulrich Munzinger und Caplan Konrad Lang dafür thätig; in Solothurn der vieljährige Präſident der ſtädtiſchen Erziehungscommiſſion Leonz Gugger, Chorherr Konrad Glutz und die Zöglinge P. Girards im Franciscanerkloſter. Im Waiſenhauſe iſt die Normalſchule in eine Realſchule umgewandelt mit drei Hauptlehrern und zwei Hülfslehrern für Zeichnen und Muſik; in den Zwanzigerjahren wird die höhere Bürgerſchule, wie ſie nun heißt, zuerſt mit dem Collegium, dann mit den Stadtſchulen verbunden. An dieſen unterrichten 1826 fünf Lehrer und drei Lehrerinnen. Seitdem 1805 den Franciscanern geſtattet war, in ihr Kloſter zurückzukehren, hatten ſie ſich verpflichtet, als Lehrer in den Stadtſchulen unentgeltlich mitzuwirken, und ſie erfüllten auch dieſe Verpflichtung mit anerkennenswerthem Eifer. Das Kloſter ſtand in inniger Verbindung mit P. Gregor Girard; die jüngeren Conventualen waren ſeine Schüler; er ſelbſt weilte oft in Solothurn. Seine verbeſſerte Bell-Lancaſter'ſche Methode des gegenſeitigen Unterrichts wurde nach ſeiner eigenen Anleitung in den Stadtſchulen eingeführt, damit verbunden nach peſtalozziſchen Grundſätzen und Lehrmitteln die Rechnungs- und Lautir-Leſemethode; auch die Anfangsgründe der Realien und der deutſchen Sprachlehre wurden an den Anſchauungsunterricht angeſchloſſen. Die Schule, an welcher neben P. Bonaventura Zweili und P. Hieronymus Vogelſang der nachherige Organiſator des ſolothurn'ſchen Schulweſens Jakob Roth und der Naturforſcher Franz Joſeph Hugi lehrten, hat für ihre Zeit Tüchtiges geleiſtet.

Der alternde Lüthy nahm Antheil auch an dieſen Verbeſſerungen. Und als 1830 eine neue Zeit anbrach und Throne und Regierungsſitze erſchüttert wurden, ward er nicht nur durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger als Großrath und Regierungsrath beſtätigt, ſondern blieb auch Präſident des Erziehungsrathes, der ſich in drei Commiſſionen für das Materielle des Erziehungsweſens, für die Elementar- und höhere Bürgerſchule und für die Gelehrtenſchule theilte. Er ſtand an der Spitze der Letzteren, als 1833 das alte Profeſſoren-Collegium mit ſeinem Convicte in die höhere Lehranſtalt des Kantons Solothurn umgeſtaltet wurde, während ſein jüngerer College Joſeph

Digitized by Google

Munzinger, der spätere schweizerische Bundespräsident, die Commission für die Elementar- und höhere Bürgerschule präsidirte. Noch wirkte Lüthy kräftig mit an der Erstellung des Schulgesetzes vom 20. Dezember 1832, der fundamentalen Grundlage der jetzigen Volksschule im Kanton Solothurn, mit seinen drei hauptsächlichsten Sätzen: Die Primarschulen werden durch die politischen Gemeinden errichtet und unterhalten; der Schulbesuch ist obligatorisch und unentgeltlich; der Staat sorgt für die Bildung der Lehrer. Noch blieb er bis zum Tode Präsident des Erziehungsrathes, der die Reorganisation der Volksschule, die Einführung der regelmäßigen Lehrerbildungscurse in Oberdorf u. a. m. leitete. Lüthy starb, früh gealtert und fast ganz erblindet, in der Nacht des 13. Januars 1837 nach kurzer Krankheit.

Lüthys Verdienste um die schweizerische Geschichtsforschung können hier nicht näher erörtert werden. In den 24 Jahrgängen des „Solothurnischen Wochenblattes" von 1810—1834 ist neben historisch-anregenden Fragen und kleineren Aufsätzen ein Schatz von gegen 4000 Urkunden aus der nordwestlichen und westlichen Schweiz niedergelegt, eine bis jetzt noch unerschöpfte Fundgrube, zu der ihm neben seiner „rechten Hand", Dr. Peter Scherer, Freunde der Geschichte aus verschiedenen Kantonen Beiträge lieferten. Kopp, der bahnbrechende Geschichtschreiber der eidgenössischen Bünde, bezeichnet Lüthy in der ehrenvollsten Weise als den „Schöpfer der neuern Forschung". Im Wochenblatte auch und in seinem trefflichen Solothurner Kalender, den er viele Jahre hindurch besorgte, ist mancher volksthümliche Aufsatz, manches Gedicht seiner älteren Tage enthalten.

F. Fiala.

Dr. Albrecht Rengger.

1764—1835.

[Quellen: Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, herausgegeben von Ferdinand Wydler. Zürich 1847.]

Sohn des Pfarrers Abraham Rengger in Gebenstorf bei Brugg, nachmals an der Hauptkirche in Bern, erhielt er in letzterer Stadt seine Jugendbildung und sollte Theologie studiren. Als Candidat derselben wurde er Präceptor des in der Folge so berühmt gewordenen Stifters von Hofwyl, Emanuel Fellenberg, dessen Vater berner'scher Landvogt auf Schloß Wildenstein (im Aargau) war. Dann entschloß er sich zum Studium der Medicin und bezog die Hochschule von Göttingen, wo er an seinem Landsmann, dem großen Arzte und Naturforscher Johann Georg Zimmermann (dem Verfasser

Digitized by Google

des Buches „über die Einſamkeit“ u. ſ. w.) einen freundlichen Rathgeber fand. Nach größern Reiſen in Deutſchland, Oeſterreich und Italien etablirte er ſich 1789 als praktiſcher Arzt in Bern. Schon jetzt ſtand er in lebhaftem brieflichen Verkehr mit manchem Bedeutendſten der Nation, mit Paul Ufteri, Konrad Eſcher u. A. Sein klares Denken, ſeine hervorragende Wiſſenſchaftlichkeit lenkte 1798 die Aufmerkſamkeit des helvetiſchen Directoriums auf ihn; er wurde zum Miniſter des Innern der Republik berufen und verwaltete während den vier ſturmvollſten Jahren, welche die Schweiz je erfahren, dies Amt mit einer für immer denkwürdig bleibenden Auszeichnung. Manchmal ſtand er mit der Energie ſeines Willens noch allein als Rettungsfels da wider die Gewalt der ringsum einbrechenden Fluthen. Der Feuereifer zur Verwirklichung ſeiner Ideale im Vaterlande riß ihn zuweilen bis zum Unerreichbaren. Heinrich Zſchokke ſchreibt von ihm: „Der helle, umfaſſende Geiſt Renggers kam für dieſes Zeitalter leider noch zu früh!“ — Nach dem Untergang der Einheitsrepublik ſah er ſich nach einem Fleck Erde um, wo er, von aller Politik frei, zu ſeinem vorigen Berufe zurückkehren konnte. Er fand ihn im Waadtlande zu Lauſanne, wo er zehn Jahre lang (1804—1814) in menſchenfreundlicher Thätigkeit als Arzt und bald auch, nachdem ihm die dortige Regierung das Ehrenbürgerrecht geſchenkt hatte, als Mitglied mehrerer Behörden zubrachte. Als im Jahre 1813 der linke Flügel der alliirten Armee durch die Schweiz nach Frankreich drang und das Patriciat von Bern dieſen günſtig erſcheinenden Zeitpunkt benützen wollte, um ſeine alten Unterthanenländer Waadt und Aargau wieder zu gewinnen, wurde Rengger als Abgeordneter an den Congreß nach Wien geſandt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſeinem, ſowie Laharpes klugem und ſtandhaften Benehmen in dieſer ſchwierigen Stellung die geſammte Schweiz ſehr Vieles und jene beiden Kantone großentheils die Behauptung ihrer Unabhängigkeit zu verdanken haben. Nach der Heimkehr wählte er ſeinen ſtets hochgeliebten Aargau zur bleibenden Wohnſtätte. Er entſchloß ſich, eine ihm angebotene Regierungsſtelle anzunehmen, und wurde ſofort in die wichtigſten Dikaſterien gewählt, ſo namentlich auch zum Präſidenten der Kantonsſchulpflege und des Schulrathes. Obwol ihm das öffentliche Erziehungsweſen bisher noch fern gelegen, arbeitete er ſich doch nun raſch in die neue Aufgabe ein und half mit ſeiner gewohnten Thätigkeit an jenen Unternehmungen und Einrichtungen mit, welche das Volk geiſtig und ſittlich heben konnten. In dieſe Zeit fällt auch ſein „Bericht über die Armenerziehungsanſtalt in Hofwyl“, Tübingen 1815, überſetzt ins Franzöſiſche und Engliſche; eine Schrift, welche noch heute verdiente, von jedem Volksbildner geleſen zu werden.

Rengger blieb in jener Stellung als aargauiſcher Regierungsrath von 1814—1821. Freilich ſtieß er bei ſeinem kühnen Vorwärtsdrängen nicht

Digitized by Google

ſelten auf Widerſtand von Gegnern, die ihm noch von ſeinem Auftreten in der helvetiſchen Periode her gram waren oder auch die ſich jetzt an ſeinen Seltſamkeiten ſtießen. Das mochte wol der Grund ſein, warum er ſich zuletzt plötzlich von aller öffentlichen Thätigkeit losriß und in den Privatſtand zurücktrat. „Ich habe mich vom Menſchenreiche in das Steinreich geflüchtet!“ ſchrieb er 1821 an den alten Freund Paul Uſteri, und in der That lebte er von da an in familienloſer Einſamkeit zu Aarau ausſchließlich nur ſeinen mineralogiſchen und geognoſtiſchen Studien. Wie oft ſah man den noch immer rüſtigen und lebhaften Greis mit ſeinem Hammer bewaffnet auf den Jurahöhen umherſtreifen! Eine große Freude bereitete ihm noch die Wiederkehr ſeines Neffen, des Reiſenden in Südamerika und Naturforſchers Johann Rudolf Rengger, aus Paraguay, wo derſelbe ſechs Jahre lang vom Dictator Francia in Gefangenſchaft gehalten worden war. Mit des Neffen allzufrüh (1832) erfolgten Tode ſank auch der beſte Theil der Freuden und Hoffnungen des Oheims in die Gruft. Er ſelbſt ſtarb, von einem Schlagfluß getroffen, den 23. Dezember 1835.

E. Zſchokke.

Philipp Albrecht Stapfer

1766—1840.

[Quellen: Tillier, Geſchichte der helvetiſchen Republik, Bern 1843. — Zſchokke, Selbſtſchau, Aarau 1842 u. ſ. w. — Mélanges philosophiques etc. par M. P. A. Stapfer, précédés d'une notice sur l'auteur par M. A. Vinet. 2 vols. Paris 1844.]

Stapfer, ſeit 1792 ein ausgezeichneter Lehrer der Philoſophie und Philologie am politiſchen Inſtitut zu Bern und eifriger Anhänger Kants, wurde bei dem Umſchwunge der Dinge im Jahr 1798 unerwartet zu einer hohen Stellung berufen. Das helvetiſche Directorium ernannte ihn zum Miniſter der Künſte und Wiſſenſchaften der Republik. Tillier ſagt von ihm: „Wenige waren ſo geeignet wie Er, dem in ihn geſetzten Vertrauen ſo vollkommen Genüge zu leiſten. Unermüdet in ſeinem Streben, vermittelſt der nöthigen Vorarbeiten zur Verbeſſerung des Schulweſens und zur Aufnahme der Wiſſenſchaften die zweckmäßigſte Einleitung zu einem Erziehungsplane zu entwerfen, wodurch die Verſittlichung und Veredlung des geſammten Volkes erzielt werden möchte, war er jenem Vandalismus fremd, der mit raſcher und gedankenloſer Zerſtörung des Beſtehenden allen Forderungen der Zeit genügt zu haben glaubte. Vielmehr gieng ſeine Abſicht dahin, die beſtehenden, wenn auch mangelhaften Erziehungsanſtalten vorläufig

Digitized by Google

zu erhalten, von allen Seiten nützliche Erkundigungen über ihre Verbesserungen einzuziehen, und dann erst mit der Umgestaltung nach einem bestimmten, Plane zu beginnen". — Zschokke erzählt, wie ihn Stapfer im Winter 1798 „zur Bildung von litterarischen Vereinen aufforderte". „Die Franzosen — sagte Letzterer — haben von dem, was ich mir denke, etwas Aehnliches; sie heißen es Bureau d'esprit public. Die Aufgabe bestände einerseits darin, unsere Regierung von intellectuellen und industriellen Bedürfnissen, überhaupt vom Culturzustand, sowie von Anzahl und Art brauchbarer, talentvoller Männer in sämmtlichen Kantonen zu unterrichten; das Alles ist uns noch ganz Unbekanntes. Anderseits sind Mittel zu suchen, die Völkerschaften der Schweiz über die Zeitverhältnisse aufzuklären, sie für das gemeinsame Vaterland zu beleben und die politische Einigung aller Kantone durch eine moralische aller Kräfte zu stärken. — — Wenn Sie mir das edle Gefühl, ein biederes und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenwerthes emporzuheben, erleichtern wollen, so werden Sie mit Einem meiner lebhaftesten Wünsche zugleich die feurigsten Ihres eigenen Herzens erreichen!" [1]

Eine der wichtigsten Maßregeln des Ministers bestand in der Einführung von Erziehungsräthen in allen Kantonen. Dieselben wurden zusammengesetzt aus zwei vom Minister selbst ernannten Professoren oder sonstigen Lehrern und fünf einsichtsvollen Bürgern der Hauptstädte, welche von den Verwaltungskammern zu wählen waren. Ein tauglich erfundener Kirchendiener wurde beigezogen, um den sittlichen und religiösen Unterricht zu überwachen. Jede Gemeindeschule sollte ihren tüchtigen Lehrer bekommen, zu welchem Behuf die Errichtung von Normalschulen geplant wurde. Uebrigens blieben die bisherigen Schulordnungen sowie die Einrichtungen der Akademien für einmal noch, soweit sie den Grundsätzen der neuen Verfassung nicht widersprachen, in Kraft. — In einem besondern Erlasse forderte Stapfer alle Künstler Helvetiens auf, sich in einem Bunde zu vereinigen, um mitten im Waffengetümmel dem Vaterlande die edlern Genüsse des Schönen zu bieten. In Zürich kam dann in Folge dieses Aufrufes wirklich eine erste Kunstausstellung zu Stande und zwar in dem Augenblicke, als die Oesterreicher kaum noch 6 Stunden von der Stadt entfernt standen. — Mit der Geistlichkeit hatte der Minister fortwährend seine liebe Noth, obwol er überallhin zur Toleranz mahnte. Eine ganze Reihe von Unruhen und selbst Aufständen fanden ihren Zündstoff im religiösen Fanatismus. Allein es gab doch auch überall würdige Priester der Kirche, welche mannhaft für Versöhnung der Parteien wie für Aufklärung des nachwachsenden Geschlechtes auftraten. — Zur Ausführung der meisten jener Verbesserungspläne fehlte es indessen der

[1] Das Weitere über das Wirken der „litterarischen Societät" s. Monogr. Zschokke.

Digitized by Google

Regierung an Geld, und wie hätten auch überhaupt in dem wilden Wirrwarr der Zeit, zumal als Helvetien zum Kampfplatz fremder Armeen geworden war, die Werke des Friedens gedeihen können! Trotzdem hielt Stapfer über zwei Jahre lang ſtandhaft auf ſeinem Poſten aus, zufrieden, wenn er doch wenigſtens die Keime eines ſchönern Gedeihens für die Zukunft pflanzen konnte!

Im September 1800 übertrugen ihm die helvetiſchen Behörden die Vertretung der Schweiz in Paris und im Dezember wurde er definitiv zum bevollmächtigten Miniſter Helvetiens in Paris ernannt, obwol man ſich keineswegs verhehlte, daß dadurch dem von ihm bisher geleiteten Geſchäftszweige bedeutende Nachtheile erwachſen würden; allein die Verhältniſſe zu Frankreich überwogen jetzt Alles. Ende 1802 und Anfangs 1803 nahm er dort als Abgeordneter des Aargaus Theil an der ſchweizeriſchen Conſulta, welche der erſte Conſul Napoleon zur Feſtſtellung der Mediationsverfaſſung nach St. Cloud berufen hatte. In dieſer wichtigen Stellung war er einer der Hauptvertreter der unitariſchen Partei, die den Einheitsſtaat als Grundlage bei der Umgeſtaltung beibehalten wollte, entgegen der damaligen und alsdann in der Mediationsacte durchgeführten Tendenz Napoleons, die ſchweizeriſche Verfaſſung föderaliſtiſch zu geſtalten. Sowol in ſeiner Stellung als Geſandter wie bei den Verhandlungen der Conſulta zeichnete ſich Stapfer bei aller Feſtigkeit, ja Hartnäckigkeit, mit der er ſeinen principiellen Standpunkt vertrat, durch ein weitgehendes Verſtändniß und Billigkeitsgefühl gegenüber Andersdenkenden aus, während er anderſeits in geradezu ungewöhnlich kühner Weiſe die Intereſſen ſeines Vaterlandes gegenüber dem Willen des Mächtigen verfocht; wie er es denn auch war, der durch die Freimüthigkeit ſeines Auftretens Napoleon bewog, die ſchon 1802 geplante Vereinigung des Wallis mit Frankreich für einſtweilen (bis 1810) nicht zur Durchführung zu bringen. — Nach dem Abſchluß der Mediationsverhandlungen trat er 1803 gänzlich ins Privatleben zurück, blieb aber, einen eigenen Herd gründend, bis zu ſeinem Tode (27. März 1840) in Frankreich, bald in Paris, bald auf ſeiner Villa zu Belair (Seine und Oiſe) wohnend, mit litterariſchen Arbeiten beſchäftigt und in unermüdlicher Thätigkeit für Ausbreitung chriſtlichen Lebens und Denkens, im Umgange und Briefwechſel mit manchem der beſten Zeitgenoſſen (Alexander v. Humboldt, Guizot, Schlabrendorf, Albrecht Rengger von Brugg u. A.), öfters kränkelnd, ein beſtändiges Heimweh nach der Schweiz in der Bruſt. „O, ſchon längſt — ſchrieb er 1809 an Zſchokke — wäre ich meinem Vaterlande wieder zugeeilt, wenn mir nicht Familienverhältniſſe ein Land zur Wohnung anwieſen, das meinem Herzen immer fremde bleiben wird!“

E. Zſchokke.

Joh. Melchior Mohr.

1762—1846.

[Quelle: Neuer Nekrolog der Deutſchen, 1846, II.]

Mohr war ſeit 1792 Canonicus am Collegiatſtifte in Luzern und wie andere junge Patricier (Alfons Pfyffer, Joſ. A. Balthaſar, Meyer v. Schauenſee und Rüttimann) Anhänger der franzöſiſchen Revolutionsideen. Er verließ 1798 den geiſtlichen Beruf, ward, als der Sitz der helvetiſchen Regierung von Aarau nach Luzern verlegt wurde, Secretär des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Begoz, und zog 1799 mit der helvetiſchen Regierung nach Bern. Als im Jahr 1800 Stapfer nach Paris verreist war und die Oberſchreiber Wild und May von Schadau ſein proviſoriſch übernommenes Porteſeuille bald wieder niederlegten, ward Mohr im Dezember 1800 zum Miniſter der Wiſſenſchaften ernannt. Mohr ſtand an Intelligenz und Geſchäftskenntniß des weitläufigen Departements nicht auf der Höhe ſeines Vorgängers Stapfer, dennoch wirkte er mit ſeiner Umſicht und Klugheit und ſeinem reinen ſchönen Eifer viel Gutes in ſeiner Stellung. Auf ſeine Anregung faßte die Vollziehungsbehörde jene beiden wichtigen Beſchlüſſe, welche jede Gemeinde unter Androhung von Strafe aufforderten, wenigſtens für eine Schule, und jeden Hausvater dafür zu ſorgen, daß ſeine Kinder gehörig unterrichtet würden. Dieſe Schlußnahmen erreichten ihren Zweck vollſtändiger, als man gehofft hatte, ſo daß z. B. im Kanton Luzern, während 1798 die wenigſten Gemeinden eine Schule hatten, man bald nicht eine Gemeinde fand, wo nicht eine mehr oder weniger gute Schule gehalten wurde[1]. Ebenſo wurde unter ſeiner Verwaltung Peſtalozzis neue Lehrmethode geprüft und unterſtützt, die mediciniſche Schule in Bern gegründet und manches andere für Wiſſenſchaft und Volksbildung gethan. Freilich blieb ſehr Vieles zu wünſchen übrig; aber bei den ſteten Regierungs- und Verfaſſungsveränderungen betrachtete man Kirche und Schule als Nebenſache und dann war Mohr zu kurze Zeit in ſeiner Stellung. Als im Oktober 1801 durch einen Staatsſtreich (Dolder und Verninac) die Tagſatzung aufgelöst und Regierung und Verfaſſung willkürlich geändert wurden, nahm Mohr mit den Hervorragendſten ſeiner Meinungsgenoſſen, den ſogenannten Einheitsfreunden (darunter vier Miniſter), die Entlaſſung und kehrte nach Luzern zurück. Am April 1802 erhielten die Unitarier wieder die Oberhand. Unter dem Namen der helvetiſchen Notabeln trat ein neuer Verfaſſungsrath zuſammen, welcher Mohr am 30. April 1802 zum

[1] Siehe dagegen Jahrbuch der luzerniſchen Kantonal-Lehrerconferenz II, III, IV und IX über den Stand der Schulen im Jahr 1798.

Digitized by Google

Präſidenten und ſpäter mit ſechs andern Mitgliedern in einen engern Ausſchuß zur Redaction des Verfaſſungsentwurfes wählte. Er wurde Senator und nahm als ſolcher an allen Schickſalen der Regierung Theil, zog mit dieſer nach Lauſanne und wieder zurück nach Bern. Im November 1802 übernahm er als Staatsſecretär das überaus wichtige, mühevolle Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten.

Zu Anfang des Jahres 1803 kehrten die Mitglieder der Conſulta nach Hauſe zurück. Mohr hatte an die fremden Geſandten eine Abſchiedsnote der helvetiſchen Regierung zu richten, das Inventar der Archive dem neuen Landammann d'Affry nach Freiburg zu überbringen und damit die dem Schweizervolke aufgedrungene, unvolksthümliche Helvetik — fünf Jahre nach ihrer Geburt — ins Grab zu legen.

Mit ihrem Ende nahm auch Mohr Abſchied von dem Staatsleben. Er durfte ſich beim Austritt aus demſelben das Zeugniß geben, immer das Beſte des Vaterlandes im Auge gehabt und nach Beförderung desſelben geſtrebt zu haben; er nahm den Ruf eines rechtlichen, unbeſcholtenen Ehrenmannes, eines thätigen, einſichtsvollen Beamten, eines Mannes von Ausdauer und Ueberzeugungstreue, der Gerechtigkeit gegen Andersdenkende mit Mäßigung verband, mit in das Privatleben hinüber.

Seine Freunde, Rüttimann und Meyer, ſtanden bald wieder an der Spitze der Regierung des Kantons Luzern; er aber zog ſich auf ſein Canonicat zurück, verſöhnte ſich mit ſeinen geiſtlichen Obern und der vormalige Miniſter las wieder Meſſe, beſuchte wieder das Chor und erfüllte ſeine geiſtlichen Amtspflichten.

Zwei Male zum infulirten Propſt ſeines Stiftes ernannt, lehnte er dieſe Würde ab. Seit 1840 Senior desſelben, ſtarb er, hochgeſchätzt von ſeinen Mitbürgern, am 25. Mai 1846 im 84. Jahre ſeines Alters, unerwartet am Schlagfluſſe.

Dr. Fr. Dula.

Heinrich Peſtalozzi.

1746—1827.

Wer ſchauet nicht auf ſein eigen Intereſſe? Niemand als du, Guter! Wenn man dir auch nur dafür dankte.
Brief der Frau Peſtalozzi aus dem Jahr 1805.

Vorbemerkung.

Für Peſtalozzis Biographie ſind vor allem maßgebend ſeine eigenen Schriften, die in folgenden Sammelausgaben zuſammengeſtellt ſind:

Digitized by Google

1. Peſtalozzis ſämmtliche Schriften, Band 1—15. Stuttgart bei Cotta 1819—1826 (die Mängel dieſer Ausgabe ſind bekannt). — 2. Peſtalozzis ſämmtliche Werke. Geſichtet, vervollſtändigt und mit erläuternden Einleitungen verſehen von L. W. Seyffarth. 18 Theile in 9 Bänden. Brandenburg 1869—1873. — 3. J. H. Peſtalozzis ausgewählte Werke. Mit Peſtalozzis Biographie. Herausgegeben von Friedr. Mann. 4 Bde. Langenſalza 1878—1879. — 4. Sammelwerk von Auszügen aus Peſtalozzis Schriften: R. Chriſtoffel, Peſtalozzis Leben und Anſichten. Zürich 1846.

Aus der Litteratur über Peſtalozzi, deren annähernd vollſtändiges Verzeichniß das Correſpondenzblatt der Schweizeriſchen Schulausſtellung II. Jahrg. 1879, No. 3 (auf 16 Seiten) enthält, heben wir hervor: Blochmann, K. J., Heinrich Peſtalozzi, Leipzig 1846. Chavannes, Biographie de Henri Pestalozzi. Lausanne 1853. — R. de Guimps, notice sur Pestalozzi 1843 (ins Deutſche überſetzt: Hch. Peſtalozzi nach ſeinem Gemüth, Streben und Schickſalen, Aarau 1844). Krüſi, H., Pestalozzi, his life, work and influence. New York 1875. Fr. Mann, Biographie Peſtalozzis (als Beigabe zu den ausgewählten Werken in Bd. IV derſelben). Mörikofer, Heinrich Peſtalozzi (in der Geſchichte der ſchweizeriſchen Litteratur des 18. Jahrhdts. Leipzig 1861.). H. Morf, zur Biographie Peſtalozzis. Winterthur 1868 ff. J. Niederer, Peſtalozzi (in den Peſtalozziſchen Blättern, Aachen 1829, neu abgedruckt als „Peſtalozzi nach Niederers Schilderung" in den Peſtalozziblättern, herausgegeben von der Commiſſion des Peſtalozziſtübchens, Jahrg. I, 1879). Paroz, Pestalozzi, sa vie, sa méthode etc. Bern 1857. Peſtalozzi. Sein Leben und Wirken einfach und getreu erzählt, herausgegeben von der zürcheriſchen Schulſynode (verfaßt von K. Bär). Zürich 1846. Pompée, études sur la vie et les travaux de Pestalozzi. Paris 1878. Raumer, K., Geſchichte der Pädagogik. 2. Thl. Stuttgart 1857. Seyffarth, L. W., Peſtalozzi nach ſeinem Leben und aus ſeinen Werken dargeſtellt. 6. Aufl. Leipzig 1876. Zehnder, Joſephine, geb. Stadlin, Peſtalozzi, Idee und Macht der menſchlichen Entwicklung, 1. Bd. Gotha 1875.

Urtheile und Berichte von Zeitgenoſſen über Peſtalozzi und ſeine Methode: Gruner, Briefe aus Burgdorf. 1804. 2. Aufl. 1806. Soyaux, Peſtalozzi, ſeine Lehrart und ſeine Anſtalten. Leipzig 1803. W. v. Türk, Briefe aus Münchenbuchſee. Leipzig 1806. J. Niederer, Peſtalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitcultur. 2 Bde. Stuttgart 1812. 1813. Herbart, Peſtalozzis Idee eines ABC der Anſchauung. Göttingen 1804.

Memoiren von Mitarbeitern: J. Ramſauer, Kurze Skizze meines pädagogiſchen Lebens. 2. Aufl. Oldenburg 1880. Ramſauer und Zahn, Peſtalozziſche Blätter 1. Heft: Memorabilien J. Ramſauers. Elberfeld 1846. H. Krüſi, Erinnerungen aus meinem pädagogiſchen Leben. Stuttgart 1840.

Von der Commiſſion des Peſtalozziſtübchens wurden herausgegeben:

Peſtalozziblätter a) im Correſpondenzblatt des Archivs der ſchweizeriſchen Schulausſtellung, Jahrg. I, 1878 und II, 1879; b) als ſelbſtändige Publication, Jahrg. I, 1880. Jahrg. II, 1881. — Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud, 1. und 2. Theil, Zürich 1881 mit Einleitung und Beilage „zur Entſtehungsgeſchichte von Lienhard und Gertrud". — Peſtalozzis Ideen über Armenerziehung auf dem Neuhof, in Praxis der ſchweiz. Schule von Bühlmann, Jahrg. I, 1881, Heft 2. — Briefwechſel zwiſchen Peſtalozzi und Zinzendorf in Dittes Pädagogium, 1881. — Hieran ſchließt ſich die unter des Verfaſſers eigenem Namen herausgegebene Schrift: Peſtalozzi und Fellenberg. Langenſalza 1879.

Digitized by Google

I. Jugend.

Johann Heinrich Peſtalozzi iſt am 14. Januar 1746 in Zürich, wahrſcheinlich im Hintergebäude des Hauſes zum „Schwarzen Horn“ geboren. Sein Vater Joh. Baptiſt, der Sohn des Pfarrers Andreas Peſtalozzi in Höngg, war Chirurg und hinterließ, als er im Juli 1751 ſtarb, die Mutter mit 3 Kindern in dürftigen Verhältniſſen; dieſe Mutter, Suſanna Hotz, ſtammte vom Lande und war mit dem bekannten Arzte Hotz in Richterswyl und dem in öſterreichiſchen Dienſten ſtehenden General Hotze nahe verwandt [1].

Heinrich, das mittlere der drei Kinder, war von Geburt ſchwächlich und kränklich. Die Verwaistheit und die Armuth der Familie waren auch nicht dazu angethan, die normale Entwicklung des Knabenalters zu befördern. Es fehlte der Erziehung der weiterſchauende Blick der väterlichen Leitung; aber was mütterliche Sorge leiſten konnte, das ward Peſtalozzi in reichem Maße zu Theil; der Mutter zur Seite ſtand eine treue Magd, das Babeli, die, wie ſie dem ſterbenden Vater verſprochen, in hingebender Frömmigkeit der Mutter die Haushaltung durchbringen half. Die Schattenſeite dieſer Erziehung ſchildert Peſtalozzi ſelbſt im „Schwanengeſang“: „Ich wuchs an der Hand der beſten Mutter als ein Weibes- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rückſichten ein größeres ſein konnte. Ich kam, wie man bei uns ſagt, Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle weſentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungskraft und männlicher Uebungen mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte“. Und in „Lienhard und Gertrud“ ſchildert er bei der Erzählung von den Jugendverhältniſſen des Pfarrers Ernſt ſeine eigne Jugend, wenn er ſagt: „Es hätte Alles aus ihm werden können, wenn er in ſeiner Jugend die Menſchen von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, wie in den Büchern. Aber er ſah nur ſeine Mutter und ſeine Magd, die himmelstreu war, aber den Buben einſperrte, damit er der armen Mutter wenig Geld koſte“.

Die Folgen dieſer jugendlichen Abgeſchloſſenheit von ſeinen Altersgenoſſen („damit er nicht unnützer Weiſe Kleider und Schuhe verderbe“) machten ſich

---

[1] Johann Baptiſta Peſtalozzi war bei ſeinem Tod erſt dreiunddreißig Jahre alt (geb. 1718); der Großvater Andreas Peſtalozzi, 1693 geboren, ſtarb 1769; die Mutter ſtarb in hohem Alter 1796. Von den Geſchwiſtern iſt Joh. Baptiſta, geb. 1745, in den Achzigerjahren auf's Meer gegangen und verſchollen; die Schweſter Anna Barbara, geb. 1751, an der Peſtalozzi mit großer Liebe hieng, verheirathete ſich 1777 mit einem Herrn Kaufmann Große in Leipzig.

denn auch geltend, als Peſtalozzi in die Schule kam. „Mit dieſem Heinrich Peſtalozzi — erzählt einer ſeiner Zeitgenoſſen[1] — gieng ich ſchon in die allerunterſte Schule. Der Schulmeiſter behauptete, es könne und werde aus dem Knaben nie etwas Rechtes werden, und alle Mitſchüler verlachten und verſpotteten ihn wegen ſeiner unangenehmen Geſichtsbildung, ſeiner außerordentlichen Nachläſſigkeit und Unreinlichkeit. In den höhern Schulen bekam Peſtalozzi den Ruf eines ſonderbaren Menſchen, der bei aller beibehaltenen unausſtehlichen, äußern Unreinlichkeit und Unachtſamkeit dennoch, wenn es ſein mußte und er einmal von ſeiner beſtändigen Gedankenzerſtreuung zu ſich ſelbſt gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte". Und damit ſtimmt trefflich was Peſtalozzi in ſeiner Selbſtſchilderung vom Jahr 1802 ſagt: „Ich war von Jugend auf der Narr aller Leute; meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tauſendfachen träumeriſchen Ideen allgemeine Nahrung, und ließ mich zugleich in Allem, was die Menſchen Gewöhnliches genießen, können und thun, genußleer, ungeübt. Die Buben in der Schule ſchon ſchickten mich, wohin ſie nicht gern giengen; ich gieng, wohin ſie nicht giengen, und that was ſie wollten. Selbſt beim großen Erdbeben[2], wo die Präceptoren den Kindern ſchier über die Köpfe die Stiege herabgiengen und es Keiner wagen wollte, wieder hinaufzugehen, gieng ich, und brachte ihnen Kappen und Bücher herunter. Aber ich ſchickte mich doch nicht zu ihnen und hatte, ob ich ſchon gut lernte, dennoch im Gewöhnlichen und Täglichen, was vorfiel, ganz und gar nicht die Gewandtheit, die die Fähigern unter den Andern alle auszeichnete; auch lachten ſie mich Alle aus und gaben mir allgemein den Namen: Heiri Wunderli von Thorlikon. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen." Und noch in hohem Alter hat Peſtalozzi die Eigenart ſeines Weſens, die er den Jugendeindrücken und Bildungsmitteln entgegenbrachte, mit voller Klarheit folgendermaßen ſchildert: „Ich zeichnete mich durch viele Lebendigkeit in der Entfaltung einiger meiner Kräfte und Neigungen ſehr früh aus, aber ſowie ich an einigen einzelnen Gegenſtänden und Geſichtspunkten warmes Intereſſe nahm, zeigte ich mich ebenſo früh und in eben dem Grad auf Alles, was nicht mit meinen Augenblicks-Lieblingsgegenſtänden auf irgend eine Art belebt zuſammenhieng, äußerſt unaufmerkſam und gleichgültig. Was mein Gefühl anſprach, dafür war ich in jedem Fall

---

[1] Pfarrer Rud. Schinz (1745—1790) in einem Brief vom 12. April 1783, der in den Verhandlungen der helvetiſchen Geſellſchaft von 1827 zum Abdruck gekommen iſt. Der Brief iſt neu abgedruckt in den von der Commiſſion des Peſtalozzi-ſtübchens herausgegebenen „Peſtalozziblättern" 2. Jahrg. 1881.

[2] Es iſt ohne Zweifel das Erdbeben vom 9. Dezember 1755, „das die ganze Schweiz und alle Gebäude faſt eine Minute lang erſchütterte" (G. v. Meyer, der Kanton Zürich 1, 169); das Ereigniß fiele alſo in Peſtalozzis 10. Lebensjahr.

Digitized by Google

ſchnell und warm belebt. Die Eindrücke der diesfälligen Gegenſtände griffen in jedem Fall tief in mein Inneres und ſtärkten ſich ſehr oft und ſehr leicht zur Unauslöſchlichkeit in mir ſelbſt. Andere Gegenſtände hingegen, die ſogleich bei ihrer Erſcheinung eine ernſte, aber anhaltende und kaltblütige Aufmerkſamkeit in ihrer Beobachtung und Erforſchung anſprachen, ſo wichtig und ſo bildend ſie auch für mich hätten ſein können, machten ſelten einen ſolchen überwiegenden Eindruck auf mich. Im Gegentheil, es iſt auffallend, Alles was mein Herz anſprach, ſchwächte den Eindruck deſſen, was meinen Kopf erheitern und in bildender Thätigkeit beleben ſollte, ſehr oft und ſehr ſchnell. Meine Imagination drückte ſich bald vorherrſchend in mir aus und war meiner Geiſtes- und Kunſtbildung in Allem, was mein Herz nicht ſehr intereſſirte, in einem hohen Grade hinderlich. Ich muß es gerade heraus ſagen, ich zeigte mich in Gegenſtänden dieſer letzten Art ſchon ſehr früh und gar oft unverzeihlich unaufmerkſam, zerſtreut und gedankenlos. Alles was bildend auf die Entfaltung meiner Ueberlegung, meines Nachdenkens und meiner Umſicht und Vorſicht wirken ſollte und mir mangelte, hatte natürlich auch ſehr frühe auf die Schickſale meines Lebens Einfluß. Was ich ſchon als Kind vornahm, fehlte ſehr oft. Ich ſtieß mit meinem Kopf auch in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als kein anderes Kind an die Wand. Aber es machte mir nichts. Ich beſaß mit meiner Unvorſichtigkeit einen Leichtſinn[1], daß mir das Fehlſchlagen von Dingen, die andern Kindern ſchwer zu Herzen gegangen wären, gewöhnlich ſo viel als nichts machte. Was hinter mir war, wenn es mich ſelbſt traf, war mir, ſo ſehr ich es vorher gewünſcht oder gefürchtet hatte, ſobald ich darüber ein paar Mal eingeſchlafen, wie wenn es nicht geſchehen wäre. So wenig machten Glück und Unglück für mich ſelbſt Eindruck. Die Folgen dieſer Eigenheiten meiner Grundlagen ſtärkten ſich in ihrem Wachsthum und wirkten in Rückſicht auf die Bildung meiner ſelbſt zu einem praktiſch-thätigen Leben von Jahr zu Jahr um ſo mehr nachtheilig und verderblich auf mich, da meine Erziehung eigentlich wie dazu gemacht ſchien, dieſelben auf eine ganz außerordentliche Weiſe zu nähren und zu ſtärken."

So treten in dem jugendlichen Peſtalozzi nach fremdem und eigenem Zeugniß, Unbeholfenheit, Ungeregeltheit, Ueberwuchern der Einbildungskraft über die geordnete Verſtandesbildung, geiſtvolle Erfaſſung deſſen was ihm zuſagte, mit gänzlicher Vernachläſſigung deſſen was ſeinem Gemüthe keine Nahrung gab, zu Tage; alles das verbunden mit gelegentlich aufblitzender

---

[1] Peſtalozzi hebt dieſen Charakterzug ausdrücklich auch ſonſt hervor und findet darin eine Aehnlichkeit mit ſeinem Urgroßvater, dem Chorherr Joh. Baptiſt Ott, von dem er im Schwanengeſang eine Reihe der drolligſten Anekdoten erzählt.

Digitized by Google

Energie und einer Gutmüthigkeit, „die alle Welt wenigſtens ſo gutmüthig und zutraulich glaubte als ſich ſelbſt.“ Suchen wir nach einem Ausdruck, der all das zuſammenfaſſend bezeichnet, ſo hat, wie in manch anderm, ihn Peſtalozzi ſelbſt gegeben, wenn er von der ſtarken Ausbildung ſeines „Traumſinns“ redet.

Dieſer Traumſinn fand nun in den äußern Verhältniſſen, in denen das reifere Jugendalter Peſtalozzis ſich bewegte, reichliche Nahrung. Peſtalozzi ſelbſt hat in ſeinen alten Tagen ſich mit der wünſchbarſten Klarheit und Offenheit darüber geäußert.

Die höhern Schulen von Zürich, die Peſtalozzi beſuchte, um (wie die meiſten Zürcher, die eine gelehrte Bildung anſtrebten) Theologie zu ſtudiren, ſtanden damals in wiſſenſchaftlicher Beziehung ausgezeichnet gut. Es war die Zeit Bodmers, Breitingers, Steinbrüchels. Es war eine Zeit der Verſenkung in die Ideale der claſſiſchen Welt. „Unabhängigkeit, Selbſtändigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Loſungswort unſerer öffentlichen Bildung. Der Geiſt des Unterrichts, den wir genoſſen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darſtellung dahin, die äußern Mittel des Reichthums, der Ehre und des Anſehens einſeitig und unüberlegt gering zu ſchätzen und beinahe zu verachten. Das gieng ſoweit, daß wir uns in Knabenſchuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntniſſe vom großen griechiſchen und römiſchen Bürgerleben uns ſolid für das kleine Bürgerleben in einem der ſchweizeriſchen Kantone und ihren zugewandten Orten vorzüglich gut vorbereiten zu können.“

Dieſer von der Erdſchwere ſich loslöſende idealiſche Geiſteszug lag aber nicht blos an den Perſönlichkeiten, die auf Peſtalozzi und ſeine Mitſchüler erzieheriſch einwirkten; es war die Atmoſphäre, in der die Beſſern jener Zeit lebten und webten und ſich über die Kleinlichkeit der Gegenwart erhoben. Was dieſe nicht darbot, ſuchte und fand man in der Vergangenheit, in Athen, Sparta und Rom, und bei den biedern Altvordern der eidgenöſſiſchen Heldenzeit. Peſtalozzis Erſtlingsarbeit „Agis“, die die Biederkeit des alten Spartanerſinns verherrlicht, Lavaters Schweizerlieder, die Verhandlungen der helvetiſchen Geſellſchaft, Müllers Schweizergeſchichte geben Zeugniß von dieſer Geiſtesrichtung. Oder man ſchwärmte für die Rückkehr zur Natur, deren begeiſternder Prophet Rouſſeau war; die jungen vornehmen Städter drängten ſich zum Pflug; Geßners Idyllen riefen ſanfte Rührungen hervor; der alte Bodmer bot ſeine Ideale in Patriarchaden dar.

Aber mit dieſen ſittlichen, ſocialen und politiſchen Phantaſiegebilden ſtand die Gegenwart in ſo ſchneidendem Widerſpruch, daß der Jugend nicht zu verdenken war, wenn ſie an dem Anblick derſelben ihre ſittliche Ueberzeugungskraft ſchärfen und gelegentlich auch ein wenig Weltgericht ſpielen wollte.

Digitized by Google

Dazu bot ihr der gefeiertſte Zürcher jener Zeit, der von den Jünglingen hochverehrte Bodmer, ein Mann von ſcharfem Blick und ſcharfer Zunge, Gelegenheit auf ſeinen Spaziergängen im „Platz“ und durch die Stiftung der „helvetiſchen Geſellſchaft zur Gerwe“. Dieſe verſammelte ſich wöchentlich einmal. Ausbreitung geläuterter Begriffe über das ſittliche, politiſche, geſellſchaftliche Leben war ihr Endzweck. Pädagogiſche, geſchichtliche, moraliſche, politiſche Abhandlungen wurden da vorgeleſen und beſprochen. „Gewiſſe Leute, berichtet Bodmer 1765 an Sulzer, ſehen nicht gerne, daß dieſe Geſellſchaft ſehr zahlreich wird, denn ſie finden gefährlich, daß man politiſche Sätze unterſucht, die weiter führen als man haben will. Aber die Geſellſchaft iſt zu ſtark und zu wohlgeſinnt, als daß man ſie unterdrücken könnte“ [1]. Mit Neujahr 1765 gründete dieſes „junge Zürich“, die ſogenannten Patrioten, ſogar ein moraliſches Wochenblatt, das im Drucke erſchien und es bis in den dritten Jahrgang hineinbrachte, dann aber obrigkeitlich unterdrückt wurde, den „Erinnerer“.

Der Prophet dieſer jungen Generation war Rouſſeau [2]. Auch auf Peſtalozzi übte er entſcheidenden Einfluß. „So wie ſein Emil erſchien, war mein im höchſten Grad unpraktiſcher Traumſinn von dieſem ebenſo im höchſten Grad unpraktiſchen Traumbuch enthuſiaſtiſch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnſtube und auch in der Schulſtube, die ich beſuchte, genoß, mit dem was Rouſſeau für die Erziehung ſeines Emil anſprach und forderte. Die Hauserziehung, ſowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände, erſchien mir unbedingt als eine verkrüppelte Geſtalt, die in Rouſſeaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zuſtandes finden könne und zu ſuchen habe. Auch das durch Rouſſeau neubelebte, idealiſch begründete Freiheitsſyſtem erhöhte das träumeriſche Streben nach einem größern ſegensreichen Wirkungskreiſe für das Volk in mir. Knaben-Ideen, was in dieſer Rückſicht in meiner Vaterſtadt zu thun nothwendig und möglich ſei, brachten mich dahin, den Stand eines Geiſtlichen, zu dem ich früher hinlenkte und beſtimmt war, zu verlaſſen [3] und den Gedanken in mir entkeimen zu machen,

---

[1] Dies, wie die nachfolgende Erzählung, Auszug aus Morf, zur Geſchichte Peſtalozzis, S. 89, 96.

[2] Dagegen herrſchte gegenüber Voltaire bei Peſtalozzi ausgeſprochene Antipathie. Vergl. in der „Einführung“ des Schweizerblattes von 1782: Liebſt du Voltaire? Autor: Nein. Leſer: Aber Rouſſeau? Autor: dieſen mehr.

[3] Die gewöhnliche Darſtellung weiß, daß ein Mißgeſchick bei einer Predigt Peſtalozzi beſtimmt habe, der geiſtlichen Laufbahn zu entſagen. Woher dieſe Anekdote ſtammt, iſt mir unbekannt. Peſtalozzi war in ſeinem ganzen Leben nicht der Mann, durch ein kleines Mißgeſchick ſich von ſeinen Plänen abſchrecken zu laſſen; wenn daher auch

es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten".

Auch nach einer andern Seite hin übte Rousseau einen bemerkenswerthen Einfluß auf Pestalozzi und seine Jugendgenossen aus. Der Apostel der Natur schlug für diese Städter die Brücke zum theilnehmenden Interesse und zur thatkräftigen Sympathie für die Verhältnisse der Landbevölkerung. Sie gehen aufs Land heraus, suchen zu ergründen, wie der Bauer denkt, was ihn drückt. Sie vergleichen städtische und ländliche Zustände und finden letztere unverdorbener, werden Schwärmer für Landleben und Landbau. Zu dieser Annäherung an das Landvolk hatte Pestalozzi, sowol bei den Verwandten seiner Mutter am Zürichsee[1], als namentlich bei seinem Großvater, dem Pfarrer Pestalozzi in Höngg, Gelegenheit. Vom Pfarrhaus aus lag es nahe, den Blick in die Schule zu werfen, Vorzüge und Schattenseiten der ländlichen Erziehung abzuwägen, die Mängel des ländlichen Unterrichts zu erkennen. „Es fiel mir frühe auf — sagt Pestalozzi bei Besprechung seiner Höngger-Erinnerungen — daß der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung allgemein und in ihrem Wesen unendlich leichter zu helfen sein könnte als derjenigen der städtischen. Dabei war mir das Landvolk lieb. Ich bedauerte den Irrthum und die Ungewandtheit, in denen seine noch belebtere Naturkraft unbeholfen dastand, und es erregte sich sehr frühe in meinen jugendlichen Jahren ein lebendiger Gedanke, ich könnte mich fähig machen, diesfalls mein Scherflein zur Verbesserung der ländlichen Erziehung beizutragen. Es schien mir schon in meinen Jugendjahren heiter[2], dieses müsse in Kunsthinsicht durch die höchst mögliche Vereinfachung der gewohnten Schulunterrichtsmittel des Schreibens, Lesens und Rechnens angebahnt werden."

Es war wirklich eine kühne Jugendgeneration, die sich um Lavater und Füßli als ihre Vorkämpfer schaarte und bald auch Pestalozzi als begeisterten Gesinnungsgenossen und thätigen Mitarbeiter in ihre Kreise zog. Im Jahr 1762 hatten sie durch eine anonyme Klagschrift die Regierung zur Bestrafung des Junkers Felix v. Grebel (des Eidams des um Staat und Wissenschaft hochverdienten Amtsbürgermeister Leu) genöthigt, der 1755—1761 Landvogt

---

dieses Mißgeschick historisch begründet sein sollte, kann es nicht wol die Ursache, höchstens den Anlaß zu Pestalozzis Entschließung gebildet haben.

[1] Es ist merkwürdig, daß Pestalozzi in seinen Selbstbiographien dieser mütterlichen Verwandten so zu sagen nie Erwähnung thut.

[2] Ständiger Ausdruck bei Pestalozzi für „klar". Uebrigens sind auf diesen letzten Satz nicht zu weitgehende Schlüsse auf pädagogische Jugendgedanken Pestalozzis zu bauen.

Digitized by Google

in Grüningen gewesen[1]. 1764 brachten sie einen ungetreuen Verwalter zur Flucht; 1765 verzeigten sie einen schlechten Pfarrer dem Antistes durch ein anonymes Billet; bei der Untersuchung nach dem Schreiber desselben ward auch Pestalozzi ins Verhör genommen. Noch mehr stellte diesen in den Vordergrund die Entdeckung eines handschriftlichen „Bauerngesprächs", in der die Regierung die Aufforderung an die Unterthanen auf dem Lande erblickte, einem allfälligen Truppenaufgebot nach Genf sich zu widersetzen (1767). Mit aller Energie ward auf den unbekannten Verfasser gefahndet. Pestalozzi hatte eine richtige Ahnung, wer der Thäter sei; er gieng zu ihm — um ihn zu bereden, sich der Obrigkeit zu stellen; aber dieser — es war der Cand. theol. Ch. H. Müller, nachmaliger Professor in Berlin — floh und nun kam Pestalozzi in den Verdacht, ihn zur Flucht aufgemuntert und ihm dabei geholfen zu haben. Er ward vier Tage in Untersuchungsverhaft gehalten. Im Urtheil wurden die Kosten dieser Haft ihm und seinen Mitgenossen auferlegt und angeordnet, daß denselben — Pestalozzi ist dabei namentlich erwähnt — das obrigkeitliche Mißfallen unter nachdrucksamem Zuspruch bezeugt werden solle. Das corpus delicti wurde vor dem Rathhaus feierlich verbrannt. Eine schriftliche Aufzeichnung berichtet weiter über den Ausgang: „Allen Patrioten soll ernstlich angezeigt werden, daß, wo sie künftig etwas wider den Staat reden sollten, sie ihres Burgerrechts sollten verlustig sein. Die drei Klafter Holz mußten sie dem Henker bezahlen. Uebrigens solle die Commission ernste Untersuchung machen, wie diesem Uebel ferner zu steuern, auch wegen der gefährlichen Gesellschaften, und der „Erinnerer" soll nicht mehr unter die Preß kommen. NB. Vogel trieb auf dem Rathhaus ein Gespött und Dälliker und Pestaluz spazierten mit einer Pfeifen auf der Meisen-Zinne, als man die Schriften verbrannte."

So sehen wir den Jüngling Pestalozzi aus der Schüchternheit seiner frühern Jugend mit einem Male, fast vorzeitig, ins Leben der Oeffentlichkeit herausgetreten; und wie hier im Kampf gegen die Mängel des Staatslebens, so auch, getrieben vom Drang seiner genialen Natur, zu gleicher Zeit die litterarische Concurrenz mit seinen Lehrern versuchend. Noch im hohen Alter erzählte er darüber mit einer sichtlichen innern Befriedigung: „Mitten indem ich in einigen Theilen eines bestimmten Unterrichtsfaches hinter meinen Mitschülern weit zurückstand, übertraf ich sie in einigen andern Theilen desselben in einem seltenen Grad. Das ist so wahr, daß ich einst, da einer meiner Professoren, der sehr wohl Griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatte, einige Reden von Demosthenes übersetzte und drucken ließ, die

[1] Leu verhielt sich persönlich in kluger Neutralität, s. Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I, 658.

Digitized by Google

Kühnheit hatte, mit den beſchränkten Schulanfängen, die ich im Griechiſchen beſaß, eine dieſer Reden auch zu überſetzen und am Examen als Probeſtück meiner diesfälligen Vorſchritte niederzulegen. Ein Theil dieſer Ueberſetzung wurde im „Lindauer Journal“ einem Aufſatze, Agis betitelt, beigedruckt. Meine Ueberſetzung war auch unſtreitig in Rückſicht auf Feuer und redneriſche Lebendigkeit beſſer als die des Herrn Profeſſors, ungeachtet ich ohne alle Widerrede noch ſoviel als nicht griechiſch konnte, hingegen der Herr Profeſſor wohl.“ Peſtalozzi war zur Zeit dieſer ſeiner erſten litterariſchen Veröffentlichung (1765) 19 Jahre alt, und es wird wenige Schriftſteller geben, die, wie er, durch einundſechzig Jahre hindurch — Schwanengeſang, Lebensſchickſale und Langenthaler Rede datiren von 1826 — ſich die Friſche für litterariſche Productionen erhalten haben.

Das waren freilich nicht gerade Vorſtufen für raſche Beförderung im zürcheriſchen Staatsleben[1]. Auch mochten Andere beſſer als Peſtalozzi ſelbſt die Gefahren ſehen, denen ſeine Individualität auf der juriſtiſch-politiſchen Laufbahn entgegengehen mußte. Das Wort eines ſterbenden Freundes, des hochbegabten und klarſchauenden Bluntſchli, unter den Patrioten „Menalk“ genannt[2], entſchied. Sowie Bluntſchli den Tod nahen fühlte, ließ er Peſtalozzi zu ſich kommen und ſagte ihm: „Peſtalozzi, ich ſterbe, und du, für dich ſelbſt gelaſſen, darfſt dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmüthigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, ſtille Laufbahn und laſſe dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menſchen- und Sachkenntniß, mit zuverläſſiger Treue beiſteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, deſſen Fehlſchlagen dir auf irgend eine Weiſe gefährlich werden könnte.“

Peſtalozzi faßte nun („plötzlich“) den Entſchluß, ſich der Landwirthſchaft zu widmen. Er begab ſich ſchon im Herbſt 1767 zu Tſchiffeli nach Kirchberg, um ſich in ſeinen neuen Beruf einführen zu laſſen. Im Herbſt 1768 kam er zurück und kaufte, nachdem er den frühern Plan, in der Nähe von Zürich am See oder an der Limmat ſich niederzulaſſen, aufgegeben hatte und ein zürcheriſches Kaufmannshaus ihm die Mittel, einen Verſuch zur Grappcultur im Großen zu machen, vorgeſchoſſen hatte, auf dem Birrfelde im Gebiet des damaligen Kantons Bern Land zuſammen. Bis er ſein neugebautes

---

[1] Es geht indeß aus dem Briefwechſel Peſtalozzis mit Anna Schultheß hervor, daß Peſtalozzi an den damaligen Häuptern in Staat und Kirche, Bürgermeiſter Heidegger und Antiſtes Wirz, entſchiedne Gönner hatte (Mörikofer); bei Heidegger iſt dies um ſo ehrender, als derſelbe an der Genfer Vermittlung von 1766, gegen die das „Bauerngeſpräch“ gerichtet war, den hervorragendſten Antheil gehabt.

[2] Johann Kaſpar Bluntſchli, geb. 1742, ſtarb als Candidat der Theologie den 24. Mai 1767. (Mörikofer.)

Digitized by Google

Haus beziehen konnte, wohnte er an der Reuß in Müligen, in dem noch erhaltenen „Hof“, einem kleinen steinernen Hause, das damals der Familie Fröhlich in Brugg gehörte; ein Glied dieser Familie war Pfarrer in Birr und hatte, in landwirthschaftlichen Dingen bewandert, die Ansiedlung auf dem Birrfeld hauptsächlich angerathen. Erst im Frühjahr 1771 aber konnte Pestalozzi dann den Neubau auf seinen Ländereien im „Letten“ bei Birr, am Fuße der Brunegg, beziehen; er nannte sein Gut den „Neuhof“.

Der Tod Menalks hatte für Pestalozzi noch andere Folgen. Menalk stand in einem idealen Freundschaftsverhältniß[1] mit Anna Schultheß, der Tochter des Pflegers Schultheß zum „Pflug“, die Pestalozzi als Nachbar (die Häuser „Pflug“ und „Schwarzes Horn“ stoßen an einander) und als Freund ihres Bruders schon früher kennen gelernt[2]. Das Andenken an den Verstorbenen führte Freund und Freundin zusammen; aus der Freundschaft ward Liebe, ideale, schwärmerische Liebe. Diese Liebe überwand alle Bedenken und Schwierigkeiten und deren waren nicht wenige. Pestalozzi war sechs Jahre älter als seine Braut; er war arm, Annas Vater reich; Anna schön und gefeiert, Pestalozzi häßlich und unordentlich; er hieß allgemein „der schwarze Pestalozzi“ und auch Anna sagte ihm einmal: „Glaube nur, du hättest der Natur wenig zu danken, wenn sie dir nicht große schwarze Augen gegeben, die deine Güte des Herzens, die Größe deines Geistes und deine ganze Zärtlichkeit beweisen.“ Die Eltern Annas waren entschieden gegen die Verbindung; Pestalozzis Darlegungen seiner ökonomischen Pläne setzten sie ein nur zu begründetes Mißtrauen entgegen. Lavater und Füßli, Dr. Hotz in Richtersweil, ja selbst Bürgermeister Heidegger nahmen sich der Liebenden an und legten ihr Fürwort ein. Endlich erfolgte die Einwilligung, doch nur so, daß die Eltern erklärten, sie wollen sich der Verbindung nicht mit Gewalt entgegensetzen; sie ließen die Tochter ziehen, aber ohne Aussteuer; nur die Kleider, das Klavier und der Sparhafen wurden ihr verabfolgt. Am 30. September oder 2. Oktober 1769 — das Datum ist nicht vollständig sicher[3] — fand die Trauung in Gebistorf statt[3] und der 23jährige Pestalozzi führte nun seine Frau nach Müligen heim.

---

[1] Die ideale Natur dieses Verhältnisses bezeugt u. A. sehr bestimmt Frau Pestalozzi in einem Brief vom Jahr 1806, abgedruckt im Correspondenzblatt des Archivs der schweiz. Schulausstellung, Jahrg. I, 1878, Nro. 4.

[2] Pestalozzi erwähnt im „Schwanengesang“ die Nachbarschaft gar nicht. Uebrigens wohnte er in den Sechszigerjahren nicht mehr im „Schwarzen Horn“, sondern im „Rothen Gatter“ an der Münstergasse. (Morf.)

[3] Vergl. über die Streitfrage Correspondenzblatt des Archivs, Jahrg. II, 1879, S. 20. Das Trauungsregister von Gebistorf und die Tradition des Institutes in Iferten weisen auf den 30. September, das Manuscript der Traurede des Hrn. G.

Digitized by Google

II. Neuhof.

Die Mutter Schultheß hatte Anna mit den Worten entlaſſen: „Du wirſt mit Waſſer und Brod zufrieden ſein müſſen!“ Noch ehe die junge Haushaltung in den „Neuhof“ herüberziehen konnte, begannen dieſe Worte ſich zu erfüllen.

In inniger Reinheit entfaltete ſich freilich ſein Familienleben. Das Tagebuch, das beide Gatten gemeinſchaftlich führten, zeigt ihr innerſtes Seelenleben in wunderbarer Offenheit: die ruhige, fromme Klarheit der Frau, ihre Verehrung und zarte Sorge für den „Geliebten“, ſeine wechſelnden Stimmungen, die oft an Hypochondrie ſtreifen, voller Seelenkämpfe. Am 19. Auguſt 1770 ward Peſtalozzis einziges Kind, ein Sohn geboren, Hans Jakob, oder (wie er nachher im Hauſe hieß) „Jakobli“, in der Zeit als die finanzielle Unternehmung Peſtalozzis bereits dem Untergang verfallen war.

Peſtalozzi hat in ſpäterer Zeit ſeine Leidensgeſchichte auf dem Neuhof und die Urſachen des Mißlingens in herzergreifender Weiſe geſchildert, ſchon im Schweizerblatt von 1782 in dem „Nachruf an Iſelin“, und dann wieder 1826 im „Schwanengeſang“. Aber wir beſitzen darüber auch einen Bericht von dritter Hand, das Urtheil eines in ſeinem Naturell von Peſtalozzi gänzlich verſchiedenen, kühl und praktiſch denkenden Freundes, der zudem als ſachkundiger Experte Gelegenheit gehabt, einen unparteiiſchen Blick in die Verhältniſſe zu thun, der auch den ganzen Umfang und Zuſammenhang der Unternehmungen Peſtalozzis lückenloſer zur Darſtellung bringt, als wir ihn aus Peſtalozzis eigenen Ausſagen zu erkennen vermögen. Dieſer Bericht bildet den Hauptinhalt des Briefes, aus dem wir ſchon eine Stelle über Peſtalozzis Schulzeit entnommen, und mit welchem Pfarrer Rudolf Schinz unterm 12. April 1783 einem Freunde über die Perſönlichkeit des Verfaſſers von „Lienhard und Gertrud“ Aufſchluß gab.

„In unſerm 20. Altersjahre führten die verſchiedenen Berufsarten, die wir wählten, uns aus einander. Peſtalozzis Kopf war noch immer durch Außerordentliches erhitzt. Tſchiffeli zu Bern war damals das Orakel der Landwirthe, und ſah goldene Berge aus ſeinen Grapp-Pflanzungen entſtehen. Peſtalozzi, der einen tiefen Haß auf das verfeinerte Stadtleben geworfen hatte, begab ſich zu Tſchiffeli, um von demſelben in der Theorie und Praxis der neuen Landwirthſchaft unterrichtet zu werden, und blieb länger als ein Jahr auf deſſen Gut zu Kirchberg. Den Kopf voll Wind, das Herz voll Muth zu eigenen Unternehmungen, kam er nach Zürich zurück, beredete einen

---

Schultheß V. D. M., das im Peſtalozzistübchen ſich befindet, hat als Datum den 2. Oktober. Sicher irrige Daten ſind: 24. Januar; 24. September; 29. September; 30. Juni.

Digitized by Google

reichen Kaufmann[1] zur Association, und kaufte zu Birr, im Amte Königsfelden, in Entfernung von allen Menschenwohnungen, unten an der alten Burg Brunegg, bei 40 Morgen Landes, ließ ein zu seinen Absichten zweckloses, sonst sehr geschmackvolles Haus[2] und andere Gebäude, gegen mein und aller Freunde Rath und Zureden, aufführen, und hoffte auf der Grapp-Pflanzung alle Auslagen wieder zu gewinnen. Ein Mensch, der die Sterne sieht und mißt, der die tiefsten Speculationen durchdenkt, der das beste und feinste sittliche Gefühl hat, aber dabei für allen Detail des menschlichen Lebens und der häuslichen Bedürfnisse keinen Sinn, weder Auge noch Ohr hat, und während er in den Gestirnen herumsucht, in die Grube strauchelt, die vor seinen Füßen aufgedeckt ist, der mit keinem Menschen reden oder handeln kann, ohne durch seine unangenehme Figur, durch sein jastiges[3], ungeordnetes, besinnungsloses Betragen zu mißfallen — wie konnte der jemals sich begründete Hoffnung machen, im thätigen Leben glückliche Fortschritte zu thun? Die Grapp-Pflanzung gedieh übel. Tschiffeli gewann nichts damit, und Pestalozzi, der Lehrjünger, kam dabei noch zu Schaden. Er konnte nicht Rechnung halten, wie er sollte, weil er sich nie mit den Kleinigkeiten des Rechnungswesens beladen wollte, sondern nur im Großen es durchdachte. Daher entstand in seiner Oekonomie eine Verwirrung, die wichtiger war, als er selbst glaubte[4], und bei deren Entdeckung die schöne, junge, angesehene und bemittelte Tochter, die er in diesem Zeitpunkte windiger Hoffnungen geheiratet hatte, sehr bestürzt wurde. Von dem vornehmen Kaufmanne, der seine vielen tausend Gulden zugleich mit Pestalozzis eigenem, zugesetzten Gelde in der größten Gefahr sah, ward ich zum Mittelmann erbeten, weil derselbe sich auf meine etwelche, durch Erfahrung erworbene, landwirthschaftliche Kenntnisse verließ. Ich untersuchte, und brachte es zur Liquidation, bei welcher der Kaufmann auf circa 5000 fl. freudigen Verzicht that, wenn damit dem unerfahrenen Speculanten geholfen werden konnte."

„Nach mißlungenem Versuche in der Grappcultur unternahm Pestalozzi eine Sennerei, für die er seine Felder in Esparsettenbau verwandelte. Endlich gab er, nach diesfälligen, ebenfalls schlechten Proben seiner Feldbaupraxis, auch diese Idee auf, um sie mit einer andern zu vertauschen, nämlich auf seinem Gute eine Erziehungsanstalt für verlaufene, heimatlose, von liederlichen Eltern schlecht besorgte Bettelkinder zu errichten, sie zur Sittlichkeit und Arbeitsamkeit zu gewöhnen, und mithin diese Kinder, die, ohne Erziehung, der menschlichen Gesellschaft zur Ueberlast würden, durch eine solche Einleitung in den Taglöhnerstand zu nützlichen Gliedern der Menschheit zu bilden. Nach dem Erziehungsplan mußten die Kinder bei gutem Wetter auf den Feldern arbeiten, bei schlechtem Wetter aber und im Winter ihr Brot mit Baumwollenspinnen gewinnen und verdienen lernen. Eine herrliche, menschenfreundliche Anstalt, die nothwendig bei Menschenfreunden, bei Regenten und Landesvätern Aufsehen erwecken mußte. Pestalozzi gab einen weitläufigen, durch seine beredte Dar-

---

[1] Schultheß zum gewundenen Schwert in Zürich. (Morf.)

[2] Der Bau blieb gegen den ursprünglichen Plan auf das Erdgeschoß beschränkt. Er brannte im Sommer 1858 ab, die Trümmer wurden aber wieder unter Dach gebracht und die Schäden an den Mauern ausgefüllt, so daß das Haus gegenwärtig äußerlich wieder annähernd den nämlichen Anblick darbietet, wie zu Pestalozzis Zeit.

[3] eilfertiges.

[4] Wie sehr Pestalozzi sich in Illusionen einwiegte, zeigt sein Brief an den Banquier Schultheß vom 2. Mai 1770 (abgedruckt in den „Pestalozziblättern", Jahrg. I, 1880, S. 13), worin er gegenüber dessen bereits drohend wach gewordenem Mißtrauen sein Unternehmen „die beste Entreprise von der Welt" nennt.

Digitized by Google

ſtellung hinreißenden Plan dieſer Anſtalt im Drucke heraus, wodurch er, vermittelſt einer zinsloſen Geldenthebung auf gewiſſe Jahre bei ſeinen Freunden, die zu dieſem Inſtitut nöthigen Fonds ſammelte. Für Zürich machte Peſtalozzi mich zum Sammler. Ich erhielt einen ziemlich bedeutenden Beitrag auf mehrere Jahre, und ſteuerte auch mein eigenes Scherflein dazu. Rathſchreiber Iſelin in Baſel erwies ſich in jener Stadt als vorzüglicher Beförderer und Gönner dieſer Anſtalt. Saraſin und viele andere reiche Basler opferten beträchtlich für dieſen Zweck. In Bern wurden die Herren v. Grafenried von Burgiſtein und Junker Effinger, Herr zu Wildegg, ganz von Peſtalozzis Idee belebt. Sie hielten dieſe Privatanſtalt der Aufmerkſamkeit ihres Staates würdig, und wirklich begünſtigte der Staud Bern Peſtalozzis Anſtalt durch verſchiedene, mittelbare Beiträge, und ließ Kinder aus verſchiedenen Aemtern dahin verſorgen. Ein paar Jahre gieng die Sache gut. Trefflich wenigſtens waren die Nachrichten, die in Iſelins Ephemeriden und in andern öffentlichen Blättern darüber gegeben wurden. Immer aber pflanzten ſich die Fehler des hell und ſublim denkenden Urhebers und Leiters der Anſtalt, nämlich Unordnung und Unreinlichkeit, in Praxi auch auf die Kinder fort. Allmälig zog das Gerücht von dieſer Anſtalt dem Peſtalozzi mehrere Freunde aus der Verſammlung zu Schinznach zu. Dieſe kamen, nachdem Peſtalozzi zuvor davon in Kenntniß geſetzt war, in großer Anzahl zu ihm aufs Birrfeld. Auch ich war dabei und fand hier einen ſchicklichen Anlaß, dem Peſtalozzi die den Meiſten verborgenen, mir aber auffallenden Fehler in freundſchaftlicher und vertraulicher Unterredung nachzuweiſen. Hierauf gieng es etwas beſſer; aber der weiſe und ſcharfſichtige Theoreticus, dabei höchſt unglückliche Practicus, ließ ſich eine andere Speculation beifallen. Er, der mit Geld nicht umzugehen wußte, der den Mittelweg zwiſchen dem leichtgläubigſten Zutrauen und einem unbedingten Mißtrauen gegen die Menſchen niemals kannte, der zum calculieren und ſcripturieren, zum gemeinen Handel und Verkehr viel zu gut war, dehnte ſeine Spinnereien auf Kaufhandel mit Baumwolltüchern, auf Beſuchung der Meſſen u. ſ. w. aus. Dadurch kam die Erziehungsanſtalt in Abgang, die Haushaltung in Verluſt, und er ſelbſt in ſolche Gefahr ſeines Vermögens und ſeines ehrlichen Namens, daß er nur durch völlige Nachſicht ſeiner Gläubiger und mit Hilf' und Unterſtützung ſeiner Freunde von Verzweiflung und gänzlichem Untergange zu retten war. Er war in der dringendſten Noth, und hatte gar oft in ſeinem ſonſt anmuthigen Landhauſe weder Geld, noch Brot, noch Holz, ſich vor Hunger und Kälte zu ſchützen. Dazu kam noch eine traurige, langwierige Krankheit ſeiner Frau, Druck und Unterdrückung, Zertretung von Innen und Außen."

* * *

Fragen wir uns, welche Stellung dieſe erſte Periode des praktiſchen Wirkens 1769—1780 auf dem Neuhof in Peſtalozzis Leben einnehme, und was ſie zu ſeiner pädagogiſchen Entwicklung beigetragen, ſo iſt vor allem feſtzuhalten, daß zunächſt durchaus nicht Gedanken pädagogiſcher Art Peſtalozzi nach dem Neuhof geführt haben. Peſtalozzi hat zwar in ſeinem Schwanengeſang ſich in einer Weiſe geäußert, die auch die Ueberſiedlung auf den Neuhof mit ſeinen ſocialpädagogiſchen Planen in Verbindung zu bringen geſtatten würde; aber wenn wir ſeine Aeußerungen aus dieſer Periode ſelbſt,

Digitized by Google

und die ganze Art seines Vorgehens in Auge fassen, erweist sich eine solche Verbindung als Anachronismus. Nach dem Rath des sterbenden Menalk hatte Pestalozzi darauf für einstweilen verzichtet, aus den Kreisen des Privatlebens herauszutreten; und wenn in seinen Briefen an die Geliebte von seinen Entschlüssen, sich ganz dem Vaterlande zu weihen, die Rede ist, wenn er sagt, er werde die Pflichten gegen seine geliebte Gattin den Pflichten gegen sein Vaterland untergeordnet halten, und unerbittlich gegen die Thränen seines Weibes sein, wenn sie ihn jemals mit denselben von der geraden Erfüllung seiner Bürgerpflicht abhalten werde[1], so beweist gerade die Allgemeinheit solcher Ausdrücke, mit denen das Versprechen, der zärtlichste Ehemann sein zu wollen, Hand in Hand geht, daß Pestalozzi noch keine über die Sphäre des privaten Berufslebens hinausgehende, bestimmte öffentliche Thätigkeit in Aussicht genommen hatte. Auch das Tagebuch von Müligen zeigt ihn als Hausvater, Geschäftsmann und sittlich ringenden Menschen, aber nicht als Apostel einer Idee, und das von Pestalozzi damals gebaute Haus auf dem Neuhof, im Stil einer einfachen Villa gehalten, lehrt mit beredter Sprache, daß Pestalozzi damals darauf ausgieng, seiner geliebten und feingebildeten Anna ein freundliches Heim zu bieten, nicht eine Erziehungsanstalt zu gründen. Und wenn Pestalozzi sich zu Anfang der Siebzigerjahre auf dem Neuhof pädagogisch beschäftigt hat, so war dies die Beschäftigung des liebenden Vaters mit seinem einzigen Söhnlein, über die er ein nachher von Niederer in Bruchstücken veröffentlichtes Tagebuch führte. Wir haben in dieser Zeit durchaus den Eindruck eines Mannes, der mit seiner Unternehmung in erster Linie die Existenz seiner Familie sicher stellen will, und von dieser Sicherstellung die Möglichkeit abhängig macht, seinen edeldenkenden Sinn auch für weitere Kreise zu bethätigen.

---

[1] Diese Stellen finden sich in einem Briefe Pestalozzis an Anna, den Niederer 1829 in den „Pestalozzischen Blättern" herausgab, während der ganze übrige Briefwechsel der Brautleute solche Reservationen nicht kennt, auch Anna in ihrer Antwort nicht in so hohen Ausdrücken redet. Da nun obiger Brief in jener Sammlung fehlt, hat Mörikofer die Vermuthung ausgesprochen, er könnte von Niederer interpoliert und diese idealen Redewendungen Niederers Zuthat sein. Aber abgesehen davon, daß eine Interpolation des Briefs eines Verstorbenen doch weit über die Grenzen des Erlaubten hinausgeht, — mit den Umarbeitungen von Arbeiten Pestalozzis zu Lebzeiten und im Einverständniß desselben läßt sich das gar nicht zusammenstellen — so kann ich mich absolut nicht überzeugen, daß Pestalozzi in irgend einer jener Wendungen auf bestimmte Pläne hindeutet, und halte den Brief als ächt und vom ersten bis zum letzten Buchstaben von Pestalozzi selbst herrührend. Daß der Brief nachher nicht wieder zu den andern gelegt wurde und im Original höchst wahrscheinlich verloren ist, wird Niemanden befremden, der weiß, daß Ordnungssinn ebenso wenig Niederers starke Seite war als Pestalozzis.

Digitized by Google

Anders gestalteten sich freilich die Verhältnisse, als Pestalozzi 1774 dazu kam, zur Hebung seiner ökonomischen Bedrängnisse eine Erziehungsanstalt auf dem Neuhof zu begründen und durch diese Unternehmung dazu geführt ward, seine Erziehungsideen auch theoretisch klar zu stellen. In der Hauptsache gewiß richtig hat Niederer, — zwar nicht Augenzeuge, aber nachmals von Pestalozzi zu seinem Biographen bestimmt und wol auch instruirt, — den Gedanken dieser Anstalt folgendermaßen präcisiert:

„Pestalozzis erstes diesfalls in seinem Lebensgange Epoche machendes Unternehmen in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war ein im eigentlichen Sinne ökonomisch-pädagogischer Speculationsversuch. Im Besitze eines beträchtlichen Landgutes, war er überdies Associé einer Baumwollenfabrik und eines Handelshauses. Sein Landeigenthum war cultivirbar, aber durchaus unangebaut und verwildert. Er wollte es durch Benutzung ungebrauchter, ebenso vernachlässigter und verwilderter menschlicher Kräfte anbauen und in Aufnahme bringen. Der Grundsatz, von dem er ausgieng, bestand, auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt, darin: die einen durch die andern gegenseitig so zu benützen, daß der Mensch die Natur, die Natur hinwieder den Menschen cultivire. Der Fabricationswerth und Handelsbetrieb, den er damit verknüpfte, sollte einerseits die Subsistenzmittel der Anstalt vermehren und sichern, anderseits selbst wieder als Uebungs- und Bildungsmittel der menschlichen Kräfte benützt und so die physischen Bedürfnisse der Kinder mit den Forderungen der Fabrication und des Handels, diese mit der Anregung und Benützung der menschlichen Kräfte, in Uebereinstimmung gebracht werden. Von Seite des Gemüthes stützte sich das Unternehmen auf den menschenfreundlichen Trieb der Armenhülfe. Bettelkinder sollten dem Bettel entrissen werden, ihr Brot selbst verdienen lernen und dabei die Kosten ihrer Erziehung sogar mit ökonomischen Vortheilen für den Unternehmer vergüten. Der Gedanke war neu, großartig, und verkündete einen Fürsten im Gebiete der Civilisation".

Noch merkwürdiger aber und folgenreicher als die praktische Durchführung und die speciell pädagogische Seite des Unternehmens waren die theoretischen Ideen, auf welche Pestalozzi durch dieses Unternehmen geführt wurde, und welche er in seinen „Briefen über die Erziehung der armen Landjugend" in Iselins Ephemeriden niedergelegt hat. Nicht durch Wohlthätigkeit, sondern durch Entwicklung der in den Menschen, auch in den ärmsten, liegenden Kräfte ist der Menschheit zu helfen. Alle Volksbildung ist somit Bildung zur Industrie, d. h. Anleitung zu richtigen Entfaltung und Verwerthung der in ihnen liegenden Arbeitskräfte. Dadurch schafft sich die Armenerziehung die Hülfsmittel unabhängiger Existenz, und so zugleich die Mittel einer unendlichen Entwicklung. Um dies Ziel zu erreichen, ist aber nothwendig, die Erziehung

Digitized by Google

zur Erwerbsthätigkeit der theoretiſchen Bildung vorangehen zu laſſen, und dann den Unterricht mit der Arbeit zu verbinden; als Arbeitsbranche die ertragfähigſte auszuwählen und darum zum mindeſten die gewerbliche Fabrication der Landwirthſchaft zur Seite zu ſtellen; endlich dieſe Arbeit in großem Maßſtabe zu organiſiren, und was dieſen letztern Punkt betrifft, ſchreckt Peſtalozzi auch vor Conſequenzen ſocialiſtiſchen Charakters keineswegs zurück[1].

Es iſt bereits geſagt worden, daß auch dieſes Unternehmen äußerlich mißlang, und warum es mißlang. Die Anſtalt, die 30—40 Kinder beherbergt hatte, mußte ſich 1780 auflöſen. Peſtalozzi ſelbſt ſchildert das Ergebniß kurz und klar in den einfachen Worten: „Mein Verſuch ſcheiterte auf eine herzzerſchneidende Weiſe. Meine Frau hatte im Uebermaß ihres Edelmuths ihr Vermögen beinahe ganz für mich verpfändet. Ehe ich mich verſah, ſteckte ich in unerſchwinglichen Schulden, und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichſam in Rauch aufgegangen. Unſer Unglück war entſchieden. Ich war jetzt arm.“ Peſtalozzis Verwandte kauften ihm den Neuhof ab, damit er die dringendſten Gläubiger befriedigen könne; von nun an hatte er nur noch die Nutznießung, nicht mehr den Beſitz ſeines Gutes.

Aber dieſe Armenanſtalt iſt doch die Wiege der pädagogiſchen Ideen Peſtalozzis geworden und hat durch ihn der Menſchheit den reichſten Gewinn gebracht. Nicht vergeblich hatte er auf die Ruhe ſeines Familienlebens verzichtet, um der Erziehung armer Kinder zu leben, „mit dieſen armen Kindern wie ein Bettler gelebt, um ſie wie Menſchen leben zu machen“[2].

Aber was ſollte er jetzt anfangen, mittellos, creditlos, wie er war? Seine Freunde, vor allem Iſelin in Baſel, wieſen ihn auf die Schriftſtellerei. Und nach einigen kleinern Arbeiten („Abendſtunde eines Einſiedlers“, „über Aufwandgeſetze in einem kleinen handeltreibenden Freiſtaat“, erſchien 1781 ſein Volksbuch „Lienhard und Gertrud“, in das er ſeine pſychologiſchen Beobachtungen niederlegte und das ihn mit einem Schlag zu europäiſchem Ruhme emporhob[3].

---

[1] Vergleiche über das Nähere den Aufſatz „Peſtalozzis Verſuch der Armenerziehung auf dem Neuhof“ in Bühlmanns „Praxis der ſchweizeriſchen Volks- und Mittelſchule“, Jahrg. I, 1881, 2. Heft. Leider kannte ich bei der Ausarbeitung dieſes Aufſatzes den oben citirten Bericht des Pfarrers Schinz, meines Urgroßvaters, noch nicht.

[2] Von Henning überlieferter Ausdruck Peſtalozzis (Mörikofer, ſchweizeriſche Litteratur des 18. Jahrhunderts, S. 409).

[3] Ueber die Fragen, die ſich an Entſtehung und Stoff von „Lienhard und Gertrud“ knüpfen, habe ich mich am Schluß der vom Peſtalozziſtübchen veranſtalteten „Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud“ (Zürich bei Schultheß 1881) in dem Aufſatze „zur Entſtehungsgeſchichte von Lienhard und Gertrud“ näher ausgeſprochen.

Digitized by Google

Dieſes wunderbare Buch, deſſen erſter Theil auf die Frühlingsmeſſe 1781 zunächſt anonym erſchien, und in den Jahren 1783, 1785, 1787 weitere Theile als Fortſetzungen erhielt, iſt durchaus der geniale Wurf eines Autodidakten. „Die Geſchichte floß mir (erzählt der Verfaſſer), ich weiß nicht wie, aus der Feder und entfaltete ſich von ſelbſt, ohne daß ich den geringſten Plan davon im Kopfe hatte oder auch nur einem ſolchen nachdachte. Das Buch ſtand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen“ [1]. Und poſitiv erzählt er über die Situation nach Auflöſung der Armenanſtalt: „Das Entgegenſtreben gegen mein Unglück führte jetzt zu nichts mehr. Indeſſen hatte ich in der unermeßlichen Anſtrengung meiner Verſuche unermeßliche Wahrheit gelernt und unermeßliche Erfahrungen gemacht, und meine Ueberzeugung von der Wichtigkeit [2] der Fundamente, Anſichten und Beſtrebungen war nie größer als in dem Zeitpunkt, in dem ſie äußerlich ganz ſcheiterten. Auch wallte mein Herz immer unerſchütterlicher nach dem nämlichen Ziel und ich fand mich jetzt im Elend in einer Lage, in der ich einerſeits die weſentlichen Bedürfniſſe meiner Zwecke, andrerſeits die Art und Weiſe, wie die mich umgebende Welt über den Gegenſtand meiner Beſtrebungen in allen Ständen und Verhältniſſen wirklich denkt und handelt, erkennen und mit Händen greifen lernte. Ich ſage es jetzt mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorſehung: ſelber im Elend lernte ich das Elend des Volkes und ſeine Quellen immer tiefer und ſo kennen, wie ſie kein Glücklicher kennt. Ich litt was das Volk litt und das Volk zeigte ſich mir, wie es war und wie es ſich Niemand zeigte.“

* * *

Die Grundgedanken von „Lienhard und Gertrud“ (einſchließlich der Fortſetzungen) ſind leicht herauszufinden [3]. Gertrud ſagt: „Wenn es nichts als Arbeit und Verdienſt brauchte, die Armen glücklich zu machen, ſo würde bald geholfen ſein, aber das iſt nicht ſo: bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung ſein, wenn ſie glücklich ſein ſollen“. Der Mittelpunkt der Erziehung iſt daher die ſittliche und zwar die religiös-ſittliche Erziehung; aber

---

[1] Die vorſtehenden Aeußerungen gelten natürlich nur vom erſten Theil des Buchs, die nachfolgenden dagegen zeichnen Peſtalozzis Situation bis zum Schluß des Aufenthalts auf dem Neuhof.

[2] Richtigkeit?

[3] Näheres giebt die treffliche Einleitung zu der vollſtändigen Ausgabe von Lienhard und Gertrud bei Mann „ausgewählte Werke Peſtalozzis“; ſie liegt im Weſentlichen der nachfolgenden Darlegung zu Grunde.

Digitized by Google

dieſe Selbſtaufraffung des Menſchengeſchlechts kann nicht befohlen oder geſchenkt werden, ſo muß von Innen heraus, von unten herauf wachſen, und es gilt für die Freunde der Menſchheit nur, dieſer Selbſtentwicklung Handreichung zu thun.

Dieſe Emporhebung vollzieht ſich nun in Peſtalozzis Buch in concentriſchen Kreiſen, zunächſt in der Einzelfamilie; und ihr Hauptfactor iſt die Mutter, das Centrum des häuslichen Kreiſes. Sie iſt die erſte und natürlichſte Lehrerin der Kinder, knüpft alle Lehren an ihre nächſten Verhältniſſe, auch die Lehren der Religion, die ihr Quelle der Sittlichkeit iſt. In den Gaben, die ſie den Kindern giebt, zeigt ſie ihnen Gaben Gottes, in ihrer Liebe Gottes Liebe; dem Dank der Kinder gegen die Eltern giebt ſie die Richtung auf Gott, und ſo gründet ſie auf das Kindesverhältniß in der Familie den Glauben an Gott, die Liebe zu ihm und dem Nächſten. In dem engen Kreis der Familie liegt auch die Wurzel der Erkenntniß und die Uebungsſtätte für das, was das äußere Glück ſchafft, Thätigkeit und Treue im Kleinen.

Nun iſt aber der thatſächliche Zuſtand der Dinge derart, daß das Glück der Einzelfamilie durch die allgemeinen Zuſtände der Gemeinde mitbedingt iſt; hier tritt Arner helfend ein; aber ſelbſt ein Arner darf nicht rechnen die Generation der Erwachſenen umzuwandeln. Die Sorge richtet ſich daher vor allem auf die Jugend, und da das im Allgemeinen tief geſunkene Familienleben nicht die Kraft hat, den Neubau der ſocial-ſittlichen Reform ausreichend und geſichert zu tragen, tritt zum Erſatz und zur Ergänzung die Schule ein. „Da man nicht daran ſinnen kann, daß die verderbten Spinnereltern ihre Kinder zu ſo einem ordentlichen und bedächtlichen Leben anhalten und auferziehen werden, ſo bleibt nichts übrig, als daß das Elend dieſer Haushaltungen fortdauert, ſo lange das Baumwollſpinnen fortdauert, und ein Bein von ihnen lebt", ſagt der Baumwollenmeyer, „oder daß man in der Schule Einrichtungen mache, die ihnen das erſetzen, was ſie von ihren Eltern nicht bekommen, und doch ſo unumgänglich nöthig haben". Der Zweck der Idealſchule Peſtalozzis iſt alſo Erziehung; Erziehung zu den Sitten ein Hauptſtück der von ihm gezeichneten Schule im Hauſe der Gertrud; durch die Schule will er die Menſchen bilden, deren Hand, Herz und Kopf gleichmäßig und ihrer eigenthümlichen Lebenslage entſprechend entwickeln. Schulmeiſter iſt ihm daher nicht ein Mann von Gelehrſamkeit, ſondern ein Mann, der zufolge ſeiner frühern Beſchäftigung die Welt geſehen, die Menſchen kennen und behandeln gelernt hat, der Lieutenant Glülphi, ein Mann mit klarem Blick, warmem Herzen und feſter Hand; und ihm geht Gertrud, die Mutter, helfend zur Seite. Die Erziehung der Hand denkt ſich Peſtalozzi hier noch theoretiſch, wie er es praktiſch auf dem Neuhof geübt, als eine Erziehung auf Grund der Anleitung zu beruflicher und

Digitized by Google

gewerblicher Thätigkeit. In der Erziehung des Herzens hilft der Pfarrer, der in Verbindung mit dem Lieutenant ſich bemüht, die Kinder ohne viel Worte zu einem ſtillen, arbeitſamen Berufsleben zu führen, durch feſte Angewöhnung an eine weiſe Lebensordnung die Quellen unedler, ſchandbarer und unordentlicher Sitten zu verſtopfen, und auf dieſe Weiſe den Grund der ſtillen wortleeren Gottesanbetung und der reinen, thätigen und ebenſo wortleeren Menſchenliebe zu legen. Um zu dieſem Ziel zu gelangen, bindet er jedes Wort ſeiner kurzen Religionslehre an ihr Thun und Laſſen, an ihre Umſtände und Berufspflichten alſo, daß, wenn er mit ihnen von Gott und Ewigkeit redet, es immer ſcheint, er rede mit ihnen von Vater und Mutter, von Haus und Heimat, kurz von Sachen, die ſie auf der Welt nahe angehen.

Die Sorge für den Kopf dagegen iſt die ausſchließliche Domäne Glülphis, d. h. der Schule. Er wirkt, daß was hinein müſſe, heiter und klar ſei wie der ſtille Mond am Himmel. Er beugt dem Kopfverdrehen bei ſeinen Kindern dadurch vor, daß er ſie vor Allem aus genau ſehen und hören lehrt, durch Arbeit und Fleiß die kaltblütige Aufmerkſamkeit übt und zugleich den reinen Naturſinn, der in jedem Menſchen liegt, in ihm ſtärkt. Für Peſtalozzi iſt die Anſchauung nicht blos ein Mittel, ſich irgend einen Unterrichtsgegenſtand leicht und ſicher anzueignen, ſie iſt ihm zunächſt ein Mittel zur Stärkung der Geiſteskraft ſelbſt, ihr Zweck iſt für ihn hauptſächlich ein formaler: das Anſchauen an und für ſich iſt alſo zu üben und zur Kraft auszubilden. Denn: „recht ſehen und hören iſt der erſte Schritt zur Weisheit des Menſchen“. In einer ſolchen Schule regiert der Geiſt der Liebe und eine auf überlegene Geiſteskraft ſich ſtützende Autorität, nicht das „Narrenholz“. Nach den Erfahrungen des Neuhofs verbindet Peſtalozzi mechaniſche Handarbeit (Spinnen) mit dem Unterricht. Und auch darin ſtützt ſich Peſtalozzi auf die Erinnerung an ſeine Armenerziehungsanſtalt, daß er an die Möglichkeit glaubt, eine ſo einfache Methode zu finden, mit welcher jeder recht verſtändige Bauersmann, wenn er nur ſchreiben und rechnen könne, in der Hauptſache ebenſoviel ausrichten würde wie Glülphi. „Es brauchte nicht einmal, daß ein Mann nur ſelber rechnen könnte, und ich habe mit meinen Augen einen Mann geſehen, der ſeine Rechnungstabellen mit einer ganzen Stuben voll Kinder gebraucht hat und damit fortgekommen iſt“.

Solche Zwecke, wie ſie Arner mit dem Dorfe Bonnal verfolgt, können nur auf die Dauer mit Erfolg erſtrebt werden, wenn der Staat ſie ſanctioniert und adoptiert. Es gilt dabei die beiden Vorurtheile zu widerlegen, daß dem Volke zu helfen eine Unmöglichkeit ſei, und daß Volksbildung dem Staate gefährlich werden könne. Dieſer Widerlegung iſt der letzte (4. Thl.) des Buches gewidmet. Das Buch endet damit, daß der Herzog bei ſeinem Beſuch in Bonnal ſeine Ideale wirklich erfüllt und damit erfüllbar findet. Charakteriſtiſch

Digitized by Google

treten dabei jenen Vorurtheilen zwei Anſchauungen Peſtalozzis entgegen, die dem Gedankenkreis jener ganzen vorrevolutionären Zeit angehören, aber bei ihm zu ganz beſonderer Schärfe ſich ausbilden und fundamentale Bedeutung gewinnen. Sobald die Reformen ins Große gehen, wie bei der Umwandlung des Dorfes, und bei der Hoffnung der Umgeſtaltung des Volkslebens überhaupt, iſt es Aufgabe und Vorrecht der obrigkeitlichen Macht, der ruhigen Umänderung von unten herauf durch ihr Eingreifen von oben herab einen beſchleunigten Gang zu geben und geben zu können; dieſer Glaube an die Kraft des aufgeklärten Deſpotismus tritt uns ſowol in den ſpätern Theilen von „Lienhard und Gertrud“ als in ſeinem Commentar „Chriſtof und Elſe“ in unzweideutiger Weiſe entgegen, und wir finden uns lebhaft auch bei Peſtalozzis Darlegungen an das Wort Schillers gemahnt: „Wo ſich die Völker ſelbſt befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n“. Daß aber die Obrigkeit, daß die höhern Schichten der Geſellſchaft zu den von Peſtalozzi für die Veredlung und Hebung geplanten Reformen wirklich Hand bieten, das hängt nicht von zufälligen Gutmüthigkeitsregungen ab; das eigne wolverſtandene Intereſſe der Herrſchenden kann ihnen zeigen, daß die Sicherſtellung ihrer eigenen Macht und Rechte abhängig und erſt erreichbar iſt durch die Sicherſtellung der Rechte und einer vernünftigen, den Kräften freien Spielraum gebenden Ordnung des Volkslebens; eine ſolche Staatspolitik iſt die beſte und einzige Verunmöglichung der Revolution; der klardenkende Egoismus und die Humanität führen auf den nämlichen Wegen dem nämlichen Ziele entgegen, und daher gilt es nur, das Intereſſe des Egoismus dieſem ſelbſt klar zu ſtellen und demſelben die Möglichkeit zu beweiſen, daß mit Arners Mitteln mathematiſch ſicher im Großen und Allgemeinen zu erreichen ſei, was Arner in Bonnal erreicht hat. So erklärt es ſich, daß des Herzogs Rathgeber Bylifsky das Ergebniß ſeiner Berathungen mit den Miniſtern der Finanz und Juſtiz über die Mittel, die der Staat anzuwenden habe, um Arners Reform zu adoptieren und im Großen durchzuführen, in dem Vortrag an den Fürſten dahin zuſammenfaſſen kann: „Wir haben die Sache geprüft und ſehen keine andre Laſt, die dadurch auf den Staat fallen kann, voraus, als die Errichtung eines neuen Lehrſtuhls, um Ihre Edelleute mit den Grundſätzen einer beſſern Volksführung bekannt zu machen, und einer Landescommiſſion, um jedermann, der Neigung zeigt, mehr oder weniger von dieſen Grundſätzen auszuführen, mit Rath und Leitung an die Hand zu gehen“.

Es ſind wahrlich Reformen umfaſſendſter Art, deren Ideen Peſtalozzi „in ſeiner Einſiedelei traumend“[1] erfaßt und die er in „Lienhard

[1] Ausdruck Peſtalozzis in einem ſeiner Briefe; letzterer findet ſich abgedruckt im Correſpondenzblatt, Jahrg. I, 1878, Nro. 3. Die Ueberſicht der gedruckten und im

und Gertrud“ niedergelegt hat. Von der ſtillen Hütte der Gertrud aus erweitert ſich der Blick auf die Gemeinde und den Staat, auf die ganze civiliſirte Menſchheit; von der Ordnung des Hausweſens auf Politik, Recht und Religion, auf die ſämmtlichen Ideenkreiſe der Menſchheit. In ſeinem Geiſte ſah ſich Peſtalozzi als der denkende Schöpfer einer idealen Geſetzgebung der Menſchheit, gleich den größten Denkern des Alterthums, gleich Männern, die im Mittelalter durch eine weiſe Ordnung der nationalen Verhältniſſe ihr Volk zu Kraft und Wohlſtand emporgeführt; und es iſt für Peſtalozzis Denkart überaus bezeichnend, daß er in dem Kreiſe gleichgeſinnter Freunde, der wie er ſelbſt die Beglückung der Menſchheit ſich als Ziel geſetzt, ſich den Namen jenes großen angelſächſiſchen Fürſten und Staatsordners hat beilegen laſſen, den eben in jener Zeit Haller als Idealbild eines conſtitutionellen Geſetzgebers den Zeitgenoſſen vor Augen geſtellt[1]. Der Traum war göttlich ſchön, aber es war eben nur ein Traum, mit dem die Wirklichkeit von Jahr zu Jahr in grellern Contraſt trat. Der Enthuſiasmus, den der erſte Theil von „Lienhard und Gertrud“ erregt, minderte ſich ſchon beim zweiten, und der dritte und vierte, die ſo recht eigentlich mit Peſtalozzis Herzblut geſchrieben waren, ließen kalt und fanden wenig Leſer. Nicht minder traf dieſes Schickſal Peſtalozzis zweites Volksbuch, „Chriſtof und Elſe“, in welchem er die Ideen, die in „Lienhard und Gertrud“ zu Grunde liegen, eingehender beſprach; Peſtalozzis Hoffnung, als Schriftſteller einflußreich zu wirken und ſo abgeſehen von der Beſtreitung ſeines Unterhalts auch ſeinem Gemüth und Herzen Befriedigung zu verſchaffen, ſchwanden ſo zu ſagen mit jeder neuen Publication mehr dahin, und das letzte und tiefſinnigſte Buch, in dem er eine philoſophiſche Begründung ſeiner Weltanſchauung verſuchte, „meine Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts“ war vollends ein Schlag ins Waſſer; bei der Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke am Abend ſeines Lebens geſtand Peſtalozzi offen: „es hat beinahe Niemand von dem Daſein dieſer Nachforſchungen, die ſchon vor mehr als zwanzig Jahren im Publicum erſchienen, Notiz genommen“.

Ebenſo wenig gelang es Peſtalozzi, für praktiſches Wirken eine Stellung zu finden, um den Verſuch machen zu können, in irgend einem Punkt die Durchführbarkeit ſeiner Ideen zu zeigen. Im Vaterlande waren die Verhältniſſe zur Anhandnahme ſolcher Experimente zu klein und zu kleinlich, und die Hoffnung, im Ausland, bei Leopold von Toſcana, oder „bei Joſefs-Thron“

Manuſcript mir zugänglichen Briefe Peſtalozzis von 1780—1797 zeigt, daß, ſoweit ſie mit Ortsdaten verſehen ſind, Peſtalozzi ſie alle vom Neuhof aus geſchrieben; nur den Winter 1793—1794 hat Peſtalozzi in Richterswyl zugebracht.

[1] Alfred, König der Angelſachſen. Göttingen und Bern 1773.

Digitized by Google

in Wien Gelegenheit zu erhalten, erwieſen ſich, nachdem die erſte Begeiſterung verrauſcht war, als ein Schloß in der Luft, ſo ſehr Peſtalozzi mit fieberhafter Spannung die Hoffnung auf eine Erfüllung dieſes Wunſches feſthielt[1]. Dazu kam Unglück in der eignen Familie; zur Kränklichkeit der Frau Peſtalozzi geſellte ſich der Kummer um den einzigen Sohn, der nach allerhand ſich gegenſeitig widerſprechenden pädagogiſchen Experimenten — im vierten Jahr hatte ihm Peſtalozzi ſchon Kenntniß der Buchſtaben und Latein beizubringen geſucht, und ſpäter war er ſo entſchieden auf die Rouſſeau'ſchen Principien zurückgegangen, daß Jakobli im 12. Jahr noch nicht leſen und ſchreiben konnte — frühe ſchon auswärts gebracht, zuerſt ins Pfeffeliche Inſtitut, dann in ein Kaufmannshaus zu Baſel, hier die Keime einer unheilbaren Krankheit (Epilepſie) davon trug. Immer mehr fühlte ſich Peſtalozzi auf ſeinem Neuhof vereinſamt, aufgegeben auch von ſeinen Freunden, und die Wenigen, die Abwechslung in ſein einförmiges Leben brachten, konnten ihm mit all ihrer Liebe und Verehrung den quälenden Gedanken an die „Nutzloſigkeit ſeines Daſeins" nicht wegſprechen. Dieſer Gedanke verbitterte ſein Gemüth; es war nur natürlich, daß er, der in den Achtzigerjahren noch der Apoſtel der friedlichen Reform geweſen, in dem folgenden Jahrzehnd mit ſteigenden Sympathien ſich dem gewaltſamen Umſturz in Frankreich zuwandte. So verfloſſen ſiebzehn Jahre eines geiſtigen Martyriums aufreibendſter Art; er überſchritt das fünfzigſte Altersjahr und fühlte ſich an der Schwelle des Greiſenalters, ohne daß ſich ihm eine Ausſicht auf Erlöſung zeigte; in wunderbarer Klarheit und Tiefe legte er 1797 den Schmerz um ſein verlorenes Daſein in dem Nachwort der „Nachforſchungen" nieder.

III. Experimente.

Da kam die helvetiſche Staatsumwälzung des Jahres 1798. Die Beſten der Männer, die nun ans Ruder gelangten, ſahen zu dem Altmeiſter Peſtalozzi in pietätsvoller Hochachtung empor. Noch neulich hatte er in ſeinem Heimatkanton anläßlich der Stäfner Unruhen von 1795 und ſeither ſeine Stimme mannhaft für Conceſſionen erhoben und auf beiden Seiten zu beſchwichtigen geſucht[2], und war es ihm dabei auch nicht gelungen, den Sturm

---

[1] Peſtalozzi hatte ſich lange mit dem Gedanken getragen, anläßlich einer Beſuchsreiſe zu ſeinen Verwandten in Deutſchland auch nach Wien zu gehen. Die Reiſe nach Leipzig kam 1792 zu Stande; der Abſtecher nach Wien ſcheint bei den veränderten Verhältniſſen — Kaiſer Leopold hatte 1790 ein von Peſtalozzi eingeſandtes Memoire unbeantwortet gelaſſen — unterblieben zu ſein.

[2] Actenſtücke darüber ſ. Zehnder-Stadlin, Peſtalozzi I, S. 765—828.

Digitized by Google

zu beſchwören, ſo konnte doch die Stimme des Verfaſſers von „Lienhard und Gertrud“ für das ruhige Einleben der neuen Ordnung von Bedeutung werden. Und Peſtalozzi ſelbſt ſah in der Staatsumwälzung die Morgenröthe, ja das Kommen eines neuen Tags und machte aus ſeinen Jubelgefühlen darüber kein Hehl.

Auf zweierlei Weiſe konnte Peſtalozzi, an die neue Regierung ſich anſchließend, die Erfüllung ſeiner Wünſche für Volksbeglückung anſtreben, als Politiker und Erzieher. Im erſtern Fall mußte er darauf ausgehen, das Vertrauen der Männer der Regierung dadurch zu gewinnen, daß er mit der Macht ſeines Wortes zwiſchen ſie und die Volksſtimmung vermittelnd und verſtändigend trat, und dadurch auch ſich ſelbſt bei jenen Gehör für ſeine Culturideen verſchaffte. Wie Wenige ſchien gerade er dazu geeignet, eine ſolche Vermittlung wirkſam durchzuführen und der Gedanke daran hatte nicht nur äußern, ſondern auch innern Reiz. Peſtalozzis umfaſſende Weltverbeſſerungspläne wieſen ihn geradezu auf dieſen Weg, und er hat zuerſt auch dieſen betreten. Er ſchrieb Broſchüren, Flugſchriften, um das Volk für die neuen Einrichtungen zu ſtimmen; er nahm die Redaction des helvetiſchen Volksblattes an, eines officiöſen Organs, das die Regierung ſchuf, um Belehrung ſittlicher und politiſcher Art von Staatswegen zu verbreiten und es iſt merkwürdig: bei allen folgenden Wendepunkten der ſchweizeriſchen Schickſale hat Peſtalozzi der Verſuchung nicht widerſtehen können, die Bahn eines politiſchen Rathgebers zu betreten, ſo 1802, als er ſeine „Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat“, ſchrieb, und ſich als Abgeordneter zur Conſulta nach Paris wählen ließ; 1814, als er der Reaction mit ſeiner umfangreichen Schrift „an die Unſchuld, den Ernſt und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes“ entgegenzutreten ſuchte; und noch 1826 iſt ſeine Rede, die er als Präſident der helvetiſchen Geſellſchaft in Langenthal gehalten hat, im Weſentlichen eine Zuſammenfaſſung patriotiſch-politiſcher Betrachtungen. Es zeigt ſich hier eine Ader ächt republicaniſchen Sinns, der an der Idee feſthält, daß Staats- und Volksleben nicht zwei auseinanderfallende Kreiſe ſind, und daß, wer für das Volksleben einſtehen will, nicht gegenüber dem Wohl und Wehe des Staats gleichgültig bleiben darf.

Aber ebenſo merkwürdig: ſo gefeiert der Name Peſtalozzis war und wurde, ſo hat doch jedesmal der Inſtinct der öffentlichen Meinung herausgefühlt, daß hierin nicht Peſtalozzis Bedeutung liege; der Strom der Entwicklung rauſchte über dieſe ſeine Kundgebungen dahin, ohne daß ſie einen nennenswerthen Einfluß auszuüben vermocht hätten, und ihm blieb, wenn er anders gehofft — und wie hätte ein ſolcher Sanguiniker nicht anders hoffen können — nichts, als mehr oder weniger bittere Enttäuſchung.

Digitized by Google

Zum Idealpolitiker war er mit dem Reichthum, der Tiefe und der Reinheit ſeines Gemüthes wie geſchaffen; zum Realpolitiker fehlte ihm die Ruhe und Unvoreingenommenheit objectiver Prüfung, die Unabhängigkeit von dem momentanen Eindruck der ihn umgebenden Perſönlichkeiten und Verhältniſſe, das heißt nicht viel weniger als Alles.

Und ſo gieng es denn auch dies erſte Mal. Von der allgemeinen Anſchauung ausgehend, daß die Zukunft auf der Möglichkeit der Conſolidation der neuen Verhältniſſe beruhe, ließ er ſich zur Rechtfertigung von Dingen hinreißen, die eben unbedingt verwerflich waren, und ſchneller als er erkannten die Freunde, daß er bei weiterer politiſcher Bethätigung nur ſich ſelbſt raſch abnutzen werde. Er ſelbſt freilich ſah darin Undank und Verkennung, und wunderlich miſchen ſich daher Anklagen und Selbſtgeſtändniſſe in dem Urtheil, das er noch 1801 über die Männer der Helvetik in ſeinem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", niederlegte: „Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlauen, ich irrte mich in jedem Narren, und traute Jedem, der vor meinen Augen ſtand und ein gutes Wort redete, auch eine gute Meinung zu. Aber dennoch kannte ich das Volk und die Quellen ſeiner Verwilderung und Entwürdigung vielleicht wie Niemand; aber ich wollte nichts, gar nichts als das Stopfen dieſer Quellen und das Aufhören ihrer Uebel; und Helvetiens neue Menſchen (novi homines), die nicht ſo wenig wollten und das Volk nicht kannten, fanden natürlich, daß ich nicht zu ihnen paßte; dieſe Menſchen, die in ihrer neuen Stellung, wie ſchiffbrüchige Weiber, jeden Strohhalm für einen Maſtbaum anſahen, an dem die Republik ſich an ein ſicheres Ufer treiben könne, achteten mich, mich allein für einen Strohhalm, an dem ſich keine Katze anſchließen könnte. — Sie wußten es nicht und wollten es nicht, aber ſie thaten mir Gutes, ſie thaten mir mehr Gutes, als mir je Menſchen Gutes gethan haben. Sie gaben mich mir ſelbſt wieder, und ließen mir im ſtillen Staunen über die Umwandlung ihrer Schiffsverbeſſerung in einen Schiffsbruch nichts übrig als das Wort, das ich in den erſten Tagen ihrer Verwirrung ausſprach: Ich will Schulmeiſter werden! Dafür fand ich Vertrauen."

Und ſo betrat dann Peſtalozzi den andern ſtillern und mühſamern, aber für ihn allein richtigen Weg, die Erfüllung ſeiner Menſchheitspläne von unten herauf als Erzieher zu verſuchen. Es ſcheint, daß Legrand[1], Mitglied

[1] Johann Lucas Legrand von Baſel, geb. 1755, hatte Theologie ſtudirt, wandte ſich aber dann vom Kirchendienſt ab zum Kaufmannsſtand, und betrat zugleich die politiſche Laufbahn. In den Neunzigerjahren war er Mitglied der baſelſchen Regierung und leitete das Unterrichtsweſen. Das Jahr 1798 brachte ihm gegen ſeinen Willen die Wahl zum Mitglied und Präſidenten des helvetiſchen Directoriums. Aber

Digitized by Google

des helvetiſchen Directoriums, ein äußerſt wolwollender Mann, der aber gleich Peſtalozzi als Politiker nicht eben in ſeinem Elemente war, zuerſt Peſtalozzi in dieſem Gedanken beſtärkte; als dann Stapfer ſein Amt antrat, fand er zu ſeinem Vorhaben bei dieſem die treuſte und unerſchütterliche Unterſtützung; auch Rengger, der Miniſter des Innern, früher der Hofmeiſter des jungen Fellenberg, ſchloß ſich an. Stapfer bot Peſtalozzi zunächſt die Leitung des neu zu begründenden helvetiſchen Lehrerſeminars an. Peſtalozzi lehnte aber ab mit dem Bemerken, er wolle ſeine Ideen für eine beſſere Kindererziehung zuerſt in einer Kinderſchule erproben und ihre Reſultate klar ſtellen.

Eben als Peſtalozzi daran gehen wollte, dieſe Abſicht auszuführen, ereignete ſich die Kataſtrophe von Stans (9. September 1798). „Das Unglück von Unterwalden — erzählt Peſtalozzi ſelbſt — entſchied über das Local, das ich wählen mußte. Ich gieng gern. Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchſten Alpen, ich möchte ſagen, ohne Feuer und Waſſer anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen laſſen."

Am 5. Dezember 1798 ward Peſtalozzi vom Directorium mit der Leitung des Waiſenhauſes in Stans beauftragt. Die Aufgabe war, den Kindern der Unterwaldner, die durch den Einfall der Franzoſen um Eltern und Heimat gekommen waren, von Seite der Regierung Obdach und Erziehung zu verſchaffen. Die Regierung gewährte mit einer bei ihrer Lage doppelt anerkennenswerthen Bereitwilligkeit die nöthigen ökonomiſchen Mittel. Am 7. Dezember ſiedelte Peſtalozzi nach Stans über — ſeine Familie blieb auf dem Neuhof zurück; am 14. Januar 1799 konnten die erſten Zöglinge aufgenommen werden; ihre Zahl ſtieg bald auf 50, im Lauf des Frühjahrs auf 80. Am 8. Juni mußte die Anſtalt ſich auflöſen, da das Herannahen der Alliirten die Errichtung von Lazarethen im Rücken der franzöſiſch-helvetiſchen Armee nothwendig machte und das Kloſter in Stans, das bisher als Local für das Waiſenhaus gedient, dafür gut gelegen und geeignet ſchien; Peſtalozzi ſelbſt war von der Anſtrengung aufs äußerſte erſchöpft und ſpie Blut; aber auch nachdem der Kriegslärm verrauſcht war und Peſtalozzi ſich erholt hatte, ward dieſer nicht wieder zurückberufen; er hatte in Stans geleiſtet, was eben nur ein Peſtalozzi leiſten konnte und was man nun für die Zukunft nöthig hatte, regelrechte, geordnete Verwaltung und vorſchriftsmäßig

---

ſchon 1799 trat er freiwillig aus dieſer hohen Stellung zurück, widmete ſich nun gänzlich den Geſchäften (Seidenfabrication) und der gemeinnützigen Thätigkeit, letzterer in inniger Verbindung mit ſeinem Freund Pfarrer Oberlin im Steinthal. Er ſtarb daſelbſt, 4. Oktober 1836 und liegt an Oberlins Seite begraben (Neujahrsblatt der Hülfsgeſellſchaft, Zürich 1858).

Digitized by Google

methodiſchen Gang des Unterrichts, das konnte jeder gewöhnliche Verwalter und Lehrer mindeſtens ebenſo gut zur Zufriedenheit der Controlbehörden durchführen als Peſtalozzi.

Was hat Peſtalozzi in Stans geleiſtet?

Man darf vor Allem nicht vergeſſen, daß die ganze Zeit ſeiner dortigen Wirkſamkeit auf fünf Monate zuſammengeht. Man darf nicht vergeſſen, daß Peſtalozzi als Proteſtant in ein katholiſches Land, als Organ einer durch fremde Waffen unter allen Greueln des Kriegs wieder zur Autorität gelangten Regierung nach Stans kam. Man darf auch nicht vergeſſen, daß die praktiſche Organiſationskraft für den Verwaltungsdetail ihm abgieng, und daß er nicht mit feſten methodiſchen Grundſätzen für den Unterricht, ſondern recht eigentlich um dieſe erſt zu finden und zu prüfen, die Stelle angenommen.

Nichts deſto weniger kann conſtatirt werden, daß Peſtalozzi auch in dieſen Beziehungen auf den Aufenthalt in Stans mit Befriedigung zurückblicken durfte. Gerade Diejenigen, die ſeinem Werk am nächſten ſtanden und aus perſönlichen und principiellen Intereſſen am meiſten berufen waren, Kritik zu üben, ließen ihm am meiſten Gerechtigkeit widerfahren. „Freund, kannſt dus glauben — ſchrieb er unmittelbar nach ſeinem Abgang von Stans an Geßner — die größte Herzlichkeit für mein Werk fand ich bei den Kapuzinern und Kloſterfrauen. Thätiges Intereſſe an der Sache nahmen wenige [1], außer Truttmann. Die, von denen ich am meiſten hoffte, waren ſo ſehr in politiſche Verbindungen und Intereſſen vergraben, daß dieſe Kleinigkeit ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht bedeutend ſein konnte". Am Schluß ſeiner Thätigkeit ſah ſich Peſtalozzi im Stande von den 6000 Franken, die er erhalten, 3000 wieder zurückzugeben; das war doch wol auch ein Beleg dafür, daß er es verſtanden, mit den Mitteln hauszuhalten. Und was die geiſtige Anregung, die von ihm ausgieng, betrifft, ſo darf auf die Briefe Buſingers und Truttmanns hingewieſen werden, von denen der letztere im Februar an Rengger folgendermaßen ſchrieb: „Im Armenhauſe geht es gut. Vater Peſtalozzi arbeitet Tag und Nacht über Kopf und Hals. Wirklich ſpeiſen und arbeiten 62 Kinder im Hauſe. Zum Schlafen aber bleiben nur 50, aus

---

[1] Zu dieſen Wenigen gehörte von Landesangehörigen: der unten genannte Pfarrer Fr. Joſeph Maria Buſinger (1764—1836), von der helvetiſchen Regierung als Pfarrer in Stans eingeſetzt, ſeit 1803 als Privatmann in Luzern mit gemeinnützigen und hiſtoriſchen Arbeiten beſchäftigt; Pfarrer Alois Odermatt (1771—1836) von der helvetiſchen Regierung als Pfarrhelfer eingeſetzt, während der Mediations- und Reſtaurationszeit beſonders für das Volksſchulweſen raſtlos thätig, in den letzten Jahren aber eben deswegen vielfach angefeindet. — Truttmann war Unterſtatthalter des Diſtricts Arth und damals Regierungscommiſſär in Nidwalden.

Digitized by Google

Mangel an Betten. Da iſt es zum Erſtaunen, was der gute Mann leiſtet, und wie weit die Zöglinge, die voll Wißbegierde ſind, in dieſer kurzen Zeit ſchon vorgerückt ſind". Aber der nämliche Truttmann drängte nachher, bei Peſtalozzi ſowol als beim Miniſter, darauf, daß eine feſte Organiſation und ein geordneter Lehrplan eingeführt werde, und traf damit den Nagel völlig auf den Kopf, wenn er dem Miniſter ſchrieb: „Ich bewundere den Eifer des Bürgers Peſtalozzis und ſeine raſtloſe Thätigkeit für dieſe Anſtalt; er verdient Ehre und Dank; aber ich ſehe ein, daß er die Sache, wenn ſie bis auf einen gewiſſen Grad gebracht iſt, in Ordnung und mit gutem Erfolg fortzuſetzen und ſeine Ideen zu realiſieren außer Stand iſt". Für den Alltagsmechanismus einer Anſtalt war Peſtalozzi nicht geſchaffen.

Aber was die erſte Zeit einer ſolchen Anſtalt brauchte, ſelbſtloſe Hingebung der ganzen Perſönlichkeit, um Herzen zu gewinnen, Kräfte zu wecken, das hat der alte Peſtalozzi in Stans in einer einzigartigen Weiſe geleiſtet. Daß er den Kindern Alles in Allem, Lehrer und Vater und Mutter zugleich war, daß er auch hier, wie auf dem Neuhof, ſich keinen Augenblick beſann, mit ſeinen armen Kinder arm zu ſein, um ihnen Alles zu werden, das iſt Peſtalozzis ewiger Ruhm, der ſich nicht nach der Länge der Zeit mißt. Darum hat ſich auch für die Zeitgenoſſen, wie für ihn ſelbſt, die Erinnerung an dieſe Wirkſamkeit in Stans verklärt, und erſchienen ihm noch im ſpäten Greiſenalter die Tage in Stans als die „höchſten Segenstage ſeines Lebens."

Denn Peſtalozzi blieb ſich ſeinerſeits bewußt, daß er dieſen Tagen in Stans Unermeßliches verdanke. Sie hatten ihm das Bewußtſein ſeiner Kraft wieder gegeben; ſie hatten ihn in aller Noth und gerade um dieſer Noth willen inſtinctiv zu den Quellen gelangen laſſen, an denen ihm die Erkenntniß der Möglichkeit aufgieng, daß und wie Unterricht und ſittliche Erziehung auf ihre Elemente zurückgeführt werden können; „es war eigentlich das Pulsgreifen der Kunſt, die ich ſuchte — ein ungeheurer Griff —, ein Sehender hätte ihn nicht gewagt; ich war zum Glücke blind, ſonſt hätte ich ihn auch nicht gewagt. Ich wußte beſtimmt nicht, was ich that, aber ich wußte was ich wollte, und das war: Tod oder Durchſetzung meines Zweckes".

So fand Peſtalozzi in Stans den Weg zu dem Ziele, dem ſein Herz wie ein mächtiger Strom ſchon ſeit den Jünglingsjahren entgegengewallt hatte, die Quelle des Elends zu ſtopfen, in die er das Volk um ſich her verſunken ſah. Dieſe Ueberzeugung belebte ihn auch, als er ferne von Stans für ſeine geſchwächte Geſundheit im Freundeshauſe auf dem Gurnigel Heilung ſuchte. „Es war nicht mein Ufer, es war ein Stein im Meere, auf dem ich ruhete, um wieder zu ſchwimmen. Ich vergeſſe dieſe Tage nicht, ſo lange ich lebe, ſie retteten mich, aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk, ſelbſt in dem Augenblicke, da ich auf des Gurnigels Höhe das ſchöne unermeßliche

Digitized by Google

Thal zu meinen Füßen ſah, denn ich hatte noch nie eine ſo weite Ausſicht geſehen, und dennoch dachte ich bei dieſem Anblick mehr an das übel unterrichtete Volk, als an die Schönheit der Ausſicht. Ich konnte und wollte nicht leben ohne meinen Zweck".

Nach ſeiner Rückkehr vom Gurnigel fand Peſtalozzi durch Vermittlung des helvetiſchen Oberrichters Schnell Gelegenheit, in Burgdorf an einer Elementarſchule ſeine Verſuche fortzuſetzen (wahrſcheinlich Auguſt 1799). Ueber Peſtalozzis Schulhalten in Burgdorf beſitzen wir nun die Darſtellung eines Augenzeugen, Johannes Ramſauer (des nachmaligen Mitarbeiters Peſtalozzis), der in jenen Jahren bei Peſtalozzi Schüler war. Dieſe Schilderung wird erklären, warum Peſtalozzis Unterrichten auch in Stans von denjenigen, die nicht in den Kern der Sache vordrangen, hatte mit Mißtrauen beobachtet werden müſſen. „Ein deutliches Bild von der Schule Peſtalozzis zu geben iſt unmöglich. Ein eigentlicher Schulplan war nicht vorhanden, auch kein Stundenplan, weßhalb ſich auch Peſtalozzi an keine beſtimmten Stunden band, ſondern meiſtens zwei bis drei Stunden dasſelbe trieb. Während uns Peſtalozzi vorſprach, ſollten wir zu gleicher Zeit zeichnen. Wir wußten aber nicht, was zeichnen, daher kam es, daß die Einen Männchen und Weibchen, Andere Häuſer, noch Andere Striche, Schnörkel und Arabesken, und was ihnen in den Sinn kam, zeichneten. Auch ſah Peſtalozzi nie nach, was wir gezeichnet hatten. Es wurde bei den Sprachübungen ſingend und überhaupt ſchnell und undeutlich vorgeſprochen; zudem ſchrie Peſtalozzi ſo entſetzlich laut und anhaltend, daß er uns nicht nachſprechen hören konnte, und das um ſo weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgeſprochen hatte, ſondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort ſprach. Was er vorſprach, war auf einen halben Bogen großen Carton aufgezogen. Beim Rechnen ließ Peſtalozzi nur der Reihe nach vor- und nachſprechen, fragte nie, gab auch keine Aufgaben. Er war nicht geduldig genug, um wiederholen zu laſſen oder Fragen zu geben, auch ſchien er ſich in ſeinem ungeheuern Eifer gar nicht um den einzelnen Schüler zu bekümmern. Da er ſich in ſeinem Eifer an keine Zeit band, ſo trieb man das, was er um 8 Uhr mit uns angefangen hatte, gewöhnlich bis 11 Uhr, und er war ſchon um 10 Uhr ganz müde und heiſer. Daß es 11 Uhr ſei, merkten oder hörten wir gewöhnlich am Lärm anderer Schüler auf der Straße, und wir liefen dann gewöhnlich alle fort, ohne Abſchied zu nehmen. Die meiſten Schüler machten ihm aber das Leben ſehr ſauer, ſo daß ich wahres Mitleiden mit ihm hatte, und mich ſtiller verhielt; das bemerkte er aber auch bald und nahm mich deswegen manchmal um 11 Uhr mit ſich zum Spaziren, wo er bei gutem Wetter tagtäglich nach der Emme gieng, und zur Erholung und zur Zerſtreuung Steine ſuchte."

Digitized by Google

Und doch trotz all diesen äußern Unvollkommenheiten trat allmälig zu Tage, daß Pestalozzi sich nicht vergeblich abmühte. Als zu Ende März 1800 nach achtmonatlicher Wirksamkeit die Prüfung stattfand, legte die Schulcommission von Burgdorf ihren Befund in einem Zeugnisse nieder, das in den Hauptstellen folgendermaßen lautet: „In dem Alter von 5—8 Jahren, in welchem nach der bisher bekannten marternden Methode die Kinder die Buchstaben kennen, sillabiren und lesen gelernt, haben Ihre Schüler nicht nur diese Pensen in einem bisher ungewohnten Grade der Vollkommenheit zu Ende gebracht, sondern die fähigsten unter ihnen zeichnen sich bereits als Schönschreiber, Zeichner und Rechner aus. Bei Allen haben Sie die Neigung zur Geschichte, Naturgeschichte, Meßkunst, Erdbeschreibung u. s. w. zu erwecken und zu beleben gewußt, daß ihre künftigen Lehrer, wenn sie von diesen Vorbereitungen vernünftigen Gebrauch zu machen wissen, ihre Arbeit ungemein erleichtert finden müssen. Aus Ihren Händen oder aus den Händen eines nach Ihrer Methode zu Werke gehenden Lehrers werden künftig die obern Schulen nicht mehr mit Kindern besetzt werden, an welchen Jahre lang gearbeitet werden muß, nur an jenen ersten Elementen nachzupflastern, sondern mit Kindern, die von dieser Seite nichts vermissen lassen und deren Köpfe schon mit reellen Kenntnissen angefüllt sind. — Möchte Ihr glühender Eifer für die praktische Anwendung Ihrer trefflich ausgedachten und auf die menschlichen Bedürfnisse so genau berechneten Theorie nicht etwa wieder in bedrängten Lagen unsers Vaterlandes, in Eifersucht und in andern Leidenschaften, oder in Mangel an öffentlichen Hülfsmitteln Hindernisse antreffen — möchten Sie durch keinerlei Umstände von Ihrem Lieblingsgeschäft, der Bildung und der Veredlung der Kinderwelt, abgezogen werden. Möchten wir nicht zu klein sein, um etwas zu diesem großen Zwecke beizutragen!“

Pestalozzi freilich betrachtete auch Burgdorf nicht als seine bleibende Stätte. Er dachte daran, auf dem Neuhof eine Erziehungsanstalt zu gründen; aber die helvetische Regierung konnte ihm die gewünschte Beisteuer an Holz nicht bieten und damit zerschlug sich der Plan.

Aber nach andern Seiten zeigte sich, daß die Zeit der Prüfungen für ihn ihrem Ende nahe sei. Das allgemeine Interesse begann sich seinen Versuchen zuzuwenden. Stapfer hatte auch in den schwersten Stunden den Glauben an ihn nicht sinken lassen; er veranlaßte nun, daß der helvetische Vollziehungsrath Pestalozzi durch ein Anleihen von Fr. 1600 den Druck seiner Elementarbücher ermöglichte; der Beschluß erfolgte einstimmig. Aber Stapfer wandte sich auch an das Interesse der gebildeten Kreise überhaupt; er gründete Anfangs Juni 1800 eine patriotische Gesellschaft von Erziehungsfreunden, in der bestimmten Absicht, die Bestrebungen Pestalozzis durch dieselbe zu unterstützen und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Eine Commission

Digitized by Google

aus ihrer Mitte — P. Usteri von Zürich und Lüthi von Solothurn waren in derselben mitbethätigt — erhielt den Auftrag, Pestalozzis Methode an Ort und Stelle zu prüfen; der Bericht, den sie im Herbst abstattete, fiel außerordentlich günstig aus.

Inzwischen war aber auch in Pestalozzis persönlicher Stellung eine große und entscheidende Veränderung vorgegangen. Wir erinnern uns jenes Planes von Stapfer im Jahr 1798, ein helvetisches Lehrerseminar zu gründen. Der Versuch einer solchen Schulanstalt war, nachdem Pestalozzi und andere abgeschlagen, durch Professor Fischer von Bern, einen Jünger Salzmanns in Schnepfenthal (bei Gotha), unternommen worden; die helvetische Regierung hatte Fischer dafür das Schloß Burgdorf eingeräumt. Die Noth der Zeit hatte dann den Plan modificiert; mit Hülfe der wohlhabenden Familien Burgdorfs gelang es Fischer, für eine Schaar armer Appenzeller Kinder in Burgdorf und Umgebung Quartier zu finden; Fischer ersuchte dabei, den Kindern einen jungen Mann mitzugeben, der Lust habe, Schulmeister zu werden, er wolle dann dessen Ausbildung übernehmen. Der Kindertransport, 19 Knaben und 6 Mädchen, kam am 26. Januar 1800 in Burgdorf an, mit ihm Hermann Krüsi, ein junger Lehrer mit offnem Kopfe und gutem Verständniß für die Kinderwelt, aber von höchst mangelhafter Berufsbildung. Krüsi fuhr hier fort, seine Kinder zu unterrichten, während er selbst theoretisch und praktisch Fischers Lehrschüler war. Im Uebrigen gerieth die Ausführung des Plans einer Lehrerbildungsanstalt ins Stocken; Fischer siedelte schon am 2. April nach Bern über, seine Kraft war durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen gebrochen. Zu Anfang Juni starb er. Es war Pestalozzi, der zuerst die traurige Nachricht Krüsi mittheilte, und sie zugleich mit der freundlichen Einladung begleitete, Krüsi möge seine Schule mit derjenigen Pestalozzis vereinigen. In Krüsi fand nun Pestalozzi einen Mitarbeiter, wie er ihn unter Tausenden nicht besser hätte finden können. Er besaß, was Pestalozzi abgieng, die Kunst des praktischen Schulhaltens, in hohem Maß und war zugleich einsichtig und bescheiden genug, um sich voll und ganz der geistigen Leitung Pestalozzis zu unterziehen. Die helvetische Regierung gab für die Anstalt unentgeltlich die nöthigen Localitäten im Schloß, Holz und Pflanzland. Durch Krüsi beredet, schloß sich noch im Sommer Tobler dem Unternehmen an; dieser seinerseits beredete Buß, ihm unmittelbar nachzufolgen, und mit diesen seinen drei ersten Gehülfen gelangte Pestalozzi dazu, die praktischen Consequenzen seiner Grundgedanken zu ziehen und seine Methode zu systematisiren. Nachdem er bereits 1800 in einem Bericht an die Commission der patriotischen Gesellschaft den Versuch gemacht, den sich in ihm gestaltenden Ideen Ausdruck zu geben, arbeitete er nun eine größere Schrift zu diesem Zwecke aus: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", die 1801 erschien

Digitized by Google

und in ähnlicher Weiſe, wie einſt „Lienhard und Gertrud“, aber weit folgenreicher, das Intereſſe der gebildeten Welt für den Verfaſſer und ſeine Ideen in Anſpruch nahm.

Dieſes Buch, das den Einfluß Peſtalozzis auf das Schulweſen des 19. Jahrhunderts begründet hat, beſteht aus fünfzehn Briefen an ſeinen Freund Geßner (Buchhändler in Bern). In den drei erſten Briefen ſchildert er die Vorbereitung, die er ſelbſt, Krüſi, Tobler und Buß zu dem Werke mitgebracht; in Brief 4—11 die Reſultate ſeines Nachdenkens und der gemeinſchaftlichen Arbeit für die Kenntnißbildung (intellectuelles Gebiet), in Brief 12 diejenigen für die Bildung der Fertigkeiten (ſittliches Gebiet) und Brief 14 und 15 beſprechen die Anwendung dieſer Grundſätze auf das Centrum der Menſchenbildung, die Bildung zu ſittlicher Religiöſität. Der Titel entſpricht dem Inhalt wenig, es ſei denn, daß man in den Namen „Gertrud“ das einfach menſchliche, ruhig beobachtende, pädagogiſche Denken zuſammenfaßt; das Ziel, auf das die Darſtellung hinſteuert, iſt, zu zeigen, daß man durch richtiges Elementariſiren des Wiſſens und Könnens die ſchlichteſte Mutter in den Stand ſetzt, und ihr damit Recht und Pflicht auferlegt, ihre Kinder ſelbſt richtig zu erziehen; und ſo könnte etwa der Titel dem Inhalt in der Faſſung angepaßt werden: „daß Gertrud ihre Kinder erziehen kann und ſoll“.

Peſtalozzi hat außerdem noch zu wiederholten Malen ſeine Methode im Zuſammenhang dargeſtellt: 1807 in den „Anſichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend“; 1809 in der „Rede über die Idee der Elementarbildung“, die Peſtalozzi bei der Verſammlung der Geſellſchaft der Erziehungsfreunde in Lenzburg hielt (Lenzburger-Rede) und nachher von Niederer überarbeiten ließ; 1818 in der „Rede an mein Haus“; 1818/19 in „Briefen über Elementarbildung“ an Lord Greaves, die bis jetzt nur in engliſcher Ueberſetzung bekannt ſind (letters of early education), 1826 im „Schwanengeſang“. Weſentliche Umbildungen fanden aber nicht mehr ſtatt, und da es im Zuſammenhang dieſer Arbeit nur darum ſich handeln kann, die Grundzüge von Peſtalozzis pädagogiſchem Denken zu geben, wie ſie in dem Buch „Wie Gertrud ꝛc.“ in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung dargeboten ſind, füge ich hier einen kurzen Umriß derſelben ein.

IV. Methode.

Der Grundgedanke Peſtalozzis iſt die Pſychologiſirung des Unterrichts und der Geiſtesbildung, d. h. Unterricht und Geiſtesbildung ſollen dem geiſtigen Faſſungsvermögen angepaßt werden. Wenn es nun gelingt, den Bildungsſtoff in ſeine Elemente zu zerlegen, ſo iſt es klar, daß die Ele-

Digitized by Google

mentarbildung mit der Elementarentwicklung des Kindes, d. h. ſchon im Säuglingsalter ſich verbinden und deshalb in die Hand der Mütter gelegt werden ſoll. Schon dieſe erſten Einwirkungen ſind der Kunſtbildung, d. h. bewußter Planmäßigkeit, zu unterwerfen.

Nun iſt alle Kunſt nur dann wahrhaft Kunſt, wenn ſie dem Gang der Natur ſich anſchließt und ihre ganze Kraft ruht auf der Uebereinſtimmung mit der phyſiſchen Natur.

Die Natur aber zeigt mit Klarheit in ihren Schöpfungen, welchen Gang auch die Kunſt der geiſtigen Bildung ins Auge zu faſſen habe. Denn der Mechanismus der ſinnlichen Menſchennatur — und auf der ſinnlichen Empfindung und Anſchauung baut ja die geiſtige Entwicklung auf — iſt in ſeinem Weſen den nämlichen Geſetzen unterworfen, durch welche die phyſiſche Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach dieſen Geſetzen ſoll aller Unterricht das Weſentlichſte ſeines Erkenntnißfaches unerſchütterlich tief in das Weſen des menſchlichen Geiſtes eingraben, dann das weniger Weſentliche nur allmälig, aber mit ununterbrochener Kraft, an das Weſentliche anketten und alle ihre Theile bis an das Aeußerſte ihres Fachs in einem lebendigen aber verhältnißmäßigen Zuſammenhang mit demſelben erhalten: wie dies im Reich der Natur beiſpielsweiſe der Einblick in die Entwicklung des Baumes lehrt.

Daraus leitet Peſtalozzi im Nähern ſeine Naturgeſetze für die kunſtmäßige Entwicklung der geiſtigen Kräfte oder die Erziehung ab:

fürs erſte ſind die Anſchauungen zu ordnen und das Einfache zu vollenden, ehe man zum Entwickelten fortſchreitet;

dann gilt es alle weſentlich zuſammengehörigen Eindrücke von Dingen, Merkmalen, im Geiſte in eben den Zuſammenhang zu bringen, in dem ſie ſich in der Natur wirklich befinden;

weiterhin, ſie durch möglichſtes Zuſammenwirken der verſchiedenen Sinne allſeitig und vollſtändig zur Wahrnehmung zu bringen;

ferner, ſie ohne Einmiſchung deiner Willkür als unbedingt nothwendig auf dich einwirken zu laſſen;

und endlich, durch Reichthum und Vielſeitigkeit in Reiz und Spielraum dich zur freien Beherrſchung derſelben zu erheben.

Peſtalozzi nennt dieſe Geſetze phyſiſch-mechaniſche Geſetze und leitet ſie nachträglich auf eine dreifache Quelle zurück, d. h. er begründet ſie durch drei pſychologiſche Erfahrungsthatſachen.

1. Daß das Geiſtesleben ſeiner Natur nach von dunkeln Anſchauungen ausgeht, um zu deutlichen Begriffen zu gelangen; — daraus ergiebt ſich die Nothwendigkeit, dieſe Anſchauungen in die einfachen Grundtheile zu zerlegen, aus denen ſie beſtehen und die bleibenden Beſtandtheile ihrer Erſcheinungsform vor den wechſelnden hervorzuheben; dadurch wird das Vor-

Digitized by Google

ſtellungsleben vor Irrwegen behütet und durch Eine klare Anſchauung die leichte Aufnahme ganzer Reihen verwandter Anſchauungen vermittelt.

2. Daß mit dem Anſchauungsvermögen die (in ihrer unmittelbaren Bethätigung der Täuſchung unterworfene) Sinnlichkeit der menſchlichen Natur allgemein verwoben ſei; — daraus folgt die Nothwendigkeit eines allmäligen langſamen Gangs der Erkenntniß, damit dieſelbe von ſinnlichen Trübungen abgeklärt zu allſeitiger Ausreifung gelange.

3. Daß für die Deutlichkeit der Anſchauung „das Verhältniß der äußern Lage des zu erkennenden Gegenſtandes mit meinem Erkenntnißvermögen", d. h. die räumliche Entfernung des Objects vom Subject „maßgebend ſei"; — daraus folgt die Nothwendigkeit, die Gegenſtände dem Erkenntnißvermögen nahe zu bringen und das Nächſtliegende, ja den Mittelpunkt dieſes Kreiſes, das Kind ſelbſt, als erſten Unterrichtsſtoff zu verwenden.

Alſo geht unſere Erkenntniß von Verwirrung zur Beſtimmtheit, von Beſtimmtheit zur Klarheit und von Klarheit zur Deutlichkeit über.

Welches ſind nun, fragte Peſtalozzi, die Elemente des denkbildenden Unterrichts? Zunächſt bieten ſich dafür die gewöhnlichen Elementarfächer dar, und es wären alſo dieſe nun wahrhaft elementariſch, in pſychologiſchen Reihenfolgen zu geſtalten. Aber ſofort zeigt ſich, daß jene nicht elementarer Natur ſind: das Schreiben iſt eine Unterart des Zeichnens und dieſes beruht auf der Kunſt des Meſſens; das Leſenkönnen iſt dem Redenkönnen untergeordnet, und die Natur ſchreitet erſt allmälig vom Schall durch Laut und Wort hindurch zur Sprache empor; man wird alſo auf jene Grundkräfte, auf die Urformen der menſchlichen Geiſtesentwicklung zurückgehen und dieſe kunſtmäßig ausbilden müſſen, wenn man durch die Erziehung die Geiſtesentwicklung ſicher ſtellen will; und dieſe Urformen der Geiſtesentwicklung werden den Grund- und Hauptformen der Dinge entſprechen.

Da tauchte Peſtalozzi intuitiv der Gedanke auf — er ſelbſt ſagt: „wie ein deus ex machina" —: die Mittel der Verdeutlichung aller unſerer Anſchauungserkenntniſſe gehen von Zahl, Form und Sprache aus. Zahl, Form und Sprache ſind gemeinſam die Elementarmittel des Unterrichtes, indem ſich die ganze Summe aller äußern Eigenſchaften eines Gegenſtandes im Kreiſe ſeines Umriſſes und im Verhältniß ſeiner Zahl vereiniget und durch Sprache meinem Bewußtſein eigen gemacht wird. Und wie ſie ſo die Elemente des Objects bilden, ſo auch diejenigen des erkennenden Geiſtes; unſere ganze Erkenntniß entquillt aus drei Elementarkräften:

1. aus der Schallkraft, aus der die Sprachfähigkeit entſpringt,

2. aus der unbeſtimmten blos ſinnlichen Vorſtellungskraft, aus welcher das Bewußtſein aller Formen entſpringt,

Digitized by Google

3. aus der bestimmten, nicht mehr blos sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein der Einheit und mit ihr die Zählungs- und Rechnungsfähigkeit hergeleitet werden muß.

„Ich urtheilte also, die Kunstbildung unseres Geschlechts müsse an die ersten und einfachsten Resultate dieser drei Grundkräfte, an Schall, Form und Zahl angekettet werden und der Unterricht über einzelne Theile könne und werde niemals zu einem, unsere Natur in ihrem ganzen Umfange befriedigenden Erfolge hinlenken, wenn diese drei einfachen Resultate unserer Grundkräfte nicht als die gemeinsamen, von der Natur selbst anerkannten Anfangspunkte alles Unterrichts anerkannt, und im Gefolg dieser Anerkennung in Formen eingelenkt werde, die allgemein und harmonisch von den ersten Resultaten dieser drei Elementarkräfte unserer Natur ausgehen und wesentlich und sicher dahin wirken, den Fortschritt des Unterrichts bis zu seiner Vollendung in die Schranken einer lückenlosen, diese Elementarkräfte gemeinsam und im Gleichgewichte beschäftigenden Progression zu lenken, als wodurch es wesentlich und allein möglich gemacht wird, uns in allen diesen drei Fächern gleichförmig von dunkeln Anschauungen zu bestimmten, von bestimmten Anschauungen zu klaren Vorstellungen und von klaren Vorstellungen zu deutlichen Begriffen zu führen ... Damit finde ich aber auch das Problem aufgelöst: einen allgemeinen Ursprung aller Kunstmittel des Unterrichtes und mit ihm die Form aufzufinden, in welcher die Ausbildung unseres Geschlechtes durch das Wesen unserer Natur selber bestimmt werden könnte."

Also auf die Resultate der drei Grundkräfte des Sprechens, Messens und Zählens muß der Unterricht aufgebaut werden. Die Sprachlehre muß daher aufbauen auf die Wortlehre, d. h. auf die Mittel, einzelne Gegenstände kennen zu lehren und diese auf die Tonlehre, d. h. auf die Mittel, die Sprachorgane zu bilden; und sie selbst, die Sprach- oder vielmehr Sprechlehre, ist nichts anderes als die Zusammenfassung der Mittel, durch welche wir dahin geführt werden, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt ausdrücken zu können. Die Formlehre, deren praktische Bethätigung Zeichnen (und Schreiben) ist, beruht auf der Meßkunst, diese hinwieder geht aus von einer systematisch geleiteten Anschauungskunst; und wie die Tonlehre auf ein ABC der Töne als die Grundlage aller Lautcombinationen hinführt, ebenso muß auch ein ABC der Anschauungen als die Grundlage aller Formcombinationen gefunden werden können. Und ebenso beruht die Rechenkunst darauf, daß ein solches ABC der Anschauung zu Grunde gelegt werde, welches für die Operation mit ganzen Zahlen in den angeschauten Combinationen der Einheit, für die Zertheilung der Einheit am vollkommensten

Digitized by Google

in den Theilungscombinationen des Quadrates zu ſuchen iſt. Die Richtigkeit der Bildung unſers Vorſtellungsvermögens, deſſen Grundkräfte Zählen und Meſſen ſind, hängt davon ab, daß die Anſchauung das abſolute Fundament aller Erkenntniß ſei, mit andern Worten, daß jede Erkenntniß von der Anſchauung ausgehen und auf ſie müſſe zurückgeführt werden können.

Ganz in gleicher Weiſe nun wie das theoretiſche Erkennen elementariſirt, d. h. auf ein ABC ſeis der Laute (Sprache) ſeis der Anſchauung (Zahl und Form) zurückzuführen iſt, muß auch das Gebiet der Fertigkeiten, d. h. des praktiſchen Könnens elementariſch gebildet werden. Und das bezieht ſich ſowol auf die körperlichen Fertigkeiten (ABC der Körperübungen, Grundlage eines methodiſchen allſeitigen Turnunterrichts) als auf die ſittlichen (ABC der ſittlichen Fertigkeiten) und Peſtalozzi weist am Schluß des Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, in begeiſterter Klarheit nach, wie die höchſte Begründung des ſittlichen Verhaltens, die religiöſe, ihre Grundkräfte aus dem naturgemäß inſtinctiven Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind heraus zu entwickeln vermöge, ſo daß die zur Beſtimmtheit gebrachten und ſyſtematiſch geweckten Gefühle der Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit, des Gehorſams des Kindes gegen die Mutter gewiſſermaßen das ABC bilden würden, auf dem ſich der ganze Bau des Gemüths- und Willenslebens erheben kann.

Das ſind die pſychologiſchen Grundlagen der Methode Peſtalozzis. In der Technik ihrer Durchführung erwies ſich für Peſtalozzi und den Peſtalozzianismus die Schranke, die alles Menſchliche nur allmälig zur Vollkommenheit ſchreiten läßt. Peſtalozzi ſelbſt iſt ſich hier auch gar nicht immer gleich geblieben; die Anwendung des gegenſeitigen Unterrichts, die gleichzeitige Beſchäftigung der Kinder durch Unterricht und Bethätigung der Hand tritt theilweiſe in den Vordergrund, zeitweiſe wieder völlig zurück; der Verſuch, die Anſchauung des Kindes zuerſt an ſeinem eigenen Körper zu üben, erwies ſich als entſchiedener Mißgriff. Daß der Methode als ſolcher, d. h. nicht ihrer pſychologiſchen Grundlage und Idee, ſondern der Erſcheinungsform derſelben, die ſie durch die pädagogiſchen Experimente Peſtalozzis und ſeiner Mitarbeiter erhielt, Unfehlbarkeit zugeſchrieben und dadurch das Mechaniſche dieſes Methodiſirens, anſtatt der freien geiſtigen Verwerthung jener Grundlagen, als das unbedingte Hülfs- und Heilmittel der menſchheitlichen Entwicklung hingeſtellt wurde, hat ſich im Ausgang der praktiſchen Erziehungsunternehmungen Peſtalozzis und in der Thatſache aufs bitterſte gerächt, daß die pädagogiſche Entwicklung, bei aller Hochachtung für Peſtalozzi, ſehr raſch über den „Peſtalozzianismus“ ſeiner unmittelbaren Jünger zur Tagesordnung geſchritten iſt; aber auf den geiſtigen Grundlagen, die

Digitized by Google

Peſtalozzi für ſeine eigenen pädagogiſchen Experimente mit der ganzen Schärfe und Hingebung ſeines Geiſtes aus den Tiefen der Menſchennatur herausgegraben, baut die Menſchheit noch immer fort und wird dieſelben ſich nicht mehr zuſchütten laſſen. Auch dieſe Grundlagen ſind nicht in allem Detail der Darlegung unanfechtbar; aber ſie waren ein redlicher und geiſtvoller Verſuch, ſich über die pſychologiſche Geſtaltung aller Menſchenbildung ins Klare zu ſetzen; dieſer Verſuch zog dadurch die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, weil er dem Ringen der Zeit, die Menſchennatur zu ergründen und zu heben, beredten Ausdruck verlieh, und weil der Mann, der ihn theoretiſch gethan, zugleich auf die praktiſche Durchführung, die er und begeiſterte Mitarbeiter in Burgdorf der Welt vor Augen ſtellten, hinweiſen konnte; und dieſe Begeiſterung hinwiederum, welche die Mitarbeiter an das gemeinſame Werk feſſelte und welche von ihnen aus auch auf die zahlreichen Beſucher übergieng, war die Wirkung einer Perſönlichkeit, in dem der Grundſatz der hingebendſten Begeiſterung für Menſchenwohl: „Alles für andere, für ſich nichts!“ gleichſam eine lebendige Verkörperung gefunden.

V. Auf der Höhe.

Es iſt eigentlich ein wunderſames Phänomen: der Mann, der zeitlebens nicht orthographiſch ſchreiben konnte, wird der Prophet für die Methode des Unterrichtens; der Mann, der in ſeiner Naivetät den Freunden geſtand, er verderbe alle die, mit welchen er zu thun habe [1], der Prophet der Erziehung; der Mann, der nur in der Gegenwart lebte, und deſſen geiſtiges Leben nach Niederers treffendem Ausdruck eigentlich keine Geſchichte hatte, eine Perſönlichkeit von centraler culturgeſchichtlicher Wirkſamkeit; der Mann, der ſozuſagen nie über die Grenzen ſeines engen Vaterlandes gekommen, zieht die Bewunderer aus aller Welt zu ſich heran; der Mann, der ſich ſelbſt der abſoluten Regierungsunfähigkeit anklagt, war der herrſchende Mittelpunkt und der Gegenſtand einer Hingebung, die das Unmögliche um ſeinetwillen möglich zu machen ſuchte [2]. Und wo man hinſieht, man ſteht vor lauter Widerſprüchen und findet die Löſung kaum anderswo und anderswie als in Peſtalozzis eigenem Ausſpruch: „Man hat mir in meinen Knaben-

---

[1] Aus Muralts Tagebuch (Aeußerung Fellenbergs); gemeint iſt: durch ſeine blinde Gutmüthigkeit.

[2] Man mag in der nachfolgenden Biographie Ramſauers nachleſen, was an Arbeitskraft und Selbſtbeherrſchung gelegentlich von Peſtalozzis Mitarbeitern verlangt wurde.

Digitized by Google

ſchuhen ſchon gepredigt, es ſei eine heilige Sache um das von unten herauf dienen; aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leiſten, muß man mit grauen Haaren von unten herauf dienen."

Ich wüßte in keiner Weiſe Peſtalozzis Perſönlichkeit auf der Höhe ſeines Lebens anſchaulicher zu ſchildern, als dies ſein geiſtvollſter Mitarbeiter Niederer nach des Meiſters Hingang gethan hat. „Die geläufigen und bequemen Ausdrücke: kindliches Gemüth, fromme Einfalt, liebevolle Hingebung erklären ihn nicht. Sein Bild, ſein Körperbau, ſein äußerer Habitus ſchon bezeugen es; ſein ungleicher Gang, ſein bald haſtiges, bald bedächtliches und wie im Sinnen verlorenes, bald voreilendes, bald keckes und imponirendes Auftreten, Schreien und Sprechen; der durch alle Gemüthsaffecte modulirte Ton ſeiner Stimme; die vielartig zuſammengeſetzten, ſich durchkreuzenden, nach allen Richtungen veränderlichen und veränderten Geſichtszüge; ſeine tiefliegenden, oft wie Sterne hervorquillenden und ſtrahlenwerfenden, oft zurücktretenden Augen — als blickten ſie in eine innere Unermeßlichkeit; die gedrängte, abgerundete, glühende Stirne; das dichte, ſtruppichte, auf dem Scheitel gerade aufſteigende Haar; die feingeſchnittenen und doch ſich zu verbreitern fähigen Lippen; ein phyſiognomiſch überaus bedeutender, anziehender, gleichſam einſchlürfender und wieder ausſtoßender, Innigkeit, Frohſinn, Güte, Scherz, Spott und Hohn, je nach dem Gegenſtand oder der Empfindung ausdrückender Mund; das Ganze ſeiner Geſichtszüge, auf denen bald die zarteſte Weichheit und Milde, bald herzzerreißender Schmerz und tiefe Traurigkeit, bald furchtbarer Ernſt und bald ein Himmel von Liebe und Wonne ruhte, und die bis zur Verklärung ſtiegen; die breite, gewölbte Bruſt, der dicke, gebogene Nacken, die ſtarke und ſtraffe Muskuloſität der Glieder; kurz, das im Größten wie im Kleinſten Auffallende an ihm, — vorzüglich aber die Menge und Mannigfaltigkeit des Auffallenden ſelbſt, — kündigten ein Individuum an, in dem alle Saiten der menſchlichen Natur tönten oder getönt hatten. Harmlos und hingebend wie ein Kind; mild und gefällig, zartſinnig und gefühlvoll wie ein Weib; feſt und entſchloſſen wollend, wagend und durchſetzend wie ein Mann; immer wieder anknüpfend, ſich aufopfernd und Hinderniſſe durchſchreitend wie ein Held, und das Alles von den leiſeſten Regungen und Anklängen an, in den verſchiedenſten Situationen des Lebens durch alle Stufen hindurch, bis zur erhabenſten Begeiſterung und Wonne des Entzückens; in ſeiner Schattenſeite aber auch die Schwächen und Fehler eines jeden derſelben in gleichem Grade zeigend, bis zum zerreißendſten Schmerz, zum tobendſten Ausdruck der heftigſten Leidenſchaft, das war Peſtalozzi perſönlich. Als ſolchen haben ihn die Zeugen und Mitwirker ſeines Erziehungswerkes in Burgdorf, Münchenbuchſee und Iferten geſehen."

Digitized by Google

Ueber das Institut[1] lassen wir die Besucher erzählen, die zum Theil aus weiter Ferne herkamen, um Pestalozzis Wirken zu studiren, und zwar vor allem Soyaux aus Berlin, der im Sommer 1802 sich in Burgdorf aufhielt, und Gruner, der 1804 Briefe über Burgdorf geschrieben hat:

Soyaux: „Die ganze Hausgenossenschaft beläuft sich auf 102 Personen, unter denen 72 Zöglinge gezählt werden, welche größtentheils aus der Schweiz, fast keinen Kanton ausgenommen, sind. Das Institut ist jung. Pestalozzis Grundsätze sind mehr im Keim und Entwurf, als in männlicher Reife und Vollständigkeit ausgebildet. Vorsteher und Lehrer arbeiten mit concentrirter Kraft an dem Bau des Ganzen. Der Eine verbessert die Tabellen, der Andere sucht die Spuren der Natur auf beim Unterrichte im Lesen, Rechnen u. s. w. Möchte alle Anstalten dieser schöne Geist der Eintracht und der rastlose Verbesserungstrieb beseelen!

„Das Institut bezwecket zunächst den Elementarunterricht. Wir finden hier Zöglinge von 5—13 Jahren, meist aus den mittlern Ständen. Der größte Theil steht zwischen 7—9 Jahren. An bestimmte Classeneinrichtung ist noch nicht zu denken. Es giebt etwa 5—6 Gruppen von Kindern, welche sich nach jeder Stunde auflösen und andere bilden, je nachdem es ihre verschiedenen Geistesbedürfnisse erfordern. Lehr- und Schulbücher setzen schon gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten voraus, ohne welche jene mehr verwirren als aufklären; daher sind sie aus dem ersten Unterrichte verbannt. Nur denen, welche buchstabiren, wird ein ABC-Buch in die Hände gegeben. In allen Zimmern hängen Tabellen.

„Die Kleinsten lernen mit Steinchen, Baumblättern u. s. w. zählen und auf der Schiefertafel Linien ziehen. Andere zählen an der ersten Tabelle die Striche zu und ab. Zu gleicher Zeit sind die geübteren Knaben mit den drei andern Tabellen beschäftigt. Hier zur Probe einige Aufgaben, von 8—9jährigen Schülern im Augenblicke gelöset, und nicht blos vom Lehrer, sondern auch von Fremden aufgegeben. $^2/_9$ von $^3/_8$ abgezogen, wie viel Viertel bleiben übrig? $^{11}/_{18}/_4$. — $^2/_{11}$, wie viel sinds Drittel? $^6/_{11}/_3$. — $^5/_6$, wie viel sinds Achtel? $6^2/_3/_8$. — 7×11. Theil von $^{11}/_{15}$, wie viel sinds Fünftel? $2^1/_3/_5$. — Wie vielmal machen $^3/_4/_9$ 11 Mal den 12. Theil von $^1/_3$? $3^2/_3$ Mal. — Von welcher Summe ist 9 7 Mal der 8. Theil? von $10^2/_7$ u. s. w. Jüngere und ältere Knaben rechnen auch mit Ziffern und ich bemerkte, daß die Geübtern nur die letzten Resultate der Kopfrechnung niederschrieben.

---

[1] Die Anstalt in Burgdorf sollte zugleich Erziehungsinstitut, Schullehrer-Seminar und Waisenhaus werden; die beiden letzten Bestrebungen kamen aber bei der Bedeutung, die das Erziehungsinstitut gewann, nur zu theilweiser und gelegentlicher Durchführung.

Digitized by Google

„In einer andern Stube wird das ABC der Anſchauung betrieben; Einige zeichnen Linien, Andere Quadrate, noch Andere theilen dieſe wieder in neue Figuren; die geübteſten zeichnen auf Papier Hände, Augen, Köpfe u. ſ. w. Die Methode des ABC iſt folgende: Die Worte des Lehrers, z. B.: „ich ziehe von der Linken zur Rechten eine wagrechte Linie" ſprechen die Schüler ausübend nach. Der Lehrer fährt fort: ich theile dieſe wagerechte Linie durch einen Punkt in zwei gleiche Theile; u. ſ. w., bis die beabſichtigte Figur vollendet iſt. Dann mißt der Lehrer mit dem Zirkel eines Jeden Zeichnung; die richtigſte macht den Triumph des Urhebers aus. Einige haben es zu großer Fertigkeit gebracht. Sie zeichnen Quadrate nach dem genaueſten Verhältniß, als hätten ſie ſich des Zirkels bedient. Der Eine bildete, aus freier Hand, eine Landkarte in verjüngtem Maßſtabe nach, ſo vollkommen richtig, als ob er die Grundlinie mit dem Inſtrumente entworfen hätte. Sie wiſſen Zirkel zu beſchreiben, die jede Prüfung aushalten.

„Der Unterricht in der Sprache wird auf folgende Art ertheilet. Einige lernten an der Tafel mit beweglichen Buchſtaben, durch Hinzuſetzen und Abnehmen, ſillabiren. Der Lehrer kündigte das Wort an und ſetzte es nach und nach zuſammen. Die Schüler ſprachen in tactmäßigen Lauten, Silben und Wörter aus. Ebenſo ward es mit franzöſiſchen Wörtern gemacht. Wer dieſen Curs vollendet hatte, bekam das Sillabirbuch, und wiederholte die vorgeſprochenen Töne des Lehrers. Andere lernten die Glieder des menſchlichen Körpers bezeichnen; hier war alſo Sach- und Sprachunterricht verbunden. Der Lehrer ſprach, hinzeigend: Der Kopf, la tête; beides, Bewegung und Wort, ahmten die Zöglinge nach. So ward ein Glied nach dem andern bezeichnet. Dieſe eine Uebung dauert wochenlang bis zur mechaniſchen Fertigkeit. Die zweite hat die Lage der Glieder zum Zweck; die dritte — Eigenſchaften und Verrichtungen.

„Des Morgens um 6 Uhr iſt das ganze Haus in Thätigkeit, und des Abends um Schlag zehn verſammelt ſich die Jugend in einem Saale. Peſtalozzi tritt in ihre Mitte und hält eine väterliche Sittenmuſterung. Da er ſich in dieſen Augenblicken gern allein ſiehet, ſo wagte ich es nicht, meinen Wunſch auf ſeine Unkoſten zu befriedigen.

„Das nahe Emmeflüßchen bietet einen vorzüglichen Badeplatz dar, welcher von der geſammten Anſtalt fleißig beſucht wird. Des Abends in den Erholungsſtunden verſammelt ſich die fröhliche Schaar auf dem Hofe; die Lehrer ſtimmen einen einfachen patriotiſchen Geſang an und alles, was Beine hat, ſchreitet tactmäßig und in geſchloſſenen Reihen auf und nieder.

„Die Kinder genießen einer vollkommenen Geſundheit. Ueberall athmen ſie reine Bergluft und freuen ſich einer ſchönen Natur. Nichts reizt ihren Gaumen, verweichlicht ihren Körper, berauſcht die Sinne, verengt das Herz

Digitized by Google

oder verderbt ihre Sitten. Abgesondert von der übrigen Welt, in beständiger Thätigkeit erhalten und immer von den Lehrern umgeben, sind sie der kindlichen Unschuld und ihrer natürlichen Munterkeit überlassen. Die täglichen Beschäftigungen haben sich ihrer Seele so sehr bemächtiget, daß sie nichts anderes denken als — Zeichnen und Rechnen. Sogar des Sonntags kamen sie freiwillig in den Lehrzimmern zusammen, und stellten, einzeln und in Haufen, Rechenübungen an. Wie oft belauschte ich Knaben, welche sich selbst die Anschauungstabellen eifrig aufsagten!

„In der Disciplin herrscht der Grundsatz, der Jugend die möglichste Freiheit zu gestatten und nur den Mißbrauch zu verhüten. Es läßt sich auch nirgends die zwingende und einschränkende Gewalt einer Regel wahrnehmen. Lehrer und Zöglinge sind in ihrem Wesen so schlicht und natürlich, wie isolirte Bergbewohner. Man weiß nichts von erlernter Höflichkeit, von schöner Geberde, von wohlklingenden Formeln, von conventioneller Sitte. Die Kinder folgen ihrem reinen Naturgefühle; sie wissen nicht, was sie thun. Bei allem Vollgenuß der Freiheit halten sie sich doch in gewissen Schranken des Rechts; Eigensinn, bösartige Neckerei, Zanksucht u. s. w. sind seltene Erscheinungen. Seit der Existenz des Instituts ist noch keine Strafe nöthig gewesen. Von Frömmelei und dem widerlich pedantischen Schulton findet man keine Spur. Pestalozzis Grundsätze über moralische Bildung sind vortrefflich: Suche das junge Herz in seiner natürlichen Lebenswärme zu erhalten; nur in ihr, nicht an dem Lampenschimmer moralischer Sentenzen, entfalten sich die Keime des Guten; handle vor dem Kinde und gegen dasselbe nach Gesinnungen, die du auch in ihm erzeugen möchtest; setze dich in ein solches Verhältniß zu ihm, daß es dich liebt, dir ganz vertrauet.

„Lehrer und Schüler leben daher in einer beglückenden Harmonie. Jene denken nicht daran, ihre Autorität durch Befehlen, durch Schelten, durch vorsichtiges Ansichhalten geltend zu machen; sie verbieten kleine Unarten in sanft warnendem Tone; ihr Lob ist ein zufriedener Blick, ein Händedruck. Diese, die Kinder, hängen mit herzlichem Vertrauen an ihren Führern, und verletzen nie die Achtung, welche ihnen der verständige, gleichmüthige, wohlmeinende Lehrer stillschweigend auferlegt. Ueberall ist es schwer, die Mitte zu halten; dies läßt sich auch hier anwenden. Die Knaben sind doch zu wenig eingeschränkt; es gilt fast gar keine Regel. Während des Unterrichts können sie sitzen und stehen, und in welcher Ordnung sie wollen; man achtet nicht darauf. Natürlich treibt dann der jugendliche Muthwille sein Spiel, und die Menge gleicht mehr einem Haufen neugierig Zusammengelaufener, die sich den ersten Platz abzudrängen suchen, als einem Chor von Lernenden, unter denen gesetzmäßige Ordnung herrschen muß, wenn der Zweck erreicht

Digitized by Google

werden ſoll. Uebrigens ſetzt der eigenthümliche Charakter der Methode dem Uebermuthe gewiſſe Schranken; ſie fixirt die Lebhaftigkeit und nimmt die Thätigkeit der Schüler einer Gruppe zu gleicher Zeit in Anſpruch. Hier findet kein Antworten nach der Reihe, kein Aufruf nach den Fähigkeiten ſtatt. Daß alle Knaben nach Einem Laut und Tact ſprechen, mag ſein Gutes haben; nur ſollte man das gellende Schreien, worin ſie ſich recht wol gefielen, nicht geſtatten. Bisweilen wußte ich mich vor dem betäubenden Lärm nicht zu bergen, wenn es aus mehrern Zimmern ſo durchdringend wiederhallte. Die übermäßige Anſtrengung kann der Bruſt nicht zuträglich ſein; das Ohr gewöhnt ſich ſelbſt an Disharmonie, und der Knabe kann zuletzt nichts ſprechen, ohne zu ſchreien.

„Dieſem freien Spiel der körperlichen Kräfte, dieſer ungehinderten Regelloſigkeit unter der lebhaften Menge, dieſer gemeinſamen, ſtets durch lautes Sprechen gereizten Thätigkeit, dieſem tactmäßigen Einklange aller Zungen und nicht zunächſt dem Anſchmiegen der Methode an die jugendliche Natur iſt das Intereſſe und die Munterkeit der Knaben zuzuſchreiben. Ihr Lernen ſieht eher einem beluſtigenden Spiele als einer ernſten Geiſtesanſtrengung ähnlich.“

Ueber die von Soyaux erwähnten väterlichen Sittenmuſterungen, welchen derſelbe nicht beiwohnte, berichtet Gruner folgendermaßen:

„Peſtalozzi hält jeden Morgen und jeden Abend Andachts- und Prüfungsſtunden. Eine kleine Anzahl von Zöglingen, etwa 6—8, entziehen ſich mit Freuden des Morgens, wenn die Reihe ſie trifft, etwas früher dem Schlafe, um, während noch die Uebrigen mit den erſten nothwendigen Geſchäften der Tagesordnung zu thun haben, bei Vater Peſtalozzi zu ſein. Ruhig und traulich ſah ich oft in der Dunkelheit des Morgens — im Winter kurz nach ſechs Uhr — dieſes Häufchen von Knaben ihren Erzieher, Pflegevater und Freund erwarten. Nie bemerkte ich an ihnen in dieſen Augenblicken Ausbrüche jugendlicher Beweglichkeit; ſie ſprachen ſtill und traulich mit einander.

„Jetzt tritt Peſtalozzi mit ſeinem Lichte herein. Welches Wohlwollen und welche Herzlichkeit iſt in ſeiner Miene ausgedrückt, wie ſpricht ſie ſich in ſeinem väterlichen Morgengruße aus! Er reicht dem und jenem die Hand; Er ſpricht mit Jedem mit Berückſichtigung ſeiner Eigenthümlichkeit. Zuweilen redet er alle an. Väterlich und traulich theilnehmend fragt er Jeden nach dem, was ihn betrifft; nach ſeinem Befinden, wenn er gerade nicht ganz geſund iſt, nach ſeinen Fortſchritten in einer Uebung, die ihm noch ſchwer wird, oder in einer Fertigkeit, die etwa ſeine Eltern ihm beſonders wünſchen. Er erinnert die Kinder an ihre Eltern, bittet ſie, denſelben Freude zu machen. Alles wendet er auf eine natürliche Art das, was er dem Einzelnen ſagt,

Digitized by Google

auf Alle an, indem er das Speciellſte an die moraliſchen und religiöſen Gefühle anknüpft, die die Natur in Aller Herzen gelegt hat. Zuweilen lobt er hier einen Jüngling wegen ſeines guten Betragens, wegen der Aeußerungen eines guten Herzens und ſchöner Gefühle. Einen Andern muntert er zur Nacheiferung auf, erinnert ihn, daß auch er Kräfte zum Guten habe, und daß es ihm Pflicht ſei, ſie zu gebrauchen. Einen Dritten fordert er zur Dankbarkeit auf, daß der Schöpfer ihm einen guten Kopf zum Lernen gegeben habe, und bittet ihn, den Beruf, der darin liege, etwas Gutes, etwas Bedeutendes im Leben zu leiſten, nie zu vergeſſen. Einen Vierten redet er wol auch ſtark und väterlich ſtrafend an, wenn wiederholte Klagen gegen ihn eingelaufen ſind, oder wenn der ſeelenkundige Kinderkenner in ihm Keime entdeckt, die ihm bange machen. Auch ein väterlicher Scherz findet zuweilen ſeine Stelle. Aber dieſe Mannigfaltigkeit von Aeußerungen an die verſchiedenen Individuen der Zöglinge haben Eine Grundform, Einen Ton, nämlich väterliche und herzliche Wärme. Durch ſie wird Alles für Alle und Alles für jeden Einzelnen nützlich.

„Inzwiſchen ſind die übrigen Zöglinge in Ordnung gekommen. Man giebt das Zeichen mit der Glocke, und auch ſie kommen in den Saal herein. Peſtalozzi redet ſie auf irgend eine Art an, wie es ſeine Stimmung und die Gedanken und Gefühle, die in ſeiner Seele ſind, oder irgend eine Veranlaſſung mit ſich bringt. Von dieſen ſpeciellen Unterhaltungen geht dann Peſtalozzi zu irgend einer Betrachtung über, die bei ſeiner Herzlichkeit und bei ſeinem Talent, ſie an die Umſtände, an die Erfahrungen ſeiner Zöglinge anzuknüpfen, einen tiefen Eindruck macht, der ihnen bei den Lectionen und bei den Geſchäften des Tages bleibt. Er ſpricht z. E. an einem Tage von der Pflicht, bis zur Ermüdung ſeine Kräfte zu brauchen und die Anſtrengung nicht zu ſcheuen. An einem andern Tage: wie ſchön und des Menſchen würdig es ſei, aus der Rückſicht in der Jugend ſich Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben und ſeine Kraft zu erhöhen, um in den männlichen Jahren für die Menſchen, und beſonders für die Armen im Volke, viel thun zu können. An einem dritten Tage ſpricht er etwa von der heiligen Pflicht, ſich, ſobald und ſo ſehr man könne, um die Belehrung und Beſſerung Derer zu verwenden, die ſo arm ſind, daß die ängſtliche Sorge für die dringenden Bedürfniſſe des Lebens ihnen die Sorge für den Geiſt erſchwere und faſt unmöglich mache. An einem vierten ermuntert er die Zöglinge, aus Liebe zu Gott das Gute zu thun, überhaupt oft an Gott zu denken. An einem fünften ſpricht er von der Charaktergröße Jeſu und von ſeinem Verdienſt um das Wohl der Menſchen, und zeigt ſeinen Zöglingen, wie der Gedanke an dieſen Wohlthäter der Menſchheit uns immer beleben müſſe, gleichfalls ſo viel an uns iſt, zum Wohl unſerer Brüder zu thun. So fehlt es Peſta-

Digitized by Google

lozzi bei der Tiefe und Fülle, bei der innigen Wärme seines Herzens, nie an Stoff zu einer seinen Zöglingen angemessenen Betrachtung. Fast immer steht ihm auch Deutlichkeit des Vortrags zu Gebote. Doch ist es auch, seit ich hier bin, geschehen, daß er sich mehr zu abstracten Gedanken und dunkeln Gefühlen, als zu populären, das Herz ansprechenden Anschauungen gestimmt fühlte. Wenn er dies merkt, so bricht er bald ab und geht zu einer Lectüre über.

„Am Schlusse der Morgenandacht bittet nun Pestalozzi seine Zöglinge, am Tage oft an das Gesagte zu denken und zu machen, daß es Einfluß auf ihre Handlungsart habe.

„Die Prüfungsstunden am Abend eröffnet er dann meistens mit der Frage: wie die Zöglinge den Vorsätzen am Morgen nachgekommen seien. Und hier zeigt sich nicht selten, wie offen und aufrichtig Kinder gewöhnlich sind, wenn sie durchaus der Natur gemäß behandelt werden. Wenn Pestalozzi Einzelne fragt: Hast du die am Morgen gefaßten Vorsätze gehalten? Hast du während des Tages an das gedacht, wovon wir am Morgen sprachen? so finden sich oft Zöglinge, die offen erklären, sie hätten diesen Tag die am Morgen empfohlene Pflicht vergessen. Pestalozzi lobt ihre Offenheit und giebt ihnen Rathschläge zu einer treuern Erfüllung der Pflicht.

„Zuweilen giebt es unter den 110 Kindern auch solche, die, durch die conventionellen Verhältnisse, in denen sie früher gelebt haben, verschroben, schöne Worte, anstatt einer tiefgefühlten Ueberzeugung aussprechen. Aber dem seelenkundigen Pestalozzi entgeht dieser Mangel an Aufrichtigkeit nicht; er geht bei solchen Aeußerungen mit stillschweigender Bedenklichkeit vorüber, oder er spricht: ich wünschte, daß dein Herz dir gesagt haben möchte, was deine Lippen aussprachen.

„Oft stellt Pestalozzi am Abend Betrachtungen an und ermahnt seine Zöglinge zu irgend einer Pflicht, wie am Morgen. Oft benutzt er gelegenheitliche Veranlassungen vortrefflich und mit der ganzen Kraft seiner Herzlichkeit und Wärme."

* * *

Auf der Höhe, die Pestalozzi gleich in den ersten Jahren in Burgdorf erreichte, vermochte er sich und seine Erziehungsunternehmungen ein volles Jahrzehend zu halten und eigentlich erst von 1817 an[1] beginnt die Ueber-

[1] Erst zwischen 1810—17 findet Pestalozzis Institut zahlreichen Zuzug von französischen Zöglingen und englischen Bewunderern; auch erreicht erst in dieser Zeit die Zusendung von jungen Lehrkräften, die in Iferten lehrend und lernend die Methode sich aneignen sollen, seitens der preußischen und russischen Regierung ihren Höhepunkt.

Digitized by Google

zeugung ſich allgemein Bahn zu brechen, daß es Abend werden wolle. In der Wittwe ſeines einzigen (1801 auf dem Neuhof geſtorbenen) Sohnes, die ſich ſpäter mit einem Herrn Kuſter verehelichte (der dann ebenfalls ſeine Dienſte dem Inſtitut widmete), erhielt Peſtalozzi eine vorzügliche, ihm treu ergebene Beſorgerin des weitläufigen Haushalts. Das Jahr 1803 brachte ihm in Niederer und Muralt zwei Mitarbeiter, die an Lückenloſigkeit höherer Bildung ihn weit überragten und mit der gleichen Hingebung, wie der einfache Krüſi, ſich an ſeine Unternehmung anſchloſſen, in ſeine Ideen einlebten. Als Peſtalozzi 1804 Schloß Burgdorf räumen mußte, da die neue Mediationsregierung des Kantons Bern das Gebäude für ſtaatliche Zwecke zu brauchen erklärte, wagte dieſelbe es doch nicht, trotz aller Voreingenommenheit gegen den Emporkömmling der Revolution, ihn ſo geradezu zu vertreiben; ſie bot ihm das Johanniterhaus in Münchenbuchſee für ſeine Zwecke an; auch waadtländiſche Städte luden ihn ein, in ihren Mauern die Anſtalt fortzuſetzen. Peſtalozzi gieng nach Buchſee.

Eine Viertelſtunde von Buchſee liegt der Wylhof („Hofwyl") wo eben damals der Peſtalozzi von Jugend auf bekannte und mit deſſen Sohn befreundete Fellenberg die Grundlage ſeiner großartigen Erziehungsinſtitute legte, an Jahren um ein Vierteljahrhundert jünger als Peſtalozzi, ein Mann von eiſerner Energie und hohem Organiſationstalent. Was lag näher, als eine Verbindung beider nach den gleichen Zielen ſtrebenden Männer, die ſich in ſo glücklicher Weiſe mit ihren Anlagen ergänzten? So urtheilten vor Allem Peſtalozzis Mitarbeiter, Tobler und Muralt; ſie knüpften unter der Hand mit Fellenberg an; Peſtalozzi ſelbſt trat auf den Gedanken einer Vereinigung ein und ſo entſtand der Plan, ein Netz von Erziehungsanſtalten zu gründen, deſſen Organiſation Fellenberg leiten, deſſen Seele Peſtalozzi ſein ſollte. Die Anſtalt in Buchſee trat unter Fellenbergs Verwaltung; Peſtalozzi ſelbſt gieng zunächſt nach Iferten, um dort das dritte Glied dieſes Organismus ins Leben zu rufen; als viertes war Payerne oder Avenches in Ausſicht genommen.

Allein die mit ſo großen Hoffnungen verknüpfte Verbindung war nicht von Dauer. Peſtalozzi und Fellenberg waren beide zu ſcharfkantige, originale Naturen, als daß nicht Mißverſtändniſſe und Reibungen hätten entſtehen müſſen; dazu kam, daß Fellenberg, eben damals körperlich leidend, und zudem noch in der jugendlichen Vollkraft ſeines ebenſo rückſichts- als rückhaltloſen Wollens, Peſtalozzis Mitarbeiter ſich gründlich durch ſeine launenhafte Haltung entfremdete. Schon im Frühjahr 1805 löste ſich die Vereinigung, nicht ohne herbe gegenſeitige Beſchuldigungen; Lehrer und Schüler von Buchſee zogen zu Peſtalozzi nach Iferten hinüber; im Juli war das ganze Haus daſelbſt wieder vereinigt. Und die nächſten fünf Jahre blühte nun das Inſtitut

Digitized by Google

in Iferten zu ſtets höherem Glanze empor. Zöglinge aus aller Herren Ländern ſtrömten ihm zu; junge Erzieher und Beſucher eilten herbei, um hier kürzere oder längere Zeit die „Methode“ zu ſtudiren; Niederer leitete die litterariſche Thätigkeit, gab Peſtalozzis Darlegungen die Weihe eines in der gelehrten Welt hoffähigen Styles und redigirte die „Wochenſchrift für Menſchenbildung, herausgegeben von Heinrich Peſtalozzi und ſeinen Freunden“, die die Ideen Peſtalozzis als publiciſtiſches Organ verbreiten ſollte; man kam auf dieſem Gebiete ſo weit, daß nach dem Vorgang Salzmanns in Schnepfenthal und des Waiſenhauſes in Halle mit dem Inſtitut eine eigne Buchdruckerei und Buchhandlung verbunden wurde. Neben die Knabenerziehungsanſtalt trat eine Mädchenpenſion, von Frau Kuſter geleitet; unter der letztern wirkte Roſette Kaſthofer, ſpäter Niederers Gattin, die 1813 das Mädcheninſtitut auf eigne Rechnung übernahm. Die Geſammtzahl der Zöglinge ſtieg bis gegen 100. Peſtalozzis Thätigkeit war eine faſt übermenſchliche. Mit ſeltenen Ausnahmen war er jeden Morgen um 2 Uhr wach und begann ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; bei dem Gewühl des Tages, zwiſchen Zöglingen, Lehrern, Gäſten, ſagte er wol einem beſuchenden Freund als Ausdruck ſeines innern Glücks: „es gad unghür“. Gleichen Eifer erwartete er auch von den Lehrern, zumal von den in ſeinem Hauſe gebildeten Unterlehrern. „Es gab Jahre“, erzählt Ramſauer, „in denen keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr“.

VI. Lebensabend.

Aber eben der Glanz, den das Inſtitut verbreitete, barg auch die Keime der Zerſetzung in ſich. Die Lage des Inſtituts an der Grenze zweier Sprachgebiete trug zur Vermehrung der Zöglinge bei, aber ſchädigte die Einheit der erzieheriſchen Leitung. Man wollte eine Art Univerſalinſtitut werden, nahm die alte Sprachen in den Unterrichtsplan auf und vernachläſſigte darüber die Elementarbildung. Die Gäſte verbreiteten den Ruhm des Inſtituts, aber ihr beſtändiges Kommen und Gehen machte die ruhige Arbeit unmöglich, und ſetzte der Gefahr aus, auf den Schein hinzuarbeiten. Die litterariſche Thätigkeit war eine nothwendige Ergänzung für die Verbreitung der Idee, aber ſie zerſplitterte Zeit, Kraft und Stimmung Peſtalozzis und Niederers, und ſchädigte dadurch ihre erzieheriſche Wirkſamkeit. Buchdruckerei und Buchhandel waren eine ſtändige Verſuchung, die Arbeit dahin zu richten, um dieſem Nebenzweige Beſchäftigung zu geben und bei Peſtalozzis und Niederers Geſchäftsunkenntniß ein zehrender Schaden für die Finanzen. Der Inſtitutsorganismus war nachgerade zu groß geworden, als daß Peſtalozzis Geiſt

Digitized by Google

allenthalben in ſeiner ſtillen Kraft hätte wirken können, und wenn das nicht mehr der Fall war, ſo waren Peſtalozzi und Niederer am wenigſten geeignet, mit feſten Organiſationsformen nachzuhelfen. Die Lehrerſchaft war bis über die Zahl von 30 angewachſen; die ältern Mitarbeiter ſonnten ſich in dem durch ihre Mithülfe gewonnenen Ruhmesglanz, wurden in der Erfüllung ihrer täglichen Pflichten bequem; und Alle glaubten, von der Unfehlbarkeit, die das Inſtitut in der öffentlichen Meinung behauptete, auch einen Antheil genießen zu können; das ſchuf Diſſonanzen. Joſef Schmid, unter Peſtalozzis jüngern Lehrkräften ſein beſonderer Liebling, ein tüchtiger Mathematiker, aber ohne höhere Allgemeinbildung, mußte die Anſtalt 1810 verlaſſen; im gleichen Jahr folgte dem Rufe als reformierter Prediger nach Petersburg Muralt, von deſſen Bildung und ruhig praktiſchem Weſen die Nächſtſtehenden am eheſten erwartet hatten, er werde im Stande ſein, die auseinanderſtrebenden Elemente zuſammenzuhalten.

Längſt ſchon hatten da und dort Stimmen verlauten laſſen, auch in der Preſſe, es ſtehe in Iferten wenigſtens nicht Alles ſo glänzend, wie es von dort aus verbreitet werde. Um dieſen Angriffen ein Ende zu machen, ließ ſich Peſtalozzi durch den Rath ſeiner Mitarbeiter 1809 bewegen, von der Tagſatzung eine öffentliche Expertiſe zu verlangen. Die Tagſatzung gieng auf das Geſuch ein und ernannte P. Girard in Freiburg, Profeſſor Trächſel in Bern und Merian von Baſel zu Prüfungscommiſſären. Sie kamen, blieben drei Tage in Iferten; ihr Bericht, von Girard verfaßt, ward im folgenden Jahr der Tagſatzung vorgelegt und gedruckt. Er lobte, was er nur immer loben konnte, tadelte in den mildeſten Formen, ſprach mit der höchſten Ehrerbietung von Peſtalozzi, aber durch all das konnte und ſollte nicht verhüllt werden, daß die Geſammtanſchauung der Commiſſion dahin gieng: Vieles iſt im Einzelnen gut und ſinnig, aber es greift nicht zu einem dem Bedürfniſſe der Zöglinge entſprechenden, wohldurchdachten und abgeſchloſſenen Ganzen zuſammen, oder mit andern Worten, es wird zu viel behaglich experimentirt, man ruht zu ſehr auf den Lorbeeren einzelner gelungener Experimente aus, — und das Ganze iſt nicht dazu geeignet, daß die öffentliche Schule durch Anſchluß an das Inſtitut einen weſentlichen Nutzen ziehen könnte. Obgleich die Tagſatzung Peſtalozzi auf dieſen Bericht hin den Dank des Vaterlandes ausſprach, war mit eben dieſem Bericht das Urtheil über das Inſtitut geſprochen; die Hoffnung, daß daſſelbe der Ausgangspunkt für die zukünftige Entwicklung des ſchweizeriſchen Schulweſens würde, war abgeſchnitten. Als Privatinſtitut freilich mochte es weiter wirken, und auch mit Ehren fortbeſtehen, und Peſtalozzis Lebensabend ſicher ſtellen und erfreuen.

Aber nun war das Verhängniß, daß die leitenden Perſönlichkeiten, ſtatt ſich der innern Reorganiſation zu widmen, glaubten, auf publiciſtiſchem Wege

Digitized by Google

und durch neue pädagogiſche Entdeckungen für die Ehre des Inſtituts einſtehen zu ſollen. Mit fieberhaftem Eifer warf ſich Peſtalozzi auf die Anwendung der Methode für das Studium der alten Sprachen; Niederer auf die litterariſche Polemik; der Druck ſeines umfangreichen Werkes „Peſtalozzis Erziehungsunternehmung im Licht der Zeitcultur", verſchlang große Summen und die Exemplare blieben zum weitaus meiſten Theil auf Lager. Die Finanzen ſanken in immer heilloſere Zerrüttung; alles ſchien aus Rand und Band gehen zu ſollen. Peſtalozzi rief nun auf Niederers Drängen (1815) Schmid, der ein großes organiſatoriſches Talent beſaß, zurück; mit gewaltiger Hand griff das Vorarlberger „Naturkind" ein, man erwachte zu neuer Hoffnung. Da ſtarb im Dezember 1815 Peſtalozzis treue Gattin, die in der letzten Zeit nach dem Tod der Frau Kuſter durch die allgemeine Achtung, in der ſie ſtand, das verſöhnende Mittelglied geweſen. An ihrem Begräbnißtag, den 16. Dezember 1815, brach der offene Streit unter den Mitarbeitern aus. 1816 ſchieden Krüſi und Ramſauer; 1817 ſagte ſich Niederer von Peſtalozzis Inſtitut los. Die Unterlehrer revoltirten. Peſtalozzi, von all den Aufregungen erſchöpft, wurde vorübergehend gemüthskrank. Ein Verſuch des Franzoſen Jullien, eine neue Verſtändigung des in der Geneſung begriffenen Greiſen mit Fellenberg herbeizuführen, hatte den gleichen Verlauf wie 1804; zuerſt vollſtändige Einigung, dann immer größere Entfremdung und endlich — unter Schmids Einfluß — gänzliche Entzweiung unter beidſeitigen Vorwürfen. Peſtalozzi warf ſich nun vollſtändig Schmid in die Arme, der durch einen günſtigen Vertrag über die Herausgabe ſämmtlicher Werke Peſtalozzis deſſen Alter ſorgenfrei geſtellt, und ihn nun unumſchränkt beherrſchte. Noch einmal ſchien Peſtalozzis Stern aufzuleuchten; 1818 gründete er in der Nähe von Iferten, in Clendy, eine Armenerziehungsanſtalt, die aber ſchon im dritten Jahr ihres Beſtehens mit der Anſtalt in Iferten verſchmolzen wurde. Das Inſtitut war durch Schmid als finanzielles Unternehmen gerettet; aber Peſtalozzis Geiſt, unter Schmids Vormundſchaft geſtellt, vermochte nicht mehr, dasſelbe mit ſeiner ſelbſtloſen Hingabe zu durchleuchten und zu erwärmen; es trieb zuſehends der Auflöſung entgegen, die durch häßliche Proceſſe zwiſchen Schmid und Peſtalozzi einerſeits, Krüſi und Niederer anderſeits beſchleunigt wurde. 1825 mußte Peſtalozzi die Anſtalt ſchließen und zog ſich zu ſeinem Enkel auf den Neuhof zurück. Lebensvoll, wie immer, raſtlos thätig in ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen („Schwanengeſang", „Lebensſchickſale", „Langenthaler-Rede"), und mit großen Projecten betreffend die Verwerthung ſeiner Methode für das Studium der alten Sprachen beſchäftigt, trat Peſtalozzi in das neunte Decennium ſeines Lebens ein, als ein plötzlich ſich verſchlimmerndes Steinleiden ihm in Brugg, wo er ärztliche Hülfe geſucht, am 17. Februar 1827 den Tod brachte. Sein Sterbe-

Digitized by Google

bett war Zeuge meiſterhafter Standhaftigkeit im Leiden, klarſten Bewußtſeins und ſeines unbegrenzten Vertrauens zu dem Mann, um deſſentwillen ſich ſeine treuſten und älteſten Jünger von ihm getrennt. Schon am 19. Februar ward Peſtalozzi in Birr beſtattet; es war ein kalter Wintertag, Schnee fiel; die entferntern Bekannten hatten nicht frühzeitig genug benachrichtigt werden können; das Leichengeleite war klein; Lehrer und Schüler der Umgebung ſangen ihm ins Grab. W. Bl.

Hermann Krüſi.

[Quellen: Krüſis pädagogiſche Schriften. — Peſtalozzis Elementarbücher. — Peſtalozziſche Blätter von Dr. Niederer. — Krüſis hinterlaſſene Gedichte. — Appenzelliſches Monatsblatt. — Pestalozzi: His life, work and influence, by Hermann Krüsi, A. M.]

Krüſi wurde den 12. März 1775 im Molkenkurort Gais, Kt. Appenzell, geboren. Seine armen, aber braven Eltern waren Hermann Krüſi von dort und Elsbeth Scheuß. Des Brandes, der im Herbſt 1780 faſt das ganze Dorf Gais zerſtörte, konnte er ſich wol erinnern. Als er 14 Jahre alt war, ſtarb der Vater, und nun ruhte der Unterhalt der zahlreichen Familie hauptſächlich auf ihm, dem Taglöhner und Fußboten, welcher Aufgabe er ſich vier Jahre lang mit aller Treue unterzog. Dem inzwiſchen erwachſenen Jüngling gab ein Anverwandter den Rath, ſich um den erledigten Poſten eines Schulmeiſters im Dorf Gais zu bewerben; er that's, obgleich er nur ſehr dürftigen Schulunterricht genoſſen hatte und auf die Bewerbung hin nur mit Mühe ſich eine beſſere Handſchrift hatte aneignen können. Er wurde gewählt. Sein Mitbewerber erhielt 8 Tage ſpäter den Polizeidienerpoſten mit wöchentlich 3 Gulden Beſoldung, während er als Schulmeiſter nur $2^1/_2$ Gulden bezog und dazu noch von ſich aus für ein Schullocal zu ſorgen hatte. 6 Jahre ſchulmeiſterte nun Krüſi, unterſtützt von den Ortsgeiſtlichen Schieß, Ludwig und Steinmüller, auch von Pfarrer Niederer im nahen Bühler, eifrigſt an ſeiner Ausbildung arbeitend und die Schule allmälig hebend. Da fügte es ſich in den Stürmen der Revolutionszeit, daß der immer ſtärker werdende Drang, zu höherer Tüchtigkeit in dem ihm lieb und theuer gewordenen Berufe zu gelangen, befriedigt werden ſollte, und zwar unter ganz außerordentlichen Umſtänden. Große Noth herrſchte auch im Appenzellerlande. Manche Eltern konnten ihre Kinder nicht mehr ernähren. Da langten menſchenfreundliche Anerbieten aus der Weſtſchweiz zur Aufnahme und Verſorgung

Digitized by Google

ſolcher Kinder an, unter andern von Fiſcher in Burgdorf, der zugleich ſeinen Freund, Pfarrer Steinmüller in Gais, bat, den Kindern einen bildungsfähigen Jüngling mitzugeben, der ſie alle zu unterrichten hätte. Als unſerm Krüſi der Vorſchlag gemacht wurde, die Kinder zu begleiten, ſagte er freudig zu und reiste im Januar 1800 mit 25 Knaben und Mädchen aus dem Kanton Säntis, mit Empfehlungsſchreiben des Herrn Pfarrer Steinmüller und meines Großvaters, Diſtrictſtatthalter Heim, an die „Bürger Präſidenten und Bürger Municipalitätsmitglieder“ verſehen und mit 24 Thalern in der Taſche nach Burgdorf. Ueberall wurde die Karawane freundlich aufgenommen und beſchenkt, und bei der Ankunft in Burgdorf zeigte es ſich, daß die 24 Thaler intact vorhanden waren und dazu noch 15 Gulden. Fiſcher nahm Krüſi in ſeine Wohnung auf, aber ſein Plan, ein helvetiſches Seminar zu gründen, ſcheiterte an der Ungunſt der Zeiten und an ſeinem frühen Tode. Bei ihm hatte Krüſi Peſtalozzi kennen gelernt und dieſen in der „Lehrgottenſchule“ unterrichten ſehen. Als er nun von ihm eingeladen wurde, ſich mit ihm zu verbinden, da war es ihm, wie er ſchreibt, als hätte ihm die Vorſehung den ſoeben verſtorbenen Freund und den früher hingeſchiedenen Vater wieder gegeben. Das war die erſte pädagogiſche Societät Peſtalozzis, die mit Krüſi. Beide unterrichteten nun zuſammen im Schloſſe zu Burgdorf die armen Kinder aus der Oſtſchweiz und die der Lehrgottenſchule. Als die helvetiſche Regierung Peſtalozzis Anſtalt in Burgdorf als Grundlage der vaterländiſchen Volksbildung benützen und aus allen Kantonen junge Männer einberufen und dort zu Lehrern bilden laſſen wollte, war Krüſi neben Buß als Lehrer des künftigen Seminars vom Staate bereits ernannt. Seminarlehrer ſollte er werden, aber nicht helvetiſcher, ſondern appenzelliſcher.

Als Peſtalozzi die Erziehungsanſtalt in Iferten gründete, welche die Augen der Welt immer mehr auf ſich zog, und ſeine Landsleute Tobler und Niederer eintraten, da war Krüſi ſelig daran, und nun ſehen wir ihn, den beſcheidenen, völlig anſpruchsloſen Mann voll Herzensgüte, ſich immer mehr in den Geiſt und die Ideen Peſtalozzis hineinarbeiten und dieſe praktiſch und litterariſch verwerthen. „Jeder von uns, ſagt er, ſuchte mit der Kraft, die in ihm lag, die neuen Elemente Peſtalozzis feſtzuhalten und dieſelben im Sinne ihres Urhebers mit den Kindern zu betreiben. Die Zahlenlehre und die Redeübungen waren diejenigen Fächer, in die ich mich am leichteſten finden konnte. In Allem, was wir betrieben, hatte Peſtalozzi ſelbſt gleichſam die erſten Furchen gezogen und darin die Keime gelegt, die bei leichter Pflege von ſelbſt ſich zur fruchtbringenden Pflanze entwickeln konnten.“

Türk urtheilte über Krüſis Wirken in Burgdorf: „Noch nie ſah ich einen Mann, der wie er die Gabe, Kinder bei den erſten Elementen des Wiſſens feſtzuhalten, ſie mit Liebe und Sanftmuth und doch zugleich mit Ernſt und

Digitized by Google

Festigkeit zu behandeln und sich dadurch ihr unbegrenztes Zutrauen zu sichern, in einem so hohen Grade besessen hätte. Nicht glänzen, nicht Aufsehen erregen will er, aber im Stillen unbemerkt Gutes wirken und seinem schönen Ziele sichern Schritts entgegengehen."

Als Gehülfe Pestalozzis bei dessen litterarischen Arbeiten hatte er großen Antheil am „Buch der Mütter". Die Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse war ganz sein Werk, „die Braut seines Geistes", und brachte eine völlige Umwandlung des arithmetischen Unterrichts in der Volksschule hervor. Pestalozzi hielt große Stücke auf ihm, namentlich als Lehrer der Kleinen. In einer Weihnachtsrede rief er ihm zu: „Unter lieblichen Kindern selber lieblich und kindlich, gründest du den Geist des Hauses in dem Heiligthum seiner Anfänge, im Geiste der heiligen Liebe. An deiner Seite fühlt das Kind unsers Hauses schon in den ersten Tagen nicht mehr, daß ihm Vater und Mutter mangelt. Auf dich baue ich große Hoffnungen. Es ist nicht genug, den Weg der Menschenbildung zu kennen; man muß auch den milden, leichten Schritt kennen, mit dem die sanfte Mutter den Weg der Bildung betritt. Du kennst ihn und gehst ihn. Vollende dich in deiner Kraft und gieb uns die Anfänge des kindlichen Wissens in der unnachahmlichen Vereinigung der Kindlichkeit und Bestimmtheit, die du in deiner Macht hast."

Im Jahre 1806 setzte ihn Pestalozzi mit Hopf dem neu gegründeten Töchterinstitute vor, darin Krüsis spätere Gattin, Katharina Egger, herangebildet wurde; Krüsi kehrte aber, um seine Kraft nicht zu zersplittern, in die frühere Stellung zurück, wurde 1812 Pestalozzis Krankenpfleger, verehlichte sich im gleichen Jahre und war 1816 auch unter den 12 Lehrern, die sich in Folge der bekannten, traurigen Zerwürfnisse von Pestalozzi trennten. Krüsi that's mit dem größten Seelenschmerz, und die Zustände müssen arg gewesen sein, daß selbst er nicht länger bleiben konnte. Uebrigens hatte er sich schon 8 Jahre vorher von Pestalozzi trennen wollen. Was seinen Abschied von der Anstalt so viele Jahre noch hintan gehalten hatte, war nach seinen eignen Worten die Classe der Kleinen, mit der er am längsten und innigsten in Verbindung stand und deren Liebe ihn für so Manches entschädigte, was sein Herz verwundete.

Arm, wie er gekommen, gründete er nun mit seiner Frau eine Erziehungsanstalt in Iferten und war überglücklich, in ihr selbständig wirken zu können, sie gedeihen zu sehen und Vater eigener Kinder zu sein. Bis 1822 leitete er die Anstalt, in welchem Jahre er an Stelle seines erkrankten Freundes Zuberbühler als Director an die neu gegründete Kantonsschule in Trogen berufen wurde, welchen Posten er im August gleichen Jahres antrat und auf dem er bis 1833 blieb. Sein Name bewirkte, daß die Anstalt auch aus andern Kantonen stark frequentirt wurde, so namentlich aus Zürich. Die

Digitized by Google

Zahl der Zöglinge ſtieg bis auf nahezu 60, ſank aber in der Folge bedeutend. Die Schule konnte den an ſie geſtellten Forderungen bei einer Stufenleiter vom einfachen Elementarſchüler bis zum Lehramts- und Hochſchulaſpiranten nicht genügen, und als daher 1832 die Frage der Errichtung eines appenzelliſchen Lehrerſeminars beſprochen wurde und Krüſi zur Leitung eines ſolchen erſehen war, ſchlug er mit freudigem Herzen ein. „Das Ende ſeines Lebens ſchien ihm nun im lichten Glanze zu ſtrahlen und diejenige Ausſicht zu eröffnen, die dem Landmanne die reife Saat gewährt, nachdem er ſie im Frühling ausgeſtreut und redlich gepflegt hat.“ Er kaufte ein Haus auf der Riefern in Gais und eröffnete darin unter Mithülfe des Staates, der Gemeinde und einzelner Privaten das Seminar, das in fünf Curſen 64 Lehramtszöglinge aufnahm. Neben ihm wirkte Pfarrer Weishaupt, ſein älteſter Sohn Hermann, nun Profeſſor in Amerika, und ein geweſener Zögling, Herr Gähler. Das Seminar brachte den Zöglingen weder ein tiefes noch ein breites Wiſſen bei; es giengen aber aus ihm viele tüchtige Schullehrer hervor, die es Alle unſerm Krüſi nachrühmten, daß er ſie geiſtig angeregt und den Trieb zur Fortbildung in ſie gelegt habe. Neben dem Seminar errichtete er im gleichen Hauſe eine Realſchule für Knaben und eine Töchterſchule, welche letztere von ſeiner Tochter Gertrud geleitet wurde. Beide Anſtalten waren ſeiner Zeit weithin bekannt und viel beſucht. Bei den vom ſt. galliſchen reformirten Erziehungsrathe für ſt. galliſche Lehrer veranſtalteten Forbildungscurſen, die unter Pfarrer Weishaupt in Gais abgehalten wurden, wirkte er mit. Daneben war er wie früher auch litterariſch thätig. So bearbeitete er mit Weishaupt und andern Geiſtlichen das 1. und 2. Leſebüchlein für die Schulen des Kantons Appenzell, gab ſeine „Beiträge zu den Mitteln der Volkserziehung im Geiſte der Menſchenbildung“, ſeine „Vaterlehren“, die „Erinnerungen aus ſeinem pädagogiſchen Leben und Wirken“, ſeine „Beſtrebungen und Erfahrungen im Gebiete der Volkserziehung“ ꝛc. heraus, und verſuchte ſich an ſeinem Lebensabend auch mit Gedichten, die Weishaupt in ſeinen Liederſammlungen vielfach benützte und von denen einige volksthümlich geworden ſind. Dieſe weder formvollendeten, noch geiſtig hervorragenden, aber kindlich-gemüthlichen Poeſien waren der Ausklang ſeines ſchönen, glücklichen Lebens, das nach kurzer Krankheit den 25. Juli 1844 ſanft erloſch. Impoſant war ſein Leichenbegängniß. Pfarrer Weishaupt hielt ihm in ergreifenden Worten, die noch in mir forttönen, die Leichenrede.

Krüſis Stärke lag weder in umfaſſender Bildung, noch in ſcharfem Intellect und aufreibender Thätigkeit, ſondern im Gemüthe, in der Liebe, in der edeln, frommen Geſinnung. Einer ſeiner Söhne, Hermann, mein ehemaliger Lehrer, Profeſſor in Oswego in Nordamerika, hat des Vaters Gedichte mit einem Nekrolog edirt (1845) und uns von Amerika aus auf

Digitized by Google

den 100. Geburtstag ſeines Vaters, der in Gais officiell und familiär gefeiert wurde, mit einem engliſch geſchriebenen Werk über das Leben, das Werk und den Einfluß Peſtalozzis mit biographiſchen Notizen über ſeine Mitarbeiter überraſcht, das nicht nur ein der Erinnerung an den Vater dargebrachter Tribut der Dankbarkeit und Liebe, ſondern, ſo viel ich weiß, als erſte in der neuen Welt erſchienene größere und einiges Neue darbietende Arbeit über Peſtalozzi ehrenvoll erwähnt zu werden verdient, um ſo mehr, als ſie in einem beſondern intereſſanten Artikel auch die Entwicklung des Schulweſens in den Vereinigten Staaten vorführt. Heim, Decan.

Guſtav Tobler.

[Quellen: Toblers Schriften. — Magers pädagog. Revue. — Appenzelliſches Monatsblatt. — Verhandlungen der ſchweiz. gemeinnützigen Geſellſchaft 1843. — Pestalozzi: His life, work and influence, by Hermann Krüsi A. M.]

Tobler iſt der älteſte der vier appenzelliſchen Pädagogen (Tobler, Krüſi, Niederer und Ramſauer), die enge mit dem Leben und den Schickſalen Peſtalozzis verbunden ſind. Wie ſein berühmterer Namensvetter, Med. Dr. Titus Tobler, ſtammt er von Wolfhalden. Geboren in Trogen den 17. Dezember 1769, verlor Guſtav frühe ſeine ſchlichten, treuen Eltern, kam dann zu Verwandten in Wolfhalden, Thal und Gais, ſollte erſt Bäckerlehrling werden und dann ſich der lucrativen Mouſſelinefabrication widmen, nachdem er bis zu ſeinem 12. Jahre die armſelig beſtellte Volksſchule beſucht und wenig genug darin gelernt hatte. Aber er war weder zum Bäcker, noch zum Fabricanten, ſondern zum Pädagogen beſtimmt. Das zeigte ſich ſchon in Gais, wo er dem Pfarrer als Gehülfe in der Kinderlehre zur Seite ſtand, die jungen Leute, ſo gut es gieng, darauf vorbereitete und in verſchiedenen Häuſern die Stelle eines Repetenten des magern Primarſchulſtoffs übernahm. Indeſſen zog ihn zunächſt das Pfarramt mehr an als das eines Schulmeiſters. Wir ſehen den 23jährigen Tobler, mangelhaft vorbereitet und mit geringen finanziellen Hülfsmitteln verſehen, auf der Hochſchule in Baſel. Aber bei allem Fleiße wollte es mit den claſſiſchen Sprachen nicht vorwärts gehen, und ſo kam es, daß er die Stelle eines Privatlehrers in einer reichen Familie Baſels übernahm. Die Schriften der Philanthropiſten, namentlich aber Peſtalozzis „Lienhard und Gertrud“ hatten das Ihrige dazu beigetragen. Ja, „Lienhard und Gertrud“ begeiſterte ihn ſo, daß er die Grundſätze des Buches in einer Schule anzuwenden ſuchte, die er unter Mitwirkung edler

Digitized by Google

Freunde für jene armen Mädchen geſtiftet hatte, welche aus der öſtlichen Schweiz nach Baſel gebracht worden waren, „um ſie vor den Schrecken des Krieges und der Hungersnoth zu retten".

Sechs Jahre hatte Tobler in Baſel geſchulmeiſtert, als er ſich, unzufrieden mit der bisher angewendeten ſokratiſchen Methode und den erzielten Leiſtungen, durch Fiſcher in Bern mit Peſtalozzis Werk bekannt machen ließ und von demſelben zum Mitarbeiter an der aus Auftrag der helvetiſchen Regierung in Burgdorf zu gründenden Normalſchule eingeladen wurde. Nach Fiſchers Tod bewog ihn Krüſi, den er ſchon in Gais kennen gelernt und der ihn in Baſel aufgeſucht hatte, nach Burgdorf zu ziehen, um mit ihm an Peſtalozzis Seite zu wirken. Dieſer nöthigte ihm die höchſte Bewunderung und Verehrung ab, wenn er auch in vielen Einzelheiten des Unterrichts und der Methode nicht mit ihm einig gehen konnte. Er ſelbſt warf ſich ſpeciell auf Geographie, Naturkunde und Geſang, namentlich auf erſteres Fach, und brach durch Anwendung der peſtalozziſchen Methode einer ganz neuen Behandlung desſelben Bahn, von welcher Ritter ausgieng, als er die Geographie mit einem Schlage zu einer neuen Wiſſenſchaft erhob.

Im Herbſt 1800 ſollte er im Auftrag Peſtalozzis die Stimmung in Baſel über deſſen Unternehmen erforſchen, bei welchem Anlaſſe man ihn zu überreden ſuchte, in Baſel zu bleiben und eine Schule nach Peſtalozzis Methode zu leiten. Tobler lehnte ab aus reiner Anhänglichkeit an Peſtalozzi, und zum Dank dafür erhielt er von dieſem den Abſchied, vielleicht weil er es gewagt hatte, in ökonomiſchen Dingen unwillkommenen Rath zu ertheilen. Das perſönliche Verhältniß Beider war nie ein recht herzliches, und Toblers Lieblingsfach, die Geographie, ſtand bei Peſtalozzi nicht im Vordergrund.

Im Winter 1800—1801 ſehen wir Tobler an der Spitze einer ſtark beſuchten peſtalozzianiſchen Schule in Baſel. Hier verehelichte er ſich mit der Tochter eines Stadtgeiſtlichen. Peſtalozzi beſuchte Tobler auf dem Rückweg von der helvetiſchen Conſulta in Paris, that Abbitte und engagirte ihn aufs Neue. Tobler zog mit Frau und Kind 1803 wieder nach Burgdorf, wo er aber in Folge der Geldverlegenheit des Meiſters keine Beſoldung bezog und ſo bald ſelbſt in ökonomiſche Bedrängniß gerieth. Als ſich die Anſtalt 1804 trennte, übernahm Tobler mit Muralt die Leitung der Abtheilung in Münchenbuchſee und ſtand hier zwiſchen zwei Feuern, zwiſchen Peſtalozzi und Fellenberg. Sie beſtand nur ein Jahr und wurde nach Iferten verſetzt, Tobler mit ihr. Hier fand er auch ſeinen Freund Niederer, den er ſchon in Baſel auf der Hochſchule kennen gelernt und den er bewogen hatte, als Pfarrer von Sennwald zu reſigniren und ſich Peſtalozzi anzuſchließen. Trotz allen freundſchaftlichen Banden und aller Verehrung Peſtalozzis ſah er ſich der Unverträglichkeit ſeiner Stellung wegen genöthigt, Iferten zu ver-

Digitized by Google

laſſen und ſein Brot anderswo zu ſuchen. Tobler iſt ein richtiger, pädagogiſcher Wanderer geweſen. Wir treffen ihn zunächſt wieder in Baſel, nachher in Mühlhauſen, wo er mit großem Erfolg zuerſt eine kleine Zahl von Zöglingen, dann Hunderte von Fabrikkindern, 400—600, unterrichtete, denen er auch predigte, und auf die er höchſt ſittigend einwirkte, dann nach Auflöſung dieſer Schule 1811 wieder in Baſel, wo er ſeine Geographie nach peſtalozziſcher Methode ausarbeiten und vollenden wollte, aber vor Beendigung dieſes ſeines Hauptwerkes gezwungen war, wieder eine Stelle zu ſuchen, die er 1812 an der Kantonsſchule in Glarus fand und Jahre lang, bis zur plötzlichen Aufhebung derſelben, bekleidete. Ebenſo plötzlich wurde ihm ſpäter eine Hauslehrerſtelle in Glarus gekündet. „Ein Märtyrer der Wahrheit", gab er in wahrhaft drückender Lage Volksſchriften heraus, ſo „Ali und Ala", „Peter oder die Folgen der Unwiſſenheit", „Ferdinand Dulder", auch ſeinen „Gotthold oder der wackere Seelſorger auf dem Lande", und ein Probeblatt von Predigtplänen. Wir ſehen, der Theologe machte ſich immer wieder geltend. Dann eröffnete er 1820 eine Knabenanſtalt in Arbon, die er ein Jahr ſpäter nach St. Gallen verſetzte, wo ſie ſich einer ſehr großen Frequenz und Anerkennung erfreute. In St. Gallen ſtand Tobler auf dem Höhepunkt ſeiner pädagogiſchen Wirkſamkeit. Hier erſchien auch nach ſeinem Tode die 2. Auflage ſeiner Formenlehre in Verbindung mit den reinen Elementen des freien Handzeichnens und mit Andeutung für methodiſche Behandlung der geometriſchen und perſpectiviſchen Darſtellung der Grundformen. Bei geſchwächter Geſundheit übergab er die Anſtalt in den Dreißigerjahren ſeinem ältern Sohne Guſtav, der ſie aber 1836 aufhob, um einem Rufe Niederers nach Iferten zu folgen, worauf Vater Tobler nach Baſel zog und hier wieder litterariſch thätig war. Noch einmal wanderte er von Baſel nach Nyon, wo ein jüngerer Sohn, nachdem Niederer und der ältere Bruder Iferten verlaſſen hatten und nach Genf überſiedelt waren, eine Erziehungsanſtalt gegründet hatte. Hier brachte er die letzten fünf Jahre ſeines Lebens zu. Die letzte Hand an ſeine vielen Schriften wollte er noch in Trogen bei ſeinem ältern Sohne, der Director der Kantonsſchule geworden war, anlegen. Schon war dort Alles zu ſeinem Empfang bereit, als ihn Krämpfe und apoplektiſche Anfälle überfielen, denen er bald erlag. Er ſtarb den 10. Auguſt 1843 und wurde den 14. gl. Mts. in Nyon beſtattet. Die letzten von ihm geſchriebenen Worte waren: „Wer erziehen will, muß es in der Schule Gottes, des heiligſten Erziehers, in der Schule Chriſti lernen".

Tobler, kein Genie, aber ein Talent, iſt ſeinen pädagogiſchen Idealen in allen Kämpfen und Stürmen des Lebens treu geblieben. Auf religiöſer Grundlage erwuchs ihm ein edles, ſittliches Streben. „Tobler", ſagt Niederer, „war der unperſönlichſte, überperſönlichſte Menſch von Allen, die ich je

Digitized by Google

kannte, nur der Sache, der er lebte, und den Perſonen, in welchen ſie ihm erſchien, mit Abſtraction von ſeiner Perſon und wahrhaft chriſtlicher Selbſtverläugnung ergeben."

Sein Sohn Guſtav war von 1842—1857 Director der Kantonsſchule in Trogen. Mit ihm kam ich in vielfache Berührung. Heim, Decan.

Johann Chriſtoph Buß.

1776—1855.

[Quellen: Peſtalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, 2. und 3. Brief. — Krüſi, Erinnerungen aus meinem pädagogiſchen Leben und Wirken. — Neuer Nekrolog der Deutſchen 1843, S. 738 (Tobler).]

Unter den drei Mitarbeitern, mit welchen Peſtalozzi im Sommer 1800 im Schloß Burgdorf ſein Epoche machendes Erziehungsinſtitut eröffnete, befand ſich auch ein Deutſcher, der, obwol dem Handwerkerſtande angehörig, durch Befähigung und innern Beruf doch ganz und gar zum Lehrer geſchaffen war und ſich auch bald als tüchtigen praktiſchen Interpreten der peſtalozziſchen Erziehungsmethode erwies. Es war der Buchbinder Joh. Chriſtoph Buß von Tübingen, ein ebenſo ſtrebſamer als talentvoller Kopf, deſſen ſchöne Jugendhoffnungen aber jählings zertrümmert worden waren und dem nun in Burgdorf ein neuer Anfang neuen Strebens aufleuchtete. Sein Vater Joh. David Buß war Thorwacht am theologiſchen Stift in Tübingen, der Sohn deshalb in ſeinen Kinderjahren beſtändig im Verkehr mit den Studenten, und durch den Anblick der gelehrten Profeſſoren, die täglich in feierlichem Talar mit Dreiſpitz und Degen in der Thorwachtſtube ein- und ausgiengen, frühe ſchon von tiefer Verehrung für die Wiſſenſchaft erfüllt. In der Lateinſchule hatte er mit ungewöhnlichem Eifer die alten Sprachen, auch das Hebräiſche, erlernt, und nun war ſein ganzes Sehnen darauf gerichtet, ſich einer wiſſenſchaftlichen Laufbahn zu widmen, der Theologie, meinte die Mutter, eine verſtändige Apothekerstochter aus Rottenburg, den Sprachen, wünſchte er ſelber, den ſchönen Künſten, entſchied der Vater. Chriſtoph zeigte nämlich beſondere Anlagen für Zeichnen und für Muſik. Hatte er doch ohne weitere Anleitung Violin und Flöte ſpielen gelernt und, nachdem ein Student ihn ein halbes Jahr im Clavier unterrichtet, ſich darin ſelbſt ſoweit fortgebildet, daß er mit 12 Jahren einer Frau und einem andern Knaben mit beſtem Erfolg Clavierunterricht ertheilte. Allein nun machte ein Ereigniß

Digitized by Google

all seinen Träumen mit Einem Schlag ein Ende. Nicht nur wurde sein Gesuch um unentgeltliche Aufnahme in die neu errichtete Akademie der schönen Künste und Wissenschaften in Stuttgart — die Eltern hatten noch fünf andere Kinder zu erziehen und vermochten für seine weitere Ausbildung keine Opfer zu bringen — abschlägig beschieden, sondern es erschien gleichzeitig auch ein Erlaß des Herzogs Karl, der alle Söhne aus der mittlern und niederen Bürgerclasse von den Studien ausschloß. Dieser Erlaß lähmte seinen Jugendmuth völlig.

„Meine Stimmung war bis zur Gleichgültigkeit versunken", schrieb er später. „Ich nahm das Buchbinderhandwerk an, wie ich jedes andere hingenommen hätte, um durch die Zerstreuung anhaltender Handarbeiten alles Andenken an meine Jugendträume in mir selbst auslöschen zu können. Ich konnte es nicht. Ich arbeitete; aber ich war unaussprechlich unbefriedigt und nährte heftige Gefühle wider das Unrecht einer Gewalt, die mich gegen die Gewohnheit der Vorzeit, nur weil ich aus den niedern Ständen war, von den Mitteln einer Bildung und von Hoffnungen und Aussichten ausschloß, die zu erreichen ich schon einen großen Theil meiner Jugendzeit verwandt hatte. Ich machte Reisen (er arbeitete u. A. in Jaxthausen und Heilbronn), aber die Welt war mir zu eng. Ich wurde melancholisch, kränkelte und mußte wieder nach Hause." Was ihn einzig noch aufrecht hielt, war die Hoffnung, sich arbeitend die Mittel zu erwerben, um vielleicht anderwärts doch noch studiren zu können.

So kam er nach mehrjährigen Wanderfahrten im Februar oder März 1800 nach Basel und trat in Arbeit in der Absicht, sobald wie möglich nach Genf zu gelangen, wo er Sprachstudien zu machen gedachte. In Basel wohnte ihm gegenüber als Hauslehrer ein Student der Theologie, der durch das allabendliche Flötenspiel und die Zeichnungen am gegenüberliegenden Fenster auf den ungewöhnlichen Buchbindergesellen aufmerksam geworden, mit ihm anknüpfte und in theilnehmendem Verständniß für seinen Gram darauf Bedacht nahm, wie er seinen Talenten Anerkennung verschaffen könnte. Es war der Appenzeller Johann Georg Tobler, der Freund Hermann Krüsis, von Pestalozzi zum Gehülfen für seine schriftstellerischen Arbeiten ausersehen. Da nun eben damals — im Frühjahr 1800 — Krüsi und Pestalozzi ihre beiderseitigen Schulen vereinigten und den Plan zur Gründung einer größern Erziehungsanstalt verabredeten, kam Krüsi nach Basel, um für dieselbe einen Mann zu suchen, der zeichnen und singen könne. Tobler wies ihn an Buß. Dieser brach rasch entschlossen, ohne nur nach Gehalt und Bedingungen zu fragen, nach Burgdorf auf und eilte so dem Manne zu, vor dem er als vor einem „Halbnarren" gewarnt worden war, den er aber durch die Lectüre von „Lienhard und Gertrud" längst ins Herz geschlossen hatte.

Digitized by Google

Es war im Juli 1800. Buß war damals 24 Jahre alt, ein hochgewachsener, stattlicher Jüngling mit gewinnendem blauem Auge und edler Stirn, und erfüllt von Begierde, seiner Buchbinderei losgeworden, auf anderem Gebiete etwas Tüchtiges zu leisten. Trotz der enttäuschenden Erscheinung fesselte Pestalozzi ihn mächtig. „So sah ich noch keinen Menschen mein Herz suchen", sagt er, „aber so hat auch noch keiner mein Zutrauen gewonnen". Es bedurfte nun freilich einiger Zeit, bis Buß sich in das ihm völlig Neue der Methode Pestalozzis eingelebt hatte; aber einmal zu klarem Verständniß durchgedrungen, erfaßte er sie mit solcher Wärme und Sicherheit, daß ihm die praktische Durchführung an der Jugend vorzüglich gelang. Pestalozzi freute sich hierüber um so unverhohlener, je mehr er dem Zeichnen als der Darstellung und Probe des Angeschauten in seinem Unterrichtssystem eine geradezu fundamentale Bedeutung beimaß. „Du weißt mein Urtheil über die vergrabenen Kräfte in den untern Ständen", schrieb er am Neujahr 1801 an Geßner. „Welch ein Beleg ist Buß zu dieser Meinung! Was ist aus diesem Mann in sechs Monaten geworden! zeige Wieland seinen Versuch zu einem ABC der Anschauung. Habe ich nicht Ursache auf diese Erstlinge meiner Methode (Krüsi, Buß und Tobler) stolz zu sein?" — Das ABC der Anschauung aber, worüber Pestalozzi eine mit Buß gemeinsam ausgearbeitete Schrift eben dieses Namens herausgab (Zürich und Tübingen 1808), bestand in Folgendem: die Schüler, auch die kleinsten, zeichneten Linien, Quadrate, Kreise und daraus abgeleitete Figuren, indem sie zugleich die Grundformen derselben beobachten, beschreiben, erklären und nachher frei zu neuen Formen verbinden mußten. „Die Worte des Lehrers: „ich ziehe von der Linken zur Rechten eine wagrechte Linie" sprachen die Kinder ausübend nach. Der Lehrer fährt fort: „ich theile diese wagrechte Linie durch einen Punkt in zwei gleiche Theile" u. s. w., bis die beabsichtigte Figur vollendet ist. Dann mißt er mit dem Zirkel eines jeden Zeichnung. So brachten es die Schüler zu großer Sicherheit. Sie beschrieben Kreise, als hätten sie sich des Zirkels bedient; sie zeichneten Hände, Augen, Köpfe; einer bildete aus freier Hand eine Landkarte in verjüngtem Maßstab vollkommen richtig nach". Krüsi sprach noch nach Jahren mit hoher Anerkennung von den hauptsächlich durch Buß in Burgdorf eingeführten „Uebungen der Formen- und Größenlehre" die ihrer Neuheit und Wichtigkeit wegen so großen Beifall ernteten, daß alle übrigen Lehr- und Bildungsfächer Gefahr liefen, von dem jüngsten Kind der Methode, der Anschauungslehre des Raumes, in den Schatten gestellt zu werden. An den Zeichnungsübungen wäre auch die Schärfe des Auges, die Sicherheit der Hand und die Leichtigkeit aufgefallen, immer neue Figuren nach gegebenen Bedingungen zu erfinden und daran den Sinn für das Schöne zu bilden und die Kraft zu gewinnen, es in sich zu erzeugen

Digitized by Google

und äußerlich darzuſtellen". Buß fertigte auch Lehrmittel in Bildern für den Anſchauungs- und Sprechunterricht an und bildete mit Krüſi aus den Uebungen Peſtalozzis die bekannten Einheiten- und Bruchtabellen. Zum Gebiet der Sprache rechnete Peſtalozzi auch den Geſang. Die Bearbeitung desſelben als elementares Bildungsmittel aber, wozu Buß ihn in Burgdorf und Yverdon ausbildete, wie ſeine methodiſche Weiterführung durch Nägeli und Pfeiffer „gehört zum Vollendetſten, was aus der peſtalozziſchen Schule hervorgegangen iſt" (Krüſi). Buß hatte überhaupt „ausgezeichnete Talente vielfacher Art, beſonders für die Kunſt. Er iſt dazu geboren", ſagt Gruner, „Anſchauungslehre zu unterrichten. Er hat unermüdete Thätigkeit, Energie und Kraft und zeigt beim Unterrichte eine bewunderungswürdige Geduld". Auch unter den Lehrern, deren Zahl ſchon in Burgdorf auf mehr denn zwanzig angewachſen war, übte er nach Muralts Zeugniß einen bedeutenden Einfluß aus, und als nach der erziehungsräthlichen Prüfung des Inſtituts durch Ith und Benteli (1802) die Regierung dasſelbe in ein helvetiſches Staatsſeminar unter Peſtalozzis Direction umzuwandeln beſchloß, wurde er in Anerkennung ſeiner Verdienſte nebſt Krüſi zum Lehrer desſelben gewählt. Es iſt indeſſen bekannt, daß die Mediationsacte vom 11. Februar 1803 die Verwirklichung dieſes Beſchluſſes vereitelte.

Als Peſtalozzi im Juni 1804 das prächtige Schloß Burgdorf mit dem ganzen friſchen, begeiſterungsvollen und gemüthlichen Leben, das ſich darin entwickelt hatte, verlaſſen und die Leitung der nach Münchenbuchſee verpflanzten Anſtalt an Fellenberg abtreten mußte, zogen Buß und Barraud mit Peſtalozzi und acht Zöglingen nach Yverdon und arbeiteten in der Stille weiter, bis Ende Juni 1805 das geſammte übrige Perſonal von Lehrern und Schülern ebendahin nachfolgte. Hier begannen nun leider nur allzufrüh die in der Verſchiedenartigkeit der zuſammenwirkenden Kräfte begründeten Differenzen ſich auszubilden, die den Keim der Zerſetzung in die geniale Schöpfung des Meiſters hineintrugen. Buß, der das offene Hervorbrechen derſelben kommen ſah, ſchied 1806, ſein Erbe Schmid hinterlaſſend, aus der Anſtalt Peſtalozzis und ebenſo aus dem von Krüſi und Hopf in Yverdon gegründeten Töchterinſtitut, beſonders auf Veranlaſſung Roſette Kaſthofers, der Leiterin desſelben und nachmaligen Gattin Niederers, und begab ſich zurück nach Burgdorf, wo er ſo glücklich geweſen und wo ſich ihm auch jetzt als Geſang- und Zeichnungslehrer ein erfolgreicher Wirkungskreis aufſchloß.

Im Juli 1806 wurde der Rheinbund geſtiftet, dem zufolge die ſüddeutſchen Staaten Napoleon ein Heer von 63,000 Mann zur Verfügung ſtellen mußten. Der gleichzeitig ausbrechende Krieg mit Preußen rief alle jungen Männer Württembergs, auch die im Ausland wohnenden, bei Verluſt der Heimat unter die franzöſiſchen Fahnen. Buß, der ſich nicht ſtellte, büßte

Digitized by Google

deshalb sein deutsches Bürgerrecht ein und sah sich genöthigt, ein neues zu erwerben. Am 1. März 1807 kaufte er sich, weil dies damals in den Städten einem Landesfremden nicht möglich war, statt in Burgdorf, im benachbarten Kirchberg ein, und um dieselbe Zeit vermählte er sich mit Süsette Stähli, der Tochter eines Fabricanten von Burgdorf, die ihm einen Sohn und sechs Töchter schenkte, von denen zwei heute noch leben. Außer seiner Thätigkeit als Lehrer und Musikdirector betrieb er zugleich ein Buchbindereigeschäft und eine Buchhandlung. 1819 siedelte er dann auf Betreiben seines Freundes Professor Beck in Bern, hauptsächlich aber um der Studien seines Sohnes willen, an den Sitz der Akademie über. Hier in Bern verlebte er mit seiner Familie den Rest seines Lebens. 36 Jahre lang wirkte er ununterbrochen als Zeichnungs- und Gesanglehrer am Progymnasium und der Akademie, als Organist, Leiter von Gesangchören und Musiker, überhaupt im unverdrossenen Dienst seiner Kunst. Er spielte, in allem Autodidakt, eine große Zahl von Instrumenten mit gleicher Fertigkeit, mit Vorliebe Cello, Flöte und Horn, eine Vielseitigkeit, in der ihn ein staunenswerthes musicalisches Gedächtniß unterstützte. Noch heute sehe ich ihn, wie er in Grindelwald, bei seinem Sohn auf Ferienbesuch, auf der Pfarrhauslaube in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit Zeichnungsvorlagen für alle Stufen entwarf, wie er noch in ehrwürdigem Silberhaar an uns Enkeln die Kraft der pestalozzischen Anschauungsmethode erprobte und mit uns sang und rechnete. Er gab auch ein in den bernischen Schulen viel gebrauchtes methodisches Rechnungsbuch heraus, componirte Lieder für Männerchor, begann noch in hohem Alter in Oel zu malen, und gönnte sich nicht Rast noch Ruhe, bis er am 25. September 1855, beinahe 80 Jahre alt, nach kurzer Krankheit seiner reichen Thätigkeit entrissen wurde. — Kurz vorher war es ihm vergönnt, noch einmal seine alte Heimat Tübingen zu sehen. Dieser Besuch, der ihn u. A. mit zwei ebenso hochbetagten Brüdern zusammenführte, gestaltete sich zu einem Freudenfest, das die musicalischen Kreise Tübingens wie die Presse in ehrender Weise feierten. — Buß blieb lebenslang wie seinen Freunden Krüsi, Tobler u. A. (sein Burgdorfer College Näf, später Begründer und Leiter von Seminarien in den Vereinigten Staaten, wurde zugleich sein Schwager, indem er die in Burgdorf am Unterricht der Kleinen bethätigte Luise Buß heiratete) so auch Pestalozzi und seinem Geiste treu. Mit Liebe und Gewissenhaftigkeit seinem Berufe hingegeben, streng im Unterricht, daneben aber ein warmer Kinderfreund, mit den Kindern Kind, unter Männern Mann, nahm er die Achtung Aller ins Grab, und der Dank der Enkel bleibt ihm bis heute.

Ernst Buß.

Digitized by Google

Johannes Ramſauer.

[Quellen: Ramſauers Schriften. — Kopfs pädagogiſches Deutſchland. — Appenzelliſches Monatsblatt. — Raumers Geſchichte der Pädagogik.]

Der jüngſte der vier appenzelliſchen Hauptgehülfen Peſtalozzis iſt Ramſauer, der unter ihnen eine beſondere Stellung einnimmt. Sein Leben iſt am wenigſten bekannt, noch weniger das dreier anderer Appenzeller, die auch um Peſtalozzi waren und ihm dienten, deren wir hier kurz Erwähnung thun wollen. Wir meinen Nänny, Fitze und Knuſert. — J. Konrad Nänny von Herisau, deſſen Vater Schulmeiſter im Gries in Herisau war, geb. 1783, war eine „liebliche Erſcheinung“ und neben Grob der poetiſch begabteſte Appenzeller. Er blieb nur einige Jahre in Peſtalozzis Anſtalt und kam dann nach Frankfurt, wo er an einer Muſterſchule angeſtellt war. Später wirkte er in Kreuznach als Lehrer. 1809 verzichtete er auf das Bürgerrecht in Herisau, da er dasjenige in Frankfurt erworben hatte. — J. J. Fitze von Bühler beſaß ein eigenhändiges Zeugniß Peſtalozzis als ehrenvolles Document ſeiner pädagogiſchen Laufbahn in Iferten. Fitze leitete viele Jahre mit großem Erfolg eine Privatrealſchule in Herisau, bis er an die dortige neu gegründete Realſchule berufen wurde. Er war ein Meiſter im Rechnen und Zeichnen. — Aloys Knuſert von Appenzell war Jahre lang beliebter Geſanglehrer in Iferten, gründete dann daſelbſt eine eigene Erziehungsanſtalt, konnte aber den Erfolg nicht an ſich feſſeln. Er wirkte ſpäter an einer Schule in Appenzell und ſtarb dort in bedrängten Umſtänden. Eine poſthume „franzöſiſch-deutſche Sprachlehre“ von ihm erſchien 1827 in St. Gallen. — Ramſauer erwähnt in ſeiner „Kurzen Skizze“ ꝛc. auch einen Joſeph Knuſert aus Appenzell, der von 1801—1805 Zögling und von 1805—1807 einer der thätigſten Unterlehrer Peſtalozzis war, 1807 als Lieutenant in franzöſiſche Dienſte trat und 1811 in Barcelona ſtand und ſich durch Menſchlichkeit und Tapferkeit auszeichnete. — Von J. C. Zuberbühler von Gais wird noch ſpeciell die Rede ſein. Appenzell A.-Rh. und -J.-Rh. lieferten mithin Peſtalozzi nicht weniger denn acht Gehülfen, von denen drei, Krüſi, Niederer und Ramſauer, 16 Jahre bei ihm waren.

Ramſauer, geboren im Mai 1790 in Herisau, befand ſich auch unter den im Jahr 1800 nach Bern ausgewanderten Kindern, nicht aus Noth, ſondern weil er Neues ſehen und lernen wollte. Die treffliche, verwittwete Mutter ließ ihn nur ungern ziehen. Der Knabe kam zuerſt zu Frau v. Werth in Schleumen, die ihn mit einem Cameraden nach Burgdorf in Krüſis und dann in Peſtalozzis Schule ſchickte. „Bei dieſem“, ſagt er, „lernte ich nichts ſchulgerecht, ſo wenig als andere Schüler; ſein heiliger Eifer aber, ſeine

Digitized by Google

hingebende, ſich ſelbſt ganz vergeſſende Liebe, ſeine, ſogar in die Augen der Kinder fallende, ernſte, gedrückte Lage machten den tiefſten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das ſeinige", und als Peſtalozzi ſein Inſtitut im Schloß Burgdorf eröffnete, war er der erſte Zögling im Schloß, der dort unterrichtet und erzogen werden ſollte, aber als „Tiſchdecker" auch alle möglichen häuslichen Arbeiten zu verrichten hatte, darunter ſehr ſchwere, wie das Treten eines Waſſerrades. Während ſeines 16jährigen Aufenthaltes bei Peſtalozzi mit „mancherlei Freud und Leid" war er, wie er ſelbſt ſagt, in allen möglichen Verhältniſſen zur Anſtalt geſtanden: als Schüler, Pflegekind, kleiner Hausknecht, Unter-Unterlehrer, Unterlehrer, Inſtituts-Buchbinder, Inſtituts-Tambour, Fagot-Bläſer, Schreiber und Inſtituts-Nachtwächter, dann als Oberlehrer, zwei Jahre als beſonderer Vertrauter Peſtalozzis, und endlich, wie alle ſeine alten Freunde, durch Joſeph Schmid verdrängt." In ſeinen Memorabilien heißt es: „Peſtalozzi forderte eine gänzliche Hingebung an ſeine Perſon und Sache. Dieſe Forderung aber grenzte oft an das Unmögliche. So mußte ich z. B., während dem ich in den Jahren 1806—1810 zuerſt die Buchbinderprofeſſion, darauf das Drechſeln und endlich ein ganzes Jahr täglich ſechs Stunden die Mechanik bei einem tüchtigen Meiſter praktiſch erlernte, in derſelben Zeit dennoch täglich 5—6 Stunden Unterricht geben, Aufſicht halten, bei allen militäriſchen Uebungen die Trommel führen, allen Lehrerverſammlungen beiwohnen, ſehr oft des Nachts von 2—4, ja bis 6 am Bette Peſtalozzis ſchreiben, was er mir dictirte, und wie ſchwer das war, davon hat kein Menſch einen Begriff. Wurde ich krank vor lauter Anſtrengung, ſo pflegte er mich treu wie eine Mutter, aber ungeſchickt wie ein Kind. War ich wieder geſund, ſo fieng Alles von vorn wieder an." Peſtalozzi ſchätzte ihn ſehr, verwandte ihn unzählige Mal als Sprecher und Führer, wenn Beſuch da war, und exemplirte an und mit ihm, wie im Armen eben ſo viele Kräfte liegen als im Reichen und man daher die Volksſchule verbeſſern müſſe, gab ihm ein glänzendes Abſchiedszeugniß und bewahrte ihm ſeine Liebe auch nach der Trennung. Kein Gehülfe hat ihm ſo vielſeitig, mit einer ſolchen Ausdauer und ſo fern von aller Bequemlichkeit gedient wie Ramſauer, dem auch nachzurühmen iſt, daß er ſich in ſeiner Lebensſkizze und ſeinen Memorabilien bei aller Liebe zu Peſtalozzi ſo objectiv und wahr als möglich von ſeinem Standpunkte aus über ihn und deſſen Mitarbeiter ausgeſprochen hat. Wie ſchön und treffend ſagt er von Peſtalozzi, die Liebe ſei ſeine Methode geweſen! Er hat uns auch deſſen Worte über Peſtalozzis treue Magd, Liſabeth Krüſi, von Gais aufbehalten: „Im Grabe noch würde ich mich umdrehen und im Himmel nicht ſelig ſein können, wüßte ich nicht, daß Liſabeth nach meinem Tode mehr verehrt würde als ich ſelber, denn ohne ſie würde ich lange

Digitized by Google

nicht mehr leben und du (Ramſauer) wäreſt auch nicht, was du nun biſt". Und doch verſtieß Peſtalozzi auch ſie unter dem faſt dämoniſchen Einfluß Schmids. Sie ſtarb im Armenhaus in Gais, wo ich ſie kennen gelernt habe.

Ramſauer mußte früh „ſchwimmen" lernen. Peſtalozzi vertraute ihm, als er 12 Jahre alt war, eine Claſſe von 30 Knaben und Mädchen der Stadtſchule in Burgdorf, ohne alle Anleitung von ſeiner Seite, und bald darauf die unterſte Claſſe der Zöglinge im Inſtitute ſelbſt. Da hieß es buchſtäblich lehrend lernen. Und Ramſauer lernte mit erſtaunlichem Fleiße und ſteigendem Erfolg. Im 16. Jahre wurde er beſoldeter Unterlehrer und im 20. Oberlehrer. Seine ſpeciellen Fächer waren Zeichnen, Formen- und Größenlehre und Gymnaſtik. Er war der Erſte in Iferten, der mit Bleiſtift auf Papier zeichnete. Er arbeitete auch einen ſtufenmäßigen Figurencurs für das Handzeichnen und die Perſpective aus. Nach kurzem Aufenthalte bei Fellenberg in Münchenbuchſe im Jahr 1804 berief ihn Peſtalozzi wieder zu ſich nach Iferten, wo das „Inſtitut" plötzlich ſo groß wurde, daß dieſer ihm nicht mehr gewachſen war.

Schon im Jahr 1812 wurden ihm Stellen im Ausland angetragen; er nahm indeſſen eine ſolche erſt 1816 an. Peſtalozzi bezeugte ihm, daß er in ſeinen Fächern mit dem ausgezeichnetſten Erfolge gearbeitet habe, und nennt ſich ſeinen ihn ewig liebenden Freund. „Es freut mich ſo lange ich leben werde, daß ich im Frieden und von ſeinen beſten Segenswünſchen begleitet, das Inſtitut verließ und daß ich noch faſt drei Jahre lang die freundlichſten Briefe von ihm erhielt", ſagt Ramſauer in ſeiner Lebensſkizze.

Im April 1816 trat er eine Lehrſtelle an einer neu errichteten Lehr- und Erziehungsanſtalt in Würzburg an, hörte zugleich auf der Hochſchule Vorleſungen und gab Privatunterricht, wurde bald ein viel begehrter Lehrer und folgte 1817 einem Ruf nach Stuttgart als Lehrer der Prinzen Alexander und Peter von Oldenburg[1] und als Vorſteher und Lehrer einer Elementarſchule für Kinder gebildeter Eltern. Im gleichen Jahre verehelichte er ſich mit Wilhelmine Schultheß von Zürich, die er in Peſtalozzis Töchterinſtitut kennen gelernt hatte. „Durch die Verbindung mit ihr", ſagt er, „lernte ich wieder beten und dadurch das Wort Gottes kennen. Jetzt erſt fand ich den Frieden und

[1] Die Mutter der beiden Prinzen, die auch von Uhland verherrlichte Königin Katharina von Württemberg (vergl. Correſpondenzblatt des Archivs der ſchweizeriſchen Schulausſtellung, II. Jahrg. 1879, S. 6) war eine Schweſter des Kaiſers Alexander von Rußland, die beide Peſtalozzi perſönlich kannten und an der Spitze Derer ſtanden, welche die Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke beförderten. Ramſauer hebt hervor, daß an keinem deutſchen Hofe die fürſtlichen Kinder eine ſo lange Reihe von Jahren von einem Zögling Peſtalozzis unterrichtet worden ſeien, wie am oldenburgiſchen, nämlich 20 Jahre.

Digitized by Google

die Liebe, die ich als Chriſt und Erzieher haben ſollte.“ Zwölf Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter, entſproßen ſeiner Ehe, die alle mit großer Liebe an den Eltern hiengen und ihrer Erziehung Ehre machten.

1818 wurde er Lehrer am Katharinenſtift und an einer neuen Realſchule in Stuttgart. 1820 wanderte er mit den genannten Prinzen nach Oldenburg, um den Unterricht in der Mathematik, im Zeichnen und in der Gymnaſtik mit ihnen fortzuſetzen, in welchen Fächern, wie in der Geometrie und Geographie, er ſpäter auch die Herzoginnen Amalia und Friederike von Oldenburg unterrichtete, leitete Jahre lang in Oldenburg eine Privatſchule für Töchter aus den gebildeten Ständen und war daneben an der dortigen Cäcilienſchule für Töchter als Lehrer im Zeichnen und Rechnen angeſtellt. Er ſtarb in hohem Anſehen in Oldenburg den 15. April 1848.

Von Ramſauers Schriften nennen wir ſeine „Zeichnungslehre“, Stuttgart und Tübingen 1821, ſeine „Formen-, Maß- und Körperlehre“, Stuttgart und Tübingen 1826; „Die Liebe in Erziehung und Unterricht“, zum hundertjährigen Geburtstag Peſtalozzis, Elberfeld 1846; „Peſtalozziſche Blätter“ mit ſeinen „Memorabilien“, Elberfeld und Meurs 1846; „Kurze Skizze meines pädagogiſchen Lebens“, 2. Auflage, mit einem Vorwort von Profeſſor Zezſchwitz, Oldenburg 1880, zuerſt erſchienen 1835 in Kopfs pädagogiſchem Deutſchland, dann als erweiterter Abdruck 1838.

Ramſauer zeichnete ſich unter den Gehülfen Peſtalozzis nicht nur durch ſeine Carriere, ſondern auch durch ſeinen ſpätern poſitiv chriſtlichen Standpunkt aus. Seine chriſtliche Demuth iſt aber nicht ohne Selbſtbewußtſein und ſeine Frömmigkeit iſt nicht Dogmatismus. Wir haben ihn nicht perſönlich gekannt, wol aber ſeinen edlen und begabten, früh vollendeten Sohn Otto, der 1856 als Pfarrer von Trogen ſtarb. Ramſauers Schriften laſſen auf einen denkenden, klaren Kopf, eine aufrichtige chriſtliche Geſinnung und ein unparteiiſches, ruhiges Urtheil ſchließen.

Heim, Decan.

Johannes v. Muralt.

1780—1850.

[Quellen: Joh. v. Muralt; eine Pädagogen- und Paſtorengeſtalt der Schweiz und Rußlands aus der erſten Hälfte des 19. Jhdts., gezeichnet von Hermann Dalton. Wiesbaden 1878. — Tagebücher v. Muralts, im Auszug zuſammengeſtellt von Dr. E. v. Muralt (Manuſcript); theilweiſe auch, ſoweit ſie die Periode von Münchenbuchſee betreffen, nach dem Original abgedruckt in „Peſtalozzis Verbindung mit Fellenberg 1804—1805“ in den Peſtalozziblättern I. und II. Jahrg. 1880/1881.]

Digitized by Google

Muralt, einer der Familien angehörig, die im 16. Jahrhundert aus Locarno glaubenshalber ausgewandert und in Zürich eine zweite Heimat gefunden, war der Sohn des Gerichtsherrn Leonhard v. Muralt auf Schloß Heidelberg bei Bischofzell, von acht Geschwistern dem Alter nach das dritte, geboren am 10. September 1780. Er machte in Zürich seine theologischen Studien, bezog dann die Universität Halle, wo der berühmte Philologe Friedrich August Wolf für die studirende Jugend überhaupt und für Muralt insbesondere eine Fülle von Anregungen darbot, und gieng 1802 nach Paris, um sich in der französischen Sprache auszubilden und die Welt kennen zu lernen. Hier wirkte Pestalozzis Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", die eben neu erschienen war, mächtig auf ihn ein; Muralt nahm lebhaftes Interesse an den eben damals sich methodisch gestaltenden Bestrebungen für Blinden- und Taubstummenunterricht; durch Friedrich von Schlegel kam er in Verbindung mit Madame de Staël, die ihm eine Stelle als Erzieher in ihrer Familie anbot. Aber zur nämlichen Zeit war er mit Pestalozzi, der als Mitglied der Consulta in Paris weilte, in persönliche Beziehungen getreten; dieser wünschte ihn für sein Institut zu gewinnen, und Muralt wählte, zwischen den Glanz der großen Welt und die Mühsal der Mitarbeit bei Pestalozzi gestellt, freudig die letztere. Am 20. Mai 1803 erschien er in Burgdorf; Tags darauf begann er Umschau in der Anstalt zu halten; „ich bin zufriedengestellt", lautet das kurze Urtheil seines Tagebuches. Er blieb und übernahm den Religionsunterricht, ebenso den Unterricht in der französischen Sprache und in einigen andern Fächern für Zöglinge französischer Herkunft, die des Deutschen noch nicht hinreichend mächtig waren. Rasch arbeitete er sich in den Geist und die Anwendung der Methode auf den verschiedenen Gebieten ein; Pestalozzi hatte an ihm einen begeisterten Anhänger, einen Mitarbeiter von klar verständigem Wesen, unbedingter Pflichttreue und großem pädagogischen Tacte gewonnen, dessen Haltung und Leistungen ihm das besondere Lob competenter Beobachter einbrachten. Dabei darf auch Ein Umstand, der Muralt zu hoher Ehre gereicht, nicht übersehen werden. Ein junger Zürcher vom Stande als Lehrer bei Pestalozzi war damals noch eine Erscheinung, die keineswegs allenthalben Beifall fand, am wenigsten in Pestalozzis und Muralts Vaterstadt. Daß Muralt sich über diese Vorurtheile hinwegsetzte, hat ihm Pestalozzi gelegentlich hoch angerechnet. „Sage Muralt", schrieb er 1804 scherzend an diesen selbst, „wenn meine Nerven noch zwölf Monate bessern, wie sie jetzt einen gebessert haben, so werde ich noch Vieles thun, um die Schmach und die Schande, mein Freund gewesen zu sein, auch in Zürich von ihm abzuwaschen."

Doch Muralt war viel zu sehr von dem Bedürfniß strenger Ordnung

Digitized by Google

auch in äußern Dingen erfüllt und dazu eine viel zu selbständige Natur, als daß ihm die Mängel, die Pestalozzis Institutsleitung nach dieser Richtung darbot, verborgen oder gleichgültig geblieben wären; darum waren er und Tobler diejenigen, die nach der Uebersiedlung des Instituts nach Buchsee die Verbindung mit Fellenberg wünschten, betrieben und durchsetzten; in dessen Consequenz und seinem imponirenden Organisationstalent hofften sie die nothwendige Ergänzung zu finden. Thatsächlich führte nun Muralt, als Pestalozzi Buchsee verließ, die Institutsleitung unter Fellenbergs Oberaufsicht; förmlich sie zu übernehmen, wie ihm Fellenberg antrug, hinderte ihn seine Bescheidenheit.

Das Tagebuch, das er in Buchsee während der verschiedenen Stadien seiner Beziehungen zu Fellenberg geführt hat, zeigt, wie Pestalozzi auch während dieser Zeit der eigentliche Leitstern für sein Gemüths- und Willensleben war; es liefert den Beweis redlichen Strebens, das Möglichste für äußere und innere Hebung des Instituts zu leisten, und durch die treue Pflege dieses Mittelgliedes die Beziehungen zwischen Fellenberg und Pestalozzi zu erhalten, und ebenso den Beweis der Unmöglichkeit, in seiner unklaren Stellung voller Verantwortlichkeit ohne feste Abgrenzung der Competenzen einem Manne wie Fellenberg gegenüber auf die Dauer Befriedigung zu finden. Das Bild eines nicht über jeden Irrthum erhabenen, aber durch und durch braven und wohlmeinenden Mannes leuchtet uns aus diesen vergilbten Blättern entgegen.

Der Bruch Pestalozzis mit Fellenberg erfolgte, nachdem Muralt sich schon innerlich von diesem gänzlich losgelöst und Fellenberg gekündet hatte. Im Juli 1805 siedelte das ganze Institut zu Pestalozzi nach Iferten herüber. Hier entwickelte Muralt nun seine volle und ungestört fruchtbringende erzieherische Thätigkeit. Ramsauer charakterisirt dieselbe dahin: „Muralt, einer der allerthätigsten und einflußreichsten Lehrer, war tüchtig sowol als Pädagog wie als Organisator und Administrator. Ganz besonders aber verstand er es wie kein Anderer Stundenpläne zu entwerfen, Feste und Lustpartien anzuordnen, die Unterlehrer (zu denen Ramsauer damals gehörte) in Thätigkeit und Respect zu erhalten, was wir ihm damals sehr übel nahmen, das aber hätte bleiben sollen; ja, wäre er nur selber im Institut geblieben!“ Die Meinung war überhaupt sehr allgemein verbreitet, daß, wenn Muralt geblieben wäre, Pestalozzis spätere Lebensschicksale eine freundlichere Wendung genommen haben dürften.

Im Jahr 1810 wurde nämlich Muralt durch Vermittlung eines Freundes als Pastor an die deutsch-reformirte Gemeinde in St. Petersburg berufen, und nahm nach einigem Schwanken an. Es fehlen die Spuren keineswegs, die zeigen, was ihm diesen Entschluß erleichterte. Die Streitigkeiten zwischen

Digitized by Google

den Mitarbeitern hatten bereits begonnen. Schmid verließ kurz nach Muralts Abgang Iferten, nachdem er gelegentlich — Niederer schrieb dies Muralt — bemerkt, „wenn er bleiben wollte, würde er ein Narr werden wie wir". Pestalozzi selbst war zu entscheidenden organisatorischen Schritten, die eben damals nöthiger als je zuvor erschienen, nicht zu bringen, rieth auch Muralt entschieden zur Annahme des Rufes; die Hoffnung, durch Muralt seine Ideen für Volksbildung nach Rußland übertragen zu können, überwog bei ihm Alles; sein Abschieds-Stammbuchblatt: „Folge der Bahn meines Herzens mit der Kraft, die mir so lange diente und die ich mit Wehmuth, aber dankend verliere", läßt sich nur so verstehen, und ist ein beredtes Zeugniß, daß Pestalozzi ihn nicht ungerne ziehen ließ; viel tiefer empfand Frau Pestalozzi die Größe des Verlustes für die Anstalt: „Ich habe Sie wie meinen eigenen Sohn lieb gehabt, wie oft waren Sie der Trost und die Stütze meines Alters; Sie haben Großes und Liebes unserm Hause gethan, darum werden Sie von Gott gesegnet bleiben, wo Sie auch hingehen, in Allem, was Sie unternehmen; das Gefühl meiner Liebe und Dankbarkeit folget Ihnen; ich begleite Sie mit meinem besten mütterlichen Segen."

In Petersburg fand Muralt was er suchte, und immer mehr wurde ihm die russische Großstadt die zweite Heimat. So schrieb er 1819: „die Aussicht auf eine ausgebreitete selbständige Wirksamkeit als Geistlicher und Erzieher, die Zureden und Aufmunterungen meines väterlichen Freundes Pestalozzi vermochten mich zur Annahme dieses Rufs. Diesen Entschluß zur Niederlassung in einem fernen fremden Land hatte ich nie zu bereuen." Seine Pfarrstelle bot gesellschaftlich angenehme Verhältnisse und wenig eigentliche Amtsgeschäfte; der Ruf, der ihm als einem Mitarbeiter Pestalozzis vorangieng, machte ihn von vornherein zu einem gefeierten Gast bis in die höchsten Kreise herauf, sein natürliches Talent für Geselligkeit zu einer der bekanntesten und geschätztesten Persönlichkeiten der Residenz. Seine reiche Mußezeit verwandte er zur Begründung und Leitung eines Erziehungsinstitutes, das in den zwei Decennien seines Bestandes als pädagogisches Musterinstitut galt und dem eine große Zahl nachher tonangebender Persönlichkeiten Rußlands ihre Erziehung verdankten; ein „Muraltschüler" gewesen zu sein, galt für einen Vorzug und ward ein Bindeglied für alle Betheiligten bis ins höchste Alter. Nach Aufhebung des Instituts im Dezember 1837 wandte er seine Sorge in erhöhtem Maße der von ihm 1818 gegründeten reformirten Armenschule zu, aus der allmälig eine Bürgerschule herauswuchs, die 1868, mit allen Rechten eines Gymnasiums ausgestattet, ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte. Seiner Thätigkeit verdankt auch der Schweizerverein in Petersburg seine Entstehung, dessen Vorsitzender er von 1814 bis zu seinem Tode 1850 blieb; er veranlaßte die reichlichen Spenden

Digitized by Google

des ruſſiſchen Hofs für die Schweiz bei der Noth des Hungerjahres 1817; er bewirkte die Errichtung eines ſchweizeriſchen Conſulats in Petersburg, und wo immer im In- oder Ausland Schweizer in Noth ſich an ihn wandten, ſuchte Muralt mit ſeinen weitverzweigten Beziehungen Hülfe zu ſchaffen.

War in den erſten Jahren ſeines Petersburger-Aufenthaltes der Gedanke, daß derſelbe nur ein vorübergehender ſein werde, vorherrſchend, ſo trat der Wunſch, ins Vaterland zurückzukehren, allmälig gänzlich in den Hintergrund. Zweimal, 1822 und 1845, ſuchte er die Freunde und Bekannten in der alten Heimat auf; aber dieſe ſelbſt hatte keine nachhaltige Anziehungskraft mehr für ihn. „Muralt", ſagt ſein Biograph, „war Petersburger geworden, heimiſch in den beſondern und eigengearteten Verhältniſſen der ſchönen nordiſchen Heimat. Er hatte ſich eingelebt in ihre Eigenthümlichkeiten, hatte ſich eine Stellung erworben, wie er ſie ſeinem ganzen Weſen entſprechender nirgends anders gefunden haben würde. Frei und ſelbſtändig bewegte er ſich in Kreiſen, die ihm bequemen und offenen Standort boten, hinauszuſchauen auf das, was vor ſeinen Blicken in reicher Fülle vorüberzog, von ſeinem bequemen Luginsland den Strom der ſtädtiſchen Begebenheiten, der mächtigeren Weltereigniſſe an ſich vorüberfluten zu ſehen." [1]

Der Lehrer Muralt in Iferten und der den Mittelpunkt weiter geſelliger Kreiſe in Petersburg bildende Paſtor Muralt ſind zwei in mancher Beziehung verſchiedene Erſcheinungen. Es ſind die beiden Seiten ſeines Weſens, die ſich hüben und drüben ausprägen. Aber dieſes Weſen zeigt doch auch in der ſpätern Zeit den gleichen innern, guten Kern: Unabhängigkeit des Auftretens, Toleranz und ruhige Verſtändigkeit im geiſtlichen Amt in Zeiten, wo das Gegentheil Mode wurde, heitern, wohlwollenden Sinn, tadelloſen, perſönlichen Wandel, hohes praktiſches Geſchick in Behandlung der Menſchen, finanzielle Uneigennützigkeit. Wie wenig Muralt auch in ſpäterer Zeit gewillt war, ſeine eigne Meinung zu verläugnen, mag zum Schluſſe folgende Anekdote zeigen, die bei dem Jahresfeſte der Muraltſchüler 1876 zum Andenken an ihn erzählt wurde, und die in gleicher Weiſe ſeinen Freimuth, wie den Reſpect, der ihn umgab, charakteriſirt.

Bald nach der Unterwerfung des polniſchen Aufſtandes in den Dreißigerjahren hatte der Paſtor von der Wandelbarkeit menſchlichen Urtheils in einem Privatkreiſe geſprochen und als Beiſpiel dafür angegeben, daß, wenn die Polen in ihrem Verſuche, das Joch abzuſchütteln, von glücklichem Erfolge begleitet geweſen wären, alle Welt und die Geſchichte ſie als ein mannhaftes Heldenvolk preiſen würde; nun ſie aber der Uebermacht unterlegen, gelte ihr

[1] Der anregende Umgang in der Petersburger Geſellſchaft war wol der Hauptgrund, daß Muralt darauf verzichtete, ſich einen eignen Herd zu gründen.

Digitized by Google

Verſuch als tollkühnes, frevelhaftes, ſtrafwürdiges Beginnen. Das in jenen Tagen doppelt kühne Wort drang alsbald aus dem Geſellſchaftszimmer auf die Straße, von der Straße weiter in die damals ſo ſehr gefürchteten Räume der ſogenannten III. Abtheilung[1], in denen man in erſtaunlichem Grade alles hörte, was in der Stadt und im weiten Reiche geſprochen wurde. Schon nach ein paar Tagen erhielt der Paſtor eine Vorladung zu dem Chef der ſo mächtigen geheimen Polizei, Grafen Benkendorf. Es entwickelte ſich zwiſchen den beiden Männern folgendes kurze Zwiegeſpräch, von dem Paſtor in einem Franzöſiſch geſprochen, bei welchem durch alle Nähte hindurch der breiteſte, gutherzigſte Schweizerdialect hervorſchaute. General Benkendorf fragte: „Comment pouvez-vous penser aussi librement, étant à la tête d'un établissement d'éducation?“ Muralt: „Le gouvernement ne peut pas me défendre de penser!“ Benkendorf: „Mais il peut vous défendre de parler!“ Muralt: „Si j'ai parlé, je suis fautif. Je vous salue.“ Mit dieſen Worten drehte ſich der Paſtor um, verließ, ohne eine weitere Rede abzuwarten, das Zimmer, und verblüfft ſah der Chef der geheimen Polizei dem furchtloſen, originellen Manne nach; er war auf ſolches Benehmen nicht vorbereitet, und durch dasſelbe entwaffnet, dachte er nicht mehr weder an eine ernſtliche Warnung, noch auch an eine Strafandrohung und ließ ruhig den allverehrten Mann ſeiner Wege gehen. G. Gl.

Dr. Johannes Niederer.

[Quellen: Peſtalozzis und Niederers Schriften. — Appenzelliſches Monatsblatt. — Peſtalozziſche Blätter von Ramſauer und Zahn. — Jahrbuch der luzerniſchen Kantonallehrerconferenz. — Pestalozzi, His life, work and influence, by Hermann Krüsi, A. M.]

Niederer, den 1. Januar 1779 in Lutzenberg, Kanton Appenzell, geboren, war der Sohn einfacher, rechtſchaffener Eltern. Vom Vater ſagt er, er ſei voll Naturſinn, bieder, treu, ohne Selbſtſucht, von der Mutter, ſie ſei voll Culturſinn und Ernſt für das Heilige, fromm ohne Aberglauben geweſen. Der erſte Anblick der Landsgemeinde in Trogen hinterließ in ihm einen unauslöſchlichen Eindruck, „den der Majeſtät eines freien Volkes, das ſich ſelbſt Geſetze und Regenten gibt“. Dieſe patriotiſche Saite vibrirte lebenslänglich in ihm. Er wollte ein Pfarrer werden, und die in ganz beſcheidenen Verhältniſſen lebenden Eltern machten es durch Einſchränkung

[1] Mittelpunkt der ruſſiſchen Geheimpolizei.

Digitized by Google

und Aufopferung möglich, daß er das Ziel ohne Hülfe Anderer erreichte. Pfarrer Walser in Wolfhalden bereitete den intelligenten, äußerst strebsamen und lerneifrigen Knaben, so gut es gieng, auf die Hochschule vor. Noch nicht völlig 16 Jahre alt, kam er im Frühling 1794 nach Basel, wurde hier ins collegium alumnorum aufgenommen und warf sich mit Feuereifer auf die theologischen Studien. Ein Professor soll bei seinem Anblick gesagt haben, in dem Jungen stecke etwas Besonderes; je nach der Richtung, welche die gewaltige Kraft, die aus seinem scharfen Auge unter den rothen Brauen hervorblitze, nehmen werde, würden die Appenzeller etwas Ausgezeichnetes in ihm erleben; entweder den größten unter ihren Männern oder —. Nun, Niederer wurde eine Ehre und Zierde seines Ländchens, Dank seiner ganz ungewöhnlichen Begabung und seinem eminenten Studienfleiß. Schon nach 1½ Jahren war er Candidat der Theologie, im Herbste 1796. Das sehr ehrenvolle Basler Ordinationszeugniß spricht indeß von dreijährigen rühmlichen Studien Niederers. Im Frühling 1797 wurde er, erst 18 Jahre alt, in die appenzellische Synode aufgenommen. Nach kurzem Vicariatsdienst im Kanton Basel war er mitten durch die gegen die Urkantone marschirenden Franzosen, deren Einheitszwangsgeschenk er nichts weniger als perhorrescirte, in die Heimat zurückgekehrt und wurde bald, 1798 im Herbst, Pfarrer in Bühler, wo er indessen nur ein Jahr blieb. Wohlgelitten, aber nicht populär im Predigen, zeichnete er sich schon hier durch Vertiefung in die heilige Schrift und glühende Verehrung derselben aus. Er war in Basel mit J. G. Tobler bekannt und innig befreundet worden, und der Briefwechsel mit ihm ward ihm in seiner Vereinsamung und dürftigen Stellung in Bühler zu einer rechten Quelle der Ermunterung. Als Niederer anfangs dieses Jahrhunderts die Pfarrstelle in Sennwald antrat, auf welcher Gemeinde die Kriegslasten fast erdrückend lagen, war es Tobler, der ihm Hülfe von Basel verschaffte, Getreide und Geld zukommen ließ und für Aufnahme vieler armen Kinder in dortige Familien sorgte. In Sennwald schlug Niederer tiefe Wurzeln durch seine völlige Hingabe ans Amt, durch seine muthige Bekämpfung sittlicher Schäden und seinen Eifer für Hebung des Schulwesens, den er auch durch Gründung einer Privatschule und als Schulinspector an den Tag legte. Allein auch hier sollte seines Bleibens nicht lange sein. Er war dazu bestimmt, im Leben Pestalozzis eine große Rolle zu spielen. Wie kam das? Tobler und Krüsi waren der Weg. Schon die von Tobler in Basel gegründete Armenschule hatte unserm Niederer den Gedanken zum Uebertritt ins pädagogische Lager nahegelegt, und als Tobler und Krüsi, welch' letzterem er auf Toblers Verwenden in Bühler durch Unterricht nachgeholfen hatte, zu Pestalozzi kamen, war unter den drei appenzellischen Freunden nur noch von diesem die Rede. Niederer hatte im Jahr 1800 Pestalozzis persönliche Bekanntschaft gemacht

Digitized by Google

und war von dieſem ſogleich zur Mitarbeit eingeladen worden. In einen widrigen Proceß verwickelt, der ſeinem Mannesmuth alle Ehre machte, ſchrieb Niederer in einem höchſt intereſſanten Brief vom 13. Januar 1801 Peſtalozzi, er ſei bereit, Alles zu verlaſſen und ihm nachzufolgen, ohne es ſich einfallen zu laſſen, zu fragen, was ihm dafür werde, da er an ihn glaube. „Ich wünſche", heißt es darin, „Ihr Schüler zu ſein, und wie Plato Ihre hohen Ideale und Ihre einfach reine Weisheit fortzupflanzen, wie Xenophon Ihr Andenken zu rechtfertigen, Ihren Tadlern zu ſagen: Er war groß und gut und beſſer als ſie; Ihren Verächtern: Ich war ſtolz, daß er mich liebte, und Ihrem Zeitalter: Es war ſeiner nicht werth". Allein ſchon drei Tage nachher nahm Niederer mit ſchwerem Herzen die Zuſage zurück, lediglich aus Pietät gegen ſeine Eltern, die ihn durchaus nicht wollten ziehen laſſen. „Ich bringe der kindlichen Pflicht Alles zum Opfer. Ich muß es thun. Was ich aber dabei fühle, das melde ich Dir nicht", ſchrieb er an Tobler; allein der Stern ſeines Lebens blieb über Peſtalozzi ſtehen.

Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahr 1803 reſignirte Niederer mit Zuſtimmung der Mutter als Pfarrer von Sennwald und zog im Sommer gleichen Jahres nach Burgdorf zu Peſtalozzi, um deſſen Prophet und wiſſenſchaftliche Hand, der Philoſoph des Peſtalozzianismus und zugleich der ſchlagfertige, furchtloſe und geiſtesſtarke Apologet und Polemiker desſelben zu werden, in welchen Eigenſchaften er alle andern Mitarbeiter des Meiſters um eines Hauptes Länge überragt. In einer Gloſſe zu Krüſis „Leben und Wirken ꝛc." ſagt Niederer, ein doppelter Beweggrund habe ihn zu Peſtalozzi getrieben, die Beobachtung, daß es dem Volk an Sinn und entwickelter Kraft für die Natur ſowohl als für die Offenbarung fehle. Er fühlte das unwiderſtehliche Bedürfniß der Entwicklung beider, wenn dem Vaterlande und der Menſchennatur aufgeholfen werden ſollte, und ſah den Mann in Peſtalozzi, die Mittel dazu in deſſen Leiſtungen.

Ihm wurde der Religionsunterricht, ſein Lieblingsfach, an den obern Claſſen anvertraut; er hielt gelegentlich Vorleſungen über die peſtalozziſche Methode vor Lehramtszöglingen und Beſuchern, predigte dann und wann, vertrat nach außen hin namentlich die erzieheriſche Seite der Anſtalt, theilte ſich mit Peſtalozzi in deſſen ausgedehnte Correſpondenz und leitete nach ſeiner Verehelichung das Töchterinſtitut.

Seine Gattin, Roſette Kaſthofer, hat es tief beklagt, daß er, was er ihr doch bei ſeiner Verlobung hatte verſprechen müſſen, nicht dazu kam, ſeinen Lehrgang im religiöſen Unterrichte niederzuſchreiben. Wohl iſt auch er als Religionslehrer allerlei Angriffen nicht entgangen, aber es ſteht feſt, daß er als ſolcher Ausgezeichnetes leiſtete, die Schüler im höchſten Grade zu feſſeln und anzuregen wußte und eine wahre Begeiſterung unter ihnen hervorrief.

Digitized by Google

Krüſi ſagte, er habe ſeinen Töchtern nichts Beſſeres geben können, als ſie am Religionsunterrichte Niederers Theil nehmen zu laſſen. Dieſer war poſitiv, auf der Bibel fußend, aus der er „mit immer neuem Entzücken immer neues Licht ſchöpfte und in der er einen unermeßlichen Schatz göttlicher Weisheit und Wahrheit“ fand, aber nichts weniger als dogmatiſch engherzig, nicht im Dienſte des Buchſtabens, ſondern des Geiſtes, aber, weil philoſophiſch gehalten, nicht Allen verſtändlich.

Keiner iſt ſo in Peſtalozzis tiefſte Ideen und den Geiſt ſeiner Methode eingedrungen wie er, intuitiv und wieder auf Grund umfaſſender pädagogiſcher und ſpeciell anthropologiſcher Studien. Ein Idealiſt, wie er war, und in der Hitze der Polemik hat er, der Philoſoph der Methode, dieſe gelegentlich auch überſchätzt, und Ramſauer ſagt mit Recht, daß er ſo der guten Sache geſchadet habe, mit Unrecht aber ſetzt er hinzu, ebenſo viel als Schmid durch ſeinen ſchlechten Charakter. Was Peſtalozzi von ihm hielt, ehe der leidige Bruch erfolgte, iſt bekannt, ſo wenig intim im engſten Sinne des Wortes beide waren. In Niederers Schutzſchriften fand er ſich faſt in jeder Zeile, wie er ſelbſt ſagte, klarer ausgeſprochen und tiefer durchgedacht, als er ſich und ſeine Meinung über das Erziehungsweſen ꝛc. je erkannt und ausgeſprochen hatte. „Seine Freundſchaft überwiegt Alles, was ich in meinem Leben in der Freundſchaft genoſſen und auch nur geträumt. Ueber das Perſönliche empor, geht ſeine Freundſchaft auf den Zweck meines Lebens, für den ich mich ſo oft verlaſſen ſah. Selber ſein Kampf, den er anhaltend mit ſich ſelbſt und ſeiner Perſönlichkeit beſteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr zu ſein, ſelbſt ſeine Widerſprüche, ſein Widerſtand gegen meine Perſönlichkeit, wenn er ſie mit meinen Zwecken im Conflict findet, beweiſet das Edle, das Außerordentliche, das Reine ſeiner Freundſchaft. Würde er weniger widerſtehen, er würde weniger lieben.“ In einer Weihnachtsrede an Niederer und Krüſi nannte er jenen den Erſten ſeiner Söhne, der in die Tiefe der Wahrheit dringe und durch ihr Labyrinth wie durch gebahnte Fußſteige gehe. „Du biſt meine Stütze, mein Haus ruht in Deinem Herzen und Dein Auge blitzt einen Lichtſtrahl, der ſein Heil iſt, ob ihn gleich meine Schwäche oft fürchtet. Niederer, walte ob meinem Hauſe wie ein ſchützendes Geſtirn. Ruhe wohne in Deiner Seele, und deine äußere Hülle ſtöre Deinen Geiſt nicht; dann fließet großer, mächtiger Segen aus der Fülle Deines Geiſtes und Deines Herzens auf das Thun meiner Schwäche.“ In einem Briefe an Knuſert von Appenzell ſchreibt Peſtalozzi unter Hindeutung auf Niederers Vertheidigungsſchriften 1811: „Niederer iſt ein Teufelskerl! mitten indem es von allen Seiten auf ihn losklopft, gießt er Kanonen vom größten Kaliber, und macht Gerüſte zu dieſen Kanonen, die wie der Thurm zu Babel bis an die Wolken reichen.“

Digitized by Google

Und doch ſollte ein unheilbarer Riß zwiſchen beiden Männern, zwiſchen dem, der, wie Nägeli ſagte, den Funken geſchlagen und dem, der das Licht angezündet hatte, entſtehen, zu unnennbarem Schmerze des Einen und des Andern. Weder Peſtalozzi noch Niederer waren geeignet, die immer mehr ſich ausdehnende Anſtalt in Iferten adminiſtrativ und ökonomiſch zu leiten. Peſtalozzi hielt Schmid, den praktiſchen und energiſchen, aber ehrgeizigen und unlautern Tyroler, für hiezu paſſend. Niederer ſelbſt, ſo wenig ſympathiſch ihm Schmid war, ermunterte ihn doch um der Sache willen zur Rückkehr, die 1815 erfolgte. Als Schmid aber deſpotiſch und ganz und gar gegen den urſprünglichen Geiſt der Anſtalt zu agiren begann und Peſtalozzi mehr und mehr ſeine Creatur wurde, da brach nach dem Tode der Gattin des Letztern der Sturm los: zwölf Lehrer verließen die Anſtalt 1816, Niederer ein Jahr ſpäter. Schweigen wir von dem widerwärtigen Proceß, der ſich wegen der Töchteranſtalt zwiſchen Peſtalozzi und Schmid einerſeits und Niederer und ſeiner Frau anderſeits erhob, der ſieben Jahre dauerte, viel Schmutz aufrührte und endlich durch ſchiedsrichterlichen Spruch zu Ungunſten Niederers entſchieden wurde. Mit Recht urtheilten Fremde darüber: „Die ärgſten Feinde hätten nichts erfinden und erſinnen können, das geeigneter geweſen wäre, den Enthuſiasmus für Peſtalozzi zu erſticken.“

Im Jahr 1813 war das Töchterinſtitut Eigenthum der ſpätern Gattin Niederers geworden, und mit ihr leitete er dasſelbe ſeit der Trennung von Peſtalozzi bis 1837. Sie war mit den ſeltenſten Gaben des Gemüthes und Geiſtes ausgerüſtet, eine ausgezeichnete Lehrerin und Erzieherin und für ihn und ſein Temperament, das gelegentlich wahrhaft vulkaniſch ausbrach, wie geſchaffen. Er hat ihr denn auch das ſchönſte Zeugniß ausgeſtellt, und ihre gegenſeitige Liebe dauerte bis zum Grabe. Vor ſeinem Tode ſagte er nach einer ſchmerzenreichen Nacht zu ihr: „Dieſe Stunden ſind mir nicht lang vorgekommen, denn ich habe darüber nachgedacht, ob du für mich mehr Schweſter, Gattin oder Mutter wareſt.“

Nach 32jähriger Wirkſamkeit in Iferten ſiedelte Niederer 1837 in vorgerücktem Alter nach Genf über, mit ihm die Töchterſchule. War dieſe ſchon in Iferten in beſtem Rufe geſtanden, ſo nahm ſie in der ſtattlichen Wohnung am Quai des Bergues einen neuen Aufſchwung und wurde von allen Seiten frequentirt. Seine Hauptaufgabe beſtand auch hier im Religionsunterricht, den er mit dem alten Feuer ertheilte, und in den Hausandachten. Oft kam er mit ſeinem Freunde Tobler in Nyon zuſammen, der auch bei der Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit anweſend war. Vier Jahre ſpäter gieng ihm Tobler, der „um ihn unendlich verdiente Freund“ im Tode voran. Die Reiſe nach Glarus an die gemeinnützige Geſellſchaft, an der er deſſen Nekrolog vortrug, ſollte für Niederer verhängnißvoll werden. Er erkrankte bald darauf, und am

Digitized by Google

2. Dezember desſelben Jahres 1843 ſtarb auch er. Genf begrub ihn in feierlichſter Weiſe. Die Gattin gab nach ſeinem Tode ſeine Briefe an Tobler von 1797 bis 1803 heraus. Im Jahr 1844 folgte ihm Krüſi, der letzte „Urpeſtalozzianer". Niederers Schriften, Reden und Aufſätze in einer ganzen Menge von Zeitſchriften ſind faſt zahllos. Sie erwarben ihm viele Anerkennung von gelehrter Seite, ſo den Titel eines Dr. Philos. von den Hochſchulen in Tübingen und Gießen. In Tübingen ſcheint er nach dem Wortlaut des Diploms eine Prüfung beſtanden zu haben. Göthes Unterſchrift ſteht unter der Urkunde ſeiner Ernennung zum Mitgliede der mineralogiſchen Societät in Jena. Das Gießener Diplom honoris causa nennt ihn den „beſtverdienten Kenner, Vertheidiger, Verbreiter und Bewahrer der peſtalozziſchen Methode". Leider gieng die Hoffnung ſeiner Freunde, daß er die Mußeſtunden in Genf zu einer ausführlichen Biographie Peſtalozzis benützen werde, nicht in Erfüllung. Er war kein richtiger Schaffer. Doch iſt ſeine Schilderung Peſtalozzis in der „Allgemeinen Monatsſchrift für Erziehung und Unterricht" in Aachen (1828 und 1829) heute noch die beſte, die ich kenne.

Niederer gehörte politiſch zu den Radikalen, aber zu den Cultur-, nicht zu den Brutal-Radikalen, wie er ſie unterſchied. Er ſchwärmte für größere Einheit im Vaterlande, das er mit brennender Liebe umfaßte und dem er die providentielle Beſtimmung zuſchrieb, ein Volk Gottes zu ſein, in deſſen Mitte Freiheit und Bildung ihre heiligen Herde haben ſollen. Seinem Heimatkanton bewahrte er das wärmſte Intereſſe, und ſeine Landsleute vernahmen oft ſeine aus der Ferne zum Fortſchritte anfeuernde Stimme in der Appenzeller-Zeitung und in beſondern Brochüren. So empfahl er ihnen mit zündenden Worten die Annahme der neuen Verfaſſung in den dreißiger Jahren und 1840 die Aufſtellung eines guten Schulgeſetzes. **Heim, Decan.**

Roſette Niederer, geb. Kaſthofer.

1779—1857.

[Quellen: Handſchriftliche Aufzeichnungen von Frau Niederer, von ihren Freunden und Bekannten, ihre Schriften: Blicke in das Weſen der weiblichen Erziehung 1828; dramatiſche Jugendſpiele für das weibliche Geſchlecht, zwei Bände, 1838; die einſchl. Schriften Peſtalozzis, Schmids und Bibers.]

Unter den Perſönlichkeiten, die, durch Peſtalozzi für die Sache der Erziehung gewonnen und begeiſtert, einen engern Kreis um ihn bildeten,

Digitized by Google

nimmt Roſette Niederer, geb. Kaſthofer, durch Geiſt, Gemüth und reine, ſelbſtloſe Hingebung an die hohen Zwecke des Meiſters eine hervorragende Stelle ein. Schickſal, Begabung und inneres Bedürfniß ließen ſie von früh an die edlern Güter des Lebens ſchätzen und als das allein würdige Ziel alles menſchlichen Ringens erkennen. Die Keime des Wahren, Guten und Schönen, welche Peſtalozzi und deſſen Gehülfen Muralt und Niederer in die nach einer edeln Lebensaufgabe ſuchende Seele der Jungfrau legten, giengen in einem reichen, langen Leben in ſchönſter Fülle auf und ſpendeten Labſal, Troſt und Erquickung den vielen Hunderten, die ſich ihrer Führung anvertrauten. Nach irdiſchen Gütern hat ſie nie geſtrebt; ihr Reich war nicht von dieſer Welt; ihr Thun war ihr Zweck, nicht Mittel. Mühſal, Arbeit, Sorge, auch oft Mißkennung war ihr äußeres Loos. Aber bei all dem Schweren, welches das Leben ihr bot, verlor ſie nie den frohen Muth und die tapfere Freudigkeit, welche das Bewußtſein verleiht, für die höheren Zwecke der Menſchheit zu wirken, alſo Ewiges, Unvergängliches zu ſchaffen. Die Worte, die ſie auf ihren 67. Geburtstag, drei Jahre, nachdem ſie ihren Gatten ins Grab gelegt, gegen das Ende ihrer ſegensreichen erzieheriſchen Thätigkeit in ihr Tagebuch ſchrieb, zeugen von dem hohen Geiſtesgang der edeln Frau und von dem ungebeugten Muth und der Friſche, die ſie durch alle Lebensſtürme hindurch für ihre Aufgabe ſich bewahrt hatte.

Im Hinblick auf ihre praktiſche wie ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit als Erzieherin äußert ſie ſich an beſagter Stelle unterm 1. November 1846 alſo:

„Bald, übermorgen, wird mein 67. Geburtstag ſein, und mit Gefühlen des Dankes und der innern Erhebung blicke ich auf meine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Mein neu begründetes Haus beſteht mit Ehren. Gottes Hülfe war mir nahe. Ein ſchöner Geiſt belebt das Ganze, mir iſt wieder wohl unter meinen Kindern. Sie hangen mir an mit Dank, Liebe und Vertrauen. Meine Geſundheit und Kraft ſind ſo feſt; mein Muth und mein Vertrauen in den Beiſtand Gottes ſo groß, daß alles Drückende meiner Tage dadurch erleichtert wird. In meiner Vergangenheit erblicke ich Schwächen und Irrthümer, doch nie ſuchte ich eigennützig mich ſelber in meinem Thun; ich lebte mit meinem theuren Verewigten treu meiner Aufgabe. Ich wollte und ſuchte das Gute; die Wahrheit war mir heilig; mein Streben war ungetheilt meiner Aufgabe als Erzieherin zugewendet; ich fühlte mich ein Werkzeug in der Hand Gottes, aufbewahrt zu höhern Zwecken. Darum beugte mich keine Prüfung und jedes Leiden erſchien mir als Schule der Prüfung. Es kommt nun die Zeit der Erfüllung deſſen, was in meiner

Digitized by Google

Seele lebt und um deſſenwillen ich geläutert werden ſollte. O Gott, mein Gott, laß mich würdig ſein, in deinem Dienſte zu wirken und nach deinem Willen zu vollenden."

Wohl mag der Leſer aus dieſen Vorbemerkungen die Ueberzeugung geſchöpft haben, Roſette Niederer, geb. Kaſthofer verdiene es wohl, daß ihr Gedächtniß bei der Nachwelt wieder aufgefriſcht und ihr ein Ehrenplätzchen in der Geſchichte der ſchweizeriſchen Volksſchule eingeräumt wurde.

Der Stammvater des ſchweizeriſchen Geſchlechtes Kaſthofer oder Caſtenhofer, Leonhard, verließ im 16. Jahrhundert, den Verfolgungen um ſeines Glaubens willen zu entgehen, ſeine Heimat Baiern und ließ ſich in Aarau nieder. Sein Enkel, Johann Friedrich, ſiedelte im Jahr 1631 nach Bern über und erwarb ſich daſelbſt das Bürgerrecht der Stadt. Deſſen Enkel, Gottlieb, geb. 1725, geſt. 1803, hatte die Rechte ſtudirt, um als Fürſprech ſeinen Mitmenſchen nützlich ſein zu können. Er verehelichte ſich im Jahr 1766, alſo im 41. Lebensjahr, mit Roſina Suſanna Chaillet von Murten und Neuenburg. Die Ehe war mit acht Kindern geſegnet. Eines derſelben ſtarb in früheſter Jugend, die übrigen vier Söhne und drei Töchter erreichten alle ein höheres Alter. Das jüngſte dieſer Geſchwiſter iſt nun unſere Marie Roſette, geboren den 3. November 1779.

Ueber die ſonſtigen Verhältniſſe der Familie geben die Aufzeichnungen eines nahen Verwandten derſelben Aufſchluß: „In ihren letzten Schickſalen ſpiegeln ſich die berniſchen Verhältniſſe und dieſe werfen Licht auf jene. Als eine kleine Familie mit geringem, geſunkenen Vermögen, war Gewicht und Einfluß unter den berniſchen regimentsfähigen Geſchlechtern nicht groß. Eine mißlungene Speculation hatte Verſchuldung und wachſende ökonomiſche Verlegenheit zur Folge. Der Muth für erneute Thätigkeit ward gelähmt und Unmuth trat an die Stelle, — um ſo zehrender, als er in den Verhältniſſen der damaligen Burgerſchaft Nahrung fand und nur die Ungunſt der letztern empfunden wurde. Die Verſchwörung und Hinrichtung Henzis (1749) hatte die Lage der Burgerſchaft verſchlimmert, die Unzufriedenheit nur zurückgedrängt, weder gehoben noch verringert. Antheil an der Verſchwörung hatte die Familie keinen; aber die Nacht vor der Hinrichtung Henzis hatte Gottlieb Kaſthofer ſeinen Dienſt in der Burgerwache vor der Thüre des Gefängniſſes. Was an ſein Ohr gedrungen war, hatte ſein Gemüth tief ergriffen, und dieſe Jugenderinnerungen wurden immer wieder wach und im vertrauten häuslichen Kreiſe nicht unterdrückt."

„Die Heirat Gottlieb Kaſthofers war mit der Ausſicht auf Wiederherſtellung beſſerer ökonomiſcher Verhältniſſe geſchloſſen worden. Die Familie Chaillet war angeſehen und reich; auf das Erbe kinderloſer

Digitized by Google

Glieder angewiesen. Jedoch fiel der Reichthum andern Zweigen als ausschließlichen Erben zu. Diese mit Kränkung verbundene Enttäuschung vermehrte den Unfrieden der ohnehin durch ungleiche Charaktere entzweiten Ehegatten und steigerte mit den wachsenden Sorgen die Verlegenheiten. Der Druck lastete um so schwerer, als die Mutter der sieben Kinder allmälig erblindete. Da erhielt der Hausvater, durch die Bemühungen seines ältesten Sohnes unterstützt, 1789 die Stelle eines Inselverwalters (Verwalters des bernischen Kantonsspitals), deren Besoldung und Verhältnisse die zahlreiche Familie von weitern Sorgen befreiten. Tilgung früherer Schulden ward aber um so weniger möglich, als die nöthige Einschränkung unterblieb. Dagegen eröffnete sich der Familie eine andere Hülfsquelle, welche unter diesen Umständen mehr als der Zuwachs von Vermögen der Familie zum Glücke gereichte und die scheinbare Last zur Wohlthat werden ließ. Es war dies die gedeihliche Entwicklung der Kinder, deren glückliche Anlagen der mangelnden Ueberwachung und häuslichen erzieherischen Leitung ungeachtet heranreiften und durch Vorzüge des Gemüthes und praktischen Geschickes den ältern Geschwistern wohlthätigen Einfluß auf die jüngern verstatteten. Das Gefühl eigener Kraft ward geweckt und zur eigenen Strebsamkeit ermuntert."

Der älteste Sohn, Gottlieb Rudolf, geb. 1767, hatte die Rechte studirt. Frühe hatten dem strebenden fleißigen Jünglinge in der damals gewohnten Laufbahn öffentlicher Beamtungen sich bescheidene Hülfsquellen geöffnet, und ihn schon zu Lebzeiten des Vaters in den Stand gesetzt, durch Opfer dessen Verlegenheiten zu begegnen, die Erziehung und Studien seiner Brüder möglich zu machen und ihre Anstellung zu fördern. Zur Zeit der Helvetik war er Canzleichef im Ministerium des Innern unter Rengger, dann Regierungsstatthalter des Kantons Bern. Zuletzt trat er durch Vermittlung seines Freundes Rengger die Stelle eines Staatsschreibers des neu constituirten Kantons Aargau an, in welcher Stelle er bis an sein Lebensende blieb. Er fand seine Befriedigung in diesem seinem Wirkungskreis, widmete sich mit Vorliebe und Erfolg außerdem der Hebung des Volksschulwesens und Armenwesens. Er starb 1823, 56 Jahre alt.

Auch seine drei Brüder machten nicht weniger ihren Weg. Emanuel, geb. 1772, betrat die militärische Laufbahn. Aus holländischen Diensten zurückgekehrt, wurde er zum Oberinstructor der bernischen Standestruppen ernannt. Er starb 1824, noch nicht 42 Jahre alt.

Friedrich, geb. 1775, studirte Medicin, hatte eine sehr bewegte Laufbahn, diente unter anderm auch im Jahr 1803—1804 als Arzt am Lazareth im Schlosse Münchenbuchsee, dann bei den Schweizerregimentern

Digitized by Google

unter Napoleon, kam nach Spanien, gerieth in harte Gefangenſchaft, ſpäter ließ er ſich in der Waadt als Arzt und Chirurg nieder. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in ſeiner Vaterſtadt Bern. Er ſtarb 1854.

Karl Albrecht, geb. 1777, hatte auf den Rath und mit der Unterſtützung ſeines älteſten Bruders Rudolf die Forſtwiſſenſchaft zu ſeinem Berufe erwählt. Nach gründlichen Studien in Göttingen, Heidelberg und den Forſtſchulen am Harz, kehrte er in den Kanton Bern zurück, wurde zum Adjunct des Forſtmeiſters des Kantons ernannt, ſpäter zum Oberförſter des Oberlandes, 1832 zum Forſtmeiſter der Republik Bern, 1837 zum Mitglied der Regierung. Später zog er ſich ins Privatleben zurück, durch Mißkennung vielfach gekränkt und mißſtimmt. Einen ehrenvollen Ruf nach Rußland, der in den Jahren ſeiner größten Leiſtungsfähigkeit an ihn gelangte, lehnte er ab, um ſeinem Vaterlande zu dienen. Das Andenken an ſeine großen und vielfachen Verdienſte um dasſelbe als praktiſcher Forſtmann wie als Schriftſteller („der Lehrer im Walde") iſt noch in Aller Erinnerung. Er ſtarb 1853.

Roſette ſtammte alſo aus einer mit hohen Geiſtesgaben ausgeſtatteten Familie; auch ihr war ein reiches Maß davon zu Theil geworden. Sie ſtand in dieſer Hinſicht wol ihrem jüngſten, um zwei Jahre ältern Bruder, dem Forſtmeiſter, am nächſten, mit dem ſie auch ſtets in innigſtem Verkehr blieb. Nicht minder intim war ihr Verhältniß zu dem älteſten Bruder Rudolf. Emanuel und Friedrich ſtanden ihr in Folge ihres Lebensganges wol ferner.

Roſette war nach ihrem eigenen Zeugniß als Kind äußerſt ſchwächlich, blaß und hager. „Bald war ich ungemein fröhlich, wieder ungemein traurig und in Thränen ausbrechend, ohne daß ich mir beſtimmte Rechenſchaft geben konnte, warum. Vom 14. bis 16. Jahr, da meine körperliche Entwickelung ſich raſch förderte, litt ich unendlich viel; oft war ich der Ohnmacht nahe. Sprachlos, bewegungslos lag ich oft auf dem Boden, von unnennbaren Leiden überwältigt. Die größte Wohlthat war es dann für mich, wenn man mich ruhig ließ, die fürchterlichſte Qual, wenn man mich berührte oder aufheben wollte." Aber von da an befeſtigte ſich ihre Geſundheit in dem Grade, daß alle Mühen, Sorgen und Anſtrengungen eines langen thätigen Lebens dieſelbe nicht ernſtlich zu erſchüttern vermochten.

Das Leben in der Familie Kaſthofer bot, da die Eltern ſich nicht verſtanden, manche Schattenſeiten. Von einer abſichtlichen, conſequenten Erziehung war nicht die Rede. Die unabſichtlichen, gewöhnlich entſcheidenderen Einwirkungen waren durch die Verhältniſſe gegeben. Man ließ die Kinder im Hauſe ziemlich frei; ſie konnten thun und laſſen, was ſie mochten. Aber ſie waren belaſtet mit den Anforderungen und der Mißbefriedigung, welche das Ungeordnete eines Hauſes und das willkürliche und unſtete Thun mit

Digitized by Google

ſich führen. Sie liebten und verehrten die Eltern, namentlich den Vater, waren aber oft Zeuge des Zwieſpalts zwiſchen Vater und Mutter, und von den heftigen Auftritten zwiſchen denſelben manchmal tief erſchüttert. — „Mein Vater", berichtet Roſette, „war einer der beſten, kräftigſten Menſchen, voll der herrlichſten Anlagen, die unter günſtigen Umſtänden zu ſeinem und der Seinen Lebensglück herangereift wären. Als einziger Sohn im Wohlſtand erzogen, konnte er beſtimmten Widerſpruch nicht ertragen. Voll Feuer und Lebenskraft, war er furchtbar in den Aufwallungen ſeines ſo leicht gereizten Gemüthes; dabei aber erfüllt von hoher Engelsgüte, für Liebe ſo rein empfänglich und ſo lenkſam durch ihre Worte; aber dieſe waren ihm ſo karg zugetheilt. Es fehlte die Hand der Liebe, die alles aus ihm hätte bilden können, was nur die Liebe zu bilden vermag. Der Mutter fehlte jeder vernünftige Begriff einer richtigen Haushaltungsführung. Für ſich lebte ſie einfach und eingezogen, wachte treu über die phyſiſche Erziehung der Kinder; am Willen, mehr zu thun, fehlte es nicht, aber am Verſtändniß. Sie hatte ſchöne Anlagen: treffenden Mutterwitz, Kraft, Thätigkeit, aber ſie blieben unausgebildet, mißleitet, verkrüppelt. Ihre Führer handelten nach dem Grundſatz: Mädchen müſſen außer ſpinnen und kochen nichts, gar nichts wiſſen. So war ſie in Streit und Widerſpruch groß gewachſen mit aller Leidenſchaftlichkeit einer kraftvollen Natur, erfüllt mit Bitterkeit gegen ihre Umgebung, ohne Erkenntniß, entblößt von innern Hülfsquellen, ohne Ergebung in ihr Schickſal, ewig unzufrieden, voll Vorwürfe für ihre Umgebung, die ſie nur als Quäler und als Urheber ihrer Sorgen und Beſchwerden anſah."

Die Geſchwiſter ſtanden im beſten Verhältniß unter einander. Die ältern erwieſen ſich voll aufopfernder Liebe gegen die jüngern; und aus der Thatſache, daß aus jedem der ſieben Kinder etwas Rechtes geworden, jedes ſeine Lebensaufgabe ehrenhaft erfüllt hat, folgt der unabweisbare Rückſchluß, daß das innerſte Weſen der Eltern tüchtig, echt und gut war.

Roſette war nahezu zehn Jahre alt, als der Vater zum Spitalverwalter ernannt wurde. „Wir bezogen", erzählt ſie, „eine der ſchönſten Wohnungen. Die herrliche Ausſicht, für deren Schönheit ich ſchon empfänglich war, gedehnte Terraſſen und Garten — und muntere Geſpielinnen waren nun meines Lebens Freude. Zwar wich das Drückende im häuslichen Kreiſe nicht, aber der Erſatz von außen war groß und das Gleichgewicht zwiſchen Schmerz und Genuß hergeſtellt. Der Wirkungskreis, der meinem Aug ſich aufſchloß, war groß: Siebenzig Kranke, und die Wachſamkeit und Sorgfalt ſo vieler Menſchen um ihr Wohl, ihre Nahrung und Pflege; dieſer große Schauplatz menſchlichen Elendes und heiliger Verpflichtung zur Milderung desſelben. Meiner Mutter raſtloſe, wenn ſchon nicht zweckmäßige Thätigkeit, die menſchen-

Digitized by Google

freundliche Sorgfalt und überall weiſe und kraftvoll eingreifende Thätigkeit meiner ältern Schweſter, welche die eigentliche Verwaltung der Oekonomie führte und ihrer großen Aufgabe ganz gewachſen war[1], und meines Vaters über allen Begriff gewiſſenhafte Verwaltung ſeines Amtes, der Verkehr mit Menſchen aus allen Ständen, die großen Erfahrungen, die ſich faſt täglich vor meinen Augen entwickelten, förderten ungemein und erweiterten den geiſtigen Horizont."

„Bald, ſehr bald, fiengen für mich die Schulqualen an. Von den häufigen Schreckensſcenen im Hauſe ward ich nun für ſieben Stunden des Tages entfernt und in ein enges Schulzimmer mit etwa 30 Kindern geſperrt, und zwar um noch empörenderen Scenen beizuwohnen. Zwei Furien walteten fürchterlich mit den Kindern, und um eines Gedächtnißfehlers willen wurde oft das Haar der Kinder um die wüthende Hand der Lehrerin gewickelt und der Kopf an den Wänden blutig geſchlagen."

Waren die Früchte ihres Schulunterrichtes nur gering, ſo war der tägliche Umgang mit ſo ſtrebſamen und reich begabten Brüdern um ſo fördernder. Dieſer brachte dem an Geiſt und Gemüth ſo trefflich ausgeſtatteten Mädchen großen Gewinn an Anregungen, Einſicht in mancherlei Verhältniſſe, wie an Kenntniſſen.

Daß die heranwachſende Jungfrau ſo früh ſchon nach einer großen, würdigen Lebensaufgabe ſich ſehnte und umſah, iſt wol weſentlich durch das Vorbild, das die erwähnte ältere Schweſter ihr darbot, mit veranlaßt.

Durch Vermittlung Renggers wurde ihr älteſter Bruder Rudolf ſchon 1800 mit Peſtalozzi bekannt, der dann ab und zu die Familie Kaſthofer beſuchte und ſo auch Roſette kennen lernte.

Als Vater Kaſthofer 1803 ſtarb, beſtand die Familie nur noch aus der erblindeten Mutter, dem älteſten Sohne und Roſette. Die andern Brüder waren in Berufsſtudien abweſend, die Schweſtern verheiratet, die zweitjüngſte, Juliane Margaritha, an Pfarrer R. Wyß in Münchenbuchſee. Rudolf blieb mit Mutter und Schweſter noch ein Jahr in Bern, dann ſiedelte er mit den Seinen nach Aarau über. Im Herbſt 1804 beſuchte Roſette ihre Schweſtern in Kirchdorf und Münchenbuchſee. Am letztern Ort hatte ſie Gelegenheit und benutzte dieſelbe eifrig, die peſtalozziſche Anſtalt, die im Schloſſe nahe am Pfarrhaus untergebracht war, näher kennen zu lernen.

---

[1] Katharina Margaritha Suſanna, geb. 1769. Sie heiratete ſpäter Pfarrer Daniel Hunziker in Kirchdorf, Kts. Bern, und ſtarb hochbetagt 1853. Sie iſt die Großmutter des Herausgebers der vorliegenden „Geſchichte der ſchweizeriſchen Volksſchule".

Digitized by Google

Sie begeiſterte ſich für das große Werk der Jugend- und Armenerziehung. Peſtalozzi ſelbſt traf ſie hier nicht, er war ſchon nach Iferten gegangen, aber v. Muralt ertheilte ihr im Pfarrhaus auf ihrem Zimmer Privatunterricht in der Methode, die ihr ganz neue Geſichtspunkte eröffnete und ſie mächtig anregte. Auch entwickelte ſich zwiſchen ihr und Muralt ein warmes Freundſchaftsverhältniß, deſſen Innigkeit im Laufe der Jahre und Erfahrung ſich ſtets gleich blieb.

Aber ſofort ihrer Neigung zu folgen und der Jugenderziehung ſich zu widmen, geſtatteten die Verhältniſſe nicht. Die kindliche Pflicht rief ſie nach Aarau zur Pflege ihrer Mutter zurück. Im Jahr 1806 verheiratete ſich ihr Bruder Rudolf mit Luiſe Strauß von Lenzburg, deren Vater in St. Germain bei Paris als Kaufmann etablirt war. Die häuslichen Pflichten wurden dadurch getheilt, Roſette etwas freier. Ihre Muße benutzte ſie zu weiterer geiſtiger Ausbildung; ſie las viel, doch nicht, um zu ſehen, ob der „Hans die Grethe bekomme", ſondern um den Geiſt zu bereichern und ſich zu veredeln.

In dieſer Zeit bot ihr ein reicher Mann ſeine Hand zum ehelichen Bunde. Aber ſie kann ſich nicht entſchließen, dieſelbe anzunehmen. Sie will und ſucht ein Höheres als glänzende Lebensſtellung und Reichthum. „Nahe vor mir", ſchreibt ſie, „liegen große Scheidewege; ernſt und wichtig iſt der Schritt, der hierhin oder dorthin mich lenkt. Schon ſprichts mich an, mit aller Kraft hierhin und nicht dorthin zu ſteuern. Meine Wahl iſt nicht ausgeſprochen, aber ſtill in mir iſt ſie entſchieden ... Kann, ſoll ich mich hingeben einem Manne, der mir giebt, was mir fehlt: Gold? der mich hinabziehen würde in den unbezwingbaren Strom des — Gefühl und Kräfte zerſtörenden — Lebensſchlendrians und mir kein höheres Glück bieten könnte als das, was in dieſem niedrigen Strome zu erjagen iſt? — O nein, ich kann und ſoll es nicht. — Ach, nicht verloren im Weltall mag ich ein zweckloſes Leben verleben. Ein anderer Weg öffnet ſich mir. Er führt zu höherer Selbſtbildung, dann zur Mitwirkung an der Menſchenbildung — und wankellos werde ich dahin meine Schritte leiten."

„Ich will Mutter ſein fremden Kindern und raſtlos will ich arbeiten, um fremdes Wohl zu bewirken, damit einſt eigenes Wohl mich lohne und jeden Gedanken verfehlter Beſtimmung zernichte. Und wenn mir graut vor meiner Entſcheidung, die mich hinauswirft in die fremde Welt, in den Strudel größerer Wirkſamkeit, wenn mirs ſchwindelt, da zu ſtehen allein, ohne ſichtbaren Schutz, dann will ich rückwärts blicken auf alle vergangenen Tage, damit ich vertrauen lerne dem, der mir zu jeder Prüfung auch Kraft gegeben."

Das ſind nicht Phraſen, das ſind feſte Entſchlüſſe, gefaßt in ernſter Stunde. Mit Bewunderung und Verehrung ſchauen wir auf die Jungfrau,

Digitized by Google

die einem angenehmen bequemen Leben im Schooße des Reichthums die Mühe und Sorge der Arbeit im Dienste der Menschheit vorzieht, und erheben uns selber an dem Adel einer solchen Seele.

Bald sollte sich ihr auch ein ihr zusagender Wirkungskreis eröffnen. Die Sache kam so:

Im Herbst 1804 zog Pestalozzi mit drei seiner Lehrer und einigen Zöglingen nach Iferten in das nunmehr der Stadt angehörende Schloß, wohin ihm im Jahr 1805 die ganze Anstalt von Münchenbuchsee nachfolgte.

Neben dem Institut für Knaben stand unter Pestalozzis Leitung auch eine Erziehungsanstalt für Mädchen, welche 1806 von zweien seiner Lehrer, Krüsi und Hopf, eröffnet und dann jenem übergeben wurde. Es war dieselbe in einem besondern Gebäude in der Stadt untergebracht. Mit dem Knabeninstitut war sie in der Weise verbunden, daß der Mädchenunterricht von den Lehrern desselben ertheilt und die Gesammtkosten des Haushalts aus der Kasse im Schlosse bestritten wurden, in welche dagegen dann auch die Pensionsgelder für Töchter flossen. Den äußern Haushalt leitete und überwachte Frau Custer, Pestalozzis Sohnsfrau, Mutter seines Enkels Gottlieb, die in zweiter Ehe den Oekonomen Custer geheiratet hatte und nun, von diesem unterstützt, ebenso treu für die leibliche Pflege der Mädchenfamilie sorgte, wie sie es einst in Burgdorf für die große Anstalt gethan hatte. Für die pädagogische Leitung war eine besondere Erzieherin angestellt. Die Person jedoch, auf welche die erste Wahl gefallen war, stand nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe, weder nach Kenntnissen und Einsicht, noch nach Charakter und Gesinnung. Es mußte, sollte nicht großer sittlicher Schaden entstehen, für bessere Führung gesorgt werden. Pestalozzi war nicht lange im Zweifel, wo dieselbe zu finden sei. Seit seiner ersten Bekanntschaft mit Rosette Kasthofer stund er mit derselben in brieflichem Verkehr. Rosettens Verhältniß zu ihm gestaltete sich immer mehr als das des kindlichen Vertrauens zu einem Freunde, dem sie alle Angelegenheiten ihres Lebens mittheilte und ihn darüber um Rath fragte; dem sie ihre Gedanken und Gefühle offenbarte und sich von ihm Aufschluß darüber erbat. Ihr innerer Beruf zur Erzieherin entschied sich durch diese gegenseitigen Mittheilungen immer mehr, worüber Pestalozzi sehr erfreut war. „Freundin", schrieb er ihr u. a. nach Aarau, „ich danke Gott für Ihre Anhänglichkeit an meine Methode, wie ich ihm für weniges, das ich auf Erden genieße, danke. Sie werden die Methode Ihrem Geschlechte geben; Ihre Ansichten sind mit dem, was in derselben wirklich geleistet wird, so übereinstimmend und treffen so vollkommen mit den Bedürfnissen der Vorschritte derselben selbst ein, daß ich Ihnen den Grad meiner Hoffnung und meiner Freude, Sie auf dieser Laufbahn zu sehen, nicht ausdrücken kann."

Digitized by Google

„Liebe, Edle! Sie machen mich glücklich. Der Traum der Eindrücke Ihres Thuns und die Erinnerung der Hoffnung, die Sie in mir rege gemacht, haben ſich mit allem meinem Sein, Thun und Streben ganz verwoben. Ich kann mein Thun und meine Zwecke nicht mehr außer Verbindung mit Ihnen und Ihrem Thun denken und fühlen. Gute, Edle! Ich genieße in meinem Alter ein beneidenswerthes Glück; das Weſen dieſes Glückes iſt von allem Aeußerlichen unabhängend; dennoch ſenden Sie mir zu Zeiten einige Zeilen. Wenn unſer Glück auch noch ſo groß: das Lächeln ſeiner Nebenſachen iſt dennoch erquickend.“

Im Jahr 1808 ſiedelte die blinde Mutter für bleibend zu ihrer Tochter ins Pfarrhaus Kirchdorf über. Von dieſer Seite war nun Roſette ganz frei.

Da erhielt ſie im Mai dieſes Jahres von Jungfrau Ray in Grandſon, mit der ſie ſeit 1801 innig befreundet war, eine Einladung, zu ihr zu kommen, um einige Kinder von beidſeitigen Freunden und Verwandten gemeinſam mit ihr zu erziehen. Aber ſo ſehr Roſette ſich freuen würde, mit ihrer Freundin unter einem Dache zu leben und an einer ſo ſchönen Aufgabe ſich zu betheiligen: ſie lehnt dennoch ab, vorzüglich aus dem Grunde, weil ſie ſich für eine ſolche Aufgabe noch nicht für befähigt hält. „Was würden Jgfr. Ray und ich gemeinſchaftlich beginnen?“ ſchreibt ſie am 3. Juli an Peſtalozzi. „Kinder unterrichten! Und wie? In Ihrer Methode, ſagt ſie. Gut, in Ihrer Methode, die wir ſelbſt nicht kennen. Unter Anleitung — freilich. Aber ach, wenn ich dem ſchwachen, hülfsbedürftigen Kinde nur eine Hand bieten kann, um mit der andern mir ſelbſt mühſam durchzuhelfen — dann iſt meine Führung ohne Sicherheit, mein Gang ſchwankend und langſam. Wahr iſts, der Lehrer lernt, indem er lehrt. Allein, wer mit Ehren als ſolcher auftreten will, muß gleichwol auf einer Stufe von Kenntniſſen ſtehen, die noch unerreicht, weit ob mir ſteht. Das Wenige, ſo ich (an Vermögen) beſitze, will ich brauchen, um ein Jahr oder mehr noch mich frei und unabhängig dem Erlernen Ihrer Methode zu widmen, um dann als brauchbarer Menſch mir ſelbſt fortzuhelfen unter Ihrer Leitung und die Stelle meines Wirkens da zu ſuchen, wo Sie glauben, daß es recht iſt.“

Zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe und Lebensanſchauungen folgte ſie noch im Juli einer Einladung der Familie Strauß nach St. Germain zu einem kürzern Aufenthalt. Paris befriedigte ſie wenig, dagegen fühlte ſie ſich bei den Verwandten ſehr wohl.

Ein Brief Peſtalozzis rief ſie in die Heimat zurück.

„Freundin, ich bedarf Ihrer Hülfe. Mein Mädcheninſtitut geht nicht ohne eine Perſon von höhern Anſichten, und Ihr Wille, die Methode vollendet kennen zu lernen, ſtimmt mit den jetzigen Bedürfniſſen meiner Lage vollkommen überein. Ich will Ihnen durch eine Ver-

Digitized by Google

bindung mit meiner Anſtalt keine Wohlthat thun, aber ich will Ihnen auch die Wohlthaten, die Sie mir durch dieſe Verbindung thun werden, nicht unvergolten laſſen. Wir wollen gegenſeitig mit gleichen Geſinnungen handeln. Sie kennen meine Zwecke und ich will die Ihrigen fördern.“ Und: „Deine Theilnahme, Freundin, iſt jetzt für Dich ein ſicheres Loos. Du findeſt, was Deiner werth iſt, und wenn Du das, was Du ſchon haſt, zu dem, was Dir die Methode gewiß geben wird, hinzuſetzeſt — ſo biſt Du eine der vollendetſten Perſonen, auf die ich meiner Methode halber meine Hoffnung baue. Du wirſt mehr im Ganzen finden, als Du erwarteſt. Im Einzelnen erhebſt Du Dich über die Schwächen des Momentes, über die ſich mein Werk noch nicht erheben konnte. Die Art, wie wir neben einander wohnen werden, wähleſt Du dann ſelbſt, wenn Du die Umſtände und Umgebungen alle ſelber geſehen.“

Ende September reiste Roſette in Begleitung des Knaben Albert Strauß, den ſie der peſtalozziſchen Anſtalt in Iferten zuzuführen hatte, von St. Germain ab.

Peſtalozzi war ſehr erfreut, ſie bei ſich zu ſehen. Es erquickte ſein Herz, daß ſie ihn als Vater begrüßte. Sie blieb jedoch nur wenige Tage und begab ſich, um ſich von den Strapazen der langen und mühſamen Reiſe zu erholen, für einige Zeit zu ihrer geliebten Ray nach Grandſon. Bald folgte ihr ein Brief Peſtalozzis nach:

„Du ſagteſt mir Vater; Du gabſt mir das Recht; ich ſage Dir Tochter — der Name, den Du mir gabſt, macht mich glücklich, wenn Gott oder Du mir Gelegenheit geben, ein Scherflein zum Glück Deines Herzens beizutragen. Wäre ich in die Grenzen meiner Erdentage beſchränkt, ich würde zweifeln und fürchten, dieſes Glück ſei mir nicht beſchieden. Aber das Auge Deiner Hoffnung wirft ſich gegen mich hin, weil Du mich nicht innert dieſen Grenzen denkſt. Nein, ich lebe in den Meinigen und in meinem Werk, und deſſen bin ich wie meines Lebens gewiß: mein Werk wird das Deinige ſein, und die Meinigen, ſie wiſſen es nicht, ſie ahnen es nicht, aber ſie werden die Deinigen ſein, und dann — dann, wenn ich ſchlummre und in den Armen des Todes der Welt entriſſen bin, dann, dann wirſt Du Dich immer noch freuen und Segen finden in der Ausführung eines Werkes, deſſen erſte Ahnungen Dein Herz alſo erheben, daß ſie Dich den Vaternamen gegen mich ausſprechen machen. Dank, ewiger Dank, für das mich ſo beſeligende Wort, und nimm ſo froh, ſo innig mein Gegenwort an. Meine Tochter, der Einfluß, den Du auf mein Thun haben kannſt und haben wirſt und deſſen Kraft Gott ſo rein und ſo hehr in Dich gelegt hat, iſt ein Troſt meines Todbettes, der dem Troſte gleicht, den der Einfluß der edelſten,

Digitized by Google

beſten meiner Söhne dieſem Todbett gewähren wird. Mach mir oft Freuden, wie die iſt, daß Du jetzt einige Zeilen von mir forderſt und ſo veranlaßteſt, Dir zu ſagen, was mein gehemmter Mund nicht frei und leicht alſo ausgeſprochen hätte."

Die Antwort Roſette Kaſthofers auf dieſen Brief, d. d. 22. November 1808, iſt ein treuer, klarer Spiegel ihres innern Lebens und Strebens und zeigt, in welchem Sinne ſie die Aufgabe erfaßt, der ſie entgegen geht. Dieſer hohen Auffaſſung iſt ſie ihr ganzes Leben hindurch ohne Wanken treu geblieben und nie hätte Jemand Urſache gehabt, ſie zu fragen: Wo iſt deine erſte Liebe hin?

„Wo ſind die Gefühle", ſchreibt ſie, „die das liebende Kind nicht gerne dem geliebten Vater mittheilen möchte? Ich kenne ſie nicht! Guter Vater, und nun ganz mein Vater, da Sie mich als Ihre Tochter erkannt. Mein Vertrauen zu Ihnen iſt das des liebenden Kindes, das gehoben durch Ihre Gegenliebe beglückt, beſeligt ſich fühlt in dieſem Vertrauen."

„Geknüpft durch Verhältniſſe, die Sie kennen, an Weltverbindungen, die nur eitel glänzende, keine befriedigenden Seiten mir bieten —, ehemals thätig in großem Wirkungskreis, aber gedrückt durch Umſtände, unter denen meine Kräfte erlagen; heute beſchäftigt mit dem Tand jener Verbindungen, der mich leer läßt in der Fülle meiner Wünſche und mit Erfüllung der Pflichten im häuslichen Kreiſe, die mich lange nicht genug erfüllt und über deren Grenzen mich die Kraft voller Geſundheit, vereint mit warmer Thätigkeitsliebe, weit, weit hinaustragen; bedroht in der Zukunft durch Gründe von den Umſtänden erzeugt, mit feſtern Banden an dieſe Welt, die nie meine Welt ſein kann, gekettet zu werden, ſuchte ich Rettung bei meiner Vernunft, die mir gebot, einen höhern Zweck meinem Daſein zu ſuchen, damit ich thätig und wirkſam dieſem höhern Zwecke entgegen arbeitend, ſtatt mich feſter zu knüpfen an dieſe Welt, in der nichts mich erhebt, mich loswinden könne, um dieſe Verbindungen gegen würdigere zu tauſchen."

„Ich kannte Sie, mein Vater, zwar damals wenig perſönlich; allein der Eindruck, den Sie, Ihr Werk, ſeine Anſchauung und die Aeußerungen der Wirkungen desſelben auf mich gemacht, hallte tief wieder, ſo wie er durchs ganze Leben hallen wird, in meiner Seele. Unter Ihrer Leitung wirken zu können, war mein Wunſch. Doch ſeiner Erfüllung ſah ich nur in ſchwachem Licht entgegen. Ich ſah nicht, daß weibliche Hülfe mit Kraft in Anſpruch genommen wurde, und glaubte ſie entbehrlich. Doch der Ruh bedürftig nach Stürmen, ſah ich in Ruh auch der Zukunft entgegen, die mich belehren ſollte. Sie kamen nach Aarau, ſprachen offen mit mir von Ihren Plänen, und wie ſehr mich die Mittheilung derſelben, ſowie

Digitized by Google

die Ansicht ihrer für die Menschheit unausbleiblichen wohlthätigen Folgen ergriffen, wissen Sie selbst."

„Doch nicht diese Ansicht allein: der feurige Wunsch, hier mitwirken zu können, die Gewißheit, hier den Zweck gefunden zu haben, den die Vernunft mir zu suchen gebot, — Das alles wirkte so sehr auf mich, daß, hätten nicht durch die Natur geheiligte Pflichten mich gebunden, ich schon damals gesagt hätte: O Vater, nimm hin dein Kind mit seinen Kräften, Wünschen und Hoffnungen und leite es zu deinem Zweck! ... Jene Pflichten sind nicht aufgelöst, allein ich fange an zu glauben, daß sie nicht das gänzliche Opfer meiner selbst fordern, daß ihre Erfüllung nicht meine Bestimmung allein sein sollte. Und weil ich das fühlte, so sag ich heute zu Ihnen: Nehmen Sie Ihr Kind in Anspruch, o mein Vater! Unter Ihrer Leitung wird ihm wohl werden! ... Sie kennen meine Verhältnisse, mein Herz, meine Kräfte! Was ich kann und nicht kann, bestimmen Ihre Einsichten weit besser als die meinigen, und meine gänzliche Ruhe hierüber gründet sich auf mein gänzliches Vertrauen! ... Wahrlich, wer sein Schicksal der Leitung eines solchen Vaters vertrauen kann, darf ruhig träumen im Traum seines Lebens; sein Erwachen muß Glück sein. ... O, daß Ihre Hoffnungen einst in Erfüllung gehen möchten an Ihrem Kinde

Rosette Kasthofer.

Im Dezember 1808 bezog Rosette Kasthofer eine Privatwohnung in Iferten und saß nun im Mittelpunkt des pädagogischen Lebens und Treibens, nach dessen Anblick sie sich so lange gesehnt, war in täglichem unmittelbarem Verkehr mit ihrem väterlichen Freunde und ließ sich durch die von ihm ausströmende Licht- und Liebeskraft erleuchten und durchwärmen. Mit klarem Blick durchschaute sie die Verhältnisse im Schlosse wie in der Mädchenerziehungsanstalt. Den ganzen Winter hindurch blieb sie mit Pestalozzis Zustimmung in dieser beobachtenden, unbefangenen Stellung, besuchte jedoch fleißig die Unterrichtsstunden, namentlich die ihres Freundes Muralt. Auf 1. April 1809 wurde die bisherige Hauptlehrerin der Mädchenanstalt entlassen und Rosette übernahm auf den Wunsch Pestalozzis und mit Zustimmung ihres Bruders, des Staatsschreibers Kasthofer in Aarau die pädagogische Leitung des Instituts. Da Frau Custer auch fernerhin den Haushalt besorgte, blieb Rosette Kasthofer vorderhand in ihrer bisherigen Wohnung, beköstigte sich selber, blieb nur den Tag über in der Anstalt. Pestalozzi sagte ihr eine jährliche Renumeration von 24 Louisd'or (= Fr. 560 n. W.) zu. Die Last, die sie übernahm, war sehr groß. Es galt, nicht nur den Unterricht besser zu organisiren, sondern den Geist des Hauses umzuschaffen.

Digitized by Google

Die erſtere Aufgabe war die ſchwerere. Die Lehrer, welche von der Knabenanſtalt herüberkamen, mangelten nicht ſelten der nöthigen Kenntniſſe, fuhren planlos in den ihnen übertragenen Fächern herum, ſo daß von einem geordneten Gang des Unterrichts wenig die Rede war und die Mädchen ihre Zeit fruchtlos verloren. Im Kampfe gegen dieſe Unordnung ſtand ſie allein. Muralt, an dem ſie noch am eheſten eine Stütze gehabt hätte, verließ ſchon 1810 Iferten. Peſtalozzi und Niederer aber kamen ihr wenig oder gar nicht zu Hülfe. Sie klagt Muralt, mit dem ſie fortwährend in lebhaftem brieflichen Verkehr blieb, am 29. Oktober 1812: „Die Laſt eines ſchwer durchlebten Jahres ruht auf mir. Ich war ſehr thätig in meinem Wirkungskreis, aber auch ſehr einſam und verlaſſen. Peſtalozzi und Niederer betraten unſere Anſtalt nie, als um ſich darin zu zerſtreuen und von ihren Geſchäften und Mühen auszuruhen. Noch nie hat einer von beiden eine einzige Unterrichtsſtunde beſucht, noch nie ſich bekümmert, was bei uns betrieben und nicht betrieben wird; ob der Unterricht nach Peſtalozzis Ideen oder auf welche Art gegeben werde. Was ich thue und nicht thue, das ſcheint ihnen gleich viel. Und wenn ich aller Hemmung und aller Mißbräuche müde allein mich ihnen entgegenſetze und endlich nothgedrungen ihnen erkläre: So und ſo iſts, wollt ihr mir helfen? dann ſagt Peſtalozzi: Ja, es muß anders werden, dieſen Abend wollen wir uns verſammeln und darüber ſprechen. Aber dabei bleibts auch. Seit Jahren konnt ich zu keiner andern Hülfe kommen, als die in dieſen leeren Worten liegt. Niederer ſagt dann ein gleichgültiges: ſo! — oder einen luſtigen Einfall, und lenkt das Geſpräch auf etwas anderes.“

Wir verwundern uns nicht, daß ſie in dieſem ungleichen Kampfe etwa muthlos wird. „Ich ſchreibe (1. September 1812) nicht mit vollem Muth ... an äußerer Aufmunterung gebrichts mir, und die innere mag nicht immer das Gleichgewicht halten gegen den äußern Drang. Oft bin ich wie gelähmt; was ich ausſpreche, muß ſchleppend und ermüdend ſein. Ich bin ſo befangen, ſo feſtgerannt in den Druck der Gegenwart, ſo eintönig, daß ich Erbarmen haben möchte, wenn ichs könnte, mit meiner eigenen Elendigkeit.“

Mit aller Offenheit und Entſchiedenheit ſpricht ſie zu Peſtalozzi und Niederer ihr Mißfallen aus über deren Verhalten gegenüber der Mädchenanſtalt, „obgleich es keine Kleinigkeit iſt, von Wahrheit und Pflicht gedrungen zu ſein, den liebſten Menſchen den Spiegel ihrer Schwächen vorhalten zu müſſen.“ Sie ſetzte aus einander, wie ſie ſeit der Zeit ihres Hierſeins daſtehe, geworfen in den Schlamm erſtickender Unordnung, wie keiner ſie angewieſen habe, was ſie thun oder laſſen ſolle, wie jede erbetene Handbietung mit leeren Worten abgeſpieſen worden, wie man nie eine Unterrichtsſtunde beſucht und die Lehrer in jedem Fache habe ſchwadroniren laſſen; wie

Digitized by Google

ihre eigene Arbeit der des Verdammten gleiche, der den fallenden Stein immer wieder bergan wälzen müſſe. „Niederer wurde böſe und hitzig, Peſtalozzi nahm die Darlegungen ſchön auf, gerührt dankte er mir, und wir genoſſen eine Stunde des ſchönſten Vertrauens.“

Die gedrückte Stimmung hielt jedoch bei Roſette nicht an; ſie fühlte ihre Kraft und brauchte ſie: „Aus meinem innern Weſen muß mein äußerer Wirkungskreis ſich geſtalten. Iſt jenes rein, ſo muß dieſe Reinheit ſich über all mein Thun und Wirken verbreiten. Iſt es nicht rein, warum das Jammern. Dann muß ich reinigen ſtatt klagen.“ Das Alleinſtehen regte erſt recht ihre Kraft an und ihre energiſche Thätigkeit blieb nicht unbelohnt. „Hier ſtehe ich nun“, ſchreibt ſie am 19. Dezember 1812 an Muralt, „wie ich nie geſtanden, in Geſundheit und Kraft. Die Führung unſers Inſtituts iſt mir keine Laſt mehr, ſie iſt zur Luſt mir geworden; ich bin unabhängig von Peſtalozzis und Niederers Hülfe, nicht von ihrem Sein und Wirken. Wie wäre das möglich in meinem nahen Verhältniß zu ihnen; aber unabhängig von ihrer unmittelbaren Handbietung, deren Nichtvorhandenſein mich ſo oft grundlos empörte. Ich ſage grundlos. Denn eben ihr ſorgen- und hülfloſes mich preisgeben und ſchwimmen laſſen im Strom meines Wirkens führte mich ſchneller zur Kunſt des Schwimmens, und ich hätte von jeher, ſtatt mich darüber zu kränken, mich freuen ſollen als über eines der wirkſamſten Bildungsmittel. Allein dieſe Freude konnte mir erſt blühen in entwickelter Erkenntniß und Kraft. ... Mit welchem Frieden leb ich nun der Gegenwart, mit welchem Frieden blick ich in die Zukunft; wie unabhängig ſteh ich neben den Menſchen und dem Schickſal, wie frei beweg ich mich, wie ungehemmt quillt der Dank zum Ewigen aus der Fülle meines Herzens, und wie beglückt mich die Hoffnung eines ewigen Fortſchreitens.“ Und am 20. März 1813: „Unſer Unterrichtsgang geht jetzt gut, obſchon noch mehrerer Verbeſſerungen bedürftig, anderer, als ſolche, die durch mich geſchehen können. Aber welchem Verdruß und welchen drängenden Unannehmlichkeiten habe ich bis zur Erreichung meines Zieles mich ausſetzen müſſen. Auch jetzt bei unſerer errungenen innern Ordnung (denn mit der äußern — die von Cuſters abhieng — daß Gott erbarm) iſt meine Arbeit immer noch ſchwer, da der ewige Wechſel der Lehrer und die dauernde Abhängigkeit unſers Inſtituts von dem größern unaufhaltſam ſtörend wirken.“

Leichter und bälder erreicht, als die Reorganiſation des Unterrichts, war die Erzeugung eines beſſern Hausgeiſtes. Liebe erzeugt Liebe. Bald wetteiferten die Mädchen, ihrer Vorſteherin durch gutes Betragen Freude zu machen. Sie liebten und verehrten ihre Führerin wie eine Mutter. Sie war fröhlichen, heitern Weſens, fern war von ihr jeder finſtere Pedantismus. Sie kannte das Kinderherz und deſſen Bedürfniß nach Freude und Heiterkeit.

Digitized by Google

Als Roſette im Herbſt 1812 einige Wochen in Montreux zu ihrer Erholung ſich aufhielt, giengen ihr Briefe von ihren Zöglingen zu, die davon zeugen, welch inniges Band Lehrerin und Schülerinnen umſchlang. „Immer, immer," leſen wir in einem derſelben, „ſoll mir Ihre Liebe eine Aufmunterung ſein und mich in meinem Vorſatz, ein braves Kind meiner Eltern zu werden und meine Pflichten eben ſo treu als möglich zu erfüllen, ſtärken. Ja, wenn es mir einfallen will, etwas Böſes zu thun, ſo will ich an Sie denken, wie liebreich Sie es mir abrathen würden und — es unterlaſſen." Ende Oktober kehrte ſie in die Anſtalt zurück und konnte an Muralt ſchreiben: „Mir iſt wohl im Kreis der Kinder, und ich bin froh, daß ich wieder bei meinen lieben Mädchen bin. Meine Abweſenheit hatte keine unangenehmen Folgen wie gewöhnlich, obſchon Niemand meine Stelle verſah: alle hatten ſich das Wort gegeben, zu ſein und zu leben, als wär ich in ihrer Mitte. Und ſo geſchahs. Iſt das nicht ſchön und muß es mir nicht im Innerſten wohlthun?"

Ihr Verhältniß zu Peſtalozzi war ein gar trauliches und inniges. Als dieſer im Herbſt 1812 in Lauſanne ſich aufhielt, während Roſette in Montreux verweilte, ließ er dieſe zu ſich kommen. „Peſtalozzi war ſo liebend und froh, lebendig, wie ein Jüngling. Wie groß iſt ſeine Liebe zu mir, wie unwandelbar! könnt' ich zu theuer ſie erkaufen? Nein, o nein! Alle Augenblicke ſah er mich an, um ja recht auszuforſchen, wie viel ich gewonnen an Geſundheit und Kraft. Er ſah mein Auge heiter und war zufrieden." Und am 13. Februar 1813 ſchreibt ſie an Muralt: „Das Band, das mich an Peſtalozzi ſchließt, wird immer enger und enger. Er ſagte an ſeinem letzten Geburtstag, als Niederer und ich mit ihm allein waren: Ich glaube es nicht möglich, daß drei Menſchen ſchöner neben einander ſtehen können, als wir. Sein Vertrauen zu mir wird immer unbedingter. Oft, wenn er, dem Weſen ſeines Geiſtes ſich überlaſſend, mir ſein Inneres offenbart, endet er mit den Worten: Sieh, das alles ſind Gedanken, die ich mir nicht früher erlauben würde zu denken, als ich ſie Dir ausſpreche. Daraus magſt Du auf die Innigkeit unſeres Umgangs ſchließen."

Mit Liebe und hoher Verehrung hängt ſie an dem von ſeiner nächſten Umgebung oft mißkannten Manne: „Sein moraliſches Weſen enthält Töne, welche die ganze Welt durchtönen und die durch die Ewigkeit der Zeiten nachhallen werden, ohne je zu verhallen. Wenn das Grab wird aufgenommen haben, was die Harmonie ſtörte, dann werden wir froh und ſelig uns fühlen, daß wir den irdiſchen Druck um des himmliſchen Wohlklangs willen werden getragen haben, und dieſe Töne, die göttlichen Urſprungs ſind, müſſen eins werden mit unſrer Seele. Seine Größe

Digitized by Google

zeigt ſich in den Augenblicken, in denen der ganze Liebreiz ſeiner Tugend und die Macht ſeiner perſönlichen Größe uns unwiderſtehlich an ihn feſſelt und uns fühlen läßt, daß wir der Wahrheit gehören nur in ſo weit wir ſeiner Sache leben."

Als die Lage des Inſtituts im Schloſſe (1813) immer ſchwieriger wurde und diejenigen rath- und thatlos daſtunden, die hätten helfen ſollen, rief ſie aus: „Wär ich ein Mann, ich würde mich hinſtellen und ordnen; ſelbſt in meinem weiblichen Kopfe liegts klar, wie und wo geholfen werden müßte." Und einige Monate ſpäter, als der ökonomiſche Zuſammenſturz unvermeidlich ſchien: „Peſtalozzi, als Herr des Hauſes, iſt nicht im Stande, Ordnung herzuſtellen und Maßregeln zu ergreifen, die Rettung bringen. Ich ſehe ihn leiden und muß, gedrungen vom Gefühl meiner Pflicht, ſeine Leiden oft mehren, um die ewigen Täuſchungen, in die er ſich fortwährend wiegt, zu ſtören. Was wird aus dem Inſtitut, was aus Ihm werden? Das iſt Gott bekannt. Genug, ich laſſe Ihn nicht, und ſollt' ich mit meiner Hände Arbeit Ihn nähren."

Die Stellung Roſettens war in ökonomiſcher Hinſicht keine günſtige. Die Lage Peſtalozzis und des Hauptinſtituts brachte es mit ſich, daß ihr Salair ſehr unregelmäßig und nur theilweiſe ausbezahlt werden konnte. Aber das fiel bei ihr nicht ſchwer ins Gewicht. Ihr Reich war wirklich nicht von dieſer Welt. Als ihr im November 1810 vom aargauiſchen Schulrath die Stelle einer Stiftsdame und künftigen Oberin in Olsberg (Erziehungsanſtalt für Mädchen) mit freier Beköſtigung, der ſchönen Wohnung der Aebtiſſin und möglichſt hoher, und zwar lebenslänglicher Penſion, alſo mit völlig geſicherter Lebensſtellung und Zukunft, angeboten wurde, lehnte ſie ab, um bei Peſtalozzi bleiben zu können.

Sobald im Oktober 1813 die Gefahr des Zuſammenſturzes für das Inſtitut im Schloß beſeitigt war, kam Peſtalozzi aufs neue und mit aller Entſchiedenheit auf den Gedanken zurück, die Mädchenanſtalt an Roſette Kaſthofer abzutreten. Er ſehe, daß bei der gegenwärtigen ökonomiſchen Führung (unter Cuſters) gewiſſe Lücken und Fehler immer bleiben und das allgemeine Vertrauen beeinträchtigen. Zudem ſei es ſeinem Herzen Bedürfniß, ſich endlich in einer Lage zu ſehen, wo er frei und mit ruhigem Gewiſſen Roſette anblicken dürfe. „Welcher Vortheil für Dich daraus erwächst", fährt er zu ihr fort, „Du kannſt dann mit Wahrheit ſagen: Ich habe ihn theuer erkauft, ſo theuer, wie nicht bald ein Menſch auf Erden ihn hätte erkaufen mögen noch können. Denn glaube nur, ich kenne Deine Lage bis in ihre Tiefe, ſchweig ich gleich davon. Ich weiß, was Du gelitten und leideſt von andern und mir aus. Ich weiß, was Du mir warſt und biſt, aber ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre ohne Dich, Dein An-

Digitized by Google

ſchließen an meine Perſon gehört mit zu den höhern Fügungen meines Schickſals, für die ich Gott nicht genug danken kann. Namenloſen Verirrungen und Schmerzen wäre ich preisgegeben worden, wäreſt Du nicht in allen unſern bedrängten Lagen aller Einflüſſe ungeachtet ſelbſtändig geblieben. Du haſt mir vertraut, wie vielleicht nie ein Menſch in Deiner Lage mir vertraut hätte. Gott ſeis gedankt, daß es ſo iſt und daß ich Dir ſagen kann wie ich darüber empfinde.“ „Muralt“, ſchreibt Roſette, „es iſt der ſchönſte Lohn meines reinen Willens, ſo neben Ihm, dem Einzigen zu ſtehen. Ja, Dir verhehl ich nicht, ich habe viel Leid ertragen. Gott ſei Dank, der mir frühe den Weg ſchwerer Ueberwindung gezeigt! Aber ſollte ich ſchwerer, weit ſchwerer noch ſolch Vertrauen, ſolche Liebe erkaufen, nie, nie wäre der Preis mir zu hoch. Seine Liebe iſt erfinderiſch, meinen Werth zu erhöhen. In Demuth fühle ich, daß er ihn zu hoch anſchlägt, aber mit Stolz blick ich auf die Liebe, die alſo rechnet und ſchätzt.“

Roſette Kaſthofer verdiente das Vertrauen, das ihr ward. Ihr innerſtes Weſen ſprach ſie aus, als ſie von ſich ſagte: „Es ſteigt meine Geſundheit und Kraft, ich lebe mit ungetheiltem Eifer ganz meinem Beruf; Vieles von dem, was zur Erde mich zog, iſt geſchwunden, und was mich erhob, erhebt mich auch heute und jeden Tag mehr, mein Gewiſſen iſt mein Himmel und Rechtthun meine Seligkeit, mein iſt jeder Augenblick, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; alles iſt eins geworden für mich, und ich gehöre dem Einen, indem ich in jedem gegenwärtigen Augenblick thue was ich ſoll. Neue Kämpfe haben mich auf eine neue Stufe gehoben; ich bin oft unausſprechlich glücklich, alles iſt ſo eins in meiner Seele und kein Mißklang ſtört ihren Frieden. Wenn ich einſchlafe, wenn ich erwache, ſo danke ich Gott für mein Glück und bete mit Inbrunſt um Kraft und Segen zum raſtloſen, ewigen Fortſchreiten im Guten.“

Mitte November 1813 fand die Uebergabe der Mädchenanſtalt an Roſette Kaſthofer auf Grund eines detaillirten ſchriftlichen Vertrages ſtatt. „Mein Hierſein und die Art, wie ich hier ökonomiſch geſtanden, hat mich gelehrt, Verträge ohne Verträge zu fürchten. Denn ſo ſüß mir das Gefühl iſt, rein von Eigennutz hier gewirkt zu haben, ſo ſchwer würde es mir, noch lange auf gleiche Art mich jeder Mühe, jeder Entbehrung zu unterwerfen ohne andere Sicherheit für mein Alter als ein gutes Gewiſſen und einen abgearbeiteten Körper. Nein, nein, der Menſch ehre auch hierin ſeine Pflicht, aber er ehre ſich ſelbſt, indem er dieſelbe allen höhern Pflichten unterordnet.“

Die Familie Cuſter verließ Iferten und zog auf ihr Gut in Burgdorf. So lag nun die Sorge für das leibliche und geiſtige Wohl einer Familie von 30 Perſonen auf Roſette allein. Ihre Freundin Ray kam für

Digitized by Google

einige Zeit, um ihr bei der äußern Einrichtung mit Rath und That an die Hand zu gehen. Mit welchen Vorsätzen sie nun in ihre neue, verantwortungsvolle Stelle eintrat, entnehmen wir einem Briefe an Muralt: „Ich darf ruhig in die Zukunft blicken. Indem ich meine ökonomische Unabhängigkeit gründe, kann ich mich der frohen Hoffnung überlassen, einst geben, wohlthun und helfen zu können denen, die mir nahe sind oder nahe sein werden. O Gott, kann ich das einst, wie will ich mein Dasein segnen und dem Vater aller Güte danken. Für mich bedarf ich wenig, aber lieben kann ich mit der Fülle einer unversiegbaren Liebe alles, was sich mir nähert; ich kann mit Kindesliebe, mit Schwesterliebe, mit Mutterliebe sie umfassen, die sich mir vertrauen und die der Schwester-, der Kindes- und der Muttertreue bedürfen. In jeder Stunde stiller Zurückgezogenheit und Erhebung gelob ich mir, mich zu erheben mit aller Kraft, die Gott mir gegeben, den Menschen zu sein, was ich ihnen nur immer sein und werden kann! Ja, es soll geschehen!“

Im Laufe der Jahre hatte zwischen ihr und Niederer ein immer innigeres Verständniß sich entwickelt und sie reichten sich im Mai 1814 die Hände zum ehelichen Bunde. Wie freute sich Pestalozzi dieser Verbindung. „O Freund“, schrieb Frau Niederer an Muralt, „sähest Du ihn, wie er uns in seine Arme schließt als die Kinder seines Herzens, die der Trost seines Alters sein sollen und sein werden; wie er sich freut, das Werk seines Lebens in uns fortleben zu sehen, Thränen der Rührung würden Deinem Auge entfallen, Du würdest unser Glück fassen. Niederer und ich, wir sind ihm aufs neue geschenkt durch unsere Verbindung, und er ist für uns Vater dem Geiste und dem Herzen nach, Vater in des Wortes heiligster Bedeutung. Ich möchte Deine Seele ganz mit der Kenntniß dieses Verhältnisses ausfüllen, damit Dein Glaube an das Höchste der Menschheit selbst darin Nahrung fände. O, Muralt, mir hat Gott viel gegeben! Wenn ich auf den Reichthum meines Lebens blicke: Pestalozzi, Niederer, Du, meine Rah, Geschwister und Freunde, meine Pflegekinder, die mir anhangen, da verschwindet jedes Schwere, und ich fühle nur Dank und ein heißes Verlangen, durch die Würde meines Lebens eine reiche Schuld der ewigen Güte, die mich erschaffen, abzutragen.“

Das hast Du treu gethan, edle Seele, ein ganzes langes Leben lang!

Niederer und seine Gattin führten die Mädchenanstalt im Sinn und Geist Pestalozzis fort, verdienten und fanden reichlich Anerkennung. Die Ehe blieb kinderlos; aber den ihnen übergebenen Pfleglingen waren sie treue, besorgte, liebende, aber auch beglückte Eltern. Der Streit, der, durch fremde Einflüsterungen geweckt, zwischen den beiden Instituten ausbrach, durch Mißverständnisse und schlimme Einflüsse genährt wurde und das Verhältniß zu

Digitized by Google

Peſtalozzi trübte, hat wol ſchwere Stunden gebracht, aber das innere Leben der Anſtalt und deſſen ſegensvollen Gang nicht zu ſtören vermocht.

Im Jahr 1837 verlegten Vater und Mutter Niederer ihre Anſtalt, um ausgiebigern und reichlichern Bildungsmitteln, als Iferten ſie bieten konnte, näher zu ſein, nach Genf. Die Behörden von Iferten, die ohne Erfolg ſie von dieſem Vorhaben abzubringen ſuchten, ließen ihnen durch eine beſondere Abordnung den Dank der Stadt ausſprechen für „die Freiſchule, die ſie für arme Kinder gehalten, und für andere Wohlthaten, deren die Armen durch ſie genoſſen.“

Im Dezember 1843 verlor Frau Niederer den von ihr ſtets ſo hochverehrten und innig geliebten Gatten, den ſie in allen Lagen und bei allen Schwächen und Eigenthümlichkeiten erkannt hatte „als ein Licht auf dem Wege der Wahrheit, als ein Fels überall, wo es um Tugend und Gerechtigkeit zu thun war und wo ſein Wohlwollen, ſeine Vaterlandsliebe und ſein erleuchteter Glaube und ſein Gottvertrauen angeſprochen wurden.“

Obgleich 64 Jahre alt, fand ſie doch in ſich Muth, Kraft, Luſt und Freudigkeit, ihre Anſtalt fortzuſetzen. Welchen Muth ſie ſich bis ins hohe Alter gerettet hatte, erſehen wir aus der ſchon eingangs erwähnten Stelle aus ihrem Tagebuch vom Jahr 1846. Erſt im Jahr 1850, 71 Jahre alt, zog ſie ſich ins Privatleben zurück und gönnte ſich die wohlverdiente Ruhe. Sie gieng zuerſt nach Thun, dann nach Bern und nahm dann ihren bleibenden Aufenthalt in Zürich, wo ſie am 14. Auguſt 1857 ſtarb. Innige Verehrung und Liebe von Seite ihrer zahlreichen Zöglinge aus allen Ständen erfreuten ſie ihr Lebenlang und folgten ihr übers Grab hinaus.

Irdiſche Schätze hat ſie nicht geſammelt. Geben war ihr immer ſeliger als nehmen. Sie dachte mehr an Andere als an ſich. Auch ihr Gatte verſtund die Kunſt des Schätzeſammelns nicht. „Sein Leben“, ſagt einer ſeiner Verwandten, der mit ihm in lebhaftem Verkehr ſtand, „war von Nebenrückſichten und Eigennutz frei; ſein Sinn war rein und edel. Auch im Privatleben bewies er dies, zeigte ſich gutherzig und freigebig bis zur Verſchwendung und tadelnswerthen Schwäche.“

Manch armes Mädchen, das in der Noth des Lebens untergegangen wäre, fand in ihrer Anſtalt Aufnahme, Erziehung, Elternliebe und Sorge und Verſorgung für ſeine Zukunft. So verwendeten ſie das, was ſie mit Sorge und Arbeit gewannen, für Anderer Wohl, und darum bleibt ihr Andenken im Segen.

Ueber ihre pädagogiſchen Grundſätze, Mittel und Ziele giebt Frau Niederer eingehenden Aufſchluß in ihrer Schrift: Blicke in das Weſen der weiblichen Erziehung. 1828, VI und S. 496. Ihre Befähigung für ſyſtematiſche Darlegung ihrer Gedanken charakteriſirt ſie

Digitized by Google

trefflich also: „Läßt das Schicksal mich bleiben, wo ich bin (in Iferten), werde ich nicht aus meinem Kreise gerissen und kann ich einmal ungehemmt und frei darin walten, so will ich zeigen, daß ich reif bin zu geben. Viel Gesammeltes ist in meiner Seele — alles muß einst in That übergehen, nach den großen Gesetzen der Entwicklung wird eines aus dem andern sich entfalten und alles zu seiner Zeit und an seinem Ort. Das ist aber auch alles, was ich weiß. Grundsätze darlegen, Systeme bauen und erklären, das ist meinem weiblichen Kopfe was Fremdes, Unmögliches. Ich kann den Zusammenhang meines Denkens und Handelns nicht übersehen, noch in Worte bringen; ich kann ihn nur ahnen, fühlen." Ihr Buch besteht nun aus geistreichen, packenden, erwärmenden Ergüssen über Erziehung, Bildung, Aufgabe des Weibes, nach den vier Gesichtspunkten zusammengestellt: Bedürfnisse und Gewohnheiten, Gemüthsbildung, Geistesbildung, gesellschaftliche Bildung. Diesterweg nennt die Schrift neben den Gemälden von Karoline Rudolphi das Vorzüglichste, was wir über weibliche Erziehung besitzen. Auszüge lassen sich nicht leicht geben; aber das Studium des Buches lohnt sich reichlich. 1838 gab Frau Niederer 2 Bände dramatischer Jugendspiele für das weibliche Geschlecht heraus. Sie verfolgte dabei einen rein pädagogischen Zweck. Es sollen die Folgen guter und schlimmer Worte und Handlungen zur Anschauung gebracht, der Eifer für jene, der Abscheu vor diesen geweckt und genährt werden. Von diesem Standpunkt aus angesehen, verdienen diese Jugendspiele alle Anerkennung. H. Morf.

Georg Sigrist.

1788—1866.

[Quellen: Rückblicke auf das Leben und Wirken des Hochw. Herrn Domcapitular Sigrist; von Nikolaus Schürch, Domcapitular, Solothurn 1866. — Alois Lütolf: Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurenz Schiffmann; Luzern 1860, Gebr. Räber, pag. 112 ff., 133, 144, 247 f. — Joseph Kehrein: biographisch-litterarisches Lexicon, I. Band, 1868, pag. 146 f. — Dr. Kasimir Pfyffer: Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern, II. Theil, pag. 614. — Conferenzblätter der luzernischen Kantonallehrerconferenz, Jahrgänge 1850—1852. — Einige handschriftliche Actenstücke im Staatsarchive zu Luzern. — Sigrists sämmtliche Schriften.]

Georg Sigrists Thätigkeit auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichtes war nicht etwa eine epochemachende, noch haben seine Schriften

Digitized by Google

Pädagogik und Methodik in neue Bahnen gewiesen und ihnen eine besondere, eigene Richtung gegeben. Allein seine pädagogische Ausbildung in der pestalozzischen Lehrmethode, seine Begeisterung für die Jugendbildung, die wiederholt von Kirchen- und Staatsbehörden ihm anvertrauten einflußreichen Beamtungen im Erziehungsfache, seine Thätigkeit als Schriftsteller für Schule und Volk geben in hohem Grade die Berechtigung und die pietätsvolle Pflicht, dieses Mannes auch hier zu gedenken. Sein pädagogisches Schaffen und Wirken ist jedoch so innig mit seiner übrigen reichen Berufsthätigkeit verbunden, daß wir dasselbe nur im Verein mit dieser recht zu würdigen im Stande sind. Wir verfolgen darum in Kürze seinen ganzen Lebensweg, indem wir stets besonders seine erzieherische Thätigkeit hervorheben, seine von ihm successive erschienenen Schriften namhaft machen und deren Grundgedanken über Schul- und Unterrichtswesen hauptinhaltlich erwähnen.

Johann Georg Joseph Sigrist ist den 3. Januar 1788 zu Görz in Illyrien geboren. Sein Vater, ein Bürger von Luzern, war nach Deutschland ausgewandert und bekleidete in Görz eine Lehrstelle; er verheiratete sich mit einer Lehrerin, Namens Clara de Morandi, und übernahm dann eine Beamtung beim damaligen Fürst-Cardinal Colloredo von Salzburg. Schon in seinem fünften Altersjahre wurde Georg Sigrist vater- und mutterloser Waisenknabe. Seine Erziehung übernahm dann sein geistlicher Onkel, Pfarrer Sigrist in Kriens bei Luzern, ein rechtlicher, biedersinniger und wissenschaftlich gebildeter Mann. Bei diesem Oheim erhielt der Knabe auch seine Vorbildung bis zum Eintritt ins Gymnasium. Seine Gymnasial- und Lycealstudien machte Georg Sigrist an der höhern Lehranstalt in Luzern, wobei ihm sein Onkel im nahe gelegenen Kriens mit väterlicher Obsorge Kost und Logis, die nöthigen Subsidien und familiäre Erziehung gewährte. Als Student zeichnete sich Sigrist aus durch hohe Anlagen, musterhaften Fleiß, reiches und tiefes Gemüth, echte Frömmigkeit und glänzende Fortschritte.

Sigrist trug sich mit weithin zielenden, hohen Idealen, und die gewaltigen pädagogischen Bestrebungen der damaligen Zeit hatten auch ihn ergriffen. Daher war er nach Vollendung seiner allgemeinen Studien noch unschlüssig, ob er ausschließlich den Beruf eines Pädagogen wählen oder sich dem Priesterstande widmen wolle. Von 1808—1812 widmete er sich dem theoretischen und praktischen Studium der Pädagogik und brachte fast volle drei Jahre bei Pestalozzi im Institute zu Yverdon zu, wo er als Schüler die pestalozzische Lehrmethode sich aneignete und zugleich als Lehrer Unterricht ertheilte. Wie aus verschiedenen Anzeichen sich schließen läßt, lehrte er besonders Mathematik und Geometrie. In seinen „Briefen an Schmid“ spricht er mit der höchsten Begeisterung und pietätsvollsten Anhänglichkeit von seinem „Vater

Digitized by Google

Peſtalozzi". „Ich floh", ſo ſchreibt er, „im Drange wunderbarer Regungen, ein in ſeinem Wiſſen durch größtes Mißverhältniß verwirrter, in ſeinen Gefühlen durch ſo frühe Trennung von Vater und Mutter zerriſſener Jüngling in Peſtalozzis Haus, wie in ein vom Himmel gezeigtes Aſyl, und wurde, ein Unglücklicher, in Peſtalozzis weiten Vaterarmen zuerſt in meinem neunzehnten Jahre zum Glauben und Hoffen erhoben." Sigriſt äußerte an Peſtalozzi öfters den Wunſch, den Menſchen ſo recht in ſeinem Naturzuſtande, d. h. ohne durch die Einflüſſe von Erziehung, Bildung und Civiliſation berührt, kennen zu lernen, um da ſeine pädagogiſchen Studien und ſeine Grundſätze aufbauen zu können. Es ſoll ſelbſt an derartigen Verſuchen mit Hülfe Peſtalozzis nicht gefehlt haben. Im Jahre 1810 verließ Sigriſt das peſtalozziſche Inſtitut und gieng nach Wien, theils um ſich theoretiſch im Fache der Pädagogik weiter auszubilden, theils um das öſterreichiſche Schulweſen zu ſtudiren und ſeines Meiſters Grundſätze dahin verpflanzen zu helfen.

Zu gleicher oder doch faſt zu derſelben Zeit mit Georg Sigriſt hatte auch Joſeph Schmid, der im Jahr 1801 als vierzehnjähriger Knabe aus den vorarlbergiſchen Alpen zu Peſtalozzi gekommen und in deſſen Inſtitut zuerſt Schüler und dann einflußreicher Lehrer geweſen war, die peſtalozziſche Anſtalt verlaſſen und dann nach ſeiner Heimat, ſpäter nach München und Wien ſich begeben. Er veröffentlichte eine Schrift, betitelt: „Erfahrungen und Anſichten über Erziehung, Inſtitute und Schulen," in welcher er gegen die Erziehung in Inſtituten und gegen das peſtalozziſche Inſtitut in Yverdon mit pietätsloſer Heftigkeit auftrat. Schmid hatte Sigriſt ſchon bei ſeinem Abſchied in Luzern von ſeinem Vorhaben Kenntniß gegeben; letzterer rieth ab. Als er nun Schmids Schrift geleſen hatte, ſchrieb er an Schmid von Wien aus mehrere Briefe, die von dieſem beantwortet wurden. Schmid veröffentlichte dieſe Briefe unter der Aufſchrift: „Georg Sigriſts Briefe an Schmid über ſeine Anſichten und Erfahrungen der Erziehungsinſtitute ꝛc. Mit Antworten und Bemerkungen. Herausgegeben von Joſeph Schmid, Zögling und nachmals Lehrer am peſtalozziſchen Inſtitute. Wien bei Karl Schauenburg und Comp. 1811." Das war nun das Erſte, was von Sigriſt im Drucke erſchien.

Er zeigt ſich in dieſen Briefen als einen dankbaren Schüler Peſtalozzis, als einen großen Eiferer für deſſen Methode und als einen jungen Mann voll der größten und idealſten Begeiſterung für allgemeine Volkserziehung und Volksbildung, deren Endzweck er in wahrer Menſchlichkeit und dem Streben nach Gottähnlichkeit ſieht. — Zweiundzwanzig Jahre ſpäter ſagt Sigriſt in ſeiner Schrift: „Einige Worte über das Fröbelſche Inſtitut zu Willisau", über dieſe ſeine Briefe: „Dieſe Briefe, welche wegen ihrer un-

Digitized by Google

geſchickten Anlage und den großen Lücken, die in denſelben oft das Wichtigſte unberührt laſſen, von Wenigen konnten verſtanden werden, und welche in einem Schwalle hochtönender Worte wenig Neues und Belehrendes enthalten, haben wenigſtens den Werth, daß ſie der Geiſt der Verſöhnung durchweht, und daß ſie meine damalige Ueberzeugung kund geben, daß nur der katholiſchen Religion die Weihe beſchieden ſei, die Grundlage und die Fortſchritte der wahren Volksbildung zu ſichern". Der Gedankengang iſt kurz folgender: Schmid hat ſeine Schrift geſchrieben im Streben, das Verderbliche der Erziehungsinſtitute nachzuweiſen und davor zu warnen. Allerdings ſind die beſten und natürlichſten Erzieher Vater und Mutter, ſofern dieſelben dazu befähigt ſind; immerhin wird ein Inſtitut für viele Kinder, die ſonſt keine Erziehung erhalten würden, nothwendig ſein. Darum dürfe man dieſelben nicht abſolut an den Pranger ſtellen, wie Schmid es gethan. Vor allen damaligen Erziehungshäuſern verdiene das peſtalozziſche den Vorzug, obwol ihm auch viele Mängel anhaften. Die erſten Erzieher ſind die Eltern; ihnen ſoll die Schule zur Seite ſtehen und miterziehen helfen; der Lehrer ſei der Freund und Rathgeber der Eltern und ſoll in der Gemeinde eine geachtete und einflußreiche Stelle einnehmen. Die Schule näher beſprechend, handelt er: a) von den Erkenntniſſen und Fertigkeiten, worin die Schüler ſollen geübt werden; b) von der Jugend, die in dieſen Fertigkeiten ſoll geübt werden; c) von dem Lehrer, oder was der Lehrer dem Schüler nütze. Zu der Aufſtellung des Schemas eines Schulplanes übergehend, ſpricht er: a) von den Vor- oder Familienſchulen, die die Kinder in den Elementen oder Fertigkeiten üben ſollen im Alter vom 4. oder 5. bis ins 7. oder 8. Jahr; dabei entwickelt er Grundſätze, wie Fröbel für ſeine Kindergärten; b) von der hierauf folgenden öffentlichen Schule, für die er den Unterrichtsſtoff für drei Claſſen auf drei Jahre zutheilt und wo er namentlich das Princip der Anſchaulichkeit und die Wichtigkeit der Gymnaſtik betont; c) von den folgenden zwei Nebenclaſſen mit einigen Stunden wöchentlich. — Die Religion nimmt Sigriſt in das Schema nicht auf; ſie könne nicht gelehrt werden; alles in der Erziehung und im Unterrichte müſſe benützt werden, den Menſchen anzuweiſen, ſeinem höchſten Ziele zuzuſteuern.

Von Wien begab ſich Sigriſt nach Landshut, wo er 1812 und 1813 verweilte. Zunächſt wollte er den berühmten Profeſſor Sailer als Pädagogen hören; bald trat er jedoch aus dem pädagogiſchen Hörſaal in den der Theologie über und hörte theologiſche Vorleſungen unter den Profeſſoren Sailer, Zimmer und Dr. Ammann, ohne jedoch dabei die pädagogiſchen Studien zu vernachläſſigen. Sigriſt ſpricht in den beiden oben erwähnten Schriften die Ueberzeugung aus, daß jeder Verſuch, das katholiſche Volk aufklären zu wollen, die verderblichſte Wendung nehmen werde, wenn er nicht in Ver-

Digitized by Google

bindung mit der katholiſchen Geiſtlichkeit gemacht wird, und er ſpricht derſelben in Erziehung und Bildung des Volkes eine eminente Aufgabe und Bedeutung zu. Es iſt nun leicht zu erklären, wie Sigriſt bei ſeiner idealen Geiſtesrichtung ſich der Theologie und dem Prieſterſtande zuwandte, um ſeine pädagogiſche, erziehliche Thätigkeit mit der prieſterlichen, ſeelſorglichen verbinden zu können.

Vom Herbſtmonat 1813 bis Oſtern 1814 verweilte Sigriſt im Prieſterſeminar zu Luzern unter Regens Dr. Dereſer und Regens Pater Tardi; zu Oſtern 1814 erhielt er in Conſtanz vom Fürſtbiſchof Dalberg die Prieſterweihe. Nun trat er ins Berufsleben hinaus mit einem ebenſo reichen Schatze pädagogiſcher Kenntniſſe und Erfahrungen, wie in den theologiſchen Wiſſenſchaften wohl bewandert; von einer idealen Geiſtesrichtung getragen war er für alles Gute, Edle und Hohe entflammt; ſeine Seele glühte vom innigſten Wohlwollen zu den Mitmenſchen und einer heißen Liebe zum Vaterlande; die Grundzüge ſeines Herzens waren ungeheuchelte Frömmigkeit, inniges Gottvertrauen, heiliger Gebetseifer. Dieſe ſeine Charakterzüge beleben all ſein Handeln, wie ſie ſeine Schriften ganz durchwehen. Er war Liebling von Peſtalozzi[1] und Sailer, Freund von Clemens Brentano, Paſſavant und anderer ſolcher Perſönlichkeiten, und, 1814 in ſeine Heimat zurückgekehrt, ſchloß er ſich den hervorragendſten gelehrten Geiſtlichen des Kantons an, wie Schiffmann, Widmer, Gügler ꝛc. Jetzt ſchrieb er: „Ich bin nach mancherlei Umwegen in die Arche des Heils angelangt.“

Seine berufliche Laufbahn begann er anfangs Mai 1814 als Vicar in Rothenburg, wo er bis zum 30. Jänner 1815 verblieb, indem er dann als Pfarrer von Horw gewählt wurde, welcher Pfarrei er vom 1. Februar 1815 bis zum 19. September 1825 vorſtund. Von nun an gieng Sigriſt in der That mit Beiſpiel, Wort und Schrift ſeinen geiſtlichen Amtsbrüdern ermunternd voraus.

Als Pfarrer von Horw, wie in allen ſeinen ſpätern Stellungen, entfaltete Sigriſt beſonders eine überaus reiche und ſegensvolle Thätigkeit als Katechet. Die Schulſtube wurde ihm das liebſte Arbeitsfeld, darum unterſtützte er auch die Lehrer ſehr in ihrer Thätigkeit; er beſuchte häufig die Schulen, gab oft ſelbſt Unterricht, ſchritt kräftigſt ein für eine gute Diſciplin unter der Jugend in und außer der Schule. Er beſaß ungemeines Geſchick, den Lehrſtoff methodiſch richtig zu behandeln, und eine eminente Gabe, mit Kindern umgehen zu können. Wie er ſeine pädagogiſche und katechetiſche

---

[1] Peſtalozzi beſuchte Sigriſt als Pfarrer von Horw im Sommer 1818, und beide beſuchten dann mit einander Sailer, der im Pfarrhauſe zu Meggen in den Ferien war. Conferenzblätter, Jahrg. 1852, erſtes Heft, pag. 56 ff.

Digitized by Google

Stellung den Kindern gegenüber auffaßte, könnte wol nicht schöner gezeichnet ſein, als wie er ſelber es that in ſeiner Predigt am Schutzengelfeſt in Luzern 1842 mit den Worten, die unter ſeinem Bilde als Autograph angebracht ſind: „Ich habe die Kinder nicht blos geliebt, ſondern auch ſtets hoch geachtet; ihre Engel ſehen ja allezeit das Angeſicht ihres Vaters im Himmel; überdies bin ich ihnen noch zum ewigen Dank verpflichtet; denn von ihnen, welche uns Chriſtus zu ſeinem Vorbild gegeben, habe ich gelernt, was den Menſchen des Himmelreiches würdig macht."

Mit aller Kraft drang Sigriſt darauf, daß in Horw ein neues Schulhaus gebaut wurde, welchen Bau er lediglich mit eigenem und zuſammengebrachtem Gelde unter Dach brachte; auch die Gründung einer Sonntagstöchterſchule iſt ſein Werk in dort geweſen. Wie ihm die Jugendbildung ſtetsfort warm am Herzen lag, ſo war Sigriſt auch in ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit raſtlos bemüht, die Volksbildung in geiſtiger, religiöſer und ſittlicher Hinſicht zu fördern und zu heben. Er ſorgte dafür, daß Erbauungsbücher, religiöſe Bilder u. dgl. in Maſſe unter das Volk kamen, und dafür ſcheute er weder Opfer an Zeit und Arbeit noch an Geld; als Schriftſteller für Schule und Volk hat er ſich in verdienſtlicher Weiſe hervorgethan, worin er weſentlich Chriſtoph Schmid ſich zum Vorbild gewählt zu haben ſcheint. In dieſer Zeit erſchien von ihm: „Das belohnte kindliche Vertrauen oder der Schweizerſeppli auf der Inſel. Solothurn 1818." „Der arme Ruodeli, ein Schweizerknabe, oder das glückliche Wiederfinden. Solothurn 1819, bei Matth. Schwäller." Dieſe beiden Erzählungen ſind überaus anziehend geſchrieben und haben offenbar das Streben: Liebe zu den Eltern, Frömmigkeit, Gebetseifer, Arbeitſamkeit und unbedingtes Gottvertrauen in den Herzen der Leſer zu pflanzen. Dieſe Schriftchen wurden ſehr viel und mit großer Rührung geleſen, und ſie kamen in einem kleinen Sammelband heraus unter dem Namen: „Drei Schweizergaben. Ein Geſchenk für gute Knaben und Mädchen, welche ſich der Liebe ihrer Eltern, Lehrer und Bekannten zu erfreuen haben. Mit 6 lithographirten Kupfern. Luzern 1832. Verlag von J. M. Anich." In dieſem Büchlein befindet ſich in der Mitte der beiden genannten Erzählungen: „Wilhelmine", eine kurze Erzählung, die die Belohnung kindlichen Gottvertrauens hervorhebt. Ob dieſe Erzählung, wie man aus Inhalt und Form zu ſchließen verſucht iſt, auch von Sigriſt herrührt, konnte nicht ermittelt werden. — Hat Sigriſt in den letztgenannten Schriften mehr zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend geſchrieben, ſo bezweckt das folgende mehr die Volksbelehrung. „Nikolaus von der Flüe oder die Lebensgeſchichte des ſeligen Bruder Klaus allen frommen und biedern Eidgenoſſen wieder erzählt und gewidmet

Digitized by Google

von dem Verfaſſer des Schweizerſeppli. Luzern bei J. M. Anich, 1822". Sigriſt wollte da aus Liebe zu Gott und Vaterland ſeinen Leſern in dieſer Zeit des Ringens und Kämpfens nach einer Entwicklung zum Beſſeren ein leuchtendes Vorbild vor die Augen ſtellen. Offenbar hat Sigriſt den gleichen Zweck im Auge, wenn er in den wirrevollen Zeiten der Vierzigerjahre das Büchlein als eine bedeutend vermehrte Auflage des erſten herausgab, das wir auch gleich hier hinſetzen wollen; es iſt betitelt: „Bruder Klaus oder des ſeligen Nikolaus von der Flüe lehrreiche und wundervolle Lebensgeſchichte. Allen frommen und biedern Eidgenoſſen erzählt und gewidmet. Herausgegeben von Georg Sigriſt, Chorherr und Stadtpfarrer in Luzern. Luzern, Verlagsbuchhandlung von Anich. Xaver Meyer 1843. Gebr. Räber. Mit einigen Abbildungen", und hat als Begleitſchreiben die ſchönen Worte: „Möge es nun hingehen auf die Alpen und in die Thäler, in einſame Hütten und in volkreiche Dörfer und Städte und allen Eidgenoſſen erzählen vom Bruder Klaus und ſeiner Liebe zu Gott und Vaterland, und von ſeinen weiſen Lehren und ſeiner kräftigen Fürbitte, und mögen recht viele durch die Erinnerung an ihn Erbauung, Aufmunterung, Troſt und Beruhigung finden!"

Zur Unterſtützung des Katecheten bei dem Unterrichte, beſonders der kleinern Katechumenen, veröffentlichte Sigriſt: „Sittenbüchlein für die Jugend in Fragen und Antworten von J. Engelmann. Umgearbeitet vom Herausgeber des ſeligen Bruder Klaus. Luzern, bei Joh. M. Anich, 1823". Dieſes Büchlein handelt in dialogiſcher Form in Fragen und Antworten, in leicht faßlicher und verſtändlicher Weiſe: von Gott und ſeinen Eigenſchaften, vom Menſchen und ſeiner Beſtimmung, von den Tugenden und Laſtern, von einigen zeitlichen Dingen, von den vier letzten Dingen. Offenbar um zugleich die Kinder im Leſen der deutſchen Druckſchrift, der Schreibſchrift und der lateiniſchen Druckſchrift zu üben, iſt je ein Theil dieſes Büchleins in je einer dieſer Schriften gegeben.

In Stunden der Einſamkeit und Zurückgezogenheit, wenn ſich Sigriſt matt und trocken fühlte, ergriff ihn die Sehnſucht nach geiſtlicher Lectüre. Darum fühlte er ſich gedrängt, einen ähnlichen gleichen Stoff auch dem Volke, das er ſo ſehr liebte und geiſtig und ſittlich zu heben wünſchte, zu bieten. Er regte das Unternehmen an, eine Legende der Heiligen für das Volk zu bearbeiten. So entſtand die berühmte, wiederholt neu bearbeitete „Schweizerlegende", zu der Sigriſt ſelbſt werthvolle Beiträge leiſtete. Der Titel des Werkes lautet: „Leben und Thaten der Heiligen; eine Legendenſammlung für das chriſtkatholiſche Volk. Herausgegeben von einigen katholiſchen Geiſtlichen der Schweiz.

Digitized by Google

I. Theil, Luzern 1825. II. Theil, Luzern 1826. Bei J. M. Anich." Es ſind das zwei große Quartbände, wovon die Redaction des erſten Theils Sigriſt, des zweiten P. Kopp, Caplan in Rothenburg, beſorgte.

In einer ergreifenden Abſchiedspredigt nahm im Herbſte 1825 Sigriſt Abſchied von ſeiner Pfarrei, in der er in Wort und Schrift und That, in Kirche und Schule ſo ſegensreich gewirkt hatte („Abſchiedsrede", gedruckt Luzern 1825). Er paſtorirte dann vom 30. September 1825 bis zum 29. Juni 1840 die zur damaligen Zeit äußerſt ſchwierige Pfarrei Wohlhuſen. Im Jahre 1828 wurde er als faſt der jüngſte Capitular zum Decan des großen Ruralcapitels Surſee gewählt, ein Beweis, in welch' hohem Anſehen der Gewählte bei ſeinen Amtsbrüdern ſtand. In ſeiner paſtorellen Thätigkeit an dieſer ſeiner neuen Pfarrei nahm die pädagogiſche und katechetiſche eine ganz beſonders wichtige Stelle ein. Seine Katechiſationen baſirten ſich beſonders auf die bibliſch-geſchichtliche Veranſchaulichung der religiöſen Wahrheiten. Die Schule und die Lehrer unterſtützte er als ſtets wahrer Freund und Förderer beider mit Rath und That, beſonders in den Dreißigerjahren in den Conferenzen, die neu gegründet waren und aufblühten. Seine ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltete ſich dann auch beſonders, als er im Jahre 1836 zum Mitglied und Präſidenten der Schulcommiſſion des neunten Schulkreiſes gewählt wurde, in welcher Stelle er verblieb bis zu ſeinem Weggange von Wohlhuſen im Jahre 1840.

Hier wollen wir gleich einer Thätigkeit Sigriſts erwähnen, die, ſtreng genommen, nicht als hierher gehörig bezeichnet werden mag, die aber doch für das Geſammtbild weſentlich iſt, wir meinen ſeine Wirkſamkeit als Prediger. Sigriſt war von Natur aus mit vorzüglichen Eigenſchaften als Kanzelredner ausgeſtattet und durch ſeine tiefe und allſeitige Bildung hatte er ſich zu dieſer Aufgabe ſeiner paſtorellen Thätigkeit beſonders befähigt und ausgebildet. Seine Predigten zeichnen ſich aus durch Originalität, Tiefe der Gedanken, gewählte, ſelbſt claſſiſche Sprache und die bei vaterländiſchen Anläſſen gehaltenen durch hehre, begeiſterte Liebe zum Vaterland. Darum war er als Prediger weithin bekannt und geſchätzt [1].

---

[1] Von ſeinen Predigten ſind im Druck erſchienen: 1. „Abſchiedsrede von Horw". Luzern 1825. 2. „Warum nannten unſere Väter ihre freien Bünde Eidgenoſſenſchaft?" Gedächtnißrede bei Sempach, Luzern 1831. 3. „Die ewige Grundfeſte des eidgenöſſiſchen Bundes". Gedächtnißrede bei Sempach, Luzern 1838. 4. und 5. „Der Gräuel der Verwüſtung im unmäßigen Branntweingenuß". Zwei Predigten, Luzern 1840. 6. Feſtpredigt am Gedächtniß des ſeligen Bruder Klaus in Saxeln. 7. „Vergißmein-nicht an die Pfarrgemeinde von Wohlhuſen". Eine Abſchiedspredigt, Luzern 1840. 8. „Das Gebet für die Obrigkeit in ſeinen ſegens-

Digitized by Google

In vielen Predigten und Reden von Sigriſt finden wir treffliche pädagogiſche Grundſätze, Winke und Rathſchläge ausgeſprochen; beſonders erwähnenswerth iſt aber in dieſer Hinſicht ſeine im Jahre 1838 gehaltene Predigt bei Sempach, in welcher er in meiſterhafter Weiſe die religiöſe und vaterländiſche Bildung der Jugend und die familiäre und nationale Volkserziehung behandelte und den Gedanken entwickelte: „Das Leben und Wirken des Menſchen, ſein perſönlicher ſittlicher Werth, ſein zeitliches und ewiges Schickſal iſt mit der erhaltenen Erziehung innig verwoben. Und das Glück der Staaten, der Werth einer Staatsverfaſſung, die Würde und Wohlfahrt einer Nation ſteht im genaueſten Zuſammenhang mit dem Grade der mehr oder weniger erreichten Vollkommenheit der öffentlichen und Privaterziehung.“

Als Fröbel, welcher mit Sigriſt gleichzeitig bei Peſtalozzi in Yverdon geweſen war, im Jahre 1833 in Willisau mit Bewilligung der Regierung ſeine Erziehungsanſtalt eröffnete, ergiengen Petitionen an den Großen Rath um Aufhebung dieſes Inſtitutes, weil Inſtitute unter proteſtantiſcher Leitung in einem katholiſchen Kantone der katholiſchen Religion Gefahr bringen. Die Vertheidiger Fröbels beriefen ſich auf Pfarrer Sigriſt, in der Meinung, Sigriſt werde ſich für das neue Inſtitut günſtig ausſprechen, weil er Schüler und Lehrer im peſtalozziſchen Inſtitute geweſen ſei und weil er Fröbel Beweiſe freundſchaftlicher Hochſchätzung gegeben habe. Sigriſt erklärt nun in einer beſonderen ausführlichen Schrift, „Einige Worte über das Fröbelſche Inſtitut zu Willisau“ (Luzern 1833), daß er ſich der Reihe derjenigen anſchließe, welche die Errichtung des Fröbelſchen Inſtitutes mißbilligen. Wie in ſeinen Briefen an Schmid verwirft Sigriſt auch hier die großen Erziehungsinſtitute als „Erziehungsfabriken“; „es ſei vielmehr mit ermuntertem Eifer das Ziel unverrückt im Auge zu behalten, auf die häusliche Erziehung wohlthätiger zu wirken, und deshalb auch die Schulen immer mehr ihrer Vervollkommnung zuzuführen, und mit möglichſter Kraft dahin zu wirken, daß die Erziehung in der Familie und die Bildung in der Schule einander ſchweſterlich Hand bieten“. Sigriſt wünſcht, daß Fröbel ſeine Kenntniſſe der ſchweizeriſchen Nation dadurch nutzbringend mache, daß er dieſelben den Schullehrerſeminarien mittheile, ſo daß das Wohlthätige einer verbeſſerten Methode

---

reichen Wirkungen“. Luzern 1841. 9. „Der Weg zum Blutgerüſte“, Standesrede bei der Hinrichtung eines Anton Senn in Luzern; Luzern 1832, 2. Aufl. 10. Predigt, gehalten am Tage der Wiederherſtellung des Urſulinerkloſters in Luzern. Luzern 1843. 11. Der Religionslehrer in der Schule, Rede des Kantonalinſpector Sigriſt, gehalten an der Kantonallehrerconferenz zu Surſee 1849. Conferenzblätter, Jahrgang 1850, erſtes Heft. 12. „Der Schutzgeiſt der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft“, Gedächtnißrede bei Sempach, Luzern 1850.

Digitized by Google

in unſern Schulen alle Lehrfächer durchdringen möge. Wie ſehr er Peſtalozzis und Fröbels Erziehungsgrundſätze und Methode in vielen Stücken billigt, will er doch von Fröbels Erziehungsinſtitut nichts wiſſen. Er will mit Freuden alle zweckmäßigen Lehrmittel und Lehrmethoden von Fröbel, wie von Proteſtanten überhaupt, annehmen, allein er ſieht es als einen Rückſchritt für die Volksbildung an, wenn die Begründung von Privat-Erziehungs-Inſtituten vom Staat gefördert werde, und er kann nicht zugeben, daß katholiſche Kinder in einem von proteſtantiſchen Lehrern geleiteten Inſtitute erzogen werden, weil die vorherrſchende Denk-, Sinnes- und Handlungsweiſe der Erzieher und Lehrer den Lehrlingen ſich mittheilen müſſe, da die letztern mit den erſtern in ganz vertraulichem Umgange ſich befinden.

In Sigriſts Pfarrei und den umliegenden Gemeinden drohte das Uebel der Trunkſucht überhand zu nehmen; Sigriſt bot alle Mittel auf, um demſelben zu ſteuern. So erſchien von ihm ein Schriftchen: „Der chriſtliche Mäßigkeitsbund zu Gutenhauſen oder umſtändlicher Bericht, wie einige Bürger daſelbſt die Trauergeſchichte von der Branntweinpeſt gemeinſchaftlich leſen und einmüthig beſchließen, einen Enthaltſamkeitsverein zu gründen. Von dem Herausgeber des Schweizerſeppli. Luzern 1838. Gebrüder Räber.“ An dieſes Büchlein ſchließen ſich an die oben genannten zwei Predigten gegen den Branntweingenuß.

In dem „Schulgebetbüchlein. Eine Sammlung von Gebetformularen, Liedern und Melodieen für katholiſche Schulen. Herausgegeben von Georg Sigriſt, Pfarrer zu Wohlhuſen; Luzern 1840, Kantonalſchulbücherverlag“, entwickelt Sigriſt im Vorwort ſeine Anſichten über das Schulgebet: Familie und Schule haben mit der Kirche den gemeinſchaftlichen Zweck, die Kinder für Gott, d. h. für ihre ewige Beſtimmung zu erziehen. Es ſoll das Beſtreben ſein, Alles, auch Lehren und Lernen, zur Ehre Gottes zu thun und durch frommen Sinn und heilige Abſicht zum Thatgebet zu machen. Es ſoll daher in Familien und Schulen gebetet werden. Es muß in Rechnung gebracht werden, daß zu wenig Abwechslung ermüdet und daß die verſchiedenen Ereigniſſe des Schullebens, wie auch die kirchlichen Zeiten und die wichtigern Momente der bürgerlichen Verhältniſſe im Schulgebet ihre Berückſichtigung verdienen. Und weil nichts würdiger die Schule beginnen und ſchließen könne als ein gutes Lied, ſo ſind den Gebeten eine Anzahl ſchöner, diesbezüglicher Lieder beigegeben.

Im Jahre 1840 hielt der neunte Schulkreis, deſſen Präſident eben Sigriſt war, ein allgemeines Jugendfeſt ab. Zu dieſem Zweck wurde ein eigenes Feſtbüchlein herauszugeben beſchloſſen, zu welchem das Material aus guten Quellen geſammelt und zuſammengeſtellt wurde. Beſonders benützt

Digitized by Google

wurde mit des Verfassers Bewilligung: „Die Jugendfeste. Freundesgabe auf das Jahr 1838 und 1840 für die Jugend, ihre Eltern, Lehrer und Freunde, von J. Jakob Sprüngli, Pfarrer in Thalweil, 2 Theile". Dieses Festbüchlein, an dessen Entstehen Sigrist großen Antheil hatte, heißt: „Der frohe Schüler. Eine Sammlung geeigneter Spiele und Gesänge zur Beförderung unschuldiger Erholungen in Familie und Schule mit besonderer Rücksicht auf Jugendfeste. Luzern 1840. Kantonalschulbücherverlag." Dieser „frohe Schüler" enthält: 1) Eine gedrängte Abhandlung über Zweckmäßigkeit und Einrichtung eines Jugendfestes. 2) Geographisch-geschichtliches-vaterländisches Schauspiel. Die Aussicht auf dem G'schweich (bei Büron, Kt. Luzern) oder: die Lage der 22 Schweizerkantone vom G'schweich aus erklärt durch die Schuljugend von Büron, eine recht sinnige Gabe von Pfarrer Staffelbach. 3) Spiele und 4) Lieder. Das Büchlein ist für ähnliche Anlässe immer noch eine willkommene Anleitung.

Von Anfang Juli 1840 bis den 10. Jänner 1845 bekleidete Sigrist die Stelle eines Stadtpfarrers von Luzern und war zugleich Chorherr und Mitglied der geistlichen Prüfungscommission, was er schon als Pfarrer von Wohlhusen gewesen war. Wie sehr ihn auch die Pastoration der großen Pfarrei in Anspruch nahm, so blieb er doch dem Felde der Pädagogik nicht ferne. Gleich Anfangs wurde er zum Mitgliede und Präsidenten der städtischen Schulpflege gewählt und wirkte als solcher nach Kräften zur Hebung der Stadtschulen, indem er auf fleißigen Schulbesuch, Verbesserung der Lehrmethode, Aufbesserung der Lehrergehalte drang.

Im Jahre 1840 hatte Sigrist an einem neuen Erziehungsgesetze für den Kanton Luzern mitvorberathen und trat dann im Jahre 1841 selbst in die oberste Erziehungsbehörde ein; er saß also zu einer Zeit in dieser Behörde, wo wichtige Fragen, sowol die Volksschule als die höhern Schulen betreffend, discutirt wurden. Sigrist neigte sich dabei mehr der freiern Richtung zu, er konnte sich besonders mit der Berufung der Jesuiten an die höhere Lehranstalt nicht befreunden. Als im Herbste des Jahres 1843 der große Rath zusammentrat, um über die Jesuiten- und Aargauerklosterfrage zu berathen, übergab ein Laie dem Stadtpfarrer Sigrist eine Sammlung „Christkatholische Gebete zum frommen Gebrauch während den Tagen, in welchen der hohe große Rath des Kantons Luzern die Jesuiten- und Aargauerklosterfrage berathen wird. Luzern 1843", die er, mit einem Vorworte begleitet, veröffentlichte.

Da sich Sigrist als Stadtpfarrer eifrigst des katechetischen Unterrichtes annahm, viel die Schulen besuchte und unter den Kleinen weilte, die das Erscheinen des Kinderfreundes recht als ein Fest betrachteten, so bearbeitete er für die Kinder noch zwei Schriftchen: „Kleiner Katechismus der

Digitized by Google

christkatholischen Religion für die untersten zwei Classen in den Knaben- und Mädchenschulen der Stadt Luzern. Luzern 1844. Im Kantonalschulbücherverlag." Dasselbe behandelt höchst einfach und ganz der Fassungskraft der Kinder angepaßt in fünf Hauptstücken den christlichen Glauben, die Hoffnung, die Liebe, die Gerechtigkeit und die hl. Sakramente und hat als Anhang einige Gebete in Versen. — Ein sehr beliebtes Kinderbüchlein ist folgendes von Sigrist edirte katechetische Werkchen: „Die Weisheit und das Lob Gottes in dem Munde der Unschuld. Ein Lehr- und Gebetbüchlein für die lieben Kleinen. Herausgegeben von Georg Sigrist, Chorherrn und Stadtpfarrer in Luzern. Luzern 1845, Verlagsbuchhandlung von V. Anich." Das Büchlein ist reich und schön illustrirt und enthält Gebete, die wichtigsten religiösen und sittlichen Lehren in kleinen Erzählungen, Gedichten, Sprüchen, Liedern u. s. w.

Die wirrevollen Zeiten der Vierzigerjahre mit ihren aufgeregten Parteileidenschaften giengen an Sigrist, diesem hochgestellten und zartfühlenden Manne, nicht ohne Kränkung vorüber und rissen ihn aus seiner lieben, reichen Thätigkeit. Als im Jahre 1844 der Beschluß des Großen Rathes, die Jesuiten zu berufen, dem Veto des Volkes unterstellt war, wagte Sigrist auf der Kanzel dem Volke zu erklären, das Gewissen desselben sei frei, es könne in der Abstimmung beliebig handeln. Sigrist wurde von Siegwart-Müller bei dem Bischofe verklagt, bei dem er sich zwar leicht rechtfertigen konnte. Er glaubte jedoch sein Ansehen in seinen wichtigen Stellungen geschwächt und resignirte auf die Stadtpfarrei. Den 10. Januar 1845 siedelte Sigrist als Chorherr nach Beromünster hinüber, wo er eine Zeit lang in stiller Zurückgezogenheit lebte. Der wohlverdiente Mann fand jedoch ein seinem regen Arbeitstrieb mehr entsprechendes Wirkungsfeld als katholischer Stadtpfarrer von Aarau, welche Stelle er im Frühjahr 1846 antrat. In Aarau wurde er sodann zum Mitglied der Kantonsarmencommission, der geistlichen Prüfungscommission und des katholischen Kirchenrathes für den Kanton Aargau gewählt. Im Jahre 1846 erschien ohne Angabe des Druckortes und des Verfassers ein Schriftchen: „Des seligen Bruder Klausen Prophezeiung über die schwere Zukunft des Kantons Luzern. Worte des Ernstes und der Liebe an das Volk desselben." Die dem Bruder Klaus unecht zugeschriebene Prophezeiung war früher gar oft und so 1845 neu gedruckt und massenhaft unter dem Volke verbreitet worden, um demselben Furcht und Angst über alle Neuerungen einzujagen und darauf hinzudeuten, daß alles Böse, alle im Schwunge befindlichen Laster den Urhebern dieser Neuerungen zuzuschreiben seien und daß also auch die schweren kommenden Zeiten diesen Leuten zu Schulden kommen. In oben

Digitized by Google

citirter Schrift wird nun die Deutung der Weissagung gerade auf ihre Verbreiter bezogen, und mit offenem, ernstem und echt patriotischem Worte dem Luzerner Volk ans Herz gelegt, worin es allein Rettung finde, nämlich:

1) in der Aufhebung des Sonderbundes;
2) in der Fortweisung der Jesuiten;
3) in einer vollständigen Amnestie.

Das Schriftchen soll Georg Sigrist zum Verfasser und Aarau als Druckort haben.

Nochmals sollte der schon 60 Jahre alte verdienstvolle Mann mitten in die Schule und in eine reiche pädagogische Thätigkeit versetzt werden. Als im Jahre 1848 eine neue Aera für das luzernische Schulwesen begann, berief im Mai die Regierung Sigrist als Kantonalschulinspector in seinen Heimatkanton zurück und wählte ihn zugleich zum Chorherrn in Beromünster. Freudig folgte er dem Rufe, „um", wie er an die Regierung schreibt, „so den Abend meines in vielen Verhältnissen und Stürmen bewegten Lebens der theuren Schuljugend des Kantons Luzern mit ungetheilter Anstrengung und Freude zu weihen", und ebenso freudig wurde er von der Bevölkerung empfangen und begrüßt. Sigrist hatte also zu wiederholten Malen bei der Einführung neuer Schulgesetze und Schuleinrichtungen im Kanton Luzern mitzuwirken. Als Kantonalschulinspector hatte er das Volksschulwesen des Kantons, das Schullehrerseminar und die Taubstummenanstalt zu beaufsichtigen, hatte die Volksschulen zu besuchen, für Einheit und Planmäßigkeit im Unterrichte Sorge zu tragen, Vorschläge für die Wahl zweckmäßiger Lehrmittel zu machen, mitzuwirken bei der Ausarbeitung von verschiedenen Vollziehungsverordnungen und Lehrplänen, und in all' diesen Punkten hatte er dem Erziehungsrathe, dessen Mitglied er war, zu referiren. Dieser schwierigen Aufgabe unterzog er sich mit jener Einsicht, Aufopferung und Begeisterung, mit welcher er von jeher für eine gute Erziehung der Jugend erfüllt war. Er machte viele und beschwerliche Visitationsreisen und Besuche in den Volksschulen, bei denen er sich als lieben Vater der Kinder, als treuen Freund und als weisen Rathgeber der Lehrer erwies. Das Gedeihen des Schullehrerseminars lag ihm sehr am Herzen, und er beschenkte dasselbe mit einer herrlichen Büste Sailers, dieses seines geliebten Lehrers und berühmten Pädagogen. Besondere Sorgfalt wandte er der Taubstummenanstalt in Hohenrain zu, bei deren Gründung in Menznau und Werthenstein er als Pfarrer von Wohlhusen schon thätigst mitgewirkt hatte. Großen Antheil hatte er auch an der Herausgabe eines Lesebuches für die Fortbildungsschulen, eines recht guten Buches, betitelt: „Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend. Ein Bildungsbuch für Schule und Haus. Luzern 1852."

Digitized by Google

Vorgerücktes Alter und Kränklichkeit nöthigten Sigriſt im Sommer 1851 Urlaub von ſeiner ſchweren Amtsſtelle zu nehmen, um ſeine Geſundheit zu ſtärken, und mit Beginn des Jahres 1852 trat er gänzlich von den bekleideten Stellen zurück. Im Jahre 1852 wählte ihn der hohe Stand Luzern zu einem nicht reſidirenden Domherrn des Bisthums Baſel, welche Würde er bis ans Ende ſeines Lebens beibehielt.

Im November 1852 übernahm Sigriſt die Stelle eines Directors an der Peſtalozzianſtalt in Olsberg im Kanton Aargau, welche Stelle er nach einigen Monaten wieder verließ. „Ich hatte mich überzeugt", ſo motivirte er dieſen Entſchluß, „daß mein Einfluß an der (damaligen) verfehlten innern Organiſation zur Unmöglichkeit geworden."

Den Reſt ſeiner Lebensjahre widmete er noch ausſchließlich der Paſtoration mit gleicher Opferwilligkeit, Hingabe und Frömmigkeit, wie in den Jahren der Kraft. Er wirkte als Pfarrer von Birmensdorf vom 3. April 1853 bis 22. Mai 1860, lebte von da als Hülfspriester an der Filiale in Büttikon, bis er im September 1863 zum Caplan von Rohrdorf gewählt wurde und als ſolcher den 13. Mai 1866 in ſeinem 79. Lebensjahre ſtarb. Immer einen gewiſſen Hang zu einem beſchaulichen Leben in ſich tragend, hat er beſonders in ſeinen ſpätern Lebensjahren der Asceſe ſich zugewendet und auch als ascetiſcher Schriftſteller ſich noch bethätigt. So erſchien von ihm (wahrſcheinlich 1862): „Vergißmeinnicht! Katholiſches Lehr- und Gebetbüchlein für fromme Chriſten. Auch mit Rückſicht auf die Jugend bearbeitet und mit verſchiedenen Schriftarten ausgeſtattet. 3 Bilder." — Bei ſeinem Tode lag das Manuſcript von ihm zu einem Gebetbüchlein bereit, welches noch 1866 bei Gebr. Benziger in Einſiedeln erſchien, betitelt: „Tägliches Lob Gottes. Katholiſches Gebet- und Erbauungsbuch für heilsbegierige Seelen. Von Johann Georg Joſeph Sigriſt, Domcapitular."

Sigriſt war ein Mann von ausgedehnter und ſegensreicher paſtoreller und pädagogiſcher Thätigkeit, ſtand bei ſeinen Zeitgenoſſen ſtets in hohem Anſehen und erntet noch auf lange Jahre den wohlverdienten Dank der Nachwelt.

Küttel.

Digitized by Google

Joh. Samuel Hopf.

1784—1830.

[Quellen: Krüſis Nekrolog in den Verhandlungen der ſchweizer. gemeinnützigen Geſellſchaft von 1835. — „Kurzer Lebensabriß“ in den „ſchweizer. Schulblättern“ 1837 und Berner Taſchenbuch 1853, S. 242.]

Der Peſtalozzianer Joh. Samuel Hopf wurde in ſeiner Vaterſtadt Thun den 20. März 1784 geboren. Infolge ökonomiſcher Zerrüttung ſeines Elternhauſes fiel die ſpätere Erziehung des Knaben dem ſtädtiſchen Waiſenhauſe zu. In der Anſtalt erhielt derſelbe auch ſeinen Unterricht, der ſich auf die gewöhnlichen Fächer einer gut geleiteten Bürgerſchule damaliger Zeit erſtreckte. Der rege Geiſt Samuels, ſeine Lernbegierde und ſein ausdauernder Fleiß benützten gewiſſenhaft und eifrig die günſtige Gelegenheit zum Gewinn einer ganz reſpectablen Schulbildung und durch den täglichen Verkehr mit franzöſiſchen Penſionären der Anſtalt erwarb ſich der Knabe eine ziemliche Fertigkeit in der franzöſiſchen Umgangsſprache. War der Unterricht, den er erhielt, ein guter, förderlicher, ſo war dagegen die Behandlung, die der gut geartete Knabe von Seite des Waiſenvaters ſich gefallen laſſen mußte, eine höchſt unpädagogiſche, unwürdige, harte. Es wurde durch dieſelbe eine durch das ganze Leben ihn begleitende Schüchternheit weſentlich begründet, aber auch, nach dem ewigen Geſetze, daß auch das Böſe in der Welt bei guten Naturen Gutes wirken kann und muß, ein frühes Ringen nach Selbſtändigkeit und Anſtrengungsfähigkeit gefördert.

Frühe übte ſich der Waiſenhauszögling im ſchriftlichen Ausdruck ſeiner Gedanken. Ein Aufſatz von ihm, der dem Obereinnehmer des damaligen Kantons „Oberland“, dem nachherigen Rathsherrn Koch, zu Geſichte kam, verſchaffte dem vierzehnjährigen Knaben (1798) eine beſoldete Stelle in ſeinem Büreau. Nun begann ein ſchöneres und froheres Leben für ihn. Unter der Leitung und Theilnahme des Principals und unter Beiziehung ſeines Altersgenoſſen Friedrich Studer[1] wurde der frühe Morgen und jede freie Stunde ſtrengen Studien, vornehmlich der Geſchichte und der Philoſophie gewidmet. Dabei verknüpfte die beiden Jünglinge, welche ein ähnliches Geſchick zuſammengeführt hatte, eine ſchwärmeriſche Freundſchaft. Das Bewußt-

[1] Studer berührt in ſeiner Broſchüre „Zwei Tage in Thun“ das frühere und ſpätere Verhältniß der beiden Freunde. Er ſelbſt ſtarb 1824 in Batavia in niederländiſchen Dienſten.

Digitized by Google

ſein einer höhern Lebensrichtung und eine frühere Reife und Selbſtändigkeit des Urtheils erhob dieſelben über ihre Altersgenoſſen und verlieh ihnen ein Selbſtgefühl, das bei aller Beengung des äußern Lebens ihnen ein frohes und freies Daſein gewährte. Als 16jährige Jünglinge gaben ſie ſchon (1800) eine Zeitſchrift: „Der Oberländerbote“ heraus.

Nach Auflöſung des Kantons Oberland kam Hopf (zu Ende 1801) in die Kanzlei des helvetiſchen Miniſters Rengger nach Bern. Eben hatten Peſtalozzis praktiſche Verſuche der Menſchenbildung und Volkserziehung angefangen, die Augen der Edelſten der Nation auf ſich zu ziehen. Bei der Schüchternheit ſeines Weſens hätte den jungen Hopf das innere Sehnen und Trachten, ſeine Kräfte und erworbene Bildung zum Beſten der Menſchheit fruchtbar zu machen, aufgezehrt, wenn er nicht mit dem Herrlichſten, was ſeine Zeit aufzuweiſen hatte, in Verbindung treten konnte. Er beſuchte Peſtalozzi in Burgdorf, wurde mit Wohlwollen empfangen und erhielt bald nachher, als noch nicht 20 Jahre alter Mann (1803), eine Lehrerſtelle in Vater Peſtalozzis Anſtalt. Als dann 1804 das Schloß Burgdorf geräumt werden mußte und Peſtalozzi nach kurzer Vereinigung mit Fellenberg in Buchſee nach Iferten überſiedelte, wurde Hopf auch dahin berufen.

Schon gleich beim Eintritt in Peſtalozzis Wirkungskreis zeigte ſich Hopfs Charakter und Tüchtigkeit, wie ſie waren, und hier in Iferten entwickelten ſie ſich nun in ihrer ganzen Bedeutſamkeit: ruhig nach Außen, feurig belebt im Innern, tief gründend, immer vorwärts ſchreitend, ſich die höchſte Aufgabe vorſetzend, aber ſo einfach, als ob es ihm um nichts zu thun wäre, ſo daß die Originalität ſeines Weſens und der Gehalt und Schwung ſeines Geiſtes nur von Wenigen erkannt wurde. Aber Peſtalozzi ſelbſt wußte die Reinheit ſeines Strebens, die Lauterkeit des Charakters und den Bienenfleiß ſeines Gehülfen zu würdigen und je die tüchtigſten Stützen der Anſtalt, ein Krüſi, Muralt und Niederer ſchenkten dem jüngern Mitarbeiter ihre vollſte Anerkennung und Freundſchaft. Hopf lehrte mit Geſchick in Mathematik, Sprachen und Naturgeſchichte. — Indeſſen erſtreckte ſich ſein Streben, Menſchenbildung zu verbreiten, über die Anſtalt, ja über das Vaterland hinaus. Mit Oberſt Voitel aus Solothurn, damals Hauptmann eines Schweizerregimentes in Spanien und durch ihn mit dem damaligen „Friedensfürſten“ war er in Unterhandlung getreten, die peſtalozziſche Methode auch in Spanien und den ſpaniſchen Tochterländern einzuführen. Zu eben dieſem Zwecke war durch ſeine Vermittlung Studer, ſein Jugendfreund, als Lehrer an einem Inſtitut für Officiersſöhne in Madrid (ſiehe deſſen geiſtreich geſchriebene Schrift: „Erinnerungen aus Spanien“, Aarau 1810). Mit dem Sturze des Friedensfürſten nahmen die Unterhandlungen und das Inſtitut ein Ende.

Digitized by Google

Im Frühjahr 1808 verließ Hopf Iferten, um nach dem Wunsche Pestalozzis in Basel eine selbständige Lehr- und Erziehungsanstalt nach pestalozzischen Grundsätzen zu errichten. Gleich nach Gründung derselben gelang es ihm, in dem mit Studer aus Spanien heimkehrenden Joh. Andreas Schmeller[1] einen Mitvorsteher und Lehrer zu gewinnen. Die jährlich im Druck erschienenen, noch jetzt lesenswerthen Einladungsschriften zu den Prüfungen geben ein klares Bild von seiner Auffassung der Erzieheraufgabe und von den Leistungen der Anstalt. Dieselbe stand um das Jahr 1811 wol mit 100 Schülern in ihrer höchsten Blüthe. Als später, vornehmlich infolge der Kriegsnöthen, die Basel mehr als die übrigen Schweizerstädte zu fühlen bekam, die Anstalt viele Zöglinge verlor, fand sich Hopf bewogen (1813), die Berufung an die Stadtschule zu Burgdorf, der Heimat seiner Gattin, als Lehrer mit fester Besoldung anzunehmen. Aber der fünfjährige Aufenthalt in Basel bildete lebenslang eine überaus liebliche und theure Erinnerung für Hopf. Er hatte sich die Achtung hochgeschätzter Männer erworben und genoß die innige Freundschaft und den wechselseitig aneifernden wissenschaftlichen Verkehr seines im Hause wohnenden Mitarbeiters Schmeller. Einer seiner Schüler, der rühmlichst bekannte Professor der Theologie, Karl Hagenbach, sagt in seinem Beitrage zur Lebensgeschichte Hopfs, „daß er einen besonders großen Scharfsinn in der Beobachtung des jugendlichen Charakters bewiesen, sich sehr oft der Ironie, der Würze der sokratischen Methode bedient, daß er die Anhänglichkeit je der besten Schüler in hohem Grade sich erworben und bis ans Ende seines Lebens (selbst in der Ferne) behalten und als Lehrer besonders ausgezeichneten mathematischen Unterricht ertheilt habe; in der Anstalt sei eine frühe Entwicklung der Urtheilskraft, Sinn für das rein Menschliche, Munterkeit des Geistes gewonnen worden, dagegen die gelehrte Bildung, wie sie auf Gymnasien gegeben werde, in den Hintergrund getreten."

In Burgdorf lebte Hopf die ersten 5—6 Jahre in großer Zurückgezogenheit. Seine Muße war angestrengt wissenschaftlichen, besonders mathematischen Studien und Ausarbeitungen und daneben der lebhaftesten Theilnahme an den europäischen, namentlich vaterländischen Begebenheiten gewidmet. Noch liegt ein Manuscript, betitelt: „Neue Berechnung aller unreinen Gleichungen" mit einer Zuschrift an die französische Akademie, in seinem Nach-

[1] Joh. Andreas Schmeller wurde später einer der weltbekanntesten Germanisten. Er gab u. A. den „Heliand" heraus, verfaßte eine mustergültige „bairische Grammatik" und ein bändereiches „bairisches Wörterbuch". Die Festschrift der Hochschule zu Bern auf das Jubiläum der Universität in München enthält eine Sammlung von Briefen Schmellers an Hopf.

Digitized by Google

laſſe. Immer beſchränkter wurde aber dieſe Muße, weil bei den ſteigenden Bedürfniſſen der heranwachſenden Familie die geringe Beſoldung ihn nöthigte, um Nebenverdienſt ſich umzuſehen. Er unternahm Feldmeßarbeiten, kleinere an freien Nachmittagen, größere in ſeinen Schulferien; ſpäter gab er ſich auch notarialiſchen Beſchäftigungen hin, welche ihn mit den Brüdern Schnell, die nachgehends einen ſo weſentlichen Einfluß auf die Regeneration des Kantons Bern ausübten, in Berührung brachten. Ihre nähere Bekanntſchaft und freundſchaftlicher Umgang trug Vieles zur Verannehmlichung und Fruchtbarmachung ſeines Lebens und Wirkens in Burgdorf bei. Durch ſie gelangte ſeine wiſſenſchaftliche Gediegenheit, die Hoheit ſeiner Geſinnung, der Ernſt und die Energie ſeiner Beſtrebungen zu immer allgemeinerer Anerkennung. Um ſo erfolgreicher konnte er nun für Verbeſſerung des geſammten ſtädtiſchen Schulweſens wirken. Mit dem ſteigenden allgemeinen Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, ſtieg ſeine Schaffensfreudigkeit und warf ſich auch auf andere Gebiete der Volkswohlfahrt. Er ſammelte zunächſt die Kräfte der Männer zu Werken der Armenhülfe in einer von ihm gegründeten gemeinnützigen Geſellſchaft (1821), die ſofort eine der erſten ſchweizeriſchen Erſparnißcaſſen für Unbemittelte ins Leben rief, und ſtiftete einen Frauenverein zu unmittelbarer Ausübung der Wohlthätigkeit in Pflege armer Kranken und zur Führung von Armenarbeitsſchulen. Der gedruckte Bericht der gemeinnützigen Geſellſchaft in Burgdorf vom Jahr 1835 (verfaßt von Pfarrer Kuhn, dem Volksdichter), der in ſeiner Einleitung des Stifters der Geſellſchaft in Liebe und Treue gedenkt, ſagt von ihm: „Hopf war der Mann zu Rath, That, Kraft und Ausdauer. So wie er unſere Geſellſchaft ins Leben rief, ſo war er fort und fort bis zu ſeinem Tode auch gleichſam das Lebensprincip, das Herz derſelben“ und fährt dann im Weitern fort: „Obſchon ſtets mit einer Menge von Arbeiten und Geſchäften umgeben und raſtlos auch außer ſeinen Schulſtunden thätig, fand er doch noch immer ſeine Augenblicke zum geſelligen Leben und dann war er einer der heiterſten, angenehmſten Geſellſchafter. So wie aber die Laſt ſeiner Arbeiten ihn nie mürriſch erſcheinen ließ, ſo hinderte ihn das geſellige Leben nie an raſtloſem Fleiße und er kehrte ebenſo fröhlich aus dem Freundeskreiſe zur ernſten Arbeit zurück, als er aus ſeinem Arbeitszimmer in denſelben getreten war.“ Es erfolgte auch ſein Eintritt in die ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft. Die gedruckten Verhandlungen der Geſellſchaft aus dem Ende der Zwanzigerjahre geben reiches Zeugniß von ſeiner Betheiligung an ihren Arbeiten. So ſtrebten Geiſt und Gemüth über die Schranken ſeiner nächſten Berufsthätigkeit hinaus. Weil aber Denkarbeit ein unabweisbares Bedürfniß für ſeine Seele war, ſo warf er ſich mit aller Kraft auf das gründliche Studium der Volks- und Staatswirthſchaft. In

Digitized by Google

den letzten Jahren seines kurzen Lebens zog sich seine Hauptthätigkeit auf eine wissenschaftliche Bearbeitung derselben zusammen. Eine große Masse von Vorarbeiten zu dem Werke, das er herauszugeben gedachte, war bereits vorhanden, — als ihn mitten in der vollsten Thätigkeit und weitsehendsten Plänen ein nervöses Gallenfieber, Folge von Ueberanstrengung, ergriff, dem er nach wenigen Wochen im Alter von 46 Jahren, 7 Monaten, am 22. Oktober 1830 erlag.

Sein Wirken in Burgdorf ist am Klarsten aus der Zuschrift zu ermessen, welche der Stadtrath von Burgdorf an die Hinterlassenen zu ihrer Tröstung erließ und aus der andern, mit welcher derselbe dem Burgerrath von Thun Kenntniß von dem Hinschied seines edeln Mitbürgers gab. Hopf.

Hans Georg Nägeli.

1773—1836.

Hans Georg Nägeli ward am 26. Mai 1773 im Pfarrhause der großen und stattlichen Gemeinde Wetzikon, im Osten des Kantons Zürich, geboren; dort war sein Vater Pfarrer und Decan. Was er später auf ihn sang:

Wol kannst du sagen, daß dein Loos
aufs Lieblichste dir fiel!
Wie blüh'n dir, der Natur im Schooß,
der reinen Freuden viel!

das galt von ihm selber. Bei weiser und liebevoller, wenn auch strenger Erziehung, umgeben von einer schönen Natur, durch den hochgebildeten, weitherzigen Vater unterrichtet, im freundlichen gesunden Verkehr mit der derben, aber gutmüthigen Dorfjugend wuchs der Knabe kräftig auf. Er war bei den jugendlichen Spielen ihr Hauptmann; das Wichtigste bei den kriegerischen Aufzügen blieb freilich das lustig ausgerüstete Musikcorps. Denn neben der lateinischen Sprache, welche er (nachdem der Versuch, den fähigen Knaben in Zürich unterrichten zu lassen, an dem tiefen Heimweh nach dem Landleben gescheitert war) bei seinem Vater erlernte, ward er zeitig in die Musik eingeführt. Wie hätte diese edelste aller Künste nicht ihn umwehen sollen an dem Orte, in dem Hause, wo seines Vaters Vorgänger, Johannes Schmidlin (gest. 1772), so manch schönes Lied geschaffen und zum lebendigen Eigenthum seiner Gemeinde gemacht hatte? So wuchs der Knabe recht eigentlich in der Musik auf, am Clavier wie im Gesange; seit 1790 bildete er sich in Zürich vollends musicalisch aus. Die damalige Schwierigkeit, sich

Digitized by Google

gute Muſik zu verſchaffen, wie z. B. die Werke des großen Tonmeiſters Joh. Seb. Bach, ließ ihn ſchon 1791 den Verſuch wagen, eine muſicaliſche Leihbibliothek in Zürich zu gründen, die erſte der Schweiz. Sie gedieh gut. Frühzeitig begann nun auch der muſicaliſche Schaffenstrieb. Zu ſeinen erſten Leiſtungen gehört das allbekannte: „Freut euch des Lebens", für welches Lied Nägeli ſelbſt aber nie höhern Anſpruch als den auf vervollſtändigende Mitarbeit erhob. Zunächſt ſtrebte er die Uebung im Chorgeſange zu fördern; denn die Singkunſt erkannte er als ein weſentliches Mittel zur würdigern Geſtaltung des Volkslebens. Es zeigt ſich darin ſchon frühe das in ihm tief gegründete Streben für Hebung der Volkswohlfahrt durch Förderung der Volksbildung und durch Veredelung der Volksſitte mittelſt des Volksgeſanges. Da wirkt der Volksſänger auch als Volkserzieher. Schon im Jahr 1805 gründete Nägeli einen gemiſchten Chor, der ſchnell zunahm. War dieſer an ſich nicht eben eine neue Erſcheinung, wie denn ſeit Beginn des 17. Jahrhunderts in den Landgemeinden deren ſchon einzelne beſtanden hatten, ſo war dagegen neu der Kinderchor, in welchem die bedeutenden Fortſchritte der Knaben und Mädchen freudiges Erſtaunen weckten.

An welchem Singſtoffe konnte aber Nägeli ſeine Chöre bilden? Allerdings hatte er bei weitem nicht die reiche Auswahl, welche wir heute, nicht immer zum Vortheil unſers Geſanglebens, beſitzen; dagegen würde man irren, wenn man meinen wollte, jene Zeit ſei gar ſo arm geweſen. Wol aber drängte es ihn, ſeinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verſchaffen, und ſo ſchuf er Cantaten, Motetten, Rundgeſänge, Chorlieder, für den jugendlichen Chor zwei- und dreiſtimmige Lieder, vermuthlich die erſten, welche ohne Begleitung geſetzt worden ſind. Ein Harfenchor, den der vielſeitige und begeiſterte Muſiker aus begabten Schülerinnen bildete, muß Aug und Ohr gleichmäßig erfreut haben. Nägeli trat mit ſeinem ſich ſtets erweiternden Singinſtitut ſeit 1812 regelmäßig in öffentlichen Aufführungen großer Vocalmuſik auf. Chöre der beſten ältern Componiſten, Graun, auch Gluck, Schulze, Kunzen, Stadler, Stölzel, Beethoven, wechſelten mit Compoſitionen Nägelis ab. Als eine noch neue, von Nägeli geſchaffene Kunſtgattung erklangen damals die blos für Singſtimmen ohne Inſtrumentalbegleitung geſetzten Männerchöre. Viele auswärtige Muſikfreunde, berühmte Componiſten und Virtuoſen lauſchten mit Aufmerkſamkeit den Vorträgen. Ueber Zweck und Weſen der Anſtalt gab Nägeli im Jahr 1816 in ſeiner „Einladungsſchrift an die Freunde des zürcheriſchen Singinſtitutes" Auskunft. In Luthers Wort: „Die Noten machen den Text lebendig" ſah er Grundgeſetz und Ziel des Geſanges. Darum will er von den Werken der Tonkunſt nur ſolche wählen, die dieſem Geſetze entſprechen; er ſelber will nur ſolche Noten ſetzen, die den Text lebendig machen, darum aber auch Texte, die des Lebendig-

Digitized by Google

machens durch Noten nicht werth ſind, vermeiden. Nun aber müſſen die Noten, damit ſie ins Leben dringen und Leben wecken, auch von recht Vielen geſungen werden, in Luthers einfachem Geſetze liegt alſo die Pflege des Chorgeſanges, die Aufgabe iſt eine geſellige, der Rundgeſang erſchien ihm als das „Centrum der geſelligen Kunſt“. Dieſe Kunſtgattung zu erweitern und zu fördern gab er 12 Hefte ſeiner „Teutonia“ heraus. Leider löste ſich das Singinſtitut durch ein Zuſammentreffen widriger Verhältniſſe im Jahr 1824 auf; es war ein fruchtbarer Keim geweſen, aus dem neue Saaten aufwuchſen.

Nägelis Beſtrebungen hatten das Auge manches bieder Strebenden auf ihn gezogen, ſo auch Peſtalozzis. Bei dieſem weilte Michael Traugott Pfeiffer. Am 5. November 1771 zu Sulzfeld im damaligen Fürſtenthum Würzburg geboren, war dieſer treffliche Muſikkenner nach mancherlei Wechſelfällen, wie die Stürme der Revolution ſie hervorrufen konnten, von Peſtalozzis Ruf angezogen, zu dieſem Meiſter gegangen und weilte zwei Jahre bei ihm in Burgdorf. Durch ihn und Nägeli hoffte Peſtalozzi ſeine Erziehungsgrundſätze auch in den Geſangunterricht und durch dieſen mächtigen Hebel ins Volksleben einzuführen, und lud im Jahr 1809 beide zu ſolchem Werke ein. Wie hätte der begeiſterte Nägeli nicht mit hoher Freude dieſem Rufe folgen ſollen? Mit Peſtalozzi, Krüſi, Niederer, Muralt und Pfeiffer beſprach er die Angelegenheit in Iferten. Das wäre für einen geiſtvollen Künſtler ein würdiger Gegenſtand, der feurige Nägeli mit dem blitzenden Auge und der hohen ideenvollen Stirne, der freundlich lauſchende und ſinnig lächelnde Peſtalozzi, der aufglüht, wenn er erkennt, welch edeln Herold für ſeine Liebesbeſtrebungen er in richtig gepflegter Geſangbildung finden könnte! Voll Hochachtung gegen den Meiſter und ſeine Jünger kehrte er heim, und begann nun ſeine Arbeit. In einem Dorfe zwiſchen Zürich und Lenzburg traf er oft Sonntags mit Pfeiffer zuſammen und ſchon 1810 erſchien in ſeinem eigenen Verlage die „Geſangbildungslehre nach peſtalozziſchen Grundſätzen, pädagogiſch begründet von Mich. Tr. Pfeiffer, methodiſch bearbeitet von Hans G. Nägeli“. Letzterer hatte in einer beſondern Abhandlung die befolgten Grundſätze wiſſenſchaftlich beleuchtet, wie er nachher durch einen Auszug die Hauptzüge den Lehrern auf dem Lande klar zu machen ſuchte. Das Werk ward ergänzt durch die „Geſangbildungslehre für den Männerchor“ im Jahr 1817 mit zahlreichen Liedern, endlich durch die „Chorgeſangſchule“ im Jahr 1821. Die Kritik hat letztgenanntes Werk ein „treffliches, jedem Director eines Chores unentbehrliches Werk“ genannt.

Der Geſang- und Muſikunterricht hat ſeit jener Zeit vielfach neue Wege eingeſchlagen, wir haben darüber nicht zu rechten; wol aber behalten die goldenen Worte der Vorrede noch ihr volles Recht, wenn ſie z. B. ſagt:

Digitized by Google

image
not
available

Tongewicht mit dem Wortgewicht, bis allmälig das Lied, dann das muſicaliſche Kunſtwerk erſteht.

Nägelis ganze Natur war auf die hochwichtigen Fragen der Volkserziehung von vornherein angelegt und durch ſeine Verbindung mit Peſtalozzi vollends darauf hingelenkt. So finden wir ihn denn als einen Vorkämpfer beſſerer Volksbildung ſchon zu einer Zeit, von der die ſchönen Zeilen Uhlands galten:

Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
untröſtlich iſts noch allerwärts,
doch ſah ich manches Auge flammen
und klopfen hört' ich manches Herz.

Der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft in Bern reichte Nägeli, als ſie im September 1829 die Frage behandelte, ob Seminarien oder Muſterſchulen die vorzüglichern Anſtalten ſeien für Lehrerbildung, ein Gutachten ein, welches als der originellſte der eingelaufenen 19 Beiträge in den Verhandlungen vollſtändig abgedruckt wurde. In 119 Theſen hatte der ideenreiche Mann ſeine umfaſſenden Gedanken über das geſammte Schulweſen zuſammengeſtellt. Um aus dem vielen Anziehenden, das zwar oft der heutigen Einſicht ſelbſtverſtändlich erſcheint, damals aber mehrfach ebenſo kühn wie neu war, nur Einzelnes herauszuheben, erinnern wir an ſeine treffende Schätzung der verſchiedenen Lehrfächer, des Religionsunterrichtes als des „wichtigſten Bildungselementes", welches aber „in verkehrter Anwendung deſto ſchädlicher wirkt", des Rechnungsfaches, das „als Heilmittel auch in die verkehrteſte Schulordnung etwas Ordnung bringt", an die Nothwendigkeit der Erwerbung techniſcher Fertigkeiten. Für Ausbildung von Lehrern wie für Hebung der Schulen empfahl er die Verwendung „guter Wanderlehrer". Und vollends griff er, noch ohne eine rechte Bundesverfaſſung und ohne einen beſondern Schulartikel, hinaus ins Geſammtvaterland, wenn er behufs einer volksthümlichen Schulverbeſſerung vorſchlug, alljährlich einmal ſollten ſich „die Notabeln unter den Anhängern der peſtalozziſchen Schulbildung verſammeln, um einen pädagogiſchen Congreß zu bilden, zu deren öffentlichen Verhandlungen jeder ſchweizeriſche Schulmann freien Zutritt habe". Wie völlig und innig ſtimmte Nägeli mit Peſtalozzi überein, mit welch feuriger, ächter Begeiſterung hatte er die Sache der Volksbildung erfaßt!

Darum trat er, obſchon nun bereits 57 Jahre alt, bei der politiſchen Bewegung der Dreißigerjahre mit jugendlicher Rüſtigkeit auf den Plan. Sein „pädagogiſches Memorial", welches er damals der Verfaſſungscommiſſion einreichte, zeugt laut dafür und bietet großes Intereſſe, ſofern man ſeine Vorſchläge mit dem damals und ſeither Erreichten und Geſchaffenen vergleicht. Hatte er in dieſem Memorial von 1831 die Volksſchule behandelt,

Digitized by Google

ſo beſprach er 1832 in dem „Umriß der Erziehungsaufgabe“ das ganze Gebiet der Jugendbildung, und nicht alle Mitglieder von Erziehungsbehörden haben ſo gründlich und treffend ihre Befähigung nachgewieſen wie Nägeli in dieſen 104 Seiten. Denn er war in den Zürcher Erziehungsrath gewählt worden. Da redet er von dem Anſpruch eines jeden Menſchen auf vollſtändige Bildung, wenn auch ungenügende Anlagen und der Mangel der nöthigen Mittel oftmals auf die Fülle des Inhaltes zu verzichten drängen. Sorgſam theilt er den Altersſtufen ihre Aufgabe zu, die elementare, reale, ideale Bildung. Er verlangt eine Fortbildungsſchule mit wenigſtens zwei halben Tagen wöchentlich bis zur Confirmation. Ueber Errichtung und Ausbau höherer Bildungsanſtalten ſagt er Treffliches; wir können hier unmöglich darauf eintreten und ſagen nur, ſeine Schriften ſind noch heute eine nicht erſchöpfte Fundgrube fruchtbarer Gedanken.

In dem neu beſtellten Erziehungsrathe, dem außer Nägeli z. B. Thomas Scherr, Melch. Hirzel, Kaſpar v. Orelli, Dr. Keller angehörten, arbeitete Nägeli mit Feuereifer. Scherr erzählt, wie Nägeli oft, ſo namentlich in der Seminarfrage, ſein heftiger Gegner war, aber ſtets in der Sache, nie mit perſönlicher Leidenſchaft. Nägeli erwies ſich in den Verhandlungen ſtark durch ſeinen weiten Blick, fruchtbar anregend durch ſeinen idealen Schwung; allein in praktiſchen Vorſchlägen war er ſchwächer, den Weg zur Ausführung ſeiner Gedanken anzugeben war nicht ſeine Sache. Er ſelber fand ihn um ſeiner vorherrſchenden Idealität willen nicht; Andere fanden ihn nicht, weil dieſe Sätze und Gedanken durch ihre Neuheit zunächſt ihr Erſtaunen weckten, obſchon ſich dabei oft erfüllte, was der Herausgeber von Nägelis Reden: „Das Recht aus dem Standpunkte der Cultur“ im Vorworte ſagt: „Das paradox Gehaltene hat ſchon mehr als einmal ſich zuletzt als Wahrheit geltend gemacht, freilich nicht ohne heftigen Widerſtand derjenigen, deren Reichthum dadurch in Aſche verwandelt wurde“.

Haben wir bisher, wenn auch nur in kurzen Zügen, nachzuweiſen geſucht, welchen weit umfaſſenden und tief greifenden Einfluß Nägeli auf die Neugeſtaltung unſers Schulweſens im engern und weitern Vaterland übte, ſo müſſen wir ſeine Wirkſamkeit auf dem Gebiete des Volksgeſanges noch wenigſtens inſoweit ſchildern, als ſie der Veredelung und Geſittung des Volkslebens gedient hat; was kann und ſoll denn die Schule ſelbſt Höheres erſtreben?

Es war ſeltſam, iſt aber doch eine nicht eben ſeltene Erſcheinung, daß der Mann, deſſen Leiſtungen man auswärts ſo vielfach und willig anerkannte, in ſeiner Vaterſtadt ſich ſeine Geltung, ſozuſagen, jeden Fuß breit erkämpfen mußte. Wol hatte ein einſichtiger Mann vermocht, aus Zürichs Knabenſchulen eine Privatclaſſe zu ſammeln, in welcher der Geſangunterricht nach Nägelis

Digitized by Google

Methode ertheilt ward. Als aber Nägeli ſelber im Jahr 1815 die Stelle eines Cantors (Muſiklehrers) in Zürich erhielt, allerdings nicht ohne daß der im Auslande ſchon hoch geſchätzte Meiſter vor den „Schulherren“ eine „Prüfung“ beſtehen mußte, in Folge deren man nicht anders konnte als ihn zu wählen, ſprach man dennoch die Erwartung aus, er werde ſeine peſtalozziſche Lehrmethode nicht in der Schule anwenden. Nur der weitblickende und weitherzige Linth-Eſcher beruhigte ihn: „Unterrichten Sie, wie Sie wollen; nehmen Sie nur Ihr Buch nicht mit in die Schule!“ Weit mehr aber als in den Schranken der engen Schulordnung mußte ein ſo feuriger Geiſt wirken in der freien Bewegung des Volkslebens ſelbſt. Durch die Geſangbildungslehre für den Männerchor traten Männerchöre ins Leben, und wie dieſe, ſo empfingen auch die gemiſchten Chöre, deren viele früher ſchon beſtanden hatten, aus Nägelis Liedern neue Nahrung und Kraft. Appenzell beſaß frühe ſchon Singgeſellſchaften, Pfarrer Weißhaupt in Trogen und Pfarrer Zürcher in Wolfhalden waren eifrige Förderer; die „Antlitzgeſellſchaft“ in St. Gallen beſtand ſchon ſeit 1620. Im Glarnerlande, z. B. in Niederurnen, herrſchte fröhliches Geſangesleben. Das Toggenburg war durch Pfarrer Kranich auf dem Hemberg, das Emmenthal durch Pfarrer Funk in Burgdorf für dasſelbe geweckt worden. Am Zürcherſee wirkten Pfarrer Peſtalozzi in Richterswyl und der Kreislehrer Dändliker in Stäfa gleichen Sinnes. In Zürich hatte ſeit Zwinglis Todesfeier am 11. Oktober 1818 ein Studentengeſangverein beſtanden, der Männerchöre, Nägelis Lieder und Rundgeſänge ſang und erſt 1827 ſich auflöste, aber nach förmlichem Beſchluſſe und in feierlicher Weiſe. Denn man erkannte den Anbruch einer neuen Zeit. Als am Abend des 11. September 1826 Muſikfreunde aus Zürich vom Sängerfeſte in Wädenswyl heimkehrten, brachten alle den Wunſch mit ſich, auch in der Stadt einen Männergeſangverein zu gründen. Mit ſeinem ganzen Feuer ergriff Nägeli dieſen Gedanken; Montags den 2. Oktober 1826 fanden ſich 76 Männer ſehr verſchiedener Stände und Berufsarten zuſammen; mit Betonung nennt das Protokoll ſie „Stifter des Sängervereins“. Welch idealer Schwung liegt in Nägelis Statutenentwurf! Als erſten Zweck nennen ſie den einer „wöchentlichen kunſtgeſelligen Abendunterhaltung“, zielen dann aber auf „Weckung des Schönheitsſinnes“ hin; wodurch auch „der vaterländiſche Gemeinſinn belebt und die bürgerliche Vereinigung feſter geſchloſſen werden könne und ſolle“, indem „die ächte Kunſt ſo leicht und natürlich zum Schönen das Gute fügt“. Der Verein ſollte „volksthümlich“ ſein und „ſich an die einfachſten Chorlieder halten“. Dieſe aber ſollte er „kunſtgerecht ſingen lernen“. Dadurch erſt machte ſich das „bildende Element des Geſanges“ geltend. Von dem Kerne der beſſern Sänger aus ſollte dieſer bildende Einfluß auf die Menge wirken. Jedoch ſollte damit kein Solo- oder Kunſt-

Digitized by Google

geſang geſchaffen werden, der die erſte Eigenſchaft, die Volksthümlichkeit, überwuchern könnte; die „Chorgeſänge bilden die höchſte Stufe“, nur durch ſie vermochte der Verein das Element der „Großartigkeit“, wie Nägeli es nannte, die Möglichkeit eines überwältigenden tiefen Eindruckes auf Herz und Gemüth zu erreichen. Darum ſollte der Verein durch öffentliches Auftreten, durch Sängerfeſte u. dgl. eine öffentliche Stellung zu erringen trachten und ein Mittel werden zur Hebung des Volkslebens.

Das ſind die Grundgedanken jenes Statutenentwurfes, vielleicht des idealſten, der je einem Geſangvereine vorlag. Am Ende des Jahres 1826 zählte der Männerchor 154 Sänger, die vornehmſten Geſchlechter waren darin vertreten. Am 19. April 1827 führte Nägeli im Großmünſter eine Kirchenmuſik auf, wie er ſie nannte; im nämlichen Jahre folgten noch zwei ſolcher Feſte, deren letztes vom 19. Dezember gleich am 21. wiederholt werden mußte. Der Raum geſtattet hier nicht, den raſchen Aufſchwung dieſes Volksgeſanglebens im Kanton Zürich und außerhalb desſelben zu ſchildern. Wenn man ihn aber nach Umfang und Tiefe wie nach ſeiner ganzen Art und Weiſe erkennt, ſo ſagt man ſich auch, welch eine gewaltige Macht er übte auf den politiſchen Umſchwung ſowol als auf die Geſittung des Volkslebens.

Gleich im Jahr 1828 ſtiftete Nägeli auch einen Frauenverein, wie dann einen gemiſchten. Auch ihnen und den zahlloſen Vereinen ähnlicher Art ſchuf er, zumal in ſeinen Chorliedern, vortrefflichen Geſangſtoff.

Und wie hätte ihm die hohe Bedeutung des kirchlichen Chorals, als der oberſten Stufe edeln Volksgeſanges, entgehen können? Darum gab er ſein Geſangbuch heraus mit 100 Chorälen, deren manche durch innige Melodie und klare, reine, natürliche Stimmführung ſich in dem Kirchengeſang völlig eingelebt haben, aber auch fortwährend, ſofern man ſie richtig zu ſingen weiß und ſich bemüht, Vorbilder für edle Ausführung der Kirchengeſänge bleiben. Sie haben weite Verbreitung gefunden.

Um unſers beſondern Zweckes willen müſſen wir Nägelis Verhältniß zur ſchweizeriſchen Muſikgeſellſchaft, ſeine Verbindungen mit dem Auslande, ſeine perſönliche Wirkſamkeit in verſchiedenen Städten Deutſchlands und Frankreichs übergehen, können auch nur hindeuten auf die außerordentliche Fruchtbarkeit ſeiner Compoſition. Von großer Wirkung waren vornehmlich ſeine Cantus-Firmus-Chöre, deren Grundlage, die Choralmelodie, er als fünfte Stimme einem Knabenchor zutheilte. Seine Motetten für Männerchor ſind unſterbliche Schöpfungen.

Eine Erkältung brach dieſes thätige Leben raſch am frühen Morgen des 26. Dezember 1836. Am 1. Juni 1837 ehrte ihn Zürich durch eine erhebende muſicaliſche Todtenfeier in der Fraumünſterkirche.

Digitized by Google

Das war Hans Georg Nägeli. Wahrlich, auch hier aber gilt das ſchöne Wort: Er iſt geſtorben und lebet noch! Er hatte ein Feuer angezündet, das hell loderte, kundige Hände ſchürten es; Mitſtrebende und Schüler bauten weiter. Sofern auch ſie kein Geringes beigetragen haben zur Förderung der Volksbildung und Volksgeſittung, muß wenigſtens der Bedeutendern kurz gedacht werden.

Es fehlt leider in dem Lande, das ſich eines lebendigen und einflußreichen Volksgeſanges mit vollem Rechte rühmen darf, an einer auf Quellen ruhenden geſchichtlichen Darſtellung ſeines Werdens und Weſens, und hier vergönnt uns die beſondere Aufgabe der Darſtellung nur wenig Raum. Darum ſei nur erinnert an die regen Beſtrebungen von Pfarrer Weißhaupt und Tobler in Appenzell A.-Rh., Kuhn und Wyß in Bern, Bäbler und Brunner in Glarus u. ſ. f., und mit einigen Zeilen werde drei anderer Männer gedacht, deren Wirkſamkeit eine ſehr bedeutende geweſen iſt. Es ſind dieſe Ferd. Fürchtegott Huber in St. Gallen, geb. 31. Oktober 1791, geſt. 10. Januar 1863, ferner Hans Ulrich Wehrli von Höngg bei Zürich, geb. 13. Januar 1794, geſtorben am Neujahrstage 1839, und Joh. Rud. Weber von Wetzikon (Zürich), geb. 29. September 1819, geſt. 22. September 1875 in Beatenberg am Thunerſee während eines Curaufenthaltes.

Huber, vornehmlich in Stuttgart ausgebildet, wandte ſich, obſchon ſeiner Kunſt nach allen Seiten hin gewachſen, mit ſeiner Neigung und mit großem Geſchick dem Volksliede zu, das auch Karl Maria von Weber ihm empfohlen hatte; Zumſteeg, Kreutzer, Silcher, Kocher und Frech förderten ihn aufs beſte, ſeit 1816 wirkte er acht Jahre lang bei Fellenberg in Hofwyl. Dort und in Bern componirte er ſeine beſten Volkslieder, kaum ſang jemand ſie ſchöner als er ſelber mit ſeinem klaren Tenor. Später diente er ſeiner Vaterſtadt mit ſeinen edeln Gaben, auch den erſten Turnunterricht führte er hier ein. Herzliche Freundlichkeit und biedere Geradheit zierten dieſen Mann. Er ſchuf in erſter Linie ſchweizeriſche Volkslieder für eine Singſtimme, ſogenannte Kuhreihen, ſodann Schweizerlieder für vier Männerſtimmen und Lieder für gemiſchten Chor, welche — man denke nur an: „Luegit vo Berg und Thal", „I de Flüehne iſt mis Lebe", „So weiß ich nun, Gottlob! wohin" — fortwährend um ihrer tiefen Herzlichkeit willen hoch geſchätzt ſind. In Vereinen, durch Rath und That hat Huber der Verbreitung würdigen Volksgeſanges und ſeiner Veredelung große Dienſte geleiſtet.

Hans Ulrich Wehrli wuchs, nahe bei der Kirche zu Höngg geboren, unter höchſt beſcheidenen Verhältniſſen auf. Er erlernte und trieb das Glaſerhandwerk. Aber immer wieder zog es ihn zu ſeinem alten Clavier, da ſuchte er nach den Grundlagen der Harmonie, welche er, unterſtützt durch einen reichen

Digitized by Google

Muſikfreund bei Zürich und im Umgange mit Nägeli kennen lernte. Von dem kleinen, in ſeiner Heimat gebildeten Orcheſter weg kam er nun in Zürich zu größern Verbindungen, gründete gemeinſam mit Nägeli den Limmatthal-geſangverein, der 1828 mit 174 Männerſtimmen, und ſchon am Oſter-montag 1829 als großer gemiſchter Verein ſeine Lieder in der Kirche zu Höngg ſang. In dieſem ſchönen feurigen Geſangleben flammte Wehrlis Talent auf; er hat manch edles Lied geſchaffen, ſowol für gemiſchten Chor: „Umſonſt ſuchſt du des Guten Quelle", „O Frühlingspracht", „Hin zu dem traulichen Kreiſe", als auch für Männerchor, in welcher Gattung ſein Sempacher Schlachtlied: „Laßt hören aus alter Zeit", das Muſter eines vaterländiſchen Volksliedes, ſeinen Namen noch lang erhalten wird. Unter ſeinen Cantusfirmus-Chören befinden ſich mehrere von hoher Schönheit. Der ſchwere Kampf ums Daſein brach ſeine Lebenskraft frühe.

Joh. Rud. Weber ſtammte aus Wetzikon, wo in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zumal durch Schmidlin geweckt, ein überaus reges Geſangsleben blühte. Der Bruder unſers Hs. Georg Nägeli, damals Pfarrer in Wetzikon, aufs eifrigſte bemüht, ſeine Beſtrebungen zu fördern, nahm ſich des begabten Knaben freudig an; dieſer ſelbſt benutzte den Unterricht gewiſſen-haft und pilgerte ſchon 1832 mit den erſten Früchten ſeines Fleißes, zwei-, drei-, ſelbſt vierſtimmigen Liedern, nach Zürich zu Nägeli, der ihm von da an ſtets ein treuer Rathgeber blieb. Im Zürcher Lehrerſeminar zu Küßnach, wo er 1835 eintrat und Thomas Scherr ihn am meiſten anzog, bearbeitete er eine muſicaliſche Grammatik. An ſeiner Lehrſtelle in Hirslanden wirkte er ſeit 1837 ſo erfolgreich für den Geſang, daß ihm 1839 der Erziehungs-rath ein Stipendium von 400 alten Franken anbot behufs ſeiner muſicaliſchen Ausbildung in Deutſchland. Silcher in Tübingen, Frech am Seminar in Eßlingen wurden ſeine Lehrer. Seine „43 Lieder für den Geſangunterricht" verbreiteten ſich in mehr als 100,000 Exemplaren. Die ungünſtigern Ver-hältniſſe ſeines Heimatkantons führten den Heimkehrenden zunächſt in eine Erziehungsanſtalt zu Wangen im Kanton Bern und ſchon im April 1842 ins Lehrerſeminar in Münchenbuchſee. Hier hat er, beſonders neben Grun-holzer, ebenſo kundig als erfolgreich gewirkt. Seine „Geſanglehre", ſeine Liederſammlungen für die Volksſchule, ſeine „religiöſen Geſänge für Männer-chor", faſt mehr noch die Geſtaltung, welche er dem berniſchen Volksgeſang-weſen gab, bezeugen dies; ſeit 1847 war er nicht blos der Director des Kantonalvereins, ſondern recht eigentlich ſeine Seele. Der politiſche Umſchwung im Jahr 1852 konnte ihn wie ſeine freiſinnigen Collegen wol vom Seminar entfernen, allein Webers Name und Thätigkeit ſicherte ihm in der neu gegründeten Privatmuſikſchule und Clavierhandlung zu Bern eine lohnende Exiſtenz; im Jahr 1860 trat er neu in ſeine Stellung am Seminar ein,

Digitized by Google

gleichzeitig begann seine umfassende Wirksamkeit für die eidgenössischen Sängerfeste, denen er als Mitglied, oft als Präsident des Kampfgerichtes, beiwohnte. Seit 1861 leitete er das von ihm gegründete „Sängerblatt". Für Bern und für eine Reihe von Kantonen hat er die obligatorischen Gesanglehrmittel ausgearbeitet, hat mehrmals besondere Curse für Heranbildung von Gesangsleitern ins Leben gerufen und geleitet, auch die Verbesserung des Kirchengesanges ins Auge gefaßt und immerfort bei all seinen Bemühungen den sittlichenden Einfluß des Volksgesanges betont. Den Ehrennamen „Sängervater" haben die dankbaren Sänger ihm nach Verdienst gegeben.

Während wir diese Bilder zeichneten, ist abermals ein Schweizersänger dahin geschieden, der die Bestrebungen Nägelis mit allen Mitteln eines großen Talentes und einer glücklichen persönlichen Thätigkeit in alle Gauen unsers Vaterlandes getragen und diesem wichtigen Zweige unsers Volkslebens in hervorragender Weise gedient hat. Es ist der Musikdirector Ignaz Heim. Er starb in Zürich am 3. Dezember 1880. In seinen reichen Liedersammlungen, wie in den Erinnerungen an seinen gemüthvollen persönlichen Umgang lebt er in der Sängerwelt fort.

H. Weber.

Die Pestalozzianer im Augustinerkloster zu Kreuzlingen.

[Quellen: C. Kuhn: Thurgovia sacra II. — J. A. Pupikofer: Thurg. Neujahrsblatt 1838. — Handschriftl. Mittheilungen von C. v. Kleiser, Stiftsdecan in Kreuzlingen und von H. Gust. Sulzberger, Pfarrer.]

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnete sich das Stift der regulierten Chorherren in Kreuzlingen durch eine ganze Reihe hervorragender Männer aus. Der Conventuale Bruno Kyble verfaßte ein großes Werk über Kirchenrecht unter dem Titel: Febronius abbreviatus (Frankfurt 1785), worin er die Lehren des Weihbischofs von Trier von der beschränkten Macht des Papstes mit einem Aufwand von großer Gelehrsamkeit bekämpfte. Sein Zeit- und Tischgenosse Wilhelm Wilhelm, geboren zu Mengen 1735, gab einen Abriß der Philosophie (Ichnographia philosophiæ Creuzlinganæ) und mehrere theologische Werke heraus, und entwickelte darin freisinnige Ansichten, z. B. Zweifel an der Macht des Teufels und Versuche zur natürlichen Erklärung des Alten Testaments, was seine Versetzung auf die Pfarrei Hirschlatt zur Folge hatte. Doch auch hier blieb er wissenschaftlich thätig und verfaßte eine Naturtheologie, worin er die Größe und Herr-

Digitized by Google

lichkeit Gottes in den Werken der Natur nachwies und mit beredten Worten verkündigte. Er wurde später als Lehrer der Theologie an die Universität Freiburg berufen und starb daselbst 1789.

Noch mehr im Sinne der Aufklärung wirkte der Abt Anton Lutz, geboren zu Höffingen im Schwarzwald 1737. Für einen Klosterherrn etwas weltlich angethan, machte er die Liebe zur Litteratur und zu den neu aufblühenden Wissenschaften zu seiner vorherrschenden Neigung. Er ermunterte seine Conventualen, durch wissenschaftliche Arbeit sich die Achtung der Welt, ihrem Geiste Heiterkeit und Freude und dem Klosterleben eine kräftige Würze zu geben. Wilhelm rühmt von ihm, daß ihm die Tugend der erste, die Wissenschaft der zweite und der Haushalt erst der dritte Gegenstand seiner Sorge gewesen sei. Auch habe in Folge seiner Aufmunterung innerhalb weniger Jahre der eine Conventual „über die Kunst, wohl zu sterben", ein anderer „über das Leben der Heiligen Gottes", wieder ein anderer „über die Grundsätze des Kirchenrechtes", ein vierter „über die Vorherbestimmung" und er (Wilhelm) „über die Grundlagen der Theologie" geschrieben. Lutz selbst gab eine ganze Reihe philosophischer Werke heraus, wovon wir hier nur zwei erwähnen: „Zweckmäßige Ausbildungslehre für die Menschheit" (1790) und „Das einzige Mittel wider die Revolution der Sitten und Staaten" (1794). „Sorget für eine gute Erziehung des Volkes!" das war der Rath, welchen er den Fürsten und Regierungen Europas zum Schutze der bedrohten Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft zurief. Zum Besten der Landbevölkerung verlangte er einen Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, über Ackerbau, Bodenverbesserung, Culturen, Clima, Bodenkunde. Durch eine reichere Urproduction wollte er der Armut entgegenwirken und durch weise Erziehung des Volkes den Geist der Unzufriedenheit und die entfesselte Leidenschaft zur Ruhe bringen. Als gleichwol die französische Revolution immer mehr um sich griff und Viele an allem verzweifelten, äußerte sich der ehrwürdige Greis (1795) folgendermaßen: „Weil ich nach dem Gesetze des Gemeinsinns und der Offenbarung an die höchste Vorsehung glaube, mich davon ganz überzeugt fühle, ihrer weisesten Leitung alles Gute der physischen und moralischen Ereignisse unterwerfe: so ist mir dies der sicherste Hoffnungsgrund, es werde Alles noch zum Besten der ganzen Menschheit ausschlagen, sei es, daß die Lasterhaften durch ihre Geißel gezüchtigt, oder die Irregeführten auf bessere Wege geleitet, oder die Tugendlichen durch Trübsal geläutert werden." Als die Franzosen sich im Jahr 1798 im Kloster einquartierten, floh der Abt mit dem Convente nach Schwaben, und starb zu Hirschlatt am 10. Dezember 1801.

Ob diese Männer aus den Schriften und Bestrebungen Pestalozzis schon irgend welche Anregung empfangen, ist ungewiß, bei den frühern ganz un-

Digitized by Google

wahrscheinlich. Unzweifelhaft aber ist der Einfluß des pestalozzischen Geistes bei einem jüngern Conventualen desselben Klosters

Meinrad Kerler (1778—1830).

M. Kerler wurde geboren den 1. Juni 1778 in Nassenbeuren, einem kleinen Städtchen im schwäbischen Kreise des jetzigen Königreichs Baiern. Zu Neuburg und Augsburg besuchte er die Gymnasialclassen und trat dann 1797 in das Stift Kreuzlingen ein. Hier wurden seine weitern Studien zunächst durch die Kriegsereignisse und die Auswanderung des Conventes nach Süddeutschland gestört. Als die fremden Heere abgezogen waren und die helvetische Regierung dem Stifte ihren Schutz und das Recht des Fortbestandes zugesagt hatte, kehrte der Decan Jakob Rueff mit dem verwaisten Capitel (Abt Anton Lutz war eben gestorben) in die Räume des Klosters zurück, so auch Kerler. Obgleich voll Anhänglichkeit an den erwählten Beruf und an den Kreis seiner Genossen, war er keine gewöhnliche Klosternatur. Die Liebe zu den Wissenschaften, besonders Geographie und Naturkunde, war stärker in ihm als die Neigung zu frommen Uebungen und stiller Beschaulichkeit. Dazu war er mit trefflichen Geistesgaben, besonders mit einem außerordentlich starken Gedächtniß ausgerüstet, das ihm alles Lernen spielend leicht machte, und endlich hatte er ein warmes, liebevolles Herz für die Menschheit und ein wahres Bedürfniß, sich nützlich zu machen, wo und wie er konnte.

Zuerst übertrug ihm der neugewählte Abt Jakob die Christenlehre an der Gemeinde und die Aufsicht über die Kinderschule zu Kreuzlingen. Diese letztere befand sich in einem durchaus vernachlässigten Zustande, auch war zur Zeit kein Lehrer vorhanden. Bis ein solcher gefunden war, übernahm es Hr. Meinrad selbst, die Schule zu halten. Dann verlangte er von dem Stifte für den neu angestellten Lehrer eine Besoldungsaufbesserung, die auch in Naturalleistung (Weizen und Holz) bewilligt wurde.

Die Klöster hatten von der helvetischen Regierung den Wink erhalten, daß von ihnen mehr als bisher an gemeinnützigem Wirken erwartet werde, und nur unter dieser Bedingung ihr Bestand als gesichert zu betrachten sei. Mit richtigem Gefühle wandte nun das Stift Kreuzlingen seine Aufmerksamkeit den pädagogischen Bestrebungen zu, und richtete sich ein, daran thätigen Antheil zu nehmen. Mit freudiger Begeisterung übernahm Hr. Meinrad den Auftrag, nach St. Urban zu reisen, und dort in der Lehranstalt von P. Nivard Krauer die verbesserte Methode gründlich kennen zu lernen, damit er sie später in seinem Stifte praktisch verwerthen könnte. Nach einem halbjährigen Aufenthalte (1805) kehrte er zurück und legte nun als eifriger Schulfreund dem Convente den Antrag vor, sofort ein Lehrerbildungsinstitut einzurichten, worin er einen Theil des Unterrichtes selbst über-

Digitized by Google

nehmen wollte. Ungefähr gleichzeitig traten zwei neue Mitglieder in den Convent ein, welche vom gleichen Geiſte beſeelt waren und ſich gerne bereit erklärten, das Werk zur Ausführung bringen zu helfen: Philipp Nabholz von Villingen (Baden) und Joh. Baptiſt Wepfer von Dießenhofen. Beide waren entſchloſſen, ihre Kräfte der Erziehung der Jugend zu widmen und verpflichteten ſich darum zum Verbleiben im Kloſter nur für die Dauer von drei Jahren. Sollte unterdeſſen eine Schule nicht zu Stande kommen oder wieder eingehen, ſo wollten ſie ihren Fuß weiter ſetzen, und nicht auf Lebenszeit an die Stätte gebunden ſein. Das Inſtitut kam aber zu Stande, hielt 1806 ſeinen erſten Curs, bei welchem Kerler, Nabholz und Wepfer als Hauptlehrer wirkten, und erntete bald bei den Freunden der Volksbildung großes Lob.

Im folgenden Jahre beſuchten die drei Pädagogen zu ihrer eigenen Belehrung das Inſtitut im Rietli bei Zürich, das Ruſterholz gegründet, und wo Zeller nach Peſtalozzis Vorbild wirkte, und kehrten dann mit neuer Begeiſterung an ihr Werk zurück. Der thurgauiſche Schulrath hatte ihnen für die erſten Erfolge ihrer Thätigkeit Dank und Anerkennung ausgeſprochen, und ſie eingeladen, ihre Arbeit noch gemeinnütziger zu machen. Es wurden nun Candidaten beider Confeſſionen in den neuen Lehrcurs im Kloſter aufgenommen und der Unterricht in der Methodik ſtrenger als bisher an die Grundſätze Peſtalozzis und die praktiſchen Anweiſungen Zellers angeſchloſſen. Nach Vollendung von zwei neuen Curſen für thurgauiſche Zöglinge, welche ſich dem Lehrerberuf widmen wollten, kündigten 1809 Nabholz und Wepfer an, daß ſie im Stifte ein größeres Inſtitut ganz nach dem Muſter desjenigen von Peſtalozzi in Yverdon eröffnen werden, und alle Freunde des Schulweſens im Thurgau warteten darauf mit freudiger Spannung. Da geſchah etwas ganz Unerwartetes, nämlich die freiwillige Auflöſung dieſes Pädagogenvereins und die gänzliche Einſtellung der Lehrcurſe. Der thurgauiſche Schulrath hatte ſich bei dem letzten Examen nicht recht befriedigt gezeigt; der Lehrplan, welchen er ſelbſt ausgearbeitet hatte, war nicht genau befolgt worden. Man fand, daß die angehenden Lehrer zu wenig an Kenntniſſen gewonnen und zu viel mit der bloßen Einübung der Methode beſchäftigt worden ſeien. In Folge deſſen mahnte der Schulrath, daß man bei der Ausbildung der Candidaten doch vorzugsweiſe auf die nöthige Ausrüſtung mit poſitiven Kenntniſſen achten, die formalen Uebungen dagegen zurückſtellen möge. Dazu kam dann noch, daß im Convente des Stiftes ſelbſt eine Oppoſition gegen die Unternehmung der Pädagogen auftrat und ſich immer entſchiedener behauptete. Die Lehrer mußten ſich größere Freiheit als die übrigen Conventsmitglieder erlauben, gewiſſe Ausnahmen von den Ordensregeln waren ihnen bereits geſtattet worden. Die Ungleichheit der Rechte und Freiheiten drohte die Disciplin aufzulöſen; was dem einen recht war, ſchien für

Digitiz

den andern billig; die Pädagogen ſollten ſich wieder ganz der Regel unterwerfen, oder die andern Stiftsherrn ihnen gleich geſtellt werden; letzteres war offenbar unzuläſſig. So ſahen ſich die Peſtalozzianer zwiſchen zwei Steine gepreßt; auf der einen Seite ſtanden ſie unter dem Kantonsſchulrath und dieſer war mit ihren Leiſtungen nicht völlig zufrieden, verlangte ſtrengere Befolgung ſeines eigenen Lehrplans und etwelches Abgehen von Peſtalozzi. Auf der andern Seite war der Convent, dem ſie Gehorſam ſchuldeten, das Kloſter, deſſen Räumlichkeiten ſie benützten und die Kloſtercaſſe, welche den Großtheil der für die Lehrcurſe nöthigen Ausgaben deckte. Durch dieſe Schwierigkeiten entmuthigt, traten Nabholz und Wepfer aus dem Stifte aus, um auf freierm Boden für ihren Lebenszweck zu wirken; der erſtere kehrte nach ſeiner Heimat Baden zurück, wurde Seminardirector in Ettlingen und ſpäter in Mörsburg, wo er nach einer tüchtigen pädagogiſchen Wirkſamkeit in den Dreißigerjahren geſtorben iſt.

Vergebens hatte Meinrad Kerler zwiſchen den Parteien zu vermitteln geſucht. Als er das Seminar nach kurzem Beſtande wie eine Seifenblaſe zerrinnen ſah, legte er ſofort dem Convent einen andern gemeinnützigen Antrag vor. Eine landwirthſchaftliche Schule ſollte im Stifte und auf deſſen Koſten errichtet werden, um die Fortſchritte des Ackerbaus, der Bodenkunde und Bodenverbeſſerung, den Gebrauch neuerer Geräthe und Maſchinen, die Pflege des Weinſtocks und des Waldes durch Anweiſung und Beiſpiel im Volke zu verbreiten. Auf dieſem neutralen Boden ſchien es in der That den Kloſtermännern eher möglich erziehend und fördernd zu wirken als auf demjenigen der Lehrerbildung, wo doch der confeſſionelle Eifer auf beiden Seiten nicht ganz zu unterdrücken war. Es gereicht dem Convente zur Ehre, daß er dieſen Vorſchlag mit Einmuth annahm und auch die nöthigen Mittel bewilligte, denſelben ins Werk zu ſetzen. Kerler wurde nun mit dem Hausmeiſter des Kloſters, Raſchle, für einige Zeit nach Hofwyl geſchickt, um dort an der Quelle einer neuen Landwirthſchaft die nöthigen Vorſtudien für ſein Werk zu machen. Sie wurden von Fellenberg nicht nur überaus zuvorkommend aufgenommen, ſondern mit Eifer in ihren Studien geleitet und unterſtützt, und nicht minder in ihrem Vorſatz, der Gründung einer Ackerbauſchule in Kreuzlingen, ermuthigt. So kehrten die beiden Abgeordneten nach einem Aufenthalte von ſechs Monaten wieder in ihr Stift zurück, wo ſofort die nöthigen Vorbereitungen zur Eröffnung der Anſtalt getroffen wurden. Ein Gütercomplex wurde als Verſuchsfeld angewieſen, Lehrſäle und Wohnungsräume für die Zöglinge eingerichtet und die neuſten Ackergeräthe mit ziemlich erheblichen Koſten angeſchafft.

Man hatte die ausgeſprochene Abſicht, nicht nur junge Leute im rationellen Güterbetrieb theoretiſch und praktiſch zu unterrichten, ſondern durch

Digitized by Google

die eigene Landwirthschaft die umwohnende Bauernsame zu mannigfachen Verbesserungen anzuleiten und anzuregen. Bald erfolgten auch einzelne Anmeldungen und Aufnahmen; ebenso erschienen zahlreiche Besuche von Landwirthen, welche von den Einrichtungen und Maschinen Kenntniß nahmen. Die thurgauische Regierung, deren thätigste Kraft damals der Staatscassier C. Freienmuth war, zeigte für das Unternehmen lebhaftes Interesse und hoffte davon nicht geringen Nutzen für die ökonomische Landescultur. Das Stift zeigte sich so opferbereit, daß die Kostgelder außerordentlich billig gestellt werden konnten. Dennoch vermochte auch diese Anstalt nicht recht aufzukommen; der thurgauische Bauer war noch zu arm und ungebildet, auch wol zu mißtrauisch gegen das Neue, um weiter als bis zur bloßen neugierigen Beobachtung vorzugehen. Aus Mangel an hinreichender Betheiligung wurde nach drei Jahren diese Schule gänzlich eingestellt; fast hätte ihr Erlöschen das Herz des edlen Meinrad gebrochen. Nach einer Aeußerung von C. Freienmuth wäre es lediglich die Indolenz der Bauersame gewesen, welche das rasche Eingehen der Anstalt verschuldete; er selbst, so erklärte er den entmuthigten Conventualen, sei nie nach Kreuzlingen gekommen, ohne etwas Neues zu lernen.

In Folge dieser Erfahrungen widmete das Stift seine Lehrkräfte nun ausschließlich der Stiftsschule, welche es in dem Umfang eines Progymnasiums unterhielt, und der unermüdliche Meinrad ertheilte darin den Unterricht in Geographie und Naturgeschichte. Die Kinderschule wurde vom Kloster aufgegeben und einige Zeit ohne Lehrer, ohne Schulzimmer und Schulfonds gelassen, bis die Sorge des Staats kräftiger eintrat.

Meinrad Kerlers letzte Lebensperiode war der Landwirthschaft gewidmet. Als Oekonom des Stiftes machte er sich um die Verbesserung und den Betrieb der ziemlich umfangreichen Güter verdient; er war einer der ersten, welche den Werth der Naturwissenschaften für die Landwirthschaft erkannte. Seine Bemühungen um Hebung des Weinbaus und der Forstcultur wurden damals zu wenig beachtet. Der bekannte Naturforscher Lorenz Oken, der mit Meinrad befreundet war, hielt sich in den Zwanzigerjahren einige Zeit im Stifte zu Kreuzlingen auf und vollendete dort sein Handbuch der Naturgeschichte. Schriftliche Bemerkungen über Weinbau und Forstwirthschaft, welche der denkende Oekonom aus Erfahrung und Beobachtung gesammelt hatte, nahm der Gelehrte mit sich, um sie mit den Resultaten der Wissenschaft zu vergleichen. Ueberhaupt ließ sich M. Kerlers Geist nicht auf die Interessen seines Klosters beschränken. Er war ein eifriges Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft (1818). So erinnert das Lebensbild des trefflichen Mannes mit seiner Liebe zu den Wissenschaften, mit seinem offenen Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes und seiner unermüdlichen Thätig-

Digitized by Google

keit an die beſten Zeiten des Kloſterlebens. Es war ihm nicht vergönnt, von ſeinen Bemühungen große und augenfällige Erfolge zu ſehen, dennoch iſt ſein edles und die Gegenſätze verſöhnendes Wirken im Thurgau nicht vergeblich geweſen. Er beſchloß ſein thätiges Leben nach längeren Leiden den 13. März 1830 in Gegenwart ſeines jüngern Freundes, des nachmaligen Stiftsdecan C. v. Kleiſer, der ihm die letzten Dienſte leiſtete. Drei Jahre ſpäter wurde in Kreuzlingen das vom Staat gegründete Lehrerſeminar unter Wehrlis Leitung eröffnet und erhielt nachher die Räume des aufgehobenen Kloſters als Wohnung angewieſen. Chriſtinger.

Melchior Sulzberger

1761—1841

[Quellen: H. Guſt. Sulzberger: Biogr. Verzeichniß der Geiſtlichen aller evang. Gemeinden des Kantons Thurgau. — Handſchriftl. Protokolle des thurg. Schulrathes. — Thurg. Wochenblatt vom Jahr 1798 u. ff.]

wurde geboren zu Frauenfeld, der Sohn eines Buchbinders daſelbſt, und beſuchte zuerſt die Schulen ſeiner Vaterſtadt. Nachdem er auch die dortige Lateinclaſſe mit beſtem Erfolge abſolvirt hatte, bezog er das Carolinum in Zürich, um ſich dem Studium der Philoſophie und Theologie zu widmen. Er beſtand ſein Examen und empfieng die Ordination 1784, worauf er zuerſt in die pädagogiſche Thätigkeit eintrat. Als Hauslehrer unterrichtete er die Kinder des Gerichtsherrn Heß in Rürenſtorf (Kt. Zürich) und war ſo geſchätzt, daß ſein Principal ihn ſo lange an ſein Haus zu binden ſuchte, bis die Erziehung aller ſeiner Kinder vollendet ſei. An die Pfarrſtelle ſeiner Vaterſtadt Frauenfeld berufen, ſetzte Sulzberger dem Rathe die Bedingung, noch vier Jahre ſeine Präceptorſtelle behalten zu dürfen, um damit ſein gegebenes Verſprechen zu erfüllen. Die Bedingung wurde angenommen und für dieſe Zeit ein Verweſer (Johann Ulrich Zwingli) beſtellt. Als endlich Sulzberger nach treuer Erfüllung ſeiner Vertragspflicht nach Hauſe zurückkehrte und ſein Amt antrat, ſtarb ſein College in Kurzdorf, und er zog es vor, das dortige Pfarramt anzunehmen, weil es ihm Muße für wiſſenſchaftliche Studien und pädagogiſches Wirken gewährte. So wurde er denn unter der Helvetik in die oberſte Erziehungsbehörde ſeines Kantons gewählt, und war durch wiſſenſchaftliche Bildung, Einſicht und Arbeitswilligkeit die Seele derſelben. In den überaus zahlreichen Sitzungen, wo oft von neun Mitgliedern ſich nur drei einfanden, fehlte er nie, als wenn ihn etwa Krankheit

Digitized by Google

ans Haus feſſelte, was ſelten der Fall war. Als mit Einführung der Mediationsverfaſſung an die Stelle des Erziehungsrathes ein Schulrath mit ungefähr gleicher Beſtimmung trat, wurde Sulzberger erſtes Mitglied desſelben und ihm der Titel eines Schuldirectors ertheilt. Das Präſidium führte Regierungsrath Hanhart, aber die Vorbereitung der Geſchäfte, die Entwürfe, Gutachten und Vorſchläge lagen dem Schuldirector ob; denn es war nicht eine einzelne beſtimmte Schule, welche er zu leiten hatte, ſondern das in der Neubildung begriffene Schulweſen des Kantons. Zwar wurde er durch ſeinen Collegen Georg Kappeler, Pfarrer zu Frauenfeld, ſeit 1802 nach der pädagogiſchen Seite hin ziemlich entlaſtet, indem dieſer das Actuariat des Schulrathes übernahm und mit großer Kraft und Hingebung in dieſer Behörde wirkte. Als aber die thurgauiſche evangeliſche Landeskirche, die bis zur Revolution unter der Leitung und Aufſicht des zürcheriſchen Kirchenrathes geſtanden, ſich conſtituirte, wurde Sulzberger zum Antiſtes (Vorſteher) derſelben gewählt und wandte nun ſeine Thätigkeit vorwiegend dem kirchlichen Gebiete zu. Doch blieb er mit den erſten Staatsmännern des Kantons, wie Regierungsrath Hanhart, Landammann Morell, Regierungsrath Freienmuth und Heinrich Keſſelring in fortwährender naher Verbindung und übte auf mehrere derſelben durch ſein weitſichtiges, mildes und beſonnenes Urtheil einen bedeutenden Einfluß. Die erſte Einrichtung der thurgauiſchen Landeskirche und des religiöſen Unterrichtes iſt vorzugsweiſe ſein Werk. Seine theologiſche Richtung war dem Geiſte der Zeit entſprechend und rationaliſtiſch, doch nicht oberflächlich, ſondern mit einem tiefen religiöſen Ernſte gepaart und mit einer freundlichen Anerkennung auch für Andersdenkende, weßhalb er auch bei den Katholiken in hoher Achtung ſtand. Für die Beſtrebungen Bornhauſers und die bewegenden Gedanken der Regeneration von 1830 hatte er indeß kein Verſtändniß mehr, denn er war alt geworden und ſah die kommenden Dinge in trübem Lichte. Die Neuerer zählten ihn daher zu der Gruppe der Ariſtokraten, deren Macht und Einfluß um jeden Preis gebrochen werden müſſe, weil ſie zwar Alles *für* das Volk thun wollten, aber nichts *durch* das Volk. Dennoch ſchonten ſie ihn bei ihren Angriffen auf das alte Regiment ſo gut als immer möglich und gaben ihm Beweiſe, daß ihre Ehrfurcht vor ſeinem Charakter und ſeinen Verdienſten unverändert geblieben.

Mit richtigem Tacte erkannte Sulzberger beim Durchbruch der Bewegung, daß für ihn die Zeit des politiſchen Wirkens vorüber ſei. Er zog ſich im Anfang der Dreißigerjahre von allen ſeinen kantonalen Aemtern (Kirchenrath und Ehegericht) zurück und lebte fortan nur ſeiner Familie und dem Pfarramte an ſeiner Gemeinde. Trotz ſeines zarten Körpers blieb er noch zehn Jahre thätig, predigte gewöhnlich ſelbſt und ſtarb achtzigjährig im März

Digitized by Google

1841. Th. Bornhauſer giebt ihm in einem Briefe an Mörikofer folgendes ehrende Zeugniß: „Deine Nachricht, daß es mit Herrn Antiſtes Sulzberger zu Ende geht, hat mich, obgleich ſie mir nicht unerwartet kam, mit ſtiller Wehmuth erfüllt. Der Mann hat mir, wie manchem andern Thurgauer, zur Erleichterung meiner Studien freundlich Hand geboten. Ich erinnere mich der Zeit noch wol, da ich Briefe von ihm auf meiner Bruſt trug als Talisman gegen die Verirrungen der Jugend. Sein Andenken wird in meinem dankbaren Herzen fortleben."

Chriſtinger.

Georg Kappeler.

1775—1818.

[Quellen: Biographiſche Skizze im Gemeinnützigen Schweizer Bd. III, von Sal. Vögelin, mit ergänzenden Bemerkungen neu herausgegeben von Dr. J. A. Pupikofer in den Thurg. Beiträgen für vaterl. Geſchichte I. — H. Guſt. Sulzberger: Biogr. Verzeichniß der Geiſtlichen.]

Georg Kappeler war von vier Söhnen ſeines Vaters, eines einfachen Bürgers von Frauenfeld, der älteſte, und zeigte ſchon in früher Jugend treffliche Anlagen, einen ernſten, edlen und beſcheidenen Sinn. Auf den Rath ſeiner Lehrer und mit Zuſtimmung ſeines Vaters entſchloß er ſich zum Studium der Theologie, obwol er als Bürger von Frauenfeld nach dem Herkommen nur auf drei geiſtliche Stellen Anwartſchaft hatte, die zu beſetzen dem Rathe ſeiner Vaterſtadt zuſtand. Dieſes Bedenken konnte indeſſen nicht ſchwer ins Gewicht fallen, da die Neigung des Knaben entſchieden den Wiſſenſchaften zugieng und nöthigenfalls auch im höhern Lehramte ihre volle Befriedigung finden mochte. Nachdem er ſich in der Lateinſchule in Frauenfeld mit guten Vorkenntniſſen ausgerüſtet, fand er 1790 Aufnahme im Collegium humanitatis in Zürich. Er war von Natur ſchüchtern und trat als angehender Student mit großer Beſcheidenheit auf. Kaum wagte er aufzublicken und ſich unter ſeinen Mitſchülern nach Freunden umzuſehen. Doch bald gewann er größere Zuverſicht, und durch ſein ſchlichtes gutmüthiges Weſen auch die Zuneigung ſeiner Altersgenoſſen. Beſonders innig befreundete er ſich mit Salomon Vögelin, dem nachmaligen Pfarrer an der Waiſenhauskirche in Zürich, der ihm auch ein biographiſches Denkmal gewidmet hat.

Mit ſtillem emſigen Fleiße betrieb Kappeler ſeine Studien und that ſich namentlich in den Sprachen, den philoſophiſchen Fächern und der Phyſik hervor. Sein heller Kopf, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und ſeine untadel-

Digitized by Google

hafte Lebensführung machten ihn auch bei den Professoren des Collegiums bald geachtet und beliebt. Nachdem er mit rühmlichem Ausweis die philosophischen und theologischen Curse vollendet hatte, empfieng er die Ordination in Zürich und begab sich dann zur Ausbildung in der französischen Sprache zu dem deutschen Pfarrer Stoll in Neuenburg. Es war nämlich mehr als wahrscheinlich, daß ihm in seiner Vaterstadt das Provisorat, d. h. die Stelle eines obersten Schulmeisters an der Lateinschule werde übertragen werden, wofür er auch in den neuern Sprachen gerüstet sein mußte.

Aus Neuenburg zurückgekehrt, übernahm er zuerst eine Hauslehrerstelle in einem der Zellweger'schen Häuser in Trogen, wo er sich sehr glücklich fühlte. Von hier aus lernte er den Dr. med. Aepli, nachmaligen Präsidenten des Sanitätsrathes, kennen und befreundete sich mit ihm auf Lebenszeit. Wirklich kam dann im Jahr 1797 der Ruf an das Provisorat in Frauenfeld, dem er sich jedoch nur ungern unterzog, weil ihm das geistige Leben in Trogen und St. Gallen außerordentlich lieb und werthvoll geworden war. Dennoch konnte er nicht ablehnen, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, auf eine Anstellung in seiner Vaterstadt für alle Zukunft zu verzichten.

In Frauenfeld schloß sich Kappeler von ganzem Herzen den Ideen und Bestrebungen der Freiheitsfreunde an, ohne jedoch seine ruhige Klarheit und Besonnenheit dabei zu verlieren. Seinem Kanton selbständige Stellung zu erhalten, Ordnung und Bildung in demselben zu fördern, war ihm Gewissenssache geworden, der er sich mit allen Kräften hingab. Mehr als einmal fühlte er sich versucht, aus dem geistlichen Stande auszutreten und in weltlichen Beamtungen seinem Vaterlande zu dienen; doch war es wiederum sein zartes Gewissen, das ihn bestimmte, dem einmal erwählten Berufe treu zu verbleiben. Als Mitglied und Actuar der sog. Entschädigungscommission, welche die Besoldungen der Geistlichen und Provisoren im Kanton neu regulierte, hatte er Gelegenheit zu sehen, wie sehr es in den meisten Behörden noch an Bildung und hinreichender Tüchtigkeit fehlte. Gleichwohl verharrte er bei seinem Provisorate und wurde dann im Jahr 1801 von der Wahlbehörde an die erledigte Pfarrstelle zu Frauenfeld berufen.

Von da an beginnt für Kappeler eine außerordentlich große, umfassende und vielseitige Thätigkeit. Mit der Einrichtung der Mediationsverfassung wurde er in den thurgauischen Schulrath gewählt, und übernahm das Actuariat dieser Behörde. In dieser Eigenschaft fühlte er sich namentlich veranlaßt, die Methode Pestalozzis und Zellers genauer zu prüfen und den Schulfreunden seines Heimatkantons zur Kenntniß zu bringen. Es scheint, daß er sich in der Anstalt des trefflichen Heinrich Rusterholz auf dem Rietli bei Zürich in den Pestalozzischen Geist und seine Unterrichtsmethode einweihen ließ. Bald war er von der Richtigkeit derselben und ihrer großen Zukunft überzeugt,

Digitized by Google

und legte dem Erziehungsrathe seine Anträge zur Verbesserung des Volksschulwesens vor.

Das erste Erforderniß war eine bessere wissenschaftliche und pädagogische Vorbildung der Lehrer. Auf Kappelers Veranlassung wurden fast sämmtliche Primarlehrer des Kantons zu Bildungscursen einberufen und in der Anwendung der neuen Unterrichtsmethode instruiert. Er selbst übernahm (1806—9) mehr als einmal einen solchen Curs. Als sich in einem derselben u. A. auch der eifrige Schulmeister und Dachdecker Thomas Wehrli von Eschikofen einfand, wollte ihn Kappeler als einen besonders verständnißvollen Mann nach Hofwyl schicken, damit er dort in Fellenbergs Anstalt sich gründlicher ausbilde; allein Thomas folgte wegen vorgerückten Alters nur für kurze Zeit, kehrte in seine Gemeinde zurück und empfahl seinen Sohn als Nachfolger. Dieser war der spätere Seminardirector Joh. Jakob Wehrli, der alsbald noch in den Knabenjahren zuerst an Kappelers Schulmeistercursen theilnahm, und nachher in Hofwyl als Armenschullehrer jene eminente Tüchtigkeit entwickelte, die ihn unter Fellenbergs Schülern in die erste Reihe stellt.

Auf Kappelers Verwendung wurden Bildungscurse auch für katholische Lehrer im Kloster Kreuzlingen angeordnet, wo einige jüngere Conventualen, wie Rabholz und Kerler, sich mit Begeisterung der Sache annahmen. Es wurde ein Lehrplan ausgearbeitet, nach welchem die Vorbereitungscurse in Kreuzlingen wie in Frauenfeld sich richten sollten. „Ueberhaupt", sagt Pupikofer von Kappelers Wirksamkeit in dieser Zeit, „war die Reform des Schulwesens sein Werk und er bis zu seinem Tode die Seele desselben". In seinen letzten Lebensjahren äußerte er sich gegen seine Vertrautesten, daß er sich nur noch die Stelle eines Generalschulinspectors für ein paar Jahre wünschen möchte, um entbunden von seinen übrigen Geschäften in eigner Person eine wiederholte sorgfältige Inspection und Revision aller Schulen seines Kantons vornehmen und die eingeführte Ordnung befestigen zu können.

Als im Jahre 1811 die Stelle eines Provisors an der Lateinschule unerwartet erledigt wurde und nicht sogleich wieder besetzt werden konnte, übernahm Kappeler zu seiner bisherigen Geschäftslast einen Großtheil des sprachlichen Unterrichtes, und benützte diesen Anlaß, um einzelne begabte Schüler nicht nur tüchtig vorwärts zu bringen, sondern sie auch zum Studium der Wissenschaften und insbesondere zur Wahl des geistlichen Berufes aufzumuntern. Unter diesen befand sich auch der damals fünfzehnjährige J. A. Pupikofer. Der wohlwollende Lehrer ließ den Vater des Knaben zu sich kommen, sprach mit ihm über die Anlagen und Neigungen, sowie über die Zukunft seines Sohnes, und in der gleichen Stunde wurde der Entschluß gefaßt, ihm trotz allen ökonomischen Schwierigkeiten den Weg zum Studium zu öffnen.

Digitized by Google

Durch die Verfassung von 1815 wurden die Schul- und Kirchenangelegenheiten unter sich verbunden, aber nach den beiden Confessionen getrennt und unter zwei Administrationsräthe gestellt. Im evangelischen Administrationsrath nahm auch Kappeler wieder seinen Platz ein und besorgte abermals die Actuariatsgeschäfte. In dieser Eigenschaft entwarf er u. a. die Pläne und Verordnungen zur Prüfung der theologischen Candidaten und zeigte darin, daß er trotz seiner überwiegend praktischen Thätigkeit in den philosophischen Disciplinen noch immer wolbewandert war.

Ehrenvolle Erwähnung verdienen aber auch sein gemeinnütziges Wirken und sein feuriger Hülfseifer für die Nothleidenden und Armen im Lande. In den Jahren der Theurung und des Mißwachses, welche das zweite Dezennium des 19. Jahrhunderts so schwer heimsuchten, hatte er, wie einst Joseph in Aegypten, die erste Ahnung von der kommenden Noth und that die ersten Schritte, um ihr vorzubeugen. Als man zuerst auf seine Warnungsstimme nicht hören wollte, schaffte er selbst Vorräthe von Lebensmitteln an, die er dann in uneigennützigster Weise der Armencommission zur Verfügung stellte. Er trat auch als Mitglied in diese Commission ein, welche den Kampf mit der Hungersnoth des Landes zu führen bestimmt war, und bereiste als solches diejenigen Bezirke, wo es am schlimmsten stand, z. B. den Hinterthurgau. Durch Belehrung, Ermuthigung und werkthätige Hülfe suchte er die gesunkenen Kräfte wieder aufzurichten, veröffentlichte das Recept zu einer gesunden und kräftigen Sparsuppe, empfahl die Anwendung des Papinianischen Topfes, und suchte auf dem Wege der Verbesserung der Landwirthschaft die karge Production des Bodens zu vermehren.

In seinem Wesen und Benehmen war Kappeler nicht eben sehr zuvorkommend, eher kurz und trocken und nicht selten etwas rasch. Im Bewußtsein, das Rechte zu wollen, verschmähte er alle Complimente, und that im Umgange nur soviel, als nöthig war, um die allgemeinen Formen der Höflichkeit nicht zu verletzen. Oeffentliche Gesellschaften besuchte er nicht, theils aus Mangel an Zeit, theils aus Grundsatz. Verehelicht seit 1806 und glücklicher Vater von vier Kindern widmete er seine freien Stunden gerne dem häuslichen Kreise. Doch vergaß er seine Jugendfreunde nicht, besuchte sie bisweilen und fand im Wechselgespräche mit ihnen die beste Erholung für Geist und Gemüth.

Als Prediger hatte er das Mißgeschick, in der großen Stadtkirche ohne ganz besondere Anstrengung seiner Stimme, nicht leicht verstanden zu werden. In der kleinen Filialkirche zu Oberkirch, wo ihm monatlich einmal zu predigen oblag, wußte er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer in hohem Grade zu fesseln. Bei einer Versammlung des Großen Rathes, die durch einen Gottesdienst eröffnet wurde, redete er indeß den Vertretern des Volkes einmal so stark

Digitized by Google

ins Gewiſſen, daß ſein Vortrag allgemein verſtändlich wurde, was ihm einen Verweis vom Standeshaupte eintrug und die Abſchaffung ſolcher Großraths-predigten zur Folge hatte.

Manche Enttäuſchungen und ſchmerzliche Erfahrungen ſeines Berufes hatten frühe ſeinen heitern Jugendmuth in ſtrengen Ernſt verwandelt. Er ward geneigt, an allen Dingen die dunkle und nachtheilige Seite zuerſt zu ſehen, doch nicht um nun in unthätiger Melancholie das Unabänderliche kommen zu laſſen, ſondern um mit aller Kraft des Gedankens und der That dem Uebel entgegenzutreten und das bedrohte Gute zu retten.

Seit der Mitte des Sommers 1818, in welchem er eine ungewohnte Sehnſucht nach ſeinen Freunden empfand, deutete ſein Ausſehen auf Störung der Lebensfunctionen hin. Es ſcheint, daß das Uebermaß von Arbeit und die ſtarke Sympathie mit der Noth jener Zeit die unermüdliche Kraft frühe verzehrten. Er gab, auf ſeine gewohnte geſunde Naturkraft vertrauend, den Warnungen ſeiner Freunde kein Gehör, und fuhr fort, ſeine Zeit der Arbeit zu widmen. Da ergriff ihn ein Nerven- und Gallenfieber und ſetzte ſeinem thätigen Leben im Alter von 43 Jahren ein unerwartet frühes Ziel. Sein treuer Freund, Salomon Vögelin, beſchließt ſeine Lebensbeſchreibung mit den gefühlvollen Worten des Dichters:

Ihm Thränen opfern werd' ich beim Blätterfall,
Ihm, wenn das Mailaub wieder den Hain umrauſcht,
Bis mir des Wiederſehn's ſeliger Morgen tagt
Ueber des irdiſchen Lebens Grenzen.

Chriſtinger.

Johann Rudolf Steinmüller.

1773—1835.

[Quellen: J. J. Schlegel: Drei Schulmänner der Oſtſchweiz. Zürich, Schulthes 1879. — Die nachſtehend im Text erwähnten Steinmüllerſchen Schriften.]

Johann Rudolf Steinmüller, der Reformator des Landſchulweſens im Kanton St. Gallen, ſtammte aus einer ächten Lehrer- und Pfarrerfamilie in Glarus, denn die Hauschronik derſelben zählt vor ihm ſchon drei Lehrer und zwei Pfarrer auf, die aus der Familie hervorgegangen. Er wurde den 11. März 1773 geboren und erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, der anfänglich Lehrer war, ſpäter Apotheker wurde und in Glarus die Stelle eines Chorrichters bekleidete. Der junge Steinmüller genoß im väterlichen

Digitized by Google

Hauſe eine ſorgfältige Erziehung, zeigte bei hervorragenden Anlagen eine große Lernbegierde und entwickelte ſich ſehr raſch. Noch im Knabenalter kam er zu ſeinem ebenfalls dem geiſtlichen Stande angehörenden mütterlichen Oheim, Pfarrer im württembergiſchen Gechingen, machte daſelbſt ſeine Gymnaſialzeit durch und genoß nebenher Privatunterricht bei Lehrern in Tübingen. Bei ſeinem Abgange von Glarus ſtellte ihm Pfarrer Freuler das Zeugniß aus, daß er ein Knabe geweckten, lebendigen Geiſtes ſei, den ſein Vater von Jugend an in nützlichen Wiſſenſchaften und Sprachen unterrichtet, der einen edeln, rechtſchaffenen Wandel geführt und das Schlußexamen in rühmlichſter Weiſe beſtanden habe. In Gechingen wurde die Zeit wol ausgekauft; denn neben der Vorbereitung auf die akademiſchen Studien, die in der kurzen Zeit von drei Jahren abgethan werden mußte, hielt ihn ſein Oheim bereits auch zur Aushülfe in der Winterabendſchule und Kinderlehre, ja ſogar zu kurzen Canzelvorträgen an. — Auch zu den theologiſchen Fachſtudien, denen er an den Univerſitäten Tübingen und Baſel oblag, war ihm knappe Zeit zugemeſſen; um ſo eifriger muß er ſie benutzt haben, denn ſchon mit achtzehn Jahren, im Januar 1791, wurde er nach wohl beſtandenem Examen in Baſel ordinirt.

Es war für die weitere Entwicklung des jungen Mannes wol von entſcheidender Bedeutung, daß er nun nicht gleich eine Pfarrſtelle fand, ſondern, in ſeine Heimat zurückgekehrt, beim Landvogt Zwicki in Glarus Hauslehrer wurde und zugleich andern Kindern aus den Familien Jenny und Trümpi Unterricht ertheilte. Dadurch gewann er eine Vorliebe für das Unterrichtsweſen, die ihn zeitlebens nicht mehr verließ. Er vertiefte ſich nun in die pädagogiſchen Schriften von Baſedow, Campe, Salzmann, Rochow, Zerrenner u. A. und machte ſich, ſo jung er war, bereits daran, nach Art der deutſchen Kinderfreunde ein Schullesebuch zu verfaſſen, wozu ihn in erſter Linie der gänzliche Mangel an ſolchen veranlaßte. Im Jahre 1794 wählte ihn Mühlehorn am Walenſee zum Pfarrer. Er hielt aber gleich von Anfang an auch die Schule der kleinen Gemeinde, fertigte ſein Schulbuchmanuſcript zum Drucke und gab es unter dem Titel: „Leſebuch zur Bildung des Herzens und zur Uebung der Aufmerkſamkeit“ heraus. Er möchte damit, ſagte er in der Vorrede, den Schulzweck befördern, eine beſſere Lehrmethode erzielen und dem Lehrer ſeine mühſame Arbeit erleichtern. Neben Lehren und Erzählungen der h. Schrift, Liedern und Gebeten enthielt es eine Geographie der Schweiz und Europas, eine kleine Naturgeſchichte des Pflanzen- und Thierreichs, Mittheilungen über den menſchlichen Körper nebſt Geſundheitsregeln, Belehrungen über die Seelenkräfte, die Berufs- und Lebensarten, die wichtigſten Erfindungen, die Zeitrechnung, das Briefſchreiben, endlich Erzählungen geſchichtlichen und belehrenden In-

Digitized by Google

haltes. Der junge Schriftsteller hatte die Genugthuung, daß seine Erstlingsarbeit vier Auflagen erlebte.

Steinmüllers Wirksamkeit in Mühlehorn war jedoch von kurzer Dauer; schon nach zwei Jahren übernahm er die benachbarte größere Berggemeinde Kerenzen und zog 1796 in das herrlich gelegene Obstalden hinauf. Auch hier hielt er die Dorfschule wieder selbst und ertheilte überdies der erwachsenen Jugend wöchentlich einen Tag Unterricht. Die freie Zeit, die dem an Bewältigung vieler Arbeit von Jugend auf gewöhnten Manne noch übrig blieb, benutzte er hier namentlich zu Gebirgswanderungen und naturgeschichtlichen Studien. Er wurde ein eifriger Sammler und scharfer Beobachter, namentlich in der Vogelwelt. Durch Monographien, die er veröffentlichte, z. B. über die Alpenkrähe, die Flüelerche und andere Alpenvögel, wurde sein Name bekannt und bald erwarb er sich angesehene Freunde, mit denen eine lebhafte Correspondenz begann, so mit Konrad Escher von der Linth, Ulysses v. Salis, Prof. Scheitlin u. A. Viele Alpenreisen führte er gemeinsam mit Escher aus.

Während den Stürmen der Revolutionszeit erhielt Steinmüller einen Ruf nach Gais in Appenzell A.-Rh. und verließ 1799 das Glarnerland. In Gais fand er bald Gelegenheit, der Hauptbeförderer eines schönen menschenfreundlichen Werkes zu werden, nämlich der großartigen Versorgung armer Kinder aus den vom zweiten Coalitionskriege heimgesuchten ostschweizerischen Gegenden in der Westschweiz, namentlich in Burgdorf, dem Emmenthal, Bern und Basel. Die erste Anregung hiezu gieng von Dr. Grimm in Burgdorf aus, der zu Prof. Fischer daselbst äußerte, er wäre geneigt, zwei arme Kinder aus den hungernden Gegenden in sein Haus aufzunehmen. Der menschenfreundliche Fischer, Schüler Salzmanns und Verehrer Pestalozzis, wandte sich sofort an Steinmüller, mit dem er bereits in pädagogischer Correspondenz stand, und gieng andere Familien in Burgdorf und weiterhin im Emmenthal ebenfalls um Aufnahme solcher unglücklicher Kinder an. Steinmüller ergriff die Sache mit der ihm eigenen Energie und mit einer edeln Wärme des Mitgefühls, wovon seine Briefe darüber an Fischer, die das helvetische Archiv in Bern aufbewahrt, Zeugniß ablegen. Im Januar 1800 gieng der erste Transport von 25 appenzellischen Kindern, unter der Führung des jungen Lehrers von Gais, Hermann Krüsi, den Steinmüller dafür gewann, nach Burgdorf ab. Weitere Transporte folgten; das Beispiel Fischers und Steinmüllers regte auch andere an, Hand anzulegen. Für die Versorgung der Kinder in Bern sorgte namentlich Helfer Gruner; im Rheinthale nahm sich der Pfarrer von Sennwald, Dr. Niederer, der Sache an; Steinmüller aber reiste zur Betreibung der Angelegenheit auch ins Glarnerland. Niederer hatte Steinmüller kurz vorher an einer Capitelsversammlung

Digitized by Google

kennen gelernt und darüber an seinen Freund Tobler, den Pestalozzianer, geschrieben: „Ich habe am Capitel einen köstlichen Schatz gefunden; es ist Steinmüller, Pfarrer in Gais, ein guter, edler Mann, voll Kenntnisse, voll Thätigkeit, feurig, wie Du, für die Erziehung." — Die Kinderversorgung nahm einen solchen Umfang an, daß bei 3000 derselben vorübergehend in der Westschweiz Aufnahme, Brot, Pflege und Unterricht fanden. Krüsi, der als Lehrer der ersten Transporte in Burgdorf blieb, wurde später Pestalozzis Mitarbeiter, ebenso Ramsauer, der sich unter den armen Kindern befand, und Niederer, der Pfarrer von Sennwald.

Für Alpenreisen und Naturstudien fand Steinmüller in Gais ein neues, lohnendes Gebiet, das Alpsteingebirge, das er mit seinem neuen Freunde Mehmel in Altstätten und in stetem Verkehr mit Escher lebhaft ausbeutete. Letzterm lieferte er oft Gemsfleisch auf den Tisch und erhielt dafür wissenschaftliche Sendungen, Kisten mit Mineralien, Bücher ꝛc., woran er jedesmal eine kindliche Freude hatte. Daß er sich auch die Aufklärung seiner Pfarrkinder angelegen sein ließ, beweist eine Stelle in einem Briefe an Escher: „Meine Donner- und Blitzpredigt hat gewirkt, denn nun sollen auf meine Empfehlung hin auf Kirche, Pfarrhaus und viele andere Gebäude im Dorfe Blitzableiter kommen." — Die Frucht der genannten Forschungen war das zweibändige Werk: „Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft. Winterthur 1802 und 1804. Es enthält neben Beschreibungen von Bergthälern und Alpenlandschaften, namentlich der Ostschweiz, auch Gemälde aus dem Volksleben, Schilderungen der Bewirthschaftung der Alpen, Wälder, Wiesen, Aecker, des Wein- und Obstbaues, der Bienen- und Seidenzucht, mit Rathschlägen über Verbesserungen, dann Bilder über das Wildheuen, das Leben der Aelpler, die Alpen-Auf- und Abfahrt, die Naturschönheiten des Glarner- und Appenzellerlandes, einen Reisebegleiter resp. eine sehr zuverlässige Anleitung zur Besteigung der aussichtsreichen Höhen und Gipfel der Säntiskette ꝛc. — In diesem Werke gab er auch die erste Anregung zur Bildung einer rheinthalischen landwirthschaftlichen und einer kantonalen naturforschenden Gesellschaft.

Die Hauptthätigkeit Steinmüllers war aber auch in Gais der Schule gewidmet. Als das helvetische Directorium die kantonalen Erziehungsräthe ins Leben rief, ehrte es ihn im Dezember 1799 mit der Wahl in den Erziehungsrath des Kantons Säntis und diese Behörde selbst ernannte ihn zum Schulinspector des Bezirks Teufen. In beiden Stellungen entwickelte er eine sehr anregende Thätigkeit. Von der Ueberzeugung durchdrungen, das erste und dringendste Bedürfniß zur Hebung des Volksschulwesens sei die Beschaffung gebildeter Lehrer, legte er dem Erziehungsrathe schon im ersten Jahre einen „Plan zur Errichtung einer

Digitized by Google

Erziehungsanstalt für angehende Landschullehrer im reformirten Theile des Kantons Säntis“ vor. In seiner Eingabe sprach er sich gegen die Stapfersche Idee eines schweizerischen Lehrerseminars und, in Uebereinstimmung mit Girard, dahin aus, daß dem ersten Bedürfnisse durch Heranbildung von Lehrern in Privatinstituten und bei tüchtigen Pfarrern und Lehrern begegnet und später zu eigentlichen Lehrerseminarien übergegangen werde. Die Bildungscurse, die Steinmüller in Aussicht nahm und selbst unentgeltlich zu leiten sich anerbot, sollten je 40 Wochen dauern und der Unterricht wöchentlich an 1—2 Tagen je von 6—12 Uhr Vormittags und von 1—5 Uhr Nachmittags ertheilt werden, die übrige Zeit der Verarbeitung des Stoffes gewidmet sein. Ueber Lehrplan, Lehrmethode und Leistungen sollten vierteljährliche Prüfungen, sowie ein Schlußexamen und Rechenschaftsbericht Aufschluß geben, die Geldmittel durch einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen aufgebracht werden. Der Plan wurde vom Erziehungsrathe gutgeheißen, dem helvetischen Minister der Künste und Wissenschaften, Mohr, zur Genehmigung empfohlen und dieser zugleich ersucht, für Steinmüller, ungeachtet des Anerbietens zu unentgeltlicher Leitung, eine Gratification von mindestens 10 Louisd'or auszuwirken. Zugleich beschloß der Erziehungsrath, sich nach einem katholischen Geistlichen umzusehen, der geeignet wäre, mit katholischen Präparanden einen ähnlichen Versuch zu machen. Steinmüller war von der Unvollkommenheit einer solchen Lehrerbildung zwar selbst lebhaft überzeugt, wie noch vorhandene Briefe beweisen, aber er hielt die Zeitlage nicht dazu angethan, mit Mehrerem durchzudringen und wollte nicht das Beste den Feind des Guten werden lassen. Das Schicksal des Stapfer-Fischerschen Seminars in Burgdorf gab ihm Recht. — Der Minister der Künste und Wissenschaften bewilligte die Errichtung des Schullehrerinstituts und die Collecte und sicherte dem Unternehmen einen jährlichen Beitrag von Fr. 160 zu. Die in allen reformirten Kirchen erhobene Collecte warf fl. 1045 ab, aber Steinmüller hatte über „geheimes und öffentliches Entgegenwirken vieler Kinder der Finsterniß, die öfter noch die Larve des Lichts tragen“, zu klagen. Er muß jedoch mit den 18 Aspiranten, die sich meldeten, tüchtig gearbeitet haben, denn der helvetische „Kleine Rath“ sprach am Schlusse des Curses mit Schreiben vom 2. März 1802 dem Bürger Pfarrer Steinmüller, Leiter des Lehrerbildungscurses in Gais, für sein erfolgreiches Bestreben, seine pädagogischen Kenntnisse und Erfahrungen gemeinnützig zu machen, den Beifall und Dank der Regierung aus.

Ein Jahr später erschien von Steinmüller eine Aufsehen erregende Schrift: Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1803. Er beurtheilte darin Pestalozzis „Anweisung zum Buchstabiren und Lesenlehren“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“.

Digitized by Google

Mit Peſtalozzis Beſtrebungen ſich grundſätzlich durchaus einverſtanden erklärend, fand er dagegen an der Ausführung ſeiner Ideen mancherlei zu tadeln und behauptete, ſeine Methode ſei nur vorgeblich eine ganz neue und man mache zu viel Aufhebens davon. Das Princip der Anſchauung ſei keine neue Entdeckung, ſondern ſchon von Comenius im „Orbis pictus“ zur Darſtellung gebracht worden. Peſtalozzis Pläne ſeien nicht praktiſch, in der Studirſtube entſtanden und können für Privatinſtitute gut ſein, aber nicht für Landſchulen. Es ſei tadelnswerth, nichts Vorhandenes gelten zu laſſen, alles niederreißen und von Grund auf neu bauen zu wollen. Die „Anweiſung“ mit ihren bedeutungsloſen Silben und zuſammenhangloſen Wörtern und mit der Aufforderung an die Mütter, dieſelben den Kindern hundertmal vorzuſprechen und ſie zum „Nachlallen“ zu reizen, führe eher zum Mechanismus als zum Denken und das ebenfalls empfohlene Chorſprechen ſei Papageienthum. Dann wandte er ſich gegen die Forderung der exaltirten Peſtalozzianer, den Unterricht ſchon mit dem 3. oder 4. Jahre zu beginnen und ihn ſo zu betreiben, daß die Kinder gleichſam ſpielend lernen. Mit allem Eifer bekämpfte er eine ſolche Treibhauserziehung, warnte vor der Früh- und Vielleruerei und wollte dagegen dem Lernen den Charakter ernſter Denkarbeit gewahrt wiſſen. Die Hebung des Schulweſens hange nicht blos von der Verbeſſerung der Methode, ſondern vor allem von guten Lehrern, dann aber auch von guten Schulgeſetzen, Lehrmitteln, fleißigem Schulbeſuch, genügender Unterrichtszeit, zweckentſprechendem Schulhaus mit gehöriger Ausſtattung und einem hinreichenden Lehrergehalt ab. — Man erkennt hieraus ſofort den Gegenſatz zwiſchen dem Idealiſten und dem Praktiker und wird den „Bemerkungen“ nicht alle Berechtigung abſprechen. Leider antwortete Peſtalozzi in der ſchweizeriſchen Nationalzeitung Nro 16, Jahrgang 1803 in bitterer und verletzender Weiſe, worauf Steinmüller in demſelben Blatte eine Gegenerklärung erließ, die durch ihre ruhige Haltung für ihn einnahm. Sehr ſchön und für das Freundſchaftsverhältniß der beiden Männer charakteriſtiſch iſt der Brief Eſchers an Steinmüller über dieſe Angelegenheit (vergl. Schlegel p. 159), in welcher Eſcher bei aller Anerkennung der Richtigkeit mancher Ausſetzungen Steinmüllers Peſtalozzis Beſtrebungen und Individualität energiſch in Schutz nimmt.

Bald nach der Einführung der Mediationsverfaſſung, welche den Kanton St. Gallen ins Leben rief und der kurzen Wirkſamkeit des Erziehungsrathes des Kantons Säntis ein Ende machte, wurde Steinmüller 1805 als Pfarrer nach Rheineck berufen, wo er nun während 30 Jahren ſeine Hauptwirkſamkeit entfaltete. Schon im folgenden Jahre trat er in den paritätiſchen ſt. galliſchen Erziehungsrath ein, wurde ſchnell deſſen pädagogiſches Haupt und blieb es, ohne je das Präſidium zu bekleiden, bis das Hereinbrechen

Digitized by Google

der Reaction 1816 dieſer trefflich arbeitenden Behörde den Todesſtoß gab und auch Steinmüller in den engern Kreis des geſönderten evangeliſchen Erziehungsrathes verwies, wo er nur noch wenige Jahre aushielt. Neben ſeiner einflußreichen Wirkſamkeit als Erziehungsrath, in welcher Eigenſchaft er namentlich wiederholt als Viſitator die Bezirke bereiste, wurde er der Schöpfer des Conferenzweſens im Kanton St. Gallen, der bis zu ſeinem Tode die rheinthaliſche Conferenz vorzüglich leitete und denjenigen anderer Bezirke als Delegirter des Erziehungsrathes beiwohnte. Er gründete die evangeliſche Lehrer-Wittwen-, Waiſen- und Alterscaſſe und verwaltete ſie die erſten 6 Jahre allein, nachher von einer Commiſſion unterſtützt. Vor allem aber wurde er der Lehrerbildner und Verfaſſer der Schulbücher für den evangeliſchen Kantonstheil. Das in Gais eröffnete Schullehrerinſtitut ſiedelte nämlich mit ihm nach Rheineck über und wurde dort mit Genehmigung und Unterſtützung des Erziehungsrathes fortgeſetzt. Für jeden einzelnen Curs arbeitete Steinmüller ein beſonderes Programm aus und legte es dem Erziehungsrathe vor. Allmälig verlängerte er die Unterrichtszeit, vermehrte den Lehrſtoff und zog zur Ertheilung des Unterrichts Hülfskräfte heran. Von den bereits angeſtellten Lehrern „ohne Vorbildung“ wurden die bildungsfähigen ebenfalls zum Beſuch der Curſe angehalten, der übrigen entledigte man ſich durch die Forderung eines Examens, vor welcher ſie die Segel ſtreichen mußten. Wie nöthig dieſe war und wie es unter dieſem Lehrperſonale ausſah, mag daraus entnommen werden, daß ſich einſt bei Steinmüller ein Candidat auf eine erledigte Stelle meldete, der auf die Frage, ob er leſen könne, die naive Antwort gab: „Jetzt noch nicht, aber es ſeien große Buben in der Schule, die werden es ihm ſchon zeigen.“ Die Hoffnung Steinmüllers, mit der Zeit ein ſtaatliches Lehrerſeminar an die Stelle ſeines Privatinſtituts treten zu ſehen, wurde durch die confeſſionelle Trennung des Erziehungsweſens und die finanzielle Beengtheit des evangeliſchen Erziehungsrathes vereitelt, und Steinmüller mußte bis an ſein Lebensende dem evangeliſchen Kantonstheile ausſchließlich die Lehrer liefern, deren er in ſeinen zahlreichen Curſen über 800 ausbildete. Daneben wurde ſeine Thätigkeit auch für den katholiſchen Kantonstheil in Anſpruch genommen, indem er ſchon zur Zeit des paritätiſchen Erziehungsrathes den Auftrag erhielt, mit den Geiſtlichen, welche die Leitung katholiſcher Präparandencurſe übernahmen, Lehrſtoff und Methode durchzuberathen. Zugleich war er der thätigſte Schulinſpector des Kantons, unter dem die evangeliſchen Schulen des Rheinthals den Ruf erhielten, die beſten des Landes zu ſein, ebenſo im Erziehungsrathe über alle wichtigſten Fragen Referent, öfters erziehungsräthlicher, ſtets mit größter Hochachtung empfangener Viſitator in andern Bezirken, und neben all dem ſchriftſtelleriſch thätig. Noch in Gais hatte er

Digitized by Google

die „Helvetiſche Schulmeiſterbibliothek, St. Gallen 1802 bis 1804“, herausgegeben, ein Repertorium des Wiſſenswürdigſten für Schullehrer, enthaltend Aufſätze über alle Unterrichtsfächer der Landſchulen, über Methode, Claſſeneintheilung, Schulzucht, ſodann Materialien insbeſondere für den Sprachunterricht, Berichte über Schulen, Seminarien, Conferenzen und Lehrerbibliotheken, Biographien verdienter Schulmänner, Recenſionen und Schulanekdoten. Werthvolle Beiträge lieferten ihm ſeine Berner- und St. Gallerfreunde Gruner, Wyß, Stapfer, Fiſcher, Gregor Grob, Pfarrer Greſſer, Zwingli u. a. — In Rheineck verfaßte er für die ſt. galliſchen Schulen das „Sittenbüchlein“ als Leſebuch und die „Jugendbibel“ als religiöſes Lehrmittel, für die aus ſeinen Curſen hervorgegangenen Lehrer aber den „Schullehrerunterricht“, eine Fortſetzung der Schulmeiſterbibliothek, ſeinen Bernerfreunden Wyß und Kuhn (den Dichtern) gewidmet. Sittenbüchlein und Jugendbibel ſind dem Verfaſſer dieſer Skizze liebe Jugenderinnerungen und manche ſchöne Stellen daraus haften ihm jetzt noch wörtlich im Gedächtniß. Mit welchem Reſpecte ſtaunten wir bei Schulviſitationen den Herrn Inſpector an, der, abgeſehen von ſeiner ſtattlichen, imponirenden Erſcheinung, nach unſerer Meinung das ganze Sittenbüchlein ſammt der Jugendbibel auswendig wiſſen müſſe, da er ſie ja gemacht habe!

Man ſollte meinen, die beſchriebene Thätigkeit, wozu noch häufige ſehr detaillirte Inſpectionsberichte an den Erziehungsrath und Rechenſchaftsberichte über das Inſtitut kamen, hätte die Arbeitskraft eines Mannes ganz in Anſpruch genommen und die pfarramtliche Wirkſamkeit beeinträchtigen müſſen. Dies war aber keineswegs der Fall; vielmehr ragte Steinmüller auch als Pfarrer und vorzüglicher Prediger ſo hervor, daß Rheineck ihm das Bürgerrecht ſchenkte und ſein Bildniß noch jetzt daſelbſt in ſehr vielen Häuſern getroffen wird, die Geiſtlichkeit des Kantons aber ihn erſt als Antiſtes und ſpäter als Synodalpräſidenten an ihre Spitze ſtellte. Dazu kamen ſo anerkennenswerthe Früchte ſeiner Muße, daß dieſelben nicht unerwähnt bleiben dürfen. Von ſeinen erſten naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten und der „Beſchreibung der ſchweizeriſchen Alpen- und Landwirthſchaft“ war ſchon die Rede. Alpenreiſen und naturgeſchichtliche Beobachtungen und Forſchungen blieben zeitlebens ſeine Paſſion und ſeine Erholung. Durch Selbſtſammeln, Kauf und Tauſch gelangte er allmälig in den Beſitz eines koſtbaren, reichhaltigen Naturaliencabinets, hielt ſich auch wilde Thiere, namentlich Vögel, zum Zwecke der Beobachtung lebend und lieferte dann jene Monographien, z. B. über den Lämmergeier, den Alpenmauerläufer, den Steinbock ꝛc., die ihm nach dem Zeugniß von Tſchudi und andern den Ruhm eines der hochbegabteſten und verdienteſten ſchweizeriſchen

Digitized by Google

Naturforscher erwarben. In Verbindung mit U. v. Salis in Marschlins redigirte er 1806—1809 die Zeitschrift „Alpina“, die zu 4 Bänden anwuchs und die Naturgeschichte der Alpen nach allen Richtungen mit neuen Beiträgen bereicherte. Hier legte er zuerst die Resultate seiner Forschungen nieder und arbeitete zugleich an einer „Vollständigen Naturgeschichte der schweizerischen Säugethiere und Vögel“, die über manche noch dunkle Partien Licht verbreiten sollte, leider aber nicht zur Vollendung kam. Dagegen wurde nach langer Unterbrechung im Verein mit verschiedenen Mitarbeitern (Salis war inzwischen gestorben) die Alpina wieder aufgenommen und erschienen unter Steinmüllers Redaction von 1819—1821 der 5. und 6. Band des Werkes. Dieser Zweig seiner Thätigkeit trug seinen Namen noch weiter als die pädagogische Wirksamkeit und verschaffte ihm viele ehrenvolle Auszeichnungen. Aus einer ganzen Reihe von Städten giengen ihm seitens dortiger wissenschaftlicher Gesellschaften Diplome als Mitglied, Ehrenmitglied oder Correspondent zu, so von St. Gallen, Zürich, Bern, Genf, Chur, Hanau, Gotha, Karlsruhe, Marburg, Frankfurt, Gratz.

Nicht weniger stellte Steinmüller seinen ganzen Mann im Vereinsleben. Im Jahre 1819 stiftete er die kantonale landwirthschaftliche Gesellschaft, nachdem frühere Anregungen dazu in der „Beschreibung der Alpen- und Landwirthschaft“ und in einer eigenen, „Patriotischer Zuruf“ betitelten Broschüre erfolglos geblieben waren. Bis zu seinem Tode blieb er ihr thätiger Präsident und redigirte in ihrem Auftrage von 1831—1835 die „Schweizerische Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe“. Mit gleichem Eifer gehörte er der kantonalen wie der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft an und erfreute beide oft mit wissenschaftlichen Arbeiten. In der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft hatte er, besonders in den Jahren 1820—1822, wiederholt die Referate über pädagogische Fragen. Im st. gallischen „Verein für Förderung der Volksbildung“, der von 1824—1827 unter dem Präsidium Müller-Friedbergs bestand, bekleidete er das Actuariat und gab seine Verhandlungen in 3 Jahresheften heraus. Hier referirte er einmal über den „Vorschlag eines Aufrufs zur Errichtung eines Schullehrerseminars“, ein andermal über die „Mittel und Wege, wie die ökonomische Lage der Schullehrer verbessert und der heißersehnte Zeitpunkt herbeigeführt werden könnte, wo man an den Lehrer größere Forderungen zu stellen berechtigt wäre“.

Erwähnen wir noch, daß von ihm auch 2 Bände „Jahrbücher für Religion und Sitte oder für schweizerisches Schul-, Kirchen- und Armenwesen, St. Gallen 1826 und 1827, erschienen, und daß er mit Escher, Salis, Fischer, Bernold (dem Dichter, Barde von Riva genannt), J. Büel, dem er seine Schrift über Pestalozzi dedicirte, Gruner, Wyß, Kuhn,

Digitized by Google

Stalder in Eſcholzmatt, dem er „Beiträge zum ſchweizeriſchen Idiotikon“ lieferte, Kirchhofer in Stein am Rhein, den er in ſeiner „Sammlung ſchweizeriſcher Sprichwörter“ unterſtützte, mit den Peſtalozzianern Krüſi, Tobler und Niederer, dann mit ſeinen engern Landsleuten Hartmann, Scheitlin, Müller-Friedberg, Dr. Zollikofer und vielen andern einen ſehr ausgedehnten Briefwechſel führte, ſo ſtehen wir mit hoher Achtung ſowol vor der eminenten Arbeitskraft des Mannes als vor ſeiner Hingebung im Dienſte der Volksbildung, der Wiſſenſchaft und der Gemeinnützigkeit.

Aber auch ihm blieb es nicht erſpart, ſich von der Zeit überholt zu ſehen. Bei der harten Beurtheilung, die in den Stürmen der Dreißigerjahre die Reſtaurationsperiode fand, mußte er manche Angriffe auf ſein Lehrerbildungsinſtitut, ja von Gegnern, die er ſich in amtlicher Stellung durch ſeinen Eifer für Durchführung der ſchulgeſetzlichen Vorſchriften unter Lehrern und Ortsſchulräthen gemacht, auf ſeine ganze Wirkſamkeit erfahren. Sie verbitterten die letzten Lebensjahre des edlen Mannes um ſo mehr, als ſich auch körperliche Leiden dazu geſellten. Doch harrte er in ſeiner Thätigkeit aus und entwarf noch im Herbſte 1834 ein letztes Programm für einen neuen Lehrerbildungscurs, das aber nicht mehr zur Ausführung kam. Hüftrheumatismen und Zehrfieber warfen ihn aufs Krankenlager, von welchem ihn nach längern ſchmerzlichen Leiden der Tod am 28. Februar 1835 erlöste. Archivar Ehrenzeller in St. Gallen gab einen kurzen Nekrolog über ihn heraus, der mit den Worten ſchloß: „Noch hatte Steinmüller ſein 62. Alters„jahr nicht erfüllt. Menſchlicher Anſicht nach hätte er noch länger leben „ſollen, um mit dem durch Erfahrung gemäßigten Feuer um ſo heller „leuchten und gediegener wirken zu können. Auf dem Friedhof in Rheineck „ruht er nun, der unermüdliche Schulmann, der liebe Vater ſeiner Familie, „der Tröſter der Armen, der treue Freund ſo manches edeln Schweizers, der „treue Freund der Jugend, des Volkes, des Vaterlandes. Ach, ſie haben „einen edeln Mann begraben; drum lege ich mit Rührung den Kranz auf „ſein friſches Grab. Den ſchönſten Denkſtein hat er ſich durch „ſeine Liebeswerke im Herzen des Volkes geſetzt.“

Schelling.

Heinrich Zſchokke.

1771—1848.

Es handelt ſich hier nicht darum, ein vollſtändiges Lebensbild von Zſchokke zu geben, was bereits ſchon in zahlreichen andern Biographien

Digitized by Google

geſchehen iſt, ſondern lediglich hervorzuheben, was er als Jugendbildner und Volkslehrer geleiſtet hat. Zu Beidem trug er den ausgeſprochenſten Beruf in ſich; und fragen wir nach dem innerſten Kerngedanken, aus welchem dieſes Wirken bei ihm hervorgieng, ſo läßt ſich derſelbe nicht ſchöner und wahrer bezeichnen, als mit ſeinem eigenen Wahlſpruche: „Volksbildung iſt Volksbefreiung!“ Darum darf ich dieſes goldene Wort mit Recht als Motto an die Stirne meiner Aufzeichnungen ſetzen.

Zſchokke, aus Magdeburg gebürtig, hatte ſich als frühverwaister Knabe durch eine bittere Jugendzeit zu ſchlagen, bis ihm in ſeinem neunzehnten Jahre vom Vormunde der Beſuch der Hochſchule in Frankfurt an der Oder geſtattet wurde. Hier in den Lehrſälen erleuchteter Lehrer und im Umgange mit lebensfrohen Genoſſen wachte zuerſt ſein innerſtes Selbſt auf. Mit wahrem Heißhunger nach dem beſten menſchlichen Wiſſen lag er Tag und Nacht ſeinen Studien ob. Nachdem ſo ſein geſetzliches Triennium vollendet war, fragte es ſich: was nun weiter? Von mehreren ſeiner Profeſſoren dazu aufgefordert und weil er in ſich ſelbſt den Antrieb fühlte, die gewonnene Erkenntniß Andern mitzutheilen, wählte er den Katheder und wurde Privatdocent an der nämlichen Univerſität. Es war ſein erſtes Lehramt im Leben; er hielt zwei Jahre lang Vorleſungen über Geſchichte, Naturrecht, Moralphiloſophie und Aeſthetik. Seine Vorträge über Letztere veröffentlichte er in der Schrift: „Ideen zur pſychologiſchen Aeſthetik. Frankfurt a. O. 1793“. Indeſſen wurde dem jungen, feurig-ſtrebenden Gelehrten, welcher ſtets eine zahlreiche Zuhörerſchaft von Studirenden um ſich ſammelte, bald übel vermerkt, daß er oft mit allzu keckem Freimuth wider die Irrthümer und Gebrechen der Zeit auftrat. Als er ſich daher nach zweijähriger Wirkſamkeit um eine Profeſſur bewarb, wurde dies Geſuch von dem bekannten, lichtſcheuen Miniſter v. Wöllner barſch genug zurückgewieſen.

Dieſer Fauſtſchlag, ſtatt Zſchokkes Hoffnungen zu zertrümmern, ſollte ihm vielmehr zum Glücke gereichen. Denn nun riß er ſich aus allen bisherigen Verhältniſſen los, um in die weite Welt der Erfahrung, als in eine noch weit höher bildende Hochſchule, überzugehen. Sein väterliches Erbe geſtattete ihm, einige Jahre unabhängig Europa zu durchwandern; das Reiſeziel war Rom. Vorerſt beſuchte er die bedeutendſten Städte Deutſchlands; dann betrat er den 5. September 1795 zum erſten Male Schweizerboden; den folgenden Winter brachte er in Paris zu, und im Frühling darauf zog es ihn wieder nach der Schweiz zurück, wo ihn die Majeſtät der Gebirgsnatur und die Eigenthümlichkeit des Volkslebens ſo mächtig ergriffen hatte. Als er auf dieſen Wanderzügen nach Chur gelangt war, wo er die Bekanntſchaft des Bundespräſidenten Tſcharner machte, nahm dieſer ſogleich die Gelegenheit wahr, den genialen, bereits ſchon durch einige ſeiner Schriftwerke

Digitized by Google

bekannt gewordenen Fremdling für Graubünden zu gewinnen. Gerade war zu jener Zeit die Directorſtelle an der Bildungsanſtalt für Jünglinge in Reichenau erledigt, und ſchon drohte der Schule der Zerfall. Die Anerbietungen Tſcharners und anderer hervorragender Männer des Landes überraſchten Zſchokke im erſten Augenblicke; bald aber begeiſterte ihn die Größe und Schönheit der Aufgabe, und nach einigen Tagen erklärte er die Annahme der ihm ſo ehrenvoll angetragenen Wahl; aus der Romfahrt ward nun Nichts.

So ſah er ſich denn plötzlich an die Spitze einer kleinen Schulrepublik von zahlreichen Lehrern, Zöglingen und Bedienſteten erhoben, deren Wiederaufblühen faſt ausſchließlich von Einſicht und Thätigkeit des neuen Vorſtehers abhieng. Mit dem erſten Blicke in die Verhältniſſe erkannte er ſofort, daß hier durchgreifende Reformen in dem ganzen Plane der Anſtalt nothwendig ſeien. Der Alpenſtaat Rhätiens, obwol im Herzen Europas gelegen, entbehrte dennoch viele der wichtigſten Vorbedingungen zu einer höhern Civiliſation. Die uralte hochgerühmte Volksfreiheit ſtand in ſich gelähmt und machtlos da, weil jede Thalſchaft, faſt jede Dorfgemeinde eine eigene Souveränität für ſich in Anſpruch nahm, und darum keine einheitliche Regierungsweiſe, keine gemeinſame Durchführung größerer Volkswerke möglich wurde. Das Schulweſen, der Straßenbau und noch ſo viel Andres lag tief im Argen. Selbſt die beſtgemeinten Vorſchläge erleuchteter Patrioten vermochten nicht in die unwiſſenden Berggemeinden einzudringen und der dortigen Mißwirthſchaft zu ſteuern. Dazu kamen dann noch die alten, unſeligen Parteihändel, welche das Land oft ſchon blutig zerriſſen hatten und auch jetzt noch nicht völlig zur Ruhe gekommen waren. — Es galt daher in Reichenau hauptſächlich eine Phalanx junger Leute zu bilden, welche dereinſt als Vorſteher und Lehrer oder ſonſt einflußreiche Männer „das Salz der Erde“ für dieſe Gebirgswelt werden konnten. Aufklärung des Geiſtes, körperliche Abhärtung und vor allem warme Vaterlandsliebe, welche die Herzen hoch über Parteiſucht und Dorfeigennutz erhob, waren die drei Leuchtſterne, denen Zſchokke bei ſeinem Unternehmen mit der Begeiſterung voller Jugendkraft nacheilte. Die von ihm eingeführte Haus- und Studienordnung glich den ſchönſten antiken Vorbildern. Geiſtige wie körperliche Uebungen wechſelten mit einander ab; namentlich blieb Tüchtigwerden der Zöglinge im Gebrauche der Sprache, mündlich und ſchriftlich, ein Hauptziel. Dabei ward ſorgfältig vermieden, was Eitelkeit oder Intereſſenſucht wecken konnte; der einzige Sporn zum Fleiße ſollte der Alles umfaſſende Gedanke ans Vaterland ſein. Unter ſich bildeten Lehrer und Schüler eine traute Familie, in deren Kreiſe Jeder, der Sohn des Edelmannes wie des Bergſennen, gleichberechtigt war. In den wöchentlichen Verſammlungen bildete ſich ſchon die Landsgemeinde der Zukunft, wie in den ſonntäglichen Erbauungsſtunden, wobei der Director

Digitized by Google

immer ſelbſt das geweihte Wort führte, die künftige Kirchgemeinde vorurtheilsloſer Jeſusjünger vor. Wer Genaueres über Leben und Treiben in der Pflanzſchule von Reichenau zu erfahren wünſcht, den verweiſe ich auf Zſchokkes Aufſatz: „Erinnerungen aus Rhätien“ im I. Band der „hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten“. Nur ſo viel ſei hier noch beigefügt, daß der Beſuch der vorher faſt leeren Anſtalt in Kurzem bis auf 70 Zöglinge wuchs, und daß ſpäter, nachdem Zſchokke Graubünden ſchon längſt verlaſſen hatte, Manche derſelben, nun zu Männern geworden, ihm Briefe des herzlichſten Dankes zuſandten.

Aber bei dieſer Wirkſamkeit innerhalb des Schloſſes Reichenau blieb es nicht. Das evangeliſche Wort, welches vom Weltheilande meldet: „Ihn jammerte des Volkes!“ klang tief auch durch das Leben Zſchokkes fort. Bei Schulbeſuchen, die er, öfter in Begleit einer Schaar von Zöglingen, in den Dorfſchaften des Hochlandes vornahm, überzeugte er ſich immer mehr von dem jämmerlichen Zuſtande des damaligen Unterrichtsweſens. Es fehlte dafür ſelbſt am Allernothwendigſten. Darum verfaßte er nun: „Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauche für die wißbegierige Jugend im Bündnerlande.“ Dasſelbe enthält zuerſt einen Katechismus, worin gefliſſentlich Alles vermieden wurde, was zumal bei der Geiſtlichkeit hätte Anſtoß erregen können; dann folgt: eine kurze Geſchichte des Vaterlandes, und eine kleine Weltbeſchreibung (Geſtalt und Bewegung der Erde, Sonne, Mond, Jahreszeiten, die drei Reiche der Natur, der Menſch, was zur guten Einrichtung eines Staates gehört, die Geſchichte der Menſchen ſeit Erſchaffung der Welt), Alles im Volkstone gehalten. Der Erfolg dieſes Schulbuches war außerordentlich; da es zu einem ſehr wolfeilen Preiſe, ja ſelbſt gratis ausgegeben werden konnte, weil ein Verein von edelgeſinnten Freunden des Verfaſſers die Druckkoſten beſtritt, fand es bald weite Verbreitung; es wurde auch durch Matthias Conradi, Pfarrer von Andeer, ins Romaniſche überſetzt. Noch bis in neuere Zeit dauerte der Gebrauch dieſes Buches in dortigen Schulen fort, und man darf mit Recht behaupten, das bündneriſche Volk habe daran leſen gelernt.

Gleichzeitig arbeitete Zſchokke noch ein anderes größeres Werk aus, welches mehr für die Gebildeten des Landes beſtimmt war, aber den gleichen Zweck verfolgte: Licht zu verbreiten! Es war dies eine Geſchichte von Graubünden, zuerſt unter dem Titel: „Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien, Zürich 1798“ erſchienen. Nach Zſchokkes oft ausgeſprochener Ueberzeugung giebt es gar keine beſſere Lehrmeiſterin für die Völker, als wenn ſie ſich ſelbſt im Spiegel ihrer eigenen Geſchichte erkennen lernen. „Nehmet dieſe Blätter“, ſo ruft er den Gemeindsgenoſſen zu, „von der Hand eines Fremdlings als einen Beweis an, wie ſehr er das freie Volk dieſer

Digitized by Google

Gebirge ehrt, in welchem der großen Väter großer Geiſt noch unerloſchen fortwaltet. Vielleicht iſt nach Euerer hundertjährigen Ruhe die Zeit der Thaten wieder nahe. Leiſe Ahnungen verkünden es uns; ſchon wälzen ſich die Wirbelſtürme, welche Europa's Geſtalt umzuwandeln drohen, zu Eueren Bergen hinan. Dann erhebt Euch in Euerer Kraft; werft einen forſchenden Blick auf die Geſchichte Euerer Vorwelt und laßt Einmüthigkeit herrſchen an der Stätte des Parteigeiſtes!" Obwol heute in Folge der ſeitherigen tiefern Quellenerforſchung jenes Geſchichtswerk von neuern Arbeiten überboten ſein mag, ſo ward es doch damals von großer Wirkung, und die Räthe Graubündens ehrten das Verdienſt des Verfaſſers durch Schenkung des Landesbürgerrechtes.

Die düſtere Weisſagung, die in den oben angeführten Worten lag, erfüllte ſich bälder, als man erwarten durfte. Noch im nämlichen Jahre 1798 wurde das unglückliche Alpenland zum Schlachtgefilde der Armeen Oeſterreichs und der Franken-Republik, und noch weit unheilvoller ward's, als nun alle Furien des Parteihaders das Volk ſelbſt durchtobten. Die Eltern der Zöglinge von Reichenau riefen ihre Söhne voller Angſt nach Hauſe, und der Vorſteher ſelbſt mußte, nach einer nur zweijährigen Thätigkeit daſelbſt, nun als „Patriot" verſchrien, unter Lebensgefahren der Wuth aufgeregter Volksmaſſen entfliehen. Mit ihm retteten ſich zahlreiche Andere, darunter Tſcharner und der Dichter Johann Gaudenz v. Salis, in die Schweiz hinüber. Zſchokke wurde von den patriotiſchen Gemeinden beauftragt, nach Aarau zu reiſen, wo die helvetiſche Regierung damals ihren Sitz hatte, um dort ihr Fürſprecher in der Noth zu ſein. Jedoch war es bei dem ungeheuren Wirrwarr der Dinge, welcher auch in der Schweiz herrſchte, unmöglich Hülfe zu erlangen. Das einſt ſo hochgeprieſene Land der Freiheit erlag beinahe unter der blutigen Fauſt ſeiner Eroberer, der Franken, und ſeine oberſten Behörden ſtanden ohnmächtig da. Als die Regierung bald darauf von Aarau nach Luzern überſiedelte, folgte ihr auch Zſchokke dahin. Unerwartet öffnete ſich ihm hier wieder ein Kreis Gleichgeſinnter, mit deren Beihülfe er doch wenigſtens den Verſuch wagen konnte, beſſere Zuſtände herbeizuführen. Er gründete in jenem Winter 1798—1799 mit dem Unterrichtsminiſter Stapfer, Paul Uſteri von Zürich, Heinrich Peſtalozzi u. A. eine „litterariſche Societät", die ſich zum Ziele ſetzte: „Förderung der Aufklärung, des Gemeingeiſtes und der Induſtrie in Helvetien". Zſchokke übernahm es, den Kampf wider die Leidenſchaften und den Unverſtand jener Tage mit der Feder anzuheben. Hier trat auch zum erſten Male der „Schweizerbote" auf, „welcher nach ſeiner Art einfältiglich erzählt, was ſich im lieben Schweizerlande zugetragen und was ſonſt die klugen Leute und die Narren in der Welt thun." Er fand als ein Wort zur Zeit lebhaften Anklang,

Digitized by Google

mußte dann aber bald unter der Uebermacht der politiſchen Ereigniſſe wieder verſtummen. Ein gleiches Geſchick traf die Herausgabe einer andern Zeitſchrift mit dem Titel: „Der helvetiſche Genius“, in deſſen erſten Hefte der Aufſatz: „Ideen zur Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts in der helvetiſchen Republik“ erſchien. Was hier über den Unterricht der Kinder in den erſten Jahren, über höhere Stufen der Unterweiſung, Kantonsſchulen, Nationalſchulen und über Beförderung der Wiſſenſchaft überhaupt geſagt iſt, waren lauter geſunde Samenkörner, von denen manche ſpäter, zum Theil erſt nach Jahrzehnden fruchtbringend aufgegangen ſind.

Allein zu jener Zeit (1799) verſchlang die Sturmfluth, welche ſich neuerdings über das Vaterland hinwälzte, noch jede Hoffnung ſolcher Art. Wie konnten Werke des Friedens gedeihen, wo ganz Europa an unſern Strömen und in unſern Bergklüften ſeine Vertilgungskämpfe ſchlug? Während derſelben ſandte die helvetiſche Regierung Zſchokke als Regierungscommiſſär in die kleinen Kantone, ſpäter nach Teſſin und Baſel. Aus jenem Chaos wilder Zerſtörungen hebt ſich für unſern Zweck nur eine einzige, ſonnenbeglänzte Epiſode hervor: das Wiederzuſammentreffen Heinrich Zſchokkes mit Heinrich Peſtalozzi in Stans. Letzterer ſammelte in dortigem Clariſſinnenkloſter die Waiſenkinder der in den Gräueltagen vom Herbſt 1798 gefallenen Nidwalder, um ihnen ein erbarmender Vater zu ſein, und Zſchokke unterſtützte dieſes Bemühen mit der Kraft ſeiner amtlichen Stellung und ſeines eigenen menſchenfreundlichen Herzens.

Nach einigen Jahren kehrte zwar wieder mehr äußere Ruhe ins Land zurück, aber in manchen Gemüthern raste der Parteigeiſt noch immer fort. Da, als 1802 eine föderaliſtiſche Regierung ans Ruder gelangte, welche ihre Gelüſte nach Wiederkehr der vor der Revolution beſtandenen Herrſchafts-Verhältniſſe kund gab, entſagte Zſchokke dem fernern helvetiſchen Staatsdienſte. Er wollte nicht Grundſätzen huldigen, welche ſeiner freiſinnigen Ueberzeugung ſchnurſtracks entgegenſtanden. Wohin nun? Gerne wäre er wieder in ſein geliebtes Reichenau heimgegangen, allein noch immer ſah es „dahinten“ allzu düſter aus. Darum, als es ihm bei einer Frühlingsreiſe durch den Aargau beſonders wohl gefiel, beſchloß er, hier ſein Zelt für immer aufzuſchlagen. So hat er denn auch, zuerſt im Schloſſe Biberſtein, dann ſpäter in Aarau ſich anſiedelnd, ſeine ganze Lebenszeit bis zum Tode im ſchönen Aargau glücklich zugebracht. Es waren zweiundvierzig Jahre des edelſten Dienſtes für Gott und Vaterland. „Die Schweiz“, pflegte er öfter zu ſagen, „hat mich zu ihrem Adoptivſohne angenommen, darum bin ich ihr auch doppelt mehr Dankbarkeit ſchuldig, als ihre eingeborenen Kinder!“ Und in der That: er ward ein Schweizer von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen ſeinen Kräften!

Digitized by Google

Aus der schriftstellerischen Thätigkeit, welche Zschokke während der Periode seiner besten Manneskraft entfaltete, heben wir hier nur diejenigen Schriftwerke hervor, welche sich Volksaufklärung und Volksveredelung unmittelbar zum Ziele setzten, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß beinahe keine seiner übrigen Schriften, auch wenn sie nur in's Gebiet heiterer Dichtung gehören, der bildenden Elemente ganz entbehrt. Im „Schweizerboten", welcher von 1804 an wieder neu auftrat und unter seiner Redaction 38 Jahre fortgesetzt wurde, begann er mit einer Masse von Vorurtheilen und Mißbräuchen aufzuräumen, die noch immer in Staat und Gemeinden fortwucherten. An gutem Humor fehlte es ihm nie und selbst hinter den harmlosesten Schwänken leuchtete stets eine große Wahrheit hervor. Dies wirkte weit mehr, als wenn die Belehrungen im Predigtton gewesen wären, und der Schweizerbote wurde, zumal in jener Zeit, da die Publicistik in der Schweiz nur erst sparsame Schosse getrieben hatte, bald eines der gelesensten und beliebtesten Blätter. — Im „Boten" erschienen zuerst auch nachbenannte Erzeugnisse der Zschokkeschen Feder, welche nachher als Separat-Abdrücke große Verbreitung selbst nach Deutschland fanden: Das „Goldmacherdorf", worin gezeigt wird, wie eine ökonomisch und sittlich tief versunkene Dorfgemeinde, durch Rath und That eines braven Mannes wieder aus dem Sumpfe gerettet zur ächten Goldmacherkunst gelangen kann, nämlich zu einer glücklichen Existenz in Wohlstand und höherer Bildung; die „Branntweinpest", worin der grauenvolle Abgrund aufgedeckt wird, in welchen sich — leider noch bis heute! — eine so große Anzahl unser Mitbürger im Vaterlande durch den heillosen Alkohol-Genuß gestürzt hat; „Meister Jordan", eine Erzählung, welche nachweist, daß das Handwerk noch immer seinen goldenen Boden finde, wenn Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit in einer Arbeiterfamilie heimisch sind. — Eine gleiche Tendenz, wie die erwähnten Volksschriften, verfolgte Zschokke auch in dem Versuche eines verbesserten Kalenders (1805—1808), welcher mit populärer Belehrung und oft tief einschneidenden Witzhieben hauptsächlich gegen den krassen Aberglauben zu Felde zog, der noch fortwährend in allen dumpfen Schlupfwinkeln des Volkslebens fortspukt.

Sowie Zschokke einst seinen lieben Graubündnern ein Nosce te ipsum in der Historie ihres Landes vorgehalten, so that er es nun auch gegenüber von ganz Helvetien in seiner „Schweizerlandsgeschichte". Obwol schon Johannes Müller und Andere in dieser Beziehung Ruhmreiches geleistet hatten, so blieben doch ihre Werke, weil zu bändereich und zu kostspielig, dem gemeinen Manne kaum zugänglich. Die Mehrzahl der Schweizer kannte außer vielleicht einzelnen Zügen aus der heldenhaften Vorzeit wenig oder nichts von den spätern Jahrhunderten und den bewegenden Kräften, welche

Digitized by Google

die Jetztzeit so gestalteten, wie sie ist. Diesem oft sehr kläglichen Mangel abzuhelfen, erzählte nun Zschokke in klarer, warmer Sprache, fast wie im Bibeltone, die Schicksale der Nation vom Anfang an bis in die Dreißigerjahre unseres Jahrhunderts hinein mit allen ihren Großthaten, aber auch mit allen ihren Irrungen und Leiden. „Die Geschichte verflossener Zeiten", sagt der Verfasser, „ist ein Spiegel vom Geheimnisse des Zukünftigen. Sie soll sein ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. An ihr sollen sich alle Herzen entzünden in neuer Inbrunst zum theuerwerthen Vaterlande."

Wenn Zschokke in dieses Buch die ganze Inbrunst seiner patriotischen Liebe hineinlegte, so geschah es in gleicher Art mit seinen religiösen Anschauungen beim Niederschreiben der „Stunden der Andacht". Es war dies eine Wochenschrift, welche er 1809 begann und acht Jahre lang fortsetzte; jeden Sonntag erschien eine Betrachtung. Anfänglich war sie nur auf kleinere Schweizerkreise berechnet, gewann aber bald in immer neuen Auflagen eine nie geahnte Verbreitung, wie wol kaum ein anderes Schriftwerk jener Zeit, und wurde in beinahe alle europäischen Sprachen übersetzt. Auch in den „Stunden" begegnen wir wieder dem Volkslehrer, nur daß er hier gleichsam als Prediger in der Wüste auftritt, der, ohne je in den gewöhnlichen Canzelstyl zu verfallen, mit gehobener Sprache der unter Zweifeln ringenden Welt jene höchsten Ideale der Menschenbrust — Tugend, Gott und Unsterblichkeit — verkündet. Die Zeit war sehr empfänglich dafür; Europa hatte sich noch nicht von den Leiden der Napoleonischen Kriege erholt und bedurfte einer höhern, trostreicheren Zuflucht. Zudem begannen in gebildeten Kreisen wieder neu jene Geisteskämpfe um die Frage: Was ist Wahrheit? und so manches erschreckte Gemüth suchte nach einem festen Halt, um sich daran anzuklammern. Die Antwort, die ihnen jetzt zu Theil ward, wies auf das von Einigen schon halbvergessene, von Andern gering geschätzte Christenthum hin! Nicht auf die Dogmenklauberei, welche von den Parteihäuptern der verschiedenen Confessionen als Kampfbanner des Fanatismus emporgehalten wurden, sondern auf das Christenthum Christi selbst in seiner einfachen, heiligen Würde. Das war denn auch der innerste Grund, warum die „Stunden der Andacht" sogleich nach ihrem Erscheinen begierig ergriffen wurden und warum sie auch noch jetzt in zahlreichen Familien dieß- und jenseits des Oceans in so hohen Ehren gehalten werden!

Es erübrigt uns noch, hier Einiges nicht nur von der Wirksamkeit Zschokkes als Schriftsteller zu reden, sondern auch beizufügen, wie er mehrfach als eigentlicher Schulmann und selbst als Schulmeister auftrat. Zuerst gedenke ich jener zahlreichen jungen Leute aus verschiedenen Kantonen der Schweiz, welche er bei sich auf seinem Zimmer und auf Ausflügen in die Wälder in der Forstwissenschaft — lange Zeit sein Lieblingsstudium —

Digitized by Google

unterrichtete. Manche derſelben wurden nachmals bedeutende Männer in ihrer Heimat. Zur weitern Belehrung darüber ſchrieb er 1801: „Die Alpenwälder“ und 1816 den „Gebirgsförſter“. — Sodann nahm er ſich gerne des Schulweſens in den Dörfern um Aarau an und functionirte längere Jahre als Schulinſpector, wobei er ſich namentlich um Einführung des „gegenſeitigen Unterrichts“, einer damals (1825) neuen Erſcheinung, und der Arbeitsſchulen für Mädchen mit lebhafteſtem Eifer bemühte. Letztere wurden auf ſein Betreiben ſpäter für jede Gemeinde des Kantons geſetzlich vorgeſchrieben. Auch in der Stadt Aarau ſelbſt war er Mitglied der Schulbehörden und half zu manchem Löblichen fröhlich mit. Drei hervorragende Stiftungen daſelbſt haben hauptſächlich ihm das Entſtehen zu verdanken: 1827 die Gewerbsſchule in Aarau, nachdem es ihm gelungen war, zwei reiche Private, Oberſt Georg Hunziker und Major Karl Heroſe von Aarau, zur Schenkung eines ſehr anſehnlichen Stiftungsfonds (Fr. 125,000 a. W.) zu beſtimmen; der bürgerliche Lehrverein (1819—1830) zur Heranbildung ſolcher Jünglinge, welche keine Univerſitäten beſuchen konnten und doch nach höhern Lebenszielen ſtrebten. Zſchokke hielt in dieſer von zahlreichen Zuhörern beſuchten Volksakademie, wie ſie auch genannt wurde, regelmäßige Vorträge über Schweizergeſchichte, Forſtwiſſenſchaft, Uebungen im ſchriftlichen und mündlichen Vortrage u. ſ. w. Außer ihm docirten Dr. Troxler, Wolfgang Menzel, damals Lehrer an der Bezirksſchule in Aarau, der Mathematiker Bronner und manche Andere. Alle dieſe Profeſſoren leiſteten das Ihrige unentgeltlich; auch bezahlten die Schüler kein Schulgeld; — endlich die Taubſtummenanſtalt in Aarau. Sie wurde von Zſchokke mit Beihülfe eines gemeinnützigen Vereins, der aargauiſchen Culturgeſellſchaft, im Jahre 1835 gegründet; er leitete ſie 13 Jahre lang als Präſident und ſie blieb ihm ein Lieblingskind ſeiner Schöpfungen bis zum Tode.

Wollte ich alle ſeine hier kurz ſkizzirten Anregungen und Leiſtungen auf volksbildneriſchem Gebiete noch bis in ihre Einzelnheiten ausmalen, ſo würde mein Bericht zu ungebührlich anſchwellen. Ich ſchließe mit einem kleinen Familien-Idyll: Zſchokke war auch Schulmeiſter bei ſeinen Kindern! Mehreren derſelben ertheilte er regelmäßig Unterricht in wiſſenſchaftlichen Dingen bis zu ihrem Abgange auf Univerſitäten oder auf andere Berufsſchulen. Und o wie unausſprechlich freundlich und milde ſteht ſein Bild noch immer vor ihrer Erinnerung! Wie danken ſie noch über ſeinem Grabe der treuen Hingebung, die er ihnen als der edelſte Vater, den es geben konnte, weihte! Er entſchlief am Morgen des 27. Juni 1848 als hochbetagter Greis; noch ſeine letzten Worte, die er auf dem Sterbelager ſprach, waren Worte der Weisheit und des Troſtes!

E. Zſchokke.

Digitized by Google

Johannes Schultheß.

1763—1836.

[Quelle: Biographie von Joh. Schultheß (Verfaſſer Joh. Schultheß, der Sohn, Oberlehrer an der Induſtrieſchule) in der Denkſchrift der Familie Schultheß.]

Johannes Schultheß von Zürich erblickte das Licht der Welt den 28. Herbſtmonat 1763. Er war der jüngſte Sohn des Pfarrers J. Georg Schultheß in Mönchaltorf, der durch ſeine trefflichen Ueberſetzungen griechiſcher Claſſiker in der wiſſenſchaftlichen Welt einen bedeutenden Namen beſaß. Wie ſein älterer Bruder Georg erhielt er ſeine erſte Bildung bis ins Jünglingsalter von ſeinem gelehrten Vater. Dieſer längere Aufenthalt mitten unter dem Landvolke hat augenſcheinlich einen bedeutenden Einfluß auf ſein ganzes Weſen geübt. Hier in dem damals ſehr armen Mönchaltorf lernte er das Volk, ſeine Zuſtände, Bedürfniſſe, auch ſeine Noth kennen, und tief wurzelte in ihm die Liebe zu demſelben, welche ſpäter, durch den edeln Peſtalozzi noch mehr angefacht, ihn zu unabläſſigem, aufopferndem Wirken für das Wohl desſelben begeiſterte. Wol mochte die, wenn auch unter trefflicher Leitung, doch mehr ſelbſtändige Entwicklung in ihm auch jene Unabhängigkeit von fremder Autorität, jenen freien Geiſt des Forſchens, der ein Grundzug ſeines Charakters ward, begründet haben.

Als er in die gelehrten Schulen Zürichs eintrat, war er ſeinen Mitſchülern gegenüber in der Grammatik noch zurück, allen aber an hiſtoriſchen und geographiſchen Kenntniſſen überlegen. Durch ſeinen eiſernen Fleiß, der bis zum Tage ſeines Todes ſich gleich blieb, füllte er bald die Lücken aus, wurde einer der beſten ſeiner Claſſe, und erhielt zweimal Preiſe für die gelungene Löſung von Preisaufgaben. Kaum hatte er ſeine Studien in Zürich vollendet, ſo wurde ihm (1787) das Profeſſorat des Hebräiſchen am Collegium humanitatis übertragen, welches ganz geeignet war, in ihm durch die Auslegung des Alten Teſtamentes zu ſeinen ſpätern theologiſchen Studien einen feſten Grund zu legen. Im Jahre 1791 verband er ſich mit Eliſabetha Rahn, Tochter des Hrn. Profeſſor Rahn, welche ihm aber ſchon 1798 durch den Tod entriſſen ward. Ihr hat der trauernde Gatte in einem tiefe Wehmuth athmenden Liederkranze ein rührendes Denkmal geſtiftet. Die verwaiſten Knaben erhielten ein Jahr ſpäter, in Maria Haſner, eine zweite verſtändig-ſorgſame Mutter, der Vater eine treue Gefährtin bis zum Grabe. — Als Johannes Schultheß 1796 Profeſſor der alten Sprachen wurde, ſetzte er neben dem Studium der Claſſiker ſeine ihm ſo lieb gewordenen exegetiſchen Forſchungen fort, bis er nach dem Hinſchied des Canonicus Rüſcheler das Profeſſorat der Theologie und das damit verbundene Canonicat an der

Digitized by Google

Stift zum Großmünſter erhielt. Von nun an widmete er ſeine ganze Zeit und Kraft dieſem ſeinem Lieblingsfache.

Seine Lehrweiſe im Collegium war eigenthümlicher Art, nicht ſyſtematiſch geordnet, ſondern rein exegetiſch und kritiſch. Er führte die Schüler den gleichen Gang des Forſchens, den er ſelbſt gegangen war. „Er regte", wie einer ſeiner beſten Schüler bezeugt, „durch einzelne Forſchungen geiſtig an, und widmete Studirenden, welche Aufſchluß verlangten, gerne privatim ſo viele Zeit, als ſie nur wollten". Jugendlich friſch bis in ſein höchſtes Alter, jeder freien Entwicklung hold, munterte er mit Orelli die Jünglinge zum Turnen auf, freute ſich ihrer litterariſchen und Geſangvereine. Seiner Verwendung zumeiſt hatte man es zu verdanken, daß 1818 die, von Oben ungerne geſehene, Zwinglifeier im Sihlwalde ſtattfinden durfte, ohne welche der 1819 geſtiftete Zofingerverein wol nicht ins Leben getreten wäre. So wirkte er an dem Carolinum bis zur Stiftung der Hochſchule. Auch dann noch docirte er als außerordentlicher Profeſſor der Theologie auf ſeinem Studirzimmer, und als ſelbſt dies ihm verſagt war, vertheilte er gedruckte Collegien, an denen er arbeitete, bis er den 10. Wintermonat 1836 heiter und ruhig hinüberſchied, „wo Er, der redlich die Wahrheit geſucht, nun die vollendete ewige ſchauet".

J. Schultheß, als Theologe, war während mehrerer Decennien einer der bedeutenderen Vertreter der rationalen Richtung, und blieb dieſer Richtung treu bis an ſein Ende, jedoch in eigenthümlicher Weiſe. Er gieng als Theologe von der Ueberzeugung aus, Gott habe ſich wie in der hl. Schrift durch ſein Wort, ſo im Menſchen durch die Vernunft geoffenbart. Dieſe beiden Stimmen können einander nicht widerſprechen, und in ihrer Harmonie liege das Kriterium der Wahrheit. Wo aber dieſelben ſich zu widerſprechen ſcheinen, liege die Urſache entweder in unrichtiger Auslegung der Bibel oder in der Unächtheit einzelner Stellen. Dieſe Hemmniſſe ſuchte er dann durch gründliche Exegeſe, und durch äußere und innere Kritik zu beſeitigen. Das was ihm nach gewiſſenhaftem Forſchen auf dieſem Wege als Wahrheit erſchien, ſo wie die Grundbedingung alles Forſchens, die Denk- und Lehrfreiheit, vertheidigte er oft in ſcharfer Polemik.

Man würde jedoch dem freiſinnigen Forſcher Unrecht thun, wenn man ihn den verneinenden Geiſtern beizählen wollte, die nur am Wegräumen Freude finden. Er war tief religiös. Der Glaube: „Gott iſt liebender Vater aller Menſchen; Chriſtus ſein Ebenbild, ſein vollkommener Sohn, der uns Menſchen zur wahren Kindſchaft erlöſen will, und darum durch ſeinen Kreuzestod ein Zeugniß und Siegel der Wahrheit des Evangeliums und den höchſten Beweis ſeiner Liebe uns gegeben hat", war ihm der poſitive Gehalt, der Mittelpunkt ſeines Chriſtenglaubens.

Digitized by Google

Sein kindlicher Glaube an den Vater im Himmel ſtärkte und tröſtete ihn auch in den dunkelſten Stunden ſeines Lebens. Als er 1830 zwei ſeiner Söhne dem Tode nahe glaubte, trat er mit einer herzlichen Anrede ins Collegium und wies, innig bewegt, ſeine Schüler darauf hin, wie man eben in ſolcher Lage am beſten erkenne, unſer höchſtes Gut ſei das feſte Vertrauen auf die väterliche Leitung Gottes, der uns auch dann liebe, wenn er uns zu verwunden ſcheine.

Das reichhaltigſte Organ ſeiner theologiſchen Mittheilungen an die gelehrte Welt waren die Wachleriſchen theologiſchen Annalen und Nachrichten, deren Herausgabe er nach Eingang der frühern Redaction übernahm und einige Jahre fortſetzte. In Bezug auf das Inland ſchuf er ſich ſelbſt ein Organ für Theologie und Pädagogik, und gab acht Bände „Beiträge zur Kenntniß und Beförderung des Kirchen- und Schulweſens in der Schweiz (1808—1813) heraus.

Die letzte große litterariſche Arbeit war die mit Melchior Schuler gemeinſam unternommene vollſtändige Ausgabe der ſämmtlichen Werke und des Briefwechſels unſers Reformators Zwingli.

Der Theologe, den, bei ſeiner höchſt einfachen Lebensweiſe, außer Familienfeſten keine Zerſtreuungen oder Vergnügungen aus ſeiner Studirſtube wegriefen, wahrte mitten in ſeinen gelehrten Studien ein warmes Herz für das geiſtige und phyſiſche Wohl des Volks. Als Hans v. Reinhard, deſſen wohlwollende Achtung gegen Joh. Schultheß ſich ſtets gleich blieb, den 22. Oktober 1816, am Tage der Wahl desſelben zum Chorherrn, vom Rathhauſe her in ſeine Wohnſtube trat, um den Neugewählten zu begrüßen, ſprach er unter andern die Worte: „Herr Chorherr, Sie ſind ein Mann von Kopf und Herz“. So hatte der einſichtsvolle und unbefangene Bürgermeiſter als Präſident des Erziehungsrathes Johannes Schultheß kennen gelernt, welcher 1801 in den proviſoriſchen, 1803 in den definitiven Erziehungsrath gewählt, als Actuar desſelben, während zwölf Jahren der Träger der zürcheriſchen Volksſchule geweſen iſt. — Was er, trotz aller Hinderniſſe von oben und unten, für dieſe gewirkt, dafür finden wir ein competentes Zeugniß und offene Anerkennung in der Jubelrede (1845) des 1859 hingeſchiedenen Kreislehrers Dändliker in Stäfa, welcher gegen hundert zürcheriſche Jünglinge zu Schullehrern gebildet hat: „Meinem ſeligen Freunde, Herrn Doctor und Profeſſor Schultheß gebührt für dieſe Zeit (1806—1820) der Ehrenkranz der Schule. Raſtlos arbeitete und wirkte er theils im Erziehungsrath, theils durch Ausarbeitung von Schriften für Lehrer und für die Schule.“

Schultheß war in den erſten Jahrzehnten unſers Jahrhunderts der unermüdliche Vorkämpfer für pädagogiſche Reformen in Peſtalozzis Sinn

Digitized by Google

im Kanton Zürich. Ihm gelang es vorerſt mit Rathsherr Ruſterholz auf dem Rietli[1] die erſte Schullehrerbildungsanſtalt in unſerm Kanton zu gründen, in welche während zwei Jahren alle Lehrer des Kantons, je für einen Monat, einberufen wurden; ſpäter kam das Inſtitut der Kreislehrer; mit dieſen ſo wie mit den geiſtlichen Schulinſpectoren ſtand er in faſt täglichem ſchriftlichem und mündlichem Verkehr. Da es an guten Lehrmitteln fehlte, war ihm die Sorge nicht zu klein, ſelbſt ſolche, allein oder mit Hülfe ſeiner Freunde, zu bearbeiten.

Ein neues Namenbüchlein in drei Abtheilungen mit Anleitung zum Gebrauche für den Leſeunterricht, — eine neue Wandfibel mit Anleitung zum Gebrauche für den Sprachunterricht, — ein Anhang zum Katechismus oder Lehrmeiſter an die Stelle des ſogenannten Fragſtückleins für den erſten Religionsunterricht, — eine Kinderfibel des Alten Teſtamentes in 140 Erzählungen für die ältern Claſſen der Schule und für das Haus, mit Anleitung zum Gebrauche, waren ganz neue ſelbſtändige Werke ſeines Geiſtes und Fleißes. Der „Kinderfreund“ (1808), womit er ſeinem Freunde Ruſterholz ein ſchönes und ſegenreiches Denkmal errichtete, ein Buch, das in mehrern Kantonen in die Schulen eingeführt wurde und elf Auflagen erlebte, war großentheils ſeine Arbeit. Und um keine weſentliche Lücke in den Lehrmitteln unausgefüllt zu laſſen, gab er auch mehrere Lehrmittel fürs Zifferrechnen und Kopfrechnen heraus, ſowie mannigfaltigen Lehrſtoff zum Handgebrauch thätiger und eifriger Lehrer im „Schulfreund“; ferner als Muſter eines evangeliſchen Tractates zur Jugend- und Volkserbauung den „ſchweizeriſchen Chriſtlieb“ (Schickſale des Rudolf Stadler von Zürich). Mit den Freunden der Volksſchule in mehreren Schweizerkantonen ſtand er in lebhaftem Verkehr und vertrauter Freundſchaft und es iſt bereits in der allgemeinen Darſtellung erzählt worden, wie er, durch Peſtalozzi angeregt, die ſchweizeriſche Geſellſchaft für Erziehung gründete, und ihre Verhandlungen im Druck herausgab, welche auch ſeine Reden und Berichterſtattungen als des Actuars der Geſellſchaft von 1808—1812 enthalten.

---

[1] Heinrich Ruſterholz von Wädensweil (1760—1806) Rathsherr und Erziehungsrath in Zürich, vertauſchte ſchon früh den Kaufmannsſtand mit dem Erzieherberuf, für welchen er ſich bei Andr. v. Salis ausbildete; zuerſt wirkte er als Lehrer in Chur und erfand eine neue Methode des Leſenlernens. 1790 begründete er ein Inſtitut auf dem Rietli bei Zürich und zog ſich ſpäter zu Gunſten desſelben auch von den politiſchen Aemtern, die ihm in Folge der Staatsumwälzung von 1798 übertragen worden, bald zurück. In Verbindung mit Prof. Johs. Schultheß begründete er, von der Regierung unterſtützt, ein Normallehrerinſtitut und bot für dasſelbe ſein Haus und ſeine Kräfte an, ſtarb aber bald nachher. Näheres ſ. Lutz, Netrolog, S. 445.

Digitized by Google

Die Vaterstadt verdankt ihm hauptsächlich die Gründung der Bürgerschule 1802, welche, ursprünglich nach seinem Plan organisirt, längere Zeit von ihm als Vorsteher geleitet wurde.

Wie sein Bruder Georg, nahm auch er an allen gemeinnützigen Bestrebungen thätigen Antheil. Die vaterstädtische Gesellschaft für Beförderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit, deren Mitglied er war, hatte durch freiwillige Beiträge (1795) die Armenschule gestiftet. Johannes Schultheß war einer der Aufseher derselben, und ertheilte selbst, nebst zweien seiner Freunde, darin Unterricht. Seine erste und später auch die zweite Gattin beaufsichtigten die Arbeitsschule. Da aber bei Anbruch der Revolution politische Zwietracht den Verein aufgelöst hatte, so übernahm Schultheß mit seiner Gattin allein die Sorge für die Schule und sicherte während eines halben Jahres ihren Bestand, bis er 1800 sie der Hülfsgesellschaft, welcher er bald nach ihrer Gründung als Mitglied beigetreten, übergeben konnte. Er war Dr. Hirzels vertrauter Freund, redigirte 1815—1817 die von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift „der gemeinnützige Schweizer" und schrieb neun Neujahrsstücke der Hülfsgesellschaft, welche, ganz für die Jugend berechnet, in ihren Gemüthern die Gefühle des Mitleids und der Menschenliebe wecken mußten.

Sein Haus war oft ein Asyl für Verfolgte und Bedrängte. Auf seine Anregung hin genossen 1822 die nach Zürich geflüchteten Griechen durch Karl Heinrich Schweizer, später Pfarrer in Bubikon, einen sonntäglichen Gottesdienst in ihrer Sprache. Den Freunden blieb er treu; treu dem edeln Pestalozzi.

Als zwei seiner Brüder nacheinander starben, nahm er zwei ihrer Kinder auf und erzog sie mit den sechs eigenen. Den Seinen war er ein liebreicher Vater; fröhlich mit den Fröhlichen und trauernd mit den Trauernden.

O. Hz.

Karl August Zeller

1774—1846

ist ein Württemberger und hat den größten Theil seiner Lebenswirksamkeit Deutschland gewidmet; aber in einer Darstellung der Ausbreitung des Pestalozzianismus in der Schweiz darf ihm wol auch ein Plätzchen gewidmet werden.

Für seinen Lebensgang sind wir in der glücklichen Lage, auf die eingehende Biographie von Hegler in der pädagogischen Encyclopädie von

Digitized by Google

Schmid Bd. X, S. 692, verweiſen zu können. Es genügt hier in Kürze anzuführen, daß Karl Auguſt Zeller, der ältere Bruder des Begründers der Anſtalt Beuggen, als junger Prediger in Brünn 1798—1803 eine Handwerkerſchule begründete, in der nach und nach 300 Erwachſene Unterricht erhielten, dann von Peſtalozzis Ruf angezogen, nach Burgdorf pilgerte, als Hofmeiſter eines jungen deutſchen Barons, der in Tübingen ſtudirte, an letzterem Orte eine Armenſchule ins Leben rief und durch dieſe Beſtrebungen mit der Fürſtin Pauline von Lippe-Detmold, die auf dem nämlichen Gebiete ſich große Verdienſte erworben, in nähere Beziehungen trat. Wie er dann nach ganz kurzer Wirkſamkeit als Prediger und Gymnaſiallehrer in St. Gallen dazu kam, für die peſtalozziſche Methode in der Schweiz 1806—1808 eine Aufſehen erregende Wirkſamkeit zu entfalten, mag er im Folgenden ſelbſt erzählen.

Wir fügen hier gleich bei, daß Zeller, nachdem er die Schweiz wieder verlaſſen, zunächſt nach Württemberg ſich wandte, dann aber als Miſſionär der Methode in Preußen auftrat, getragen von der Gunſt der königlichen Familie in origineller, oft bizarrer Art anregend, unſtät bald da bald dort anſetzend, vielfach als Charlatan verſchrien und behandelt, im Grunde aber eine durchaus ehrliche und für das Wirken im Sinne Peſtalozzis idealiſtiſch begeiſterte Perſönlichkeit. In ſpäterer Zeit (1834) kehrte er nach ſeiner Heimat Württemberg zurück, begründete daſelbſt in der Nähe von Weinsberg, in dem aufgehobenen Kloſter Lichtenſtern eine Knabenrettungsanſtalt, der er bis 1837 vorſtand und zog ſich dann mit ſeiner Familie nach Stuttgart zurück, woſelbſt er, bis in die letzten Jahre ſtetsfort praktiſch anregend und litterariſch thätig, am 23. März 1846 ſtarb.

Zeller hat unter dem Titel „Stürme und Windſtillen meines Lebens“ eine Selbſtbiographie in Form einer Chronik handſchriftlich hinterlaſſen, deren Original uns von dem gegenwärtigen Beſitzer freundlichſt zur Benutzung überlaſſen wurde und der wir den nachfolgenden, nach Inhalt und Form für den Verfaſſer charakteriſtiſchen Abriß über ſeine Thätigkeit in der Schweiz entheben.

„Zürich. Vom Mai 1806 bis November 1807. Eine Nachricht in der allgemeinen Zeitung über das unerhörte Unternehmen eines Rathsherrn Ruſterholz in Zürich, welcher den bereits genehmigten Plan ausführen wollte, alle Volksſchullehrer des Kantons noch einmal zu unterrichten, bewegt mich, St. Gallen zu verlaſſen, um ihn und ſeine Mittel kennen zu lernen. Ich finde ihn auf dem Sterbebette und muß ihm geloben, ſein Werk zu übernehmen und mit Gottes Hülfe zu vollenden. Geßner ſetzt es bei der Regierung durch, der „Altpfarrer Zeller“ wird (unbeſoldeter) Director des Normalinſtituts und ſchreibt die nöthigen Lehrmittel, die auf Staatskoſten gedruckt und vertheilt werden. Erſter Curſus mit 30 Lehrern im Juni,

Digitized by Google

zweiter mit 30 im Juli, dritter mit 30 im September. Im August waren die Stadtlehrer unterrichtet worden. Jede Abtheilung ward von den Staatsbehörden in einer Kirche geprüft. — Im März 1807 schickte die Regierung von Luzern einen katholischen Geistlichen, der zur Leitung einer ähnlichen Anstalt sich befähigen sollte, nach Zürich. Ein Gleiches that Wessenberg für den Kanton Thurgau und schickte drei Chorherren des Augustiner Chorherrenstiftes Kreuzlingen bei Constanz. Im Mai kamen wieder 30 Lehrer, im Juni 30, im August 30, im September die im Jahre 1806 unterrichteten 90 Schulmeister. Im Juli schrieb ich auf Verlangen meiner Fürstin über die von den Landesgeistlichen berichteten Resultate dieser Schulmeisterschulen, wurde von der siebenstündigen Tagesarbeit körperlich und von bösen Zungen und Federn gemüthlich angegriffen entlassen, und reiste, auch in meinen Finanzen zurückgekommen, im November zu Pestalozzi.

„Iferten, Neuchâtel, Hofwyl. Vom November 1807 bis bis Oktober 1808. Ich überwinterte in Iferten und wurde von Letzterem für das Institut real militar Pestalozziano bestimmt. Der Sturz des Friedensfürsten verhütete aber die Ausführung des Planes. Den Herren de Montmollin und Rougemont in Neuchâtel bekannt geworden, bearbeitete ich ihrem Wunsche gemäß den französischen Sprachunterricht, ward eingeladen, Vorträge darüber zu halten und meine Gedanken über die innere Einrichtung des von Pourtales gestifteten Hospitals zu Papier zu bringen. Ich werde indeß nach Zofingen berufen, als Director der Schulen daselbst und Schulrath des Kreises, gehe aber zuvor nach Hofwyl zu Fellenberg, da drängt mir eines Morgens ein zwanzigjähriger Jüngling 50 Carolins mit der Bitte auf, auch für seine Berner Schulmeister einen Lehrcurs zu halten. Die Berner Regierung legt 30 Carolins zu und giebt Zelten her. Fellenberg giebt 1 Stunde, ein Kreuzlinger 1, die übrigen 6 ich. Es kommen 40 Schulmeister, worunter 1 Solothurner und 1 Freiburger. Später wird auch 1 Franzos aufgenommen, als (angeblicher) Schullehrer. Er unterzeichnet aber seinen ausführlichen Bericht im Moniteur mit „Le Général X X X“. In der fünften Woche dieses Curses besucht der König von Württemberg Hofwyl, erblickt die Zelten, geht drauf zu und bleibt von 7 Uhr Morgens bis Mittag bei den Schullehrern sitzen, erklärt, daß aus der Anstellung in Zofingen nichts werden könne und daß ich dem Vaterlande dienen müßte. Eine Cantate, aufgeführt von den Hofwyler Taglöhnern, macht dem Könige große Freude. Acht Tage später wurde diese Schullehrerschule in der Kirche zu Münchenbuchsee von der obersten Behörde geprüft, und ich schied mit blutendem Herzen, weil körperlich angegriffen von der täglich sechsstündigen Arbeit unter freiem Himmel, von meinen Schweizer-Freunden und Hoffnungen. Im Nonnenkloster Münsterlingen am Bodensee, das meine

Digitized by Google

Kreuzlingerschüler in eine Töchterschule umgeschaffen hatten, erhielt ich das Schreiben des württembergischen Kultministerii, daß ich zum Schulinspector in Heilbronn ernannt sei, mit einer Zulage aus der königlich Schatulle, zur Gleichstellung des Gehalts mit dem in Zofingen aufgegebenen".

W. Bt.

Johann Jakob Dändliker.

1780—1859.

[Quellen: Autobiographie in der „Festrede des Herrn Reallehrers Dändliker in Stäfa bei seiner Jubelfeier den 25. September 1845". Stäfa 1846. — Nekrologe in der Leichenrede des Herrn Pfr. Grob in Stäfa und in den Zeitungen von 1859. — Dändlikers Nachlaß, und Traditionen der Familie[1]. — Meyer von Knonau, der Kanton Zürich, Bd. II, S. 17 und 76. — Lüthy, Geschichte des Kantons Zürich von 1794—1830, S. 493.]

Johann Jakob Dändliker von Stäfa, Kanton Zürich, gehört zu jenen Schulmännern an der Schwelle der alten und neuen Zeit, die, theils durch eigenes Denken und Arbeiten, theils durch Pestalozzis Anregungen zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Schulreform gekommen und mit aller Energie für Hebung der Lehrer- und der Volksbildung thätig gewesen sind.

Geboren den 13. August 1780, hatte Dändliker wol eine sorgfältige häusliche Erziehung, aber nur eine sehr mangelhafte und ungenügende Schulbildung genossen. Früh regte sich in ihm der Trieb, sich selbst weiter zu bilden und auch Andere zu lehren. Die elende Schule jener Zeit des Verfalls der alten Institutionen bot dem aufstrebenden Jüngling keine Anregung. Mit Schmerz und Abscheu blickte er später auf diese Periode zurück und konnte nicht begreifen, wie man jene Zeit als eine „gute" preisen und lieben könne. Da stellte er sich auf sich selbst, und wie so manche Geister der Heimatgemeinde und der Seegegenden im 18. Jahrhundert, verschaffte er sich durch eigene Thätigkeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln eine weit über das gewöhnliche Maß hinaus reichende Bildung. — Seine hervorragende Fähigkeit bewirkte dann, daß er schon im 9. Altersjahre ersucht wurde, Andere privatim im Lesen und Schreiben zu unterrichten. „Lehrend

[1] Manche Züge und Striche zu diesem Bilde verdanke ich den schriftlichen Mittheilungen von Dändlikers Schwiegersohn, Secundarlehrer Ott in Männedorf, sowie einige chronologische Nachweise den Mittheilungen von Herrn Secundarlehrer Bodmer in Stäfa.

Digitized by Google

mußte ich lernen", ſagt er ſpäter, „und bald gieng in Erfüllung, was als Jugendſpiel ahnend mich beſchäftigte". 1795 wurde die Schulgenoſſenſchaft Uerikon (oberhalb Stäfa) auf den fünfzehnjährigen begabten Privatlehrer aufmerkſam und wollte ihn an ihre Schule berufen. Allein der Pfarrer machte Schwierigkeiten und beharrte darauf, daß der Gewählte erſt in Zürich vor dem aus geiſtlichen Herren beſtehenden „Examinatoren-Convent" die Prüfung beſtehe. Die geringe Leiſtung, die vorgeſchrieben war — Leſen, Schreiben, Buchſtabiren, Singen einer Pſalmmelodie, Beantwortung von Fragen aus dem Katechismus — abſolvirte er glänzend, und nachdem er durch den Pfarrer mündlich von dieſem Reſultat Kunde erhalten, ward er als Lehrer inſtallirt. Mit heiligem Eifer warf er ſich auf dieſen Beruf eines Schulmeiſters; aber er fühlte ſich noch nicht vollkommen befähigt, ſuchte Lücken ſeiner Bildung noch auszufüllen und nahm deshalb nebenbei Privatſtunden bei dem Pfarrvicar Nägeli zu Stäfa (ſpäter Pfarrer zu Wetzikon). Da kamen die traurigen Zeiten des Einbruchs der Franzoſen, des zweiten Coalitionskrieges, der politiſchen Parteiungen und Kämpfe. „Die Schule lag darnieder unter dem Druck der Zeiten, und kaum war es dem Lehrer möglich, ſein Brot zu verdienen". Dändliker quittirte 1800 ſeine Stellung und zog ſich als Privatlehrer zurück; er wollte unabhängig ſeinen eigenen Weg gehen.

Da wurde er aufmerkſam auf die Umgeſtaltung des Schul- und Erziehungsweſens durch den großen Peſtalozzi. Je mehr er las und hörte von dieſem herrlichen Pädagogen, deſto lebhafter ward ſein Verlangen, den Mann zu ſehen und zu hören. Endlich gieng er nach Burgdorf. Nur ſechs Wochen konnte er dort weilen; aber dieſe ſechs Wochen wirkten ſo tief und nachhaltig, als ob es ſechs Jahre geweſen wären. Peſtalozzis Methode, für die er als Autodidact beſondere Empfänglichkeit beſaß, machte er ſich ganz zu eigen, und der Verbreitung und Förderung derſelben war von nun an ſein Leben gewidmet. Dies hat ihm einen dauernden Namen in der zürcheriſchen und ſchweizeriſchen Schulgeſchichte verſchafft.

Nach Stäfa zurückgekommen errichtete er „mit Muth und Begeiſterung" (1801 oder 1802) eine Privatſchule, in welcher er nach der „neuen Methode" lehrte, und hatte die Freude, daß ihm bald (1803 oder 1804) die öffentliche Schule auf Kirchbühl-Stäfa übergeben ward.

Dieſe Schule auf Kirchbühl war unter Dändlikers Leitung die erſte und einige Zeit einzige Peſtalozziſchule im Kanton Zürich. Wer im Kanton Zürich dieſe Richtung kennen lernen wollte, mußte nach Stäfa gehen. Dändliker erhielt daher häufige Beſuche. Doch dieſe neue Richtung ward vielfach bekrittelt und angefochten, ſogar im Erziehungsrathe. Die neue Schule ward ſchließlich im Erziehungsrathe nur geduldet, doch

Digitized by Google

nicht anerkannt, und Dändliker hatte eine unangenehme Stellung. Nach und nach fand aber sein Wirken Anklang und lebhafte Förderung hauptsächlich durch den nachmaligen Antistes Geßner, Pfarrer am Fraumünster und Mitglied des Erziehungsrathes. Es kamen einst auch Landammann Reinhard, Präsident des Erziehungsrathes, „nebst einigen achtbaren Eidgenossen", besuchten die Schule Dändlikers, und ertheilten ihre „volle Zustimmung". Die Haltung Zürichs zur neuen Schulrichtung ward günstiger. Welche Freude auch für Pestalozzi! Auf einer Versammlung von Schulfreunden zu Lenzburg soll Pestalozzi auf Dändliker zugeeilt sein, ihn umhalst und ausgerufen haben: „Dändliker, Du, Du hast mir im Kanton Zürich meine Ehre gerettet!"

Ein neuer Umschwung kam: die Lehrerbildung wurde gehoben. Dändliker besuchte den Lehrcurs für Schulmeister, den 1809 Pfarrer Reutlinger in Rüti, in Fortsetzung des Werkes von Rusterholz auf dem Rietli in Zürich, ertheilte, und 1819 ward Dändliker selbst von der Erziehungsbehörde als Instructor der Lehrer eines Kreises (Kreislehrer) bezeichnet. Aus Dändlikers „Kreisschule" sind dann bis 1830 im Ganzen hundert Schulamtscandidaten hervorgegangen. Noch heute leben einige dieser einstigen Zöglinge und gedenken mit großer Liebe und ungetheilter Freude ihres einstigen Lehrers und seiner ausgezeichneten Lehrbegabung.

Zur gleichen Zeit wirkte Dändliker bahnbrechend auf einem anderen Gebiete, das mit dem Schulleben innig verbunden ist: im Gesangswesen. Er war einer der eifrigsten Förderer der neu aufkommenden Nägelischen Gesangsmethode, die aber mit eben so vielen Vorurtheilen noch zu ringen hatte, wie die pestalozzische Erziehungsmethode. Dändliker hat mit Erfolg Nägelis Principien zu verwirklichen geholfen, und der sangesfreudige Sinn jener Zeit war in ihm so recht verkörpert.

Da kam der große Umschwung der Dreißigerjahre, der Ruf nach Schulverbesserung am Tage von Uster (22. November 1830) und die gründliche Neugestaltung des ganzen zürcherischen Schulwesens.

Dändliker arbeitete an dieser Umgestaltung rüstig mit. Er ward zum Mitglied des neuen Erziehungsrathes gewählt und half an der Seite eines Nägeli, Orelli, Hirzel das Seminar und die neue Volksschule schaffen. Daß das neue Lehrerseminar ihn aus seiner Stellung als Kreislehrer verdrängte, trübte nicht im Mindesten seine Freude an dem neuen Werk, wie er denn stets mit der größten Uneigennützigkeit jeden Fortschritt und jede Verbesserung begrüßte, auch wenn sie von Anderen kamen.

Nachdem er vor dem peinlichen Sturm-Jahr 1839 wegen Ueberladung mit Arbeit seine Entlassung aus dem Erziehungsrathe genommen, widmete er sich in seiner Stellung als Reallehrer ganz dem engeren Wirkungskreise

Digitized by Google

seiner Heimatgemeinde. In dieser war er von Anbeginn seines öffentlichen Auftretens ein thätiges, gemeinnütziges Glied. Er war Gründer und Dirigent des Männerchors, Buchhalter der Ersparnißcassa, die er 1818 selbst hatte gründen helfen, nahm sich des Armenwesens an, wirkte in der Bezirksschulpflege, und übte noch reiche private Wohlthätigkeit. Die Heimatgemeinde hat ihm denn auch 1845 bei seinem fünfzigjährigen Lehrer-Jubiläum die schönsten und erhebendsten Beweise dankbarer Anhänglichkeit gegeben; der Männerchor ehrte ihn durch das Geschenk eines silbernen Bechers. Die Jubiläumsrede, in welcher der fünfundsechzigjährige Pädagoge in herzlich-gemüthlicher Weise alle Erlebnisse seines inhaltreichen, an so großartige Wendungen der Schule und Culturentwicklung anknüpfenden Lebens darlegte, mahnend und aufmunternd die hohen und schönen Ziele der Erziehung zeichnete, ist ein schönes Denkmal tüchtiger treuherziger Gesinnung und außergewöhnlichen Strebens eines Schulmeisters älterer Zeiten. Nie war er befangen in alten Vorurtheilen und klagte nie griesgrämig über Verderbniß der neuen Zeit. — In der Absicht, zur rechten Zeit jüngeren Kräften Platz zu machen, trat er schon dritthalb Jahre nach dem oben erwähnten Fest, 1848, physisch und geistig noch ziemlich gesund und kräftig, vom Schuldienst zurück. Er starb im Mai 1859.

Dändlikers ganze Art als Erzieher und Mensch war eine urwüchsige, durch und durch frisch-natürliche. Als Gemüthsmensch war er von warmer, inniger Religiosität ergriffen, wie er dies in einer Reihe hinterlassener Poesien bewies. Aber der Verstand that dieser Richtung Maß an; ein gesunder und rationeller Sinn ließ ihn jede Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit verabscheuen. Er huldigte rückhaltlos dem Freisinn, wie er denn in dem „Straußenhandel" von 1839 zu der Fortschrittspartei hielt. Immer strebte er, um seinen Unterricht zu beleben, nach neuer geistiger Nahrung durch Lectüre, durch Studien und besonders durch Ferienreisen. Ernst, ruhig und gemessen in seinem ganzen Thun, entbehrte er doch nicht jenes herzlichen, liebevollen Wesens, das erst den rechten Erzieher ausmacht, und in der harmonischen Vereinigung dieser Eigenschaften lag das Geheimniß seiner Popularität.

Der oberste Grundsatz, nach welchem er lehrte und wirkte, war der, daß der Volksschullehrer nicht bloßer Stundengeber, sondern Erzieher sei, daß Pflege des Gemüths, Veredlung des Willens auf der Stufe der Volksschule ebenso wichtig sei, wie die Ausbildung des Verstandes. Doch stets betonte er, daß die häusliche Erziehung die Grundlage sein müsse, daß ohne sie die Schulbildung illusorisch wäre. „Die Schulbildung", sagt er in der Jubiläumsrede, „könnte besser sein, sie könnte noch mehr, o sie könnte Unbegreifliches leisten, wenn die häusliche Erziehung mehr der Schule sich anschlösse. Haus

Digitized by Google

und Schule, sie sollten, sie müssen Hand in Hand gehen, wenn die Bildung und Erziehung der Kinder gerathen, wenn sie zur Freude der Eltern gedeihen soll." — Im Sinne der pestalozzischen Richtung gieng er im Unterricht stets vom Naheliegenden, von der Anschauung aus, wußte mit außerordentlicher Klarheit inductiv die Begriffe zu entwickeln und die Schüler nach sokratischer Methode das selbst finden zu lassen, worauf er hinzielte. So vermochte er seine Schüler mächtig anzuregen und innerlich zu ergreifen. Dutzende dieser Schüler haben gefühlt, was Einer derselben schrieb: „Es sei mir vergönnt, diesem Lehrer öffentlich meinen Dank auszusprechen für die zu jener Zeit seltene Schulbildung, die ich durch ihn erhielt und für die besondere Mühe, die er sich gab, meine Geisteskräfte zu entwickeln. Dieser wackere Schulmann bleibt mir stets in liebevollem Andenken."

Die Vorzüge des praktischen Schulmannes, des klaren und gewandten Methodikers, des entschiedenen und consequenten Pestalozzianers verkörpert besonders sein so berühmt gewordenes, noch vor der Schulreform der Dreißigerjahre erschienenes Rechenbuch: „Das Zifferrechnen mit neuen bewährten Vortheilen des Ansatzes und der Berechnung in vereinfachter Methode für das gemeine Leben sowol als für die Schulen, 2 Theile, Zürich, 1827 und 1828." Dies Buch hat viel zur Methodisirung und darum Hebung des Rechenunterrichtes und zur Popularisirung der Rechenkunst beigetragen; noch heute lassen sich Stimmen unter den Lehrern vernehmen, die dies Rechenbuch als vorzüglich rühmen.

In gleicher Weise methodisch streng, in geschlossener harmonischer Stufenfolge, praktisch einfach und klar, und durchaus auf Basis der Anschauung entwickelt, ist seine „Deutsche Sprachlehre für Volksschulen in geordneten Denk-, Sprech- und Schreibübungen, veranschaulicht durch Tabellen, mit einer Anleitung für den Lehrer" (Zürich, 1833).

Dändlikers Nachkommen bewahren ein wohlgelungenes, in farbigem Wachsrelief ausgeführtes Portrait desselben. Ueber dieses schreibt ein trefflicher Lehrer, der Dändliker nahe stand[1]: „So oft ich Dändlikers Bild mit Pestalozzi's Portrait vergleiche, erscheinen sie mir, wie die Bilder von ähnlichen Brüdern. Hier wie dort die gleiche Unansehnlichkeit der Züge. Aber aus den Gesichtern leuchtet die gleiche Freundlichkeit, Milde und Güte heraus; besonders aus den strahlenden Augen. Beide imponirten nicht durch ihre leibliche Erscheinung, gewannen aber Aller Herzen durch ihre verständige Rede, ihren sanften Blick. Beide waren ächte Kinderfreunde, deren größte Lust es war, durch Verbreitung von Kenntnissen und Fertigkeiten, durch Pflanzung guter Sitte Glück und Segen zu stiften." **C. Dändliker.**

[1] J. C. Ott in Männedorf.

Digitized by Google

Johann Samuel Ith.

1747—1813.

[Quellen: Lutz, moderne Biographien. — Berner Taschenbuch 1853.]

Ith war einer der gelehrtesten Berner seiner Zeit. Von Beruf Theologe und seit 1799 erster Pfarrer am Münster und Decan der bernischen Classe der Geistlichen, besaß er zugleich eine hohe und sorgfältig gepflegte, philosophische und philologische Bildung, versah die Stelle eines Oberbibliothekars, zeitweise auch diejenige eines Professors der griechischen Sprache, und ward 1805 zum Curator der bernischen Akademie ernannt. In allen diesen Gebieten ist er auch litterarisch thätig gewesen. Die helvetische Regierung wählte ihn 1798 zum Minister der Künste und Wissenschaften, er schlug aber aus, worauf die Wahl der Behörde auf Stapfer fiel. Mit Pestalozzi befreundet, wirkte er für Anerkennung seiner pädagogischen Verdienste durch den aus seiner Feder geflossenen „amtlichen Bericht über die pestalozzische Anstalt und die neue Lehrmethode in derselben" 1802 und bekleidete von 1800 bis zu seinem Tode die Stellung eines Präsidenten des kantonalen Kirchenrathes, dem zugleich die Oberleitung des bernischen Erziehungswesens zustand.

G. Bl.

Philipp Emanuel v. Fellenberg.

1771—1844.

[Litteratur: Fellenbergs Veröffentlichungen: Landwirthschaftliche Blätter 1808–1817; Pädagogische Blätter 1841; Geschichtliche und staatswirthschaftliche Blätter 1841; Mittheilungsblätter (in zwanglosen Nummern); daneben eine Reihe von Gelegenheitsschriften. — Zahlreiche Veröffentlichungen über Fellenberg und Hofwyl von Th. Müller, Crud, Pictet, Villevieille, Scheitlin, Rengger u. A. — E. Rochholz, Gespräche über Em. v. Fellenberg und seine Zeit 1834. — Scheidler, die Lebensfrage der europäischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten zu Hofwyl 1839. — W. Hamm, Em. v. Fellenbergs Leben und Wirken 1845. — L. Lauterburg, Biographie von Fellenberg im Berner Taschenbuch von 1855, S. 200 ff. — K. R. Pabst, der Veteran von Hofwyl (Biographie Th. Müllers) 3 Bde., Aarau 1861—63, bis jetzt das vorzüglichste Werk, um sich über Fellenbergs Bestrebungen und Charakter zu orientiren. — Dr. F. R. Schöni, der Stifter von Hofwyl. Leben und Wirken Fellenbergs. Jubiläumsschrift 1871. — O. Hunziker, Ph. E. v. Fellenberg, der Stifter von Hofwyl, in der schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 1871; id., Pestalozzi und

Digitized by Google

Fellenberg, Langensalza 1879. — Die nachfolgende Darstellung ist im Wesentlichen aus des Verfassers Arbeit vom Jahr 1871 zusammengezogen, mit einigen Zusätzen, die er theils der seither erneuten Beschäftigung mit dem Gegenstand, theils handschriftlichen Mittheilungen, die ihm Hr. Institutsvorsteher Wiget in Rorschach freundlichst zur Verfügung stellte, entnommen hat.]

Philipp Emanuel v. Fellenberg ist in Bern geboren, den 27., nach andern Angaben den 15. Juni 1771. Sein Vater war Daniel Fellenberg, Professor der Rechte, 1779—85 Landvogt von Schenkenberg. 1786 Präsident der helvetischen Gesellschaft in Schinznach, dessen schon mehrfach in diesen Blättern (Bd. I, S. 133, 193) Erwähnung geschehen ist, seine Mutter eine Enkelin des holländischen Admirals Kornelius und eine Urenkelin des berühmten Seehelden Van Tromp, von dem manche Trophäen als Heiligthümer in der Familie aufbewahrt wurden. Vater und Mutter wirkten einträchtig dahin, für alles Gute und Große in der Seele des Knaben Begeisterung zu wecken und dieselbe vor Trübung durch Standesvorurtheile zu bewahren. Namentlich die Mutter scheint großen Einfluß auf die Gemüthsrichtung des Knaben ausgeübt zu haben. Er vergaß es ihr nie, wie sie ihn einst in jüngern Jahren mit eigener Lebensgefahr vor dem Sturz in die reißende Aare gerettet hatte. Einst sah der noch nicht zehnjährige Knabe die Mutter weinend in einer Fensternische stehen und fragte sie um die Ursache ihrer Betrübniß; nach langem Bitten erklärte ihm die vortreffliche Frau, daß die Nordamerikaner in großer Bedrängniß nach dem Verlust einer Schlacht seien, zugleich setzte sie ihm das Wesen des Freiheitskampfes derselben auseinander und begeisterte den Knaben dadurch in hohem Grade. Einige Jahre später nahm sie ihn zu einem Besuch der Irrenanstalt Königsfelden mit, und heimgekehrt ließ sie ihn nach einer feierlichen Anrede niederknieen und geloben, stets den Unglücklichen beizustehen; hierauf kniete sie selbst nieder und rief Gott um Segen für solches Streben ihres Sohnes an. Dem Einfluß der Eltern gieng auf Wildenstein derjenige seines Hauslehrers, des jungen Albrecht Rengger von Brugg (des spätern helvetischen Ministers), zur Seite, der von bedeutender und nachhaltiger Wirkung auf Fellenbergs Entwicklung war. Ebenso lernte Fellenberg bereits in jungen Jahren Pestalozzi kennen, da derselbe öfters vom Neuhof nach Wildenstein zu Fellenbergs Vater herüberkam, der aus seiner Hochachtung für den äußerlich so vernachlässigt auftretenden Mann vor dem Knaben kein Hehl machte.

In Folge des Abganges Renggers zur Universität Göttingen 1785 kam Fellenberg in das damals berühmte Pfeffelsche Institut nach Kolmar, wo aber bei den durch die Blindheit des Vorstehers nothwendig sich erzeigenden Uebelständen sein Aufenthalt nicht lange dauerte. Nach Bern zurückgekehrt wandte sich der damals fünfzehnjährige Fellenberg, begeistert durch eine Rede

Digitized by Google

seines Vaters als Präsidenten der helvetischen Gesellschaft (1786) „über die nothwendige Verbesserung der Nationalerziehung“ mit großem Eifer dem Studium dieses Gebietes zu. Von schwerer Krankheit in Folge allzu angestrengter Arbeit genesen, beschloß er, fortan die einfachste Lebensweise zu führen und alle entbehrlichen Bedürfnisse zu meiden, was er auch sein ganzes Leben hindurch treu befolgte. Nach Vollendung seiner Ausbildung in der Heimat unternahm er eine größere Reise durch die ganze Schweiz; später besuchte er deutsche Universitäten, studirte namentlich in Tübingen Rechtswissenschaft, welche er aber bald auf Anrathen des berühmten Lehrers Hofacker selbst mit politischen und philosophischen Studien vertauschte. Vorzüglich vertiefte er sich in die Lehrsätze der Kantischen Philosophie, welche auch auf sein ganzes Leben einen bemerkbaren Einfluß ausübte. Um seine durch angestrengte Arbeit aufs neue angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, fieng er seine Wanderungen durch die Schweiz und Deutschland aufs neue an. Auf diesen Reisen im In- und Ausland, die er meist zu Fuß, den Tornister auf dem Rücken ausführte, suchte er die sittlichen und materiellen Zustände des Volkes genau zu erforschen; längere Zeit verweilte er bisweilen in Familien von Landleuten, an deren häuslichen und ländlichen Beschäftigungen er Theil nahm. Die französische Revolution war unterdessen ausgebrochen. Fellenberg begab sich nach Robespierres Sturz (27. Juli 1794) noch in demselben Jahre nach Paris, um die politische Lage kennen zu lernen und wo möglich seinem Vaterlande zu nützen. Er zog aus dem Besuche dortiger Bildungsanstalten und dem Umgange mit ausgezeichneten Männern wie Sieyès, Grégoire, reichen Gewinn. Namentlich begeisterten ihn die Vorträge des letztern in den Sitzungen des Comite für den öffentlichen Unterricht, welchen beizuwohnen er nie versäumte. Was Fellenberg in politischen Dingen wahrnahm, ließ ihn das spätere Schicksal seiner Heimat voraussehen. Vergeblich mahnte er nach seiner Rückkehr öffentlich und privatim zu Reformen; als dann die Tage der Noth kamen, sah man ihn begeistert als Jägerofficier das Volk zu den Waffen rufen; im Emmenthal und Entlibuch suchte er den Landsturm zu organisiren und den Franzosen entgegenzuführen, wobei er von Mißtrauischgesinnten selbst Mißhandlung litt. Mittlerweile fiel Bern in Feindeshand (5. März 1798) und Fellenberg floh, vom französischen Agenten Mengaud als der fünfte auf die Proscriptionsliste gesetzt, unter Lebensgefahr nach Deutschland. Schon traf er Einleitungen zu seiner Uebersiedlung nach Amerika, als es seinen Angehörigen gelang, die verhängte Aechtung aufzuheben. Kaum zu Hause eingetroffen, wurde er, weil in Paris bekannt, auserkoren, den dahingesandten helvetischen Bevollmächtigten Zeltner als Secretär zu begleiten. Er kehrte jedoch bald wieder heim, und erhielt dann, als die Siege des Erzherzogs Karl unruhige Auftritte auch im Kanton

Digitized by Google

Bern hervorriefen, als Regierungscommiſſär den Auftrag, mit Freiwilligen in den unruhigen Gegenden des Siebenthals die Entwaffnung vorzunehmen, für deſſen glückliche Vollziehung ihm der angelegentlichſte Dank der Regierung ausgeſprochen ward. Hierauf zog er ſich von der politiſchen Laufbahn ganz zurück[1] und kaufte noch im Jahr 1799 um die Summe von circa 225,000 Fr. den Wylhof in der Gemeinde Münchenbuchſee, den er in „Hofwyl“ umtaufte und in den nächſten Jahren, die ihm noch zu ſeiner eigenen praktiſchen und theoretiſchen Ausbildung als Landwirth dienten, mit großen Koſten und Anſtrengungen verbeſſerte.

Fragen wir nun nach dem innern Werden Fellenbergs bis zur Zeit, da er ſeine Projecte zu realiſiren beginnt: ſo treten aus den angeführten Zügen ſeiner heranwachſenden Jugend deutlich genug die Umriſſe ſeiner innern Entwicklung hervor: Wir ſehen ihn von früheſter Jugend in einer Umgebung, die der damaligen Ariſtokratie angehörig, doch in nicht geringem Maße die philanthropiſche Schwärmerei des 18. Jahrhunderts theilt und deren Ideale als Lebensaufgabe in die glühende Seele des Knaben ſenkt; von früheſter Jugend an wird er mit Ehrfurcht vor Peſtalozzi und ſeinen Lebenszielen erfüllt und wächst auf im Anſchauen ſeiner Beſtrebungen und in perſönlichem Verkehr mit demſelben; von früheſter Jugend lebt in ihm ein unbeugſamer Wille, eine Thatkraft, die das Jugendgelübde — ein chriſtliches Gegenbild von Hannibals Schwur — nicht unerfüllt laſſen wird. Und nun ſtudirt er Erziehungswiſſenſchaft und Kant, geht auf Reiſen zur Bereicherung ſeiner Menſchenkenntniſſe und ſucht im Leben mit dem Volke die Schäden des Volkslebens zu erkennen; er lieſt die pädagogiſche Litteratur der Philanthropiſten, und wol auch jene, den Anbruch einer durchgreifenden Förderung des Menſchenwohls verkündenden, Aufſätze, die einſt Kant zur Empfehlung der Philanthropine, zunächſt desjenigen in Deſſau, geſchrieben[2]. Was aber weder in der eben damals zerfallenden Anſtalt zu Deſſau, noch durch irgend einen ihrer Abſenker zur vollen Realität geworden war, konnte es nicht in der Zukunft noch ſeine Verwirklichung finden, wenn nicht durch Baſedow, ſo vielleicht durch Fellenberg, wenn nicht in Deſſau, ſo doch auf Hofwyl? Sei es bewußt oder unbewußt geſchehen, in That und Wahrheit hat Fellenberg in Hofwyl das angeſtrebt, was ſchon einige Jahrzehende früher Kants Ideal geweſen iſt.

Indeſſen war Fellenberg keineswegs dazu angethan, mit dieſen Beſtrebungen innerhalb der Ziele des Philanthropinismus, der ſich mit ſeinen

---

[1] Er hatte ſich ſchon im Jahre 1796 mit einer Fräulein von Tſcharner verheiratet, aus welcher Ehe 12 Kinder hervorgiengen; Gattin und Kinder unterſtützten Fellenberg mit Hingebung in der Verwirklichung ſeiner großartigen Lebenspläne.

[2] Sie finden ſich in Kants ſämmtlichen Werken, ed. Hartenſtein, im 2. Band; beſonders charakteriſtiſch iſt der Aufſatz „an das gemeine Weſen“, ib. S. 457—460.

Digitized by Google

Erziehungsverſuchen mehr an die begüterten Claſſen hielt, zu bleiben. Seine Mutter hatte ihn einſt geloben laſſen, der Unglücklichen ſich anzunehmen, und noch der Greis Fellenberg hat als ſeine liebſte Loſung unter eines ſeiner Bildniſſe geſchrieben: „Den Reichen gebricht es ſelten an Hülfe; ſtehe du den Armen und Verlaſſenen bei".

Fellenberg, als reicher, junger Bernerpatricier aufgewachſen, als welcher er noch den regierenden Kreiſen der vorrevolutionären Welt angehörte, faßte die Erziehung durchaus aus dem Geſichtspunkt der Völkerbeglückung; Erziehung war ihm die unerläßliche Bedingung für Volksglück und Staatswohl. Es mochte ihm das Wort Rochows vorſchweben: „Ein Landesherr, der die wichtige Wahrheit glaubt, daß im Ackerbau die Grundkraft des Staates liegt, wird mit den beſten Edicten zur Verbeſſerung tauben Ohren predigen, wenn er nicht für die beſſere Einrichtung der Schulen zur Bildung der Gemüther in der Jugend durch Unterricht in den nützlichſten ökonomiſchen Kenntniſſen Sorge trägt" [1].

Aber mehr noch; was Fellenberg 1794 in Paris ſah, was er 1798 ſelber an und von ſeinen Landsleuten erfuhr, das öffnete ſeinem Blick die großen ſocialen Gefahren für den ganzen geſelligen Beſtand der Gegenwart. Hier nun einzuſtehen, durch Erziehung Bildung und mit der Bildung geiſtigen und leiblichen Wohlſtand im Volke zu verbreiten; die verſchiedenen Schichten der Bevölkerung, Arme und Reiche aus der gegenſeitigen Entfremdung und Verbitterung zum Bewußtſein zu führen, daß ſie als Glieder Einer großen Volks- und Menſchheitsfamilie einander zu helfen, nicht einander aufzureiben beſtimmt ſeien: das erſchien ihm als die Aufgabe ſeiner Zeit, die er mit unerſchütterlicher Begeiſterung auf ſich nahm und feſthielt.

Hören wir ihn ſelber über das, was er gewollt hat: „Hofwyl hat vor 20 Jahren" — ſo ſprach ſich Fellenberg 1819 gegen ſeine Mitarbeiter aus — „die Beſtimmung erhalten, der zunehmenden Verderbniß dieſer Zeit einen ſtarken Damm entgegenzuſetzen und unter uns der ewigen Wahrheit, dem ewigen Rechte, der göttlichen Natur im Menſchen wieder zu dem Leben zu verhelfen, durch das der höchſte Zweck der Menſchheit erreicht werden ſollte. Eine durchgreifende Berichtigung der vorherrſchenden Begriffe über die Beſtimmung des Menſchen in ſeinen gemeinſamen Verhältniſſen, eine wirkſame Einleitung zuverläſſiger, ſittlicher, religiöſer und wiſſenſchaftlicher Bildung, ſowie die Verbreitung wohlthätiger und veredelnder Kunſt lagen mir zu dem vorhabenden Zweck vorzüglich am Herzen. Aber, was ſollte gegen den über die Völker dieſer Zeit ergoſſenen Strom des Verderbens ein Punkt wie Hofwyl? Ich dachte mir, vermittelſt Archimedes Punkt müßte nicht nur in

[1] Schmidt, Geſch. d. Päd. III. 649.

Digitized by Google

der physischen Weltordnung, sondern auch in der sittlichen viel zu bewirken sein! Ich zählte darauf, daß, wäre solch ein Punkt bei dem gegenwärtigen Zustande der Welt nur einmal recht erprobt und anerkannt als Freistätte wahrhaft menschenfreundlichen und heilbringenden Wirkens, so würden bald verwandte Kräfte zu hinlänglicher Masse sich zusammenthun, in solch einem der Erringung des vorgesetzten großen und heiligen Zweckes geweihten Wirkungskreise. — Ich stellte mir vor, ein Typus wohlthätiger Volksbildung, wäre er einmal mit voller Wirksamkeit thatsächlich, wenn schon nur im Kleinen, dargestellt, müßte gleichwol überwältigend auf die Vielvermögenden dieser Tage zum Besten der Völker einwirken, und ich versprach mir, besonders in den Kindern der ärmsten und verachtetsten Mitglieder der Gesellschaft, uns einst einen Hebel zubereitet zu sehen, vermittelst dessen die Bildung ganzer Völkermassen mit ihrer intellectuellen und industriellen Entwicklung würde gehoben werden können.

„Ich stellte mir vor, durch eine zuverlässige Erziehung der Kinder begüterter und einflußreicher Eltern zu recht würdiger, frommer, hochherziger und weiter Charakterbildung im Gebiete der Sittlichkeit, der Wissenschaft und der Kunst müsse es uns gelingen, den Völkern Väter und Führer zu erziehen, deren angelegentlichste Aufgabe es sein würde, die bei uns vor ihren Augen eingeleitete Volksbildung vollenden und verbreiten zu helfen und das gesunkene Vaterland mit Allem, was es in dieser Zeit verherrlichen kann, auferstehen zu machen.

„Ich hielt mich für überzeugt, daß vermittelst der angedeuteten Ergreifung der beiden Extreme der Gesellschaft durch Erziehung zur Sittlichkeit, Religiosität, Wissenschaft und Kunst eine heillose Loslassung der Leidenschaft, die uns durch ihre Gewaltthätigkeit in mannigfaches Verderben zu stürzen droht, würde vermieden und ein Zustand der menschlichen Gesellschaft erlangt werden können, der jedem Mitgliede derselben viel besser als was jetzt besteht, zu der Erreichung seiner Bestimmung zu verhelfen vermöchte."

So ist denn Fellenberg nicht blos der Philanthropist, sondern geradezu der Philanthrope, der die Bestrebungen der Philanthropisten mit denjenigen Rochows und seiner Gesinnungsgenossen vereinigend ein höheres Ganze schuf, das beides umfaßte und eben so sehr dazu angethan war, in universaler Weise den Bedürfnissen der Regeneration des Völkerlebens zu dienen, wie es bis ins Detail hinein von seiner Persönlichkeit beherrscht und ein Abbild seiner großartig angelegten und kraftvoll ausgeprägten Individualität war.

* * *

Das System der Hofwyler Anstalten sollte — nach Th. Müllers „Notizen" — in seiner Vollendung alle der Bildung bedürftigen Alters-

Digitized by Google

ſtufen umfaſſen, alſo ſchon für die Kinderwelt ein angemeſſener Tummelplatz der Beſchäftigung und Entwicklung der noch ſchlummernden Keime des geiſtigen Lebens eröffnet werden. Ueber dieſer Kinderſchule ſollten ſich dann die für das vorgerücktere Alter berechneten, nach den Hauptſtufen der Geſellſchaft geſchiedenen Erziehungsanſtalten gleichſam wie drei Säulen neben einander erheben:

a) für die untern Stände der Geſellſchaft, für die Kinder der Unbemittelten und Armen eine auf Landbau und Technik gegründete Induſtrie- oder Arbeitsſchule;
b) für den Kern des Volkes, die mittlern Stände, eine den Bedürfniſſen derſelben möglichſt entſprechende Realſchule;
c) für die Söhne der mit äußern Glücksgütern beſonders ausgeſtatteten Claſſen eine nicht blos geiſtige Ausbildung allein, ſondern vorzüglich auch ſittlich-religiöſe Veredlung anſtrebende möglichſt umfaſſende wiſſenſchaftliche Elementar-Erziehungsanſtalt.

Für alle dieſe rein pädagogiſchen Anſtalten ſollte ſich nun in dem rationell betriebenen Landbau ein gemeinſamer Verknüpfungspunkt darſtellen, und als Schlußſtein der geſammten Combination dieſer pädagogiſch-agrariſchen Anſtalten eine Normalſchule für Lehrerbildung, beſonders zur Bildung von Volkslehrern, angeſtrebt werden, die begeiſtert von den in Hofwyl angeſtrebten Zwecken und durchdrungen von der zu ihrer Erreichung erprobten Methode, nun ſelbſt in ihrem künftigen Lehramte das Segensvolle der Hofwyler Anſtalten zu vervielfältigen trachteten.

Wenden wir uns nun den einzelnen Anſtalten Fellenbergs zu, ſo tritt uns als die zuerſt angeſtrebte entgegen:

1. Die Armenſchule. Vor der Reichennoth ſchien Fellenberg die Armennoth der Abhülfe bedürftig. „Eine thatſächliche ebenſowol als grundſätzliche theoretiſche Reform der phyſiſchen, intellectuellen, ſittlich-religiöſen und induſtriellen Erziehung der Unvermöglichſten von unſern hülfsbedürftigen Mitmenſchen einzuleiten, ward ſchon vor Ende des verfloſſenen Jahrhunderts den Unternehmungen von Hofwyl als erſte von denſelben zu löſende Aufgabe vorgeſetzt. Ihr Stifter hielt damals die Schickſale der allerärmſten Mitglieder der Geſellſchaft für die erbarmenswertheſten. Er ſtellte ſich immerdar vor, durch ihre Verbeſſerung könne man dazu gelangen, auch den Reichen beſſer zu helfen ... Die ungeheure Mehrheit, welche die Armen in der menſchlichen Geſellſchaft darſtellen, erregte zudem in ihm ſchwere Bekümmerniß für das künftige Wohlergehen der civiliſirten Welt, beſonders auf den Fall, daß die ſo heillos leidenden Menſchen maſſenhaft unter üble Leitung gerathen würden, wie dies in den Schreckenszeiten Frankreichs geſchehen iſt ... Aus dieſen Prämiſſen und aus ſorgfältiger Durchforſchung der peſtalozziſchen

Digitized by Google

Verſuche, den Kindern der Armen zu helfen, giengen diejenigen von Hofwyl hervor.“ Aber Fellenbergs Verſuche blieben zuerſt fruchtlos; erſt 1810, als er in Wehrli den rechten Mann gefunden, gelang das Experiment. Die Aufgabe, die ſich Fellenberg dabei ſtellte, war, den Beweis zu leiſten, daß eine ſolche Armenerziehungsanſtalt ſich ganz oder nahezu ſelbſt erhalte, ſo daß für die Gründung ſolcher Anſtalten die gefährlichſte Klippe philanthropiſcher Unternehmungen, die Koſten des Unterhaltes, außer Betracht fallen würde; erſt bei einer ſolchen Geſtaltung, ſchien es ihm, ſei dieſem Gegenmittel gegen den Pauperismus die volle Wirkſamkeit und die Fähigkeit zu allgemeiner Verbreitung geſichert. Daraus ergab ſich von ſelbſt, daß die Arbeit und zwar die landwirthſchaftliche Arbeit wie zur Erzielung des Lebensunterhaltes, ſo auch als weſentliches Erziehungsmittel mit dem Unterricht verbunden werden müſſe, daß der Unterricht zumeiſt als Gelegenheitsunterricht während der Arbeit und in der durch dieſe freigelaſſenen Mußezeit die geiſtigen Kräfte der jungen Leute für die Arbeit zu wecken, ſie dazu zu bringen habe, denkend zu arbeiten; und daß auf dieſem Wege der körperlichen und geiſtigen Uebung die ſittliche Hebung der Zöglinge am beſten und nachhaltigſten erreicht werde. Wie im Laufe der Zeit dieſe Armenſchule mehr und mehr zu einer Armenlehrer-Bildungsanſtalt emporwuchs, wird in der Biographie Wehrlis erzählt werden.

2. Das höhere landwirthſchaftliche Inſtitut, 1807 gegründet, 1809 mit beſtimmter Organiſation eröffnet, in welchem Fellenberg ſelbſt im Verein mit andern zum Theil berühmten Männern (Scheibe, Albrecht, Haſſe, Straub) theoretiſch und praktiſch unterrichtete, hatte ſich lange Zeit des ausgezeichnetſten Beifalls und eines großen Beſuches zu erfreuen, ward aber ſchon 1820 als ſelbſtändiges Inſtitut aufgelöst, nicht wegen Mangel an Theilnahme, ſondern im Gegentheil des allzu großen Zudranges wegen, welcher den Gang der übrigen Erziehungsanſtalten zu ſtören drohte. Im Anſchluß an ſeine landwirthſchaftlichen Anſtalten hielt Fellenberg 1807 und 1810 große landwirthſchaftliche Feſte zur Hebung des Intereſſes für dieſen Culturzweig auf Hofwyl ab, die erſten Feſte dieſer Art in Europa.

3. In Verbindung mit der Muſterwirthſchaft von Hofwyl beſtanden Werkſtätten für Anfertigung landwirthſchaftlicher Geräthe, für die zum Theil auf Hofwyl ſelbſt weſentliche Verbeſſerungen erfunden wurden. Dieſe Werkſtätten bilden einen Zweig der Fellenbergiſchen Handwerkerbildungsanſtalt, deren völliger Ausgeſtaltung auf der Rütti der Tod Fellenbergs zuvorkam.

4. Die wiſſenſchaftliche Erziehungsanſtalt für höhere Stände. „Die nächſte Veranlaſſung zur Gründung der höhern wiſſenſchaftlichen Erziehungsanſtalt 1808 lag für Fellenberg in dem Bedürfniß, ſeinen

Digitized by Google

eigenen Söhnen die seiner Idee entsprechende allgemeine Bildung unter seinen Augen ertheilen zu lassen. Auch umfaßte diese Anstalt in den ersten Jahren nicht mehr als 12—15 meist ausländische Zöglinge.

Nach und nach trat aber die wissenschaftliche Erziehungsanstalt an Bedeutung in die Stelle des zurückgesetzten landwirthschaftlichen Institutes. Ihre Blüthezeit fällt in die Zwanzigerjahre. Allein an ihr waren für mehr als 100 Zöglinge über 30 Lehrer angestellt. Fellenberg scheute keine Mühe und keine Kosten, von allen Seiten her ausgezeichnete Lehrkräfte herbeizuziehen[1]. Selten ließ er es geschehen, daß Classen mehr als 5 Schüler zählten, damit eine individuelle Behandlung der Zöglinge nicht unmöglich werde. Nicht gern übertrug Fellenberg einem Lehrer mehr als 16 Lehrstunden; für die übrige Zeit besaß jeder Lehrer völlige Freiheit; Fellenberg wollte, daß seine Lehrer, um stets frische Lust zum Unterrichte zu behalten, schöne Muße zu eignen Studien hätten. Einzelne Lehrer wurden ausschließlich für die praktische Erziehung und Aufsicht, die Andern ausschließlich für den Unterricht verwendet. Der wissenschaftliche Unterricht umfaßte alle humanistischen und realistischen Fächer, welche in öffentlichen Gymnasien gelehrt werden[2].

Was die Philanthropine auszeichnete, bot Hofwyl in erhöhtem Maßstab: den Sinn für die Leibesübungen — jeden Tag wurde wenigstens eine Stunde geturnt, 1818 ward die große Reitschule gebaut, für Badanstalten war ohne Rücksicht auf die Kosten in trefflicher Weise gesorgt — wie für die Freiheit individueller Entwicklung.

So läßt sich denn auch begreifen, daß trotz mancher Unvollkommenheit, die Hofwyl als Privatanstalt überhaupt und aus speciellen Gründen anhafteten, — der oft rasche Wechsel unter den Lehrern wie unter den Zöglingen, der Zusammenfluß von Zöglingen aus aller Herren Länder und aus den verschiedensten Nationen, die Rücksicht auf Prinzen und andere Goldvögel, der man sich doch nicht ganz entschlagen konnte, die häufig hervor-

---

[1] Von den bedeutenden Namen unter den Anstaltslehrern nennt Hamm S. 20: Griepenkerl, Lippe, Briegleb, Schacht, W. Huber, Fr. Kortüm, Dr. Theodor Müller, Bischoff, F. Weber, Opitz, Hertel, Weißenborn, Wittich, R. Rauchenstein, Urlichs, Franke, Mönnich, Desberger, Fischer, Borberg, Henne, Weigele, Hirzel, Fleischer (später in Hohenheim) u. a. Papst II, 181 fügt neben einzelnen der Genannten für die Zwanzigerjahre noch die Namen des Geographen Vollrath Hofmann, des Dialektikers Fr. Jos. Zimmermann, des Naturhistorikers Schmid hinzu.

[1] Aus der Reproduction, die Wiget (in Ziller, Jahrbüchern für wissenschaftliche Pädagogik) von den wichtigsten Actenstücken über den Unterrichtsplan giebt, geht nicht nur mit Klarheit hervor, daß die wissenschaftliche Erziehungsanstalt unter Griepenkerls Leitung auf den Herbartschen Erziehungsgrundsätzen aufbaute, sondern auch, daß Fellenberg selbst mit großem Verständniß sich in die Ideengänge Herbarts hineingelebt und mit Wärme für sie eintrat

Digitized by Google

tretende herrische und heftige Gemüthsstimmung Fellenbergs und die Reibereien unter den Lehrern, der Mangel eines völlig einheitlichen festgegliederten Lehrplanes — gerade die tüchtigsten Lehrer gerne in Hofwyl weilten und ihm auch später in der Ferne treue Anhänglichkeit und eine freundliche Erinnerung bewahrten. „Wer Fellenberg", sagt der Biograph Th. Müllers, „mit den von ihm verkündigten und thatsächlich erstrebten Ideen aufzufassen befähigt und geneigt war und ernstlich sich in sein Leben hineinzuleben trachtete, was freilich eine nicht geringe Selbstverläugnung erforderte, der folgte ihm auch getreu und wirkte freudig mit. Denn er sah, daß es sich hier in allem Ernste um die Verfolgung eines der schönsten und edelsten Lebenszwecke handelte, daß Menschenbildung hier nicht blos ein laut tönendes Wort war. Wer mit wahrer Liebe zu seinem Beruf nach Hofwyl kam, und mit ungetrübtem Auge das dortige Leben anschaute, der gewahrte bald, daß der Grundton desselben nicht der alltägliche war, daß er sich in einer Atmosphäre bewegte, die ihn immer mehr zu idealem Streben zu erheben geeignet war und ihm die reichste Gelegenheit bot zu einer vielseitigen Entwicklung und Bethätigung seiner Kräfte."

Einen bedenklichen Stoß erhielt die Blüthe der wissenschaftlichen Anstalt durch ärgerliche Auftritte der Widersetzlichkeit von Zöglingen im Februar 1834, als die in Folge politischer Vorgänge vermehrte Gereiztheit Fellenbergs sich in Behandlung der jungen Leute fühlbar machte und ein gewissenloser Lehrer diese zum Ungehorsam hetzte. Die „tolle Woche" Hofwyls gieng zwar ohne dauernde Mißklänge zu hinterlassen vorüber und nach Entlassung des aufwieglerischen Lehrers nahm das ganze Hofwylerleben wieder seinen regelmäßigen und ruhigen Gang; aber eine der nächsten Folgen der Meuterei war, daß eine nicht unbedeutende Anzahl von Zöglingen entweder durch Fellenberg von Hofwyl fortgeschickt oder von ihren Eltern zurückgezogen wurde, so daß im nächsten Jahr die höhere wissenschaftliche Anstalt nur noch gegen 40 zählte, und wenn auch in den nächsten zwei Jahren durch besonders angelegentliche Empfehlung derselben in Amerika die Frequenz wieder auf 60 stieg, so erhielt sie sich doch nur kurze Zeit auf dieser Höhe und sank von da an ziemlich stetig bis auf etwa 30 herab. Doch ist diese Anstalt diejenige gewesen, welche alle übrigen Hofwyleranstalten überlebend erst am 23. März 1848 als die letzte Anstalt Hofwyls von den Fellenbergischen Erben geschlossen worden ist.

5. Erst spät, aber mit ungeschwächter Thatkraft gieng Fellenberg an die Aufgabe, das Mittelglied zwischen den beiden Extremen, Reich und Arm, die für den Mittelstand bestimmte Realschule einzuführen. Es geschah das 1828. In dem folgenden Jahrzehend trat diese Neuschöpfung, die ebenfalls rasch in Blüthe kam, in den Vordergrund und zählte Ende der

Digitized by Google

Dreißigerjahre über 100 Schüler, meist Schweizer. Die Fächer waren die einer Industrieschule der Neuzeit angemessenen. Auch die Realschule überlebte den Stifter von Hofwyl und wurde erst zu Ostern 1846 aufgelöst.

6. Neben allen diesen Anstalten stand unter der speciellen Leitung der Frau v. Fellenberg 12 Jahre lang (in den Zwanziger- und der ersten Hälfte der Dreißigerjahre) eine Mädchenerziehungsanstalt, in welcher eine bedeutende Zahl Mädchen aus den allerärmsten Familien der umliegenden Dorfschaften zweckmäßigen Unterricht, und namentlich Bildung in der Haushaltungskunst erhielt. Späterhin wurde dieser Unterricht in den Dörfern selbst ertheilt, und die Schulreorganisation der Dreißigerjahre löste durch staatliche Anhandnahme diese Privatbestrebungen Hofwyls ab. Wie sehr aber auch dieser Zweig der Hofwyler Bildungsanstalten in das organische Ganze derselben einzugreifen bestimmt war, ergiebt sich daraus, daß Fellenberg durch diese Armenschule für Mädchen Armenkinder-Mütter zu bilden wünschte, die einst mit den zu Hofwyl gebildeten Armenkinder-Vätern ehelich verbunden und auf den umliegenden Lehengütern angesiedelt, ein Netz von Armenerziehungsanstalten über den ganzen Kanton Bern und weiterhin verbreiten helfen sollten, vermittelst dessen allmälig hülflosen und erziehungsbedürftigen Armenkindern des Staates nach dem gleichen Rettungssystem zu helfen gewesen wäre.

7. Noch in seinen letzten Jahren gründete Fellenberg auf Hofwyl eine Kleinkinderschule, die indeß mit dem Tode des Stifters 1844 eingegangen zu sein scheint.

8. Zum Schluße erwähnen wir die von Fellenberg in den Jahren 1808 und 1809 und dann wieder in den Dreißigerjahren (mit dreimonatlicher Dauer) auf eigene Kosten eingerichteten Normalcurse für Volksschullehrer, von welch' letztern mehrere Jahre hindurch eine bedeutende Anzahl (bis auf 100) in den Sommerwochen nach Hofwyl pilgerten, um dort die Lücken ihrer Kenntnisse auszubessern und neue Anregung für ihren Beruf zu erhalten. Waren diese Curse in den ersten Jahren ein wohlthätiger Ersatz für die noch gänzlich mangelnden Seminarien, so führte sie Fellenberg auch noch nach Gründung des Lehrerseminars im benachbarten Münchenbuchsee, und wegen dessen Direction mit den kantonalen Erziehungsbehörden zerfallen, zum Trotz als Concurrenz mehrere Jahre hindurch fort, bis sie endlich eingiengen, weil der Nutzen derselben mit den gewaltigen Kosten, die Fellenberg dadurch erwuchsen, außer Verhältniß stand; aber daß er als Privatmann dem staatlichen Unterrichtswesen Jahre hindurch Concurrenz machen könne, wenn er wolle, das hat Fellenberg allerdings gezeigt.

* * *

Digitized by Google

Der Mann nun, dem dieſer einzig in ſeiner Art daſtehende Erziehungsſtaat ſein Daſein verdankte, „war noch in ſeinem hohen Alter eine impoſante Geſtalt, wie er immer ein ſchöner und ſtattlicher Mann war. Sein Aeußeres war einfach und ſchlicht, ebenſoweit entfernt von Schimmer wie von Vernachläſſigung. Sein Profil war ein ſcharfes, ausgezeichnetes, ſeine blitzenden Augen ſchienen in der Seele des ihm Gegenüberſtehenden leſen zu wollen, auf ſeiner hohen Stirne thronte die Kraft des erfaſſenden Geiſtes. Straff und ſtramm in ſeiner Haltung, raſch in ſeinen Bewegungen eilte er mit gleicher Lebhaftigkeit durch ſeine Felder, wie er noch in ſeinen letzten Tagen mit jugendlicher Gewandheit die wildeſten Pferde tummelte. Seine Stimme tönte friſch und ſonor; ſeine Unterhaltung war anziehend und gewinnend, ſein Benehmen in der Geſellſchaft würdevoll und angemeſſen. Er war ein Mann des Verſtandes und zwar eines früh gereiften, durchdringenden . . . Eine ungeheure Willenskraft, eine eiſerne Beharrlichkeit unterſtützten namhaft ſeine großen Pläne. Er war ein ſcharfer Denker; ſeine Productivität war jedoch mehr combinirend als ſchaffend. In hohem Grad beſaß er das Talent der Organiſation, wie er überhaupt dem Leben hauptſächlich die praktiſche Seite abzugewinnen ſuchte. Von allen Aeußerlichkeiten ſich befreiend, war er keinem Zwang der Gewohnheit unterworfen."

Was Fellenberg zu dem befähigte, was er geworden iſt und geleiſtet hat, das war ſeine Energie und ſein Glaube an die Verwirklichung des Ideals, der ihn nimmer verlaſſen hat. „Wir leben", ſo ſchrieb er am Eingang ſeines Wirkens im Jahr 1807, „in einem Zeitalter, in dem blos leidende Verdienſte nichts mehr gelten; nur unſer Vermögen, nur hohe Kraft und Thätigkeit beſtimmen unſer und der Nachwelt Loos. Das beſte wird demjenigen zu Theil, der ſeine phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Kräfte in Harmonie zur höchſten Behülflichkeit und Wirkſamkeit treibt. Was von Einzelnen wahr iſt, das iſt es noch mehr von ganzen Geſellſchaften und Völkern. Diejenigen, welche dahin gekommen ſind, ohne Ausnahme das ausführbar zu erkennen, was Alles im Gebiete menſchlicher Wirkſamkeit liegt, denen iſt Alles möglich, was nicht mathematiſch unmöglich iſt."

Und am Spätabend ſeines Lebens, als er die volle Summe ſeiner Leiſtungen überzählen konnte, ſchloß er einen öffentlichen Aufruf an alle Menſchenfreunde mit den Worten: „Es frägt ſich nur, ob ſolche Unternehmungen rein und entſchieden auf die höhern und ewigen Zwecke der ſittlichen Weltordnung ausgehen, ohne ſich um das Wandelbare, Vergängliche, Materielle mehr zu bekümmern, als Gottes Schöpfungen dies durch die Geſetze, welche ihre weſentlichen Verhältniſſe ordnen, dem Menſchengeſchlechte zu thun erlauben; ſo kann es nicht fehlen, daß auch die materiellen Bedingungen eines erwünſchten Erfolgs ſich finden, wie Sonne, Mond und

Digitized by Google

Sterne zur Erreichung der Endzwecke des göttlichen Willens niemals gebrechen: da gilt allerdings im vollsten Maße das göttliche Wort des Heilandes, der da sagte, daß der Glaube Berge versetzt. Es geschieht freilich auch und nur zu häufig, daß angebliche ideale, nach einseitiger Ausbildung der Phantasie vorgenommene Bestrebungen durch ihre Abweichungen von der natürlichen Ordnung der Dinge, die Gott festgesetzt hat, zu gänzlichem Mißlingen menschlicher Unternehmungen und insbesondere zu ökonomischem Ruin führen; aber mit soliden, wahrhaft idealen, keineswegs einseitig aufgefaßten Bestrebungen, die keine der wesentlichen Bedingungen des besten Erfolges in der Welt der Erscheinungen vernachlässigen, die dem Menschengeschlecht zur Erstrebung seiner Bestimmung angewiesen ist, verhält sich dies ganz anders. Da erhebt das höhere Bewußtsein, daß es sich um die Lösung einer von Gott gegebenen Aufgabe handelt, über alle entgegentretenden Hindernisse — da wird der Muth zur Besiegung aller möglichen Gegensätze gestählt, — da begeistert auf Leben und Tod die Ueberzeugung, daß früh oder spät, auf die eine oder die andere Weise der Zweck, um den es zu thun ist, erreicht werden wird.

Daß dieser „Mann von römischem Willen und eiserner Consequenz in dessen Durchführung" bei aller Begeisterung für die Gesellschaftsrettung der Menschheit nicht in kosmopolitischen Träumereien sich verloren; daß er vielmehr den Sinn für das Positive, Bestimmte, sich bewahrt und dessen Macht auf die Gemüther in Vaterlandsliebe und Religiosität richtig gewürdigt, das erscheint als eine einfache Folgerung aus dem Grundcharakter seines Wesens. Darin liegt auch ein in seinem ganzen Werden begründeter Unterschied Fellenbergs von den Philanthropisten. Nicht zwar, als ob Fellenberg irgendwie der romantisch-mystischen oder confessionell orthodoxen Richtung in religiösen Dingen sich verwandt gefühlt; sein Christenthum war und blieb insofern das Christenthum der Aufklärung, als ihm die Dogmen (wenn er sie auch nicht in kritischer Zersetzung angriff und für den Abschluß des Religionsunterrichtes bei seinen Zöglingen confessionellen Unterricht eintreten ließ) Nebensache, das Wirken im Geiste Jesu die Hauptsache, und Christus zwar „der göttliche Stifter unserer Kirche", aber nicht minder „der musterhafteste Erzieher des Menschengeschlechtes" war. Aber seine gelegentlich heftig hervortretende Opposition gegen die „Priesterkaste" trug nicht das Gepräge der religiösen Negation, sondern die religiösen Ideen, Gott, Unsterblichkeit, Vorbild und Lehre Jesu waren für ihn wirklich reales Fundament, auf das sich sein inneres Leben aufbaute und mit dem sich in individueller Weise Alles verflocht, was Ideal seines Lebens war; als solches Fundament traten denn auch die religiösen Beziehungen in Betonung eines ächten praktischen Christenthums in das Anstaltsleben ein, gaben ihm in kurzen täglichen und

Digitized by Google

regelmäßigen sonntäglichen Andachten die Weihe, und Fellenberg selbst hat „religiöse Vorträge“ in diesem Sinn gehalten, die seinen Zöglingen in einfacher und von wahrer Begeisterung durchglühter Sprache die sittlich-religiösen Ideen ans Herz zu legen strebten. Aus diesem Gesichtspunkte suchte er selbst die confessionellen Verschiedenheiten bei den Zöglingen nicht sowol zu verwischen, als bei den letztern eben dadurch einen Wetteifer für Bethätigung wahren Christenthums zu erregen.

Eine ähnliche positive und starke Stütze für sein pädagogisches Wirken wie für seine eigene Begeisterung fand Fellenberg in der Hervorhebung des nationalen Bewußtseins und der Vaterlandsliebe. Scharf hat sich Fellenberg gegen alle Kirchthurmspolitik, gegen den Kantönligeist ausgesprochen; seine Ansicht von der internationalen Mission der Eidgenossenschaft, als der Burg der Freiheit im Herzen von Europa, steht dann freilich in einer Weise dem Grundsatz passiver Neutralität gegenüber, die bei einem praktischen Staatsmann kaum sich rechtfertigen ließe: und es läßt sich sogar fragen, ob Fellenberg nicht zu Zeiten von einer schweizerischen Nationalität gänzlich Abstand genommen und an ihre Stelle die Zusammengehörigkeit des deutschen Geistes gesetzt habe. Doch erweist sich auch in dieser Beziehung Fellenberg als der Mann, der bei aller Größe und kosmopolitischen Abzweckung seiner Lebensaufgabe einem verschwimmenden Kosmopolitismus gegenüber auf dem realen Boden des Bewußtseins seiner Zeit erwachsen, mit den realen Factoren seiner Zeit zu rechnen verstand.

Und noch nach einer andern Seite zeigt sich dieser nämliche Sinn für die realen Factoren: in der finanziellen Berechnung und Combination, die seinen Anstalten zu Grunde liegt. Jene Treue im Kleinen, die des einzelnen Strohhalmes achtet und ihn nicht nutzlos verderben läßt; jene Virtuosität, welche die Goldgrube der wissenschaftlichen Erziehungsanstalt für den ganzen Erziehungsstaat auszubeuten versteht, bildet einen wundersamen Contrast mit der finanziellen Unordnung in Pestalozzis Anstalt in Iferten. Auch darin nicht weniger als auf jenen idealen Gebieten zeigt sich des Mannes Größe, der den Lohn und Ruhm seines arbeitvollen Lebens allein darein gesetzt hat, als „Stifter von Hofwyl“ eine mustergültige und lebenskräftige Erziehungsanstalt geschaffen zu haben und dadurch seinem Vaterlande zu seiner providentiellen Bestimmung als Hort geistiger und socialer Regeneration der Völker zu verhelfen.

Nur der unwandelbaren Begeisterung Fellenbergs für sein Lebensideal, gepaart mit dieser auf die realen Factoren der geistigen und materiellen Welt gerichteten Energie, konnte es gelingen, alle Schwierigkeiten siegreich niederzukämpfen, die nicht zu geringem Theil aus seiner eigenen Individualität erwachsend sein Lebenswerk bedrohten. Denn der in sich geschlossene Charakter

Digitized by Google

Fellenbergs versagte ihm das erste Erforderniß eines Erziehers: sich in eine fremde Individualität hinein zu denken; wenn er selber pädagogisch eingreifen wollte, hat er, der die Menschen nach der eigenen Kraft und der ihm innewohnenden Begeisterung für das Ideal bemaß, selten die rechte Saite angeschlagen und oft mehr Schaden angerichtet, als genützt; auch sein Lehrtalent ist nicht unbestritten gewesen, er war keineswegs zum praktischen Lehrer gemacht; es gieng ihm die nöthige Ruhe und Kaltblütigkeit ab, auch fehlte es ihm an pädagogischen Detailkenntnissen, die Discussion einer Lehrerversammlung in gedeihlicher Weise zu leiten; den Lehrern erschien er oft als Despot und es brauchte manchmal für sie nicht geringe Selbstüberwindung, sich über jähe Ausbrüche seiner Laune hinwegzusetzen; und wie das nicht selten bei Naturen der Fall ist, die einem Ideal sich ganz und gar zu eigen gegeben und von der Größe und Nothwendigkeit des vorgesetzten Lebenszieles durchdrungen sind, sie stehen in Gefahr, der raschen Erreichung dieses Zieles zu liebe einer an Fanatismus streifenden Rücksichtslosigkeit zu verfallen und den gefährlichen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, nicht immer mit der nöthigen Strenge zu meiden. Man kann bei der Einsicht in diese Schattenseiten von Fellenbergs autokratischer Natur, die, für sich allein betrachtet ihm die Leitung eines pädagogischen Institutes nach Bitzius scharfem Urtheil geradezu zu verschließen schienen, nur staunend die Größe des Gegengewichtes erwägen, das in seiner mächtigen Persönlichkeit und der Großartigkeit seines Wollens liegend im Stande war, all' diese ungünstigen Einflüsse zu paralysieren. Die Existenz Hofwyls beruhte auf der Persönlichkeit seines Stifters, dessen Vorzüge und Unvollkommenheiten sich in der Geschichte seiner Anstalten abspiegeln.

Das hat denn auch Fellenberg selbst von Anfang seines Wirkens an gefühlt, daß er sein Werk nur dann als über seinen Tod hinaus gesichert betrachten könne, wenn es ihm gelinge, dasselbe von seiner Persönlichkeit abzulösen, und in dem erfolglosen Ringen nach diesem Ziel liegt ein wahrhaft tragisches Moment.

Wie gesagt, diese seine Versuche gehen schon auf den Anfang seines Wirkens zurück. Sie äußern sich in doppelter Weise: je nach der jeweiligen Sachlage entweder in der Bereitwilligkeit, auf eine Association (so mit Pestalozzi, Fichte) einzugehen, oder aber die Anstalten dem Staate zu übergeben.

Der günstigste Moment, durch Uebergabe an den Staat die Fortdauer seiner Anstalten zu sichern und ihnen als Grundlage für das bernische Unterrichtswesen eine wahrhaft schöpferische Stellung anzuweisen, schien vorhanden, als in Folge der Julirevolution von 1830 auch im Kanton Bern die freisinnige Partei ans Ruder kam und Fellenberg, der den freiern Anschauungen „in den Bevorrechtigungsperioden unwandelbar treu" geblieben

Digitized by Google

war, in den Behörden Sitz und Einfluß erhielt, als die Regierung 1832 den Normalcurs für Volksschullehrer gegen den Willen des neugewählten Seminardirectors Langhans nach Hofwyl verlegte, dessen Lehrkräfte und Räumlichkeiten Fellenberg der Regierung zu diesem Zwecke zu unentgeltlicher Verfügung angeboten; — und da endlich der Große Rath zu Ende des Jahres 1833 Fellenberg zu seinem Präsidenten wählte, so richtete derselbe in der Meinung, daß mit der höchsten Würde des Landes in ihm der Stifter von Hofwyl habe geehrt und sein Streben auf dem Felde der Erziehung anerkannt werden wollen, „Anfangs 1834 zur Zeit, da er als Landammann der Republik vorstand", ein Sendschreiben an den Großen Rath, in welchem er seine politisch-socialen Reformgedanken auseinandersetzte und die Nothwendigkeit eines Hofwyl nachgebildeten Organismus der Nationalerziehung betonte. Um hiefür die höchste Landesbehörde um so sicherer zu gewinnen, gab er derselben die förmliche Erklärung ab, „daß er zu den angegebenen Zwecken mit unbedingter Zustimmung seiner Kinder in sehr erfreulichem Flor aller Zweige seiner Anstalten als unentgeltliche Gabe Alles niederlege, was er zur Versicherung seiner Wohlfahrt in Hofwyl erbauet habe[1]. Die Schätzung seiner Landgüter, die er als Grundlage seiner Schenkung der Republik abzutreten haben werde, vertraue er unbedingt der Gerechtigkeitsliebe und der Billigkeit der höchsten Landesbehörden an." Dabei behielt er sich freilich vor, daß für die Zukunft der Hofwyler Anstalten eine durchaus wol combinirte Organisation als Garantie für die Zweckmäßigkeit ihres inneren Ganges und ihres Verkehrs mit den verschiedensten Bestandtheilen der Republik ausgemittelt und festgesetzt und in einer an anderm Orte von ihm bezeichneten Weise eine gewissenhaft sorgfältige Auswahl des zugehörigen Personals vorgenommen werde. — „Auf den Fall, daß es seinen Widersachern gelingen würde, auch diese seine Erklärung in übeln Verdacht zu bringen, als wäre sie irgend einer andern, als der ausgesprochenen Absicht beizumessen, verpflichtete er sich sammt den Seinigen, sich von Hofwyl zurückzuziehen, sobald die höchste Landesbehörde dies für die beabsichtigten Ergebnisse seiner Bestrebungen für zuträglich halten möchte: fände sie aber, daß seine und der Seinigen Gegenwart dem Erfolg des angegebenen Vorhabens fernerhin zuträglich sein möchte, so würden sie gerne fortfahren, den höchsten Vaterlandsinteressen in ihrem bisherigen Wirkungskreise unentgeltlich zu dienen, wie dies seit 34 Jahren geschehen sei."

Um dieses Project auch im Bewußtsein weiterer Kreise zu fördern, erschien gleichzeitig aus der Feder des getreusten Mitarbeiters Fellenbergs,

---

[1] Dieses Anerbieten bezog sich auf Gebäulichkeiten, deren Ausführung weit über 200,000 alte Schweizerfranken gekostet hatte. Pabst, III. 68.

Digitized by Google

Theodor Müller, eine Druckschrift: „Hofwyl in seiner Bedeutung als schweizerisches Nationalinstitut."

Aber der Hoffnung folgte die grausamste Enttäuschung. Fellenberg war viel zu selbständig, um je einer Parteiparole zu folgen, oder den vom Staat an die Spitze des Erziehungswesens gestellten Männern sich mit seinem in voller Starrheit festgehaltenen Ideale unterzuordnen, er war viel zu leidenschaftlich, um in parlamentarischer Discussion etwas auszurichten, und seine Leidenschaftlichkeit hatte ihn schon vor der Erhebung zur Würde eines Landammanns in dem ärgerlichen Streit mit Seminardirector Langhans und in seinen Angriffen auf die Priesterkaste über alles Maß der Billigkeit hinausgeführt, und ihm daher viele und heftige Feindschaft zugezogen. Und als nun gar bei der übermenschlichen Mühe, die Landammannstelle neben der Direction von Hofwyl auszufüllen, bei seiner unvermeidlichen täglichen Abwesenheit von Hofwyl und der gereizten Stimmung, in die er durch die auf ihn gerichteten Angriffe gerieth, auch in Hofwyl der Geist der Unbotmäßigkeit um sich griff, und jene Hofwyler-Revolution ausbrach, die gierig benutzten Stoff zu neuen Angriffen darbot, und als anderseits seine Unfähigkeit, die Behörde zu präsidieren, sich so augenscheinlich erwies, daß er schon nach wenigen Wochen sich veranlaßt fand, die Würde eines Landammanns niederzulegen: da hatten seine Gegner gewonnenes Spiel und vergalten ihm nun auch ihrerseits durch eine fortgesetzte Reihe von Kränkungen redlich und reichlich, was er ihnen gegenüber verbrochen. Im Großen Rathe selbst wurden Fellenbergs Anträge als Ergebnisse fixer Ideen und romantischer Phantasiegebilde dargestellt und ein Mitglied erklärte ihn in einer Sitzung geradezu für wahnsinnig. Daß aber bei diesem Umschwung der Stimmung von einer staatlichen Uebernahme von Hofwyl nicht mehr die Rede sein konnte, liegt auf der Hand. „Nachdem sein hierauf bezügliches Anerbieten vom 14. Dezember 1833 Jahre lang keiner Antwort gewürdigt worden war, richtete er am 6. Mai 1837 an den Großen Rath der Republik Bern eine „Mahnung", in welcher er demselben aufs Neue seine Hofwyler Gebäude als eine unentgeltliche Gabe seiner Vaterlandsliebe unter dem alleinigen Beding antrug, daß die Erreichung der wohlthätigen Zwecke der Hofwyler-Anstalten über sein Grab hinaus auch den kommenden Generationen zugesichert werden möge." Trotz allen Bemühungen Fellenbergs aber faßte der Große Rath am 14. Februar 1838 den Beschluß: „ohne die wolgemeinten Absichten des Herrn von Fellenberg zu verkennen, und unter Verdankung derselben auf seine Anträge in Betreff der Abtretung der Hofwyler-Anstalten an den Staat nicht einzugehen."

Diese endgültige Vernichtung seiner Lieblingshoffnung hinderte indeß Fellenberg keineswegs, mit der alten Kraft auf Hofwyl weiter zu arbeiten.

Digitized by Google

Jeder Widerstand, auf den er stieß, diente nur dazu, seine Thatkraft zu verdoppeln. Ein „Aufruf der Direction der Hofwyler-Unternehmungen an alle Menschenfreunde“ erschien, um die Bildung einer Association für Uebernahme seiner Anstalten aufs Neue anzuregen; und gleichzeitig nahm die Errichtung der landwirthschaftlichen Anstalt auf der Rütti Fellenbergs Kraft im Sommer 1844 in erhöhtem Maße in Anspruch. Alle Tage, so oft nicht dringende Geschäfte ihn abhielten, ritt Fellenberg hinaus auf die Rütti, um Feldarbeiten und Neubauten zu besichtigen. Dabei scheute er kein Unwetter und bestieg am liebsten sein wildestes Pferd, welches er mit Leichtigkeit bändigte und lenkte. Der 73jährige Greis zeigte in Blick, Haltung und Bewegung noch eine so jugendlich frische Kraft und Rüstigkeit, daß man ihm das höchste Alter zu weissagen geneigt war. Aber seine Lebenstage waren bereits gezählt, und allzu großes Vertrauen auf sein körperliches Vermögen beschleunigte sein Ende. Auf einem bei schneidendem Nordwind unternommenen scharfen Ritte nach Bern zog er sich eine Erkältung zu, welche ihn gleich nach seiner Heimkehr am 2. November aufs Krankenlager warf. Das katarrhalische Fieber, mit welchem sein Siechthum begann, verschlimmerte sich bald zu einer Lungenentzündung. Am 14. erschien sein Zustand bereits hoffnungslos; auch soll er selbst zu seiner Umgebung gesagt haben: „Ich werde wol einen andern Weg gehen müssen.“ Tags darauf schien Besserung einzutreten; aber vom 18. an ward sein Zustand anhaltend schlimmer, Sprache und Bewußtsein schwanden, und in der Nacht vom 20. auf den 21. November 1844, gegen halb ein Uhr, war er schmerzlos dahingeschieden. In den Gesichtszügen des Todten offenbarte sich neben dem starken Gepräge der Kraft ein schöner Ausdruck von Milde und Freundlichkeit. Erst am 5. Dezember fand das Leichenbegängniß unter großer Theilnahme in feierlicher Weise zu Hofwyl statt, wo sein Stifter in einer Familiengruft ruht.

Der Versuch der Lehrer, im Einverständniß mit der Familie Fellenberg und unter der Leitung des ältesten Sohnes des Verstorbenen die Hofwyler-Anstalten weiterzuführen, entsprach in seinem Verlaufe den anfänglich gehegten Erwartungen nicht: wir haben bereits gemeldet, daß schon zu Ostern 1848 die letzte der Hofwyler-Anstalten nach Beschluß des Familienrathes aufgehoben wurde.

* * *

Wenden wir unsern Blick von dem Zusammensinken der Fellenbergischen Schöpfungen ab und fragen uns: Ist Fellenberg dadurch thatsächlich widerlegt und sein Wirken ein irriges gewesen?

Digitized by Google

Man ſagt gewöhnlich: es hat ſo kommen müſſen, weil Hofwyl auf Fellenbergs Perſönlichkeit beruhte und mit ſeinem Hinſchied ihm die Grundlage ſeiner Exiſtenz entzogen wurde.

Dieſe Antwort reicht aber nur ſo weit aus, als ſie Hofwyl ſelbſt betrifft; aber ſie erklärt nicht die Thatſache, daß die von Fellenberg angeſtrebte Organiſation des Erziehungsweſens, deren Ausdruck der Erziehungsſtaat von Hofwyl war, ſeither nirgends und von Niemanden wieder aufgenommen, der von ihm gebahnte Weg öde gelaſſen worden. Denn es mag wol eine Erſcheinungsform der neuentdeckten Wahrheit in Trümmer gehen: iſt die Idee wirklich eine wahre, ſo iſt ſie auch ewig und wird ſich allen Hinderniſſen zum Trotz ſtets aufs Neue wieder Bahn brechen.

Sehen wir näher zu, ſo enthüllt ſich uns das Räthſel. Der Gedanke geſonderter Ständeerziehung, wie er auf Hofwyl ausgeprägt war, ſo wohlthätig wirkend und verſtändig, ja ſo ſelbſtverſtändlich er bei den ſocialen Verhältniſſen der erſten drei Jahrzehende unſeres Jahrhunderts und für die Generation, die dem 18. Jahrhundert entſproſſen iſt, erſcheinen mußte, dieſer Gedanke iſt von der mit der Julirevolution neuerwachten demokratiſchen Entwicklung auf dem ſocialen Gebiete wie auf dem Felde des Erziehungsweſens überholt worden.

Nicht daß die Erziehungsanſtalten für Reich und Arm räumlich neben einander geſtellt wurden, iſt die Schwäche Hofwyls, und Fellenberg hat wol Recht gehabt, wenn er in dieſer äußern Annäherung geradezu einen Fortſchritt geſehen; aber daß nach grundſätzlicher Norm (die freilich bei Fellenberg Einzelausnahmen nicht ausſchloß) die wiſſenſchaftliche Anſtalt nur den Reichen offen ſtehen, dem Armen aber, gleichviel welches ſeine Talente, in der Regel nur die mit der Erziehung zur Handarbeit verflochtene Bildung zu Theil werden ſollte, das iſt es, was dem modernen Bewußtſein widerſtrebt.

Bringt die in den Dreißigerjahren ſich vollziehende Anbahnung demokratiſcher Entwicklung eine für die den Hofwyler-Anſtalten zu Grunde liegenden Ideen verhängnißvolle Wendung mit ſich, ſo iſt es vollends für das Schickſal der Fellenbergiſchen Beſtrebungen entſcheidend geweſen, daß es dem Stifter von Hofwyl nicht gelang, ſeine Anſtalten dem neuzuſchaffenden Organismus des ſtaatlichen Erziehungsweſens einzuverleiben.

Und es darf wahrlich als ein großer Verluſt betrachtet werden, daß es nicht gelang, Hofwyl eine tiefergreifende Einwirkung auf das moderne Erziehungsweſen zu ſichern. Die über den Ständeunterſchied hinübergreifenden gemeinſamen Erziehungsgrundſätze der Hofwyler-Anſtalten ſind durchaus geſund; und mehr als das: was Hofwyl vor Allem aus auszeichnet, iſt der Verſuch einer ineinandergreifenden Organiſation des Erziehungsweſens, welche der Zeit nach die Entwicklung von der Kinderſchule an bis zum Ein-

Digitized by Google

tritt in das Jünglingsalter, und der Verſchiedenheit der Ziele nach die Anſtalten für die Ausbildung zum Beruf des gewöhnlichen Handarbeiters wie die der wiſſenſchaftlichen Ausbildung, in eine höhere Einheit zuſammenfaßt und nach einheitlichen Geſichtspunkten des ſtaatlichen und des Menſchheitslebens geſtaltet. In Durchführung dieſes Gedankens (wenn auch in der vergänglichen Form der geſonderten Standeserziehung), welcher aber eine in den gewöhnlichen Verhältniſſen der Gegenwart nicht gegebene Allmacht des ſtaatlichen und menſchlichen Geſichtspunktes für das ganze Gebiet der Erziehung vorausſetzt, iſt Fellenberg ſeiner Zeit vorausgeeilt; dieſem Kern ſeiner Beſtrebungen nach dürfte er der Vorkämpfer, wie Fichte der Prophet, einer der Zukunft vorbehaltenen Entwicklung geweſen ſein.

Nach dieſen Erwägungen wird es nicht ſchwer fallen, die Antwort auf die Frage zu finden, wie weit Fellenbergs Wirken ein irriges geweſen und ob das Zuſammenſinken ſeiner Schöpfungen ihn thatſächlich widerlege.

Wenn wir zu allem Geſagten nun noch hinzunehmen

1) die unmittelbaren Folgen ſeines Wirkens in der Erziehung von zuſammen über 2000 Knaben und Jünglingen;

2) die Anregungen, welche von den einzelnen Gliedern des Hofwyler-Organismus faſt auf alle Gebiete des Erziehungsweſens in perſönlicher Vermittlung übergegangen ſind: die Gründung der Rettungsanſtalten, der landwirthſchaftlichen Anſtalten und Akademien, den hebenden und begeiſternden Einfluß, den ein längerer oder kürzerer Aufenthalt in Hofwyl auf eine namhafte Zahl von hervorragenden Lehrern wiſſenſchaftlicher Anſtalten des In- und Auslandes ausgeübt hat — und daneben die mächtige Einwirkung des Vorbildes von Hofwyl auf rationellen Ausbau der Landwirthſchaft und die richtige Werthung ihrer ſocialen Bedeutung im Bewußtſein der Völker; —

wenn wir ferner bedenken, daß all das die Frucht der Wirkſamkeit Eines Menſchenlebens geweſen iſt;

ſo werden wir, unbeirrt durch die Schattenſeiten, die auch dieſes Menſchenleben aufzuweiſen hat, getroſt in das Wort des ſterbenden Veteranen von Hofwyl, Theodor Müller, einſtimmen:

„Man mag ſagen, was man will, Emanuel Fellenberg war doch ein großer Mann.“

W. St.

Joh. Jakob Wehrli.

1790—1855.

[Quellen: J. A. Pupikofer, Leben und Wirken von J. J. Wehrli, als Erzieher und Seminardirector. Frauenfeld 1857. — O. Hunziker, J. J. Wehrli, in der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 1870. — J. J. Schlegel, Drei Schulmänner der Ostschweiz. Zürich 1879.

Die nachfolgende Darstellung beruht (mit den nöthigen Kürzungen und Modificationen) auf der Arbeit des Verfassers vom Jahr 1870.]

Johann Jakob Wehrli wurde den 6. November 1790 in Eschikofen an der Thur geboren. Sein Vater war seit seinem 17. Jahr daselbst Schulmeister, ein sehr verständiger, ernster und anspruchsloser Mann, der mit ganzer Seele an seiner Schule hieng und, soweit es gehen mochte, an seiner eigenen Weiterbildung auch in spätern Jahren arbeitete, seine Mutter eine brave, stille, fromme Frau. Schon früh mußte der junge Wehrli neben der Schule im Haus und auf dem Felde mithelfen. „Es mag vielleicht weniger Erziehungsgrundsatz als Erwerbsstreben gewesen sein, da meine Eltern ihren Haushalt mit sehr geringen Mitteln anfangen mußten. Viele Jahre bezog der Vater für zwanzig Wochen Schule 22 Gulden. Später wurde die Schulzeit um zwei Wochen verlängert, wo dann für 22 Wochen 30 Gulden bezahlt wurden ... Neben der Schule bearbeitete er seinen Antheil Gemeinde- und etwas vom Großvater erhaltenen eigenen Boden, und bei schlechtem Wetter sowie im Winter verdiente er Einiges durch Weben. Vor 10 Uhr Abends kam er selten vom Keller herauf zum Feierabend. So jung ich war, lernte ich doch schon manche leichte Arbeiten verrichten, wodurch der Vater schon etwas länger im Webekeller und die Mutter länger beim Spinnen verweilen konnte ... Unendlich größer aber war der Gewinn dieser frühen Handarbeiten für meine ganze Lebenszeit. Ich gewann an körperlichen Kräften, Aug' und Hand hatten Uebung, Blick und Schick wurden mir dadurch eigen, die Glieder gewandt, die Hände anstellig, und die Scheu, welche sonst so Manche vor derlei Arbeiten haben, wurde bei mir zur Lust. Nächst dem Beistande Gottes verdanke ich es vorzüglich dieser praktischen Erziehung, daß ich auf meiner Lebensbahn auch im Stande war, im Fache der Erziehung mein Schärflein auf den Altar des Vaterlandes zu legen."

Da sich in dem vierzehnjährigen Knaben die Lust regte, selber Schulmeister zu werden, wurde er von seinem Vater für einige Sommer in die Stadtschule nach Frauenfeld geschickt. Wichtiger für seine Ausbildung war es, daß er 1807 an einem sechswöchentlichen Fortbildungscurs für Landschulmeister ebendaselbst theilnehmen konnte. Was er bruchstückweise durch seinen

Digitized by Google

Vater von der peſtalozziſchen Methode vernommen, wurde ihm hier mehr Ganzes und klarer. Hier lernte er die peſtalozziſche Einheits- und Bruchtabelle kennen, wurde leidenſchaftlich dafür eingenommen und häufig kam es vor, daß er ſie mit ſchwächern Lehrern einüben mußte. Wenn er indeß beim Abſchluß dieſes Curſes ſeine Luſt für den Lehrerberuf entſchieden und geſichert glaubte, ſo lag darin eine Selbſttäuſchung. Denn als ſeine Gemeindsgenoſſen bei ſeiner Rückkehr von Frauenfeld in ihn drangen, den von ſeinem Großvater ausgeübten Beruf eines Dachdeckers in der Heimatgemeinde weiterhin zu verſehen, ſo gieng er nicht nur vorläufig darauf ein, ſondern war auch auf dem Punkte, dieſer Beſchäftigung zu lieb die Schulmeiſterei ganz aufzugeben. Da wurde ihm vom Erziehungsrathe für den Winter von 1807—8 die Leitung einer kleinen Schule im Bezirk Tobel angetragen und der beſtimmten Einwirkung ſeines Vaters gelang es, ihn zur Annahme dieſes Auftrages und damit wenigſtens zu einem Verſuche im Gebiet des Lehrerberufes zu beſtimmen. Daß dieſer Verſuch recht befriedigend ausfiel, hielt ihn dann endgültig bei ſeinem erſten Entſchluſſe, Schulmeiſter zu werden, feſt.

In den Sommer 1809 fällt die erſte Berührung ſeiner Familie mit Hofwyl. Fellenberg wandte ſich nämlich, da die berniſche Regierung den Lehrern ihres Kantons verboten hatte, an dem von ihm für berniſche Lehrer eingerichteten Fortbildungscurſe weiterhin Theil zu nehmen, an die Regierungen der übrigen deutſchen Kantone, um von ihnen bildungsfähige Lehrer für einen allgemein ſchweizeriſchen Fortbildungscurs zu erhalten. Neben andern Kantonen entſprach auch der Thurgau dem Anerbieten Fellenbergs, indem r ebenfalls einen Lehrer nach Hofwyl abordnete und dazu den Vater Wehrli auserſah. Dieſer benützte den Curs in Hofwyl acht volle Wochen mit Gewiſſenhaftigkeit und großer Freude. So begeiſtert er indeß von demſelben zurückkam, hatte er ſich zu alt und zu wenig gebildet gefühlt, um Fellenbergs Beſtrebungen richtig aufzufaſſen, und dies Herrn Fellenberg offenherzig mit der Bemerkung geſagt: ſein Sohn würde hier viel eher am Platze ſein. „Sendet ihn auf einige Zeit her“, ſoll Fellenberg ſogleich erwiedert haben, und der Vater: dieſes Jahr ſei es nicht mehr möglich, aber auf künftigen Sommer ließe ich es gerne geſchehen. So reiste denn der zwanzigjährige Schulmeiſter, nachdem er über den Winter noch ſeine frühere Schule verſehen, am 27. März 1810 nach Hofwyl ab. Bei der Wehmuth, die der bevorſtehende Abſchied mit ſich gebracht, war indeß ausgemacht worden, daß er Hofwyl nur auf einige Wochen beſuchen, nicht aber bleiben und eine Stelle annehmen ſolle.

Dieſer Entſchluß hielt nun freilich vor dem Einfluſſe, den Hofwyl auf den jungen Mann ausübte, nicht Stand. Nicht daß die Liebe zur Heimat und zu den Seinigen durch die Entfernung ausgelöſcht worden, nur traten

Digitized by Google

ihre Ansprüche gegenüber der Lebensaufgabe, die sich in Hofwyl für ihn selbst eröffnete, in zweite Linie zurück, und der Vater, mit dem er einen beständigen und gänzlich offenherzigen Briefwechsel unterhielt, war damit einverstanden. Fellenbergs That ist es, die Fähigkeit Wehrlis zum Beruf des Armenlehrers erkannt, ihn veranlaßt und angeleitet zu haben, sich in diesen Beruf hineinzuleben und zu seiner Erfüllung sich vollends zu befähigen.

Nachdem Wehrli sich ein paar Wochen in Hofwyl eingelebt, übergab ihm Fellenberg zum Versuch in Unterrichtung und Arbeitleitung fünfundzwanzig Taglöhnerkinder. Als er sah, wie gut dem jungen Mann die Verbindung gewisser Unterrichtsgegenstände mit dem Arbeitsfleiße gelang, „schien er", erzählt Wehrli, „vor Freude fast außer sich zu kommen und klopfte mir einmal auf die Schulter, sprechend: Es geht, mein Freund; nun wollen wir mit der Armenschule beginnen."

Indeß, es gieng noch nicht so schnell und ungehindert. Der erste Anfang mit der Armenschule, zu dem man Kinder aus der Umgebung nahm, mißlang eben deshalb, da sich bei diesen Kindern die Einflüsterungen ihrer Umgebung und ihrer Eltern geltend machten. Fellenberg sah sich darum gezwungen, diese Schaar wieder zu entlassen und das Material verwahrloster Kinder für seine Schule aus der Ferne zu beziehen. Zu Anfang Juni 1810 kam der erste Zögling, ein Luzerner, an und am Ende des Jahres zählte die Anstalt schon 7 Zöglinge aus 6 verschiedenen Kantonen. Die Auswahl der Zöglinge war nach Fellenbergs ausdrücklicher Aussage, so zu sagen „blindlings einem höhern Anordner der Dinge überlassen; es waren von der Polizei aufgegriffene Bettler, mit Krätze und Scropheln behaftete Serblinge, ausgehungerte Jammergestalten, welche die Züge eines auszehrenden Elends im Antlitz trugen; lügnerische, streitsüchtige Strolche, die ihren frühern Versorgern entlaufen waren; schmutzige Gassenjungen, voller Läuse; durch Affenzucht verhätschelte, arbeitsscheue Näscher; nebenher dann auch wieder Kinder ehrbarer Haushaltungen, gut geartete, aber verlassene Waisen." Wehrli schildert die von Fellenberg ihm angewiesene Stellung und Tagesordnung in folgender Weise: „Ich war ihr Vater. Ich war den ganzen Tag ohne Unterbrechung bei ihnen, und wenn ich auch etwas später als sie zu Bette gieng, so blieb ich doch im Schlafzimmer und am Morgen stand ich mit ihnen auf. Von den 24 Tagesstunden fielen auf den Schlaf 9—10 und zum Wachen 14—15 Stunden. Von diesen 14—15 Wach- und Tagesstunden fielen 5—6 auf Essens-, Zubereitungs-, Erholungs- und Unterrichtszeit" (die übrigen auf landwirthschaftliche Arbeit).

Aufs beste gieng Wehrli in Fellenbergs strenge Anforderungen ein. „Wenn ich mit den Knaben die Liedchen sang, deren ich schon einige — zum Auswendigsingen — eingeübt hatte, bald während der Arbeit auf

Digitized by Google

dem Felde, bald nach der Arbeit am Schluſſe des Tages vor dem Hauſe, — dann waren wir ganz froh und glücklich. Ich ſage „wir“, denn damals wie auch ſpäter noch lange, theilte ich mit den Zöglingen Alles, Arbeit, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Spiel — Alles, ſo daß man mich häufig für einen Zögling anſah. Selbſt zum Behälter meiner Kleider hatte ich auch nur ein Banktrögli wie die Zöglinge.“

„Im Jahr 1811 wuchs die Zahl der Zöglinge auf 13 an; gegen Ende Dezembers kam der vierzehnte. Obſchon meine Arbeit, meine Sorgen, meine Wachſamkeit u. ſ. w. über Alle ſich häufte, ſo machte mir die Vermehrung doch Freude. So verſchieden an Charakter, an Vorkenntniſſen, an phyſiſcher Kraft, an Alter u. ſ. w., ſie waren, ſo verſchieden ich ſie daher auch behandeln mußte, ſo bildeten wir doch zuſammen ſchon eine Familie, als wenn wir einander von Jugend auf angehört hätten. Ein noch nicht gar 6 Jahre alter hatte noch keine Schule beſucht und war phyſiſch ſo zurück, daß ich ihm nicht nur Vater und Lehrer, ſondern noch Mutter ſein mußte; ein anderer, ſchon nahezu 14 Jahre alt, Vagabund, kannte noch keinen Buchſtaben, den mußte ich auch noch leſen lehren; faſt alle waren in den nothwendigſten Schulkenntniſſen auffallend, einige ſehr zurück — aber keiner war unter ihnen, der nicht ordentliche Anlagen hatte.“

In dieſem Geiſte tragender, dienender Liebe, völliger Hingabe an das große Werk, unermüdlicher Arbeit und Sorge von früh bis ſpät, gedieh die Armenſchule unter Wehrlis Leitung zu immer reicherer Entfaltung und zog mit der Zeit auch die Aufmerkſamkeit und Anerkennung der Außenwelt auf ſich. Im Jahr 1813 war die Anzahl der Zöglinge bereits auf 26 geſtiegen.

Zwei Grundſätze waren es, die der Wehrliſchule in Hofwyl ihre Geſtaltung vorzeichneten. Fellenberg hoffte es dazu zu bringen, daß ſolche Armenerziehungsanſtalten ſich ſelbſt erhalten und dadurch der Welt den Weg zeigen ſollten, wie dem Krebsſchaden des Proletariates allenthalben ohne große Opfer geſteuert werden könnte. Nach Fellenbergs Angabe kam der Zögling in den drei erſten Jahren im Durchſchnitt jährlich auf 83 Franken zu ſtehen und dieſe Unkoſten ſollten dadurch aufgehoben werden, daß der Zögling verpflichtet wurde, bis zum 20. Jahr ohne Lohn in der Anſtalt zu bleiben, eine Beſtimmung, die dann freilich ſich als nicht ausführbar bewies. Auch andre nach dem Muſter von Hofwyl gegründete Anſtalten giengen ſpäter von dieſem Grundſatz der Selbſterhaltung aus, es zeigte ſich aber immer mehr, daß ſeine reine Durchführung nicht im Bereich der Möglichkeit liege.

Dieſe Tendenz, die Anſtalt ſich möglichſt durch ſich ſelber erhalten zu laſſen, führte dann von ſelbſt dahin, daß der Unterricht gegenüber der Arbeit zurücktreten und zum größten Theil in dieſe verflochten werden mußte. Eigent-

Digitized by Google

liche Unterrichtsstunden gab es täglich nur 2—4, je nach der Jahreszeit. Anschaulich spricht sich über diese Eigenthümlichkeit der Wehrlischule der Bericht aus, welchen der vormalige helvetische Minister Rengger Namens einer von Fellenberg erbetenen eidgenössischen Prüfungscommission im Jahr 1813 ausarbeitete. „Wenn wir von den Resultaten des Unterrichtes sprechen, so vergesse man ja nicht, daß hier nicht sowol von einer Lehranstalt, als von einer Arbeitsanstalt die Rede ist; daß der eigentliche Unterricht gewissermaßen nur als Nebensache und die Arbeit als Hauptsache betrieben, und was die Zöglinge lernen, den größten Theil des Jahres hindurch in zwei Stunden des Tages von ihnen erlernt wird. Dieser Anordnung, vermittelst welcher der Unterricht nie bis zur Ermüdung fortgesetzt wird, sondern vielmehr zur Erholung von der körperlichen Arbeit gereicht, ist es denn hauptsächlich zuzuschreiben, daß man bei den Zöglingen durchaus nichts von der in Schulen so gewöhnlichen Zerstreutheit, Unachtsamkeit und Schläfrigkeit bemerkt, daß sie mit Lust und Liebe lernen, und daß das erste Element der Erziehung, ohne welches weder ein richtiges Auffassen der äußeren Eindrücke, noch ein hinreichendes Einprägen des Aufgefaßten möglich ist, die Aufmerksamkeit, hier in einem hohen Grade herrscht. Wenn man am Ende des Tages die Zöglinge mit gespannter Aufmerksamkeit und lebhaftem, sich auf allen Gesichtern ausdrückenden Interesse einer unterrichtenden Lectüre zuhören sieht, so sollte man nicht vermuthen, daß dies dieselben Kinder seien, die den Tag über zehn Stunden auf dem Felde gearbeitet haben. Allein nicht zufrieden, ihre Wißbegierde in den gemeinschaftlichen Lehrstunden zu befriedigen, bitten die ältern Zöglinge oft um die Erlaubniß, während die Uebrigen schlafen gehen, noch eine Stunde mit ihren Büchern oder mit ihren Schreibtafeln zu wachen. — Doch wir haben Unrecht zu sagen, daß der Unterricht nur zwei Stunden des Tages ertheilt werde; er wird vielmehr zu allen Stunden des Tages ertheilt; bei den Mahlzeiten wie auf dem Felde und auf dem Felde wie bei den Spielen."

In der Wehrlischule zu Hofwyl galt nämlich das Princip des Gelegenheitsunterrichtes als Regel. Die mündliche Unterhaltung des Lehrers mit den Schülern und der Zöglinge unter einander sollte nicht unnützes Geplauder, sondern ein stetes Lehren und Lernen sein, daher sollte auch bei der körperlichen Arbeit nebenbei noch unterrichtet werden. Auf dem Arbeitsfelde, wenn die Hände und Füße mit den mechanischen Thätigkeiten des Landbaues beschäftigt waren, erzählte Wehrli, selbst arbeitend, seinen neben ihm arbeitenden Kindern belehrende Geschichten, ließ sie Rechnungsaufgaben lösen, erklärte ihnen die Naturbestandtheile des Bodens und der Gesteine, zeigte ihnen den Unterschied zwischen den Culturpflanzen und Unkrautarten, ihren Nutzen und Schaden, brachte die Regeln der Schönheit und Ordnung

Digitized by Google

aus der Zeichnungskunst und Geometrie bei Anlegung der Pflanzenreihen, Absteckung der Pflanzenbeete zur Anschauung und Anwendung, redete von der Natur der Luft, des Wassers, des Regens, des Schnees, des Reifs, der Wärme, des Sonnenscheins und ihrem Einflusse auf die Gewächse u. s. w. Auf diese Weise gelangten die Wehrlibuben zu einer Menge von Anschauungen und Kenntnissen und lernten die Gegenstände viel unmittelbarer betrachten als das bei dem blos lehrhaften Unterrichte im Schulzimmer möglich gewesen wäre; und indem solcher freier Unterricht ein Gelegenheitsunterricht war, nämlich bei Gelegenheit der durch die Arbeit herbeigeführten Veranlassung und mit Bezug auf den in Arbeit liegenden Gegenstand gegeben wurde, lernten die Zöglinge Wehrlis zugleich denkend arbeiten.

Was Wehrli zu seiner Stellung als Armenlehrer befähigte, war nicht überragende Genialität; aber in ihm waren durch glückliche Naturanlagen diejenigen Eigenschaften vereinigt, welche dem Lehrer und Erzieher nothwendig sind: Fassungskraft, klarer Verstand, Gemüthlichkeit, Mittheilungsgabe, Beharrlichkeit, kindliche Herzenseinfalt. Einer seiner Schüler auf Hofwyl, ebenfalls Erzieher, berichtet über den Meister folgendermaßen: Wehrli war nicht ein Mann der Wissenschaft, sondern der That. Er war vorzugsweise Autodidakt, aber deshalb keineswegs arm an Kenntnissen. Hat er auch nie die Lehrstühle einer Facultät gesehen, so hat er dennoch eifrig am Born der Wissenschaft getrunken ... Was man Wissenschaftlichkeit zu nennen pflegt, war allerdings ihm nicht eigen; dafür war aber sein Wissen auch nicht blos eine Sammlung trockener, wenig verstandener Theorien, sondern wirkliche Sachkenntniß, klare Anschauung, von Geist und Leben durchdrungen. Sein Lernen und Wissen stand mit der Praxis in derjenigen Wahlverwandtschaft, die ihm jede neue geistige Erwerbung zum vollen Eigenthum machte und dadurch ihn befähigte, aus seinem Schatze auch Andern reichlich mitzutheilen. — Wehrlis einfacher klarer Unterricht, sagt derselbe Zögling, fand bald in aller Herzen Eingang. Die Zöglinge lauschten seinen Worten mit ungetheilter Lust, und diesem Umstande dürfte jene so oft bewunderte Begeisterung seiner Schüler beizumessen sein, die sie ins spätere Berufsleben mit hinüber genommen haben.

Unter Wehrlis Leitung blühte die Armenschule 23 Jahre lang (1810—33) als erstes vom In- und Ausland als gelungen erklärtes Musterbeispiel dieser Art. Die von ihm erzielte Entwicklung der Zöglinge, namentlich in sittlicher Beziehung, übertrafen alle Erwartungen in dem Maße, daß selbst Pestalozzi erstaunte bei der Wahrnehmung, wie ein junger Mann, der nie sein unmittelbarer Schüler gewesen war, seinen Gedanken so glücklich erfaßt und ausgeführt habe, und Augenzeugen erklärten: daß sie wenige Menschen kennen gelernt haben, welche sie so ganz an ihrer Stelle gefunden hätten, als Wehrli an der Spitze der Armenschule auf Hofwyl.

Digitized by Google

Indeſſen war die Wehrliſchule (die „landwirthſchaftliche Induſtrieſchule“, wie Fellenberg ſie nannte) unter Wehrlis Leitung und durch das ihr von ihm aufgedrückte Gepräge etwas anderes geworden, als dieſer ihr Name beſagte. Nicht die mannigfaltige induſtrielle Beſchäftigung oder der Zweck der landwirthſchaftlichen Induſtrie beſtimmte den Charakter der Wehrli-Anſtalt, ſie war eine den vollen Zweck der allgemeinen Menſchenbildung anſtrebende, nur vorzugsweiſe auf die von der Landwirthſchaft dargebotenen Erziehungsmittel baſirte Armenanſtalt geworden; und nur dadurch war es ihr auch gelungen, das Vorurtheil zu widerlegen, daß eine ſolche Erziehungsanſtalt ausſchließlich nur in Hofwyl Beſtand haben könne.

Es wurden ihr daher ſchon von 1813 an von andern Orten und Kantonen junge Leute übergeben, um ſie zu Armenlehrern zu bilden; namentlich ſeit den Nothjahren im zweiten Jahrzehend unſers Jahrhunderts erwachte vielerorts das Beſtreben, nach dem Vorbild von Hofwyl Armenerziehungsanſtalten einzurichten; in Hofwyl gebildet traten die Erzieher für den Bläſihof im Kanton Zürich, die Armenſchule in Carras bei Genf, die Linthcolonie, die Schurtanne bei Trogen u. ſ. w. in die Nachfolge Wehrlis ein; ſelbſt in andern Erdtheilen fand die Anſtalt Anerkennung und Nachahmung. Bei dem dadurch hervorgerufenen Zuſtrömen von Armen*lehrer*zö*glingen* nach Hofwyl trat aber in der Wehrliſchule der ſpecielle Zweck der Armenrettung gegenüber der Armenlehrerbildung mehr in den Hintergrund. Die Armenſchule ward, theilweiſe wenigſtens, zum Mittel, die Lehrerbildung zum Zweck. Indem bei Aufnahme neuer Armenſchüler eigentlich verdorbene Kinder nicht mehr berückſichtigt, die Wehrliſchule zu einer Erziehungsanſtalt für die arme und arbeitende Claſſe umgeſtaltet, ihr ausgedehntere Räumlichkeiten im Hauſe, jedem Schüler ein Gärtchen zu ſelbſteigner Pflege übergeben wurde, blieb zwar das bisherige Erziehungsſyſtem dasſelbe, wurde aber zugleich der Vortheil erreicht, daß ſie ſich beſſer dazu eignete, Vorbereitungsanſtalt für künftige Erzieher zu ſein. In dieſer Geſtalt nahm nun die Ausweitung der Wehrliſchule ihren ſtetigen Fortgang; aus 40 Schülern im Jahr 1821 waren zu Ende der Zwanzigerjahre 90 geworden, und beim Abgang Wehrlis von Hofwyl (1832) belief ſich die Geſammtzahl der von ihm ſeit Gründung der Anſtalt erzogenen jungen Leute auf 275.

Es begreift ſich, daß bei der Steigerung der Schülerzahl manche erſchwerende Umſtände für die Erziehung ſich geltend machten. Dazu kam, daß die von Fellenberg aufgeſtellte Forderung, die Zöglinge ſollten bis zum 20. Jahr in der Anſtalt verbleiben und ſo die Erziehungskoſten abverdienen, bei dem Selbſtändigkeitstrieb der jungen Leute und den Einflüſterungen und dem Spott von Außen nur mit Mühe aufrecht erhalten werden konnte. Es zeichnet nun ebenſowol die Anhänglichkeit der Zöglinge an Wehrli als ſeine

Digitized by Google

erzieherische Weisheit, wie beide Theile diese Schwierigkeit zu überwinden mit Erfolg versuchten, und ich würde nicht glauben diesen Abschnitt schließen zu dürfen, ohne noch der durch jene Verhältnisse veranlaßten Ereignisse zu gedenken.

Es fallen dieselben ins Jahr 1821, als mehrere der von Wehrli in den ersten Jahren aufgenommenen Knaben bereits majorenn geworden und selbst die Liebe zu Wehrli in den Herzen der jungen Leute den Einwirkungen von Außen nicht mehr Stand zu halten vermochte. Dies sahen und erwogen die sittlich gereifteren, voraus die zu Armenerziehern bestimmten Jünglinge. Angesichts der gefahrdrohenden Lage schlossen sie einen Bund, ihrem Lehrer und Freunde durch eine disciplinarische Organisation der Anstalt Hülfe zu bieten. „Sechs der ältesten traten zusammen, schlugen Hand in Hand, formten einen Bund, mir treulich zu helfen und alles fernere Unwesen, das sie gewahr werden könnten, in der Wurzel zu ersticken, die Ehre der Anstalt zu wahren u. s. w. Das machten sie den andern Knaben bekannt und ließen eine Abstimmung vornehmen, ob sie als Aelteste, als Helfer und Beförderer alles Edlern anerkannt werden wollen und Gehorsam erwarten dürften. Das Stimmenmehr fiel günstig aus, oder vielmehr auf allen Stimmzeddeln fand sich ein einstimmiges Ja. So bildete sich denn ein Vereinsrath von 11 Mitgliedern, der nun alle 8 Tage sich versammelt, die, welche sich verfehlt haben, zurecht weiset, allerlei gute Verordnungen berathet und festsetzt u. s. w. Ich selbst bin Schreiber des Vereinsrathes ... Nun erziehen, belehren, ermahnen sich die Knaben selbst gegenseitig; die ältern sorgen für die jüngern und diese erweisen Jenen Gehorsam und Achtung." Es wurde eine förmliche Pflegbrüderschaft eingerichtet, der gemäß jeder Zögling, so lange er noch nicht das 15. Altersjahr erreicht hat, der genauen Aufsicht eines ältern als Pflegebruders untergeben wurde. Die gesammte Ordnung des Hauses wurde unter die Aufsicht eines vom ganzen Verein mit Stimmenmehrheit aus seiner Mitte gewählten Hausverwalters gestellt und ihm ein Hausverwaltungsrath von drei Mitgliedern zur Seite gegeben. Alle die unzähligen kleinen Hausgeschäfte wurden von diesem in bestimmter Ordnung vertheilt; jeder Knabe erhielt sein besonderes kleines Amt. Selbst Wehrli hat, ohne sich von seiner Autorität etwas zu vergeben, sich von der Austheilung dieser Aemter, welche von Zeit zu Zeit wechselten, nicht ausgenommen, und Fellenberg wußte diese von den Zöglingen selbst entworfene und in Ausführung gebrachte Anstaltsverfassung so unbefangen zu würdigen, daß er dem Vereinsrathe sogar die Entscheidung überließ, ob das Vergehen eines Zöglings mit Ausstoßung und Entfernung zu bestrafen sei.

Diese bleibende, auf Selbstregierung basirte Organisation des Anstaltslebens, eine Republik im Kleinen, ist wol die beste Bewährung des gesunden

Digitized by Google

Sinns, den Wehrli ſeinen Zöglingen einzupflanzen wußte, und ſeiner pädagogiſchen Umſicht, mit der er die Selbſtbethätigung der Zöglinge zu ertragen und zum Wohl des Ganzen und Aller zu verwenden verſtand.

Durch ſolche Organiſation und die Beihülfe der ältern Lehrerzöglinge wurde es Wehrli nun auch möglich, Fellenberg bei einem andern Plane Hand zu bieten, den derſelbe gegen Ende der Zwanzigerjahre ins Leben führte, nämlich der Errichtung einer Erziehungsanſtalt für den Mittelſtand (Mittelſchule), bei der Wehrli einige Fächer übernahm; daneben aber behielt letzterer die Leitung der Armenſchule bei, und es wurden weſentlich unter ſeiner Leitung Normalclaſſen für Schullehrerbildung und im Sommer die Fortbildungscurſe für im Amte ſtehende Lehrer fortgeſetzt.

Erſt im Jahr 1829 kam Wehrli unter der Anhäufung der Geſchäfte und der Hingabe für die Anſtalt dazu, ſich einen eigenen Herd zu gründen. Fellenberg hatte ſchon lang daran getrieben, ihn zu dieſem Schritte zu bewegen; ein früheres Verlöbniß mit einer Verwandten des Stifters von Hofwyl hatte ſich aber wieder gelöst. Da ſtand Wehrli — es war am Weihnachtabend 1828 — ſinnend am Fenſter und dachte, wie es doch gut wäre, wenn ſeine Kinder eine Mutter und er in ſeinem Wirken eine Gehülfin hätte; in dem Augenblicke gieng eine Wittwe mit ihren Kindern, eine der Haushälterinnen von Hofwyl, über den Hof; durch ſeine Seele zog der Gedanke, ob wol dieſe von der Vorſehung ihm beſtimmt ſei. Und als er durch längere Beobachtung ſich überzeugt, daß ſie nicht nur zu arbeiten verſtehe, ſondern auch zum Wirken in thätiger Liebe tüchtig ſei, reichte er ihr die Hand. Wie „Vater Wehrli“ dem Herzen ſeiner Kinder unvergeßlich blieb, ſo iſt nicht minder „Mutter Wehrli“ — gegenwärtig in hohem Greiſenalter ſtehend — in ſegensreichem Andenken bei denſelben geblieben, als die verſtändige, umſichtige und ſorgſame Hausfrau, die liebevolle Pflegerin der Zöglinge ihres Mannes.

Indem indeß jene Lehrerbildungscurſe auf Hofwyl, von denen wir oben geſprochen, die in der Wehrliſchule eingeführte Lehrweiſe als Norm betrachteten und auf die Volksſchule zu übertragen ſuchten, hatte Wehrli ſeine ſpecielle Aufgabe nicht nur erreicht, ſondern er war ſelbſt bereits darüber hinausgeſchritten; war er nicht mehr blos Armenerzieher, ſondern wieder, was er Anfangs ſein wollte, Schulmeiſter, nur auf höherer Stufe, nämlich Lehrerbildner. Seine Aufgabe als Armenerzieher war gelöst. Das ſittliche Element der Armenerziehung war mit dem bis dahin vorherrſchend intellectuellen Elemente in Verbindung getreten, und ſtellte ihm eine neue Aufgabe, die Volksſchule als bürgerlich praktiſche Erziehungsanſtalt darzuſtellen. Was er in Hofwyl als Armenerzieher angefangen, konnten und ſollten ſeine Zöglinge fortſetzen, erhalten, weiter den Umſtänden gemäß ausbilden; ſein innerer

Digitized by Google

Beruf trieb ihn, als Bildner von Volksschullehrern einen ausgedehntern Wirkungskreis zu suchen; und nur seine Anhänglichkeit an Fellenberg und die ihm so theuer gewordenen Erziehungsanstalten Hofwyls, konnten ihn noch zurückhalten, die gesammelten Ersparnisse zur Begründung einer eignen Erziehungsanstalt zu verwenden, um die ihn erfüllende Idee einer volksmäßigen Erziehung in vollendeter Wirklichkeit darzustellen. Da ergieng der Ruf an ihn, die Leitung des neu zu gründenden thurgauischen Lehrerseminars in Kreuzlingen zu übernehmen, und diesem Rufe folgend, nahm Wehrli im Herbstmonat 1833 von seinem lieben Hofwyl Abschied.

* * *

„Ich habe in Hofwyl die Erfahrung gemacht", schreibt Wehrli, „daß ein Volksschullehrer nicht blos durch Bücher und Dinte, sondern auch durchs Leben gebildet werden muß, wenn er erziehend und kräftig auf die ihm anvertraute Jugend wirken will. Wir haben in Hofwyl so manchen wackern Lehrer durch die Arbeits- und Unterrichtsweise der Armenschule gebildet; in Kreuzlingen soll es der Hauptsache nach ebenso sein. Dann werden wir auch tüchtige erziehende Schullehrer erhalten."

Das neue Seminar in Kreuzlingen, zunächst in ein kleines Schloßgebäude am See verlegt, hatte die Aufgabe, die bereits angestellten, noch bildungsfähigen Schullehrer während der Sommerszeit durch Fortbildungscurse zu besserer Schulführung anzuleiten, so daß in einem Zeitraum von sechs Jahren sämmtliche Schullehrer einen oder zwei solcher Seminarcurse durchlaufen haben würden; dann aber sollten auch in zweijährigen Unterrichtscursen junge Schullehrer in genügender Anzahl herangebildet werden. Um diese beiden Zwecke zu erreichen, setzte der Staat einen Credit von jährlich 4000 Gulden aus und zwar zunächst auf sechs Jahre.

Um das für Wehrli als Seminardirector Charakteristische hervorzuheben, haben wir es in unserer Darstellung begreiflicherweise nur mit seiner Thätigkeit für Heranbildung neuer Lehrer zu thun. Gleich hier wollen wir nun auch beifügen, daß das Seminar, das in den ersten sechs Jahren die Probe glänzend bestanden, nach Ablauf derselben fortgesetzt und durch Hinzufügung eines dritten Jahrescurses im Jahr 1841 erweitert wurde. Im ersten Jahrzehend hatte es, da mehrere Kantone (die erst später eigne Seminare gründeten oder in größerer Nähe entstehende benützten) ihre Zöglinge nach Kreuzlingen sandten, eine wesentlich über die Grenzen des Kantons hinausreichende Bedeutung und oft mehr als 70 Schüler.

In Bezug auf den Lehrerberuf, zu dem Wehrli seine Zöglinge anleitete, hielt er an der Grundanschauung fest, daß der Schullehrer nicht blos Lehrer

Digitized by Google

ſein ſoll, ſondern Erzieher, und zwar Gehülfe der häuslichen Erziehung, daher ſein Schulunterricht überall und jederzeit an das praktiſche Bedürfniß ſich anſchließen ſoll. Das Ideal einer Landſchule war ihm die mit Garten und Gemüſefeld umgebene und mit einer Werkſtätte verſehene Schule, ſo daß der Lehrer neben dem Unterrichte im Zimmer oder vielmehr mit demſelben abwechſelnd, die Kinder anleiten könnte, denkend zu arbeiten und arbeitend zu denken, körperlich und geiſtig ſich zu üben und zu erholen, ſchwächern und weniger gewandten Mitſchülern dienſtfertig nachzuhelfen.

Daraus ergab ſich ihm nun für das Seminar nothwendig Folgendes:

1) Der Lehrer mußte zum Erzieher erſt ſelbſt erzogen werden: Wehrli machte zur Bedingung der Uebernahme der Stelle, daß das Seminar als Convict eingerichtet und ihm die Führung des Convictes übertragen werde.

2) Im Seminarunterricht wurde das Hauptgewicht nicht auf die wiſſenſchaftliche Bereicherung der Zöglinge mit Unterrichtsſtoff, ſondern auf die Methodik gelegt.

3) Die Beſchäftigung mit Landbau und den Anfängen techniſcher Fertigkeiten wurde als integrirender Theil der Lehrerbildung angeſehen.

Mit welcher väterlichen Liebe Wehrli einſt in Hofwyl unter ſeinen Zöglingen gewaltet, iſt uns noch in Erinnerung; eben dieſes väterliche Walten wird von ihm nun nach Kreuzlingen übertragen. Auch hier bekam faſt jeder Zögling wieder ſein Aemtchen in Haus oder Feld. Täglich zwiſchen 8 und 9 Uhr vor dem Schlafengehen fand ſich die ganze Schaar der Zöglinge zur Abendverſammlung ein. Es war das die Stunde ſittlich-religiöſer Prüfung. Was den Tag über Auffallendes, Gutes oder Böſes vorgefallen und vom Hausvater beobachtet worden war, wurde da mit ſeinen Pflegeſöhnen beſprochen, mit einem Ernſt und mit einer Milde, die Jedem ans Herz griff. Und wenn der Vater mit heiterm Auge den vollendeten Tag und ſein Werk lobte und Gott dafür dankte, und ſeinen Söhnen ein „Schlafet wohl“ zurief, ſo galt ihnen das als ein himmliſches Segenswort.

Erkrankte ein Zögling, ſo nahm ihn die Hausmutter in ihre Pflege. Wol bekannt mit allen Schmerzlinderungsmitteln und geübt in der Krankenbehandlung erwies ſie ſich als zartfühlende Pflegemutter, unermüdlich bei Tage und in der Nacht.

So geſtaltete ſich das Seminarleben zu einem wahren Familienleben, das ſittlich veredelnd auf die große Mehrzahl der Zöglinge einwirkte. Spät, oft faſt zu ſpät trug er bei der Aufſichtscommiſſion auf Entfernung der Unverbeſſerlichen an. Die Unverbeſſerlichkeit eines Menſchen einzugeſtehen, widerſtrebte ſeinen pädagogiſchen Anſichten und ſeinem Gemüthe.

Digitized by Google

Es war indeß ein Hausweſen einfachſter Art, dem der Armenſchule in Hofwyl nicht unähnlich, an das die Zöglinge ſich zu gewöhnen hatten. Es wurde täglich nur dreimal geſpeist. Cafe für den Morgen blieb auf einzelne feſtliche Tage beſchränkt, der Mittagstiſch brachte wöchentlich nur 3—4 Male Fleiſch, ſelten ein Kellergetränk.

Mag man auch mit Recht gegenwärtig Manches anders anſehen als damals, und namentlich die Ernährungsfrage bei ſolchen Anſtalten im Sinne der Nothwendigkeit einer reichern namentlich Fleiſchkoſt gelöst ſehen, das war das Große und iſt das bleibend Große an dem patriarchaliſchen Haushalte in Kreuzlingen, daß die Zöglinge, vom Vorbild Wehrlis begeiſtert, die äußere Behaglichkeit gerne entbehren lernten und ſo früh zu der Selbſtentſagung angeleitet wurden, welche bezüglich der äußern Verhältniſſe jedem Menſchen fürs ganze Leben zu gute kommt.

Es entſprach auch völlig der Auffaſſung, welche Wehrli von ſeiner Stelle hatte, daß er zähe daran feſthielt, den Religionsunterricht ſelbſt zu ertheilen. Auf den Religionsunterricht legte Wehrli von jeher großes Gewicht. Ob er aber Rationaliſt oder Supernaturaliſt war, Gegenſätze in welchen die damaligen Religionsſtreitigkeiten faſt ausſchließlich ſich bewegten, hätte er ſelbſt bei aller ſeiner Einfachheit und Klarheit kaum beantworten können. Ihm erſchien die Welt als das große Vaterhaus Gottes und die ganze Natur als eine Offenbarung ſeiner Macht, Weisheit und Güte; aber auch die Nothwendigkeit der Arbeit nicht als ein Fluch, oder als eine Strafe, ſondern als eine ſegensreiche Einrichtung Gottes. Die Vorſchrift „bete und arbeite“ machte ſich überhaupt bei Wehrli auch in Bezug auf die Religion ſo durchgreifend geltend, daß bei ihm Frömmigkeit und Arbeitsfreudigkeit zwei Dinge waren, die ohne einander gar nicht beſtehen können, aber doch nur ſo lange zuſammen beſtehen können, als die Liebe ſie mit einander verbindet. Den künftigen Lehrern ihre Aufgabe im Lichte der Religion zeigen, den bibliſchen Stoff für ihr eigenes Leben fruchtbar machen zu können, das war für Wehrli, als Vater ſeiner Zöglinge, Herzensbedürfniß. „Auch ihr ſollt Apoſtel ſein bei euern künftigen Schülern und in euern Gemeinden“, dies war die gewöhnliche Nutzanwendung, die Wehrli bei ſolcher Bibellectüre machte und die auch, wenigſtens momentan, ihres Eindrucks nicht verfehlte.

Das von Wehrlis Gemüthsinnigkeit getragene väterliche Verhältniß zu ſeinen Zöglingen ſuchte er auch über die Zeit des Seminars hinaus mit denſelben in Leben und Wirkſamkeit zu erhalten. So erließ er im Jahr 1840 „ein väterliches Wort“ an ſeine ehemaligen Seminarzöglinge, die jetzt ſchon als Lehrer in mehrern Kantonen amteten. Aus dem Detail dieſer Anleitung zur Selbſtprüfung für Lehrer, welches ſeinen Sinn für die Treue im Kleinen bekundete, treten der pädagogiſchen Perlen viele hervor; es iſt die ganze

Digitized by Google

Begeisterung Wehrlis für sein Schulideal, die aus diesem „Worte“ spricht. Nur wenige Sätze aus dem einen Bogen füllenden Aufsatz zur Probe.

„Bin ich mir bewußt, daß der Lehrer mehr leistet durch das was er ist, als durch das was er sagt?“

„Halte ich strenge darauf, daß auch das Aeußere meiner Schule einen bildenden Einfluß auf die Kinder ausübe?“

„Ist mein Unterricht ein entwickelnder organischer, oder zielt er mehr auf geistige Dressur?“

„In welchem Fach ich auch immer unterrichte, vergesse ich nie die Regeln:

a) Nie zu viel auf einmal!

b) Alles was ich lehre sei wahr und klar, und Alles was die Schüler zu machen haben, sollen sie ächt und recht machen!

c) Nicht blos der Lehrer, sondern auch die Schüler sollen sprechen!

d) Die Schüler sollen Rechenschaft über das Gelernte und Eingeübte geben können!

e) Wiederholung ist die Seele des Unterrichts!“

„Und leiste ich schließlich selbst thatsächlich den Beweis, daß in Fleiß und Arbeitsamkeit die höchste bürgerliche Tugend besteht?“

Tritt nach dem Bisherigen die erziehende Thätigkeit Wehrlis in seinem häuslichen und freien Verkehr mit seinen Zöglingen allüberall in erste Linie, so ist es nur consequent, daß für Wehrli auch der Seminar*unterricht* seinen obersten Zweck darin hatte, tüchtige Lehrer, nicht Gelehrte zu erziehen. Das entsprach ja auch unmittelbar dem ganzen Wesen und der Vergangenheit Wehrlis. Er selbst war kein Gelehrter, aber ein Mann, der klaren Blick und das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Nicht scharf scheidende Logik und neue wissenschaftlich durchdachte Entdeckungen der Speculation waren seine Sache, sondern aus gemüthvollem Erfassen des Erzieherberufs hervorgegangene praktische Anleitung zu diesem Beruf. Demgemäß folgt er in seiner Pädagogik bei Anordnung und Formulirung der Definitionen hervorragenden Pädagogen, mit deren Werken er sich fleißig bekannt machte; eigenthümlich ist aber meistens die Ausführung der einzelnen Theile oder die Ausfüllung des gegebenen Rahmens.

So kam es denn auch, daß der Unterricht in den andern Fächern wesentlich von dem sonst in Lehrerseminarien befolgten abwich. Wehrli hielt sich an der Beobachtung, daß der als Lehrer in das praktische Leben eintretende Zögling des Seminars in derselben Weise zu unterrichten pflege, wie er selbst unterrichtet worden sei. Er glaubte daher die Seminarzöglinge so unterrichten zu sollen, wie sie selbst einst ihre Schulkinder zu unterrichten hätten. Er nahm mit ihnen gerade von Anfang an die Fibel, den Schreib-

Digitized by Google

unterricht, die Zahlenlehre u. ſ. w. ganz in gleicher Weiſe durch, wie wenn er es mit Kindern des erſten Schuljahres zu thun hätte, nur mit dem Unterſchiede, daß er überall die Gründe eines ſolchen Unterrichtsverfahrens hervorhob. Dieſe Vorführung und Durchführung der einzelnen Unterrichtsfächer ſchloß hiemit zugleich die Methodik ein. Zur Vervollſtändigung dieſer praktiſchen Befähigung der Zöglinge dienten häufige Schulbeſuche mit den ältern Zöglingen in benachbarten Schulen und die Errichtung einer eigenen Seminarſchule.

Eine mit dieſer Auffaſſung zuſammenhängende Eigenthümlichkeit des von Wehrli dirigirten Seminars war auch die Anſtellung von Hülfslehrern aus der Zahl der Zöglinge ſtatt wiſſenſchaftlich gebildeter Fachlehrer. Sich auf ſolche Weiſe zu helfen nöthigte einestheils die Beſchränktheit pecuniärer Mittel; anderntheils aber war gerade dieſer Umſtand der Durchführung jener Principien förderlich, von welchen Wehrli das Gelingen ſeines Werkes hoffte. Indem er zwei bis drei Jahre lang während der Dauer eines vollſtändigen Curſes ſeine Schüler zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte er die geeignetſten und vertrauenswürdigſten zu Mitarbeitern auswählen, ihnen bei eintretenden jüngern Claſſen einen Theil des Unterrichts und der Aufſicht übergeben, Anleitung zu eigner weiterer Ausbildung ertheilen und nach Maßgabe ihrer Fortſchritte ältere Claſſen zuweiſen. Bei dieſen jungen Leuten zeigte ſich dabei in der Regel die Hingebung, der Wetteifer in der Fortbildung und die Beharrlichkeit bei der Leitung der ihnen anvertrauten Claſſen in einem Maße, wie bei Lehrern, die anderwärts ihre Bildung und Vorbereitung erhalten hätten, nicht erwartet werden durfte. Dieſe Hülfslehrer wurden indeſſen in der Regel nach 3—4 Jahren wieder entlaſſen, um ſich als Secundarlehrer auszubilden, und brachten dann in die Secundarſchulen die Befähigung, ihren Unterricht den aus der Primarſchule mitgebrachten Vorkenntniſſen ihrer Schüler mit größerer Leichtigkeit anpaſſen zu können.

In die Hauptaufgabe theilte ſich Wehrli indeß ſchon vom 2. Semeſter ſeines Aufenthalts in Kreuzlingen an mit einem wiſſenſchaftlich gebildeten Fachlehrer, der deutſche Sprache, Geographie und Geſchichte übernahm und in Wehrlis Methode eingieng.

Neben dem Unterricht war für Wehrli die Feldgärtnerei, der Landbau, ein integrirender Theil des Seminarlebens; nicht blos wegen ſeines körperſtärkenden und gemüthbildenden Einfluſſes; auch nicht darum allein, weil die Vorſtufe in Wehrlis eigener Bildung eine Verbindung von Landarbeit und Schule geweſen; ſondern mit klarem Bewußtſein wurde als Hauptbindemittel zwiſchen Schule und Leben in einem größtentheils agricolen Kanton die Luſt und der Sinn für den Landbau in den künftigen Volksſchullehrern geweckt und gehegt.

Digitized by Google

„Auf dem Lande die Kinder der Landleute sich anvertraut wissen, und nur geringe Kenntnisse von der Beschaffenheit und Wartung der Pflanzen und Thiere haben; den Boden kaum kennen, aus welchem die Pflanze wächst; den Rettig für Bohnen und die Erbsen für Kartoffeln ansehen und überhaupt keinen Sinn, keinen Wahrnehmungsgeist für das landbauliche Leben haben; bei Wohnungen, Gärten und Feldern vorbeigehen, ohne einen richtigen Blick auf dieselben zu haben; von der Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen im ersten und allgemeinsten Menschenberufe nur geringe Begriffe haben, der Naturkunde nicht eine Richtung zu geben wissen, daß sie die Landkinder geistig anregt, mit Kenntnissen bereichert, durch die sie für die Bebauung des Bodens und Erziehung der Pflanzen freudig belebt und bethätigt werden müssen, — ein solcher Lehrer leistet wenig, — gar zu wenig. — Der Schulunterricht, vorzüglich auf dem Lande, muß mit dem Leben verbunden werden. Die Wissenschaft darf sich da am wenigsten von ihm absperren; beide müssen mit einander sich im schönsten Ehebunde vereinigen. Erst dann, wenn der Landschullehrer einen solchen Unterricht geben kann, einen solchen Geist unter seine Kinder zu bringen weiß, erst dann, sage ich, paßt er in die Landschule, paßt er mit seinem Sinne für Landwirthschaft, diesem vermittelnden Element, zu den Landleuten" [1].

Es zeugt für Wehrlis klaren Sinn, daß er, wie dem Landbau als praktischem Anschluß der Schulen ans Leben in agricolen Landtheilen, so auch dem Zeichnungsunterricht als Anschluß an das Berufsleben des Handwerkers warm das Wort redete und ihm lange bevor er in den Volksschulunterricht aufgenommen wurde, im Seminarunterricht eine Stelle einräumte. „Der Zeichnungsunterricht" sagt er unter Anderm in seiner Eröffnungsrede vom Jahr 1839, „sollte allgemein eingeführt werden. Handwerker und Landwirthe, kurz alle Berufsstände gewinnen durch ihn. Es ist fast unbegreiflich, daß dieser so überaus wichtige Unterricht bisher noch nicht mehr unter das Volk und die Landschulen eingedrungen ist und daß er sogar jetzt noch nicht allgemein die Würdigung findet, die er verdient."

* * *

[1] Wehrli hat diese dem Lehrer, gestellte Aufgabe in Verbindung mit der Landwirthschaft zu bleiben und auf diese fördernd und hebend einzuwirken, selber aufs schönste erfüllt. Es genüge hier nur anzudeuten, daß aus der Seminarschule unter seiner Pflege 1839 die kantonale landwirthschaftliche Anstalt hervorgegangen; ferner daß 1843 die landwirthschaftliche Armenerziehungsanstalt Bernrain, sowie schon 1835 die kantonale landwirthschaftliche Gesellschaft (der „Bauernverein" wie Wehrli sie gerne nannte), in dem von ihm gepflegten Geist und unter seiner Mitwirkung gegründet wurden; daß er nicht blos der Präsident, sondern auch die Seele des landwirthschaftlichen Festes in Bürglen 1846 war, welches ihn auf dem Höhepunkte seines Wirkens und Strebens zeigt.

Digitized by Google

Als Wehrli nach Aufhebung des Stifts Kreuzlingen mit dem Seminar aus dem kleinen Schloßgebäude am Seeufer in das großartige Stiftsgebäude überſiedelte und in ihm den ſechszigſten Geburtstag feſtlich begieng, war auch ſchon für ihn der Lebensabend herangenaht. Bereits hatten ſich Lungenblutungen gezeigt und war eine Abnahme der Kräfte ihm fühlbar geworden. Gleichzeitig hatte die Erſtarkung und Einwurzelung der Schule im Volk, größtentheils Wehrlis Werk, zur Folge, daß man jetzt daran denken konnte und mußte, auch den Lehrern eine weitere wiſſenſchaftliche Bildung zu geben, als ſie das Seminar in Kreuzlingen, von andern ähnlichen Anſtalten überholt, darbot. Unter der Lehrerſchaft gab ſich eine Mißſtimmung kund, daß Wehrli dem Drängen derſelben nach Aufbeſſerung ihrer Stellung nicht mit der nämlichen Energie Vorſchub leiſtete, mit der Dr. Scherr für die zürcheriſchen Lehrer eingeſtanden war. Wehrlis Lehrmittel wurden vielfach denjenigen Scherrs gegenüber angefeindet. Als daher im Jahr 1852 der Erziehungsrath neu und zumeiſt aus andern Männern als bisher beſtellt wurde, fand Wehrli auch für ſich die Zeit gekommen, von ſeiner Stelle zurückzutreten. Man hatte bisher es unterlaſſen, dem Seminar eine definitive Geſtaltung zu geben, da man ſeine Einrichtung aufs innigſte und unauflöslichſte mit Wehrlis Perſönlichkeit verwoben und von ihr getragen wußte. Jetzt mußte er im Seminar eine Umgeſtaltung gewärtigen, die ihm unmöglich zuſagen konnte. Indeß ließ er ſich doch bewegen, die Leitung desſelben noch bis Frühjahr 1853 fortzuſetzen.

Der Neujahrstag 1853 brachte ihm 40 alte Zöglinge aus verſchiedenen Kantonen nach Kreuzlingen mit einer Dankadreſſe von mehr als 400 ſeiner ehemaligen Schüler. In ehrenvoller Weiſe wurde ihm für ſein zwanzigjähriges Wirken die Anerkennung und der Dank des Großen Rathes zu Theil. Mit wehmüthigen Gefühlen ſchied Wehrli im Mai 1853 vom Seminar, um zu ſeinem Schwiegerſohn nach dem Guggenbühl (in der Gemeinde Andwyl) überzuſiedeln.

Bald aber war auch dieſer Schmerz überwunden. Mit jugendlicher Freude konnte er der erſt jetzt nach einem Leben voll Mühe und Arbeit gewonnenen Freiheit und des ungehemmten Naturgenuſſes ſich freuen. Wie aber hätte der Mann, deſſen Leben Arbeit und Erziehungsthätigkeit war, ruhen können? Auf dem Guggenbühl rief er eine landwirthſchaftliche Mittelſchule ins Leben, die unter ſeiner Leitung fröhlich aufblühte; ſeine Muße benutzte er dazu, ſeine Lebenserfahrungen aufzuzeichnen.

Doch nicht war ihm mehr ein längeres Wirken beſchieden. Eine Erkältung im Sommer 1853 zog ihm eine heftige Bruſtentzündung zu; vergeblich unterzog er ſich im Nachjahr einer Kur in Weißenburg; das Wiederſehen vieler frühern Zöglinge, die Beweiſe rührender Anhänglichkeit, die ihm

Digitized by Google

von mehreren derſelben auf der Reiſe dahin zu Theil wurden, ſowie ein Beſuch in der Bächtelenanſtalt bei Bern waren ſeine letzte große Freude. Er erholte ſich nicht mehr. Am 15. März 1855 ſchlummerte er ſanft zur ewigen Ruhe ein.

Auf dem Kirchhof der Filialkirche Andwyl bezeichnet ein beſcheidener Marmor Wehrlis Grabſtätte durch ſeinen Denkſpruch: Bete und arbeite!

* * *

Bleibend und unvergänglich iſt Wehrlis Bedeutung für die Armenerziehung. Hier gebührt ihm im Danke der Nachwelt eine Ehrenſtelle neben den großen Volkserziehern ſeiner Zeit, deren Namen in alle Welt gedrungen, Peſtalozzi und Fellenberg. Sein Verdienſt iſt es, daß die Ueberzeugung Gemeingut geworden, die er ſchon im Jahre 1824 ſeinem Vater gegenüber ausſprach: „Spende Brot, ſpende Geld, ſpende Kleider an die Armen; du haſt ihnen nur ſo lange wohlgethan, bis ſie ihr Brot gegeſſen, das Geld verbraucht, die Kleider zerriſſen haben. Aber erziehe ſie, lehre ſie arbeiten, lehre ſie der menſchlichen Geſellſchaft nützlich werden; dann haſt du ſie mit bleibenden Reichthümern ausgeſtattet; ſie ſind für ihr ganzes Leben durch deine Wohlthat glücklich. Um dies zu werden, müſſen ſie arbeiten lernen, indem ſie arbeiten, tragen ſie an die Erziehungskoſten etwas ab —, und ſo kann man mit kleinem Aufwand ein großer Wohlthäter werden und das iſt wahrlich mehr werth als mit großem Aufwande ein kleiner Wohlthäter ſein.“

Nicht ſo unbeſtritten dürfte auf den erſten Anblick ſein, daß auch ſein Verdienſt als Lehrerbildner für die Volksſchule ein bleibendes iſt, wenn ſchon die Folgerichtigkeit ſeiner ganzen Handlungsweiſe zugegeben wird. In Wehrlis Rücktritt vom Seminar iſt ſelbſt ein Anflug des Gefühls: „Unter der Erde liegt ſchon meine Zeit.“ Es iſt wahr: in mancher Beziehung iſt Wehrlis Wirkſamkeit in dieſer Beziehung von den Zeitbedürfniſſen überholt. Und doch iſts genauer beſehen nicht alſo mit dem Kerne von Wehrlis Wirken am Seminar, wenn auch die zufällige, durch Wehrlis Vergangenheit und autodidaktiſch erarbeitete eigne Bildung gegebene Form der Zeit nicht mehr Schritt halten mag. Manches iſt ſeit 20 Jahren gefördert, erreicht, was Wehrli erſt anſtrebte; aber wenn wir ſehen, was Wehrlis Wirken beſeelt, ſo iſt es gerade das, was unſere Zeit eben jetzt von der Schule in erhöhtem Maße fordert: daß im Lehrerberuf die erziehende Thätigkeit immer mehr Grundlage, in der Lehrerbildung die Einführung in die Methode Ziel und integrirender Abſchluß, in der Schule die ſtete Beziehung aufs Leben belebender Mittelpunkt werde. Und ſo darf wol Wehrlis Bild auch der Jetzt-

Digitized by Google

zeit aufs Neue als ein Vorbild vor Augen gestellt und von ihm ausgesprochen werden:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten. G. H.

Grégoire Girard.

1765—1850.

Le fondateur d'une Ecole est plus grand que le conquérant d'une province.
Jean de Muller.

Il faut dans l'Education unir l'esprit d'un homme au cœur maternel.
G. Girard.

Le Père Girard est regardé avec raison comme le plus grand éducateur que la Suisse ait produit après Pestalozzi.

Il y avait encore en lui un représentant de ce christianisme élevé qui comptait pour interprètes en Allemagne et en Italie deux autres illustres prêtres catholiques et amis du célèbre moine, Henri de Wessenberg et Raphaël Lambruschini.

Jean-Baptiste Girard (il ne prit le nom de Grégoire que, plus tard, en entrant en religion) était né à Fribourg sur la Sarine, le 17 décembre 1765. Il était le 7ième de 15 enfants, nés de l'union d'une dame patricienne, Barbe de Landerset, avec le marchand drapier François Girard. Pendant tout le cours de sa longue vie, ce n'était jamais qu'avec attendrissement que le P. Girard parlait de cette bonne mère qui avait nourri de son lait tous ses enfants et qui par son humeur gaie et sereine, unie à un jugement sain, devait avoir une si heureuse influence sur tout son entourage et notamment sur le petit Jean.

Lorsque ce dernier fut en âge de prendre des leçons, on lui donna pour précepteur un élève du collège des Jésuites. Un jour, en lui expliquant le catéchisme, le précepteur du petit Jean lui dit que tous les protestants étaient damnés. L'enfant aimait beaucoup une brave femme des environs de Morat qui fournissait de légumes la maison Girard et qui ne manquait jamais de mettre en réserve pour lui, dans sa corbeille un fruit ou un raisin choisi. Il demanda avec anxiété à son maître si la bonne femme de Morat serait aussi damnée. Sur la

Digitized by Google

réponse affirmative du précepteur, le petit Jean se mit à fondre en larmes. Mais Madame Girard étant survenue dans l'intervalle, rassura son fils en lui disant: „Ton précepteur a tort; le bon Dieu ne damne „pas les bonnes gens."

„L'oracle avait parlé (nous dit le P. Girard lui-même dans ses „souvenirs)[1]. La théologie de ma mère est restée la mienne en dépit „de tous les raisonnements".

Un peu plus tard Jean Girard aidait sa mère à instruire ses frères. Il faisait ainsi en petit et à son insu un apprentissage précoce de cet enseignement mutuel qu'il devait pratiquer, un jour, en grand et avec tant d'éclat.

De l'âge de 10 à 16 ans, Girard fréquenta le collège des Jésuites de sa ville natale. La rhétorique achevée, il se décida tout-à-coup soit pour soulager ses parents, soit pour satisfaire ses goûts studieux, à entrer dans l'ordre des Cordeliers. Ces derniers l'envoyèrent faire son noviciat et continuer ses classes à Lucerne. De là, il fut encore envoyé dans d'autres couvents que l'ordre avait à Offenbourg et à Ueberlingen sur le lac de Constance, où il débuta dans l'enseignement comme professeur au Gymnase de cette ville. Il passa ensuite quatre ans au cloître des Franciscains de Wurzbourg en Franconie. Quatre années décisives pour la vie et les doctrines du cordelier fribourgeois! Il en reconnaissait lui-même toute la portée, quand il écrivait trente ans plus tard à son ami Wessenberg: *„J'ai reçu mon éducation en Allemagne"*[2].

Wurzbourg était alors la capitale d'une de ces principautés ecclésiastiques, comme il y en avait tant en Allemagne. Mais le prince-évêque de ce pays François Louis D'Erthal était un prélat comme il y en avait peu. Son administration a été l'âge d'or de la Franconie, au point de vue des lumières, de la science et de la prospérité publique.

En recevant au pied des autels les ordres mineurs et le baiser de paix du magnanime prélat, Girard se sentit enflammé d'un généreux désir de suivre son exemple et de l'imiter autant qu'il serait en lui, à sa rentrée dans sa terre natale.

Aux études de philosophie, de théologie et de droit ecclésiastique qui l'occupaient à Wurzbourg, le jeune Franciscain suisse alliait celles

---

[1] *Souvenirs du P. Girard* publiés dans l'Emulation, journal littéraire et d'utilité publique qui paraissait à Fribourg de 1841 à 43 et de 1851 à 56, sous la direction de l'auteur de ces lignes.

[2] „Ich habe meine Bildung in Deutschland erhalten".

Digitized by Google

des langues grecque, latine et allemande qu'il parvint à parler et à écrire avec une rare élégance et même mieux que le français qu'il ne sût écrire que plus tard, bien que ce fut sa langue maternelle.

Sur les bords du Mein, Girard puisa les principes de ce catholicisme gallican ou joséphiste mitigé, qui règnaient alors dans une grande partie du haut clergé allemand et qui le dirigèrent pendant tout le reste de sa vie.

De retour à Fribourg en 1789, le jeune moine eut le bonheur de se trouver dans une certaine communion d'idées avec un cousin plus âgé que lui d'onze ans, le chanoine et archidiacre Fontaine, l'homme le plus éminent du clergé du diocèse et qui a laissé à Fribourg tant de traces de son patriotisme et de son dévouement au bien public, aux lumières et à l'instruction populaire. Mais à peine revenu d'Allemagne, Girard était signalé par une orthodoxie ombrageuse comme une tête dangereuse, imbue des mauvaises doctrines d'outre-Rhin. Il participait de la suspicion qui s'attachait à Fontaine que son enthousiasme pour la révolution française faisait suspecter de Jacobinisme. L'étude de la philosophie de Kant à laquelle se livrait avec ardeur le moine franciscain n'était pas faite pour diminuer les craintes d'une orthodoxie jalouse. Heureusement pour ces deux prêtres éclairés, qu'ils trouvèrent un protecteur dans l'aimable et spirituel prélat qui occupait alors le siège épiscopal de Lausanne, Mgr. de Lenzbourg, des mains du quel Girard avait reçu l'ordre de la prêtrise à son retour dans sa ville natale (1788). Quoique voué comme ses confrères du cloître aux soins du ministère évangélique et à la prédication qu'il cultivait avec succès, Girard se sentait déjà spécialement attiré vers l'objet qui devait être la *great attraction* de toute sa vie, l'éducation publique. Sur ce terrain encore, il se rencontrait en communauté de vues et d'aspirations avec le Chanoine Fontaine. Ce dernier ayant été appelé par le célèbre ministre des arts et des sciences, Albert Stapfer à présider le Conseil d'éducation créé dans le canton de Fribourg comme dans tous les autres en 1799, Fontaine et Girard formèrent le plan d'une réorganisation complète de l'instruction publique et qui en aurait embrassé tous les degrés, de l'école élémentaire jusqu'à l'académie par laquelle ils se proposaient de remplacer le Collège suranné de St-Michel, fondé par les Jésuites en 1581 et que dirigeaient encore dans le même esprit et avec moins de savoir, ses professeurs ecclésiastiques. L'enseignement de la théologie lui-même devait subir les modifications réclamées par les besoins des temps et les progrès de la science. Stapfer qui de son côté rêvait une sorte de Haute école pour toute la Suisse

Digitized by Google

ayant fait appel à tous les hommes compétents pour avoir leur avis sur l'organisation à donner à cette *Ecole Centrale,* Girard y répondit par un projet remarquable et qui suggéra au Ministre le désir d'attacher à son bureau comme archiviste le cordelier fribourgeois alors âgé de 34 ans.

Bientôt après, les fonctions délicates d'aumônier du gouvernement helvétique étaient confiées au P. Girard. Et grâce au tact admirable et à l'esprit de conciliation dont il avait fait preuve dans ses rapports avec les pasteurs reformés, l'aumônier du gouvernement unitaire obtenait du gouvernement du canton de Berne, rétabli par l'Acte de Médiation, la reconnaissance officielle du culte catholique proscrit dans le chef-lieu *depuis près de trois siècles.*

Le séjour de cinq ans que fit Grégoire Girard sur les bords de l'Aar ne fut pas perdu pour la pédagogie. L'école de Pestalozzi à Berthoud attirait beaucoup de visiteurs. Le curé de Berne s'y rendit avec son ami Fontaine, venu de Fribourg exprès, pour voir fonctionner les méthodes nouvelles et en faire l'application à son pays natal et aux écoles du chef-lieu, dont on songeait déjà alors à donner la direction au P. Girard. Ce projet toutefois ne put s'effectuer qu'en septembre 1804 où le cordelier fribourgeois fut rappelé dans son cloître et chargé, avec l'aide de quelques-uns de ses confrères, du relèvement des écoles primaires françaises que les efforts du chanoine Fontaine et d'autres amis de l'instruction avaient en vain cherché à tirer de leur décadence intellectuelle et morale.

Ici commencent la mémorable activité pédagogique du cordelier fribourgeois et la grande lutte contre l'ignorance qui, à quelques intermittences près, et sauf les heures nécessaires données au ministère sacerdotal, devaient pendant l'espace de près de 19 ans, occuper les jours et même une partie des nuits du courageux champion de la lumière et de l'éducation populaire.

Les écoles primaires de la ville de Fribourg se traînaient misérables dans des locaux plus tristes encore. Maîtres indignes ou peu capables, rétribués plus mal que des domestiques ordinaires, enseignement routinier sans gradation, sans plan, absence totale de réglement, de contrôle sérieux, livres scolaires sans valeur, discipline mauvaise, en dépit des voies de fait et de châtiments corporels douloureux et dégradants; tel était l'étable d'Augias que le P. Girard et quelques-uns de ses confrères les plus instruits du cloître s'étaient chargés de nettoyer; opération qui demandait un bras d'Hercule, pour ne pas aboutir au travail de Sisyphe. Encore si tout le monde eût compris l'utilité

Digitized by Google

de l'œuvre et le dévouement des vaillants ouvriers qui l'avaient entreprise! Mais dans le public et même au sein du clergé et de la magistrature, il ne manquait pas de gens chagrins qui voyaient de mauvais œil la réforme commencée et qui cherchaient à l'entraver de toutes les façons. On feignait aussi de s'apitoyer sur le sort des anciens maîtres qu'il avait fallu mettre à la retraite et qui cependant n'avaient été congédiés qu'avec une indemnité convenable. Et cependant par une modestie extrême, comme s'il eut voulu par avance émousser les traits de l'envie, Grégoire Girard avait pris pour son lot les plus petits des élèves et s'effaçait ainsi derrière ses confrères. Mais le moment vint bientôt où celui qui était l'âme de l'école dut prendre en mains le gouvernail pour ne pas laisser péricliter l'œuvre commencée, et accepter le titre de *Sous-Préfet de l'école française.* Et ce fut encore en faisant donner celui de Sous-Préfet de l'école allemande au religieux d'un autre ordre qui en était l'instituteur principal, sous la direction effective du P. Girard. Fribourg avait des écoles de filles confiées aux religieuses Ursulines, Girard parvint également à imprimer une impulsion nouvelle à cette institution et à y faire pénétrer petit à petit les méthodes rationelles qu'il avait introduites à l'école française. Au bout de quelque temps, s'étant convaincu que ses confrères cordeliers ne considéraient l'enseignement public que comme un fardeau pénible ou une occupation accessoire, il les fit remplacer avec leur consentement par des maîtres laïcs, capables. L'un d'eux sortait de l'école de Pestalozzi à Berthoud où l'avaient fait envoyer Girard et Fontaine. Un autre alla suivre les cours que l'habile pédagogue Wurtembergois Zeller donnait à Hofwyl, chez Fellenberg.

Mais, loin de se reposer sur les emprunts faits à la pédagogie de ses voisins, le P. Girard travaillait à doter les écoles confiées à ses soins de ce qui leur manquait en fait de méthodes et de moyens d'enseignement. Il composait des tableaux de lecture, des manuels pour chaque branche d'études, substituait les exercices d'intelligence aux récitations machinales, la forme simultanée qui occupe tous les élèves à la fois à l'instruction individuelle qui ne s'adressait qu'à un élève en particulier. L'enseignement religieux et moral subissait une réforme analogue. La lettre du cathéchisme faisait place à une exposition orale et vivante. Sans abolir les châtiments corporels dont ses collaborateurs avaient contracté la déplorable habitude, Girard ne négligeait rien pour en inspirer le dégoût à son entourage par l'emploi constant de la persuasion et par la communicative éloquence avec laquelle il commentait devant l'école réunie les paroles du divin maître: *Laissez venir à moi*

Digitized by Google

les petits enfants. Dans le principe, il avait fallu user d'un peu de contraints pour amener certaines familles à envoyer leurs enfants à l'école et le Sous-Préfet de l'école française n'avait pas reculé devant quelques moyens de rigueur pour obtenir une fréquentation régulière des classes et rendre l'école *obligatoire* comme il l'avait vu fonctionner en Allemagne. Mais ensuite les élèves y accouraient d'eux-mêmes avec un empressement extraordinaire et il n'était pas rare d'en voir un grand nombre attendre à la porte du cloître le vénéré directeur dont l'apparition réjouissait leurs cœurs et épanouissait leurs visages. Et comment n'auraient-ils par respecté et aimé l'homme de cœur qui non content de leur rompre le pain de la parole et de l'instruction en classe, trouvait encore du temps pour leur faire faire des promenades scolaires et les régaler de petits pains qu'ils payait sur les insignifiants honoraires d'un louis par an qu'il recevait de la caisse communale?

A la différence de Pestalozzi qui estimait l'émulation un ressort dangereux pour la conscience et banissait toute récompense de son école, le cordelier fribourgeois avait cru pouvoir sans détriment pour la morale, conserver la distribution des prix en usage. Il donna même une solennité touchante à cette cérémonie pour intéresser les familles et le public au progrès de l'école. Les discours que le Père Grégoire prononçait chaque année à la distribution des prix ne forment pas la moindre partie de son œuvre pédagogique et feront avec les extraits de ses souvenirs le principal attrait de la biographie détaillée que l'auteur de ces lignes a préparée de ce grand homme. Mais la prospérité croissante des petites écoles où les élèves se comptaient par centaines, excitaient l'envie de quelques hommes et en inquiétaient d'autres qui voyaient dans ce progrès de l'instruction populaire un double péril pour l'orthodoxie et pour la société civile, où comme le disait un chanoine inspecteur d'école, on risquait fort de manquer un jour de journaliers, de chaudronniers, de ramoneurs etc. Les doctrines libérales du P. Girard et le choix qu'il avait fait pour être donnés en prix de certains ouvrages où l'on recommandait la tolérance ou le respect des convictions religieuses d'autrui, alarmèrent aussi les amis des Jésuites et leur firent craindre qu'il fallut renoncer à rappeler dans le pays cet ordre dont la restauration éventuelle faisaît toute leur joie et toute leur espérance pour l'avenir.

C'est déjà par des raisons analognes que le P. Girard, bien que jugé digne d'être élevé à la plus haute dignité de son ordre en Suisse (celle de Provincial) avait été écarté du siège épiscopal de Lausanne vacant en 1803 et qu'il le fut également en 1814 à la

Digitized by Google

mort du capucin obscur que le Landammann d'Affry avait fait revêtir par le pape Pie VII de la dignité épiscopale. Le noble et spirituel magistrat comptait cependant parmi les meilleurs amis du pédagogue et ce fut sur sa proposition que la Diète suisse, réunie à Fribourg, le 18 novembre 1809, choisit Girard avec le mathématicien Trechsel et le conseiller Abel Mérian de Bâle, pour examiner l'Institut de Pestalozzi à Yverdon et en faire rapport à la haute assemblée. La visite eut lieu quelques semaines après et Girard désigné par ses collégues comme rédacteur, livrait son travail à la diète réunie à Berne en juin 1810.

Le *Rapport* de Girard sur *l'Institut d'Yverdon* dont nous ne pouvons parler ici qu'en passant est un monument remarquable de la pensée élevée et de la sagacité pédagogique du moine fribourgeois. Admirateur sincère de Pestalozzi, il était loin de l'être au même degré de quelques-uns ses collaborateurs, Niederer et Schmid surtout; il hasardait des critiques qui firent accuser les commissaires de partialité par les maîtres et par les partisans outrés de l'institution. Pestalozzi lui-même se plaignit en des termes amers. La santé de Girard déjà ébranlée par l'excès du travail, reçut de ces récriminations une rude atteinte, à laquelle la mort du Landammann d'Affry son protecteur vint ajouter encore. Il fut sur le point, de dire adieu pour toujours à cette école, à la création et au développement de laquelle il s'était consacré avec tant d'amour. Mais ému par les larmes des familles et les supplications de magistrats et de prêtres éclairés, Fontaine en tête, le P. Girard dont la santé s'était rétablie dans l'intervalle revint de sa détermination et jura même solennellement à ses concitoyens de vieillir au service de leurs enfants.

La résistance que rencontrait la réforme de l'école populaire n'avait fait que de confirmer Girard et ses amis du clergé et de la magistrature dans la pensée que le progrès dans ce domaine ne s'accomplirait que s'il n'etait accompagné d'un grand réveil de l'esprit public et d'un développement du progrès matériel et moral sous toutes ses formes. Ce fut là l'origine de la société économique fondée le 9 janvier 1813 et qui était une sorte *d'Institut Cantonal* divisé en 6 classes et composé de 40 membres effectifs pris à Fribourg même parmi les hommes les plus éclairés, et de 30 membres correspondants, choisis parmi les curés et notables de la campagne.

L'activité remarquable déployée par la société économique et son influence sur le canton de Fribourg ont été décrites ailleurs avec

Digitized by Google

détails par l'auteur de ces lignes[1]. Nous n'en relevons en passant que le trait le plus saillant, le *rétablissement du Conseil d'Education* créé sous le régime unitaire et que l'evêque Guisolan avait fait supprimer en 1804, au grand chagrin de Girard et de Fontaine qui en avait été l'âme. Le projet d'une Académie ou Université catholique n'avait pas cessé non plus d'occuper ces deux ecclésiastiques hors ligne et les patriciens les plus éclairés, Jean de Montenach, Justin d'Appenthel et François de Kuenlin. Mais ce dessein ne leur faisait pas perdre de vue l'instruction populaire. Elle reçut même en 1815 et 16, une impulsion puissante de l'introduction de l'enseignement mutuel et de la construction du beau bâtiment de l'école primaire, élevé d'après les dessins du P. Girard, architecte habile autant que savant pédagogue. Doué d'une voix mélodieuse et d'un sentiment profond de la musique, le P. Grégoire cherchait aussi à en propager le goût par l'exécution répété des oratorios de Haydn dans l'église de son cloître. Impossible dans le court espace dont nous disposons ici de tracer un tableau tant soit peu fidèle des grandes choses accomplies à Fribourg dans l'époque mémorable de 1815 à 1823. Impossible encore de dépeindre en détails la transformation qui s'opérait dans l'esprit de la jeunesse et dans les habitudes de la population elle-même, où un zèle du bien public tel que le pays n'en connaissait plus depuis deux cent ans se réveillait avec cet amour du travail et ce souci de l'industrie, qui avaient fait la richesse et la joie des Fribourgeois au 15ième siècle et au commencement du 16ième [2]. En ce qui concerne spécialement les écoles populaires de Fribourg le progrès était si marqué qu'on accourait de tous les cantons voisins pour étudier les méthodes, et que des *Girardines*, (on nommait ainsi les écoles dirigées d'après les principes de l'illustre pédagogue) s'établissaient à Berne, Lausanne, Neuchâtel, Zurich, Bâle, Genève. Des hommes d'école et des personnes de distinction de plusieurs pays de l'Europe venaient également puiser des directions et des lumières dans les leçons et les entretiens de l'homme de génie qui honorait Fribourg et que la Suisse entière pouvait saluer avec enthousiasme comme sa plus pure gloire avec son immortel devancier zuricois, Pestalozzi. Car si ce dernier l'emportait peut-être par l'originalité, le feu de l'inspiration et la poésie du sentiment, le premier lui était cer-

---

[1] Alex. Daguet, *Notice historique sur la Société Economique de Fribourg depuis sa fondation le 9 Janvier 1813 jusqu'à ce jour.* 1863. Marchand Fribourg, 104 p.

[2] *Fribourg centre industriel au Moyen Age.* Emulation de 1864 (article de Daguet.) Fribourg Joseph Schmid.

Digitized by Google

tainement supérieur pour le tact pratique, administratif, la sagesse et la modération en toute chose. Voués de cœur et d'âme à la même mission religieuse et humanitaire, ils ne différaient que dans les moyens et l'application. Ainsi ce que Pestalozzi demandait à la science des nombres, son émule de Fribourg l'attendait essentiellement de l'étude de la langue considérée avec raison comme un instrument plus éducatif, plus universel et plus approprié à devenir une gymnastique de l'esprit. Girard s'étonnait aussi que Pestalozzi, voulant faire revivre les beaux temps de l'ancienne Grèce, n'eût pas fait une place à côté de la géométrie à la logique populaire dont l'étude a tant d'importance pour la pensée et la vie.

Tout en proclamant la supériorité de l'entendement et de la raison, le pédagogue fribourgeois trouvait injuste le dédain excessif que Pestalozzi faisait de la mémoire et de ces exercices qui en formant le goût, ornent l'esprit et ont tant de valeur pour la culture de l'idéal. L'enseignement de la géographie où l'on s'arrêtait si longtemps à l'étude des bassins qu'on ne parvenait jamais à celle des états était signalée comme défectueuse. Il regardait aussi comme une lacune regrettable l'absence à l'institut d'Yverdon d'un cours de méthode ou de pédagogie. „Les métiers les plus simples, disait Girard, demandent une préparation et l'art de former l'enfance n'en demanderait pas?“ Mais une école normale sans école d'application n'était pour l'éducateur de Fribourg qu'une école de médecine sans clinique, ou une chimie sans laboratoire.

L'enseignement religieux, tel qu'il se donnait à Yverdon, ne satisfaisait pas entièrement non plus le chrétien évangélique qui ne comprenait la foi qu'unie à la charité et à la raison, mais qui aurait voulu y trouver une foi vivante et positive au Christ révélé. La Bible cependant, c'est Girard qui nous l'apprend, était entre les mains de tous les élèves, ce que le moine fribourgeois déclarait ne pas être à sa place dans une instruction philosophique et où l'on ne voulait rien de positif. Dans cette répugnance de Girard pour la remise de la Bible entière entre les mains de la jeunesse, on a voulu voir moins l'opinion du philosophe ou du pédagogue que les préventions naturelles au moine catholique. Catholique, il l'était certainement, bien que noté tour à tour de Kantisme, d'hérésie, de schisme, par les partisans outrés de l'alliance du trône et de l'autel.

En 1817 cependant, rien ne faisait présager la chute prochaine de l'Ecole de Fribourg. Jamais, au contraire, elle n'avait brillé d'un plus vif éclat. Les visiteurs de distinction affluaient. C'était en premier lieu, le fameux docteur écossais André Bell l'inventeur ou rénovateur

Digitized by Google

plutôt de l'enseignement mutuel, heureux de retrouver le système qu'il avait inauguré à Madras, bien qu'avec des variantes considérables. Un visiteur non moins illustre et plus intéressant encore était Pestalozzi lui-même, maintenant tout-à-fait réconcilié avec son ami de Fribourg. Pestalozzi comme on sait (et c'est encore là une différence essentielle entre les deux pédagogues suisses) n'aimait pas l'enseignement mutuel et n'employait que le mode magistral dans ses institutions. Mais en voyant fonctionner avec tant d'entrain et de vie, les 27 cercles gradués dont se composait l'école de Fribourg, il se montra ravi et se tournant vers le chanoine Fontaine qui l'accompagnait dans sa visite et qui nous raconte le fait: „Votre Girard opère des miracles, avec la bone il fait de l'or“ [1].

Bell ne se montrait par moins enthousiaste et appliquait au P. Girard ce vers expressif emprunté à Shakespeare dans son drame de Romeo et Juilette:

„Holy Franciscan friar, brodher, heil!
„Salut! saint frère franciscain, frère, salut!

Mais c'est ce moment même, c'est-à-dire celui de l'apogée de l'école de Fribourg que choisissaient ses ennemis pour faire éclater l'orage qui grondait depuis longtemps sur la tête du Réformateur de l'instruction populaire et qui aspirait à étendre plus haut et plus loin le cercle de son activité *dangereuse*. Le nouvel évêque Jenny, bien qu'ancien élève du Collège germanique de Rome avait paru d'abord applaudir aux efforts du moine Cordelier et à l'emploi de l'enseignement mutuel. Mais mécontent de l'influence que prenait le P. Girard et du rétablissement du conseil d'éducation, œuvre de ce dernier et de Fontaine, il travaillait avec Testaferrata au rétablissement des Jésuites et l'obtenait du Grand Conseil le 15 septembre 1818, après une discussion des plus orageuses et en dépit de tous les arguments du principal orateur de l'opposition, Pierre de Landerset. Une protestation solennelle de 6 membres du conseil d'état (sur 13) et qui se terminait par ces mots, tristement prophétiques: *l'Union est détruite à jamais*, fut supprimée par la Censure.

Les Jésuites, *ces Pères de la ruse* comme les appelait le P. Girard, une fois reçus à Fribourg, il était facile de prévoir que l'école rivale ne serait pas longtemps tolérée. Bientôt l'évêque Jenny, condamnant ce qu'il avait approuvé l'année précédente, demandait la

---

[1] Lettre adressée par Fontaine à l'évêque Jenny en 1827 pour l'engager à rappeler le P. Girard à Fribourg.

Digitized by Google

suppression de la méthode mutuelle comme immorale et irréligieuse. Et après 4 années de luttes, il l'obtenait également du Grand Conseil le 4 juin 1823, après de nouveaux débats plus orageux encore que ceux de 1818, et où Pierre de Landerset déployait de nouveau et inutilement comme en 1818 sa courageuse éloquence. Une nouvelle institution due à l'initiative du P. Girard en 1819, l'ouverture d'un cours de répétition pour les régents ou instituteurs de la campagne, prélude de l'établissement d'une école normale, était venu ajouter un nouveau grief à ceux de ses adversaires et leur faire craindre que le *mauvais esprit* qui animait une grande partie de la population du chef-lieu ne se répandît dans les communes rurales. Déjà affectés douloureusement par le rappel des Jésuites, la plupart des habitants de Fribourg ne purent voir sans colère et sans désespoir la ruine de ce qu'ils considéraient à la fois, comme le plus bel ornement de leur cité et comme la plus sûre base de sa prospérité future. Une agitation extraordinaire s'empara des esprits. Une collision paraissait imminente, lorsque l'on apprit que la majorité du Conseil d'état de Fribourg était parvenue à s'assurer l'appui d'une intervention armée de Berne, pour le cas où une révolution éclaterait dans la ville. Le P. Girard lui-même ne voulant pas servir de drapeau dans la lutte des partis, se décida à quitter Fribourg et se retira à Lucerne dans le cloître où il avait fait son noviciat plus de 40 ans auparavant; il en avait alors 59.

Dans l'exil volontaire auquel il se condamnait, Girard espérait trouver son *Tusculum* où il pourrait se livrer en paix à ces études philosophiques qu'il n'avait jamais abandonnées et auxquelles il s'était même livré avec ardeur de 1813 à 1815, où il avait fait un cours complet de cette science aux novices de son couvent. Ces leçons restées manuscrites sont rédigées dans ce beau latin à la Salluste qui se laisse lire avec plus de plaisir que tout ce qu'a écrit ce religieux en allemand et en français. Mais le gouvernement de Lucerne n'entendait pas laisser sans emploi les talents pédagogiques de Girard.

Il voulut en faire profiter son canton et ceux de la Suisse centrale dont la ville de la Reuss se considérait plus ou moins comme la métropole intellectuelle. On parvint aisément à faire accepter à Girard les fonctions gratuites de Directeur de l'école des pauvres qui lui rappelait la famille qu'il avait perdue à Fribourg. Mais ce n'est que plus tard et après beaucoup d'hésitation qu'il consentit à accepter un siège au conseil d'éducation et la chaire de philosophie autour de laquelle se pressèrent bientôt un grand nombre d'auditeurs des cantons catholiques. Les cahiers autographiés de ses cours ont paru à Lucerne; ils sont

Digitized by Google

rédigés en langue allemande et différent du tout au tout des grands travaux restés manuscrits, au cloître de Fribourg.

Mais l'instruction populaire tenait toujours le premier rang dans les affections de l'ami de la jeunesse. Preuve en sont les beaux mémoires qu'il a composées pour la société suisse d'utilité publique sous les titres suivants: *De la valeur morale de l'enseignement mutuel — Essais sur les divers formes d'enseignement et leur valeur pour l'éducation de la jeunesse — Projet pour la formation de maîtres d'école dans la Suisse alpestre.* Ce dernier mémoire avait été rédigé pour la société suisse d'utilité publique qui se réunit à Zurich, sous la présidence d'Usteri, en septembre 1826, et y fut lu en séance publique par l'auteur lui-même. Cet écrit sur les écoles alpestres nous montre l'action de Girard, s'étendant jusque dans les Waldstætten. Par sa forme dialoguée et la beauté idéale des pensées, cet écrit rappelle d'ailleurs certains entretiens de Platon où de son maître Socrate avec les destinées duquel le philosophe fribourgeois a plus d'une analogie. Car à Lucerne comme à Fribourg, on voit la persécution s'acharner sur Girard. Le général de son ordre, à l'instigation des zélateurs lui adresse de Rome de vifs reproches sur ses relations avec les protestants. On lui fait un crime d'être consulté à l'envi, comme un oracle, par les gouvernements de Bâle, Schaffhouse, Argovie, Berne, Soleure, qui étaient alors en train de réorganiser leur système d'instruction publique. A Lucerne même bien que protégé par les chefs de l'Etat, Edouard Pfyffer et Am Rhyn, Girard se trouvait dans une situation souvent assez difficile et qui le devint particulièrement au fort de la crise politico-religieuse provoquée par la fameuse Conférence de Baden, en janvier 1834. Fribourgeois de cœur, la Père Grégoire ne s'était d'ailleurs jamais considéré comme définitivement fixé à Lucerne. Il méditait déjà depuis longtemps son retour sur les bords de la Sarine qu'il n'avait quittés qu'avec déchirement de cœur. C'était déjà probablement en prévision d'un retour éventuel dans sa ville natale, qu'étant encore à Lucerne, il avait publié en 1827 en français son *Explication du Plan de Fribourg,* première leçon de géographie et qui était en même temps une introduction à l'étude de l'histoire et de l'instruction civique, livre admirable et véritable modèle d'écrit populaire! Les évènements politiques de 1830 avaient ajourné son projet de départ. Mais en octobre 1834 toutes les instances des Lucernois pour le retenir demeurent infructueuses. Il rentre à Fribourg, mais avec l'intention bien arrêtée de n'y accepter aucune fonction publique et d'y passer le reste de ses jours dans ces loisirs studieux auxquels il avait en vain aspiré jusqu'alors et qu'espérait

Digitized by Google

retrouver dans sa ville natale le vénérable éducateur, alors âgé de 69 ans.

Ici commence la quatrième et dernière période de la longue carrière du Cordelier fribourgeois.

C'est aussi la période la plus paisible et la plus honorée de sa vie; elle ressemble à ces beaux couchers de soleil qui suivent parfois des journées orageuses. Les hostilités ont cessé, l'admiration à gagné ses anciens ennemis ou les a réduits au silence.

Mais c'eût été bien mal connaître le P. Grégoire que de penser que les studieux loisirs auxquels il comptait se livrer dans sa cellule n'auraient pour résultat que des travaux de cabinet ou de pure spéculation, accessibles seulement à un petit nombre d'esprits d'élite. C'est à son œuvre éducative encore qu'il aspirait à donner un couronnement en mettant la dernière main à un grand ouvrage sur l'enseignement de la langue dont il attendait une action salutaire pour l'éducation de la jeunesse et, par une illusion généreuse, l'avenir de l'humanité toute entière.

Déjà en 1828, l'illustre pédagogue écrivait à son meilleur ami, M. François Naville de Genève, auteur lui-même d'un remarquable traité *sur l'éducation publique: „Ces leçons de langue sont l'idéal de ma vie, le vœu de mon cœur, ma dette sacrée envers la jeunesse.“* Il n'était pas ici question comme on le pense bien d'une simple grammaire comme celle que le Préfet de l'école française avait publiée en 1820, ni même d'un cours de langue dans le sens restreint de ce mot. Il s'agissait d'une véritable gymnastique de l'intelligence et qui était en même temps un cours de logique et de morale, le tout sous une forme progressive, méthodique, socratique, propre à faire marcher de front la force pensante et l'amour du bien avec la connaissance raisonnée du langage écrit et parlé. La conception de l'œuvre remontait au temps où Girard avait introduit l'enseignement mutuel, et c'était même pour être appliqué à cette forme d'enseignement que la première rédaction en avait été faite. Mais voyant l'enseignement mutuel condamné par le clergé en France comme en Suisse et abandonné par les pédagogues eux-mêmes il en avait changé toute l'économie pour l'adapter à l'enseignement magistral, au grand chagrin de son ami Naville qui ne retrouvait plus dans ce remaniement tous les mérites de la rédaction primitive.

Quoique tout entier au travail qu'il envisageait comme son legs à la postérité et à ses semblables, le vénérable éducateur, dans le désir d'être encore utile à ces derniers d'une autre manière, se laissa arracher plusieurs fois à son grand œuvre et à sa cellule chère.

Digitized by Google

Ce fut d'abord pour se rendre aux vœux de la société suisse d'utilité publique qui demandait un rapport sur les écoles normales de la Suisse occidentale, Lausanne, Munchenbuchsée, Hauterive etc.

Ce fut ensuite pour prendre une part active à une discussion de la même société concernant le fléau du crétinisme. Le Congrès des Naturalistes s'étant réuni à Fribourg, en 1840, pour discuter cette question qui intéressait à la fois l'éducation et l'humanité souffrante, le P. Girard fut appelé à l'honneur de la présider et prononça le 24 août un remarquable discours intitulé: *Parallèle entre la philosophie et la physique* qui a paru *en brochure de 24 pages.*

Le nom de l'éducateur fribourgeois était depuis longtemps connu à Paris de toutes les personnes qui s'occupaient d'éducation et de sciences morales. En 1838, à la suite d'une visite que lui fit le philosophe Cousin, ancien ministre de l'instruction publique, la croix de la légion d'honneur avait été décernée à l'illustre cordelier. En 1844, quand parut l'introduction à son cours de langue sous le titre d'*Enseignement régulier de la Langue maternelle* et qui était comme la philosophie de l'ouvrage, l'Académie française sur le rapport de M. Villemain, ancien ministre et secrétaire perpétuel de l'académie française, accorda à l'auteur un prix de 6000 francs. La publication de cet ouvrage préliminaire devait être suivie de celle des 6 volumes qui forment le Cours de Langue proprement dit et qui se succédèrent en effet assez rapidement. Le dernier vit le jour en 1848, c'est-à-dire au moment de la chute du Sonderbund.

La politique n'était pas l'affaire du P. Girard. Il ne s'en était jamais préoccupé que dans les moments critiques où il pressentait un danger imminent pour la patrie ou pour des institutions qui lui étaient chères. En 1846, voyant venir la tempête, il avait essayé de la conjurer en ce qui concernait le canton de Fribourg, en arrachant au chef du parti ultramontain modéré, l'avoyer Déglise, la promesse de se prononcer en Grand Conseil contre l'adhésion au Sonderbund. Mais le lendemain de son entrevue avec le moine patriote, cédant à des considérations moins désintéressées, ce haut magistrat manquait à la parole donnée et votait avec les ligueurs. Girard eut la douleur d'assister aux désastres de 1847, suivis des proscriptions et des mesures fiscales dont le régime de 1845 avait donnée l'exemple au radicalisme. „C'est là la justice des révolutions", disait le P. Girard à ses amis et admirateurs de la Toscane qui l'avaient félicité par une lettre rendue publique, de la chute de la ligue séparée, et de l'expulsion des Jésuites.

Digitized by Google

Tout en étant l'adversaire déclaré du systéme de 1848 et malgré son âge très-avancé, le généreux octogénaire ne crut pas devoir refuser son concours à la réorganisation de l'instruction publique, entreprise par le nouveau régime. Il accepta même la présidence de la commission chargée d'élaborer une loi nouvelle. Elle eut de nombreuses séances dans la cellule même du P. Girard. Mais l'illustre religieux ne parvint pas à obtenir du Conseil d'état le maintien du Collége de St-Michel et du Lycée sur leurs anciennes bases classiques et en opposition au projet d'Ecole cantonale que son auteur (A. Daguet) avait cependant cru devoir retirer par déférence pour un maître chéri et vénéré.

Le dernier volume du Cours de Langue, cet **idéal de sa vie**, ayant paru cette même année 1848, le grand homme d'école avait terminé sa mission terrestre et pouvait dire avec Siméon: „Seigneur, vous pouvez laisser mourir en paix votre serviteur".

La maladie qui minait, depuis quelque temps la forte constitution de Girard, le retenait dans sa chambre sans obscurcir sa belle intelligence. Quand elle le cloua plus tard sur son lit de douleur, il ne perdit rien de sa sérénité. Il regardait seulement avec plus d'amour l'image du crucifié, qui l'avait souvent soutenu aux jours de l'affliction et qui devait le consoler encore aux approches de sa dernière heure, qui sonna le 6 mars 1850, à 8 heures et demie du matin.

Quelques instants après, le Grand Conseil étant réuni en session ordinaire, décrétait sur la proposition d'A. Daguet, député de la ville de Fribourg, que le P. Girard avait bien mérité de la Patrie et que le portrait de ce bienfaiteur de la jeunesse et de l'humanité serait placé dans toutes les écoles du canton.

A ce témoignage de la reconnaissance publique, le Grand Conseil en joignait un autre plus solennel en décidant qu'une statue en bronze lui serait élevée par souscription sur la principale place de la cité qu'il avait illustrée par son génie et ses vertus.

Cette statue a été inaugurée avec éclat le 23 juillet 1860.

Sur une des faces du monument se lit une inscription portant ces mots.

Au Père du peuple fribourgeois,
Au Bienfaiteur de la jeunesse,
Au Philosophe chrétien,
Au Moine patriote,
Ses élèves et ses admirateurs de tous les pays.

Les changements politiques qui ont lieu dans le canton de Fribourg pendant ces vingt dernières années ont respecté la statue de Girard;

Digitized by Google

en revanche, on chercherait vainement dans la plupart des écoles fribourgeoises le portrait lithographié et le Cours de Langue de l'immortel pédagogue, méconnu après sa mort comme il l'a été si souvent pendant sa vie.

Alexandre Daguet.

Franz Joseph Stalder.

1757—1833.

[Quelle: Präſidialrede von Dr. Fr. Dula, im Jahrbuch der luzern. Kantonallehrerconferenz 1858.]

Franz Joſeph Stalder, aus einer alten bürgerlichen Familie der Stadt Luzern, iſt geboren den 14. September 1757. Ohne andere Unterrichtsanſtalten als diejenigen ſeiner Vaterſtadt beſucht zu haben, erlangte er 1780 die prieſterliche Würde, ward 1785 Pfarrer in Romoos und 1792 Pfarrer zu Eſcholzmatt.

Stalder beſaß eine zu damaliger Zeit nicht gewöhnliche wiſſenſchaftliche Bildung. Geiſtreich und arbeitsluſtig fand er in ſeinem praktiſchen Wirkungskreiſe, ſo bedeutend dieſer auch war, nicht Alles was ſeine Zeit und Thätigkeit ausfüllte. Mit großem Eifer ſtudierte er die Geſchichte, die Volkswirthſchaft, Sitten und Gebräuche der Entlebucher, in deren Mitte er nun wirkte. Die Früchte dieſer Studien: „Fragmente über das Entlebuch“ (2 Theile, Zürich 1797 und 1798) ſind noch immer eine Zierde der geſchichtlichen Ethnographie unſers Vaterlandes. — 1806 und 1812 erſchien von ihm „der Verſuch eines ſchweizeriſchen Idiotikon mit etymologiſchen Bemerkungen untermiſcht“ und 1816 „die ſchweizeriſche Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germaniſchen Dialekten“, Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft, von denen namentlich die erſtere die Anerkennung der größten Autoritäten fand und unvergeſſen bleiben wird, ſo lange es eine hiſtoriſche und vergleichende Wiſſenſchaft der deutſchen Sprache giebt.

Seinem perſönlichen Auftreten ward nachgerühmt, daß er liebevoll und herzlich im Umgang mit Jedermann, anregend und ſtets heiter und friſch in dem oft geſuchten Kreiſe der Geſelligkeit war. Die Predigten, welche er in den Jahren 1792 und 1799 am Feſt der Sempacherſchlacht hielt, erwarben ihm mit Recht den Ruf eines trefflichen Redners und geben bis in unſere Tage hinein offenes und wahres Zeugniß von der frommen, freien und warmen Geſinnung des Mannes und von ſeiner begeiſterten Anhänglichkeit an das Vaterland. Dieſe trieb ihn auch an, die Männer aufzuſuchen,

Digitized by Google

welche fühlten und dachten wie er, und so sehen wir ihn dann öfters außer den Grenzen des Kantons in den Versammlungen der helvetischen Gesellschaft, unter deren Mitgliedern er seine vertrauten Freunde zählte, und welche ihn so hoch schätzte, daß sie ihn dreimal, 1794, 1809, 1810 zu ihrem Präsidenten wählte.

Er war es nun auch, der von der helvetischen Staatsumwälzung an während der Zeit der Helvetik, der Mediation und bis in diejenige der Restauration hinein das neu sich gestaltende und allmälig unter den verschiedensten Hemmnissen und Schwierigkeiten sich entwickelnde Schulwesen des Entlebuch leitete. Will man sich von eben diesen Hemmnissen und Schwierigkeiten eines Schulinspectorates damaliger Zeit, besonders während der Helvetik, einen Begriff machen, so bieten Stalders Briefe und amtliche Berichte, die Dr. Dula in der als Quelle citirten Rede zu einer einheitlichen und anschaulichen Darstellung verwoben hat, ein höchst instructives Einzelbild. Der passive Widerstand der Mehrzahl der Geistlichen war dabei noch weniger bedenklich als das Verhalten der Ortsbehörden; am meisten Aerger und Verdruß machten ihm (Bericht von 1802) diese „unthätigen, starrsinnigen, uncultivierten eigennützigen Munizipalitäten des Landes", die mit Ausnahme derjenigen von Eſcholzmatt gar nichts auf den Verordnungen der Regierung hinsichtlich des Schulwesens hielten, aller Warnungen nichts achteten und den Inspector nur als ein elendes ohnmächtiges Werkzeug einer provisorischen Regierung ansahen. „Ueberdrüssig", schreibt er, „der unbeschreiblichen Unthätigkeit sowol als der gesetzwidrigen Willkür der Municipalitäten würde ich schon lange das Amt eines Schulinspectors niedergelegt haben, wenn mich nicht der Gedanke tröstete: eine künftige definitive Verfassung werde auch genug Kraft haben, willkürliche Behörden zur Ordnung, zum Gehorsam und zur Achtung der Gesetze zu weisen."

Gegenüber dieser Apathie und Antipathie hatte Stalder zunächst die Unermüdlichkeit seiner Thätigkeit einzusetzen, von der auch seine Berichte Zeugniß geben. „Wer einmal", schreibt er in einem Briefe aus den nachfolgenden Jahren, „des Namens eines Inspectors würdig sein will, muß selbst allen Schulen seiner Inspectur nachgehen und dieselben in Augenschein nehmen, muß mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören, was daselbst gut und fehlerhaft ist, was etwa mangelt und was und wie es zu verbessern sei; und nur die rastlosen Bemühungen eines Inspectors können (unter Voraussetzung der thätigen Beihülfe und Unterstützung von Seiten einer h. Regierung) die Vorsteher einer Gemeinde, sowie die hochw. Herren Pfarrer, wenn sie etwa ihrer Pflicht vergäßen, zu ihrer Schuldigkeit aufmuntern und erwecken." Und noch in seinem letzten Berichte, 1818, urtheilte er unter manigfach besser gewordenen Verhältnissen: „Mehr als die Aus-

Digitized by Google

theilung der Prämien hat im Entlebuch ein feierlicher Besuch des Oberschulinspectors einen wohlthätigen Einfluß auf den Fortgang der Kinder sowol als auf den Fleiß des Lehrers selbst. Ein solcher Besuch ist für die Kinder durchgehends ein wahrer Freudentag. Dieser öffentlichen Prüfung wohnen jederzeit der Ortspfarrer und einige Ortsvorgesetzte, öfters auch Väter und Mütter der Kinder bei. Ein Wort des Lobes für die Fleißigen, ein Wort des Mißfallens mit einem guten Zuspruche begleitet für die Unfleißigen, macht überaus große Wirkung."

Aber noch ein anderes Mittel hatte Stalder zur Hand, das ebensosehr seinem psychologischen Verständniß als seinem kinderfreundlichen Sinn Ehre macht, nämlich durch Inanspruchnahme des kindlichen Interesses und Wetteifers selbst die Schulen zu heben. Und die Art, wie er das that, bildet ein so freundliches Lichtbild in der trüben Zeit der helvetischen Schulgeschichte, daß wir ihn darüber selbst ausführlich erzählen lassen wollen.

„Diese Woche", berichtet er in einem Briefe vom 1. Februar 1799, „genoß ich eine herzige Scene. Der Schulmeister J. Franz von Schüpfheim kam verflossenen Dienstag mit 20 Kindern hieher, um der hiesigen Schule einen Besuch abzustatten und eine öffentliche Prüfung mit seinen Zöglingen vorzunehmen. Knaben und Mädchen im feierlichen Putze brachten ihre Büchlein mit und freueten sich innig, eine Probe ihres Fleißes in Gegenwart von mehr als 70 Kindern ablegen zu können. Mein Bürger Vicar Graf, der aus reinem Patriotismus die Schulmeisterstelle ohne Entgelt vertritt, und ich prüften die Kinder im Lesen, und der Schulmeister von Schüpfen wies uns ihre Handschriften vor, und gewiß, wir mußten dem Lehrer sowol als den Kindern das rühmlichste Zeugniß beilegen.' Nach der Prüfung ließ ich jedem Kinde anderthalb Gläschen Wein sammt einem Stücklein Brod darreichen; da war's ein neuer Jubel; froh putschten die Kleinen ihre Gläser aneinander und der ganze Schwarm rief mit Einer Stimme laut auf: Es lebe der Bürger Pfarrer und der Bürger Schulmeister Graf! Wir Schüpfer sind noch gute Patrioten! Nach einer kleinen Stunde trennten sich die Schüpfer Kinder von den unserigen und Einige von uns begleiteten sie eine Strecke weit. Nun erwacht in hiesigen Kindern ein neuer Ehrstolz und beim ersten guten Wetter werden auch die Escholzmatter Kinder, an der Spitze ihre Schulmeister, eine Wallfahrt nach Schüpfen unternehmen."

Am 28. Januar [1801?] machte anläßlich der Schulvisitation in Escholzmatt die Schuljugend von Flühli einen freundschaftlichen Nachbarbesuch daselbst. Die Escholzmatter giengen ihnen zum Willkommen entgegen und die Gemeindebehörde bewirthete die Gäste. Nach der öffentlichen Prüfung, die zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel, wurden die Kinder von Flühli

Digitized by Google

einquartiert und des andern Morgens nach dem Gottesdienſte von den Eſcholzmattern eine weite Strecke Wegs zurückbegleitet.

Als Fortſetzung dieſer Zuſammenkünfte wurde Stalders Schulbeſuch in Flühli am 5. Februar 1802 zu einem Kinderfeſte zweier Gemeinden. „Meine Schulkinder hatten vernommen, daß ich auf dieſen Tag die Schule in Flühli zu beſuchen geſinnt ſei, und alsbald drangen ſie in mich, mich dahin begleiten zu können. Es war die angenehmſte Winterwitterung; jeder meiner drei Schulmeiſter wählte eine gewiſſe Anzahl Kinder aus und 40 Kinder ſammt drei Schullehrern und ich fuhren am frühen Morgen weg. Eine Viertelſtunde vor dem Dörfchen bewillkommneten uns ſchon einige abgeſchickte Schulkinder von Flühli. Im Dorfe empfieng uns der wackere Bürger Pfarrer Renggli, der Mitſtifter dieſer neuen Pfarrgemeinde, und mein theurer Freund, der brave Schulmeiſter und ein paar Mitglieder der Munizipalität. Eine große Menge Volkes harrete unſer und alle Schulkinder im feſtlichen Anzug. Flugs wurden meine Kinder von denen in Flühli aufs freundſchaftlichſte ins Wirthshaus geführt und die Munizipalität ließ den Eſcholzmatter Schulkindern und meinen Schulmeiſtern ein frugales Mittageſſen auf Gemeindskoſten aufſtellen. Nach demſelben fieng die öffentliche Prüfung unter einer dichtgepfropften Volksmenge an. Drei Schulknaben von Flühli hielten jeder eine kleine Anrede; die erſte an mich als Schulinſpector, worin ſie eine herzliche Freude über mein Hieherkommen äußerten und für all die Mühe, Liebe und Sorgfalt innigſt dankten; die zweite an die Bürger Schulmeiſter von Eſcholzmatt, worin vorzüglich all das Gute gerühmt wurde, das ſie beim letzten Schulbeſuche genoſſen, und die dritte an die Schulkinder in Eſcholzmatt. Dieſer Tag, hieß es zu Ende der letzten Anrede, ſoll das Band der Liebe und Freundſchaft unter uns (Kindern) auf ewig knüpfen, und wann wir uns einſt als Greiſe begegnen und einander die Hände drücken, ſo ſoll der Gedanke in uns aufleben: ich hab dich beim Schulbeſuche in Eſcholzmatt oder Flühli zuerſt kennen gelernt. Dann fieng die Prüfung, oder beſſer geſagt, der liebliche Wettſtreit unter den Kindern zweier verſchiedenen Gemeinden an; zuerſt kam die Reihe an meine, dann an die Kinder von Flühli; und ich mußte allen Kindern das öffentliche Zeugniß abſtatten, daß ſie zu meiner und aller anweſenden Zuhörer Verwunderung ihr aufgetragenes Tagwerk recht gut vollbracht haben, ſowie den Bürger Schullehrern, daß ſie dafür weder Mühe noch Arbeit ſcheueten. Nachdem die Kinder hierauf noch eine Weile ſich mit einander ergötzt hatten, nahm man von einander Abſchied, und auf den Abend kehrten wir Alle wieder nach Hauſe, froh und vergnügt."

Trotz alledem geſtalteten ſich die Verhältniſſe der Schule gegen das Ende der Helvetik ſo unerquicklich, daß Stalder 1803 von der Stelle eines

Digitized by Google

Inſpectors zurücktrat und ſeine Thätigkeit für die Schule auf ſeine große Pfarrgemeinde concentrirte. Aber ſchon 1804 tritt er als Schulinſpector des Entlebuchs wieder auf den Plan und verharrt nun in dieſer Thätigkeit weitere ſiebzehn Jahre. Das Reſultat ſeines Wirkens war, daß das Entlebuch, deſſen Schulweſen 1798 faſt gleich Null, theilweiſe ſogar unter Null geſtanden, in die neuere Zeit in einem Zuſtande eintrat, der demjenigen der übrigen Kantonstheile zum mindeſten ebenbürtig war.

Am 15. Juli 1821 reichte er ſeine Entlaſſung als Inſpector ein, und nach Verfluß eines Jahres verließ der ehrwürdige Greis die Stätte ſeines langjährigen Wirkens, indem er Beſitz von ſeinem Canonicat in Beromünſter nahm, welches ihm bereits im Jahre 1819 verliehen worden war. Dort ſtarb er im Jahre 1833, im 76. ſeines Alters. **G. St.**

Eduard Pfyffer.

1782—1834.

[Quellen: Verhandlungen der landwirthſchaftlichen Geſellſchaft des Kantons Luzern 1835. — Jahrbuch der luzerniſchen Kantonallehrerconferenz IV, 1860 u. X u. XI, 1865 u. 66. — Blätter der gemeinnützigen Geſellſchaft der Section Luzern II, 1857. — Verhandlungen der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft 1835, 2. Abtheilung und 1825. — Auszüge aus Archivalien. — Verhandlungen der helvetiſchen Geſellſchaft vom Jahr 1826.

Ueber Th. Müller, deſſen Lebensbild hier eingeflochten iſt, dienen als Quellen: Pfyffer, Nekrolog von Th. Müller. Geleſen in der helvetiſchen Geſellſchaft zu Langenthal 1826. — P. Uſteri, Nekrolog in der Eröffnungsrede der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft 1826 (auch in Uſteris „kleinen geſammelten Schriften", Aarau 1832. S. 338 ff. aufgenommen.)]

In Folge des Beſchluſſes des Directoriums der helvetiſchen einen und untheilbaren Republik vom 24. Juli 1798 wurde in jedem Kantone ein Erziehungsrath aufgeſtellt. Bei der feierlichen Einſetzung dieſer Behörde in Luzern hielt deren Mitglied, Stadtpfarrer Thaddäus Müller[1] eine Anrede, in welcher er ſich über den Zuſtand des Volksſchulweſens alſo ausſprach: „Wir wurden durch die Bürger Inſpectoren, an die wir zweckmäßige, das ganze Landſchulweſen umfaſſende Fragen gethan hatten, in den Stand geſetzt, die

[1] Geb. 1763, geſt. 1826; von 1789—1796 Lehrer am Gymnaſium, von 1796 an Stadtpfarrer.

Digitized by Google

ganze Ueberſicht der Landſchulen des Kantons Luzern dem helvetiſchen Vollziehungsdirectorium vorzulegen. Aber das Reſultat der Ueberſicht iſt traurig: Schulen ohne Schulgebäude, Lehrer ohne Luſt zu lehren und ohne Geſchicklichkeit und Beſoldung; eine Lehrart ohne Uebereinſtimmung und nach den verkehrteſten Methoden; Unterricht ohne Lehrbücher oder aus Lehrbüchern voll Fehlerhaftigkeit und Unvernunft; Unzulänglichkeit der Schulen ihrer Zahl nach; Unzulänglichkeit des Unterrichts ſeiner Dauer nach; — mit einem Wort, eine gänzliche Verſunkenheit des Zuſtandes der Landſchulen“ [1].

Die Aufgabe, den Kampf mit dieſer Menge von Hinderniſſen und Schwierigkeiten aufzunehmen und einen beſſern Zuſtand der Dinge herbeizuführen, fiel Müller'n zu, dem einzigen Manne im Erziehungsrathe, der über Fragen des öffentlichen Unterrichts viel geleſen und richtige Begriffe ſich gebildet hatte. Ihm wurde das Inſpectorat aller Schulen und im Jahr 1806 das Referat beim Erziehungsrathe übertragen, welches er bis zum Jahr 1815 verſah. Seinen Beſtrebungen kamen die Verordnungen des helvetiſchen Directoriums vom Jahr 1800 an zu Hülfe, laut welchen in jeder Gemeinde eine Schule errichtet werden ſollte, der Schulzwang ausgeſprochen, Maßregeln zu Handhabung des Schulbeſuches in Ausſicht genommen, ein Minimum der Lehrerbeſoldung feſtgeſetzt, Anfang und Ende der Schulzeit beſtimmt und endlich die Einführung obligatoriſcher Lehrmittel vorgeſchrieben wurden.

Thaddäus Müller entwickelte in ſeiner Amtsführung als Referent eine bewundernswerthe Thätigkeit neben ſeinen vielen Geſchäften, welche ihn als Pfarrer der großen Stadtgemeinde in Anſpruch nahmen. Er entwarf die zur Organiſation des Schulweſens erlaſſenen Reglemente während der Mediationsperiode, betreffend die Inſpection, den Bau von Schulhäuſern, den Modus der Anſtellung und Entlaſſung der Lehrer, die Einrichtungen des Seminars (in St. Urban bis 1806, dann in Ruswil, Willisau und von 1812 an in Luzern), die Einführung von freiwilligen Sonn- und Feiertagsſchulen u. ſ. w. Unter ſeiner beſondern Mitwirkung kam das Geſetz über das kantonale Schulweſen im Jahr 1806 zu Stande, das bis 1830 in Kraft blieb.

Nach dem Berichte des Erziehungsrathes vom Jahr 1812 beſaß der Kanton 147 Gemeindeſchulen, in welchen 11,300 Kinder den Elementarunterricht genoſſen; über 50 neue Schulhäuſer ſtanden in Gemeinden, wo früher nicht einmal eine eigene Schulſtube zu finden war.

„Was guter beharrlicher Wille vermag, bewährte ſich auch hier, und den kräftigen Beſtrebungen Müllers verdanken wir ausſchließlich die Errichtung und Ingangbringung des Landſchulweſens im Kanton Luzern, welches in der Folge freilich manche Verbeſſerung, Ausdehnung und Vervollſtändigung

[1] Vergl. I, 246, II, 29.

Digitized by Google

erhalten haben mag; aber immerhin bleibt Müllern das Verdienſt, daß er die Bahn brach, auf welcher ſeine Nachfolger fortſchritten."

Dieſe Worte ſprach ſein Freund, Staatsrath Eduard Pfyffer in ſeinem „Nekrolog von Th. Müller, vorgeleſen in der helvetiſchen Geſellſchaft zu Langenthal, den 26. April 1826". Und der ſo ſprach, war eben im eigentlichen und eminenten Sinne der Nachfolger des Dahingeſchiedenen auf dem Gebiete des Schulweſens.

Eduard Pfyffer war der Sohn des Franz Ludwig Pfyffer, Hauptmanns der päpſtlichen Schweizergarde in Rom. Geboren am 13. Weinmonat 1782 genoß er ſeine erſte Erziehung im väterlichen Hauſe. Das Jahr 1793 brachte er in Luzern bei einem Oheim zu und beſuchte die ſogenannte Rudiment (unterſte Gymnaſialclaſſe). Wieder nach Rom zurückgekehrt, blieb er daſelbſt, bis 1798 nach Abſchaffung der päpſtlichen Regierung durch die Franken ſein Vater nach der Heimat zurückzog. Als 17jähriger Jüngling bekleidete Eduard Pfyffer unter der helvetiſchen Regierung ein Jahr lang bis Ende 1801 die Stelle eines Kriegscommiſſärs des Diſtricts Luzern, begab ſich aber bald mit ſeinem Vater wieder nach Rom, wo Pius VII. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Nach Luzern zurückgekehrt widmete er ſich dem Selbſtſtudium und der Lectüre. Leichte Faſſungskraft und vortreffliches Gedächtniß waren ihm eigen; er ſprach fertig italieniſch und franzöſiſch und verſtand die lateiniſche Sprache.

Vom Jahre 1803 an widmete ſich Pfyffer als Advocat der Rechtspraxis und erwarb ſich durch ſeine Beredſamkeit und die fleißige und umſichtige Beſorgung der ihm übertragenen Geſchäfte allgemeines Zutrauen.

Der Sturz der Mediationsverfaſſung und der daherige Umſchwung der Dinge im Kanton Luzern führte ihn gegen ſeinen Willen in die neue Regierung („täglicher Rath" genannt), als deren Mitglied er 1817 in den Erziehungsrath gewählt wurde, welcher ihn zu ſeinem Referenten beſtellte. Dadurch erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf das ganze Schulweſen, das unmittelbar unter ihm ſtand und bald ſeinen wohlthätigen Einfluß empfand. Durch häufige Schulbeſuche, directen Verkehr mit den Lehrern und eingeforderte Berichte erhielt er genaue Kenntniß von dem Stande jeder Schule. Dabei lernte er viele Bedürfniſſe und Mängel kennen, deren Abhülfe um ſo mehr die unermüdete Thätigkeit eines ſolchen Mannes erforderte, je mehr Hinderniſſe dabei ſich zeigten. Die Lehrer behandelte er mit Achtung und Liebe, munterte ſie auf mannigfache Weiſe zu treuer Pflichterfüllung auf und wurde von Allen als wahrer Vater geliebt und verehrt, aber auch wenn es nöthig war, gefürchtet. Die beſſern Lehrer wurden als ſogenannte Muſterlehrer bezeichnet, deren Unterricht wenigſtens ein Jahr lang diejenigen mußten genoſſen haben, welche in das Schullehrerſeminar zu Luzern treten

Digitized by Google

wollten. Dieſes erhielt tüchtigere Lehrer und eine neue Organiſation mit drei Curſen. In den Mädchenſchulen in Luzern führte er verſchiedene Verbeſſerungen ein. Auch der höhern Lehranſtalt (Gymnaſium und Lyceum) nahm er ſich mit großem Eifer an und in Folge ſeines Einfluſſes wurde Dr. Troxler als Profeſſor der Philoſophie an dieſelbe berufen. Auf ſein Betreiben entſtunden die erſten Secundarſchulen auf dem Lande, in Hitzkirch, Surſee, Sempach, Reiden und Schötz.

So wirkte Eduard Pfyffer ſtets dem Grundſatze gemäß, den er im Großen Rathe 1828 in den Worten ausſprach, welche ſeine Freunde ſpäter unter ſein Bildniß ſetzten: „Alle Menſchen haben das gleiche Recht, ſich aus dem irdiſchen Schlamme immer mehr zu ihrer Beſtimmung emporzuſchwingen, ſich geiſtig immer mehr auszubilden. Darum iſt die erſte, die heiligſte Pflicht jeder Regierung, dem ihrer Obſorge anvertrauten Volke die Möglichkeit geiſtiger Ausbildung zu verſchaffen, mit andern Worten, für zweckmäßige Einrichtung des Schulweſens beſorgt zu ſein.“

Um die Bildung der Lehrer zu heben, veranſtaltete Pfyffer Lehrerconferenzen und ſchaffte auf eigene Koſten eine Leſebibliothek für dieſelben an, die ſie unentgeltlich benutzen konnten. Allein jetzt unternahm im Jahr 1822 ein großer Theil der Geiſtlichkeit den ſchon lange geplanten Angriff gegen ihn, indem die Capitelsvorſteher eine weitläufige Denkſchrift bei der Regierung einreichten, worin der Referent wegen der veranſtalteten Conferenzen angeklagt und beſchuldigt wurde, daß er den Schullehrern ketzeriſche Bücher zum Leſen gegeben habe.

In dieſem Memorial (welches der biſchöfliche Commiſſär eine „wahrhaft apoſtoliſche Denkſchrift“ nannte) werden allervorderſt die Schullehrer als Männer dargeſtellt, die „ſich weder durch Talent noch Fähigkeiten über die Gemeinheit erheben und nicht im Stande ſind, das Falſche von dem Wahren zu unterſcheiden, die nicht in die Claſſe der Gelehrten gehören; die ſich vom Volke durch nichts unterſcheiden, als daß ſie richtiger leſen, ſchreiben und rechnen können, allenfalls verſtehen was ſie leſen, und geſchickt ſind, das Geleſene durch Erklären wieder an Mann zu bringen. Solchen räſonnierſüchtigen unwiſſenden Leuten“, fährt das Memorial fort, „werden nun durch den Referenten Bücher theils geſchenkt, theils zum Leſen aus der ſchon berührten Bibliothek abgereicht, die keine Gelegenheit außer Acht laſſen, nicht nur die katholiſche Kirche, ihre Dogmen und ihre Verfaſſung feindſelig und hämiſch zu erklären, ſondern jedes Glaubensbekenntniß bei Seite ſetzend, alle geoffenbarte Religion verläugnen und ungeſcheut Unglaube predigen.“ Dann werden als ſolche Schriftſteller bezeichnet: Hein's Angelegenheiten des Volksſchulweſens, Steffani's bairiſcher Schulfreund, Schlez's Dorfſchule, Wagners Syſtem der Erziehung und endlich Zſchokkes „berüchtigte“ Schweizerlands-

Digitized by Google

geſchichte, von der geſagt wurde, daß ſie aufs neue den katholiſchen Glauben und die Kirche auf die frechſte Weiſe entſtelle und verächtlich mache.

„Was kann aber das Ziel und Ende einer ſolchen Leſeanſtalt ſein, als, nachdem man das Verderbniß des Irr- und Unglaubens in die Schullehrer gebracht hat, dasſelbe durch dieſe wichtige Menſchenclaſſe vollends an das ganze Volk zu bringen? Das ganze Volk ſoll unkatholiſch werden, ja wol ungläubig. Nicht nur aus den Tabernakeln ſoll Chriſtus verſtoßen werden, was ſchon die Reformatoren des 16. Jahrhunderts gethan, ſondern aus jeglichem Herzen ſoll ſeine Gottheit, und aus jeglichem Munde ſeine göttliche Lehre weichen. Soweit haben es die neueſten Reformationshelden und namentlich die angeführten Schriftſteller gebracht, ſoweit ſoll durch ſie vermittelſt der Schullehrer das ganze Volk durch eine ſolche Aufklärerei gebracht werden! Hat der Referent einmal die Koſten und Mühe darauf verwendet, ſo will er ganz gewiß, daß die Bibliothek auch benutzt und geleſen werde; er will, daß die Schullehrer nach den darin enthaltenen Lehrmeinungen ſich bilden und der erhaltenen Bildung gemäß wirken. Wozu ſonſt eine Bücherſammlung für Schullehrer?“

Nachdem die Capitelsvorſteher ſchließlich erklärt hatten, daß die Kleriſei bei ſolchem ſchonungsloſen Eingreifen in das Heiligthum der Menſchheit nicht länger ſchweigen könne und dürfe, drohten ſie am Ende noch, ſie werden bei fruchtlos gebliebenen Privatermahnungen der vom Gifte angeſteckten Schullehrer offen von der Canzel herab gegen ſolche Schulen und ihre Lehrer ſprechen und Eltern und Vorſteher vor ihnen warnen, als gegen eine verpeſtete Anſtalt, in der die Kinder nur zeitliches und ewiges Verderben holen u. ſ. w.

Gegen dieſe leidenſchaftliche Anklage vertheidigte ſich Eduard Pfyffer mit einer Ruhe, Würde und Mäßigung, welche nur das Bewußtſein eines ſchuldloſen edlen Handelns und das Vertrauen auf ein ewiges Recht eingeben können, in einer an die Regierung und den Erziehungsrath eingereichten denkwürdigen Zuſchrift. Es wies den Anklägern nach, daß die meiſten ihrer Klagen von ſelbſt wegfallen, da ſchon vor Einreichung ihrer Klage die anſtößigen Bücher ſeien entfernt worden, was ihnen laut eigenem Geſtändniß durch den Commiſſarius zur Kenntniß gekommen ſei. Er bewies aus den angeklagten Schriften, daß Hein kein Socinianer, ſondern ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des Chriſtenthums ſei, und daß die Herrn wol nur einige Recenſionen im „Katholiken“ nachgeleſen, die Werke aber ſelbſt nicht durchgangen hätten. Sogar die Schriften von Schlez, die durchaus nichts Anſtößiges enthalten, habe er dennoch entfernt, um ſich keinen Angriffen auszuſetzen.

Wagners Syſtem der Erziehung werde er nicht entfernen und ebenſo wenig des Schweizerlandes Geſchichte von Zſchokke, indem darin die Kirchen-

Digitized by Google

trennung ſogar mit mehr Schonung behandelt ſei, als ſelbſt in des verewigten Seckelmeiſter Balthaſars Schriften geſchehen. Kenntniß der Geſchichte des Vaterlandes ſei für die Lehrer etwas unentbehrliches; nur dann, wenn jeder Schweizer, ſei er Städter oder Bauer, wiſſe, was ſeine Väter für Freiheit und Vaterland gelitten, wie harte Kämpfe ſie dafür beſtanden, werde auch er Freiheit und Vaterland zu ſchätzen wiſſen, und für die Erhaltung dieſer theuerſten Güter weder Opfer noch Gefahren ſcheuen. Umſonſt werden wir unſere Zeughäuſer füllen, umſonſt mit großen Anſtrengungen unſere Militäreinrichtungen vervollkommnen, wenn nicht Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande unſere Jugend durchglühe.

Ungeachtet deſſen ertheilte der tägliche Rath, der die hohe Geiſtlichkeit nicht abweiſen wollte, dem Hrn. Eduard Pfyffer das hoheitliche Mißfallen, trug dem Erziehungsrathe eine nochmalige Durchſicht und Säuberung der Lehrerbibliothek auf und verbot alle Schullehrerconferenzen als gefährliche Zuſammenkünfte; doch durfte Pfyffer die alſo von Ketzerei geſäuberte Bibliothek, die ſein Eigenthum war, wieder an die Schullehrer ausleihen.

Das Ganze endete mit einer Zuſchrift des biſchöflichen Commiſſarius Namens der Capitelsvorſteher und der Kantonsgeiſtlichkeit an den h. täglichen Rath, worin für die an den Tag gelegte landesväterliche Sorgfalt für das Volkserziehungsweſen des Kantons unterthänigſt gedankt wurde.

Für all' dieſe Kränkungen wurde Eduard Pfyffer durch die lebhafte Theilnahme aller vernünftigen Bürger, ſowie durch ſein eigenes frohes Bewußtſein entſchädigt. Und wie jene Kränkungen ihn nicht vermochten, von ſeinem einmal angeſtrebten Ziele ſich zu entfernen, alſo munterte der allgemeine Beifall ſeiner Mitbürger ihn auf, ungeſcheut, jedoch immer mit der erforderlichen Umſicht und Klugheit die Fortſchritte im Erziehungsweſen zu bethätigen.

Die Lehrer des ganzen Kantons ſchätzten nach wie vor Pfyffer als ihren Beſchützer und Rathgeber in allen Verhältniſſen. Sie alle waren ſeine Freunde; er kannte alle perſönlich, beſuchte die Schulen von allen, um ſich ſelbſt und mit eigenen Augen von ihren Leiſtungen und dem Stande der Schulen zu überzeugen. Jeder Lehrer eröffnete ihm ſeine Wünſche, Kümmerniſſe und Beſchwerden; ihre ſpeciellſten Verhältniſſe blieben ihm kein Geheimniß. Dabei hob ſich das Primarſchulweſen ſichtbar von Jahr zu Jahr; die Früchte des dreijährigen Seminarcurſes fiengen an wahrnehmbar zu werden und die Schule gewann immer mehr Freunde; doch fehlte es auch nicht an wiederholten Angriffen und Verdächtigungen, worüber ſich Pfyffer in der Verſammlung der landwirthſchaftlichen Geſellſchaft von 1828 unter Anderm alſo äußerte: „Laſſet immerhin Menſchen gegen Vernunft und Bildung kläffen, die ſo gerne die alte gute Zeit der Vorrechte, Unwiſſenheit und Rohheit

Digitized by Google

zurückwünſchen. Sie mögen uns mit Recht ärgern, aber ſie ſollen uns nicht irre machen. Vielleicht wären ſie im Stande, augenblicklich das Fortſchreiten der Menſchheit zu ſtören, aber nie würden ſie ſelbes aufzuhalten und zu hindern vermögend ſein. Denn einmal ſteht es mit der Civiliſation und der Entwickelung der menſchlichen Kräfte auf einem Punkte, daß keine Rückſchritte denkbar ſind, und früher oder ſpäter das rollende Rad diejenigen zermalmen wird, die unklug genug dasſelbe aufzuhalten verſuchen."

Als Präſident der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft 1825 kam Pfyffer in ſeiner Eröffnungsrede auf die Volksſchule zu ſprechen und auf ihre Vergangenheit und Zukunft. „Vor der Revolution ſtand die Schweiz in Anſehung des Volksſchulunterrichtes nicht höher, als dermalen die ſüdlichen Länder unſeres Welttheils ſtehen und der kräftige Antrieb, den dieſer Unterricht in mehreren Staaten Deutſchlands früher erhielt, theilte ſich unſerm Vaterlande erſt ſpäter mit. Es war unter den Schauern unſerer Staatsumwälzung, daß ſich erſt in der Schweiz das Volksſchulweſen hob, welches in den darauf folgenden glücklichen 10 Jahren der Mediationsregierung ſich weiter vervollkommnete. Faſt überall — ich nehme vielleicht die Kantone Teſſin und Wallis aus — exiſtiren in allen Gemeinden ſtehende Schulen, faſt überall verpflichten die Geſetze die Kinder zum Beſuch derſelben, faſt überall iſt für den Unterhalt der Lehrer hier reichlicher, dort kärglicher geſorgt, faſt überall beſtehen mehr oder weniger vollſtändige Anleitungen, nach denen der Unterricht betrieben wird. Die wohlthätigen Wirkungen fangen an fühlbar zu werden und jetzt ſchon iſt der Zuſtand einer Schule der richtigſte Barometer des ſittlichen und ökonomiſchen Wohlſtandes einer Gemeinde." Ueber die in der Verſammlung zu discutirende Frage: Was iſt bereits für den Unterricht und die Fortbildung der Schullehrer gethan worden und mit welchem Erfolge? bemerkte Pfyffer: „Die Frage iſt wichtig, zumal von der Tüchtigkeit der Lehrer mehr wie von keiner Methode das Gedeihen einer Schule abhängt. Die Methode iſt eine bloße Form; der Lehrer muß in dieſelbe Leben zu bringen wiſſen. Der Buchſtabe iſt todt, aber der Geiſt iſt lebendig. Damit der Lehrer aber leiſte, was von ihm gefordert wird, muß er ſeinem Fache gewachſen ſein und dieſes iſt ihm nur möglich, wenn er ſich hiezu gehörig vorbereitet und gebildet hat." Er empfiehlt hierauf vorſichtige Auswahl derjenigen jungen Leute, welche ſich dem Lehrerberufe zu widmen gedenken, vorläufige Beſchäftigung derſelben als Gehülfen erfahrener tüchtiger Lehrer (in ſogenannten Muſterſchulen), Beſuch zweckmäßig eingerichteter Seminarien, Fortbildung durch geregelte, wohlgewählte Lectüre und gemeinſame Beſprechungen der Schulangelegenheiten in Conferenzen. Schließlich machte der Redner auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, für beſſere Vorbereitung zu gewerblichen Berufen „Bürgerſchulen" zu errichten.

Digitized by Google

Auf Pfyffers Anregung erſtanden 1829 auch die vor 6 Jahren durch den täglichen Rath verbotenen Lehrerconferenzen wieder unter einer neuen Form als pädagogiſche Section der damals blühenden landwirthſchaftlichen Geſellſchaft, die Pfyffer früher hatte begründen helfen. Das Seminar unter der trefflichen Leitung N. Rietſchis, welcher dem Referenten treu zur Seite ſtand, hatte bereits eine größere Zahl beſſer gebildeter Lehrer an die Schulen abgegeben; das Intereſſe des Volkes für die Sache der Jugendbildung war überall erwacht. Die Beſtrebungen Pfyffers wurden durch gleichgeſinnte Freunde in den Landesbehörden kräftig unterſtützt und ſo bereitete ſich nach und nach das treffliche Schulgeſetz vor, welches nach der Verfaſſungsabänderung vom Jahre 1829 im darauf folgenden Maimonat erſchien und dem Wirken ſeines verdienſtvollen Urhebers die Krone aufſetzte. Es ordnete zum erſten Mal alle Bildungsanſtalten des Staates in ein organiſches Ganzes zuſammen, es ſtellte Schulcommiſſionen für die acht Schulkreiſe auf und vertheilte die Aufſicht und Obſorge für die Schulen, die bisher meiſtens in den Händen der Geiſtlichen gelegen hatte, unter die Verſtändigen und Gebildeten jedes Berufes; es verbeſſerte die Stellung der Lehrer durch Erhöhung der Beſoldung und Anweiſung einer freien Wohnung; es erweiterte die Bildungscurſe am Seminar und ſetzte Wiederholungscurſe für die Lehrer an; es ordnete die Einführung obligatoriſcher Lehrmittel an, rief in den verſchiedenen Gegenden des Kantons 15 Secundarſchulen ins Leben und traf zweckmäßige Beſtimmungen für die Lateinſchulen auf dem Lande und die höheren Lehranſtalten in der Hauptſtadt. — Ein „Vollziehungsbeſchluß in Betreff des Primar- und Secundarſchulweſens“, welcher die Vorſchriften des Geſetzes näher ausführte, folgte ſchon nach drei Monaten (14. Auguſt 1830) und vollendete die Organiſation des geſammten Schulweſens, welche in dieſer Art noch kein anderer Kanton aufzuweiſen hatte.

Im Jahr 1832 wurde Pfyffer zum Schultheißen erwählt, wodurch er Präſident des eidgenöſſiſchen Staatsrathes und der Tagſatzung wurde. Von nun an nahm ſeine Thätigkeit eine mehr allgemeine eidgenöſſiſche Richtung. Zwar hatte er ſchon früher als Geſandter mehrere Male den Stand Luzern vertreten; auch hatte er lange ſchon thätigen Antheil an vaterländiſchen Vereinen genommen. Im Jahr 1826 präſidirte er die helvetiſche Geſellſchaft in Schinznach, im Jahr 1825 die Verſammlung der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft in Luzern. Jetzt trat er recht eigentlich an die Spitze der Eidgenoſſenſchaft und leitete in der ſchwierigen Zeit der Basler- und Schwyzer-Wirren die Geſchäfte der Tagſatzung mit der Gewandtheit des erfahrenſten Staatsmannes.

Von dem gemeineidgenöſſiſchen Geſchäftskreiſe wieder ſeinem Kanton zurückgegeben, widmete ſich Pfyffer in ſeiner frühern Stellung als Referent

Digitized by Google

im Erziehungsrathe neuerdings mit gewohntem Eifer dem Schulwesen, wie nicht minder der Fürsorge für das Armen- und Vormundschaftswesen. Vom Jahr 1821 an bis zu seinem Ende bekleidete er zudem noch die mühevolle Stelle eines Polizeidirectors des Kantons.

Aber das Ende des Mannes kam unerwartet schnell. Er starb an Entzündung der Gehirnhäute auf einer Geschäftsreise in Olten den 11. Dezember 1834 im 53. Lebensjahr.

Wir schließen diese Skizze mit den Worten, mit welchen der Kleine Rath in seiner Botschaft vom 13. Dezember dem Großen Rathe officielle Nachricht von dem Todesfalle gab. „Ihm vorzüglich verdankt das Landschulwesen das Gedeihen und den Fortschritt, welchen es seit frühern Jahren gemacht hat. Er sah lebendig und klar ein, daß ein republikanisches Volk nur dann den Werth und die Bedeutung seiner Freiheit zu schätzen wisse, wenn es über den alltäglichen Bedürfnissen noch ein höheres Gut kenne, daß es nur dann die Güter der Freiheit und Rechtsgleichheit zu genießen verstehe, wenn es die Leidenschaften und Vorurtheile der Vernunft und Einsicht zu opfern gelernt habe; denn er wußte, daß es schwer ist, frei zu sein. Mit besonnener Standhaftigkeit dachte darum der Verewigte darauf, das Reich der Vorurtheile, das seit langer Zeit in unserm Vaterlande Boden gefaßt, nach und nach zu zerstören und den vaterländischen Boden von seiner Herrschaft zu befreien. Er suchte ihm einen unsichtbaren Damm durch Weckung geistigen Lebens, durch Auszeichnung von Talenten, durch Beförderung tüchtiger Lehrer entgegenzusetzen. Allein er sah auch ein, daß ein offener Kampf mit diesem aus fremder Erde herübergepflanzten Reiche der Vorurtheile müsse ausgefochten werden. Er eröffnete diesen Kampf, Andere traten muthig in die Bahn. Der Sieg kann wol kaum ausbleiben; allein die Besonnenheit und Klugheit des Verewigten werden oft noch zurückgewünscht werden."

Fr. Pfyffer.

Franz Odermatt

1794—1870

erblickte gegen Ende des letzten Jahrhunderts in Stans das Licht der Welt. Seine Erinnerungen reichten zurück auf jenen unvergeßlichen 9. September 1798, da er an der Hand seiner frommen Mutter, die auf dem andern Arm sein jüngeres Schwesterchen trug, dem schonungslosen Schwerte der Franzosen durch die Flucht entkam. Die gute Frau rettete ihre theuersten Schätze und überließ der Brandfackel der Krieger ihre ganze Habe. — Ungeachtet der drückenden Zeit wußten die Eltern den früherwachenden geistigen Anlagen

Digitized by Google

des Knaben zur Entwicklung zu verhelfen. Im Sturmſchritt eilte er durch Schul- und Gymnaſialclaſſen und beſuchte ſchon im 15. Altersjahr die philoſophiſche Claſſe in Luzern. Verſchiedene Mißgeſchicke im Geſchäftsleben ſeines Vaters wollten den Wohlſtand des Hauſes nicht auf eine befriedigende Stufe kommen laſſen, und riefen den jungen Franz von den Bildungsſchulen der Gelehrten zu einem gewerblichen Berufe. Allein ein einträglicher Beruf war in dieſen Zeiten der Noth nicht leicht zu finden. Doch muthig griff er nach jedem Zweig, der, wenn auch nur einen kargen, doch ehrenhaften Lohn darbot.

Unter ſochen Umſtänden nahm er ſich der ſehr herabgekommenen Volksſchule an, allein die Gemeinde hatte ihm nichts zu bieten als die einzige überfüllte Schulſtube und eine äußerſt geringe Beſoldung, weil das Schulgut nur einem Jahreszins von Fr. 135 abwarf. Mit einem alten Lehrgehülfen, der unter Peſtalozzi einige Monate ausgeholfen, legte er 1816 Hand an die Hebung der Schule. Nach zehn mühevollen Jahren verließ er die Schulſtube, wurde aber 1827 in den Schulrath berufen. Zwei Jahre ſpäter erſchien das erſte Schulgeſetz von Nidwalden, welches eine neue Schulbehörde, den Kantonsſchulrath und eine Oberaufſicht, das Inſpectorat, ins Leben rief. Dieſer Fortſchritt im pädagogiſchen Gebiete war vorzüglich ſein Werk. Neuerungen werden gewöhnlich angefeindet. Die folgenden Jahre brachten dem Schulrathe manchen harten Kampf, Verkennung und Kränkungen aller Art, allein Odermatt hielt ungeachtet häufiger beruflichen Arbeiten als Familienvater, Rechtsanwalt und erſter Landſchreiber 19 volle Jahre als Schulrath und Rechnungsführer aus. Der liberalen Richtung angehörend, wurde er eine kurze Zeit in einſeitiger, undankbarer Beurtheilung ſeiner Verdienſte 1846 zurückgeſetzt; allein unſer kleines Land konnte einen ſeiner tüchtigſten und unbeſtritten ſeinen raſtloſeſten Mann nicht lange vermiſſen. Er wurde zum Präſidenten unſerer höchſten richterlichen Inſtanz berufen. Die Schulgemeinde fand 1853 ſich neuerdings veranlaßt, den Gerichtspräſidenten an die Spitze des Schulrathes zu wählen.

Mit erneuter Thätigkeit nahm er wieder ſeine Stelle ein, ſparte keine Mühe den Schulfond zu heben, die Lehrmittel zu verbeſſern und die Lehrerſtellen zu vermehren; er machte ſogar ſelbſt eine Rundreiſe im Schulkreiſe, um alle pflichtigen Kinder, die aus Noth oder Nachläßigkeit der Eltern der Schule entzogen waren, in dieſer zu ſammeln. In ſeinem Greiſenalter hat er wiederum 15 Jahre lang fleißigen Antheil an den Sitzungen genommen und mit ſeinen gereiften Erfahrungen und weiſen Räthen zur Hebung der Schulen mitgewirkt, als ein Mann mit einem aufrichtigen Herzen, das nur für das Gute, Edle und Wahre ſchlug, und mit einem erprobten Verſtande, der dazu die richtigen Mittel zu wählen wußte. Er ſtarb den 3. Januar 1870.

v. Deſchwanden.

Digitized by Google

Franz Xaver Dominik Brandenberg.

1774—1824.

[Quelle: Dessen Leben und Wirken von Prof. H. Al. Keiser als Programm zum „Jahresbericht der kantonalen Industrieschule in Zug, 1870-71."]

Franz Xaver Dominik Brandenberg wurde den 4. August 1774 in Zug geboren, zeigte schon in den Primar- und Gymnasialclassen seiner Vaterstadt große Lernbegierde und bedeutende Fortschritte und begann 1793 seine theologischen Studien an der Universität Dillingen in Baiern unter Zimmer und Sailer. Letzterer übte auf ihn, wie auf die meisten Studirenden, einen wohlthätigen Einfluß, wurde jedoch schon im folgenden Jahre durch Intriguen von der Anstalt entfernt. Ueber die Absetzung seines edeln Lehrers mit Schmerz erfüllt, vollendete der junge Brandenberg die theologischen Fächer im niedlichen Städtchen an der Donau, erweiterte durch Umgang mit einem der vorzüglicheren Oekonomen Baierns, mit dem Verwalter Benno Scharl im Schlosse zu Grünbach, seine landwirthschaftlichen Kenntnisse und machte nach Ablauf des Schuljahres 1797 ein Repetitorium der gesammten Theologie bei Sailer durch, dem sein Freund, der Pfleger bei dem Herrschaftsgerichte des Malteser-Großpriorates zu Ebersberg, C. Th. Beck, ein willkommenes Asyl geboten hatte. An der Primizfeier des lieben Schülers, 18. März 1798, hielt der gemüthliche Lehrer die Predigt und entließ denselben mit den prophetischen Abschiedsworten: „Guter Brandenberg, dein reger Geist und dein gefühlvolles Herz werden Deinen Lebensweg mit vielen Dornen besäen."

Während die Franzosen in die Schweiz einbrachen, kam Brandenberg in der Charwoche nach Zug. Daselbst herrschten traurige Wirren; das mit Sensen und Prügeln bewaffnete Landvolk bestürmte die Rathsherren in der Stadt und läutete am Charfreitage Sturm, wo sonst seit Jahrhunderten die Glocken geschwiegen hatten. Die Landsgemeinde vom 19. April endete mit einer blutigen Schlägerei. Den 24. April eilten die Zuger aus allen Gemeinden mit 11 Fahnen unter Oberstlieutenant Andermatt nach dem Freienamt; aber in einem Gefechte bei Hägglingen von den Franzosen geschlagen, kehrten sie schon den 27. April entmuthigt in den Heimatkanton zurück. Zwei Tage darauf zog der Feind unter General Jordy in die Stadt ein, die nun über ein Jahr unter Truppendurchmärschen und Requisitionen litt. Darum konnte sie für Hebung der Schule wenig thun, weßhalb Brandenberg sie verlassen und sich wieder den Studien gewidmet zu haben scheint. Bleibend

Digitized by Google

ließ er ſich erſt 1800 in ſeiner Heimatgemeinde nieder, als die Municipalität und die Gemeindekammer mit der Schulorganiſation Ernſt machten und folgende Commiſſionsvorſchläge annahmen: 1. Alle Lehrerſtellen ſind als aufgehoben und vacant erklärt. 2. Drei neue Lehrer werden gewählt, darunter Brandenberg. 3. Dieſe drei ſollen unverzüglich den Schulplan entwerfen und das Nöthige vorſchlagen. 4. Jeder dieſer Profeſſoren erhält 36 Louisd'or Lehrgehalt.

Man theilte nun das Gymnaſium in drei lateiniſche Hauptclaſſen. Brandenberg übernahm die mittlere derſelben (I. und II. Syntax) und den 2., ſeit 1802 auch den 1. Curs Franzöſiſch, und gemeinſchaftlich mit einem andern Lehrer die untere Lateinclaſſe nebſt der Präfectur. Nach dem Zeugniſſe der Schulcommiſſion vom 3. November verſah er dieſes Amt „mit beſonderer Geſchicklichkeit und einem Nutzen, der unverkennbar iſt", während er gleichzeitig die Mädchenſchule im Kloſter bei Maria Opferung völlig reorganiſirte und die Lehrerinnen in der Pädagogik unterrichtete. Im Jahre 1803 übertrug man ihm auch die Profeſſur der Rhetorik, ohne daß man ihn nur im Geringſten entlaſtet hätte. Wiederholt und ernſtlich drang die Schulcommiſſion auf Anſtellung neuer Lehrkräfte; wirklich ſtellte der Stadtrath einen zweiten und endlich einen dritten tüchtigen Lehrer „an dem auszehrenden Gymnaſi" an, das einzig durch „die raſtloſen Arbeiten und den ganz unverdroſſenen Schuleifer des Hrn. Präfecten Xaver Brandenbergs" vor dem Zuſammenſturze gerettet worden war. Bei der Preisaustheilung 1804 hielt der unermüdet arbeitende Präfect eine ſpäter im Druck erſchienene Rede über die Frage: „In welchem Verhältniſſe ſtehen Staat und Schule gegen einander?" Stadt- und Erziehungsrath ſprachen dem Redner den vollſten Dank aus. 1803—4 gab er den Unterricht in den drei obern Lateinclaſſen und im 2. und 3. Curs Franzöſiſch ſo, daß ihm die Schulcommiſſion reiches Lob ſpendete. Das folgende Schuljahr fand in Zug eine ſiebenclaſſige Lateinſchule mit 35 Zöglingen; unter Brandenberg ſtanden die drei obern Curſe: II. und I. Rhetorik und große Syntax. „In Betracht der ausgezeichneten Schulverdienſte" erhöhte die Stadt ſein Einkommen durch Berufung auf die Konradspfründe. Und als er die Schüler für Aufführung eines Theaterſtückes einübte, überſchickte ihm die Schulcommiſſion zum Zeichen ihrer Anerkennung 10 Neuthaler mit einem ehrenden Begleitſchreiben. Seine Beſtrebungen für die Kalligraphie unterſtützte ſie durch Anſchaffung der von Roſchi entworfenen 40 Tableaux, drang dagegen weder mit der Errichtung einer projectirten Zeichnungsſchule, noch mit dem Wunſche betreffend Anſtellung eines vierten Lateinlehrers durch. Weil ſie aber den Präfecten durch die Arbeiten für Hebung der Knaben- und Mädchenſchule und für Reorganiſation der Stadtbibliothek zu ſehr beanſprucht fand, nahm ſie ihm die große Syntax ab.

Digitized by Google

Die dadurch gewonnene Muße benützte Brandenberg zur Herausgabe von Schulbüchern. Im Jahre 1807 erschien ein „lateinisches Buchstabir- und Lesebüchlein mit Sprüchen ꝛc.", 1808 „Sammlung der nützlichen und nothwendigen Kenntnisse aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Landwirthschaft". Erziehungsrath und Stadtschulcommission sprachen sich über das letztere Werk anerkennend aus, führten beide Büchlein in den Schulen ein und bedachten den Verfasser mit Geschenken. Der „Schweizerbote" nennt es „eines der nützlichsten Lehr- und Lesebücher". Nun folgten: „Lesebüchlein mit lehrreichen Erzählungen zum Gebrauche der deutschen Schulen"; „Neu eingerichtetes Namen- und Buchstabirbüchlein für die erste Classe"; „Buchstabenkenntniß"; „Anleitung zum Schönschreiben"; „Grundlehren der deutschen Sprache ... nebst einer Anleitung zum Briefschreiben und andern nützlichen Aufsätzen"; „Christkatholische Religionslehre für die studirende Jugend in den obern Classen am Gymnasium ..." Der „Schweizerbote" findet die Lesebüchlein „sehr zweckmäßig eingerichtet", empfiehlt den benachbarten Gegenden die Schulen in Zug und fügt bei: „Vorzüglich macht sich durch seinen Fleiß und Eifer unser Herr Präfect Brandenberg sehr um das Gymnasium und die lernbegierige Jugend verdient". Ebenso günstig lauten die amtlichen Berichte des Erziehungsrathes von 1806—8. Noch den 23. November 1808 schreibt der Erziehungsrath an Brandenberg, der mehrere Jahre selbst Mitglied dieser Behörde, auch Schulinspector für Cham, Hünenberg und Risch war: „Der Erziehungsrath genoß die ganze Dauer seiner verfassungsmäßigen Existenz des hohen Vergnügens, Zeuge Ihrer unermüdeten Anstrengungen in Bildung und Vervollkommnung der heimatlichen Lehranstalten zu sein. Wir glaubten Ihre Delicatesse zu beleidigen, wenn wir hier alle Ihre Verdienste um das Lehrwesen unseres Kantons aufzählten; allein das, was Sie für Bildung der bisher ganz verwahrlosten weiblichen Jugend in der Töchterschule bei Maria Opferung[1] thaten, Ihre rastlose Thätigkeit in Unterweisung der Lehrerinnen sowol als der Zöglinge, Ihre das ganze Institut belebende und umfassende Aufsicht können von uns nicht ohne die rühmlichste Anpreisung übergangen werden. Doch die allgemeine Stimme des Publicums, daß die weibliche Jugend sich ohne Schullohn Kenntnisse erwerbe, die sie vorher mit schwerem Gelde kaum erlernen konnte, wird Ihrer anspruchslosen Seele das reinste, angenehmste Lob sein. Das Vaterland verdankt Ihnen diese Schöpfung, jede verbesserte Lehrmethode, Ihnen verdanken wir die Aussicht in eine frohe Zukunft."

---

[1] Die Leistungen dieser Schule fanden auch auswärts Anerkennung. So gab J. C. Fäsi, Pfarrer in Riffersweyl, Kt. Zürich, 1811 eine eingehende „Nachricht von der Töchterschule im Frauenkloster bei Zug" heraus.

Digitized by Google

Leider sollte die Freude über diese verdiente Anerkennung nicht lange dauern. Brandenbergs Aeußerungen über die den Schülern ertheilten Preisaufgaben veranlaßten 1810 nach einer stürmischen Sitzung den Rücktritt der Schulcommission, die ihre Geschäfte nur unter Bedingungen wieder aufnahm, die dem Präfecten wehe thun mußten. Auch kränkte es ihn, daß die Behörde barsch gegen die Vorsteherin des Klosters verfuhr, weil diese die sogenannten „Kosttöchter" nicht zu den monatlichen Prüfungen anhalten, für dieselben keine Preise mehr annehmen und die Preisvertheilung in der Klosterkirche nicht mehr gestatten wollte. Ein von ihm angekündigter Vacanztag bot der Schulcommission Gelegenheit, ihm den Unwillen zu bezeugen. Sie enthob ihn der üblichen Eröffnungsrede an der Preisaustheilung. Bald beklagte man sich über sein Lehrverfahren und über den schlechten Fortgang seiner Schüler in der Algebra und in den classischen Studien; auch später hieß es, in seiner Classe gehe es schlecht im Latein und im Französischen und fehle das Zifferrechnen ganz. Unzufrieden „über die vernachläßigte Schul- und Kirchendisciplin, über den allzu auffallenden Unfleiß und rohes Betragen der Schüler und Nichtachtung der Schulstatuten ab Seiten der Lehrer" begab sich die Schulcommission in corpore auf das Schulhaus, um „jedem Lehrer einzeln das Treffende vorzuhalten". Wol sprechen die folgenden Berichte sich besser aus; im Jahre 1820 wird „das Töchterinstitut bei Maria Opferung als musterhaft im Detail" geschildert und im folgenden Jahre „der Wolehrwürdigen Frau Mutter, dem Hochw. Hr. Präfect und den würdigsten Lehrerinnen insgesammt, allen für Ihr edles Bestreben am Wohl der gesammten Bürgerschaft durch Ihre schöne Anstalt ... verbindlichster Dank und Zufriedenheit" bezeugt und auch der Fortgang in der Rhetorik als befriedigend bezeichnet. Aber schon 1821 wiederholt der Schulrath gegen Brandenberg die Klage betreffend „Lauigkeit in Pflichterfüllung" und die Mahnung „mit Freude, Liebe und Unverdrossenheit an dem hohen Ziele der Erziehung zu arbeiten und mit dem Schulrathe einmüthig mitwirken zu helfen". Auch ein Rapport vom nächsten Jahr urtheilt ungünstig über seine Classe, während die Berichte von 1822 und vom 17. April 1823 besser lauten. Endlich brach die schmerzlichste Prüfung über ihn herein. In der Schulcommissionssitzung vom 23. Juni 1823 erklärte Rathsherr Polizeidirector Dr. Med. Stadlin: „Da Hr. Präfect Brandenberg in seinen Amtsverrichtungen als Präfect schon Jahre lang Lauigkeit, Trägheit, Gleichgültigkeit oder wol gar verachtenden Ungehorsam sich gegen die Beschlüsse und Verordnungen der Schulcommission zu Schulden kommen lasse, sei dem Stadtrathe anzutragen, den Lehrer I. und II. Rhetorik, Xaver Brandenberg von der Präfectur zu entfernen und diese dem Hrn. Sechser und Lehrer Utiger zu übertragen". Umsonst betraute die Vorsteherin des Frauenklosters den gebeugten Mann, wie

Digitized by Google

bisher, mit der Oberleitung des Töchterinstitutes; die Schulcommission wollte „keine andere Aufsicht und Leitung der weiblichen Gemeinds- oder Bürgerschulen, als die vom Rathe aus bestimmte" anerkennen. Geschwächt durch seine vielen Arbeiten im Dienste der Jugendbildung, starb der strebsame Schulmann den 15. Januar 1824 aus Gram über die schnöde Zurücksetzung. Die Leiche des uneigennützigen, liebevollen Menschen, des guten, freundlichen Lehrers, des anregenden, eifrigen und verdienten Schulmannes und des ungeheuchelt frommen Priesters begleiteten die schulpflichtigen Knaben und Mädchen mit ihren Lehrern, die Geistlichkeit und eine große Anzahl Bürger und Bürgerinnen unter Thränen der Dankbarkeit zur letzten Ruhestätte.

A. Staub.

Johann Melchior Schuler.

1779—1859.

[Quellen: Nekrolog in der Glarner-Zeitung und hinterlassene Briefe und Manuscripte. — Schulers gedruckte Schriften. [1]]

Johann Melchior Schuler wurde den 10. März 1779 als erster Sohn zweiter Ehe des Kamerarius Fridolin Schuler, Diakon in Mollis, geboren. Seinen Unterricht erhielt er von seinem Vater, der als langjähriger Leiter einer von ihm gegründeten Lateinschule eine ausreichende Lehrpraxis besaß, um seinen Sohn selbst zum akademischen Studium vorzubilden. Schon im März 1796 gieng der kaum siebenzehnjährige Jüngling nach Schaffhausen über, um sich daselbst als Studiosus der Theologie immatriculiren zu lassen.

---

[1] Von Schuler ist veröffentlicht worden: 1) Thaten und Sitten der alten Eidgenossen 1809 (für die vaterländische Jugend). Dasselbe II. Aufl. 1831. Dasselbe III. Aufl. 1839. 2) Dasselbe Werk, für das Volk bearbeitet, 1838 in 2 Bänden. III. Aufl. 1842/57 in 7 Bdn. 3) „Die unglaubliche Größe des Elends im Schooße unsers Vaterlandes" 1813. 4) Die Linth-Thäler. 1814. 5) Predigten: a. Das Andenken Zwinglis. Synodalpredigt 1807. b. Das neue Gesangbuch. 1808. c. Prüfung unserer Freiheit — Landsgemeindepredigt 1814. 6) Huldreich Zwingli. Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes. 1818. 7) Vertheidigung der Reformationsfeier. 1820. 8) Vortrag über die Kirchenverfassung. 1832. 9) Urkundliche Darstellung des gesammten Schulwesens im Kt. Aargau. 1834. 10) Vaterländische Erzählungen. 1836. 11) Geschichte des Landes Glarus. 1836. 12) dito Schulausgabe. 1837. 13) Lesebuch für Schweizerkinder von 10—14 Jahren. 3 Bdchn. 1837. 14) Huldrici Zwinglii opera. Comp. editio prima curantibus M. Schuler et Joh. Schulthessio. Tur. 1828—42.

Digitized by Google

Sein Kostherr, Pfarrer Joh. Kaspar Hurter in Schlatt, charakterisirt ihn als einen sehr lebhaften jungen Mann von vorzüglichen Anlagen, der aber doch soweit von jugendlichem Leichtsinn entfernt sei, daß er jedem guten Rath willig Gehör gebe und ein tüchtiger Mann zu werden verspreche. Leider konnte er seine Studien nicht ganz vollenden, um alsdann in geordneter Weise das theologische Examen zu absolviren. Es kam das ereignißvolle Jahr 1798, dessen Kriegslärm bis in die stillen Hörsäle der akademischen Jugend hineindrang und am 30. April dieses Jahres treffen wir den feurigen Jüngling auf den Anhöhen von Wollerau, wo er, als Feldprediger unter dem Banner seines Heimatkantons stehend, seine Landesbrüder zum muthigen Kampfe gegen die Franzosen anfeuert. Dieses unmittelbare Erleben all der Schlag auf Schlag folgenden Ereignisse, welche auch für das Glarnervolk so namenloses Elend im Gefolge hatten, weckte in ihm zuerst jenen glühenden Franzosenhaß, dem er später in seinen Geschichtswerken einen prägnanten Ausdruck lieh und von dem er sich auch im spätesten Alter nicht freizumachen vermochte. Trotz der Unruhe jener Tage fand er indessen doch Zeit, seine Examenarbeiten fertig zu bringen, und es fanden dieselben von Seiten der Examinatoren so großen Beifall, daß er, ohne sich noch persönlich zur Prüfung stellen zu müssen, im Juni 1798 ins Ministerium des Kantons Schaffhausen aufgenommen wurde. Im April des folgenden Jahres wurde er sodann von der Verwaltungskammer in Schaffhausen zum Pfarrer von Siblingen ernannt. Nach sechsjährigem, segensreichem Wirken daselbst wurde in seinem Heimatkanton die Pfarrei Kerenzen vakant, und als von da aus ein Ruf an ihn ergieng, folgte er demselben mit Freuden.

In Kerenzen öffnete sich ihm nun ein reiches Arbeitsfeld. Vor allem galt es, der Armennoth zu steuern. Die Kriegsjahre hatten so unsäglich viel Armuth im ganzen Lande geschaffen, daß auch besser situirte Gemeinden wie Kerenzen auf Mittel und Wege denken mußten, wie den vielen Armen nachhaltige Hülfe geboten werden könne. Schuler suchte nun besonders dahin zu wirken, daß Gemeindeland auf eine bestimmte Zeit an Arme vertheilt werde, damit sie für ihre Lebensbedürfnisse sorgen könnten. Es kostete einen langen, harten Kampf, bis die widerstrebenden Elemente in der Gemeinde für das Project gewonnen waren, und Schuler sagt selbst: „Manch Anderer hätte den Muth verloren; aber ich war zeitlebens ein harter, viereckiger Quader und fürchtete mich nicht sobald. Meine Absicht war gut und wohl des Verdrusses werth". — Im Stillen nur suchte er vorerst das Schulwesen der ihm anvertrauten Gemeinde zu fördern. Als er aber im Jahre 1811 in den damals neu geschaffenen kantonalen Schulrath als Mitglied gewählt wurde, da begann er auf diesem Gebiete eine Thätigkeit zu entfalten, welche, so wenig Anerkennung sie auch ihm selber einbrachte, für die künftige Ent-

Digitized by Google

wicklung der Schule in seinem Heimatkanton geradezu als bahnbrechend bezeichnet werden muß. Der Schulrath suchte sich vor allem einen klaren Einblick in die bestehenden Schulverhältnisse zu verschaffen und da war es eben Schuler, der nach einer Rundreise durch alle Gemeinden des Kantons einen getreuen und einläßlichen Bericht über die glarnerischen Schulen abfaßte. Derselbe liegt heute noch im Manuscript vor und, was ihn als ersten Bericht dieser Art auszeichnet, ist der Umstand, daß Schuler nicht blos die thatsächlichen Verhältnisse aufs genaueste darlegt, sondern auch den Ursachen nachforscht, welche diese Verhältnisse in den verschiedenen Gemeinden herbeigeführt haben. Wenn es ihm nicht schon früher klar geworden wäre, so hätte er sich bei diesem Gang durch die Schulen davon überzeugt, daß der Hauptfehler im glarnerischen Schulwesen in dem Mangel an tüchtigen Lehrkräften bestand, und das Hauptziel, das Schuler von da an ins Auge faßte, war, dahin zu wirken, daß von der kantonalen Behörde aus Schritte gethan würden, um für Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte zu sorgen. In einer besondern Schrift, die ebenfalls nur im Manuscript vorhanden ist, legte er dar, worin eine den Bedürfnissen entsprechende „Schulmeisterbildung" zu bestehen habe und was über die positiven Kenntnisse hinaus bezüglich Methode und Schulzucht vom Schulmeister gefordert werden müsse. Er dringt dann besonders darauf, daß eine Anzahl junger Männer, durch finanzielle Beihülfe der Gemeinden und des Schulrathes aufgemuntert, zu einem Bildungscurs herbeigezogen werden möchten, in welchem sie nicht blos theoretisch mit den Grundsätzen einer in Pestalozzis Geist ausgebildeten Methode vertraut würden, sondern sofort auch in einer richtig geleiteten Musterschule in die Anwendung dieser Methode, in die eigentliche Schulpraxis eingeführt würden. Als das beste Mittel zur Verwirklichung dieses Gedankens empfiehlt er den Besuch der Musterschule von Pfarrer Reutlinger in Rüti, Kanton Zürich, einer Schule, aus welcher schon eine Reihe der tüchtigsten Lehrkräfte des Kantons Zürich hervorgegangen seien. Für den Fall, daß dieser Vorschlag nicht durchführbar sein sollte, räth Schuler, es möchte der erwähnte Curs in einer wohlorganisirten Schule des Kantons Glarus unter Leitung eines tüchtigen Schulmannes abgehalten werden. Die kantonale Behörde entschied sich für das Letztere. Der Leiter des Curses war bald gefunden: es konnte kein anderer als Schuler selbst sein. Vier Monate hindurch, vom 1. Dezember 1812 bis 30. März 1813, ertheilte er zehn Lehrern, die bereits in Amt und Würden gestanden, täglich nicht weniger als zehn Stunden Unterricht in Lesen und Schreiben, Grammatik und Orthographie, Kopf- und Zifferrechnen, Schönschreiben und Gesang und Niemand stand ihm dabei hülfreich zur Seite, als der Lehrer seiner Gemeinde, den er selbst mit der pestalozzischen Methode vertraut gemacht hatte. Bei der äußerst mangelhaften Vor-

Digitized by Google

bildung seiner Jünglinge hatte er, innert enger gezogener Grenzen, jene doppelte Aufgabe zu lösen, die auch den heutigen Seminarien noch nicht erspart ist, seine Zöglinge vorerst selbst mit den nöthigen Kenntnissen auszurüsten, um sie dann erst zur richtigen Verwerthung derselben in der Volksschule anzuleiten. Mit welchem Eifer und Erfolg er gearbeitet, davon zeugte nicht blos die dankbare Anerkennung und Verehrung, womit seine Zöglinge ihm zeitlebens zugethan blieben, sondern auch die Leistungen, welche dieselben in der Folgezeit zu Tage zu fördern fähig waren. Von Seiten der Behörde wurde ihm nichts als eine etwas kühle Verdankung zu Theil und vom Volke, dem sein eifriges Streben geweiht war, hatte er nur Verwünschungen wegen der Neuerungen, denen er den Weg bahnen wollte, einzuernten.

Doch, es sollte dies nicht die einzige Erfahrung davon sein, daß auch das redlichste und uneigennützigste Streben verkannt und angefochten wird, wenn es traditionell gewordenen Anschauungen entgegentritt. Im gleichen Jahre 1813 erschien, von Schuler verfaßt und von der zürcherischen Hülfsgesellschaft befürwortet, die Flugschrift: „Die unglaubliche Größe des Elends im Schooße unseres Vaterlandes". Die Offenheit und Unerschrockenheit, womit Schuler in dieser Schrift die socialen Schäden bloslegte, wurde außerhalb des Kantons überall anerkannt und that große Wirkung; im Heimatkantone dagegen erregte sie bis in die höchsten Kreise hinauf Unwillen und Erbitterung. „Man muß die unsaubere Wäsche nicht aushängen" hieß es. Noch im folgenden Jahre, als Schuler an der Landsgemeinde die Predigt halten sollte, ließ der Rath die Mahnung an ihn ergehen, er solle in seiner Predigt doch ja nichts vom Armenwesen sagen. Schuler aber antwortete einfach: „Was ich sagen will, ist schon geschrieben, und was geschrieben ist, werde ich sagen."

Durch diese und manche andere unliebsamen Erfahrungen, welche Schuler namentlich in seiner Gemeinde durchzumachen hatte, wurde ihm allerdings sein Wirken im Heimatkanton vergällt und gerne benutzte er die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, in einem andern Kantone seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Im Januar 1815 gieng er als Pfarrer nach Mönthal über; in dieser Stellung konnte er zugleich als Lehrer an der Bezirksschule in Brugg wirken. Da war er in seinem Elemente. Er konnte wieder der Schule seine Kraft weihen und der Aargau, der Schulers Thätigkeit auf diesem Gebiete zu schätzen wußte, ist ihm fortan zur zweiten Heimat geworden. Im Mönthal, in Bözberg, wohin er 1817 übersiedelte, in Erlinsbach, wohin er zehn Jahre später als Seelsorger berufen wurde, — überall hat er sich als warmen Freund und Förderer der Schule bewährt und ist ihm auch Gelegenheit geboten worden, in den Schulbehörden von Gemeinde und Bezirk, seit 1828 auch als Mitglied der obersten Erziehungsbehörde des Kan-

Digitized by Google

tons seine reiche Erfahrung im Schulwesen zu verwerthen und ein gewichtiges Wort zur Entwicklung und Neugestaltung der Schule mitzureden. Er wurde in dieser Stellung vor allem der Begründer einer genauen Statistik des aargauischen Schulwesens.

Bekundete er im Schooße der Behörden sein organisatorisches Talent, so hat er doch noch auf anderm Wege viel fruchtbarer und auf viel weitere Kreise hinaus gewirkt mittelst einer Thätigkeit, für welche er einen ganz besondern Beruf in sich fühlte. Die Liebe zur Schule, zu den Kindern seines Volkes hat ihn zum Schriftsteller gemacht, und seine Neigung zu geschichtlicher Forschung wies ihm den Weg, auf welchem er sein schriftstellerisches Talent entwickeln sollte. Schon 1809 verfaßte er „die Thaten und Sitten der alten Eidgenossen" für die vaterländische Jugend, ein Buch, das weit über die Grenzen seines Heimatkantons in den Schulen Eingang fand und nach 22 Jahren in zweiter, acht Jahre später in dritter Auflage erschien; letztere war dann, namentlich in „zweiter Ausgabe" 1842—57, für einen weitern Leserkreis berechnet. Ebenfalls für den Gebrauch des Schülers gab derselbe Verfasser im Jahr 1836 die kurzgefaßten, in Auswahl und Stil dem Verständniß des Kindes angepaßten „Vaterländischen Erzählungen" heraus. Es schwebte ihm dabei wol als Ziel vor, dem Schüler einen Stoff zu bieten, der vom Lehrer für den Sprachunterricht verwerthet werden könne. Diesen Zweck faßte er aber noch bestimmter ins Auge, als er im darauf folgenden Jahre drei Bändchen unter dem Titel „Lesebuch für Schweizerkinder von 10—14 Jahren" erscheinen ließ, in denen neben erzählendem und geschichtlichem Stoff auch Materialien für Sprech- und Denkübungen geboten waren, so daß diese Büchlein so recht den Uebergang zur Praxis der neuen Volksschule bezeichnen. Manch werthvolle Gabe hatte Schuler der jungen Welt auch schon in den „Neujahrsblättern" der Brugger Culturgesellschaft (1819—29) geliefert und auch sein „Huldreich Zwingli" gieng aus demselben Bestreben hervor, der Jugend, diesmal der reifern, ein Stück Geschichte, ein Lebensbild vorzuführen, das anregend und begeisternd auf dieselbe wirken konnte. Und zum Beweise endlich, daß er auch in seiner zweiten Heimat seines engern Vaterlandes trotz aller bittern Erfahrungen nicht vergessen konnte, schenkte er demselben 1836 seine auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende „Geschichte des Landes Glarus", in welcher zum ersten Mal die neuere Zeitgeschichte eine klare und den Thatsachen entsprechende Darstellung fand. Und damit auch die Jugend nicht leer ausgehe, besorgte er zu gleicher Zeit einen Auszug für den Schulgebrauch. Nehmen wir hinzu, daß Schuler außerdem Mitherausgeber von Zwinglis Werken (1828—42) war, daß er fortwährend von neuem durchforschte, was sich von Quellen zur Schweizergeschichte ihm darbot, so gewinnen wir einen

Digitized by Google

Einblick in die raſtloſe Thätigkeit eines Mannes, der mit aller ihm verliehenen Kraft dem Vaterlande zu dienen beſtrebt war. Forſchend, arbeitend bis zum letzten Augenblick, ſtarb er 1859. Heer.

Pfarrer Jakob Heer.[1]

1784—1864.

Wie in der Schweiz überhaupt, ſo war auch im Kanton Glarus keine Zeit fruchtbarer für die Entwicklung des Volksſchulweſens als die Dreißigerjahre des laufenden Jahrhunderts. Mit dem wiedererwachenden politiſchen Leben, mit dem Drange nach Befreiung von all den Feſſeln, welche die Vollberechtigung des einzelnen Bürgers beeinträchtigten, brach ſich auch im Volke mehr und mehr das Bewußtſein Bahn, daß die beſte Garantie für die Erhaltung ſeiner Freiheitsrechte eine Schule ſei, welche dem einzelnen Bürger mittelſt naturgemäßer Entwicklung ſeiner Geiſteskräfte auch zur Selbſtändigkeit in politiſchen Dingen verhelfe. Die Schule begann im Volke ſelber Wurzel zu faſſen und es bedurfte nur der Pionniere, welche von edler Begeiſterung getragen und unverzagt vorangiengen, um den lange Zeit brach gelegenen und eigentlich nie recht aufgepflügten Boden zu bearbeiten. Unter denjenigen nun, welche, ihres innern Berufes wie ihrer Ziele klar bewußt, ſolche Pionnierdienſte verſahen, ſteht in den vorderſten Reihen der Mann, deſſen Lebensgang wir hier mit wenigen Strichen ſkizziren möchten.

Jakob Heer iſt am 12. April 1784 in Kerenzen als der zweite Sohn des dortigen Pfarrers Samuel Heer geboren. Er wurde von ſeinem Vater erzogen und unterrichtet bis zu deſſen Tode im Frühjahr 1796. Im Herbſt desſelben Jahres nahm ihn ſein gelehrter Oheim Heinrich Heer, welcher der Gemeinde Buchs, Kanton St. Gallen, als Seelſorger vorſtand, bei ſich auf und ertheilte ihm Unterricht in Latein und Griechiſch. Jakob verlebte dort

---

[1] Heers gedruckte Schriften ſind folgende:

1) Plan zur Stiftung eines Vereins von Freunden des vaterländiſchen Schul- und Erziehungsweſens. 1832.
2) Das Volksſchulweſen in Demokratien. 2 Bdchn. 1832/33.
3) Lehrbuch des Denkrechnens. 3 Thle. 1836/39. II. und III. Aufl. 1841. — 1857/58.
4) Schulblätter, allgem. ſchweiz. 1835—39 (als Mitarbeiter).
5) Rede bei der Peſtalozzifeier in Wädensweil. 1846.

Digitized by Google

zwei ſeiner glücklichſten Jugendjahre. Seine Mutter und mütterlichen Verwandten beſtimmten ihn zum Handelsſtand. Er kehrte daher im Juni 1798 nach Glarus zurück, um das Franzöſiſche zu erlernen. Neben dieſer Sprache, in welcher der Oheim mütterlicherſeits ihn unterrichtete, trieb er mit großem Eifer das Rechnen. Einen Lehrer in dieſem Fach hat er nie gehabt; es ſtand ihm nur das Lehrbuch von Girtanner zu Gebote. Schon damals genügte ihm das mechaniſche Rechnen nicht; er ſuchte ſich vielmehr über alle Operationen Rechenſchaft zu geben, ſie klar zu durchdenken. Aber kaum zum Beſitz der nothwendigſten Kenntniſſe in den beiden Fächern gelangt, mußte er, ein Knabe von 14½ Jahren, vom Lernen ſchon zum Lehren übergehen. Im Spätherbſt 1799 nämlich kam er als Hauslehrer zu Kirchenvogt Trümpi im Mühlethal, wo er vier mit ihm faſt im gleichen Alter ſtehende Zöglinge im Franzöſiſchen und im Rechnen zu unterrichten hatte. Von deutſchem Sprachunterricht wußte man damals noch nichts.

Der junge Präceptor verharrte indeſſen nur drei Vierteljahre in dieſer Stellung. Der Oheim von Buchs war nämlich unterdeſſen als Pfarrer nach Kerenzen berufen worden und eben damit in ſeine unmittelbare Nähe gerückt. Dieſer Umſtand war es weſentlich, der ihn zu einer ernſtlichen Wiedererwägung ſeiner durch mütterlichen Spruch bereits entſchiedenen Berufswahl veranlaßte, und er gelangte zu dem feſten Entſchluß, er wolle Theologie ſtudiren. Die Gründe, die ihn dazu beſtimmten, legte er ſeinen Verwandten in einer Art Memorial vor, das von einer für ſein Alter nicht gewöhnlichen Reife des Urtheils zeugt. Dasſelbe hatte denn auch die Wirkung, daß die Verwandten ihm ihre Zuſtimmung nicht verſagten, und, wie von einem Alp befreit, kehrte er wieder bei ſeinem lieben Onkel Heinrich ein, um ſich daſelbſt während drei Vierteljahren auf die Univerſität vorzubereiten. Schon im April 1801 wurde er in Baſel als Studioſus der Theologie immatriculirt und ein Brief aus jener Zeit giebt uns ebenſowol von ſeinem Fleiß und Eifer im Studium, ſowie auch davon Zeugniß, daß er ſich trotz ſeiner Jugend gegenüber allem, was ihm im Hörſaal geboten wurde, ſein eigenes Urtheil vorbehielt. Indem er auf die Profeſſoren zu ſprechen kommt, äußert er unter anderm: „In Rückſicht auf die Orthodoxie ſind alle noch ſehr ſtrenge — die neue berüchtigte Kant'ſche Philoſophie hat noch keinen Einfluß auf dies Syſtem der baſleriſchen Theologen — es bleibt in allweg noch beim Alten!“ Das Studium der Theologie war damals ſchnell abgethan. Zu Pfingſten 1802 hatte der kaum achtzehnjährige Jüngling ſein theologiſches Examen bereits abſolvirt und wurde zum Geiſtlichen ordinirt. Auch war ihm nicht die mindeſte Friſt zur Vorbereitung auf die Praxis des Amtes gegönnt; denn ſchon ein Vierteljahr vorher, bevor er nur die Studien vollendet hatte, war ihm bereits das Diakonat in Mollis angetragen, womit

Digitized by Google

die Oberlehrerſtelle an der Gemeindeſchule verbunden war. Er ſelber war ganz unglücklich darüber. „Ich bin noch ſo jung“ — ſchreibt er in jenen Tagen an ſeinen ältern Bruder Joſt — „und ſoll ſchon einen ſolchen Poſten annehmen! Und ach! noch ſo weit zurücke in meinen Kenntniſſen, ſo wenig geübt und ſo ſchwach, daß es mir unmöglich iſt, etwas Vernünftiges in einem ganzen Zuſammenhange zu denken! Letzthin ſollte ich einen Verſuch eines Predigtplanes machen, welcher mir aber ſo ſchlecht gerieth, daß ich ihn ſogleich in Stücke zerriß. Und einem zweiten, den ich jetzt mache, wird es ebenſo gehen. Wenn ich ſogleich nach meiner Zurückkunft einen Poſten annehmen muß, ſo muß ich mich ganz auf die Arbeiten von Andern verlaſſen. Und wie kann dies bei den Katecheſen geſchehen, die nach dem Urtheile von verſchiedenen verſtändigen Männern weit ſchwerer ſind als Predigten — und für mich es gewiß doppelt ſind? — Ich habe allen Muth verloren“. Der Muth mußte ſich doch wieder finden. Die Gemeinde wählte ihn und er folgte dem Rufe.

Hier begann nun ſeine erſte pädagogiſche Thätigkeit, indem er mit großem Eifer ſich mit dem Volksſchulweſen beſchäftigte. Er war in Baſel mit Tobler und Nänny befreundet worden, welche in Peſtalozzis Anſtalt ihre Vorbildung erhalten hatten und für ihren Meiſter ganz begeiſtert waren. So ſuchte auch er Peſtalozzis Methode, ſo gut er es verſtand, in der Schule zu Mollis einzuführen. Was dieſe Zeit für ihn ſelber und namentlich für die Herausbildung des Pädagogen in ihm für eine Bedeutung hatte, das ſagt er uns 18 Jahre ſpäter, nachdem er längſt dieſen Wirkungskreis verlaſſen hatte, in einem Briefe, in welchem er einen erneuten Wahlantrag der Gemeinde Mollis abſchlägig beantwortet. „Mollis iſt die Wiege meines Geiſtes. Da lernte ich zuerſt meine Kraft fühlen — lernte die Menſchen kennen und das Kinderherz; da machte ich auch den erſten, wiewol noch ſehr ſchwachen und unvollkommenen Verſuch, eine beſſere Volksbildung einzuleiten. Was ich ſpäter in Niederutzwyl und in Glarus Gutes gewirkt habe — der Keim davon lag in der Richtung, die Mollis meinem Geiſte gegeben hatte. Die in Mollis einſt erlittenen Kränkungen ſind längſt ganz vergeſſen und kommen in keine Rechnung; unvergeſſen ſind dagegen die Freundſchaft und das Zutrauen, welche Sie einſt dem ſchwachen Jüngling ſchenkten.“ Indeſſen waren die Verdrießlichkeiten, die ihm die Anhänger der althergebrachten Methode durch ihren Widerſtand gegen ſeine Neuerungen bereiteten, doch ſo ſchwer wiegender Natur geweſen, daß ſich Heer veranlaßt ſah, im Februar 1805 die Pfarrſtelle in Atzmoos anzunehmen, wozu freilich auch der Umſtand weſentlich beitrug, daß er ſich mit der Tochter des Landammann Oswald Sulzer von Atzmoos verlobte.

Digitized by

Im Juli 1807 ſiedelte er nach Niederutzwyl über, indem er die Pfarrei Henau übernahm. Er blieb daſelbſt bis zum September 1811. Die hier verlebten Jahre erſetzten ihm die mangelnde Studienzeit. Es waren dies ſeine wichtigſten Bildungsjahre, in denen er durch raſtloſe Arbeit von Morgens früh bis Abends ſpät die vielen Lücken auszufüllen ſuchte, welche in ſeiner Bildung vorhanden waren. Alle Stunden, welche die beſchwerliche Filiale (er hatte jeden Sonntag dreimal zu predigen) ihm übrig ließ, wurden mit philoſophiſchen und theologiſchen Studien, nicht minder auch mit Mathematik und Pädagogik ausgefüllt. Doch auch ins praktiſche Leben griff er ein. Er bildete zwei Schullehrer heran, von denen einer, Namens Egli, ſpäter Profeſſor der deutſchen Sprache und der Mathematik in Grenoble wurde, und gründete zwei neue Schulen.

Im Juni 1811 befiel ihn eine ſchwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. In Folge deſſen gab er ſeine Stelle auf und zog nach Glarus, um daſelbſt in aller Stille als Lehrer der alten Sprachen und der Mathematik an der dort neugegründeten Lehranſtalt, das „Inſtitut“ genannt, zu wirken. Die Anregung zur Gründung dieſer Anſtalt war von ſeinem jüngern Bruder, Pfarrer J. H. Heer in Glarus ausgegangen, unterſtützt von Landammann Niklaus Heer. Im Mai 1811 lag der Plan oder das Programm dazu gedruckt vor. Dasſelbe bezeichnete als allgemeinen Zweck der Anſtalt: das Kind ſolle als Menſch überhaupt und zum Menſchen und weiter zu einem für die Geſellſchaft brauchbaren, in unſern Verhältniſſen und für einen beſtimmten Beruf tauglichen Menſchen gebildet werden. Als Lehrgegenſtände werden genannt: die deutſche Sprache nach der grammatiſchen und ſtiliſtiſchen Seite, Franzöſiſch, Arithmetik, die Elemente der reinen Geometrie, Geographie mit Naturgeſchichte, vaterländiſche und allgemeine Geſchichte, das Wiſſenswürdigſte aus der Naturlehre, Religion, Singen und Schönſchreiben; die alten Sprachen nur auf ausdrückliches Begehren von 8—10 Zöglingen. Bedingung zum Eintritt war ein Alter von mindeſtens acht Jahren. Dieſe Anſtalt, deren Direction in den Händen von Pfarrer J. Heinrich Heer lag, genoß großes Zutrauen beim Publicum, und manche tüchtige Männer — wir erinnern an Nationalrath Peter Jenny sen. — ſind daraus hervorgegangen. Dazu hat Jakob Heer mit ſeiner rüſtigen Arbeitskraft nicht am wenigſten beigetragen. Fünf Jahre lang hielt er in dieſem Dienſte aus. Unermüdlich war ſein Eifer. Aber die Zeit der hereinbrechenden Theurung und Verdienſtloſigkeit war der Entwicklung der Anſtalt nicht günſtig. Der Verſuch, derſelben durch Gründung einer Actiengeſellſchaft eine geſicherte Grundlage zu ſchaffen, mißlang. Dieſer Umſtand war es, der Heer weſentlich beſtimmte, im Herbſt 1816 die Pfarrſtelle in Matt anzunehmen. Im Dezember 1816 zog er mit ſeiner Familie im dortigen Pfarrhauſe ein. Faſt

Digitized by Google

gleichzeitig war er in Chur zum Professor gewählt worden. Obwol diese Stelle seinen Neigungen besser entsprochen hätte, lehnte er doch ab, weil er der Gemeinde Matt bereits sein Wort gegeben hatte.

Hier warteten seiner nun mancherlei schwere Aufgaben. Das Hungerjahr 1817—18 rief der Sorge für die Armen. Heers Bemühungen ist es auch wesentlich zu verdanken, daß das Sernfthal durch eine fahrbare Straße mit Schwanden verbunden wurde. Er mußte beim Nivelliren derselben selbst mit Hand anlegen und sich dafür verwenden, daß die Straße nicht ganz irrationell angelegt wurde. In Folge dessen konnte auch an eine bessere Ausbeutung des alten Plattenbergs in Engi gedacht werden, und da war es wieder der Pfarrer in Matt, der es durch seine kräftige Initiative überhaupt, sowie namentlich durch seine lange gepflogenen Verhandlungen mit den Landesbehörden dahin brachte, daß der Plattenberg endlich unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt und daß für eine geordnete Verwaltung von Seiten des Landes gesorgt wurde, was am meisten der nächstinteressirten Gemeinde Matt zu Gute kam.

Aber auch als Pädagoge blieb der an rastlose Arbeit Gewöhnte keineswegs unthätig. Ihm stand es fest, daß eine bessere Zeit für das Schulwesen des Kantons nur durch Heranbildung geeigneter Lehrkräfte herbeigeführt werden könne, wie er dies selbst einmal in so bezeichnender Weise ausspricht: „Ein allseitig ausgebildeter, geistig und moralisch tüchtiger Lehrer ist die beste Schulmethode, das beste Schulbuch und das beste Schulgesetz" — und er war der Mann dazu, um einer solchen Ueberzeugung auch thatsächlichen Ausdruck zu geben. In aller Stille unterrichtete er eine Anzahl junger Leute aus seiner Gegend und bildete sie zu tüchtigen Lehrern aus. Dann aber setzte er seine ganze Kraft für die Errichtung eines neuen Schulhauses in Engi ein. Er suchte selber die nöthigen Geldmittel hiefür zu beschaffen, indem er im ganzen Lande Beiträge sammelte, und war sich dabei vollkommen klar bewußt, daß er damit, wie er selbst sagt, einen Grundstein legte zu einer veredelten Bildung der Jugend in seinem kleinen Thale wie im ganzen Kanton. In der That wurde der im Jahr 1832 vollendete Bau des Schulhauses Engi oder, genauer gesprochen, die günstige Aufnahme, welche die Collecte für diesen Bau im ganzen Lande gefunden hatte, der Ausgangspunkt für die Gründung des Vereins, von welchem in den Dreißigerjahren alle wirksame Anregung zur Hebung des Schulwesens ausgegangen ist. Jakob Heer ist der Schöpfer des schon mit dem 1. März 1832 ins Leben getretenen glarnerischen Schulvereins[1]. Er hatte die besten Kräfte

[1] Der Aufruf an die Freunde des vaterländischen Schulwesens, von Heer verfaßt, wurde unter dem Titel: „Plan zur Stiftung eines Vereins" ꝛc. als Broschüre

Digitized by Google

im Kanton, Männer, welche geiſtig wie materiell ein entſcheidendes Gewicht in die Wagſchale zu legen im Stande waren, für den Plan zu begeiſtern gewußt, auf dem Wege freier Vereinsthätigkeit für die Heranbildung tüchtiger Lehrer, für Erſtellung neuer Schulhäuſer, für alles dasjenige zu ſorgen, was für eine erfolgreiche Förderung des Schulweſens nothwendig war, und es iſt ein Gefühl der edelſten Freude, das ſich am Stiftungstage des Vereins in ſeiner Präſidialrede ausſpricht, wenn er am Schluſſe derſelben ſagt: „Mögen unſere Enkel, wenn ſie einſt über unſern Gräbern ſtehen, den Stiftungstag des Schulvereines in Glarus als einen Feſttag in dankbar froher Erinnerung begehen und Gott preiſen für den mannigfachen leiblichen und geiſtigen Segen, der von ihm ausgieng über die Kinder unſres Volkes.“

Das ſtarke Bewußtſein einer Errungenſchaft, das dieſe Worte bekunden, hat ſich in der Folgezeit als vollkommen berechtigt erwieſen; der glarneriſche Schulverein hat mit ſeinem ſtillen, beſcheidenen Wirken Furchen gezogen, die tief ins Volksleben eingeſchnitten haben, und ohne ſeine Bethätigung wäre es nie möglich geweſen, daß ſchon nach drei Jahren ſeines Beſtandes mit den Landsgemeindebeſchlüſſen vom Jahre 1835 ein dauerhaftes Fundament zu einem vom Staate geleiteten Schulweſen gelegt werden konnte, ein Fundament, welches durch die 1837ger Verfaſſung nur gefeſtigt wurde, wenn auch der damals von Heer ausgearbeitete Entwurf zu einem Schulgeſetz noch nicht geſetzliche Kraft erhielt, weil man die Zeit hiefür nicht gekommen glaubte. Dazu half aber auch weſentlich mit, daß Heer ſelbſt, vom Feuereifer ſeiner Begeiſterung getrieben, an ſeinem Orte alles that, was nothwendig war, um das Schulweſen in den Gemeinden auf eine höhere Stufe zu bringen. Er war mehrere Jahre hindurch Schulinſpector und hatte in dieſer Stellung Gelegenheit, ſeine Erfahrungen im Gebiete der praktiſchen Schulführung an den Mann zu bringen. Seine praktiſche Befähigung zum Pädagogen fand auch in weitern Kreiſen ſo große Anerkennung, daß er im Sommer 1834 von Fellenberg nach Hofwyl berufen wurde, um daſelbſt einen Lehrcurs zu leiten. Die Rede, womit er dieſen Lehrcurs eröffnete, iſt uns noch in den allgemeinen ſchweizeriſchen Schulblättern erhalten. Außerdem widmete er ſich dem pädagogiſchen Berufe auch in der Weiſe mit all

---

gedruckt. Die Zwecke des projectirten Vereins werden darin aufs genaueſte präciſirt, ebenſo bezüglich Beſchaffung der Mittel, ſowie über die Organiſation des Vereins die nöthigen Andeutungen gegeben, ſo daß alles den Charakter eines reifen Projectes an ſich trägt. Ueber die Thätigkeit des ins Leben getretenen Vereins geben uns die zwei Hefte „das Volksſchulweſen in Demokratien“ 1832–33, von Heer als Präſident des Vereins redigirt, alle wünſchbaren Aufſchlüſſe.

Digitized by Google

ſeiner Kraft, daß er während einer Reihe von Jahren Knaben in ſein Haus aufnahm, welche von ihm erzogen und in den alten und neuern Sprachen unterrichtet wurden. Eine Anzahl der tüchtigſten Männer, die ſpäter eine ehrenvolle Stellung im Leben eingenommen haben, ſind aus dieſer Schule hervorgegangen.

„Vielleicht darf ich" — ſo ſchreibt uns ſein Sohn, Prof. Oswald Heer, deſſen Name in der wiſſenſchaftlichen Welt genugſam bekannt iſt — „hier auch ſeine Söhne nennen, die von ihm unterrichtet wurden. Ich erhielt von ihm Unterricht in Latein, Griechiſch und Hebräiſch, auch in Deutſch, Franzöſiſch und Mathematik, verdanke ihm überhaupt meine ganze Vorbildung bis zur Univerſität, indem ich von Matt unmittelbar nach Halle kam. Wenn es mir vielleicht vergönnt war, der Wiſſenſchaft einige Dienſte zu leiſten, ſo habe ich dieſe zunächſt der großen Sorgfalt zu verdanken, die mein guter, treuer Vater in unermüdlicher Thätigkeit auf meine Vorbildung verwendet hat. Seine eigene Vorbildung war eine ſehr lückenhafte geblieben und nur ſeinem eiſernen Fleiße und ſeiner Willenskraft gelang es, allmälig dieſe Lücken auszufüllen. Er konnte es nie verſchmerzen, daß er durch ſeine Verwandten gezwungen worden war, ſeine Bildungszeit ſo ſehr abzukürzen und ſo ſchnell ein Amt anzunehmen, nur um ſein Brot zu verdienen. Er wurde dadurch mit einem tiefen Haß gegen alle oberflächliche Bildung, gegen alles Abrichten für einen Beruf erfüllt. Dies hat ſeine gute Frucht getragen; denn er ſuchte zunächſt dahin zu wirken, daß ſeinem Bruder Joh. Heinrich eine gründliche Univerſitätsbildung zu Theil wurde, und in ſpätern Jahren ließ er auch ſeinen Kindern eine gründliche Bildung angedeihen."

Aber mit dieſem Wirken im öffentlichen Leben wie im Privatkreiſe war ſeine Arbeitskraft noch nicht erſchöpft. Er fühlte den Drang und die Kraft in ſich, auch als pädagogiſcher Schriftſteller ſich zu bethätigen und als die bedeutſamſte Frucht dieſer Thätigkeit darf hier das im Jahr 1836 erſchienene „Methodiſche Lehrbuch des Denkrechnens" genannt werden. Schon in den Jahren 1811—16, wo Heer Inſtitutslehrer in Glarus war, hatte er einen Leitfaden für das Denkrechnen in der Volksſchule ausgearbeitet, der zwar nie gedruckt, aber von mehrern Lehrern des Kantons copirt und in der Schule gebraucht worden iſt. Als dann im Jahre 1834 der zürcheriſche Erziehungsrath die Bearbeitung neuer Lehrmittel für den Rechenunterricht als Preisaufgabe ausſchrieb, da unternahm Heer eine gänzliche Umarbeitung jenes Leitfadens, und wenn er auch nicht als Concurrent für den ausgeſetzten Preis auftreten wollte, ſo ſchickte er doch ſeine Arbeit dem zürcheriſchen Erziehungsrathe zur Prüfung ein, um ein fachmänniſches Urtheil darüber zu erhalten. Dieſes erfolgte und lautete ſo günſtig, daß er es wol wagen durfte, ſein Manuſcript drucken zu laſſen. Im Frühjahr 1837 konnte das

Digitized by Google

Werk, das auf peſtalozziſcher Grundlage ruht und den Ausbau dieſer Methode ſeitens der deutſchen Pädagogen, der Scholz, Krancke und Dieſterweg, weſentlich mitberückſichtigt, nahezu vollſtändig, bis auf die zweite Abtheilung des Exempelbuchs, die 1839 nachfolgte, erſcheinen. Es fand bei Fachmännern in weitern Kreiſen großen Anklang und hat dem Verfaſſer den Namen eines tüchtigen und erfahrenen Methodikers für alle Zeiten geſichert. Wol die größte Wirkung hat es in der nächſten Umgebung, im eigenen Kantone gethan, wo das Erſcheinen dieſes Werkes geradezu das Durchbrechen einer rationellen Rechenmethode in der Schule bezeichnet. Die beſten Lehrkräfte wetteiferten miteinander, ſich die Grundſätze ſeines methodiſchen Verfahrens vollkommen zu eigen zu machen und die Früchte ſeiner Arbeit reiften ſchneller, als er ſelbſt erwarten konnte. Im folgenden Jahrzehend ſchon konnte eine zweite Auflage des Exempelbuches veranſtaltet werden. — Neben dieſer Hauptarbeit betheiligte er ſich auch an der Herausgabe der vom Jahre 1835 an erſchienenen „Allgemeinen Schweizeriſchen Schulblätter", worin er durch klare Darlegung ſeiner methodiſchen Grundſätze, durch Kritiken und Beiträge anderer Art manche fruchtbare Anregung zur Durchführung einer naturgemäßen Methode im Geiſte Peſtalozzis gegeben hat.

Ueber all dieſem raſtloſen Schaffen war ein Jahr nach dem andern dahingegangen und es wurde ihm Bedürfniß, einen Theil ſeiner Arbeitslaſt von den Schultern zu laden. Im Mai 1842 trat er von ſeinem Pfarrdienſte zurück und nahm Abſchied von der Gemeinde, in welcher und für welche er ſo manchen ſchweren Kampf gekämpft und ſo viele Opfer gebracht hatte. Mit der Begeiſterung deſſen, der ſeine beſte Kraft der Erziehung und Bildung der Jugend geweiht hatte, legte er auch in der letzten Stunde noch, in der Abſchiedspredigt, ſeinen Pfarrkindern die Sorge für die Schule und deren Gedeihen als die wichtigſte ans Herz. Er ſelbſt blieb fortan ſeinem pädagogiſchen Berufe getreu und gründete in Wädensweil eine Lehranſtalt, in welcher während elf Jahren zahlreiche junge Leute ihre Bildung, vornehmlich für die kaufmänniſche und techniſche Laufbahn, erhielten. Durch Anſtellung tüchtiger Hülfslehrer, wie durch ſeine eigene gewiſſenhafte Aufſicht über die Zöglinge, gewann die Anſtalt ein großes Zutrauen beim Publicum. Als jedoch im Jahr 1853 das Haus, in welchem das Inſtitut untergebracht war, verkauft wurde, ſiedelte er nach Zürich über. Er nahm im Seefeld Wohnung und widmete ſich dort noch mehrere Jahre der Erziehung weniger junger Leute und namentlich auch ſeines jüngſten Sohnes Joſt. Die Luſt zur Arbeit verließ ihn bis in ſein hohes Alter nicht; konnte er als Erzieher nicht mehr wirken, ſo wachte mit aller Lebendigkeit noch der Drang nach wiſſenſchaftlichen Studien in ihm auf (1857 und 1858 ließ er unter ſeiner Oberleitung auch noch eine dritte Auflage ſeines Exempel-

Digitized by Google

buches beſorgen), und, obwol er ſein ganzes Leben mit unermüdlicher Ausdauer gearbeitet hatte, behielt er ſeine geiſtige Friſche bis zu ſeinem Tode. Er ſtarb im Januar 1864, betrauert von Allen, die ihm im Leben nahe geſtanden.

Heer.

Andreas Roſius à Porta.

1754—1836.

[Quelle: Schriftliche Mittheilungen ſeines Sohnes Pfarrer J. Roſius à Porta.]

Am 28. November 1754 wurde à Porta zu Fideris, woſelbſt ſein Vater Pfarrer war, geboren. Nach vollendeten Studien im Jahr 1776 zu Fideris in die Synode der Geiſtlichen aufgenommen, reiste er als Lehrer und Begleiter der beiden Söhne des Miniſters v. Salis-Marſchlins nach Frankreich, woſelbſt er als Feldprediger im Regiment Salis-Marſchlins angeſtellt wurde. Dieſe Stelle verſah er mit gewiſſenhafter Treue 14 Jahre lang, bis zu der 1792 erfolgten Entlaſſung der Schweizertruppen aus k. franzöſiſchen Dienſten. Dann kehrte er nach Hauſe und errichtete ſchon im Jahre darauf (1793) ſeine Erziehungsanſtalt zu Fettan, welche trotz mancherlei Widerwärtigkeiten — Feuersbrunſt zu Fettan, Truppendurchzügen ꝛc. — unter ſeiner einſichtsvollen und geſchickten Leitung zu wohlverdientem Rufe emporblühte und ſich ununterbrochen und ungeſchmälert 43 Jahre erhielt.

Aus allen Thälern Bündens wurden ihm von angeſehenen reformirten Familien Zöglinge zur Erziehung anvertraut. Echt pädagogiſch war ſein Hauptbeſtreben, durch Wort und Beiſpiel auf die ſittliche und religiöſe Bildung der Jugend einzuwirken; ſein Verhältniß zu den Zöglingen war das eines liebevollen Vaters. Seine Verdienſte um die Jugenderziehung fanden auch bei den Landesbehörden gebührende Anerkennung. Als Zeichen derſelben wurde ihm — wie ſeinerzeit Planta und Neſemann — der Profeſſorstitel ertheilt. — Man beſaß damals im Engadin noch kein paſſendes Schulbuch; à Porta brach die Bahn zu einem ſolchen und zwar in Bezug auf Inhalt, Stil und Orthographie, durch die Herausgabe ſeines: Magister amiaivel — Coira 1819. 2. Aufl. 1831. — Dasſelbe enthielt viel Treffliches und blieb im Gebrauche, bis unſer Erziehungsrath zur Herausgabe neuer Schulbücher ſchritt.

Digitized by Google

Den Peſtalozzi wollte er perſönlich kennen lernen, darum beſuchte er ihn. Beim Abſchied umarmte ihn Peſtalozzi und ſprach: Geh, du Engel des Engadins! — Segnend und geſegnet in der Nähe und von der Ferne entſchlief à Porta in ſeinem 83. Altersjahre.

Bemerkenswerth iſt es, daß alle Zöglinge der von ihm gegründeten und dann noch von ſeinem Sohne eine Zeit lang fortgeſetzten Anſtalt während eines halben Jahrhunderts (wol 800) körperlich und geiſtig geſtärkt das Inſtitut verließen und kein einziger derſelben im Inſtitute ſtarb.

Herold.

Peter Saluz.

1758—1808.

[Quellen: Der neue Sammler, gemeinnütziges Archiv für Bünden. Bd. IV. — Tagebuch von P. Saluz, Manuſcript.]

Nicht durch beſondere Lebensſchickſale, auch nicht durch einzelne hervorragende Thaten hat ſich P. Saluz ausgezeichnet, ſondern durch ſeine ſtille, nachhaltige und unverdroſſene Hingabe für die Erziehung und Bildung ſeines Volkes. Am 27. Juni 1758 zu Lavin im Unterengadin geboren, erhielt er den erſten Unterricht bei ſeinem Vater, da es damals eine öffentliche Schule in Lavin nicht gab. Er ſollte Pfarrer werden. Wer das wollte und nicht ſo viel Vermögen hatte, um im Auslande Hochſchulen zu beſuchen, gieng damals hier zu Land zu einem angeſehenen Pfarrer „in die Lehre“. Derſelbe nahm zuerſt die lateiniſche Grammatik, das ſogenannte „Declinirbuch“ mit ihm durch und führte ihn dann gleich meiſt an der Hand lateiniſcher Lehrbücher in die theologiſchen Wiſſenſchaften ein. Der Lehrvertrag wurde gewöhnlich in der Art abgeſchloſſen, daß der Pfarrer ſich verpflichtete, den Zögling binnen 3—4 Jahren „auf die Kanzel zu ſtellen“. Damit hatte die Lehre ihr Ende und der Candidat wurde in die Synode aufgenommen. So brachte auch Saluz die Zeit vom 12.—16. Jahre bei einem derartigen Lehrmeiſter zu. Schmerz und Unwillen haben den ſonſt ſo ſanften Mann nachher oft ergriffen, wenn er an den Zeitverluſt dieſer Jahre zurückdachte. Von 1774—76 verweilte er dann aber bei Pfarrer Roſius à Porta in Fettan, einem Manne, der ſeine Studien in Deutſchland und Ungarn gemacht hatte und durch ſein offenes, freies Weſen die jungen Leute an ſich zu ziehen wußte. In ſeinem 18. Jahre ſchon (1776) wurde er in die Synode aufgenommen und erhielt die Pfarrei Felsberg bei Chur. Er nahm ſeine Aufgabe nicht leicht und ſuchte nun erſt mit beharrlichem Fleiße ſich das zu

Digitized by Google

geben, was ihm Andere hätten geben ſollen: er wurde ſein eigener Lehrer. Er wandte ſich beſonders der Erforſchung der bibliſchen und philoſophiſchen Moral zu; das Studium der Schriften Kants gewährte ihm großen Genuß. In der Geſchichte freute er ſich immer am meiſten über die Fortſchritte der Völker in ſittlicher Cultur und in den Wiſſenſchaften. In dem Studium der alten und neuen Sprachen war er ſtets auf die Erforſchung der Sprachgeſetze bedacht und brachte es beſonders im Deutſchen und Italieniſchen zu einer ſeltenen Reinheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks.

Der eben ſo geiſtreiche als ſtrebſame Mann konnte nicht verborgen bleiben. 1784 wurde ihm daher eine Lehrſtelle an der neu organiſirten Stadtſchule in Chur übertragen. Nicht ohne tiefe Wehmuth ſchied er von der ihm ſo anhänglichen Gemeinde. Indeſſen eröffnete ſich ihm in Chur doch ein viel weiterer Wirkungskreis. 1789 erhielt er zu ſeinem Lehramt noch eine Predigerſtelle. In beiden Stellungen verſtand er es, individuell eindringlich und jedes Gemüth ergreifend zu ſprechen, ohne irgendwie die höchſten leitenden Gedanken aus dem Auge zu verlieren.

Beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution gab er ſich, obgleich er ſich über dem Parteigetriebe hielt, großen Hoffnungen hin. Er hoffte auch für Bünden Abſchaffung von mancherlei Mängeln in der Verwaltung, beſonders aber eine Reformation des geiſtlichen Standes und des Schulweſens. Er wurde ſogar nach dem Einzug der Franzoſen von Maſſena in die Municipalität der Stadt gewählt; wie er aber ſah, daß von Kirchen- und Schulweſen in der Behörde keine Rede war, trat er alſobald wieder zurück, weil er ohnedies unter der Gewalt der Leidenſchaften, wie ſie damals regierten, weder Böſes hätte verhindern noch Gutes befördern können. „Ich bin“, ſagte er, „und werde ewig bleiben ein Freund der Freiheit, einer vernünftigen, auf Ordnung, Geſetze und Gerechtigkeit gegründeten Freiheit, aber ein Feind der Tyrannei und derer, die ſie einführen und ausüben wollen“. Deshalb unterließ er auch keine Gelegenheit, um das dringende Bedürfniß guter Schulen im Lande recht lebhaft darzuſtellen. So ſprach er 1794 zu einigen Abgeordneten in der Standesverſammlung: „Was hilft es euch, daß ihr dieſen oder jenen Großen im Lande erniedriget, während ihr und eure Söhne ſo unwiſſend bleiben? Müßt ihr doch immer jemand haben, der eure Landes- und Gemeindsſachen beſorgt und wenn ihr dieſen ihre Gewalt und ihr Anſehen genommen habt, ſo werden bald Andere ſein, die dieſelben an ſich reißen und ſchlimmer ſind als die Erſten. Denket vielmehr darauf, wie ihr überall im Lande beſſere Schulen einführen wollt, ſo werdet ihr mehr Auswahl zu Regenten und Richtern haben“. Predigte er damals auch noch tauben Ohren, ſo fand er doch, als der Sturm der Revolution ſich gelegt hatte, Männer, die ihm zur Ausführung ſeines längſt gehegten Planes, eine Landſchule

Digitized by Google

zu gründen, Hand boten. Im Jahr 1803 wurde die Errichtung der Kantonsschule beschlossen und am 1. Mai 1804 bereits eröffnet. Saluz wurde die Leitung derselben übertragen. Den Titel eines Rectors lehnte er in seiner Bescheidenheit ab. Die Schule sollte, wie er dies in seinem „unmaßgeblichen Vorschlag" zur Errichtung derselben ausgeführt hatte, besonders dazu dienen, dem Volke tüchtige Beamte, besonders aber Schullehrer zu erziehen. Sie sollte für beide Confessionen bestimmt sein und nur der Religionsunterricht getrennt gegeben werden, allein der Präsident des katholischen Theils des Großen Raths erklärte, daß weder das hiesige Domstift noch der päpstliche Nuntius zu Luzern ihre Einwilligung zu einer gemeinschaftlichen Erziehungsanstalt hätten geben wollen und so blieb die Kantonsschule bis zum Jahr 1850 eine „evangelische".

Saluz leitete nicht nur die durch seinen nachhaltigen Eifer zu Stande gekommene Schule, sondern er ertheilte auch Unterricht an derselben in Religion und deutscher Sprache und besorgte bis zum Jahr 1806 auch die ganze Oekonomie der Anstalt. Leider wurde der vortreffliche Mann der Schule und dem Lande zu früh entrissen. Die angestrengte Thätigkeit hatte allmälig sein Nervensystem zerrüttet. Er erkrankte. Auch in seinen Fieberträumen beschäftigte ihn das Wohl der Kantonsschule. Am 29. April 1808 starb er. Wer je des Segens gedenkt, den die Kantonsschule auch unserm Volksschulwesen gebracht hat, wird stets unter die Förderer desselben den Prof. Peter Saluz rechnen müssen.

Herold.

Johann Ulrich v. Salis-Seewis.

1777—1817.

[Quelle: Mohr, Vorrede zur Geschichte Graubündens von J. U. v. Salis-Seewis.]

Neben Peter Saluz darf als Mitbegründer und Förderer der Kantonsschule J. Ulrich v. Salis-Seewis nicht ungenannt bleiben. Er war den 16. Mai 1777 zu Malans geboren, der jüngste Bruder des Dichters Gaudenz v. Salis. Den Elementarunterricht erhielt er von dem Hauslehrer der ältern Geschwister, Kahlert aus Breslau, einem vielseitig gebildeten Mann. Derselbe begleitete den begabten Knaben 1786 für zwei Jahre nach Lausanne, dann nach Buchsweiler in das Schweighauserſche Institut und endlich nach Straßburg. Beim Ausbruche der französischen Revolution begab sich Salis auf die Akademie nach Stuttgart und vollendete sein Studium auf der

Digitized by Google

Universität Marburg, wo er mit Jung-Stilling und Savigny sich eng befreundete. Sein Lieblingsstudium war die Geschichte. Von der Universität zurückgekehrt, begleitet er seinen Vater, der den bündnerischen Wirren und vielleicht auch der Deportation entgehen wollte, nach Zürich, Augsburg und Ludwigsburg. Von 1799 an lebte er in Chur. 1800 zog er sich beim Baden in der Plessur eine Lähmung der linken Seite zu, die ihn von da an bis zu seinem Lebensende an sein Zimmer bannte. Dessenungeachtet war er für die Wissenschaft und Kunst und ebenso für die Förderung gemeinnütziger Werke rastlos thätig. Er schrieb eine Geschichte Graubündens, unterhielt sich mit Musik und Malerei, war Mitarbeiter an dem „Neuen Sammler", insbesondere war er ein eifriges Mitglied des Schulraths und des Directoriums der Kantonsschule. An der Gründung und Einrichtung derselben hatte er den lebhaftesten Antheil genommen. „Die Erfahrungen seiner politischen Laufbahn beseelten ihn mit Wärme für ein Institut, von dem er bessernde Einwirkung auf künftige Geschlechter hoffte". In diesem Sinn war er auch schon früher jungen Studirenden mit Beiträgen für ihre Universitätskosten behülflich gewesen. Aus seiner Schulrathsbesoldung bildete er einen Fond, dessen Zinsen einst dürftigen Schülern zu gut kommen sollten.

Am 15. Juni 1817 raffte der Tod den noch jungen Mann mitten aus seinem edlen Streben und Wirken hinweg. Herold.

Dr. Jakob Martin Rascher.

1770—1818.

[Quelle: Vincenz v. Planta: J. Friedr. v. Tscharners Leben und Wirken.]

Der dritte im ersten Directorium der Kantonsschule war Dr. J. M. Rascher. Er ist an und für sich nicht Schulmann gewesen, aber er ist es geworden, indem er, einmal zur Mitleitung der Kantonsschule berufen, auch in diesem Kreise seiner Thätigkeit die ganze Kraft seiner Persönlichkeit einsetzte. Den 5. Oktober 1770 zu Chur geboren, hatte er, zum Jünglinge herangewachsen, Medicin studirt und ließ sich dann als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Mit seltener Uneigennützigkeit gab er sich seinem Berufe hin. Wie bei wenig Menschen war bei ihm Reife und Einheit; er wußte, was er wollte, und strebte darnach mit der ganzen Kraft seiner Seele. Das bekannte Wort Fenelon's: être fidèle dans l'action et indifférent sur le succès — war sein Lebensgrundsatz. Den befolgte er als Arzt, als väter-

Digitized by Google

licher Freund der Armen und Verlaſſenen und als Bürger. Chriſtliche Liebe übte er in ihrem reinſten und ausgedehnteſten Sinne. Gerechtigkeit war ihm über Alles theuer. Ein Unrecht, das einem Andern widerfuhr, kränkte ihn mehr, als wenn es ihm ſelbſt widerfahren wäre. Einheit, Ordnung und Mäßigung ſtrebte er überall an, wo er zu wirken hatte. Stufenweiſe Verbeſſerung mit ſorgfältiger Rückſicht auf das Beſtehende, Vorſicht im Aufbauen, aber noch weit mehr im Niederreißen war ihm heiliges Gebot. Ein Mann der That, haßte er das Geſchwätz von Gemeinnützigkeit, Vaterlandsliebe u. ſ. w. im Munde derer, die in Thaten lahm und lau waren. Einsſein mit ſich ſelber in Lebensplan und Grundſätzen war ihm die Hauptſache für jeden Menſchen. Wenig auf einmal, aber dieſes tüchtig und gründlich lernen zu laſſen, empfahl er beſonders mit Rückſicht auf Erziehung und Schule. Vieles nicht zu wiſſen und nicht zu können, aber Eins zu haben, worin man zu finden ſei, ſchien ihm für Jedermann nothwendig. Dieſe Grundſätze machte er auch in der Leitung der Kantonsſchule geltend. Nachdem er im Hungerwinter von 1817 auf 1818 die nöthigen Anſtalten zur Hülfe für die Armen getroffen und dabei täglich in der aufopferndſten Weiſe thätig geweſen war, ſetzte ein Nervenfieber dem gemeinnützigen Leben und Streben des trefflichen Mannes am 20. März 1818 ein unerwartetes und allzufrühes Ziel.

Herold.

Lucius Hold.

1777—1852.

[Quelle: Bündneriſches Monatsblatt. Jahrgang 1852.]

Wenn von der evangeliſchen Kantonsſchule Graubündens und von ihrem Einfluſſe auf die Hebung auch des Volksſchulweſens die Rede iſt, ſo wird man ſich immer mit Hochachtung und Dankbarkeit des Mannes erinnern, der 36 Jahre lang mit der Leitung der Schule betraut war: dies iſt Lucius Hold. 1777 in Aroſen im Schanfiggthale geboren, verlebte er dort auch ſeine Jugend. Nachher ſollte er Pfarrer werden und begab ſich zu dieſem Behufe 1794 zu Pfarrer Rotegen in Trimmis, um von demſelben nach damals landesüblicher Weiſe in die Theologie eingeführt zu werden. Nachdem er noch einige Zeit am Collegium philosophicum in Chur ſtudirt hatte, gieng er auf den Rath von Prof. Saluz nach Halle, wo er zuerſt das berühmte Halle'ſche Waiſenhaus und ſpäter die Univerſität beſuchte. Neben der Theo-

Digitized by Google

logie ſtudirte er unter Wolf beſonders die claſſiſche Litteratur. 1803 wurde er als Lehrer an die Kantonsſchule nach Aarau berufen, an der er bis 1814 weilte. Von da an wirkte er als Director der Kantonsſchule zu Chur. Die Entwicklung und Förderung dieſer Anſtalt koſtete zu Zeiten harte Kämpfe und der entſchiedene Mann ſetzte dafür ſeine ganze Thatkraft ein. Beſonders das Gymnaſium zur Blüthe zu bringen, war ſein ſtetes Augenmerk. Der Grundſatz: non multa sed multum leitete ihn auch in Bezug auf die Realſchule und die Bildungsanſtalt der Volksſchullehrer und er wurde nie müde, vor den übeln Folgen des Vielerlei-Lernens zu warnen. Die Zügel der Diſciplin hielt er feſt und ſtraff in ſeiner ſtarken Hand. Sein Einfluß auf die Schüler war in den Zeiten ſeiner vollen Kraft bedeutend. Wie ſchon ſeine Geſtalt, ſo imponirte ſeinen Zöglingen auch der Ernſt, mit welchem er ſtets auf lautere Geſinnung, fleckenloſen Wandel drang, raſtloſen Fleiß forderte und zu tüchtigen Leiſtungen anregte. Sein ganzes Leben gieng in der Schule auf. Er unterrichtete meiſt in den alten Sprachen. Seine Theorie und Praxis des Lehrens hatte ihre Gegner. Durch die Unbeugſamkeit ſeines Willens mag er manchen ſeiner Mitarbeiter und Zöglinge bisweilen verletzt haben. Aber ſeine Wirkſamkeit im Ganzen aufgefaßt, werden ihr auch ſeine Gegner ein großes Verdienſt um das Gedeihen der Schule nicht abſprechen. In großer Zahl lebten und leben noch Männer in unſerm Lande, die einen Theil ihrer Bildung ihm verdanken und auf die ſein Charakter erhebend und kräftigend eingewirkt hat. Er ſtarb am 22. März 1852, nachdem er 36 Jahre als Director an der evangeliſchen und dann noch $1^1/_2$ Jahre als Lehrer an der vereinigten Kantonsſchule gewirkt hatte. Herold.

Chriſtian Teſter.

1784—1855.

[Quelle: Bündneriſches Monatsblatt. Jahrgang 1856.]

Wenn der bündneriſchen Volksſchule nachgeſagt worden iſt, daß ſie dem Rechnungsunterricht eine ganz vorwiegende Aufmerkſamkeit ſchenke, ſo mag das im Allgemeinen zunächſt im Volkscharakter ſeine Urſache haben. Will man es aber auf den Einfluß einer beſondern Perſon zurückführen, ſo iſt dies Chriſtian Teſter, welcher vom Jahr 1820—1850 als Lehrer des Rechnens und der Mathematik an der Kantonsſchule gewirkt hat. Er war 1784 in Safien-Thal geboren. In allerlei ländlichen Geſchäften, wie ſie bei

Digitized by Google

den Bauern unserer Hochthäler üblich sind, brachte er seine Jugendjahre im heimatlichen Thale zu. Früh schon zeigten sich seine reichen Anlagen und seine Eltern bestimmten ihn daher zum geistlichen Stande. Er kam nach der Confirmation in die Privatschule des Decan Truog in Thusis, von dort auf kurze Zeit nach Aarau und 1804 in die eben gegründete evangelische Kantonsschule zu Chur. Auf der Universität Erlangen wandte er sich von der Theologie ab und folgte seinem innern Beruf zur Mathematik um so mehr, als ihm vom bündnerischen Schulrathe die Aussicht auf eine Lehrstelle der Mathematik an der Kantonsschule eröffnet war. Er setzte seine Studien in Heidelberg fort bis 1809 und besuchte dann noch im Auftrag des Schulraths das damals in voller Blüthe stehende pestalozzische Institut in Yverdon. Mehr als die vielgepriesene Methode zog ihn dort die Persönlichkeit Pestalozzis selber an und trotz der Schwächen derselben sprach er von dem Manne, seinen Grundsätzen und Bestrebungen immer mit der größten Achtung. 1810 begann er seine Wirksamkeit an der Kantonsschule. Durch seine Klarheit, seine strenge Methode und seinen frischen, naturwüchsigen Humor wurde er bald einer der beliebtesten Lehrer und wußte die Schüler für seinen Unterrichtszweig besonders zu begeistern. Er übte dadurch einen großen Einfluß aus auf die Verbesserung unserer Landschulen und zwar nicht nur in dem Sinn, daß das Rechnen zweckmäßiger betrieben wurde, sondern auch in dem, daß seine Zöglinge, die später Lehrer wurden, die klare und einfache Methode Testers auch auf andere Lehrfächer anzuwenden sich bestrebten. Viele Jahre stand seine Anleitung zum Rechnen mit der beigegebenen großen Aufgabensammlung in den bessern Volksschulen im Gebrauch, ebenso an der Kantonsschule sein Lehrbuch für die Algebra. Seine anderweitige schriftstellerische Thätigkeit in Politik und Belletristik kommt hier nicht in Betracht.

Bei der Vereinigung beider Kantonsschulen im Jahr 1850 trat Tester vom Lehramt zurück. Vom Großen Rath wurde ihm eine lebenslängliche Pension bewilligt und so brachte er seine letzten Jahre in aller Stille, meist mit kirchengeschichtlichen Studien beschäftigt, zu. Er starb im Dezember 1855.

Herold.

Johann Friedrich v. Tscharner.

1780—1844.

[Quelle: Vincenz v. Planta, Joh. Friedrich v. Tscharners Leben und Wirken.]

Unter den Männern des Bündnerlandes, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht nur auf dem Gebiet des Staates und der Kirche, sondern

Digitized by Google

auch auf dem des Armenwesens und der Jugendbildung einen nachhaltigen und wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, nimmt J. Fr. v. Tscharner eine bedeutende Stelle ein. Er wurde den 16. September 1780 zu Chur geboren. Sein Vater war der Bürgermeister Joh. Baptist v. Tscharner, der Hauptbegründer der Erziehungsanstalt zu Reichenau und 1799—1800 helvetischer Regierungsstatthalter in Bern. Der junge Tscharner zeigte früh schon ein ernstes Streben nach gründlichen Kenntnissen und eine unermüdliche Ausdauer in Ausführung der Arbeiten, die ihm aufgegeben wurden oder die er sich selbst wählte. Nachdem er in dem Privatinstitute seines Vaters zu Jenins unter Leitung von Pfarrer Valentin den ersten Unterricht genossen, trat er in das Seminar zu Reichenau ein. Als einer der ältern Zöglinge saß er dort oft an der Tafel zur Seite des spätern Königs von Frankreich, Louis Philipp, welcher unter dem Namen Monsieur Chabot als Flüchtling in Reichenau Unterricht in der französischen Sprache und in der Mathematik ertheilte. Tscharner verlegte sich in Reichenau vorzugsweise auf das Studium der alten Classiker und der neuern Sprachen. 1797 bezog er die Universität Erlangen, um Philosophie, Staats- und Rechtswissenschaft zu studiren. Nach drei Jahren des eifrigsten Studiums verlangte sein Vater, daß er in ein Handelsgeschäft in Zürich eintrete. Voll herrlicher Ideale und feuriger Begeisterung zu deren Verwirklichung für Staat und Wissenschaft und zur Linderung menschlichen Elendes, war das Verlangen des Vaters für ihn ein Donnerschlag, aber der Sohn gehorchte. Neben den Comptoirarbeiten wußte er immer auch Zeit zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Studien zu erübrigen. Das gelang ihm noch mehr, als er 1802 eine Anstellung in Livorno erhielt. Nachher besuchte er zu längerm Aufenthalt und besonders zur Pflege seiner classischen Studien Florenz und Rom und gab 1803 nach Chur zurückgekehrt, mit seinem gelehrten Freunde Dr. Rehfues eine Zeitschrift „Italien“ und eine metrische Uebersetzung der Werke Alfieris heraus. Nebenbei mußte er sich, allerdings wider seine Neigung, mit kaufmännischen Liquidationsarbeiten beschäftigen. 1814 betrat er als Mitglied des Großen Rathes die staatsmännische Laufbahn. Was er zumal in jener stürmisch bewegten Zeit durch seine Charakterfestigkeit und seinen Freimuth, durch seine Hingebung und Vaterlandsliebe geleistet, ist hier nicht der Ort näher zu beschreiben. Er war wiederholt Mitglied des Großen und Kleinen Raths, Gesandter bei der Tagsatzung, dann außerordentlicher Gesandter zur Beilegung der Basler-Wirren 1832—35 und in all diesen Stellungen machte er das Gewicht seiner bedeutenden Persönlichkeit geltend. In den Jahren 1816 und 1817 war er einer der thätigsten und einflußreichsten Mitarbeiter zur Linderung der Noth. Seiner Energie vorzugsweise verdankt der Kanton, daß 1819 der für das Land so wichtige Straßenbau über Splügen und

Digitized by Google

Bernhardin an Hand genommen werden konnte. Er war seit Aufstellung der Civilgesetzgebungs-Commission 1836 bis zu seinem Tode eines der thätigsten und tüchtigsten Mitglieder derselben. So hat er auch die Förderung des Gemeinwesens der Stadt Chur nach den verschiedensten Richtungen hin angestrebt.

Mit ganz besonderm Eifer hat er stets auf dem Gebiete der Jugendbildung gearbeitet und zwar als Lehrer und wieder als Mitglied des evangelischen Kantons- und Stadtschulraths. Schon 1804 wurde er in den Schulrath der Stadt Chur gewählt. Erst nachdem er alle andern öffentlichen Stellungen abgegeben hatte, nahm er 1841 auch aus dieser Behörde seine Entlassung. Unablässig wirkte er mit Einsicht und unermüdlicher Pflichttreue für Verbesserungen im städtischen Unterrichtswesen. Einen hohen Grad wissenschaftlicher und praktischer Tüchtigkeit zur Bildung der Jugend bewährte er aber besonders als Lehrer an der evangelischen Kantonsschule, wo er von 1810—12 in der italienischen und deutschen Sprache, in der Rhetorik und Psychologie, Unterricht ertheilte und in der Folge von 1824—34 vaterländisches Staats- und Privatrecht vortrug. Nicht leicht wäre ein anderer dazu besser geeignet gewesen. Er besaß nicht nur hiefür die genauesten Kenntnisse des schweizerischen und bündnerischen Staatsrechts, sondern verstand es auch, durch Klarheit, Einfachheit und Gründlichkeit mit Vorweisung anschaulicher Beispiele aus dem Leben seine Zuhörer für seine Lehrgegenstände zu begeistern. Er sah in der vor ihm sitzenden Jugend die einstigen Vorsteher und Führer des Volks, den Segen oder den Fluch des Vaterlandes, und dieser Gedanke entzündete in ihm ein Feuer edler Begeisterung, welcher die jugendlichen Gemüther mit unwiderstehlicher Gewalt hinriß.

Umfaßte so Tscharners Streben und Wirken für Jugendbildung vorzugsweise den höhern und wissenschaftlichen Theil derselben, so blieb ihm auch das eigentliche Volksschulwesen keineswegs fremd. Wie hätte es anders sein können bei einem Manne, der volle 31 Jahre als thätiges Mitglied im städtischen Schulwesen wirkte. Dafür spricht aber auch seine thätige Mitwirkung zur Gründung des evangelischen Schulvereins, dafür sprechen die finanziellen Opfer, die er einzelnen armen Gemeinden zur Hebung ihres Schulwesens brachte und endlich die Hingebung, mit welcher er die Gründung der Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in Foral bei Chur betrieb. Seine Leistungen für das Volksschulwesen waren mehr stiller und verborgener Natur, wie er denn überhaupt auch den bloßen Schein eitler Ostentation aufs entschiedenste haßte. Die sittliche und religiöse Bildung der Jugend betrachtete er immer als den wichtigsten Theil der Aufgabe jedes Lehrers, als den Boden, in welchem alle Wissenschaft wurzeln müsse, wenn sie dem Staat und der Kirche Segen bringen solle. Von diesen Grund-

Digitized by Google

gedanken war seine ganze persönliche Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule geleitet.

Am 4. Dezember 1844 starb der treffliche Mann zu Chur plötzlich an einem Schlagflusse. Sein Tod wurde als ein schmerzlicher Verlust empfunden für das Gemeinwesen überhaupt wie für die wohlthätigen Anstalten, denen er seine Thätigkeit zugewendet hatte. Selbst seine bittersten Gegner haben seine Rechtlichkeit, seinen politischen Muth, seine Offenheit und Entschlossenheit, seine Kenntnisse und wohlmeinenden Absichten rückhaltlos anerkannt.

Herold.

Otto de Carisch

1789—1858

gehört unstreitig mit zu den eifrigsten Beförderern des Schulwesens in Graubünden. Seine Bildung, seine Lebensstellung und sein Eifer haben ihn dazu in besonderer Weise befähigt. Zu Sarn am Heinzenberg den 10. Oktober 1789 geboren, kam er schon in seinem zweiten Lebensjahr zu seinen Großeltern mütterlicherseits nach Duvin und erhielt dort seine erste Erziehung. Im 10. Jahre kehrte er am nämlichen Tage, als die Franzosen und Oesterreicher bei Reichenau in wildem Kampfe standen, in das väterliche Haus zurück, besuchte zwei Winter die Dorfschule und da er Pfarrer werden wollte, fünf Jahre die Privatschule des Pfarrers in Flerden. 1806 trat er in die Kantonsschule zu Chur und hier erst erwachte in ihm, unter dem Einflusse vorzüglicher Lehrer, besonders des Joh. Friedrich v. Tscharner, und gleichgesinnter Freunde, die volle Liebe zur Wissenschaft. Drei Jahre verweilte er nachher auf der Akademie zu Bern. Dort wurden ihm zugleich zwei Knaben des Oberst Fischer zur Erziehung anvertraut und im Hause des Generals v. Wattenwyl ertheilte er Privatunterricht. Die Vorlesungen, die er daselbst hörte, erregten in ihm so tiefgehende Zweifel, daß er glaubte mit gutem Gewissen nicht Pfarrer werden zu können. Er entsagte der Theologie und wandte sich dem Lehrfache zu. Nachdem er noch einige Monate zu seiner Ausbildung in Lausanne verweilt, wurde er im Januar 1814 Hauslehrer in der Familie Frizzoni zu Bergamo. In den vier Jahren seiner dortigen Thätigkeit erwarb er sich nicht nur in hohem Grade die Achtung und Liebe seiner Zöglinge, sondern schloß mit vorzüglichen Männern, wie J. K. Orelli, damals reformirtem Pfarrer in Bergamo, und J. P. Hosang, dem spätern Stifter der Rettungsanstalt Plankis („Hosang'sche Stiftung") bei Chur, dauernde Freundschaft.

Digitized by Google

Die Reden Schleiermachers über die Religion feuerten ihn aufs Neue zum Studium der Theologie an. Er begab sich nach Berlin, hörte dort mit Vorliebe die Vorlesungen des großen Theologen und gewann die ursprüngliche Freudigkeit zum geistlichen Amte wieder. Nach $1^1/_2$ Jahren folgte er dem Ruf als Lehrer an die Kantonsschule zu Chur, an der er sechs Jahre segensreich wirkte, nicht nur durch seinen Unterricht (italienische Sprache und für die Schullehrerzöglinge Pädagogik), sondern auch durch seinen persönlichen Umgang mit Lehrern und Schülern und durch seine rege Betheiligung an der Reorganisation der Schule. 1824 wurde er in die evangelische Synode aufgenommen und Pfarrer zu Puschlav. Große und schwierige Arbeit wartete seiner in dem neuen Wirkungskreise. Sein Eifer ließ ihn dieselbe leicht bewältigen und die Opferfreudigkeit der Gemeinde für Kirche und Schule kam ihm darin wirksam entgegen. Dort gründete er auch seinen Hausstand. Die freie Zeit widmete er litterarischen Arbeiten. Er bearbeitete eine italienische Liturgie und übersetzte Hebels biblische Geschichte und den Katechismus ins Italienische. An den Bestrebungen der kirchlichen Behörden nahm er regen Antheil und führte in denselben oft das entscheidende Wort. 1827 erließ er ein Rundschreiben zur Gründung eines evangelischen Schulvereins. Der Verein kam auf der Synode zu Thusis zu Stande und hat über 20 Jahre mit großem Segen gewirkt: er hat nicht nur einem ähnlichen Verein auch für die katholischen Gemeinden gerufen, sondern auch der Thätigkeit des spätern Erziehungsrathes vorgearbeitet und die Wege geebnet.

Nach dem Tode seiner Frau, mit der er zehn glückliche Jahre verlebt hatte, folgte de Carisch wieder einem Rufe an die Kantonsschule zu Chur und widmete sich mit besonderer Vorliebe der Ausbildung der Schullehrerzöglinge. Nebenbei betheiligte er sich mit lebhaftem Interesse an Allem, was auf den Gebieten der Schule, der Kirche und des Staates vor sich gieng. Er stand jetzt als Präsident dem evangelischen Schulverein vor, sowie der von seinem Freunde J. P. Hosang gestifteten Rettungsanstalt zu Plankis. 1850 trat er ins Privatleben zurück, in der Ueberzeugung, daß, wenn ein Lehrer einmal seine 60 Jahre überschritten habe, er nicht mehr mit dem wünschbaren Erfolge unter der Jugend wirken könne. Er beschäftigte sich nun vorzüglich mit historischen Studien, gab ein italienisches Andachtsbuch heraus, eine italienische Formenlehre, eine rhäto-romanische Grammatik und ein rhäto-romanisches Lexicon, arbeitete im Auftrag des Bibelcomite an der Uebersetzung des N. Testaments ins Oberländer Romanische, und nebenbei beschrieb er ausführlich und ansprechend seinen Lebensgang.

1858 suchte er im Bade Fideris Erholung und Stärkung seiner Gesundheit. In der heitersten Laune war er am 16. Juli von Chur abgereist, unterhielt sich mit Freunden, die er in Fideris traf, lebhaft bis Abends

Digitized by Google

11 Uhr. Wenige Stunden darauf war er — im Schlaf vom Schlage getroffen — eine Leiche. Bis zu seinem Tode hat sich de Carisch seine jugendliche Heiterkeit, seine geistige Frische und ein reges Streben nach Vertiefung seiner Erkenntniß und praktischer Verwerthung derselben zum Wohle des Volkes bewahrt. Herold.

Georg Wilhelm Röder

1795—1872

wurde am 25. Oktober 1795 zu Caub am Rhein geboren. Seine Ausbildung erhielt er in den Schulen von Caub und Idstein, dann auf dem Gymnasium zu Wetzlar und endlich auf der Universität zu Jena. Als Primaner von Wetzlar folgte er im Januar 1814 ohne Mitwissen seiner Eltern dem deutschen Heere und machte als Fähndrich den Zug nach Paris mit. Mit einem Orden geschmückt kehrte er im Mai nach Hause zurück, um seine Studien neuerdings aufzunehmen. Im Juni 1815 zog der für die Befreiung des Vaterlandes begeisterte Jüngling wieder ins Feld und zeichnete sich in der Schlacht bei Waterloo dermaßen aus, daß der Herzog von Nassau ihn mit dem höchsten nassauischen Orden schmückte.

In Jena studirte er Theologie und Pädagogik und nahm nebenbei in der „deutschen Burschenschaft" eine hervorragende Stellung ein. Das bekannte Wartburgfest hat auch er mitgefeiert. Durch Empfehlung des Herzogs von Weimar kam er 1818 als Hauslehrer in die Familie des Grafen Benzel-Sternau, der am Zürichsee den Landsitz „Mariahalden" bewohnte. Nach der Ermordung Kotzebues durch Sand fanden sich in diesem Hause auch die Flüchtlinge ein, die mit Röder befreundet waren: die Brüder Jakob und Ludwig Snell, Karl Follen und Karl Völker.

Als Professor Orelli von der Kantonsschule zu Chur einem Ruf in seine Vaterstadt folgte, trat Röder im Frühling 1820 an seine Stelle. Für kurze Zeit fanden auch Follen, Snell und Völker Verwendung in der bündnerischen Kantonsschule. In Chur wirkte Röder bis zum Jahr 1838 und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit, nicht nur in der Schule, sondern auch als Publicist, Schriftsteller und Mitglied wissenschaftlicher und gemeinnütziger Vereine. An der Kantonsschule lehrte er Geographie, Geschichte und alte Sprachen und nahm sich zugleich ganz besonders der Schullehrerzöglinge an. Sein Unterricht war sehr anregend und er wußte wie nicht leicht ein Anderer die Schüler für die Gegenstände desselben zu fesseln.

Digitized by Google

Schon bei Gründung des evangelischen Schulvereins 1827 wurde er als Mitglied in den Vorstand gewählt, später stand er mehrere Jahre als Präsident dem Verein vor. An der Ausarbeitung namentlich der vom Verein herausgegebenen Lesebücher hatte er regen Antheil genommen. Für seine großen Verdienste um Förderung der Kantonsschule wie des Volksschulwesens hat ihm der Große Rath das Kantonsbürgerrecht geschenkt. Er kannte die Geschichte, die Zustände und Bedürfnisse des Kantons wie wenig Andere und hat stets ein reges Interesse an den Tag gelegt, wo es sich darum handelte, Uebelständen abzuhelfen. In dem bekannten Werk: „Gemälde der Schweiz" hat er mit P. C. v. Tscharner den Kanton Graubünden bearbeitet.

Im Jahr 1838 folgte er einem Rufe nach Hanau als Inspector über die dortigen Schulen und entfaltete auch da eine vielseitige Thätigkeit. 1865 wurde er in ähnlicher Eigenschaft nach Fulda versetzt und starb daselbst am 20. Dezember 1872.

Herold.

Johann Konrad Zuberbühler.

1787—1858.

[Quellen: Zuberbühlers hinterlassene Papiere. — Appenzellisches Monatsblatt.]

Zuberbühler war der Sohn armer, rechtschaffener Eltern und wurde geboren den 21. Dezember 1787 in Gais. Krüsi war sein erster Lehrer, den er sehr achtete und liebte. Schon mit elf Jahren aus der Alltagschule entlassen, besuchte er die Repetirschule, die Krüsi jeden Sonntag früh Morgens hielt, und als diese eingieng, fieng der aufgeweckte und begabte Schüler selbst zu schulmeistern an und unterrichtete seine Cameraden, so gut es gieng, im Lesen, Schreiben und Auswendiglernen, wobei ihm das Federnschneiden mehr Mühe machte als alles Uebrige. Da seine Mutter eine arme Wittwe geworden war und noch für vier andere Kinder zu sorgen hatte, so bat er, zwölf Jahre alt, die Seinigen um die Erlaubniß, sich den mit Krüsi nach Burgdorf wandernden armen Kindern anschließen zu dürfen. Mit Mühe erhielt er sie. „In Burgdorf angekommen", sagt er, „war in Zeit von 24 Stunden das Loos der Meisten von uns für ihre ganze Lebenszeit entschieden. Denn je nachdem ein Kind untergebracht wurde, gestaltete sich auch seine Laufbahn." Er sollte zu einem angesehenen Landpfarrer kommen, seinem Gefährten Haas zu lieb blieb er indessen in Burgdorf, und die beiden Knaben ließen nicht nach mit Bitten und Flehen, sie nicht zu trennen,

Digitized by Google

ſondern ihnen doch am gleichen Orte ein Unterkommen zu verſchaffen. So kam Zuberbühler zu einem angeſehenen Beamten in Burgdorf, der ihn die Schule unter Krüſi und Peſtalozzi beſuchen ließ, wodurch er geiſtig mächtig angeregt und für den Lehrerberuf begeiſtert wurde. Alle Lehrer gewannen ihn lieb, und Peſtalozzi ſelbſt war es, der ſeinen Patron frug, ob er ihn nicht dem Inſtitute abtreten würde, wovon dieſer aber nichts wiſſen wollte, da Zuberbühler in der Nebenzeit für amtliche Schreibereien ſchon damals wohl zu gebrauchen war. Peſtalozzi zog nach Iferten, Zuberbühler beſuchte noch bis zu ſeiner Confirmation die Stadtſchulen in Burgdorf und verließ dann dieſe Stadt, da ihm die Beſchäftigung, der er ſich widmen ſollte, nicht zuſagte und er kein beſtimmtes Ziel vor ſich ſah. Er reiste nach Hauſe, beſuchte Verwandte in St. Gallen, fand aber nichts, das ihm Befriedigung gewährt hätte, und ſo zog es ihn mit Macht nach Iferten zu Peſtalozzi. Da Zuberbühler ökonomiſch ſo geſtellt war, daß er bei freier Koſt auf einige Jahre geſichert daſtand, ſagte ihm Peſtalozzi jene zu. Krüſi nahm ſich ſeines Landsmannes beſonders an und gab ſich alle Mühe, ihn mit dem geiſtigen Leben der Anſtalt recht bekannt zu machen. „Lernend, bald auch lehrend, vom früheſten Morgen an bis in die ſpäte Nacht, bildete ich mich nun zu einem Berufe aus, der mich von Tag zu Tag immer mehr anſprach. Die Zeit, die ich das Glück hatte in dieſem Inſtitute zuzubringen, gehört zu der ſchönſten meiner Exiſtenz. Es war in den Jahren 1806 und 1807.“ Auf Niederers Empfehlung wurde ihm dann eine Hauslehrerſtelle bei dem eidgenöſſiſchen Oberſt Sterchi in Morges anvertraut, der ihn beſonders zu weitern und tiefern Studien in der Mathematik anhielt und, gebildet wie er war, den beſten Einfluß auf ihn ausübte. Bei ihm wurde er auch in die Elemente der lateiniſchen Sprache eingeführt. Mit Iferten blieb Zuberbühler von Morges aus ſtets in Verbindung.

Nach zweijährigem Hauslehrerdienſt in Morges berief ihn ſein Landsmann Tobler nach Mühlhauſen zur Uebernahme des franzöſiſchen und mathematiſchen Unterrichtes an ſeiner Schule. Kaum hatte er dieſe Fächer übernommen, als die Aufhebung der Schule beſchloſſen und nach neun Monaten ausgeführt wurde. Auch dieſe Zeit war für ſeine Ausbildung nicht verloren. So trieben er und Tobler Latein unter Dr. Bauer, da beide einige Luſt verſpürten, in Baſel Theologie zu ſtudiren; doch kam es nicht dazu. Eine Privatlehrſtelle für zwölf begabte 8—12jährige Knaben wurde ihm, nachdem er mit den älteſten derſelben eine große Reiſe gemacht hatte, contre cœur aufgenöthigt. Er blieb ſechs Jahre in dieſer lohnenden Stellung, die ihn mit ihrem mannigfachen Unterrichte nöthigte, ſich im Wiſſen zu vertiefen, aber ihm auch reiche Gelegenheit darbot, erzieheriſch zu lernen, und ihn zu einer gewiſſen ökonomiſchen Selbſtändigkeit erhob.

Digitized by Google

Von Mühlhausen kam er zu Fellenberg, dem er nach und nach sechs seiner Zöglinge übergeben hatte und der ihn dann für seine Anstalten engagirte. Bald mußte Zuberbühler für den erkrankten Lippe einstehen, und Fellenberg war mit seinen Leistungen und denjenigen der Mühlhauser Zöglinge so wohl zufrieden, daß er ihm drei Jahre lang die verantwortungsvolle Stelle eines Leiters und Lehrers der Zweiganstalt im Schlosse Diemerswyl anvertraute. Dieser Posten verhalf ihm zu großer Selbständigkeit und förderte ihn mächtig in der Erziehungskunst. Er selbst ertheilte Unterricht im Französischen, in der Mathematik, Geometrie und Geographie. Aber so gut es ihm auch in der Fremde gegangen war, so schön seine Aussichten für die Zukunft waren, ein Gedanke war doch zuletzt immer mächtiger geworden, der, „das Erziehungs- und Unterrichtswesen in seinem Heimatkanton zu heben. Es schien mir höchst widersprechend, daß dieses große Feld daheim brach liegen sollte, während so manche Appenzeller anderswo mit gutem Erfolge als Pädagogen wirkten." Er entschloß sich, von Niederer, Krüsi und J. K. Zellweger dazu aufgemuntert, Hand ans Werk zu legen, und im September 1820 kehrte er in seinen Kanton zurück, „bald begeistert für sein Vorhaben, bald den gethanen Schritt bereuend". Herisau und Trogen stritten sich um ihn. Er wollte eine kantonale Erziehungs- und höhere Unterrichtsanstalt gründen und trug sich mit der Hoffnung, wie er sagte, ein vaterländisches, nicht nur örtliches Zusammenwirken aller Kräfte zu Einem Zwecke zu Stande zu bringen, stieß aber überall auf Kirchthurmsinteressen. Schon wollte er das Unternehmen ganz auf eigene Faust durchführen — hatte er doch Zusage von Zöglingen aus andern Kantonen — als er mit J. Kaspar Zellweger sich über die Bedingungen zur Uebernahme der Direction der zu gründenden Kantonsschule in Trogen verständigte und im Besitze des vollsten Zutrauens desselben den neuen Posten den 1. Dezember 1821 mit zwei andern Lehrern antrat. Das Internat der Anstalt lag ihm, dem Erzieher, sehr am Herzen. Titus Tobler, der spätere berühmte Palästinafahrer, war unter seinen Zöglingen der besten Einer und ließ ihm als Erzieher und Lehrer, namentlich für seine „herrliche Lehrart" in der Geometrie, alle Gerechtigkeit widerfahren[1].

Die Kantonsschule war im schönsten Aufschwunge begriffen, als Zuberbühler im Jahre 1822 schwer erkrankte und in diesem Zustand völlig selbstsuchtslos im Interesse der Anstalt um einen Nachfolger bat. Krüsi ersetzte ihn, worüber er die größte Freude empfand, so daß er seine baldige Genesung davon datirte.

---

[1] Siehe: Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzellisches Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet von H. J. Heim, Pfarrer und Decan in Gais. 1879. Zürich und Trogen. Schultheß und Schläpfer.

Digitized by Google

Zuberbühler übernahm nun das Proviſorat in Heiden drei Jahre lang und zog dann in ſeine Heimatgemeinde Gais, wo er ein Privatinſtitut für Knaben zu gründen gedachte. Amtliche Stellen, die man ihm hier aufbürden wollte, vertrieben ihn bald von da nach St. Gallen. Hier ſtand er acht Jahre der Töchterſchule mit Ehren und Erfolg vor, übernahm im September 1837 abermals die Direction der Kantonsſchule in Trogen, fünf Jahre lang, und ſiedelte dann wieder nach Gais über. Diesmal konnte er den Aemtern nicht entgehen. Er wurde Hauptmann (Amtmann) der Gemeinde und Mitglied der Orts- und Landesſchulcommiſſion. Im Namen und Auftrag der Letztern gab er „Aufgaben zum angewandten Rechnen für die Uebungsſchulen“ heraus und arbeitete mit Pfarrer Weishaupt und Pfarrer Rechſteiner am 3. Leſebuch für die appenzelliſche Volksſchule mit. Als Kantonalſchulinſpector ſtand er mit ſeinem ganzen Einfluß, mit der ruhigen Kraft ſeines verſtändigen, biedern Weſens und dem reichen Schatz ſeiner Erfahrungen überall für Schule und Erziehung ein.

Er beſchloß ſein wechſelvolles Leben in St. Gallen den 13. Mai 1858 im Alter von 70 Jahren.

Heim, Decan.

Dr. Joh. Kaſpar Zellweger.

1768—1855.

[Quellen: Zellwegers Schriften. — Appenzelliſches Monatsblatt. — Mülinen: Prodromus eines ſchweizeriſchen Hiſtoriographen.]

In Gais heißt heute noch eine kleine Gruppe Häuſer „Zellweg“. Einer der Wege zur abbatis cella (Appenzell) führte da vorbei. Hier iſt der Urſprung der Zellweger zu ſuchen. Die Trogener Zellweger gehören einer im Jahr 1588 von Appenzell vertriebenen reformirten Familie dieſes Namens an, die berufen war, eine große Rolle in der Geſchichte Außerrhodens zu ſpielen, indem ſie dem Ländchen eine Reihe Männer lieferte, die ſich als Regenten, Gelehrte, Schulmänner und Induſtrielle auszeichneten und ihrer Sippe einen berühmten Namen ſchufen.

Wenn wir den appenzelliſchen Monographien in dieſem Werke auch die des Dr. J. Kaſpar Zellweger anreihen, ſo kommt hier nicht der Hiſtoriker, nicht der Diplomat, nicht der Induſtrielle und eidgenöſſiſche Zollreviſor in Betracht, ſondern der Schulfreund, und als ſolcher verdient er einen ehrenvollen Platz neben unſern Pädagogen Krüſi, Niederer, Tobler, Ramſauer und Zuberbühler.

Digitized by Google

Er wurde den 24. Februar 1768 in Trogen geboren. Seine Eltern, Landsfähnrich Johannes Zellweger und Anna Hirzel, eine Schweſter Dr. Hirzels von Zürich, gaben ihm, reich und bildungsfreundlich, wie ſie waren, einen ſorgfältigen Privatunterricht, namentlich in den modernen Sprachen, aber auch im Lateiniſchen. Da er früh in das Handelsgeſchäft ſeines Vaters, der in Lyon und Genua Häuſer hatte, eingeführt werden ſollte, verließ er Trogen ſchon mit 14 Jahren und kam nach Lyon. Es waren unruhige, dem Handel ſehr ungünſtige Jahre, denen er entgegengieng. In der Revolutionszeit mußte das Geſchäft in Lyon aufgegeben werden, und als unſer J. Kaſpar, mit zweien ſeiner Brüder aſſocirt, Leiter der Handlung in Genua geworden war, ſah er ſich nach einigen Jahren proſperirender merkantiler Thätigkeit genöthigt, die Stadt zu verlaſſen, um, wie er meinte, in England ein neues Haus zu gründen. In Italien hatte er ſich mit Dorothea Geßner, einer Tochter des Dichters und Malers Geßner, verehelicht, die ihm 33 Jahre erhalten blieb, aber ihm mit acht von neun Kindern im Tode vorangieng.

Nach der Schlacht bei Novi (15. Auguſt 1799) brach Zellweger mit ſeiner Familie mitten durch die Heere der Ruſſen, Oeſterreicher und Franzoſen nach der Heimat auf, kam glücklich in Bregenz an, und hier war es, wo er in kluger Benützung der Umſtände ſeinem Lande und andern Kantonen, die unter dem Drucke der Zeit ſchwer litten, durch Herbeiſchaffung engliſchen Garnes neuen Verdienſt und Erwerb verſchaffte. Er ſtand an der Spitze eines in dieſer Sache niedergeſetzten Comite.

Nach den vielen Handelsfluctuationen im Anfang dieſes Jahrhunderts und in Folge einer ſchweren und langen Krankheit zog er ſich, ökonomiſch völlig unabhängig, vom Handel ganz zurück, um ſich Privatſtudien und philanthropiſchen Werken zu widmen, ohne deshalb die appenzelliſche und ſchweizeriſche Induſtrie aus dem Auge zu verlieren. Er galt vielmehr noch lange nachher im Ausland als eine Autorität in Handelsfragen, und als ſolche wurde er von Abgeordneten der engliſchen Regierung wiederholt conſultirt, ja im engliſchen Parlament anerkannt, wie er auch Jahre lang den wenig dankbaren Poſten eines eidgenöſſiſchen Zollreviſors bekleidete.

Naturwiſſenſchaften oder Geſchichte? Das war die Frage für ihn. Er entſchloß ſich im 48. Lebensjahre, die Geſchichte des appenzelliſchen Volkes zu ſchreiben, wozu er, ohne gelehrt zu ſein, mit ſchweren Opfern an Zeit und Geld, die umfaſſendſten Quellenſtudien machte und ſich aufs gewiſſenhafteſte vorbereitete. Die Frucht ſeiner Forſchungen liegt in drei von 1830 bis 1840 erſchienenen ſtattlichen Bänden in vier Abtheilungen, mit ſieben dicken Bänden Urkunden, als eine der gründlichſten und ausführlichſten Specialgeſchichten vor uns, die aber leider nur bis 1597 reicht und auch nie recht populär wurde, um ihrer Ausdehnung willen und wegen des Styls.

Digitized by Google

In seinem allgemeinen Rückblick sagt er unter anderm: „Daß der wahre Geist der Freiheit, welcher die Rechte Aller ehrt, zugleich aber in der Hingebung für Andere eine heilige Pflicht sieht, nur aus reiner Religiosität hervorgeht, welche die wahren Verhältnisse des Menschen zu Gott kennt und ihn anfeuert, den göttlichen Gesetzen zu gehorchen, das lehrt die ganze Geschichte." Im Jahr 1848 erschien in zwei Bänden seine lehrreiche Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich von 1698—1784, ein Versuch, die Einwirkung dieser Verhältnisse auf den sittlichen, ökonomischen und politischen Zustand der Schweiz darzustellen. Für seine litterarische Thätigkeit verlieh ihm die Berner Universität 1844 den Titel eines Doctors der Philosophie. Ihm, dem vieljährigen Mitarbeiter an schweizerischen historischen Zeitschriften, verdankte die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz neue Impulse und Ziele.

Auch der Aufschwung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft in den Zwanzigerjahren ist auf ihn und ihre erste Versammlung in Trogen zurückzuführen, die er präsidirte, wie zwölf Jahre später ein zweites Mal an demselben Orte. Er führte ihr seinen Freund Paul Usteri als eine frische, belebende Kraft zu, warnte vor Behandlung politischer und kirchlicher Fragen, stellte den Antrag, für Bildung guter Armenlehrer zu sorgen, und regte die Gründung einer schweizerischen Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben an. Als eine solche 1840 in der Bächtelen bei Bern zu Stande kam, war und blieb er ein eifriger Freund und Berather derselben und freute sich ihrer als einer christlich-humanen Schöpfung sein Leben lang.

Derselbe christlich-humane, wohlthätige Sinn war es, der ihn auf dem Gebiete des Schulwesens und der Waisen- und Armenversorgung in die vorderste Linie der bahnbrechenden Männer in seinem Kanton stellte. War er schon zur Zeit der Helvetik Erziehungsrath gewesen und auf diesem Wege mit dem traurigen Zustand der Volksschule bekannt und von der Nothwendigkeit, sie zu heben, überzeugt worden, so diente eine seiner kaufmännischen Reisen in den Jahren 1806 und 1807, auf der er Herrenhut, diese „Oase in der Wüste", mit ihrer Eintracht, ihrem Frieden, ihrem Wohlstand, ihrer Sorge für gute Erziehung und Unterricht kennen lernte, dazu, ihn für die Zwecke der Bildung in christlichem Sinn zu erwärmen. Dazu kam die Bekanntschaft mit Pestalozzi, den er in Iferten aufsuchte, und die mit Fellenberg, mit welch' letzterm er oft zusammen war, da er ihm seinen einzigen Sohn zur Erziehung und Bildung übergeben hatte. So reifte in ihm allmälig der Plan, *in seinem Kanton eine höhere Erziehungsanstalt und für Trogen eine Wehrlischule zu gründen*. Beides führte er mit besonnenem Muthe, größter Hingebung und mit sehr beträchtlichen pecuniären Opfern aus. Beide Anstalten existiren nach allerlei Phasen der Entwicklung

Digitized by Google

heute noch: die Kantonsschule in Trogen und das Waisenhaus zur Schurtanne daselbst.

Mit seinem Bruder, Landammann Jakob Zellweger, und vier andern Männern hatte er sich im Oktober 1820 zu einer pädagogischen Gründergesellschaft zusammengethan, die sich für fünf Jahre verpflichtete, drei Lehrer an dem zu gründenden Institut zu besolden, wofür er ein Haus zur Verfügung stellte und dessen Einrichtung unentgeltlich besorgte. Zuberbühler von Gais war der erste Vorsteher der im Februar 1821 eröffneten Kantonsschule, als deren spätere Directoren wir Krüsi, Tobler und Schoch, Letzterer auch ein Fellenbergianer, anführen. Er machte ihr die erste Vergabung: Haus, Wiese und Waldung, welcher er später wiederholt ansehnliche Geldsummen folgen ließ, wenn es sich darum handelte, die Anstalt nach allen Seiten zu consolidiren. Was aber mehr ist als das, er war und blieb Jahre lang die Seele der Aufsichtscommission. In den ersten Jahren war er es, der bei den jährlichen Prüfungen die Schlußrede hielt, und in diesen Ansprachen hat er niedergelegt, was ihm im Hinblick auf christliche Jugenderziehung und Jugendbildung am Herzen lag. In der Sorge für die Kantonsschule, sowie in der Förderung anderer Bestrebungen stand ihm Decan Frei in Trogen kräftig zur Seite. Die Anstalt ist nie das geworden, was ihr Name in andern Kantonen bedeutet, aber heute noch ist sie die mit den meisten Lehrkräften ausgestattete höhere Schule in Außerrhoden[1], mit Progymnasium und Erziehungspension. Sie war auch die erste Primarlehrerbildungsstätte im Land, die freilich noch viel zu wünschen übrig ließ, aber die Veranlassung wurde zur Entstehung der Lehrerconferenzen, zunächst derjenigen vor der Sitter, bis 1826 eine allgemeine entstand, zu deren Präsident Zellweger wiederholt gewählt wurde und die er oft mit Vorträgen erfreute. Er unterstützte auch das neue Lehrerseminar in Gais und die Gründung zweier neuer Primarschulen in Trogen mit ansehnlichen Summen.

Neben der Kantonsschule lag ihm die Schurtanne, die seine eigenste Schöpfung ist, am meisten am Herzen. Ihn jammerte der Waisenkinder, die im Armenhause seiner Gemeinde mit Alten und Kranken, bestraften Verbrechern, Tagedieben ꝛc. „gefüttert" wurden und aller rechten Erziehung entbehrten. Für die Unverdorbenen unter diesen Waisenkindern zunächst wollte er eine wohlgeordnete christliche Erziehungs- und Bildungsstätte ins Leben rufen und ließ speciell für sie einen begabten Jüngling von Trogen, Hrn. J. Konrad Zellweger, den spätern Erzieher und Seminardirector in Gais, in Hofwyl zum Armenlehrer ausbilden, der unter Fellenberg, Wehrli

[1] Siehe: Skizzen zur Geschichte der Kantonsschule in Trogen von Heim, Decan, im Programm dieser Schule für das Schuljahr 1874/75.

Digitized by Google

und Kasthofer eine tüchtige Schule durchmachte, nach siebenjähriger Lehrzeit die Leitung der Anstalt in der Schurtanne, der Zellweger zwei Häuser mit Boden geschenkt hatte, 1825 übernahm und bis zu seiner Uebersiedlung nach Gais im Jahr 1852 mit großem Erfolg fortführte. Sie galt für eine Musterschule, wurde auch von vielen andern Kindern besucht und nahm Pensionäre auf, wodurch sie freilich, doch nur vorübergehend, ihrem anfänglichen Zweck etwas entfremdet wurde. Zellweger stellte ihre Existenz durch neue Schenkungen und durch einen besondern Vertrag mit der Gemeinde sicher. Mit aller Zähigkeit setzte er in den Statuten fest, daß Knaben und Mädchen in einem besondern Hause zu halten und alle Bildungsunfähigen und Verdorbenen auszuschließen seien, und ferner, daß er oder einer seiner Nachkommen im Vorstand, der inappellabel über Aufnahme und Entlassung der Zöglinge zu entscheiden habe, stets vertreten sein solle. Die Anstalt wurde auch zu einer praktischen Vorschule für künftige Armenlehrer, indem die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft ihr wiederholt solche zur ersten Schulung übergab. Sie ist heute noch eine der blühendsten Waisenanstalten im Lande, aber nun zugleich eine Bezirksschule. Auch für die austretenden Waisenkinder sorgte Zellweger durch Gründung einer Hülfsgesellschaft im Jahr 1836, die in ausgiebiger Weise für Betten und Werkzeug, Erlernung eines Berufes, zinsfreie Anleihen ꝛc. sorgte.

Er erreichte das hohe Alter von 86 Jahren und starb in Trogen den 31. Januar 1855. Seine kostbare Bibliothek gieng an die Gemeinde über. Die Schurtanne und die Bächtelen wurden in seinem Testament schön bedacht.

Zellweger, politisch sehr conservativ und streng kirchlich, oft mißverstanden und in seinen Absichten verkannt, war ein edler, gemeinnütziger Mann. Ehre heute noch seinem Andenken!

Heim, Decan.

Decan Samuel Weishaupt.

1794—1874.

[Quellen: Appenzellische Monatsblätter und Jahrbücher. — Rossels allgemeine Monatsschrift für Erziehung und Unterricht. — Niederers pestalozzische Blätter.]

Wir schließen unsere appenzellischen Biographien mit der eines Geistlichen, Weishaupts, des Sängervaters. Manche Collegen von ihm haben, wie er, auch im Schulwesen unsers Kantons sich ganz unzweifelhafte Verdienste erworben, die noch nicht vergessen sind, so Decan Frei in Trogen,

Digitized by Google

Pfarrer Zürcher in Wolfhalden, Pfarrer Rechsteiner in Teufen, Pfarrer Walser in Herisau u. a. m., aber Weishaupt überragte theoretisch und praktisch auf diesem Gebiete Alle und steht als Förderer des Gesanges, nicht nur für Männer- und gemischte Chöre und für den Cultus, sondern auch für die Schule im Land unerreicht da.

Weishaupt, den 27. März 1794 armen Eltern auf der „Burg" in Gais geboren, wuchs in den bescheidensten Verhältnissen auf; aber seine eminente Begabung und sein eiserner Wille konnten durch keinen äußern Druck darnieder gehalten werden, und das, wozu er bestimmt war, wurde er voll und ganz: ein würdiger Geistlicher, vorab aber ein hervorragender Schulmann und ganz besonders der Didaktiker, der Nägelis Gesangbildungslehre nach pestalozzischen Grundsätzen ins Volk einführte und den Volksgesang schuf.

Sein Lebensgang ist folgender. Nachdem er die damals noch auf sehr niedriger Stufe stehende Volksschule in Gais durchlaufen hatte, kam er, 15 Jahre alt, zu einem verwandten Lehrer nach Altstätten, wo er drei Jahre lang in einer Privatschule Vorstudien zum geistlichen Amte oblag. Drei Semester in Basel, wo ihn Tobler anregte, genügten ihm für sein theologisches Wissen. Schon 1813 ordinirt, kam er zunächst nach Maienfeld, um dem dorthin übersiedelten anverwandten Lehrer bei der Bildung einiger Lehramtszöglinge zu helfen, wurde 1814 Pfarrer in Wald, wirkte hier 14 Jahre lang, dann von 1828—1853 in seiner Vatergemeinde Gais, wanderte 1853 mit seiner ganzen Familie nach Nordamerika aus, wohin ihm ein Theil seiner Kinder vorangegangen war, um dort zu farmern, und verschied, bis ins hohe Greisenalter voll rüstiger Geisteskraft, den 13. Januar 1874 auf seiner Farm bei Knoxville in Ost-Tennessee. Dem appenzellischen Sängervater war ein Grab in fremder Erde beschieden.

Für die Geschichte der schweizerischen Volksschule ist vor Allem Weishaupts rastlose, begeisterte Thätigkeit für den Gesang hervorzuheben. Wie er dazu kam, hat er in einem längern Aufsatz in Rossels allgemeiner Monatsschrift für Erziehung und Unterricht einläßlich und sehr instructiv geschildert. Niederer nahm diese Arbeit unter dem Titel: „Die Kunst im Volk, die Methode im Leben", in seine pestalozzischen Blätter auf. In der Vorrede dazu sagt er: „Das Volk ist durch Nägeli und Weishaupt singend geworden. Die Gesangvereine in der deutschredenden protestantischen Schweiz stehen als eine glänzende, unwiderrufliche Thatsache da. Die Nägelische Methode ist durch sie ins wahrhafte Volksleben übergegangen; sie herrscht, ja man muß gewissermaßen sagen, sie beherrscht dieselben. Der Aufsatz Weishaupts giebt die Anschauung von einem wahren Didaktiker und methodischen Volkslehrer. Der Volksgeist hat sein Bestreben popularisirt, der National-

Digitized by Google

geist hat es nationalisirt. Weishaupts Aufsatz ist eine psychologische Thatsache zur Erklärung des Organismus eines pädagogischen Culturlebens. Sie zeigt, wie eine Idee in Theorie, die Theorie in Praxis, die Praxis in Didaktik, die Didaktik in die Schule und ins Leben übergeht. Alle diese Stufen und Richtungen zu vereinigen und durchzuführen ist keinem Sterblichen gegeben. Pestalozzi konnte nicht Nägeli, Nägeli nicht Weishaupt sein. Es war nicht genug, daß Nägeli die Idee Pestalozzis in That verwandelte und eine im hervorragendsten Sinn praktische Gesangmethode lieferte. Er mußte den Mann finden, der sie beim Volke einheimisch machte. Dieser Mann war unser Weishaupt". Nägelis Gesangbildungslehre wurde seine tägliche Lectüre in Altstätten; er übte sie dort schon ganz durch, fand diese Lehrart außerordentlich praktisch und schrieb ihr sogar einen nicht geringen Einfluß auf seine übrigen Studien zu, da sie ihm die erste und lebhafte Idee von Gründlichkeit und naturgemäßer Methode gegeben habe. Bald unterrichtete er Andere darnach, schon in Altstätten, dann in Maienfeld, namentlich aber in Wald, das durch die von ihm ins Leben gerufenen und von ihm geleiteten Gesangchöre und Gesangcurse bald zum appenzellischen Gesangsmekka wurde, von wo dieselben Bestrebungen, dieselbe Vorliebe und Begeisterung für Nägeli und dessen Methode und Lieder sich in andere Gemeinden des Kantons verbreiteten, von wo der Volksgesang über die Grenzen hinaus in die Ebene herniederstieg. Weishaupt wurde der Schöpfer des appenzellischen Sängervereins oder Landgesangs, der vielen Männer-, gemischten und Jugendchöre in den einzelnen Gemeinden und kam so auch zur Sammlung und Herausgabe einer großen Anzahl von Liederheften (Liederkranz für den Männerchor, Auswahl geistlicher Lieder und Gesänge, vier Sammlungen von Liedern verschiedener Dichter und Tonsetzer, sieben Hefte; neun Sammlungen für den gemischten Chor, zwölf Hefte Jugendlieder, zwei Sammlungen dreistimmiger Lieder für ungebrochene Stimmen ꝛc.). Diese Musikalien, die er selbst verlegte, fanden reißenden Absatz, auch im Ausland. Wir dürfen wol sagen, Weishaupts Sammlungen waren zu seiner Zeit so beliebt und so populär, wie in der Gegenwart die von Ignaz Heim. Er fand auch sonst als Förderer des Gesanges vielfache Anerkennung, so durch den appenzellischen Sängerverein, den er von 1824—36 dirigirte, und besonders dadurch, daß ihm der st. gallische evangelische Erziehungsrath die Leitung mehrerer Fortbildungscurse speciell im Gesang für st. gallische Lehrer anvertraute.

Sein Ideal war ein „singendes und durch würdigen Gesang veredeltes, geistig gehobenes, durch die Macht der Töne und Worte harmonisch verbundenes Volk". In die appenzellischen Jahrbücher schrieb ich: „Man muß Weishaupt an einem appenzellischen

Digitized by Google

Sängerfeste oder bei einer andern größern Aufführung den Dirigentenstab sceptergleich führen und sein Angesicht leuchten sehen haben, wenn ein Lied nach seinem Geschmack vorgetragen wurde, um einigermaßen beurtheilen zu können, welche Rolle das Singen in seinem Leben gespielt hat“ [1]. Fügen wir hier noch bei, daß die Hauptarbeit bei Erstellung des neuen, 1833 erschienenen appenzellischen Kirchengesangbuchs, das nach den Lobwasserschen Psalmen eine wahre Großthat war, ihm zufiel. Dreißig Jahre später führte er es beim Gottesdienst in der kleinen deutsch-reformirten Gemeinde in Knoxville ein.

Wir übergehen hier Weishaupts geistliche Thätigkeit, dürfen aber an dem, was er neben seinen gesanglichen Leistungen für die Schule und Bildung überhaupt gethan hat, nicht vorübergehen. Wir beginnen damit, daß wir anführen, wie er privatim vielen jungen, strebsamen Leuten in uneigennützigster Weise Unterricht ertheilte, namentlich in der deutschen Sprache, worin er wohl zu Hause war, ja einzelne Lehrer privatim heranbildete. Er war ein Autodidakt mit trefflicher Lehrgabe, ein denkender, klarer Kopf. Diese Eigenschaften wußten auch die Seminaristen unter Krüsi in Gais wohl zu schätzen, die er nicht nur im Gesang, sondern auch in der Physik und mathematischen Geographie unterrichtete. Es war ein wahrer Genuß, seinen Stunden beizuwohnen. Als Schüler Krüsis und Seminarhospitant genoß ich diesen Unterricht mit. Weishaupt war ferner Jahre lang Actuar und Mitglied der Aufsichtscommission der Kantonsschule in Trogen, eines der einflußreichsten Mitglieder der Landesschulcommission und wiederholt Generalschulinspector, als der er sich bei den Lehrern in großen Respect zu setzen wußte.

Seine Vatergemeinde Gais verdankte ihm eine völlige, fortschrittliche Umgestaltung der Primarschule anfangs der Dreißigerjahre und der Kanton die kräftige Mithülfe bei Erstellung neuer Lehrmittel für die Volksschule.

Als er auswanderte, hinterließ er einen hochgeachteten Namen, der seine Wirkung noch nach Jahren ausübte, als es sich darum handelte, dem in der neuen Welt in Noth gerathenen alten Manne zu helfen. Die Bürgergemeinde, die Geistlichkeit, die Familie, Freunde und Bekannte, Reiche und Arme, reichten sich dazu gerne die Hände. Die Rückkehr ins Vaterland stand ihm offen, er zog es aber vor, in Amerika zu bleiben. Die Hülfe aus der Heimat war für ihn ein goldener Lebensabendstrahl. Wie oft hat er mir das bezeugt in seinen Briefen!

Heim, Decan.

---

[1] Siehe Appenzellische Jahrbücher, herausgegeben von der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft und redigirt von Heim, Decan. 2. Folge. 9. Heft.

Digitized by Google

Joh. Georg Müller.

1759—1819.

[Quellen: J. J. Altorfer, zum Andenken an die Verdienste von J. G. Müller. Schaffhausen 1820. — Der Unoth, Zeitschrift für Geschichte und Alterthum des Standes Schaffhausen I, 65 ff. Drei Vorträge von J. Kirchhofer. — Gelzer, protest. Monatsbl. XVIII, 35 ff. Auszüge aus J. G. Müllers Selbstbiographie. — J. Bächtold, aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von J. G. Müller (1780—82). — Handschriftlicher Nachlaß in der Ministerialbibliothek von Schaffhausen.]

Johann Georg Müller war als Pädagog ebenso gut wie als Theolog ein geistiger Sohn und Nachfolger Herders. Aus den Werken des großen Meisters und dem persönlichen Umgang mit ihm schöpfte er die Ideen, welche sein schriftstellerisches und sein pädagogisches Wirken bestimmten. Es war nicht seine Art, auf irgend einem Gebiete schöpferisch aufzutreten, auf dem Gebiete der Erziehung sind keinerlei neue Ideen auf ihn zurückzuführen. Aber aus dem Schatz eines umfassenden Wissens gesunde und zeitgemäße Gedanken, die er bei seinem Wirken im engern Kreise als bewährt erfunden, in die weitern Kreise der Gebildeten hinüberzuleiten und das gute Neue, was die Zeit brachte, mit dem gediegenen Alten in organische Verbindung zu bringen, — das erschien ihm als der seiner Begabung entsprechende Beruf, und indem er diesem mit ganzer Seele lebte, hat er, ein zu seiner Zeit vielgelesener und hochgeschätzter Schriftsteller, für die Verbreitung gesunder Ansichten über Volkserziehung, akademische Studien und ächte weibliche Bildung Bedeutendes geleistet. Seine Schriften pädagogischen Inhalts, sowie sein praktisches Wirken legen hiefür ein sprechendes Zeugniß ab, und sein handschriftlicher Nachlaß beweist, daß er in jener bewegten Zeit, in der mit der politischen Umwälzung in der Schweiz auch die Erziehungsfragen in den Vordergrund traten, mit scharfem Blick den Fortschritt der Bewegung beobachtete, gleichsam darüber Buch führte und Alles, was ihm von den neuen Anregungen einleuchtete, in seiner eigenen einflußreichen Stellung praktisch zu verwerthen suchte. Wir geben sein äußeres Leben in gedrängtem Abriß, im Uebrigen auf die oben angeführte Litteratur verweisend.

Geboren am 3. September 1759 im Städtchen Neunkirch, Kanton Schaffhausen, als jüngster Sohn des dortigen Geistlichen J. G. Müller und Bruder des spätern Historikers Johannes v. Müller, verlebte er seine Jugend in der Stadt Schaffhausen, wohin sein Vater schon 1760 als Diakon und Präceptor der Lateinschule übersiedelte. Das Ideal eines wahren Weisen und Gelehrten drängte allmälig, als es sich um die Berufswahl handelte, andere Zukunftsträume zurück. Von seinem Schulleben, in welchem geistloses

Digitized by Google

Memoriren und unbarmherzige Strafen noch eine große Rolle spielten, blieben ihm nur düstere Eindrücke; erst im Collegium humanitatis gieng ihm die eigentliche Freude an den Wissenschaften auf. Mit der Theologie, der er sich ergab, hatte er sich bei seinem angebornen Hang zur Hypochondrie auch „manche Geistesqual" erwählt; ein in Zürich zugebrachtes Studienjahr (1779—80) führte ihn der Lavater'schen Richtung zu, auf der Hochschule Göttingen, die er 1780 bezog, trat ihm scharf ausgeprägt die rationalistische Theologie entgegen. Von der Unruhe und dem Zwiespalt, der so in seinem Innern entstand, erlöste ihn der wohlthätige Einfluß Herders, den er auf einer im Herbst 1780 unternommenen Wallfahrt nach Weimar[1], und bei einem spätern halbjährigen Aufenthalt in Herders Hause in umfassendster Weise auf sich wirken ließ. Aber nicht nur diesen Dienst leistete ihm Herder, dem er zu treuer Nachfolge im Denken und Thun gleichsam seine Seele verschrieb: er öffnete ihm den Sinn für das großartige Geistesleben, das in jenen erregten Tagen auf allen Gebieten angebrochen war, er führte ihn ein in die fruchtbarste Methode gelehrter Studien und erfüllte ihn mit dem lebhaften Verlangen, der Jugend, besonders studierenden Jünglingen einst das zu sein, was Herder ihm geworden war. Mit den heiligsten Vorsätzen für ein der Wissenschaft und dem Wohl der Mitmenschen zu weihendes Leben kehrte er 1782 in seine Vaterstadt zurück und wirkte von jetzt an, theils in seiner nächsten Umgebung auf dem Felde der Schule, theils durch Schriften auf weitere Kreise als ein Apostel jener Humanität, die Herder verkündet, unbeirrt durch Verkennung und Zurücksetzung, seinen Idealen unverrückt treu bis zum Tode. Glücklicherweise überhob ihn die Vermählung mit Maria Katharina Gaupp, der einzigen Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, der Sorgen um die äußere Existenz; der Ertrag der Stellen, welche ihm die Regierung von Schaffhausen übertrug, — er wurde erst Katechet, dann Professor der griechischen und hebräischen Sprache, später der Encyclopädie sämmtlicher Wissenschaften, — hätte nicht ausgereicht, ihm auch nur die bescheidenste Existenz zu fristen. Im stillen Studierzimmer reiften zwischen 1785—95 die Erstlinge seiner Muse, die „philosophischen Aufsätze" und die „Bekenntnisse merkwürdiger Männer", beide dem Gebiet der Erziehung nicht ferne stehend; im Jahr 1798 ließ er die „Briefe über das Studium der Wissenschaften" folgen, die „Jünglingen seines Vaterlandes" zugeschrieben waren, und mit Verbesserungen und Zusätzen kurz vor seinem Tode (1817) in zweiter Auflage erschienen.

---

[1] Siehe das angeführte Schriftchen von J. Bächtold: Aus dem Herder'schen Hause, welches ein äußerst anziehendes Tagebuch dieser Reise und des Aufenthalts in Weimar enthält.

Digitized by Google

Aus dieſer emſigen pädagogiſchen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wurde Müller nach dem Ausbruch der helvetiſchen Revolution plötzlich herausgeriſſen und als ein Mann des öffentlichen Vertrauens zum zweiten Regierungsſtatthalter des Kantons Schaffhauſen gewählt (1798). Nur das Gefühl der Pflicht, in den ſtürmiſchen Zeiten dem Vaterland ſeine Hülfe nicht verſagen zu dürfen, war es, was ihn zu dieſem ſchweren Schritte vermochte, und in der That leiſtete er auch in der neuen Stellung der Heimat treffliche Dienſte. Von 1801 an führte er als Oberſchulherr die Aufſicht über ſämmtliche Schulen des Kantons, daneben war er von 1803 an zugleich Mitglied des Kleinen Rathes, und als er 1809 durch den Rücktritt von der letztern Stelle ſein zehnjähriges politiſches Wirken ſchloß, froh, wieder zu den Studien zurückkehren zu können, behielt er die Stelle des Oberſchulherrn und auch die Profeſſur der Encyclopädie und Methodologie bei und verwaltete beide bis zu ſeinem Tode. Während er gleichzeitig auch die Herausgabe des größten Theils von Herders ſämmtlichen Werken (1805—20), ſowie der Werke Joh. v. Müllers übernommen hatte, widmete er der Sorge für das Schulweſen der Stadt und Landſchaft Schaffhauſen die hingebendſte Thätigkeit und führte manche ſegensreiche Reformen durch. Mit lebhaftem Intereſſe verfolgte er in der Litteratur ſeiner Zeit alle Erziehungsfragen und ſammelte ſorgfältig, was an neuen Geſetzen, Verordnungen, Reformvorſchlägen durch den perſönlichen Verkehr mit Schulmännern und Gelehrten und durch buchhändleriſche Verbindungen ihm zufloß. Ueber die neuen Ideen Rouſſeaus, der Philanthropen, Peſtalozzis ſuchte er durch ſorgfältige Prüfung der ſtreitenden Anſichten ins Klare zu kommen; was ſich ihm als geſund und naturgemäß bewährte, führte er in ſeinem Bereich ins Schulleben ein. Unter ſeinen zahlreichen Schriften iſt keine ſpeciell der Erziehung gewidmet; aber viele treffliche Gedanken, beſonders über die Erziehung der Mädchen finden ſich in ſeinen „Unterhaltungen mit Serena, moraliſchen Inhalts“ (1793—1803, vierte Aufl.), ferner über wiſſenſchaftliche Bildung der Jünglinge in den ſchon erwähnten „Briefen ꝛc.“, ſowie in ſeinem „Theophil, Unterhaltungen über die chriſtliche Religion mit Jünglingen von reiferm Alter“ 1801. Schätzbare Beiträge zur Schulgeſchichte, beſonders von der Reformation an, ſind in dem kirchenhiſtoriſchen Werk: „Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen“ (1803—1806, 4 Bände) niedergelegt. — Am offenſten ſprach er ſeine pädagogiſchen Ueberzeugungen aus in ſeinen (ungedruckten) Schulreden, mit welchen er nach Herders Vorbild jedesmal die Prüfungen des Gymnaſiums ſchloß. In der letzten dieſer Reden, in welcher er am 1. April 1819 „vom Werth der wiſſenſchaftlichen Bildung“ ſprach, ſuchte er mit beſondrer Wärme zu einer ſchönen Verbindung von wiſſenſchaftlichem Ernſt mit patriotiſcher Geſinnung anzuſpornen, „damit wir nicht vor unſern Nachbarn als

Digitized by Google

Böotier erſcheinen"; unter Anführung des Schiller'ſchen Worts: „Ans Vaterland, ans theure, ſchließ dich an" rief er den Jünglingen zu: „Es iſt eine ſchöne Lebensbeſtimmung, an dem Ort, wo die Vorſehung uns beim Eintritt in die Welt zuerſt hinſetzte, wo uns in der Jugend ſo viel Gutes widerfuhr, wo unſre Mitbürger, unſre erſten Schul- und Jugendfreunde wohnen, mit ſeinen Talenten Gutes zu wirken, Wahrheit, Religion und Tugend zu unterhalten und im dankbaren Andenken ſeiner Mitbürger unvergeßlich zu bleiben." Seine eigene Lebensaufgabe, ſoweit ſie die Schule betraf, hatte er damit am beſten gezeichnet. Berufungen nach Baſel, Bern, Kiel, Heidelberg hat er ſtandhaft von ſich gewieſen. Er zog es vor, der Jugend ſeiner Heimat ſeine beſte Kraft zu weihen. Seiner unermüdlichen Thätigkeit für Wiſſenſchaft und Schule, die er bis in ſeine letzten Lebenstage fortſetzte, wurde durch den Tod ein Ende geſetzt am 20. November 1819. Vom Dank ſeiner Mitbürger zeugt noch die ihm geſetzte Grabſchrift, von der Anerkennung weiterer Kreiſe die Ertheilung der Doctorwürde von Seiten der Hochſchulen Tübingen und Jena.

Müllers eigenthümliche Anſichten über Erziehung werden uns am beſten klar, wenn wir zuerſt ſeine Stellung zu den Gymnaſialſtudien, dann die zur Bildung der Frauen, endlich ſeine Stellung zur Volksſchule ins Auge faſſen.

Von den Jünglingsjahren an war Müller für die Alten begeiſtert. Dem gründlichen Studium derſelben verdankte er einen bedeutenden Theil von ſeinem geiſtigen Hab' und Gut. Nach Art der Humaniſten ſuchte er alle Gedanken und Grundſätze, die er beſonders hoch ſchätzte, mit einem ſchlagenden Ausſpruch aus dem Munde der Alten zu belegen. Daß eine geiſtige Verwandtſchaft beſtehe zwiſchen den erleuchtetſten Denkern der Neuzeit und den claſſiſchen Schriftſtellern von Hellas und Rom, pflegte er in ſeinen Schriften und in den Anſprachen an die ſtudierende Jugend mit Nachdruck zu betonen. Darum beſchäftigte er ſich lebhaft mit allen neu auftauchenden Vorſchlägen über die Einrichtung der Gymnaſien und glaubte ſich ein Verdienſt zu erwerben, wenn er nicht nur möglichſt Viele den claſſiſchen Studien zuführte, ſondern auch das Seine dazu beitrüge, eine zeitgemäße Umgeſtaltung der bisherigen „Lateinſchulen" herbeizuführen. Und er bekämpfte auf dieſem Gebiete mit Freimuth und Entſchiedenheit denſelben Schlendrian, der auf dem Gebiet des religiöſen Unterrichts ihm ein Greuel war, das geiſtloſe Eintrichtern des Lehrſtoffs und jene an der Schale herumklaubende Behandlung der herrlichſten Ausſprüche, die nie auf den Kern dringt und der Jugend Steine ſtatt Brot reicht. Einführung in den Geiſt, die Denkweiſe, die hohen Ideale des Alterthums, das ſchien ihm die fruchtreichſte Aufgabe des philologiſchen Unterrichts, — davon ver-

Digitized by Google

ſprach er ſich für die jugendlichen Geiſter wahre Aufklärung, Läuterung des Charakters und Oeffnung des Blickes in eine Gedankenwelt, deren leuchtende Punkte durch alle Lebensalter vor der Seele nie mehr ganz verſchwinden ſollten. Wenn er in ſeinen Schulreden zu den Jünglingen von dieſer Gedankenwelt ſprach, die ſich ihnen in den Werken der Claſſiker erſchließe, ſo ſtand er vor ihnen wie ein Prophet, und wenn vielleicht nicht alle ſeinem hohen Fluge folgen konnten, ſo wußte er doch damit in das Gymnaſialſtudium jenen edlen Idealismus hineinzutragen, der den Begabten zu geiſtiger Arbeit mächtig antrieb und auch in dem Schwachen die Ahnung weckte, er ſei beim Leſen der Alten gleichſam mit den Göttern zu Tiſch geſeſſen. So war Müller keiner jener Stockphilologen, für die außer Römern und Griechen nichts in der geiſtigen Welt exiſtirt. Die Ueberzahl der lateiniſchen und griechiſchen Lehrſtunden, wie ſie die Lehrpläne der frühern Lateinſchulen aufweiſen, erregte in ihm tiefe Bedenken, und beim Anbruch der neuen Zeit mit neuen Bedürfniſſen ſchienen ihm Reformen dringend nöthig, wie er eine ſolche auch an dem Gymnaſium durchführte, das unter ſeiner Aufſicht ſtand.

Die ſämmtlichen von ihm aufbewahrten Schulreden, welche die verſchiedenſten Gegenſtände behandeln, z. B. von der Prüfung der Köpfe in den Schulen, vom Schutzgeiſt (Genius) eines Jünglings, vom Geiſt der neuern pädagogiſchen Verbeſſerungen ꝛc. laſſen einen Blick thun in die Leiden und Freuden, Kämpfe und Hoffnungen eines Mannes, der in ſtürmiſcher Zeit durch erziehendes Wirken den Grund zu einem ſchönern Zeitalter legen wollte und ſich mit ganzer Seele in die Bedürfniſſe der Jugend hineindachte.

Im gleichen Geiſte ſuchte er die Uebergangsanſtalt zur Hochſchule, das damalige Collegium humanitatis, umzugeſtalten. Dort übernahm er ſelbſt das Fach der von ihm eingeführten Encyclopädie und Methodologie, d. h. eine Belehrung über das Geſammtgebiet der Wiſſenſchaften und über die beſte Art, ſeine Studien in den verſchiedenen Richtungen zu treiben. Seine Vorträge über dieſes Fach benutzte er dazu, mit den ſtudierenden Jünglingen in einen vertrauten geiſtigen Verkehr zu treten. Rathſchläge über die Lectüre, über die Anfertigung von Auszügen, über das beſte Verfahren bei Aufſatz-Entwürfen, über Stählung des Gedächtniſſes, über eine der wiſſenſchaftlichen Bildung entſprechende Charakterbildung ꝛc. flocht er in ſeinen Unterricht ein und wirkte ſo beſtimmend auf die ganze Lebensanſchauung und Studienrichtung ſeiner Zöglinge. Beſonders ließ er ſich's angelegen ſein, begabte Söhne armer Eltern zu den Studien zu ermuntern, ſie thatkräftig durch Geſchenke und wirkſame Empfehlungen zu unterſtützen und ſo in doppelter Weiſe ihr Lebensglück zu begründen. Die gleichen ſegensreichen Anregungen,

Digitized by Google

die so den Jünglingen seiner Vaterstadt zu statten kamen, giengen durch seine „Briefe über das Studium der Wissenschaften“ auf viele jugendliche Geister über, die sich gelehrten Studien widmeten. In der Schweiz und in Deutschland wurden sie als willkommene Gabe in die Hand manches Jünglings gelegt; noch jetzt zeugen im Dienst der Wissenschaft ergraute Männer davon, wie dieselben anspornend, begeisternd, freie Aussichten eröffnend auf sie gewirkt. „Nie *fertig sein* oder *sein wollen*!“ — das war der goldeswerthe Rath, den er den jungen Männern auf die Hochschule und auf ihre praktische Laufbahn mitgab.

Waren so die gelehrten Studien Müllers eigentliche Geistesheimat und die Einführung von Jünglingen in dieselben seine liebste Beschäftigung, so lag ihm doch auch die Frage der *Frauenbildung* nicht ferne, ja der nähere Umgang mit der geistig reich begabten Tochter des Kaufmanns Gaupp in Schaffhausen, deren Hand nach langem Hoffen und Harren ihm endlich zu Theil wurde, weckten in ihm den Gedanken, auch zu der damals sehr vernachlässigten Bildung des weiblichen Geschlechts etwas beizutragen, und es entstanden so seine allmälig in vier Auflagen erschienenen „Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhalts“.[1] — Die Auswahl der hier gebotenen Erzählungen, Lesefrüchte, Gedichte, Betrachtungen, Abhandlungen, zeigt am besten, in welchem Sinn er echt weibliche Bildung fördern wollte. Französische Oberflächlichkeit und romanhafte Sentimentalität war ihm zuwider, ebenso jene nüchterne Alltäglichkeit, welche den Mädchen und Frauen ohne Weiteres den Tempel der Wissenschaft oder des höhern Geisteslebens zuschließt und sie an die Wiege, den Spinnrocken und den Küchenherd verweist. Gesunde Bildung des Geistes und Gemüthes auf religiöser Grundlage, ohne gelehrten Beigeschmack, aber doch in solchem Umfang, daß den Frauen die wichtigsten Fragen des geistigen Lebens verständlich werden und neben der Welt des praktischen Wirkens auch eine reiche innere Welt ihnen sich öffnet, das war sein Programm; er entwickelt es aufs klarste in den schönen Briefen an eine Kornelia, mit welchen er den zweiten Band seiner „Unterhaltungen“ eröffnet. Die Grundanschauung, von welcher er dabei ausgeht, faßt er in folgende Worte: „Das weibliche Geschlecht hat so gut Geisteskraft als die Männer, und sie ist der Ausbildung ebenso fähig, über das gewöhnlich merklich weniger verdorben und mißbildet als bei uns, da zu ihnen eine gewisse genußlose und ungenießbare Kritik nicht so leicht kommt, die mehr nach Schulregeln als nach Gefühl richtet. Man möchte sagen: Ihr Geist ist geistiger, ihr Geschmack reiner und zärter.“ — Er

[1] Vergl. hierüber die Arbeit des Referenten im Programm der h. Töchterschule von Zürich, Schuljahr 1880/81.

Digitized by Google

ſtimmt ausdrücklich den Worten eines tüchtigen nordamerikaniſchen Arztes zu, welcher vor etwa hundert Jahren das Wort ausſprach, das noch jetzt der Beherzigung werth iſt: „Da den Frauen ein großer Theil der Erziehung der Kinder, beſonders in ihren erſten Jahren, überlaſſen iſt, ſo müſſen allerdings auch die Töchter mit nicht geringerer Sorgfalt gebildet werden als die Söhne, ſofern man will, daß ſie einſt ihren großen Beruf ſo vollkommen wie möglich erfüllen.“ — Wir müſſen es uns verſagen, Müllers Anſichten über dieſe wichtige Frage ins Einzelne zu verfolgen und bemerken nur noch, daß er die Entwicklung des Mädchenſchulweſens auch an andern Orten, z. B. in Zürich, lebhaft verfolgte und lange Zeit je einer kleinen Zahl von erwachſenen Mädchen Unterricht, beſonders in Religion und Litteraturkunde ertheilte, mit welchen er auch über die Bildungsjahre hinaus in geiſtiger Verbindung blieb.

Es bleibt uns noch übrig, Müllers Wirken auf dem Gebiet des Volksſchulweſens zu berühren. Als er durch die Helvetik auf einen einflußreichen Poſten geſtellt worden war, hielt er es für ſeine Pflicht, den nothwendigen Veränderungen auf dem Gebiete der Volksſchule alle Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Sogleich während der erſten Monate der helvetiſchen Republik, nachdem „Bürger Stapfer“ von Bern zum Miniſter der Wiſſenſchaften und Künſte gewählt worden war (15. Mai 1798), gab Müller anonym dem Director Legrand ein Memorandum ein, worin er als „ein Ungenannter“ die weitgehendſten Vorſchläge, betreffend die niedern, die Bürgerſchule und eine höhere Schule den Directoren zur Prüfung vorlegte. Wir führen aus dem intereſſanten Actenſtück einige Stellen an. Nachdem er die Forderung einer wirklich allgemeinen Volksſchule vorangeſtellt, fügt er über den Zuſtand der Landſchulen folgendes bei: „An vielen Orten ſind die Schulſtuben finſtre, feuchte, ungeſunde Kerker. Ich weiß ſolche, wo einige hundert Kinder unter drei Lehrern, die alle drei zu gleicher Zeit unterrichten, in Einer Stube zuſammengepfropft ſind.“ Dann wendet er ſich gegen die jährliche Neuwahl der Lehrer, durch welche der ganze Schuldienſt verpfuſcht werde, und wünſcht, daß in jeder Landſchule den ältern Schülern, deren Eltern es wünſchen, in den Anfangsgründen der Geographie, Geſchichte, Naturgeſchichte, Moral, Religion ein weiterer Unterricht ertheilt werde als Vorbereitung zum Uebergang an eine höhere Schule in der Hauptſtadt. „Unbeſchreiblich vortheilhaft“, ſagt er weiter, „wären freilich Landſchulmeiſter-Seminarien, deren Bedürfniß auch in monarchiſchen Staaten immer mehr gefühlt wird.“

Ferner heißt es: „Auch eine Verbeſſerung der Töchterſchule iſt ein dringendes Bedürfniß, da bei der erſten Bildung des Charakters der Kinder ſo ſehr viel mehr von der Mutter als von dem Vater abhängt, und es

Digitized by Google

darum wichtig ist, daß helle und gesunde Begriffe von der Natur, der Moral und Religion in sie gepflanzt werden. Die Töchterschule in Zürich kann hier als Muster dienen." — Nachdem er die Bürger-, Latein- und höhern oder gelehrten Schulen berührt, reiht er noch folgenden der Zeit vorauseilenden Vorschlag an, der dem ganzen Bau die Krone aufsetzen sollte:

„Noch legt der Verfasser dem vollziehenden Directorium und dem Minister der Wissenschaften einen Wunsch und Vorschlag vor, der Ueberlegung verdient und, wenn er gut ausgeführt würde, von unübersehlichem Nutzen sein könnte:

„Es ist der einer National-Akademie (wie schon Balthasar, Bodmer und Iselin, der Stifter der helvetischen Gesellschaft, sie gewünscht haben), wo, wie auf den seitherigen Universitäten, versteht sich, ohne die scholastische Einrichtung derselben, die höhern Wissenschaften aller Art gelehrt würden."

„Sollte es eine zu gewagte Hoffnung sein, daß vielleicht für unser gutes Vaterland, in einer Zeit, wo Kenntniß und Liebe zur Wissenschaft sich um so mehr vermindert, je leichter sich der große Haufe mit einem gewissen Schein von Aufklärung und mit halben Begriffen begnügt — von dieser Seite her ein wahres und großes Verdienst um die Mitwelt und Nachwelt nicht unsres Landes allein gewonnen werden könnte?

„Zu dieser Akademie — sei sie nun irgendwo in einem stillen Kloster, oder in dem seit alten Zeiten um die Wissenschaften so sehr verdienten Zürich — würden nicht nur die besten Köpfe des Landes, sondern auch aus dem Auslande solche Männer berufen, die nicht blos als Vielwisser die dürren Gegenden des Reichs der Wissenschaften und alle Dornsträucher desselben kennen, sondern als Männer von Geist und Geschmack mit umfassendem Blick ihre fruchtbaren Gefilde zu überschauen und selbst zu bearbeiten verstünden. Vielleicht, daß es diesen, und hier, gelänge, der Welt den großen und längst erwünschten Dienst zu leisten, die Wissenschaften des überflüssigen Geräthes zu entladen, sie zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen, mithin sie zu humanisiren und so dem aufblühenden Geschlecht neue Liebe und Trieb zu demselben einzuflößen!"

„Möchten es doch die Kräfte der neuen Republik erlauben, mit anlockenden Bedingnissen Männer von Geist und Gelehrsamkeit ins Land zu ziehen und so die große, schon von Bako gewünschte Restauration der Wissenschaften mächtig zu fördern! — Dankbar würde die Nachwelt den Männern den Lorbeer geben, die ihre Macht gebrauchten, sich auch dieses Verdienst um das Vaterland zu erwerben!" [1]

---

[1] Beigefügt ist noch der praktische Gedanke: „Freilich würde das und Anderes

Digitized by Google

Freilich blieb dies ein schöner Traum, würdig jener an idealen Hoffnungen reichen Morgenstunden der jungen Republik und würdig des erleuchteten Geistes, der ihn aussprach. Leider mußte dieser in den stürmischen Jahren, die nun folgten, in denen die mit seiner öffentlichen Stellung verbundenen Geschäfte, Schwierigkeiten und Aergernisse fast über seinem Haupte zusammenschlugen, sattsam erfahren, welche zähe Arbeitskraft und Hingebung es erforderte, um auch nur das bescheidene Ideal einer verbesserten Volksschule ins Leben einzuführen, — immerhin läßt sich auf jenes andre, noch stets der Verwirklichung harrende Ideal mit Rücksicht auf jene Zeit das Wort anwenden: Es ist genug, Großes auch nur gewollt zu haben.

Welchen Schwierigkeiten Müller auf seinem zunächst liegenden Arbeitsfelde begegnete, geht am besten aus dem am 22. September 1798 an Minister Stapfer abgesandten Bericht über die Schaffhauser Landschulen und aus den von 1802—1819 an ihn von den Districts-Inspectoren eingegebenen Berichten hervor. Sie liefern werthvolle Beiträge zur Kenntniß der damaligen Zustände. Nur Weniges möge hier eine Stelle finden.

Im Winter wurde täglich Schule gehalten, im Sommer nur an drei Wochentagen für eine geringe Anzahl der kleinsten Kinder, da die andern für die Feldgeschäfte gebraucht wurden. Winter-Nachtschulen bestanden an den meisten Orten für ausgetretene Schüler bis zum 20. Jahre, für die Mädchen seltener. Die Kinder wurden theils zu früh — schon im 5. Jahre — in die Schule geschickt, theils zu früh wieder herausgenommen; kein Gesetz bestimmte die Zahl der Schuljahre. Die Besoldungen waren äußerst gering: „Wie der Lohn, so der Dienst"! — In den ärmern Gemeinden wird in der Wohnstube des Schulmeisters und neben seiner Familie Schule gehalten. Wo sich eigne Schulstuben finden, sind sie so eng und niedrig, daß wegen der verdorbnen Luft der Aufenthalt unerträglich wird. Meistens fehlt eine Classentheilung. Die Mädchen lernen selten schreiben oder rechnen, weil's die Eltern für unnöthig halten; wegen des Ausfalls der Sommerschule haben die Schüler gewöhnlich an Martini wieder vergessen, was sie an Ostern wußten. Neue Lehrmittel, überhaupt alle Neuerungen, stoßen auf zähen Widerstand. Zu viel wird auswendig gelernt, zu wenig der Verstand geübt. Anders ist es nicht zu erwarten, so lange die Schulmeister nicht besser unterrichtet sind. — Der Bericht schließt: „Wird einst in jedem Kanton unter der Aufsicht geschickter Männer ein Schulmeister-Seminarium errichtet, wird eine bessere Wahlform festgesetzt, die Auswahl besserer Lehrbücher angeordnet, für die Besoldung der Schulmeister sichere Fonds angewiesen, — dann erst

---

ungemein erleichtert werden, wenn, wie bei der Reformation, wenigstens ein Theil der Klostergüter ausschließend auf diesen Zweck verwendet würden".

Digitized by Google

läßt ſich eine merkliche Verbeſſerung des Schulweſens und derjenige reiche Nutzen für die allgemeine Aufklärung daher erwarten, welche der patriotiſche Wunſch der geſetzgebenden Räthe und des Miniſters der Künſte und Wiſſenſchaften iſt."

Als nun im Jahr 1799 Stapfers ſorgfältig ausgearbeitete, von einem kernhaften und begeiſternden Vorwort begleitete Inſtructionen für die Erziehungsräthe und Geſetzesentwürfe für die Volksſchulen erſchienen, war Müller eifrig bemüht, im Sinne derſelben die Landſchulen Schaffhauſens zu reorganiſiren und arbeitete mit Hülfe ſachkundiger Freunde eine Landſchul-Ordnung aus, die 1804 in Kraft trat, den damaligen Verhältniſſen angemeſſen, nicht das Höchſte, doch das Möglichſte erſtrebend.

Unermüdlich war er bereit, alle die Klagen, Erkundigungen, Anfragen, die von umſtändlichen Pfarrern und unbeholfenen Schulmeiſtern an ihn gerichtet wurden, zu erledigen, bald mit vernünftigem Rath und Zuſpruch, bald auch, indem er den ſtarken Arm der Obrigkeit in Bewegung ſetzte, der dann mit dem kategoriſchen Imperativ dem Schlendrian abhalf und den Widerſtand brach. Die unerquicklichſten Geſchäfte verurſachten die Klagen über ſaumſelige Entrichtung des Schullohns an die Lehrer; in einer Gemeinde war derſelbe von drei Jahren her rückſtändig; in einer andern weckte die Erhöhung von 40 auf 60 Gulden den Widerſtand, der nur der Gewalt wich. So beſtätigte ſich die Klage der Inſpectoren, „die Schulmeiſter ſeien ſchlechter gehalten als die Nachtwächter", und es iſt nicht zu verwundern, daß tüchtige Leute ſich nicht zum Schuldienſt hergeben wollten. Hier mußte eingeſchritten werden, damit der Schultyrann nicht die Kinder zu viel auf die Köpfe ſchlage, dort, daß nicht veraltete Lehrbücher neu eingeführt würden, hier, damit nicht ein ſiebenzigjähriger Greis oder ein alter Soldat zu einer Stelle befördert, dort, daß nicht Kinderwäſche in der Schulſtube getrocknet werde, hier wird berichtet (1817), es ſeien 13- und 14jährige in der Schule, die kaum leſen könnten, dort, es ſeien religiöſe „Kämpfe" und Krämpfe unter den Kindern vorgekommen (1819), denen der Lehrer mit Unrecht entgegenwirke, dort, es ſeien von Zürich her ABC-Büchlein eingeſchmuggelt worden, in welchen es im Unſer Vater heiße: „Mein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel", ſtatt: Dein Wille, u. dergl. m. In launigem Tone berichtet der Inſpector des Bezirks Reiat[1], Pfarrer J. C. Hurter, über die ſeiner Aufſicht anvertrauten Schulen u. A. (1809): „Wenn die in der Pfarre Lohn hinter den meiſten andern zurückſtehn, ſo kommt dies auf Rechnung des armſeligen Schullohns, um deſſenwillen Hr. Pfarrer froh ſein muß, wenn er einen Kuhhirten findt, der im Herbſt nach niedergelegter

[1] öſtlicher Theil des Kantons Schaffhauſen.

Digitized by Google

Ehrenſtelle ſich dazu verſteht, den Winter hindurch eine kleine Menſchenherde zu hüten. Ein ſolches Univerſalgenie iſt der gegenwärtige Schulmeiſter zu Büttenhard, ein Mann, der im Sommer bei ſeiner Kuhherde fürtrefflich blaſet, und im Winter — nach dem Zeugniß des Hrn. Pfarrers gar nicht unter die geringſten Lehrer gehört, der aber auch beim Glas Wein ein Meiſter in der Kunſt iſt und um dieſer ſeiner Liebhaberei willen Nachts noch ſtundenweit geht, um mit einer Tracht Prügel nach Haus zurückzukehren. — Zu Opferzhofen ſoll der vormalige halbblinde Schulmeiſter mehr geleiſtet haben, als der jetzt ſehende. Wenn ich nicht irre, wird in dieſer Schule nicht einmal geſchrieben.“ In Bezug auf das große Dorf Thäingen wird über „das gepreßte Beiſammenſitzen von 120 Kindern in der ſchwarzen, einer Gefangenſchaft ähnlichen Schulſtube“ geklagt und darüber, „daß ein Lehrer den Kleinen auch gar nichts zur Unterhaltung und Erweckung des Geiſtes zu geben wiſſe, ſo daß dem Inſpector in ſeiner Claſſe nichts beſſer gefalle, als wenn die Kinder vor Langerweile einſchlafen“; in Barzheim hat es der Inſpector dazu gebracht, „daß die Kinder auch ſchreiben und rechnen lernen“.

Uebrigens werden in dieſen Berichten nicht nur Uebelſtände geſchildert, ſondern auch gute Früchte der neuen Beſtrebungen erwähnt. Zum Beleg folge noch ein Bild einer gut geleiteten Schule (Buch): „Man hört kein immerwährendes Rufen, Tadeln, Schelten und ſieht äußerſt ſelten Schläge austheilen. Mit einem freundlich mahnenden Wort, mit einer kurzen liebreichen Vorſtellung, mit einem ſanften, doch ernſten Blick werden die Schüler geleitet; aber dafür erkennen ſie auch in dem Lehrer ihren zweiten Vater, ſind ihm mit Liebe ergeben und eilen fröhlich zur Schule, wo ſie im Buchſtabieren, Leſen (ſowol des Geſchriebenen als Gedruckten), Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen (des kurzen Begriffs des chriſtlichen Glaubens, der Gellertſchen Lieder und des Katechismus) unterrichtet werden.“

Müller hat alle die Schreiben vom helvetiſchen Directorium, die Berichte der Inſpectoren und Landpfarrer, und die meiſt in ſchwerfälligem Stil und himmelſchreiender Orthographie geſchriebenen Anliegen und Seufzer der Land- und Stadtſchulmeiſter als Zeugniſſe für die damaligen Zuſtände ſorgfältig aufbewahrt. Könnte er als Schatten jetzt den Kanton durchwandeln, deſſen öffentlicher Erziehung er durch Jahrzehnte ſeine Kraft geopfert, und der ſeither, was das Schulweſen betrifft, unter den eidgenöſſiſchen Mitſtänden ſich eine ehrenvolle Stellung erworben [1], er würde ſich freuen über den Unterſchied von Damals und Jetzt und ſich überzeugen, daß die unter herben Mühen beſtellte Ausſaat reichliche Früchte getragen.

---

[1] Schaffhauſen nimmt nach dem Ergebniß der Rekrutenprüfungen in der Reihenfolge der Kantone die 5. Stelle ein.

Digitized by Google

Wollte man fragen, welchem pädagogiſchen Syſtem Müller gehuldigt, — es wäre ſchwer, darauf Antwort zu geben. Auf keines der neuern hätte er ſchwören können; unbedingte Parteinahme für noch beſtrittene Wahrheiten war ihm überhaupt zuwider. Der That nach bewährte er ſich auf dem Gebiet des höhern Schulweſens als ein getreuer Jünger Herders, oft bis ins Einzelne in ſeinen Fußſtapfen wandelnd, und auf dem Gebiete der Volksſchule als ein wackerer Mitgenoſſe Peſtalozzis, obſchon er in der Theorie Bedenken trug, manchen ſeiner Anſichten zuzuſtimmen und noch größeres Bedenken, geiſtloſen Nachbetern die Weiterentwicklung ſeiner Methode anzuvertrauen. Anerkennend nennt er ihn einen „Geiſtesbruder Rouſſeaus“, einen „Mann, deſſen Wohlmeinen nie beſtritten wurde, der ſeine Kenntniſſe von der Art und Natur des gemeinen Mannes durch Schriften erprobte, deſſen Methode für den erſten Elementar-Unterricht unſtreitig Vortheile hat“; daß er letztere nicht ohne Weiteres in den ihm untergebenen Schulen eingeführt, rechtfertigt er damit, daß dazu in jenen bedrängten Zeiten die Mittel gefehlt, und daß die Gefahr nahe gelegen, es möchte in der Hand ungeſchickter Nachfolger auch die neue Methode wieder zu einem Mechanismus herabſinken.

Denn das war einer ſeiner oberſten pädagogiſchen Grundſätze, den er auch in der Praxis unermüdlich geltend machte: Fort mit allem geiſtloſen Gedächtnißkram! Einführung des Lehrſtoffs in Geiſt und Gemüth, ins Fleiſch und Blut der Jugend, und zwar von der ABC-Schule an bis hinauf an die Pforten der Akademie! Wo er das Gegentheil traf, bekämpfte ers mit unerbittlicher Schärfe, und am entſchiedenſten bekämpfte er dieſe Seuche auf dem Gebiet des religiöſen Unterrichts. Darin aber traf er mit Peſtalozzis Gedanken vollſtändig zuſammen, daß er die Religion, und ſpeciell die chriſtliche, als eines der wichtigſten und unentbehrlichſten Bildungsmittel des jugendlichen Geiſtes betrachtete, und daß er ſie in Theorie und Praxis mit der Sittlichkeit in die innigſte Verbindung zu bringen ſuchte. Aber auch hier nicht Steine ſtatt Brot! Dem kindlichen Geiſte das Einfachſte und Freundlichſte zu bieten, dem denkenden Jüngling, der ſinnenden Jungfrau ein geiſtiges Verſtändniß der höchſten Wahrheiten zu öffnen und in beiden eine heilige Scheu zu pflanzen vor dem unergründlichen Geiſte, der uns zu ſeiner Gemeinſchaft berufen — das betrachtete er als heiligſte Pflicht des Erziehers, und was er ſo vielfach mit ernſten Worten verlangte, das hat er auch ſelbſt mit klarem Geiſt, reichen Gemüth und feinem Tacte in ſeinem religiöſen Unterricht geleiſtet. Man müßte auf ſeine Schriften, beſonders „Serena“ und „Theophil“, näher eingehen, um dafür den vollgültigen Beweis zu leiſten.

Wird einmal eine längſt erwartete, auf den reichen Nachlaß gegründete Biographie Müllers erſcheinen, ſo wird ſie beſſer, als dieſe Skizze es ver-

Digitized by Google

mochte, zeigen, daß er ſeinem ganzen Thun und Denken nach zu den edelſten und aufrichtigſten Geiſtern gehörte, welche unſer Vaterland in der verhängnißvollen Zeit des Uebergangs vom 18. ins 19. Jahrhundert hervorbrachte, zu jenen echten Freunden der Jugend und des Vaterlandes, die, genährt am Geiſte der Alten, getragen von den wirkſamſten Ideen des Chriſtenthums, offen dem Geiſte der neuen Zeit, mehr in der Stille als mit großem Geräuſch Segen verbreiten in die Nähe und in die Ferne. K. Zehender.

Proviſor Joh. Balthaſar Hanhart.

1784—1840.

[Quellen: Handſchriftliche Aufzeichnungen und Protokoll des freiwilligen thurgauiſchen Schullehrervereins.]

Johann Balthaſar Hanhart wurde im Jahr 1784 in Steckborn geboren, wo ſein Vater Lehrer war. Der talentvolle Knabe entwickelte ſich glücklich und wurde frühe zum Lehrerberuf beſtimmt. Schon in ſeinem 14. Jahre wurde er ſeinem Vater als Gehülfe an die Seite geſtellt. Daneben erhielt er Privatunterricht im Franzöſiſchen und in Muſik und beſchäftigte ſich unter Leitung des Hrn. Decan Gutmann, der in ſeinem Hauſe eine Anzahl Zöglinge unterrichtete, auch mit Zeichnen und mit Papparbeiten. Durch einen dieſer Zöglinge, mit dem er innig befreundet war, kam er dann nach Zürich in ein Fabrications- und Handelshaus, und es ſchien, als ob er für den Lehrerberuf verloren ſei. Doch beſeelte ihn ein lebendiger Fortbildungstrieb und er benützte jede Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Als er etwas ſpäter gemeinſam mit einem ältern Collegen im Auftrag ſeines Principals eine Handſpinnerei in dem einſamen Lunkhofen, Kanton Aargau, zu leiten hatte, kamen die beiden überein, in den Freiſtunden ſich gegenſeitig zu unterrichten. Hanhart war Lehrmeiſter in der Muſik und wiederum Schüler in Zeichnen und Mathematik. Noch nach vielen Jahren anerkannte er, daß er jenem Manne, einem Hofmann aus Sachſen, der früher Militär war, die Grundlage ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe verdanke. Auch in der Geographie und in deutſcher Sprache wußte er ſich zu vervollkommnen und ſuchte zu dieſem Zweck den Pfarrer Schweizer in Birmensdorf, der eine deutſche Grammatik herausgegeben hatte, perſönlich auf. Unſere heutige Schuljugend, welcher der Weg zur Ausbildung mitunter nur zu leicht gemacht wird, ſo daß ſie oft zu wenig veranlaßt iſt, ihre Kräfte anzuſpannen, kann ſich kaum

Digitized by Google

eine Vorstellung machen, mit welcher Mühe und Anstrengung vor 50—100 Jahren strebsame Jünglinge sich ein ordentliches Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten erkämpfen mußten.

Als Hanhart sein 20. Altersjahr erreicht hatte, starb sein Vater. Der Stadtrath von Steckborn anerbot nun dem Sohn die dortige Provisorstelle für den Fall, daß derselbe sich entschließen könnte, wieder dem Lehrerberufe zu leben. Und neben einer pietätsvollen Rücksicht auf die Wünsche der verwittweten Mutter war es hauptsächlich die Freude an geistiger Thätigkeit und die Hoffnung, der heranwachsenden Jugend nützlich zu werden, was ihn bewog, auf eine vielversprechende kaufmännische Laufbahn zu verzichten und wieder Schulmeister zu werden. Vorher aber wollte er noch für seine eigene Ausbildung das Mögliche thun. Er besuchte darum einen Fortbildungscurs, der damals von Hrn. Rusterholz und Professor Schultheß auf dem Rietli bei Zürich für bereits angestellte Lehrer veranstaltet worden war, arbeitete aber daneben Morgens und Abends noch auf dem Comptoir, da sein Principal, der ihn sehr schätzte, ihm auch während dieser Zeit das Salarium verabreichen ließ. Nach Beendigung dieses Curses, der ihm neue Liebe zur pädagogischen Laufbahn einflößte, war es ihm vergönnt, noch ein Jahr (1806) im pestalozzischen Institut zu Yverdon zuzubringen, als dasselbe eben in schönster Blüthe stand. Voll Begeisterung für den Erzieherberuf und für die pestalozzische Methode trat er dann die Lehrstelle in seiner Vaterstadt an, welche die Behörden ihm so lange reservirt hatten.

Hanhart hatte in seiner Stellung gegen eingewurzelte Uebelstände viel zu kämpfen, aber der damalige Schulinspector, Hr. Pestaluz, war ihm eine kräftige Stütze und sorgte auch für seine Fortbildung im pädagogischen Fache. Als derselbe später einige Lehrcurse für angestellte Schullehrer veranstaltete, benützte er die Schule Hanharts als eine Art Musterschule, um die Curstheilnehmer mit den neuen Einrichtungen und der Lehrmethode bekannt zu machen. Bald hatte Hanhart auch selber Gelegenheit, in dieser Anstalt Unterricht zu ertheilen, und das war die nächste Veranlassung, daß ihm später der Unterricht der Bezirksschullehrer-Instructoren anvertraut wurde. So hat er sich durch unermüdlichen Fleiß zu einer Zeit, als im Thurgau noch keine Lehrerbildungsanstalt bestand, zu einem der angesehensten und einflußreichsten Lehrer emporgeschwungen. Nach den Aussagen vieler seiner Schüler und Zeitgenossen hat er es meisterhaft verstanden, einen anregenden und geistbildenden Unterricht zu ertheilen; er war aber auch ein trefflicher Erzieher im engern Sinne des Wortes und hatte immer viele Zöglinge in seinem Hause, die er theils für das Lehrfach, theils für andere Berufsarten vorbereitete. Nicht selten wurde ihm, wie er selber schreibt, auch das „Glück" zu Theil, solche Zöglinge zu bekommen, die man in andern öffentlichen

Digitized by Google

Anſtalten nicht brauchen konnte und denen er dann um ſo mehr Sorgfalt widmete, um ſie zur Arbeitſamkeit anzuhalten und zu fleißigen, ſittlich-religiöſen Menſchen heranzubilden, was ihm auch mit Gottes Hülfe in vielen Fällen gelungen ſei.

In den erſten Decennien unſers Jahrhunderts wußte man auch im Thurgau noch nichts von Zuſammenkünften und Vereinen der Lehrer zu gemeinſamer Beſprechung beruflicher Angelegenheiten. Hanhart war es, der zuerſt einen freiwilligen kantonalen Schullehrerverein gründete. Unter ſeinem Vorſitz ſammelte ſich eine Anzahl von Lehrern, welche in den Jahren 1820 bis 1822 die Lehrercurſe oder, wie es damals hieß, das Inſtitut in Steckborn beſucht hatten. Am 21. Juli 1823 fand die erſte Verſammlung von nur 18 Theilnehmern auf dem Ottenberg ſtatt, um, wie das erſte Protokoll ſagt, „unter der Leitung ihres trefflichen Lehrers, des Hrn. Proviſors Hanhart, ſich über das Schulweſen zu berathen, ſich gegenſeitig zur treuen Erfüllung ihrer Pflichten aufzumuntern, nach Vervollkommnung zu ſtreben und durch gemeinſames Wirken an der Verbeſſerung der Schulen zu arbeiten.“ Der Verein hielt jährlich 1—2 Sitzungen in verſchiedenen Gegenden des Kantons und vermehrte von Jahr zu Jahr die Zahl ſeiner Mitglieder. Die eigentliche Seele desſelben war Hanhart, der in jeder Verſammlung irgend einen anregenden und belebenden Vortrag hielt, es aber auch trefflich verſtand, die übrigen Mitglieder des Vereins, die anfänglich meiſt mit großer Schüchternheit auftraten, zu activer Mitwirkung und zu freiem Ausdruck ihrer Gedanken und Anſichten heranzuziehen. Schon in der erſten Verſammlung wurden auch Schritte gethan, um die Mitglieder mit geeigneten Schriften zur pädagogiſchen Fortbildung zu verſehen. Zu den bleibenden Verdienſten des Schullehrervereins unter Hanharts Leitung gehört die Gründung einer Lehrerwittwencaſſe und die Stiftung des kantonalen Sängervereins, zwei Schöpfungen, die nun beide ſchon über ein halbes Jahrhundert ſegensreichen Wirkens hinter ſich haben und zu denen die erſte Anregung vom kantonalen Schullehrerverein ausgieng.

Ueber 20 Jahre hatte Hanhart ſeiner Vaterſtadt als Lehrer die treueſten Dienſte geleiſtet und zwar bei einem jährlichen Einkommen von nur 350 Gulden. Lange hatte er gehofft und dafür gearbeitet, daß in Steckborn auch eine höhere Lehranſtalt (Secundar- oder Realſchule) errichtet werden möchte. Dieſe Hoffnung gieng nicht in Erfüllung. Das bewog ihn endlich, im Jahr 1827 einen Ruf an die neu errichtete Secundarſchule in Stein am Rhein anzunehmen, und in dieſer Stellung verblieb er dann bis zu ſeinem Tode, obgleich ſeine Wirkſamkeit durch ſein Verhältniß zum Ortspfarrer erſchwert wurde und obgleich Dießenhofen Schritte gethan hatte, um ihn für die dortige Secundar- und Lateinſchule zu gewinnen. Den thur-

Digitized by Google

gauiſchen Schulverhältniſſen ſchenkte er aber trotz der Ueberſiedelung in einen andern Kanton fortwährend ſeine volle Aufmerkſamkeit und Unterſtützung. Auch von Stein aus beſuchte er alljährlich die Verſammlungen des thurgauiſchen Kantonallehrervereins und behielt auf den dringenden Wunſch der Mitglieder das Präſidium desſelben bis zum Jahre 1836, wo dann Seminardirector Wehrli an ſeine Stelle trat. Im Jahre 1840 erfolgte unerwartet und für ſeine Familie, wie für die Schule, viel zu früh ſein raſcher Tod. Er ſtarb an den Folgen der ſogenannten „Andelfinger-Sängerfeſt-Vergiftung". An der nächſten Verſammlung des thurgauiſchen Schullehrervereins widmete ihm einer ſeiner dankbaren Schüler und Verehrer einen warmen Nachruf.

Hanharts Bedeutung liegt nicht in ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, ſondern im Wirken des praktiſchen Erziehers und in der belebenden Anregung auf ſeine Berufsgenoſſen. Lange vor dem Aufſchwung der Dreißigerjahre und noch mehrere Jahre nachher war er das geiſtige Haupt der thurgauiſchen Lehrerſchaft, in der er zuerſt das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit wach rief. Durch weiſe Mäßigung und energievolle Hingebung an die Sache der Volksſchulbildung iſt es ihm auch gelungen, manche ſchöne Erfolge zu erringen, wenn gleich er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode ſein Bedauern darüber ausſpricht, daß die Schule und der Lehrer mancher Orten noch allzuſehr unter dem Einfluß des Ortsgeiſtlichen ſtehe und daß die Einführung geeigneter Lehrmittel von der Erziehungsbehörde nicht mit mehr Nachdruck an die Hand genommen werde.

Rebſamen.

Freiherr J. Heinrich v. Weſſenberg

1774—1860.

[Quellen: Weſſenberg, die Elementarbildung des Volkes in ihrer fortſchreitenden Ausdehnung und Entwicklung. — Leben und Wirken des Freiherrn J. H. v. Weſſenberg, von Dr. Joſ. Beck.]

Ignaz Heinrich v. Weſſenberg wurde 1774 in Dresden geboren, wo ſein Vater, ein Verehrer des Kaiſers Joſeph II., Conferenzminiſter und Oberhofmeiſter am churſächſiſchen Hofe war, verlebte aber ſeine Jugend zu Feldkirch und Freiburg im Breisgau, wohin ſich die Familie vom Hofleben zurückzog. Seine Gymnaſialſtudien machte er größtentheils in Augsburg, wo das Hauptziel des Unterrichts, auch in mathematiſchen und realiſtiſchen Fächern, in der Dreſſur zur Latinität beſtand, und der ganze Geiſt der Anſtalt, namentlich die laut ausgeſprochene Intoleranz und der offene Haß

Digitized by Google

gegen die Ideen der neuern Zeit dem denkenden Jünglinge nicht behagen konnte. Dann bezog er die Universität Dillingen, wo die Kant'sche Philosophie ihre begeisterten Verfechter hatte und wo besonders Michael Seiler, der spätere Bischof von Regensburg, auch als pädagogischer Schriftsteller hervorragend, die Herzen der Zuhörer zu fesseln wußte und auf Wessenberg bedeutenden Einfluß ausübte. Weitere Studien in Philosophie, Theologie und in der Rechtswissenschaft machte Wessenberg in Würzburg und Wien; und während eines längern Aufenthaltes in Regensburg, wo damals noch der deutsche Reichstag versammelt war, hatte er Gelegenheit, mit einflußreichsten Persönlichkeiten Bekanntschaft zu machen und in dem Streite der sich kreuzenden Ansichten und Bestrebungen einen festen Standpunkt zu gewinnen.

Im Jahre 1800 wurde Wessenberg durch Karl Theodor von Dalberg das Generalvicariat des Bisthums Constanz übertragen. Dieses Bisthum umfaßte damals außer Baden auch bedeutende Theile von Oesterreich (Bregenzerwald), Baiern, Württemberg, Hohenzollern und in der Schweiz Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Appenzell, St. Gallen, Thurgau und Theile von Solothurn und Aargau. Indessen wurde bald nach dem Beginn der sogenannten Restaurationsperiode, um die Mitte des zweiten Decenniums in unserm Jahrhundert, durch päpstlichen Spruch die Schweiz vom Bisthum Constanz losgetrennt. Wessenberg verblieb in der Stellung eines Generalvicars bis zum Tode Dalbergs 1817, wurde dann vom Domcapitel einstimmig zum Nachfolger in der Bischofswürde vorgeschlagen, von Rom jedoch um seiner freisinnigen Ansichten willen nicht bestätigt. Vom Staate geschützt, setzte er seine amtliche Thätigkeit fort bis 1827, da dann das Bisthum Constanz aufgelöst und als Erzbischof von Freiburg ein Anderer erkoren wurde. Für seine Ideen wirkte Wessenberg indessen auch später unentwegt fort, theils als Mitglied der ersten Kammer in Baden, theils durch schriftstellerische Leistungen und gemeinnützige Thätigkeit, bis er in hohem Alter 1860 sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte.

Für Wessenberg war es ein leitender Grundgedanke, die Würde des Menschen, die Wohlfahrt der Staaten und das Lebensglück der Einzelnen verlange gleich sehr, daß dem Menschen eine möglichst sorgfältige Erziehung und Bildung zu Theil werde; und zwar wollte er nicht nur einzelnen bevorzugten Ständen, sondern auch der Masse des Volkes ein gewisses Maß der Bildung zuwenden, und wenn Manche davon Nachtheile für das Staatswohl befürchteten, so wurde er nicht müde in dem Bestreben, derartige Besorgnisse zu verscheuchen und zu zeigen, daß civilisirte Völker in jeder Hinsicht besser situirt und leichter zu regieren seien. Im Specialfalle wollte er der Geistlichkeit einen merklichen Theil der schönen Mission zuweisen, Bil-

Digitized by Google

dung und Humanität zu verbreiten. Eine ſeiner erſten Beſtrebungen, nachdem er die Leitung des Bisthums Conſtanz übernommen, gieng darum darauf aus, die Bildung des Klerus zu heben. Im Einverſtändniß mit den verſchiedenen Landesregierungen erließ er ein Regulativ über den Studiengang der Candidaten der Theologie, worin die Anforderungen (auch in Logik, Pſychologie, Pädagogik, Moralphiloſophie, Phyſik ꝛc.) erheblich geſteigert und ſtrengere Prüfungen angeordnet wurden; insbeſondere aber wurden die geiſtlichen Seminare weſentlich umgeſtaltet und denſelben eine höhere Aufgabe zugewieſen, wobei namentlich die Einrichtung neu war, daß die Candidaten auch mit dem Unterricht der Volksſchule vertraut gemacht wurden und nach beſtimmter Kehrordnung die Schulen zu beſuchen und unter Leitung des Lehrers in der praktiſchen Schulführung ſich zu üben hatten. Als das Hauptſeminar der Diöceſe, in Meersburg, reorganiſirt wurde, ſchlug Weſſenberg für einige Zeit ſeinen Sitz daſelbſt auf, um die unmittelbare Leitung des Ganzen und einige der wichtigern Lehrfächer zu übernehmen, bis die neu angeſtellten Lehrer ganz in ſeine Anſichten und Pläne eingeführt wären. Auch ſpäter weilte er oft und gern in dieſer Anſtalt und ſuchte ihren Zuſtand und die Perſönlichkeiten der Lehrenden und Lernenden bis ins Einzelne kennen zu lernen. Auf die bereits im Amte ſtehenden Geiſtlichen ſuchte Weſſenberg fördernd einzuwirken durch Neubelebung der Paſtoralconferenzen, durch eine Zeitſchrift „Archiv für die Paſtoralconferenzen", deren Redaction er meiſt ſelbſt beſorgte und bis zum 25. Jahrgang fortführte, durch den Anſtoß zur Gründung von Leſevereinen und Capitelsbibliotheken, durch Ausſchreibung von Preisfragen, durch Erneuerung der von alten Kirchengeſetzen für Bewerbung um Pfarrpfründen vorgeſchriebenen Concursprüfungen u. ſ. w. Der Geſammtheit des Volkes wollte er durch Neubelebung der Predigt, durch allgemeine Einführung eines deutſchen Kirchen- und Volksgeſangs beim Gottesdienſt, durch Anwendung der deutſchen Sprache bei der Liturgie und durch ein zeitgemäßes Andachtsbuch eine beſſere Geiſtesnahrung bieten.

Eine Hauptſache neben all dem blieb aber auch für Weſſenberg die Sorge für die Bildung der Jugend in zweckmäßig geleiteten Schulen. Peſtalozzi hatte er noch in Burgdorf kennen und hoch ſchätzen gelernt und blieb ihm ſtets befreundet. Er veranlaßte geeignete jüngere Männer zum Beſuch der peſtalozziſchen Anſtalten und unterſtützte ſie dabei. Und ehe von Staatswegen etwas Durchgreifendes geſchah, wurde in der Conſtanzer Diöceſe, wenn auch zunächſt in kleinen Anfängen, zur Hebung des Schulweſens und zu einer beſſern Bildung der Lehrer ſehr Anerkennenswerthes gethan. Männer wie W. Straßer, R. Hermanuz und namentlich Rabholz haben für das Schulweſen in Baden ſegensreich gewirkt, und ihre Verdienſte ſind zu einem großen Theil auf Weſſenberg zurückzuführen. Bei der Gründung der Lehrer-

Digitized by Google

ſeminare zu Ettlingen und Meersburg wurden ſeine Rathſchläge weſentlich in Rückſicht gezogen. Wie für eine beſſere Bildung der Lehrer, ſo machte Weſſenberg auch für die Verbeſſerung der ökonomiſchen Stellung derſelben ſeinen Einfluß geltend, indem er betonte, beſſere Schulen erhalte man nur durch beſſere Lehrer, und dieſe nur, wenn man tüchtigen Köpfen auch eine erträgliche Lebensſtellung in Ausſicht ſtellen könne. Auf ſeine Anregung hin erfolgte die Gründung einer Lehrer-Wittwen- und Waiſencaſſe für Baden, und am Zuſtandekommen des badiſchen Volksſchulgeſetzes vom Jahr 1835 hatte er weſentlichen Antheil. Specielle Theilnahme zeigte er für milde Anſtalten, Blinden- und Taubſtummeninſtitute, Rettungsanſtalten für verwahrloſte Kinder. Zu Gunſten der Taubſtummen- und Blindenanſtalten in Pforzheim und Freiburg verzichtete er auf ſeine landſtändiſchen Diätenbezüge, und ſeinem Beiſpiele folgten dann auch die übrigen Mitglieder der erſten Kammer. Der im Jahr 1855 von ihm in Conſtanz gegründeten Rettungsanſtalt für Mädchen und einigen andern Anſtalten zur Linderung menſchlichen Elendes beſtimmte er den weitaus größten Theil ſeiner nicht unbedeutenden Hinterlaſſenſchaft.

Land und Leute in der Schweiz hat Weſſenberg ſchon in den Knabenjahren auf einer Schweizerreiſe kennen und lieben gelernt. Er bewahrte auch ſpäter eine beſondere Liebe für die Schweizer und ſtand mit manchen hervorragenden Perſönlichkeiten unſers Landes (wie Peſtalozzi, Joh. Kaſpar Zellweger, Landammann Anderwert ꝛc.) in freundſchaftlicher Beziehung. Seine Wirkſamkeit als Generalvicar des Bisthums fand aber viele Schwierigkeiten, da mit jeder Landesregierung beſondere Unterhandlungen zu führen waren. Doch gelang in St. Gallen nach längern Vorbereitungen die Gründung eines nach dem Muſter der Meersburger Anſtalt eingerichteten Seminars unter der Direction des verdienſtvollen Geſchichtsforſchers Ildephons ab Arx. Beſonders aber mußte Weſſenberg daran gelegen ſein, in Luzern, dem katholiſchen Vorort, eine zweckmäßig eingerichtete Lehranſtalt zur Bildung des Klerus ins Leben zu rufen. Die dortige Regierung beſaß guten Willen, aber keine weitern Hülfsmittel. Weſſenberg mußte dieſelben größtentheils ſelber herbeiſchaffen durch Gründung eines allgemeinen Kirchen- und Religionsfonds, wozu irgend entbehrliche Ueberſchüſſe kirchlicher Fonds und die ſogenannten Intercalargefälle erledigter Pfründen verwendet wurden. Im Jahre 1806 wurde zwiſchen der Regierung zu Luzern und der oberkirchlichen Behörde zu Conſtanz eine ſchriftliche Uebereinkunft abgeſchloſſen, welche geeignet war, das Kirchen- und Schulweſen in der Schweiz zu heben, und der ſich bald auch andere Kantone, namentlich Aargau, anſchloſſen. 1807 wurde das theologiſche Seminar, deſſen Verlegung nach dem Kloſter Wertenſtein den Nuntius verhinderte, in der Stadt Luzern eröffnet und

Digitized by Google

die Leitung desſelben dem deutſchen Profeſſor Dereſer übertragen. In den nächſten Jahren nahm die Anſtalt einen erfreulichen Fortgang und erwarb ſich immer mehr Vertrauen, ſo daß auch aus andern Kantonen junge Männer nach Luzern zogen, daſelbſt ihre Studien zu machen. Nur der päpſtliche Nuntius Teſtaferrata konnte ſich damit nicht befreunden, und trat überhaupt den Beſtrebungen Weſſenbergs und ſpeciell auch der Lehrthätigkeit Dereſers entgegen. Im Jahre 1813 erſchien ein Studirender vor der Nuntiatur mit der Anklage, Dereſer habe unkirchliche Lehren vorgetragen. Bei der durch den biſchöflichen Commiſſär eingeleiteten Unterſuchung geſtand der Denunciant, er habe auf fremde Anſtiftung hin ſich zu jenem Schritte verleiten laſſen und wurde dann durch den Erziehungsrath aus der Anſtalt entfernt. Aber ſpäter machten mehrere Studenten eine Eingabe an den Erziehungsrath gegen die Zweckmäßigkeit exegetiſcher Collegien und den Unterricht in den bibliſchen Urſprachen, die von Dereſer beſonders betont wurden. Es wurde eine eigene Commiſſion zur Unterſuchung dieſer und anderer Deſiderien niedergeſetzt, welche der ganzen Wirkſamkeit Dereſers volle Anerkennung zollte. Aber das Mißtrauen war einmal geſät und gieng auf. Es kam nun der Sturz Napoleons und der Umſchwung in den politiſchen Verhältniſſen der Schweiz hinzu. Manche hofften auf die Errichtung eines ſchweizeriſchen Nationalbisthums und glaubten darum die Lostrennung der Schweiz vom Bisthum Conſtanz begrüßen zu ſollen. Dieſelbe erfolgte gegen Ende des Jahres 1814, und damit war der Einfluß Weſſenbergs auf die Bildungsbeſtrebungen in der katholiſchen Schweiz gebrochen.

Weſſenberg war auch Dichter und entfaltete als Schriftſteller eine bedeutende Thätigkeit. Seine pädagogiſche Hauptſchrift iſt „die Elementarbildung des Volkes“, welche erſtmals 1814 und in weſentlicher Umarbeitung 1835 erſchien. Er ſtellt ſich darin auf den Boden der Geſchichte, um die wichtigſten Fragen der öffentlichen Erziehung zu beleuchten und beſpricht den Bildungszuſtand in den meiſten europäiſchen und mehreren außereuropäiſchen Staaten. Sind heutzutage manche Angaben des Buches nicht mehr zutreffend und einzelne Anſchauungen bereits veraltet, ſo iſt dagegen wahrhaft wohlthuend und erhebend die edle Hingabe an eine ideale Lebensaufgabe und das treue Feſthalten an der einmal errungenen Ueberzeugung. Führen wir noch eine Stelle aus der Schlußbetrachtung an! „Es iſt ein thörichtes Mißtrauen, wenn die höhern und vornehmern Claſſen die Fortſchritte der untern in geiſtiger Bildung mit ſcheelen Blicken betrachten und zu hindern ſuchen. Weder für ihr Anſehen, noch für ihr Vermögen, am wenigſten für ihre eigene beſſere Bildung haben ſie von der fortſchreitenden echten Geiſtescultur des Volkes, um ſo mehr hingegen von ſeiner Rohheit und Unwiſſenheit Gefahr zu beſorgen. Denn gerade dies iſt das Eigenthümliche der echten

Digitized by Google

Bildung, daß ſie das Gefühl für Recht, für Ordnung, für Schicklichkeit ſchärft und den niederträchtigen Neid durch die hellere Einſicht verſcheucht, daß der Werth und die wahre Glückſeligkeit des Menſchen weit weniger von den zufälligen Gütern der Geburt und des Reichthums abhängen, als von der Ausbildung und dem guten Gebrauche perſönlicher Kräfte und Fähigkeiten."

Rebſamen.

Vater Johann Rudolf Meyer.

1739—1813.

[Quellen: Denkſchrift von Ernſt Auguſt Evers, Aarau 1815, und Biographie von E. Zſchokke, Aarau 1874.]

Meyer war der Sohn eines armen Weißgerbers in Aarau, der in beſtändiger ökonomiſcher Noth die Seinigen kaum gehörig nähren und kleiden konnte. Weil die damaligen Stadtſchulen noch dürftig beſtellt waren und der wißbegierige Knabe nach mehr, als ihm dieſelben bieten konnten, verlangte, nahm ſich ſeiner eine wohlwollende Baſe an, ließ ihm Privatunterricht ertheilen und ſorgte dafür, daß er durch Tauſch für ein Jahr nach Lauſanne kam, um Franzöſiſch zu lernen. Heimgekehrt verdiente er anfangs kärgliche Löhnung mit Anſtreichen von Stubenwänden, kam dann aber bald als Lehrling in die Seidenbandfabrication des Hrn. Brütel in Schafisheim. Als er in der Folge häufige Geſchäftsreiſen für dies Haus zu machen hatte, traf es ſich zufällig, daß er in Baſel bei einem Krämer eine Art grauen Tuches vorfand, welches zu jener Zeit ein beliebter Modeartikel war. Raſch entſchloſſen kaufte er ſich etliche Stücke davon und begann nun mit Beihülfe ſeiner ältern Schweſter ein eigenes kleines Geſchäft in Aarau. Damit gründete er ſein Glück, denn allmälig wuchs ſein Händelchen zu einem ausgedehnten Handel, wobei er, nachdem ihm ſein früherer Principal das Schafisheimer Geſchäft kaufweiſe abgetreten hatte, ſein Hauptaugenmerk wieder hauptſächlich auf die Seideninduſtrie richtete. Im Laufe der Jahre wurde er der reichſte — man ſchätzte ſein Vermögen auf eine Million — und zugleich der um ſeines Fleißes und ſeiner Biederkeit willen geachtetſte Mann der Stadt. Dabei blieb er ſtets bei der einfachen Lebensweiſe ſeiner Jugend; für ſich ſelbſt brauchte er wenig, für Arme und Nothleidende warf er dagegen große Summen aus. Er betrachtete in ſeinem alt-frommen Sinne das erworbene Gut, wie er zu ſagen pflegte, nur als ein „Darleihen Gottes, das er für Andere zu verwalten habe!"

Digitized by Google

Da er zugleich vom edelſten Patriotismus beſeelt war, beſchränkte er ſein gemeinnütziges Streben nicht blos auf den engen Kreis ſeines Heimatortes: — das Vaterland ward ſein Alles! Wir zählen hier in Kürze einige ſeiner denkwürdigſten Leiſtungen auf:

Zuerſt beſchäftigte er ſich mit der Veredlung der Landwirthſchaft, beſonders des Weinbaus in der weiten Umgegend. Er ſelbſt legte Weingärten an und unterrichtete die Bauern in dieſer bisher unbekannten oder doch nicht rationell betriebenen Kunſt. — Dann ſandte er Geometer aus zur Vermeſſung des Jura und Alpengebirges und ließ von einzelnen Partien Reliefe anfertigen, von denen Eines ſich noch auf dem Kunſtmuſeum in Berlin befindet. — Das war aber nur der Vorläufer einer noch größern Unternehmung. Durch eine Anzahl von ihm beſoldeter Ingenieure ließ er die ganze Schweiz vermeſſen und die Berghöhen beſtimmen; dann vertraute er die Zeichnungen dem Grabſtichel vorzüglicher Künſtler. So entſtand der „Meyer'ſche Schweizeratlas“ in 16 Blättern; das erſte Blatt erſchien 1797; das Ganze wurde erſt in ſechszehn Jahren vollendet. Iſt dieſes Werk nun auch durch die berühmte Schweizerkarte des General Düfour weit übertroffen, ſo bleibt unſerm Meyer doch das unbeſtreitbare Verdienſt, Bahn gebrochen und für die damaligen Verhältniſſe Vorzügliches geleiſtet zu haben. — Allein nicht nur die geographiſchen Verhältniſſe des Landes wollte er zur Darſtellung bringen, ſondern auch die darin wandelnden Volksſtämme in der Verſchiedenartigkeit ihrer äußern Erſcheinung. Darum übertrug er dem genialen Maler Reinhard von Luzern, Perſonen und Trachten zu malen, und es gelang demſelben mit markigen Pinſelſtrichen, getreu bis zur Porträtähnlichkeit, Charakterfiguren aus allen Gegenden der Schweiz auf die Leinwand zu zaubern. Die Sammlung dieſer 136 Oelgemälde befindet ſich gegenwärtig auf dem Bundesrathhauſe in Bern.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Meyer als Präſident der helvetiſchen Geſellſchaft der Erſte war, welcher bei einer Verſammlung in Olten im Jahr 1792 zur Rettung der verſumpften Gelände zwiſchen dem Wallenſtatter- und Zürcherſee aufrief. Seine zündenden Patriotenworte bewirkten, daß der edle Zürcher Konrad Eſcher an die Ausführung des großartigen Werkes gieng, welches, durch die helvetiſche Staatsumwälzung unterbrochen, erſt 1807 thatkräftig an Hand genommen und nach langen Mühſalen zu glücklichem Ende gebracht werden konnte. Ebenſo erinnern wir uns gerne daran, daß Meyer, welcher zur Zeit der Helvetik in den Senat der Republik gewählt wurde, dem im Jahre 1798 von den Franzoſen verheerten Ländchen Nidwalden die menſchenfreundlichſte Hülfe brachte. Große Wagenladungen von Frucht und Mehl, Kleidungsſtücken und Betten giengen von Aarau nach der Jammerſtätte ab, und für

Digitized by Google

die Verſorgung ſo vieler verwaister Kinder wurden von ihm die ſchleunigſten Maßregeln ergriffen. Das Gleiche geſchah ein Jahr darauf nach dem großen Brande von Altorf und dann wieder nach den Verwüſtungen, welche die Kämpfe der Franzoſen und Oeſterreicher in Glarus zurückließen.

So erhebend alle dieſe Erinnerungen auch ſind, würden ſie dennoch nicht hinreichen, um dem von der Nachwelt noch immer unter dem Namen „Vater Meyer" gefeierten Manne auch in dieſen vorzugsweiſe der Darſtellung des pädagogiſchen Wirkens beſtimmten Blättern einen Ehrenplatz zu ſichern, wenn wir hier nicht noch Meldung thun könnten von ſeinen hochherzigen Beſtrebungen auf dem Gebiete des Erziehungsweſens. Schon früher hatte er als Mitglied mehrerer Beamtungen in ſeiner Vaterſtadt, eingedenk der Vernachläſſigung, die er ſelbſt in der eigenen Jugend erfahren, und die ihm ſoweit nachgieng, daß er nie ganz orthographiſch richtig zu ſchreiben vermochte, den Schulen der Gemeinde eifrigſte Aufmerkſamkeit gewidmet. Viele ſehr weſentliche Verbeſſerungen giengen von ihm aus. Als nun aus den Stürmen der Revolution ein neuer Kanton Aargau hervorgegangen war — vorerſt nur aus den von Bern abgefallenen, reformirten Landestheilen beſtehend — erkannte er deutlich, daß ſich dies Gemeinweſen nicht anders aus der Zerrüttung aller Verhältniſſe erheben könne, als durch Heranbildung talentvoller Jünglinge zur wiſſenſchaftlichen Tüchtigkeit. So entſprang im Jahre 1801 bei Meyer der Gedanke an Gründung einer Kantonsſchule mit gymnaſialer Einrichtung. Mit großer Energie ſchritt er alsbald zur That. Er ſelbſt zeichnete eine bedeutende Summe zur Bildung des nöthigen Fonds und andere wohlhabende Bürger folgten begeiſtert ſeinem Beiſpiele. Raſch waren 6982 Franken damaliger Währung als jährliche Beitragsſumme zugeſichert; mehrere kenntnißvolle Männer erboten ſich, weil vorläufig nur wenige Lehrer mit Beſoldungen angeſtellt werden konnten, zur Ertheilung von unentgeltlichem Unterricht, und ſchon den 6. Jänner 1802 wurde die neue Anſtalt mit über 40 Schülern in feierlicher Weiſe eröffnet. Meyer hielt die Einweihungsrede, welche noch immer als Beweis ſeines einfachfrommen Biederſinnes wie ſeiner unbegrenzten Liebe zum Vaterland aufbewahrt und in Ehren gehalten wird. Er konnte nur noch wenige Jahre Zeuge vom Aufblühen ſeiner letzten und ohne Zweifel ſegensreichſten Stiftung bleiben; die körperlichen Kräfte ſchwanden allmälig; er gieng immer ſeltener noch hinaus in ſeinen geliebten Weinberg jenſeits der Aare; aber ſo oft er es that, ſammelte ſich auf der Gaſſe gleich eine Schaar Kinder, um ihn zu begrüßen, denn er war, wie durchs ganze Leben ein echter Menſchenfreund, ſo bis zum Tode der treuſte Jugendfreund!

* * *

Digitized by Google

Da hier von der aargauiſchen Kantonsſchule die Rede iſt, erlaube ich mir noch einige Namen von Lehrern und Vorſtehern derſelben anzuführen, welche es verdienen, niemals vergeſſen zu werden:

Ernſt Auguſt Evers von Hannover, geboren 1779, war Rector der Schule von 1804—1816. Ein ausgezeichneter Schulmann, nur in ſeinem Verfahren etwas dictatoriſch; die philologiſchen Fächer galten ihm als Hauptſache, die übrigen, ſelbſt Geſchichte und Geographie, blieben lange nur geduldete Stiefkinder der Anſtalt; auch hielt er die andern Lehrer für bloße Stundengeber, ſich ſelbſt für das Centrum, die Seele des Ganzen. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb erreichte die Anſtalt raſch eine Höhe, die ſie über die meiſten weit ältern und zum Theil auch ſchon veralteten Gymnaſien der damaligen Schweiz ſtellte. Obwol in Aarau mit dem Bürgerrechte beſchenkt, folgte er ſpäter dennoch einem Rufe an die Ritterakademie in Lüneburg, wo er 1823 ſtarb.

Franz Xaver Bronner von Höchſtädt im ehemaligen Fürſtenthum Pfalz-Neuburg an der Donau. Geb. 1758, geſt. 1850, Sohn eines Zieglerknechts, kam wegen ſeiner ſchönen Stimme früh als Chorknabe in die Benedictiner-Abtei Donauwörth, verlebte dort eine regelloſe Jugend, die er in ſeiner Selbſtbiographie (beim Aargauer-Publicum „Bronners Uffführig" geheißen) ſchilderte und entfloh dann, vom Kloſterleben angeekelt, in die Schweiz. In Zürich veröffentlichte er ſeine Fiſcheridyllen und erhielt im Jahre 1799 eine kleine Beamtung auf der helvetiſchen Staatskanzlei. Wegen ſeiner bedeutenden Kenntniſſe in Mathematik und Phyſik wurde er 1804 zum Profeſſor dieſer Wiſſenſchaften an der aargauiſchen Kantonsſchule erwählt. Im Jahre 1810 von der ruſſiſchen Regierung an die Univerſität Caſan berufen, blieb er dort ſieben Jahre, kehrte dann aber nach Aarau zurück, wo er ſeine frühere, ihm lieb gewordene Stellung wieder einnahm. Er war ein ſehr anregender und geſchickter Lehrer, dem ſeine einſtigen Schüler noch immer Dank wiſſen. Als er zu altern begann, übertrug ihm die Regierung das Amt eines Archivars und Bibliothekars, welches er mit der pünktlichſten Gewiſſenhaftigkeit bis wenige Jahre vor ſeinem Tode verwaltete.

Dr. Rudolf Rauchenſtein von Brugg, geb. 1798, geſt. 1879, ſtudirte in Breslau unter Paſſows Leitung Philologie, verweilte dann einige Zeit als Lehrer in Hofwyl, der großartigen Schöpfung Fellenbergs, und wurde 1821 Profeſſor an der Kantonsſchule in Aarau. Seine vorzügliche ſchulmänniſche Tüchtigkeit, ſowie beſonders auch ſein organiſatoriſches Talent zeigten ihn bald der höchſten Schulſtellung würdig; er verwaltete das Rectorat mit wenigen Unterbrechungen von 1825 an bis 1865. Das große Anſehen, das er genoß, bewog den Wahlkreis Brugg ihm zu Anfang der politiſch

Digitized by Google

tieferregten Dreißigerjahre das Mandat eines Mitgliedes des Großen Rathes zu ertheilen. Hier zeigte er sich fortan, besonders wenn Schulangelegenheiten zur Sprache kamen, als gewandten und stets schlagfertigen Redner, und, obwol er damals noch der sogenannten aristokratischen Partei angehörte, stimmte er dennoch öfter bei großen Entscheidungsfragen, wo es sich über Wohl und Wehe der Zukunft handelte, patriotisch-entschlossen mit seinen sonstigen Gegnern. In der Folge siegte diese versöhnliche Stimmung so sehr über sein ganzes Wesen, daß er in den letzten Jahrzehnden seines Lebens füglich zu den Liberalen gezählt werden durfte. — Außer in der Schule und im Rathsaale bewährte er seine geistige Gediegenheit auch auf dem Felde der Schriftstellerei. Das bewiesen seine zahlreichen Aufsätze, meist historischen und biographischen Inhalts, in den jährlich ausgegebenen Schulprogrammen und ganz vorzüglich seine gelehrten Arbeiten über altgriechische Litteratur und Geschichte (Demosthenes, Lysias, Sophokles, Pindar u. s. w.). Letztere verbreiteten seinen Ruf auch im Auslande und die namhaftesten Philologen der Zeit anerkannten seine Verdienste. Die Universität Basel zeichnete ihn durch Schenkung des Doctorgrades honoris causa aus, und an seinem 25jährigen Dienstjubiläum, begangen von seinen dankbaren Schülern, ließ ihm die aargauische Regierung feierlich die große goldene Verdienstmedaille des Kantons überreichen, zugleich mit der Ankündigung einer Gehaltserhöhung; die Stadt Aarau überraschte ihn mit Schenkung des Bürgerrechtes und seine Vaterstadt Brugg ließ ihm durch eine Deputation eröffnen, daß sein Bild, durch einen namhaften Künstler gemalt, fortan den Saal ihres Rathsgebäudes schmücken werde. Im Jahre 1865, als er die Abnahme seiner Kräfte zu fühlen begann, resignirte er zwar von seiner Stelle, blieb aber noch immer innig mit seiner Schule verbunden, und brachte so als freundlicher Greis seinen Lebensabend in otio cum honore zu, bis ihn am 7. Jänner 1879 ein Schlagfluß schmerzlos hinwegnahm. — Wir verweisen hier noch auf die als Beigabe zum Schulprogramm von 1880 erschienene, sehr anziehende Schilderung seines Lebens und Wirkens, verfaßt von Prof. Dr. Franz Fröhlich.

Außer Obigen nennen wir unter den gewesenen Professoren der Kantonsschule noch folgende von besonderer Auszeichnung: Kortüm, den berühmten Historiker, nachmals an der Hochschule Heidelberg; Gerlach, nachher in Basel; Ernst Münch von Rheinfelden, als königlich württembergischer Bibliothekar in Stuttgart gestorben; den geistvollen August Follen; Mich. Traugott Pfeiffer; Dr. Heinr. Kurz; Mooßbrugger, den frühern Lehrer des Prinzen Louis Napoleon auf Arenaberg; Dr. Fleischer, nachher Director der württembergischen landwirthschaftlichen Akademie

Digitized by Google

Hohenheim; Dr. Mager, den bekannten Schulschriftsteller; Dr. Volley, nachher Director des Polytechnikums in Zürich; Dr. Uhlig, nachher in Heidelberg.

E. Zschokke.

Jakob Nüsperli.

1756—1835.

[Quellen: Bronner, Der Kanton Aargau. St. Gallen und Bern, 1844. — Didascalia. Frankfurt a. M. 1863.]

Nüsperli, über ein halbes Jahrhundert Pfarrer in Kirchberg bei Aarau, war 1799—1803 Präsident des aargauischen Erziehungsrathes und wirkte in dieser Stellung wesentlich mit zur Verbesserung mancher veralteten Schuleinrichtungen. Schon früher hatte er die Gründung eines Cadettencorps in Aarau betrieben, des ersten in der Schweiz. Der Gedanke dazu war 1788 von der schweizerischen Militärgesellschaft ausgegangen, welche sich in Aarau zu versammeln pflegte. Hauptsächlich den eifrigen Bemühungen jenes Mannes gelang es, den Gedanken zur schnellen Ausführung zu bringen, so daß schon im nächstfolgenden Jahre eine uniformirte und mit Gewehren versehene jugendliche Schaar vor der Gesellschaft aufmarschiren konnte. Anfangs hatten Private die erforderlichen Geldmittel beigesteuert; durch Beschluß vom 4. Mai 1795 erklärten „Räth und Burger" der Stadt das Corps zu einem öffentlichen Institute, welches unter die Obhut der Schulbehörde gestellt wurde. Die Grundidee dabei war: Weckung des republicanischen Gemeingeistes bei der Jugend zugleich mit körperlicher Abhärtung, Alles unter strenger militärischer Disciplin. Die Stiftung wurzelte sich bald so tief in alle Aarauer Verhältnisse ein, daß sie noch heute in flore besteht und noch immer als wichtiges Bildungsmittel der männlichen Jugend gilt. Als im September 1798 das helvetische Directorium von Aarau schied, um nach Luzern zu übersiedeln, gaben ihm die Cadetten das Ehrengeleite bis ans Weichbild der Stadt und salutirten mit 20 Kanonenschüssen, was ehrenvolle Erwähnung in den Acten jener Behörde fand. In der Folge verbreitete sich die Einrichtung in andere Städte des Kantons und auch der übrigen Schweiz. Wiederholt fanden Zusammenzüge statt, wol am großartigsten 1856 in Zürich, wo aus der ganzen Mittel- und Ostschweiz, selbst aus dem ennetbirgischen Tessin, 2262 Jünglinge in Waffen zusammenkamen und auf dem Schlachtfelde von 1799 die Kämpfe jener Tage darstellten. Selbst nach Deutschland hinüber gieng der Impuls: Frankfurt a. M., Stuttgart und andere Städte führten ebenfalls „Jugendwehren" ein, wie man sie dort nannte,

Digitized by Google

bei ſich ein, jedoch nur für kurze Dauer. Nach dem ſiegreichen Feldzuge Preußens anno 1866 wurden ſie überall wieder aufgehoben, wahrſcheinlich wegen ihrer allzu republicaniſchen Tendenz. Ein prächtig geſticktes Banner, das die Aarauer ihren Frankfurter Brüdern zum Andenken an einen Beſuch der Letztern in der Mutterſtadt der Cadettencorps geſchenkt hatten, wurde als Siegestrophäe nach Berlin geführt. E. Zſchokke.

Ludwig Rahn.

1770—1836.

[Quellen: Bronners „Aargau" St. Gallen und Bern 1844. — Schriftliche Mittheilungen des Sohnes J. Rahn, geweſenen Pfarrers in Zofingen.]

Die Gebrüder Heinrich und Jakob Rahn gründeten in den Achtzigerjahren des vorigen Seculum eine Erziehungsanſtalt in Aarau. Der Sohn des Erſtgenannten, Ludwig Rahn, übernahm die Leitung derſelben als junger Candidat der Theologie von 1793 an, folgte dann aber einem Rufe der Regierung zum Pfarrer nach Entfelden. Die Bedeutung jener Anſtalt war um ſo größer, als es dazumal nur ſelten Inſtitute in der deutſchen Schweiz gab, wohin beſſerſituirte Familien ihre Söhne zu höherer wiſſenſchaftlicher Erziehung unterbringen konnten. Sie wurde daher auch aus der Nähe und Ferne viel beſucht und fand ſelbſt bei den helvetiſchen Behörden, als dieſelben zu Aarau tagten, rühmliche Anerkennung. Das Directorium wünſchte nämlich in einer Botſchaft vom 19. Mai 1798 an den Großen Rath, es möchte das Inſtitut in das leer ſtehende Schloß Biberſtein verlegt werden, damit in dem Rahn'ſchen Hauſe Canzleien eingerichtet werden könnten. Allein der Vorſchlag wurde aus dem Grunde abgelehnt, weil die Nähe dieſes Hauſes manchem Repräſentanten für ſeine Kinder höchſt willkommen ſei.

Auch nach ſeiner Ernennung zum Pfarrer in Entfelden und ſpäter (1813) in Windiſch nahm ſich Ludwig Rahn fortwährend mit großer Liebe der Jugendbildung an. Als es ſich in dem neu geſchaffenen Kanton Aargau darum handelte, tüchtige Schulmeiſter für die vielen verwaisten oder ſonſt vernachläſſigten Schulen heranzuziehen, übernahm er voll hoher Begeiſterung einen Theil dieſer Aufgabe. Es wurden zwei nach der Confeſſion getrennte Bildungscurſe angeordnet, von denen der Eine unter Rahn's, der Andere unter der Leitung eines katholiſchen Geiſtlichen, Pfarrer Frei, ſtand. In ihre

Digitized by Google

Fußſtapfen trat einige Jahre darauf der um das Unterrichtsweſen des Kantons vielverdiente Michael Traugott Pfeiffer. Lange Jahre wirkte Rahn dann noch als Mitglied der höhern Schulbehörden viel Gutes und Löbliches, ſo daß ihm in dieſer pädagogiſchen Revüe ebenfalls ein Ehrenkranz gebührt!

E. Zſchokke.

Michael Traugott Pfeiffer.

1771—1849.

[Quellen: Bronners „Aargau". St. Gallen und Bern, 1844. — Mendels muſicaliſches Converſationslexicon. Berlin 1877. — J. Müllers: „Aargau". Zürich und Aarau. 1871.]

Pfeiffer wurde in einem Dorfe unweit Würzburg geboren, wo ſein Vater Organiſt und Cantor war. Da der Knabe von früh an große muſicaliſche Begabung zeigte, wurde der würzburgiſche Fürſtbiſchof von Erthal auf ihn aufmerkſam, ließ ihn ſtudiren und beſtimmte ihn zu ſeinem künftigen Privatſecretär. Allein im Rathe der Vorſehung war es anders beſtimmt. Eine gutherzige Verwandtin hatte bei der glücklichen Geburt des Knaben gelobt, aus Dank gegen Gott den Schleier zu nehmen, und trat in ein Kloſter zu Solothurn. Das war dann auch der Grund, warum der junge Pfeiffer zur Fortſetzung ſeiner Studien im Jahr 1792 ebenfalls nach Solothurn kam, und die Schweiz von nun an ſeine Heimat wurde, welcher er bis zum Tode getreu blieb. Einige Zeit begab er ſich nach Morges, um franzöſiſch zu lernen. Inzwiſchen hatten die Kriegsereigniſſe nach dem Einmarſch der Franzoſen in Deutſchland ſeinen bisherigen edeln Gönner in Würzburg der Mittel beraubt, noch länger für ihn zu ſorgen. Pfeiffer kehrte nach Solothurn zurück, wo ihm Freunde die erſte Stelle eines Secretärs in der dortigen Verwaltungskammer verſchafften. Allein dieſe Büreau-Beſchäftigungen genügten dem höher ſtrebenden jungen Manne nicht; ſeine Beſtimmung und ſeine Sehnſucht war der Jugendunterricht. Daher führte ihn das Verlangen, die Methode Heinrich Peſtalozzis genauer kennen zu lernen, im Jahr 1801 nach Burgdorf, wo Letzterer damals ſeine Erziehungsanſtalt leitete. Zwei Jahre blieb Pfeiffer bei ihm und richtete hier den Geſangunterricht nach den Grundſätzen ſeines großen Lehrers ein. Nach Solothurn zurückgekehrt, gründete er eine Knabenſchule, welche jedoch von Anfang an heftige Anfeindungen zu erdulden hatte, bis ſie nach nur einjährigem Beſtande von der ſolothurniſchen Regierung, welche zugleich die peſtalozziſche

Digitized by Google

Methode im Kantone verbot, durch Decret vom Mai 1804 aufgehoben wurde. Pfeiffer mußte sogar die Stadt verlassen und fand, förmlich auf die Gasse gestellt, Zuflucht wieder bei seinem getreuen Vater Pestalozzi.

Ein Glück für den so schmählich Verfolgten war, daß man im Aargau toleranter dachte. Er meldete sich auf eine Lehrstelle an der Secundarschule in Lenzburg und erhielt sie. Ihm öffnete sich damit in der freundlichen Stadt ein Wirkungskreis, welcher lange Jahre gesegnet fortbestand. Zuerst als Lehrer, dann auch als Rector der Anstalt, leistete er Vortreffliches, und weil er bald als einer der bedeutendsten Pädagogen des Landes anerkannt wurde, übertrug ihm der Kantonsschulrath noch andere wichtige Aufgaben. Im Aargau befand sich das Volksschulwesen stets noch auf sehr niedrigem Standpunkte. Während zwar in den meisten Städten schon seit Alters her sogenannte Lateinschulen eingerichtet waren, fehlte der Jugend auf den Dörfern jeder Unterricht oder war doch aufs Dürftigste bestellt. Nun hatte die erst kürzlich vorgegangene helvetische Staatsumwälzung mit ihren großen Erfahrungen einen neuen Geist geweckt. Die Einsichtsvollern der Nation sahen ein, daß das Heil des Vaterlandes nur dann gedeihen könne, wenn höhere Bildung das Volk erleuchte. Besonders in dem erst wenige Jahre zuvor durch die Mediationsacte Napoleons geschaffenen Kanton Aargau regte sich ein rühmlicher Wetteifer, die Jugend des jungen Staates zu tüchtigen Bürgern heranzuziehen. Allein noch gebrach es überall an den erforderlichen Mitteln dazu; hauptsächlich fehlten die Lehrer. Es mußten erst talentvolle Jünglinge dafür geworben und unterrichtet werden. Zur Ausführung oder wenigstens für den Beginn dieses Unternehmens schien Niemand geeigneter, als Pfeiffer. Freudigen Muthes folgte er dem an ihn ergangenen Rufe. Zuerst im Jahre 1808, dann wiederholt in den kommenden Jahren bis 1820 sammelte er Schaaren von je etwa einem Dutzend Schülern um sich und leitete sie, während er selbst daneben die eigene Schule fortbesorgte, zum Lehramte an. Die Curse dauerten jeweilen nur einige Monate; am Schlusse wurden dann regelmäßig Prüfungen abgehalten, welchen Abgeordnete der obersten Schulbehörde beiwohnten. Seinem Beispiele folgten bald auch andere für ein idealeres Volksleben begeisterte Männer. So befriedigend diese Versuche in der Regel ausfielen, genügten sie dem allgemeinen Bedürfnisse doch noch lange nicht. Ihr Hauptgewinn bestand darin, daß sie trotz allem Widerstand und allem Geschrei der Widersacher eine erste Bahn brachen, die sich nun immer weiter öffnen sollte. Aber es gieng damit sehr schwer und langsam. Erst im Jahre 1822 gelang ein vollständiger Sieg durch Gründung eines kantonalen Lehrerseminars, zu dessen Leitung ebenfalls ein Ausländer, Philipp Rabholz, ein Geistlicher aus dem Großherzogthum Baden, berufen wurde (vergl. dessen nachfolgende Biographie).

Digitized by Google

Wenn dieſe Beſtrebungen allein die Kraft jedes Andern vollſtändig in Anſpruch genommen hätten, ſo genügten ſie dem lebhaften Geiſte Pfeiffers nicht. Er war ja auch feingebildeter Muſiker. Schon in Solothurn war er, ſo lange er dort wohnen durfte, der Mittelpunkt des ganzen muſicaliſchen wie auch theatraliſchen Lebens geweſen. Das Gleiche geſchah nun wieder in Lenzburg. Er wußte als Muſiklehrer und Capellmeiſter die Bürgerſchaft, beſonders aber die Jugend, für die edle Kunſt zu begeiſtern, ſo daß es damals weit und breit keinen andern Ort gab, wo ſich dieſelbe einer ſolchen Pflege, eines ſo herrlichen Aufſchwungs erfreute. Oefter veranſtaltete er mit ſeinen Sängern und Sängerinnen Concerte, welche ſelbſt von Aarau, Zürich und anderwärts her zahlreich beſucht wurden; ſo z. B. führte er den 19. Juni 1842 (alſo in der zweiten Periode ſeines Lenzburger Aufenthaltes) das Oratorium „Paulus" von Mendelsſohn-Bartholdy in ſo gelungener Weiſe auf, daß dieſe Leiſtung noch jetzt in den aargauiſchen Annalen eine ehrenvolle Erinnerung einnimmt. Dabei war er als Componiſt und muſicaliſcher Schriftſteller unermüdlich thätig. In dieſer Zeit ſchloß er innige Freundſchaft mit Hans Georg Nägeli von Zürich. Beide arbeiteten gemeinſchaftlich mit einander und hielten zu dieſem Zwecke öftere Zuſammenkünfte in einem freienämteriſchen Gaſthauſe, das halbwegs zwiſchen Lenzburg und Zürich lag. Pfeiffer befolgte eine eigene Methode im Muſikunterrichte, welche den Schülern die Anfangsgründe weſentlich erleichterte, was Nägeli in der Schrift: „Die peſtalozziſche Geſangbildungslehre nach Pfeiffers Erfindung" näher darlegte. Ferner erſchien unter dem Namen beider Freunde ein „Muſik-Tabellenwerk für Volksſchulen zur Heranbildung für den Figuralgeſang", Zürich 1828. — Die Lieder, welche er componirte und wozu er den Text meiſt ſelbſt dichtete, ſprechen durch ihre Lieblichkeit an und ergreifen zumal die Gemüther der Jugend durch den reinen Adel der Geſinnung und durch das Feuer, das ſie durchweht. Eine große Zahl derſelben erſchienen mit in den Schul- und Volksgeſängen, welche Nägeli herausgab, ſowie in andern Sammlungen. Sie erklangen oft in den ſchweizeriſchen Schulen und erklingen noch heute häufig in Kreiſen froher Menſchen. Wir erinnern beiſpielsweiſe an die Lieder: „Wir fühlen uns zu jedem Thun entflammet" — „Wer, wer iſt groß?" u. ſ. w. Wo in einem Geſchichtswerke von der erſten allgemeinen Weckung und Belebung des Volksgeſanges als eines eminenten Mittels zur Volksbildung im Schweizerlande die Rede iſt, da werden ſtets die Namen des Dioscurenpaares Nägeli und Pfeiffer, als zweier helleuchtender Sterne, voranſtehen!

Zur Anerkennung ſeiner ſo außerordentlichen Thätigkeit ſchenkte ihm der Große Rath das Kantonsbürgerrecht, nachdem er zuvor in der kleinen Gemeinde Kallern im Bezirke Muri das Ortsbürgerrecht erhalten hatte. Die

Digitized by Google

ihm zugedachte Stelle eines ersten Directors an dem im Jahr 1821 neuerrichteten Lehrerseminare lehnte er ab. Von 1822—32 finden wir ihn dagegen als Professor und wiederholt auch als Rector an der aargauischen Kantonsschule in Aarau. Sein Lehrfach war Philologie und unter den Classikern des Alterthums galt ihm Horatius vor Allen hoch. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich stets noch aus seiner eigenen Jugend gerne daran, mit welcher Begeisterung der gemüthreiche und selbst so tief poetisch angelegte Docent die Carmina des römischen Dichters erklärte. Auch in Aarau setzte er seine musicalische Wirksamkeit fort, und wenn die Erinnerung daran jetzt auch schon mehr in den Hintergrund getreten ist, darf doch mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß seine Anregungen sehr folgenreich für die Zukunft wurden. Wir verweisen zumal auf ein aus jener Saat hervorgegangenes Blüthenreis schönster Art, den heutigen Cäcilienverein in Aarau, welcher schon wiederholt an allgemein-schweizerischen Sängertagen Lorbeeren einerntete.

Ein erschütternder Schlag traf den edeln Pfeiffer durch den Tod seiner geliebten Gattin, davon er sich nie mehr ganz erholte. Er entsagte der Lehrstelle am Gymnasium, konnte aber noch vermocht werden, den Gesangunterricht am Lehrerseminar in Aarau fortzusetzen, welchen er neben seiner Professur seit Jahren schon ertheilt hatte. Bei der Verlegung der Anstalt nach Lenzburg 1836 folgte er ihr dorthin und zwar um so lieber, als sein Schwiegersohn, Augustin Keller, die Direction derselben übernommen hatte, und er sich so eines trauten Familienkreises erfreuen konnte. Während dieses zehn Jahre dauernden zweiten Aufenthaltes in Lenzburg war wieder Musik sein Eins und Alles. Wir haben bereits schon oben eines Concertes erwähnt, welches einen Lichtpunkt jener Tage bildete. Als darauf im Jahr 1846 das Seminar in die Räumlichkeiten der ehemaligen Abtei Wettingen übersiedelte, zog er mit den Seinigen ebenfalls hin, allein die beginnende Altersschwäche hinderte ihn nun mehr und mehr an der Erfüllung der Aufgaben, welchen er sein Leben geweiht hatte. Nur noch manchmal griff er in einsamen Stunden zu seiner Violine, auf welcher er durch Uebung von Jugend an große Meisterschaft erlangt hatte, und ergieng sich in ergreifenden Phantasien, bis zuletzt der Fidelbogen den müden Händen entfiel und sein Leben wie ein verklingender Wohllaut ins Ueberirdische entschwebte (20. Mai 1849).

Pfeiffer, welcher der Schweiz und insbesondere dem Aargau als Adoptivsohn größere Dienste geleistet hat, denn wol mancher der Eingeborenen, verdiente mit Recht ein würdigeres Ehrendenkmal, als nur diese kurze lebensgeschichtliche Skizze. Hoffen wir, daß ihm bald ein Solches von einem Musikverständigen, in dessen Brust zugleich ein ebenso warmes Herz für Jugendbildung schlägt, gesetzt werden möge!

E. Zschokke.

Digitized by Google

Philipp Rabholz.

1782—1842

[Quellen: Schulprogramme. — Das aargauiſche Staatsarchiv. – „Der Aargau. Seine politiſche, Rechts-, Cultur- und Sittengeſchichte“ von J. Müller.]

Nachdem im Jahre 1803 durch die Mediationsacte Napoleons der Kanton Aargau gegründet worden war, — beſtehend aus dem altbernerſchen Landestheil vom Rothbach an bis zum Zuſammenfluß der Aare, Reuß und Limmat, den Freienämtern nebſt der ehemaligen Grafſchaft Baden und dem bisher öſterreichiſchen Frickthale — galt es, den jungen Haushalt zu beſtellen. Es geſchah unter Ueberwindung mannigfaltiger Schwierigkeiten. Namentlich lag die allgemeine Volksbildung noch tief im Argen; hie und da, beſonders in den katholiſchen Gegenden, beſtanden noch gar keine Schulen; an auch nur einigermaßen vorbereiteten Lehrern war großer Mangel. Der friſche patriotiſche Geiſt, der zu jener Zeit manches edlere Gemüth durchflammte, ſuchte alsbald nach Abhülfe. Schon in den erſten Jahren der neuen Staatsſchöpfung finden wir einzelne Männer, welche ſich um die Heranziehung junger Leute zum Lehrerberuf emſig bemühten, darunter den hochverdienten Pfarrer Rahn von Entfelden, den Lehrer Bircher in Küttigen und einen Theil der Geiſtlichkeit im katholiſchen Frickthale, wo noch immer die einſt von Joſeph II. geſtifteten ſogenannten Trivialſchulen fortbeſtanden. Der Schulrath des Kantons förderte mit rühmlichem Eifer dieſe Unternehmungen und ordnete nach der Confeſſion getrennte Bildungscurſe an. Der günſtige Erfolg, der unter Rahn und Frei (nach der Confeſſion getrennt) eingerichteten Bildungscurſe ermuthigte zur Fortſetzung; im Jahre 1808 wurde dem tüchtigen Meiſter Michael Traugott Pfeiffer in Lenzburg, einem Schüler Peſtalozzis, das Werk übertragen. Derſelbe unterrichtete während eines Vierteljahres 12—14 Lehramtscandidaten, und die Prüfung, welche Letztere im Auguſt des genannten Jahres vor der Behörde ablegten, fiel über alle Erwartung befriedigend aus. Schon jetzt tauchte der Gedanke an Stiftung eines eigenen kantonalen Seminars auf; allein das Mißtrauen im Volke gegen eine ſolche „revoluzeriſche“ Erſcheinung war noch zu groß und mächtig; kaum gelang es, einen zweiten und dritten Curs in Lenzburg durch Pfeiffer abhalten zu laſſen. Im Jahre 1810 verſuchte der Schulrath einen andern Weg, indem er in den einzelnen Bezirken kleinere Schullehrer-Bildungs-Anſtalten ins Leben rief, welche meiſt unter geiſtliche Aufſicht geſtellt wurden. Unter denſelben erwarb ſich beſonders jene von Brugg, welche der Proviſor Emanuel Fröhlich, Vater des Dichters Fröhlich,

Digitized by Google

leitete, einen hohen Ruf; sie ward selbst von auswärts her besucht. Jedoch genügten alle diese Nothbehelfe den Bedürfnissen noch lange nicht; die Anzahl der verfügbaren Lehrer blieb zu klein und der Unterricht war nicht gründlich und umfassend genug. Da sich indessen die öffentliche Meinung mehr und mehr mit jener Neuerung versöhnt hatte, wagten es die Behörden im Jahre 1817 mit einem Gesetze über Erstellung einer einheitlichen Lehrerbildungsanstalt hervorzutreten, welche in einem Staatsgebäude mit gemeinschaftlichem Haushalte errichtet werden sollte. Auch jetzt noch verzögerte sich die Ausführung; es mußten mehrfache Modificationen im Gesetze vorgenommen und namentlich für einmal noch die Bestimmungen über Behausung in einem Staatsgebäude daraus weggelassen werden. Erst 1822 erfolgte der Vollzug des Decretes mit anfänglicher Dotirung von Fr. 6000 a. W.; die feierliche Einweihung der Anstalt — ohne Zweifel eine der ersten dieser Art in der Schweiz — fand den .16. September statt. Sie erhielt in einem Privathause zu Aarau Unterkunft; zu ihrem Vorsteher wurde der Badenser Philipp Nabholz (von Villingen im Schwarzwald) berufen.

Nabholz erhielt seine erste wissenschaftliche Vorbildung in der Benedictinerabtei zu Villingen und trat dann, 18 Jahre alt, als Novize ins Kloster Tannbach. Das Klosterleben widerte ihn jedoch bald an; es war in der Franzosenzeit; ein dort einquartirter französischer Dragoner-Oberst fand Wohlgefallen an dem strebsamen jungen Menschen und ermuthigte ihn, als Rekrute in seine Schwadron einzutreten. Allein es zeigte sich, daß seine körperliche Kraft für die militärische Laufbahn nicht ausreiche; er wurde auch hier wieder entlassen und trat nun eine Zeit lang bei einem Chirurgen in die Lehre. Das Aderlassen und Zähne-Ausziehen behagte ihm indessen ebensowenig als früher der Chordienst im Kloster. Immer klarer wurde ihm, daß seine eigentliche Bestimmung der Lehrerberuf sei, und, als ihn ein früherer Lehrer darin bestärkte, gieng er 1802 zur Fortsetzung seiner unterbrochenen Studien nach Freiburg im Breisgau, wo er sich, weil er von Hause aus arm war, kümmerlich genug durchhelfen mußte. Er gab Privatstunden, erhielt einen Freitisch und zuletzt noch durch Gönner, welche dem „stillen Studenten" wohlwollten, das Provisorium an einer Freiburger-Schule. Im Meersburger-Seminar wurde er sodann, 24 Jahre alt, zum Priester geweiht. Hier war der edle Wessenberg, bischöflicher Vicar in Constanz, auf ihn aufmerksam geworden. Auf seine Verwendung erhielt Nabholz eine Stelle am damaligen Lehrerseminar in Kreuzlingen[1], bis diese Anstalt 1810 nach Frauenfeld verlegt und dort für den Unterricht von Zöglingen beider Confessionen erweitert wurde. Nabholz machte nun den Versuch, ein

[1] Vergl. II. 197 ff.

Digitized by Google

eigenes Knabeninstitut zu gründen, was jedoch nicht nach Wunsch gelang, weil ihm, als einem Ausländer, zu viele Schwierigkeiten entgegentraten. Schon in Kreuzlingen hatte er sich viel mit der Pädagogik Pestalozzis beschäftigt; um diese von Grund aus zu studiren, begab er sich jetzt selbst nach Yverdon, wurde freundlich empfangen und bildete sich hier zu einem der tüchtigsten Jünger des großen Meisters heran. Pestalozzi schenkte ihm sein volles Vertrauen; er nannte ihn gewöhnlich nur den „Mann Gottes"; auch Krüsi und Niederer zählten zu seinen Herzensfreunden. Yverdon wurde für Nabholz recht eigentlich zur hohen Schule der Weisheit; ihre Segnungen strahlten von nun an auf sein ganzes Leben und Streben aus. Nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst berief ihn Wessenberg zum Pfarrer in Waldkirch, Großherzogthum Baden, wo er während acht Jahren besonders für Hebung des Schulwesens in der lange verwahrlosten Gemeinde, sowie in der weiten Umgegend Treffliches leistete. Wiederholt ergiengen in dieser Zeit an ihn Berufungen von auswärts, so von Koblenz und Mainz an die dortigen Gymnasien; allein er lehnte Alles ab, bis die Ernennung der aargauischen Regierung zum Director des Lehrerseminars in Aarau erschien.

Diese Wahl bewährte sich als eine vorzügliche. Nicht nur zeigte sich Nabholz als Mann von gediegener wissenschaftlicher Bildung und als tüchtigen Lehrer, sondern er verstand es auch trefflich, die neue Gründung zu festigen und zu einer nie geahnten Blüthe zu heben. Dabei kam ihm wol zu statten, daß er katholischer Geistlicher und zugleich Landesfremder war, denn nur so konnte dem noch immer ängstlich lauernden Argwohn in den katholischen Landestheilen wie dem politischen Parteiwesen in dem erst vor zwei Decennien entstandenen Kantone wirksam begegnet werden. Der Erwählte trat unbetheiligt an allem Vorausgegangenen und unabhängig von jedem äußern Einflusse auf sein Arbeitsfeld, dem er sich von nun an mit ganzer Seele widmete.

Unter seiner Leitung sollten je dreißig fähige Jünglinge in einem fortdauernden zweijährigen Curse und überdies bereits angestellte Lehrer in halbjährigen Wiederholungscursen theoretisch und praktisch gebildet und in der Religions- und Sittenlehre, in der deutschen Sprache, Arithmetik, Geometrie, Naturkunde, in der geographischen und historischen Vaterlandskunde, in Musik, Schönschreiben und Zeichnen methodisch unterrichtet werden. Nabholz übernahm das Religions- und Sprachfach, später dann noch Mathematik und Naturkunde. Anfangs standen ihm mehrere Professoren der Kantonsschule mitwirkend zur Seite; im weitern Verlaufe wurden zwei besondere Gehülfen angestellt.

Ueber die Wirksamkeit des Directors Nabholz herrscht in allen Berichten aus jener Zeit nur Eine Stimme der Anerkennung. Ihm verdankt der Kanton

Digitized by Google

Aargau viel; ja, Nabholz wird mit Recht als der Gründer des allgemeinen aarganiſchen Schulweſens bezeichnet. Eines der hartnäckigſten Hinderniſſe, das er zu bekämpfen hatte, beſtand darin, daß die meiſten jungen Leute, aus welchen ſich das Seminar rekrutirte, bei ihrem Eintritte kaum die nothdürftigſten elementaren Vorkenntniſſe beſaßen. Es war dies ein Uebel, das der Natur der Sache nach nur allmälig in ſpäteren Zeitperioden verſchwinden konnte, als immer mehr Zöglinge als Apoſtel der Volksbildung in die dörflichen Gemeinden ausgeſendet werden konnten. Doch war jetzt ein hoffnungsreicher Anfang gemacht, und Nabholz trug ſein redliches Theil dazu bei.

Obwol er in beſcheidener Zurückgezogenheit von der Welt ausſchließlich nur ſeinem Amte lebte, gehörte er doch bald zu den meiſt genannten Männern des Landes. Die Zöglinge, welche ihn wie einen Vater verehrten, trugen ſeinen Namen in die weiteſten Kreiſe, und die freundliche Art ſeines Unterrichts gewann zuletzt ſelbſt die vormals heftigſten Feinde der neuen Anſtalt. Die Regierung, welche zunächſt ſeinen Werth erkannte, berief ihn zum Mitgliede des Kantonsſchulrathes und betraute ihn, um ſeinen Gehalt aufzubeſſern, mit einem Canonicat am Collegiatſtifte in Zurzach.

Allein alle dieſe Beweiſe des Zutrauens vermochten nicht, ihn für bleibend an die Schweiz zu feſſeln. Im Jahre 1834 nach einem nur zwölfjährigen Aufenthalte in Aarau folgte er dem Rufe ſeiner heimatlichen Regierung an die Stelle eines Profeſſors und Directors am Seminar in Raſtatt. Es koſtete ihn einen ſchweren Kampf, aus dem ihm lieb gewordenen Kreiſe ſeiner Thätigkeit und namentlich von ſeinen Schülern zu ſcheiden. Der Kleine Rath beſchenkte ihn vor der Abreiſe noch mit der goldenen Ehren-Medaille.

Im Laufe jener zwölf Jahre waren etwa anderthalbhundert Lehrer von ihm gebildet worden, wobei die nur periodiſch zu Wiederholungscurſen Einberufenen nicht mitgerechnet ſind. Wem dieſe Zahl als zu klein für das vorhandene Bedürfniß erſcheint, der möge bedenken, daß zu einer Zeit, wo der Lehrerſtand namentlich auf dem Lande noch nicht die Achtung genoß wie heut zu Tage, der Andrang von Aſpiranten ebenfalls nicht bedeutend ſein konnte. Ueberdies hätte weder der enge Raum in dem für die Anſtalt gemietheten Privathauſe zu Aarau noch die Spärlichkeit der für Lehrerbildung ausgeſetzten pecuniären Hülfsmittel eine größere Frequenz geſtattet. Genug für einmal, daß das Senfkorn gepflanzt war und fröhlich gedieh!

Ueber die fernern Schickſale unſers trefflichen Nabholz iſt uns nur folgendes bekannt geworden: In Raſtatt verweilte er nicht lange; die Verhältniſſe entſprachen ſeinen Wünſchen keineswegs. Erſt als Director des im Jahr 1835 nach Ettlingen verlegten Seminars fühlte er ſich wieder ganz in ſeinem Elemente, und beſonders freundliche Tage erſchienen ihm nach einer abermaligen Ueberſiedlung in die Räumlichkeiten des ehemaligen Prieſter-

Digitized by Google

seminars zu Meersburg, wo im Jahre 1839 von der großherzoglichen Regierung eine zweite Lehrerbildungsschule für die obern Landestheile errichtet wurde. Allein auch hier sollte dem unstäten Lebenspilger kein langes Glück mehr blühen. Wiederholte Schlagflüsse brachen seine Kraft und führten zuletzt sein Ende herbei. Er starb den 10. August 1842 im 60. Altersjahr.

Bald nachdem Rabholz die Schweiz verlassen hatte, erfolgte eine durchgreifende Reorganisation der aargauischen Lehrerbildungsanstalt, an deren Spitze nun Augustin Keller von Sarmenstorf stand. Sie wurde 1836 von Aarau nach Lenzburg verlegt und blieb dort 10 Jahre. Als sich dann das Verlangen immer mehr geltend machte, die Zöglinge in einem Convicte zu vereinen und sie in Verbindung mit ihren wissenschaftlichen Studien auch an landwirthschaftlichen Arbeiten zu bethätigen, erschien das aufgehobene Cistercienserkloster Wettingen als der geeignetste Ort dafür. Durch ein Decret des Großen Rathes vom 5. März 1845 wurde die Versetzung des Seminars nach Wettingen beschlossen und im Jahre darauf, den 5. März 1846, geschah der Einzug.

E. Zschokke.

Alois Vock.

1785—1857.

[Quelle: Programm der aargauischen Kantonsschule pro 1857.]

Vock war ein warmer Freund des Vaterlandes, welcher lange Jahre am Gedeihen des Schulwesens in seinem Heimatkantone Aargau sehr lebhaften Antheil nahm.

Vock wurde im freiämterischen Sarmenstorf, wo sein Vater eine Mühle besaß, geboren. Vom elften Jahre an leitete sein Onkel, Professor Vock in Solothurn, den Bildungsgang des Knaben. An den dortigen Lehranstalten machte er mit seinem eminenten Sprachtalente rasche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen und widmete sich dann dem Studium der Theologie, das er in Constanz unter Hirscher und namentlich auch durch das Wohlwollen des edeln Generalvicar Heinrich v. Wessenberg mächtig gefördert, vollendete. Noch sehr jung wurde er, 1808, als katholischer Pfarrer nach Bern berufen. Dann war er eine Zeit lang Vorsteher des von Müller-Friedberg in St. Gallen organisirten katholischen Gymnasiums und Convicts im Stift, kehrte aber 1812 wieder nach Bern zurück, um hier als Lehrer der Kinder des französischen Gesandten Talleyrand freiere Muße für das

Digitized by Google

Studium der orientalischen Sprachen zu gewinnen. Mit Napoleons Sturz und der Abberufung des Gesandten (1813) scheiterte diese Hoffnung, und Bock nahm ein Jahr darauf die Berufung zum katholischen Pfarrer in Aarau an, eine Stelle, welche er bis Ende 1831 bekleidete, von wo er dann als residirender Domherr der erneuerten Diöcese Basel nach Solothurn zog und hier bald darauf zum Decan des Domcapitels befördert wurde.

Jener siebenzehn Jahre dauernde Aufenthalt in Aarau war die Zeit seiner schönsten Wirksamkeit für Kirche und Schule. Er galt als einer der trefflichsten Canzelredner der Schweiz, dessen von offener Freisinnigkeit durchleuchtete Vorträge auch stets eine Menge Zuhörer aus der reformirten Bevölkerung anzogen. Dabei richtete er stets eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf tüchtige Bildung junger Kleriker und auf Erhaltung eines wissenschaftlichen Geistes unter denselben. Hier interessirt uns aber am meisten seine Bethätigung im staatlichen Unterrichtswesen, in welcher Beziehung der Aargau ihm ungemein viel zu verdanken hat. Längere Zeit gab er freiwilligen Unterricht am Gymnasium, und noch weit erfolgreicher wurden seine Arbeiten und Leistungen in den obern Schulbehörden des Kantons. Mit Feuereifer betrieb er in der Periode von 1815 an hauptsächlich die Schöpfung eines Lehrerseminars — welches endlich 1822 unter der Direction von Rabholz zu Stande kam, — sowie von Secundarschulen in den meisten Bezirken. Sein Einfluß auf die Gesetzgebung und Organisation des Unterrichtswesens im Kanton war überhaupt sehr wesentlich; es würde jedoch hier zu weit führen, auf alle Einzelnheiten einzugehen. Mit ihm gemeinsam rangen nach dem hohen Ziele besonders seine Collegen Dr. Albrecht Rengger, der gewesene helvetische Minister, späterer aargauischer Regierungsrath; Jakob Emanuel Feer, zur Zeit der Helvetik Regierungsstatthalter des Kantons Aargau; der geistreiche Fürsprech Dr. Rudolf Feer; der reformirte Pfarrer Friedrich Pfleger; Oberst Hunziker, der Mitstifter der Gewerbeschule; Heinrich Zschokke u. A.

E. Zschokke.

Francesco Soave.

1743—1806.

[Quellen: Oldelli, Dizionario degli uomini illustri del Cantone Ticino, Lugano 1811. — Catenazzi, Elogio di Fr. Soave, Como 1814. — Cantù, Storia della diocesi di Como, 1832. — Derſelbe, Storia universale, Torino 1846. — Franscini, Svizzera italiana, Lugano 1837. — Strafforello e Treves, Diz. di Geografia e Storia, Milano 1878. — Avanzini, Soave e la sua scuola, Torino 1881.]

Francesco Soave ward zu Lugano, Kanton Teſſin, 1743 geboren, beſuchte die dortigen Stadtſchulen und erhielt ſeine erſte litterariſche Bildung unter der Leitung von Giampietro Riva, einem damals ausgezeichneten Litterator und Dichter. Noch ſehr jung trat er in die Congregation der Somasker ein, eine Ordensverbindung, deren Beſtimmung es iſt, ſich mit Studien, Schulen, Unterricht und Erziehung zu befaſſen. Seine Ausbildung ſetzte er fort in Mailand, Pavia und Rom, und widmete ſich, neben der Litteratur und Poeſie, mit beſonderer Neigung den philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Auch pflegte er, neben dem Lateiniſchen und Griechiſchen, das Studium des Engliſchen, Spaniſchen und Deutſchen. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren gab er eine damals ſehr geſchätzte Ueberſetzung von Virgils Eklogen und Bukolika heraus; ſpäter überſetzte er Mehreres aus dem Horaz, Homers Odyſſee und kleidete Salomon Geßners Idyllen in italieniſch-dichteriſches Gewand. Durch ihn bekam Italien die Kenntniß der Philoſophie Lockes und Kants; endlich verfaßte er ein Handbuch der Philoſophie in drei Bänden (Logik, Metaphyſik und Ethik) in italieniſcher Sprache, was zu jener Zeit (1780—90) ein bedeutendes Aufſehen machte, weil bisanhin immer üblich geweſen war, ſolche Materien, wie auch ſelbſt Phyſik und Mathematik, nur in lateiniſcher Sprache zu lehren; gerade dieſes Vorgehen charakteriſirt aber die Tendenz des Soave, den Unterricht zu populariſiren. Die Abhandlung ſelbſt zeichnete ſich durch ihre klare und leichtfaßliche Ausführung aus.

Soave war Profeſſor der Litteratur zu Parma und der Philoſophie zu Modena, Mailand und Pavia. Seine Biographen gedenken mit beſonderm Lob der philoſophiſchen Durchbildung, die ſich in einer von ihm verfaßten Denkſchrift an die Akademie von Berlin kund giebt, welche letztere die Frage ausgeſchrieben hatte (1770—71): „Ob die Menſchen, ihren natürlichen Geiſteskräften überlaſſen, im Stande ſeien, ſich aus ſich ſelber eine Sprache zu bilden, und in welcher Weiſe ſie dazu gelangen könnten?“

Vorſtehende Notizen mögen genügen, um den Leſer mit dem hier beſprochenen Manne überhaupt bekannt zu machen. Unſer Hauptzweck iſt aber

Digitized by Google

weder den Philoſophen, noch den Litteraturgelehrten, ſondern den Schulmann und deſſen Verdienſte beſonders in Beziehung auf die Volksſchule ins Auge zu faſſen.

Zur Zeit Soaves gab es in Italien keine eigentlichen Volksſchulen, ja, niemand dachte an eine Einrichtung von ſolchen. Es vergiengen ſeit Soaves Geburt wol noch hundert Jahre, bis im italieniſchen Schweizerkanton Teſſin regelmäßig organiſirte Schulen für das Volk zu Stande kamen. Das allererſte geſchriebene Reglement hiefür trägt das Datum vom Jahr 1832, erſt 1845—46 kam das Volksſchulweſen in geregelten Gang. Zur Zeit Soaves, d. i. in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, war alſo, wie geſagt, weder in dem italieniſchen Theil der Schweiz, noch in Italien im Allgemeinen von geordneten Volksſchulen die Rede. Wol fanden ſich hie und da in Dörfern Schulen, welche von dem Pfarrer, oder dem Caplan, oder vom Dorfſchneider, oder von irgend einem alten Soldaten freiwillig, meiſtens in der Pfarrküche, oder in der Arbeitsbude des Schneiders ꝛc., gehalten wurden; allein niemand war verpflichtet, eine ſolche Schule zu beſuchen und wer dieſelbe benutzen wollte, mußte dem Schulmeiſter einen gewiſſen Lohn bezahlen.

Paſſende Bücher für den erſten Schulunterricht gab es keine. Das Univerſallehrmittel für die Elementarbildung in Haus und Schule war das ſogenannte „Kreuzbüchlein (libretto della santa croce)“, ein Heftchen von vier Seiten, welches mit einem Kreuz (†) anhob, unmittelbar daran die Buchſtaben des Alphabetes anreihte und das Pater noster, Ave Maria, Credo, Angelus Dei und Salve Regina enthielt, alles lateiniſch. Es folgte hierauf die ſogenannte „Tavola“, ein zweites Heftchen von acht Seiten, enthaltend einige Pſalmen, ebenfalls lateiniſch. War einmal das arme Schulkind, durch lange mühſame Uebung gequält und unter häufigen harten Strafen und Schlägen endlich zum nothdürftigen materiellen Leſen ſolcher Stoffe gebracht, ſo gieng es zum Leſen und Memoriren des „Vesperino“ (Veſperbuch) über. Dieſes war ein etwas größeres Büchlein, deſſen Inhalt die lateiniſchen Pſalmen und Hymnen bildeten, die im nachmittägigen Gottesdienſt des Sonntags in der Kirche geſungen werden. Neben dem Veſperino ließ man dann erſt auch die „Chriſtenlehre (dottrina cristiana = Katechismus)“ leſen.

Für das Erlernen der Schrift waren keine Vorlegeblätter vorhanden. Jeder einzelne Schulhalter ſchrieb mit eigener Hand vorn in das Schreibheft des Schülers die Buchſtaben des Alphabetes zum Nachahmen, und war letzteres erreicht, ſo wurde der Schüler angehalten, Wörter und Zeilen aus den lateiniſchen Pſalmen und Hymnen abzuſchreiben. Von einer Anleitung zu einer Elementar-Sprachbildung oder dazu, Gedanken in der Mutterſprache

Digitized by Google

zu Papier zu bringen, — keine Spur. Unglaublich ſcheints heutzutage, daß niemand, weder die Träger der bürgerlichen Autorität, noch jene Geiſtlichen, die ſich doch ſelber mit der Schule beſchäftigten, die Abſurdität dieſes Lehrverfahrens und deſſen erbärmliche Folgen gewahr werden konnten! So gewaltſam wirkt die Zaubermacht des eingewurzelten Schlendrians, daß auch die Beſten und Einſichtigſten dadurch getäuſcht und geblendet daſtehen!

Soave ſah das Uebel und dachte auf Heilung. „Man fängt“ — ſagte er — „den Unterricht der Kinder mit lateiniſchen Schriften, alſo mit lauter denſelben unverſtändlichen Sachen an. Was müſſen die Folgen dieſer naturwidrigen Lehrart ſein? Die Entwicklung des Verſtandes und überhaupt das Denkvermögen, ſowie die Erwerbung von etwas für das Leben oder den ſprachlichen Gebrauch Nützlichem wird dadurch unmöglich gemacht; ja es muß nothwendig daraus erfolgen: Schlaffheit der Geiſteskräfte, Verdummung, Theilnahmloſigkeit fürs Lernen und ſelbſt Haß gegen die Schule, welche von den Kindern unwillkürlich nur als eine Qualſtätte angeſehen werden muß.“

Er ſchickte ſich alſo an, eine Umgeſtaltung der Lehrmittel zu unternehmen, indem er bei dem Unerläßlichſten, dem Elementarunterricht, Hand ans Werk legte.

Für das Lernen der Schrift verfertigte er Vorlegeblätter, „Elemente der Kalligraphie“ genannt, für deren Anwendung die nie vorher gebrauchte ſchwarze Tafel anempfohlen ward, um den Lernenden eine leichtere Kenntniß und raſcheren praktiſchen Gebrauch des Schreibens zu verſchaffen.

Für das Leſen veranlaßte er die Abſchaffung des unverſtandenen, geiſttödtenden lateiniſchen „Kreuzbüchleins“ und der „Pſalmentafel“, indem er dieſe letztern durch eine italieniſche Fibel erſetzte, welche, nach einer kurzen Anleitung für die Anfangsgründe des Leſens (obwol noch nach dem alten Syllabirſpiel) mittelſt einer ſtufenweiſe geordneten Reihe von kürzern und längeren Wörtern, eine mäßige Anzahl von kleinen Fabeln und anderer kurzgefaßter Lectüre enthielt, — alles dem kindlichen Verſtand angepaßt und in leichter, faſt familiärer Sprache vorgeführt. — Ein zweites Leſebüchlein, womit Soave die Volksſchulen beſchenkte, enthielt eine Elementarbelehrung über die Menſchenpflichten und die Höflichkeitsregeln, die jetzt noch in mancher Schule benutzt wird.

Zum Gebrauch des etwas reiferen Alters verfaßte er ein Buch von Novellen, geeignet die Leſebegierde anzulocken und Geiſt und Gemüth ſittlich zu nähren. Dieſes Werk erlebte in Italien 60 Auflagen und wurde ins Deutſche, Franzöſiſche, Engliſche und Neugriechiſche überſetzt.

Für die Mutterſprache insbeſondere gab er die „Elemente der Orthographie und der italieniſchen Sprache“ heraus; dann für das Rechnen ein

Digitized by Google

Handbuch der elementariſchen Arithmetik, das ſehr lange Zeit in vorzüglichem Werthe geſtanden hat.

Den Lehrern war nun vonnöthen eine Anleitung für die Führung des Unterrichtes und er verfaßte zu dieſem Behufe einen Leitfaden für die Methode und ein allgemeines Reglement für die Normalſchulen.

Soave war ein Zeitgenoſſe Peſtalozzis, aber nirgend iſt in all ſeinen Schriften eine Spur erſichtlich, daß ihm deſſen Erziehungsideen zur Kenntniß gekommen ſeien. Darum erſcheint er eben nur um ſo mehr als ein hochverdienter Vorläufer der modernen Pädagogie, weil er in ſeinem Wirkungskreiſe iſolirt und einzig auf die Quelle ſeiner eigenen Inſpirationen und Reflexionen ſich angewieſen fand. Für Italien gab er den erſten Anſtoß zu jener Schulumwälzung, welcher der große ſchweizeriſche Erzieher Leben und Habe opferte.

War es eine Wirkung des Zeitgeiſtes oder ein Antrieb der menſchlichen Vernunft, welche bisweilen in ganz verſchiedenen einander unbekannten Gebieten wunderbarer Weiſe gleichartige Erſcheinungen hervorbringt: ſo viel iſt ſicher, daß dem Geiſte des Soave, wie dem Peſtalozzis, zur nämlichen Zeit ein gleicher Strahl leuchtete, beide eine gleiche Idee befolgten, im gleichen Geiſte arbeiteten, mit der gleichen Liebe für das Volk und deſſen intellectuelle und moraliſche Erlöſung. Das Unternehmen des Einen wie des Andern war, dem barbariſchen Dogmatismus der traditionellen Didaktik den Krieg zu erklären, die eiſerne Kette der alten Vorurtheile zu brechen, die Volksſchule von den vernunftwidrigen Bräuchen zu befreien und dieſelbe durch zweckmäßigere Methoden, gemäß den Geſetzen der Natur zur Entwicklung der geiſtigen Menſchenkräfte zu befähigen, mit einem Wort, die Bahn zu jener Schulreform zu eröffnen, deren Fortgang dann eines der glänzendſten Kennzeichen des modernen Zeitalters und die Ehre der geſitteten Staaten ausmachen ſollte. Hierin liegt Soaves Verdienſt und Ruhm.

Es ereignet ſich leicht, daß nützliche Verbeſſerungen ſich nicht Bahn brechen können, oder äußerſt langſam ſich vorwärts bewegen, oder auch ſchon bei ihrem Anfang ſtocken, weil, außer der gewaltigen Wucht feſtgewurzelter Hinderniſſe, die dabei wegzuräumen ſind, dieſelben von jenen Perſonen, die zu ihrer Förderung hauptſächlich mitwirken ſollten, nicht genügend begriffen werden, oder weil dieſe Perſonen mit keiner Thatkraft des Willens beſeelt ſind. So finden wir ja auch in Peſtalozzis Lebensgeſchichte, daß gleich am Anfang ſeines Auftretens als Erziehungsreformator und weiter für eine ziemliche Zeitfriſt „auf Gottes Erdboden ſich keine Seele zeigte, die ihn begriff, alſo auch niemand war, der ihm hätte helfen können. Im Allgemeinen, je gelehrter die Leute waren, mit denen ſich etwas hätte thun laſſen, deſto weniger verſtanden ſie ihn; deſto weniger konnten ſie da an-

Digitized by Google

fangen und es so machen, wie er es wollte". — Pestalozzi selber schrieb: „Ich stand unter meinen Zeitgenossen da wie ein Stein, der Leben redet und todt ist. Es verstand mich bald niemand. Das war mein Schicksal, mißkannt zu sein. ... Thätiges Interesse an der Sache nahmen Wenige. Die, von denen ich am meisten hoffte, waren so sehr in politische Verbindungen und Interessen vergraben, daß diese Kleinigkeit (die thatsächliche Volksschulverbesserung!) ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht bedeutend sein konnte." Auch in unsern Tagen noch sind wir nur zu oft Augenzeugen ähnlicher Erscheinungen.

Soave war in dieser Beziehung glücklicher. Der edelmüthige Kaiser Joseph II. hatte verordnet, daß in der Lombardei öffentliche Schulen für das Volk eingeführt, Allen freier Zutritt zu denselben gestattet und den ärmeren Familien Subsidien dazu geleistet werden sollten. Damit war die Erstellung von Land-, sowie von Normalschulen eingeleitet.

Zur Ausführung der souveränen Verordnung ertheilte der kaiserliche Gubernator der Lombardei unserm Soave den directen Auftrag, die Elementarschulen zu organisiren, die Lehrmethoden festzusetzen und über den Unterricht die Aufsicht zu führen. Dadurch war die Macht der einer Reform entgegenstehenden Hindernisse gebrochen und Soave konnte seinen Reformideen unmittelbar Wirkung verschaffen. In sehr kurzer Zeit sah man unter seiner Leitung nur in der Stadt Mailand wol 40 Knaben- und Mädchenschulen neuer Einrichtung entstehen.

Soaves Thätigkeit wandte sich, wie aus dem Gesagten erhellt, fast ausschließlich der Lombardei zu. Aber im Jahre 1796 rückten die französischen Bataillone, unter Bonapartes Führung, von Sieg zu Sieg eilend, bis Mailand vor. Soave hatte im Jahr zuvor ein Buch gegen die französische Revolution geschrieben. Es war das auf Antrieb der österreichischen Regierung geschehen, welche dem gefürchteten revolutionären Geiste, der in Italien bereits eingedrungen war und sich auszubreiten drohte, Widerstand entgegenzusetzen gedachte. Beim Einmarsch der Franzosen in Mailand glaubte sich nun Soave daselbst nicht mehr sicher und floh deshalb nach Lugano, seiner Heimat.

Hier blieb er aber ebenfalls nicht müssig, sondern übernahm einen litterarischen Lehrstuhl im dortigen Collegium. Und hier war es auch, daß er jenen Alexander Manzoni zum Schüler hatte, der in der Folge als einer der Heroen der italienischen Sprache und Litteratur von der ganzen Nation verehrt wurde. Oftmals, noch in seinem hohen Alter (er starb 1873) erinnerte sich Manzoni mit Wohlgefallen an die Klarheit und Schönheit von Soaves Lehrvortrag, sowie an dessen modernisirende Tendenzen, nament-

Digitized by Google

lich daran, daß in seiner Schule die damals allgemein üblichen entwürdigenden Körperstrafen abgeschafft waren.

Nur kurze Zeit verblieb Soave in Lugano, bald kehrte er nach Italien zurück, zuerst nach Neapel, wohin ihn der Fürst Angri berief, um die Erziehung seines Sohnes zu besorgen, und dann neuerdings als Professor der Philosophie nach Mailand, woselbst die Oesterreicher 1799 sich wieder festgesetzt hatten.

Aber nachdem Napoleon Aegypten verlassen, Italien aufs neue erobert und die cisalpinische Republik hergestellt hatte, 1800, mußte sich Soave vom Lehramt zurückziehen, blieb jedoch in Mailand.

In den Comitien von Lyon, 1802, ward die italienische Republik, anstatt der cisalpinischen, unter Napoleons Präsidium proklamirt und zum Vicepräsidenten der Herzog Melzi ernannt. Dieser berief Soave nach Modena als Director des dortigen Collegiums und als Professor der Philosophie daselbst.

Im selben Jahre wurde das italienische Nationalinstitut der Wissenschaften gestiftet, welchem die Besten, deren sich Wissenschaft, Litteratur und Kunst rühmte, angehören sollten. Napoleon selber bezeichnete die ersten 30 Mitglieder, darunter Soave, welcher bald darauf zum Professor der Philosophie an der Universität zu Pavia gewählt wurde, allwo er 1806 sein Leben schloß.

G. Curti.

Alberto Lamoni.

1795—1838.

Alberto Lamoni stammte aus einer sehr achtbaren, wohlhabenden Künstlerfamilie von Muzzano, einem Dorfe, das eine halbe Stunde weit von Lugano auf einem Hügel liegt, dessen Fuß ein kleiner, gleichnamiger See (laghetto di Muzzano) bespült. Sein Vater übte als Stuccator und Maler seine Kunst zu Petersburg aus. Seine drei Brüder widmeten sich ebenfalls den schönen Künsten, und einer derselben wurde wegen seines ausgezeichneten Talentes in der praktischen Architectur vom Kaiser von Rußland in den Ritterstand erhoben. Alberto wählte den geistlichen Stand und ward Domherr der Collegiatkirche zu Agno, unweit von seinem Heimatorte.

Ins Leben der Oeffentlichkeit trat Lamoni gegen die Mitte des Decenniums 1820—30. Zu dieser Zeit mangelte es im Kanton Tessin fast gänzlich an Volksunterricht, denn für denselben sorgte der Staat in keiner

Digitized by Google

Weiſe. Es fand ſich blos etwa eine Lateinſchule an den Hauptorten, für das Volk geſchah nichts. Traf man doch da und dort auf dem Lande etwelche Schulen an, ſo waren ſie völlig der Privatthätigkeit überlaſſen, naturwidrig geführt, nur mit lateiniſchen Kirchenbüchern verſehen, ohne jede Berückſichtigung deſſen, was dem Volke Noth thut. In eben dieſer Zeit wurde mit Wärme die Frage der wechſelſeitigen Unterrichtsart erörtert, welche als der zweckmäßigſte Nothbehelf erachtet und geprieſen wurde, indem man es als eine anerkannte Thatſache hinſtellte, daß es durch dieſe Methode möglich ſei, mit einer ſehr beſchränkten Anzahl von Lehrern und mit geringem Aufwand an Schulgegenſtänden eine bedeutende Menge Kinder zu unterrichten. Ein patriotiſcher Luganer-Verein hatte daher den Teſſiner Stefano Franſcini, der in Mailand als Lehrer in den öffentlichen Stadtſchulen angeſtellt war, nach Lugano berufen, um daſelbſt eine Schule mit gegenſeitigem Unterricht zu eröffnen, was unter den eifrigern Geiſtlichen einen zuerſt dumpfen und dann offenen Allarm erregte; denn die allererſte Kriegswaffe, die gegen eine Neuerung gewöhnlich in Bewegung geſetzt wird, iſt bekanntlich der Ruf: „Es iſt gegen die Religion!“ — Und eben das geſchah bei dieſem Anlaß: überſpannte Eiferer traten im Namen des Klerus mit Druckſchriften hervor, den gegenſeitigen Unterricht als religionsfeindlich zu verdächtigen und zu verdammen.

Es weilten zu dieſer Zeit in Lugano verſchiedene italieniſche Emigrirte, Carbonari genannt, welche, wegen ihrer politiſchen Meinungen zu Gunſten der Unabhängigkeit Italiens, ihr Vaterland verlaſſen hatten, um ſich den Verfolgungen der öſterreichiſchen Polizei zu entziehen. Unter dieſen freiſinnigen Italienern fanden ſich in litterariſch-wiſſenſchaftlicher Beziehung hochgebildete Perſönlichkeiten und dieſe verlegten ſich nebſt gleichgeſinnten Teſſinern darauf, den gegenſeitigen Unterricht gegen die Schmähſchriften der Kleriſei in Schutz zu nehmen, was einen lebhaften Broſchürenkampf hervorrief.

Der Biſchof von Como, deſſen Kirchſprengel damals Teſſin großentheils noch angehörte, nahm an dem Kampfe Theil und ließ in ſeiner Buchdruckerei (tipografia vescovile) in Como zwei Briefe des Freiburger Biſchofs an die dortige Regierung gegen den wechſelſeitigen Unterricht in italieniſcher Sprache drucken und im Kanton Teſſin austheilen. Ueberdies hatte er ſelber, 1826, an den Staatsrath dieſes Kantons in gleichem Sinne geſchrieben.

Die teſſiniſchen und italieniſchen Patrioten wieſen die klerikalen Angriffe zurück und veröffentlichten zu dieſem Behufe eine „Parallele zwiſchen Monſeigneur und Monſeigneur Tobie, Biſchof zu Freiburg“. Es bildeten dieſe Parallele zwei Briefe desſelben Biſchofs an die Freiburger Regierung, der eine vom 2. Juli 1817 enthuſiaſtiſch **für** und der andere vom 25. Februar 1823 **gegen** den wechſelſeitigen Unterricht, welche zwei Briefe,

Digitized by Google

einander gegenüber und mit passenden Anmerkungen publicirt wurden. Durch diese komische Gegenüberstellung war das Ansehen des Bischofs allerdings in bedenklicher Weise blosgestellt.

Der Domherr Lamoni hatte diese Polemik aufmerksam verfolgt und sich ohne Zweifel bereits über deren Gegenstand sein Urtheil gebildet. Jedoch wollte er sich durch eigene Erfahrung Gewißheit verschaffen. Er begab sich deshalb wiederholt zur Besichtigung der Schule, die von Franscini nach der in Frage stehenden Methode in Lugano geleitet wurde, beobachtete einläßlich die darin gelehrten Materien, sowie die Art und Weise, dieselben den Schulkindern mitzutheilen, und fand beides vortrefflich; ja, als er dieses neue Schulsystem mit dem alten, leeren Schlendergang zu vergleichen anhub, so mußte er zu dem Schlusse kommen, daß ersteres dem letztern himmelweit überlegen und nichts Besseres und Geeigneteres für den Volksunterricht vor der Hand ausfindig zu machen war.

Hierauf entschloß er sich, selbst eine Schule nach wechselseitiger Unterrichtsart in seinem Heimatorte Muzzano zu eröffnen, und machte sein Vorhaben sofort bekannt. Diese unerwartete Kunde verursachte im Klerus einen nicht geringen Skandal und blinde Schwärmer ermangelten nicht, sogar von der Canzel herab gegen die „Teufelsschule" zu toben.

Aber der Domherr Lamoni war beim Volke bekannt und geachtet als ein talentvoller Mann, sowie als ein in jeder Beziehung untadelhafter und musterhafter Priester; weshalb seine Anstalt sich bald von dem allgemeinen Beifall getragen sah. Aus allen umliegenden Ortschaften, selbst aus bedeutenden Entfernungen, verlangten zahlreiche Familien die Aufnahme ihrer Söhne in die neue Schule, ohne sich um das phantastische Schmähgerede irgendwie zu kümmern.

Zwar gab es unter Lamonis Amtsgenossen auch solche, die hinreichend aufgeklärt waren, sein Unternehmen zu billigen, aber es waren deren nur wenige. Indessen setzte mitten in der geheimen und offenen klerikalen Opposition Domherr Lamoni sein Werk fort. Seine Schule zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, indem sie eine Umwälzung im ehedem herrschenden Schulsystem darstellte. Er gab sich beharrlich Mühe, sie zu immer besserem Stande zu bringen, namentlich dadurch, daß er ein geeignetes Tabellenwerk neuer und geistvoller Art zur Vereinfachung und Erleichterung des Unterrichts und der verschiedenen Elementarzweige ausarbeitete. Zu solchen Arbeiten eignete sich seine für schöpferische Gestaltung begabte Natur vortrefflich.

Der gegenseitige Unterricht umfaßte Lesen, Schreiben, Rechnen, die Elemente der Satzlehre, das Linearzeichnen und die Vocalmusik. Dieser letztere Zweig, worin Lamoni eine vorzügliche Geschicklichkeit besaß, erhielt von ihm mannigfaltige neuerfundene, sehr interessante Verbesserungen.

Digitized by Google

Biſchof und Klerus aber, die ſchon mit der öffentlichen Preſſe gegen den wechſelſeitigen Unterricht als eine die Religion anfeindende Sache aufgetreten waren, konnten nicht mit Ruhe dulden, von Seite eines Geiſtlichen, und oben drein eines ſo ſehr geachteten, dermaßen thatſächlich und feierlich dementiert zu werden; weßwegen einige der angeſehenſten — man hat nicht erfahren, ob freiwillig oder auf Anregung des Biſchofs — ſich bei Lamoni einfanden, um ihn zum Aufgeben eines Unternehmens zu bewegen, welches ſie als ärgerlich und für einen Prieſter und Domherrn höchſt ungebührlich betrachteten. Sie ſtellten ihm dabei das ausdrückliche Verbot des Biſchofs und des Papſtes ſelber vor, unter Androhung der Folgen (Kirchenſtrafen), falls er nicht davon zurücktreten würde.

Es exiſtirte in der That ein Decret von Papſt Leo XII. vom Jahr 1824 alſo lautend: Qui sive publice sive private pueros mutuo doceri faciant, iis omnino interdicitur. Si qui vero ausint eo modo docere, vel hanc docendi rationem in diœceses inducere, in eos Episcopi animadvertant; zu deutſch: „Die wechſelſeitige Unterrichtsart iſt abſolut verboten ſowol in öffentlichen, als in Privatſchulen. Wenn ſich aber jemand erkühnen würde, nach ſolcher Methode zu lehren, oder dieſelbe irgendwo einzuführen, gegen derlei Dawiderhandlende ſollen die Biſchöfe vorgehen".

Lamoni antwortete jenen Abgeſandten mit Ernſt und Würde, indem er ihnen ihre Blindheit vorwarf und erklärte, daß, falls er als Geiſtlicher ſich zurückzuziehen gezwungen werden ſollte, ſein Werk nichtsdeſtoweniger fortgeſetzt würde. Betreffend das angeführte päpſtliche Decret ſprach er ſich dahin aus, dieſes Decret ſei nur ein vermeintliches; Leo XII. habe ein ſolches Decret keineswegs als Papſt, d. h. als Oberhaupt der römiſchen Kirche, ſondern nur als König des römiſchen Staates und nur für ſein Land erlaſſen; es gelte daher blos innerhalb der dortigen Grenzen und befaſſe ſich nicht mit den Einwohnern anderer Staaten und ſo auch nicht mit denen der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft u. ſ. w. Im Uebrigen ſchloß er mit der Erklärung, daß er ſeinerſeits keinem Menſchen die Autorität, das Gute zu verbieten, zuerkennen könnte.

Die Abgeſandten fanden ſich ſonach in dem Falle, unverrichteter Dinge abziehen zu müſſen, und der Domherr fuhr mit ſeinem Werke und deſſen Vervollkommnung ruhig fort. Er verſchaffte ſich die Mitwirkung neuer Kräfte, behielt den gegenſeitigen Unterricht für die Elementarſtufen bei, fügte andere Zweige für einen weiteren Unterricht und eine Architektur- und Ornamentenſchule hinzu.

Es beſuchten Lamonis Inſtitut nicht nur jüngere Knaben, ſondern auch reife Jünglinge, welche, während ſie ſich den ſchönen Künſten widmeten, die Gelegenheit benutzten, ſich gleichzeitig in anderen Studien, wie Littera-

ed by Google

tur, franzöſiſche und deutſche Sprache, Geſchichte, Geometrie ꝛc., auszubilden.

Als in den Jahren 1829—30 die Frage einer Reform der politiſchen Kantonsverfaſſung vom Jahr 1814 durch Franſcinis muthige Initiative auftauchte und Boden gewann, ſtand Lamoni dem trefflichen Bürger zur Seite und half wirkſam mittelſt der Preſſe das wichtige vaterländiſche Werk fördern. Ein gemeinſames Verdienſt dieſer beiden Vaterlandsfreunde war die Einführung des Artikels in die neue Verfaſſung, welcher dem Staate die Verpflichtung überband, für den Unterricht des Volkes zu ſorgen. Unter Lamonis und Franſcinis Mitwirkung wurde dann ein Grundſtatut für die Einrichtung der Volksſchulen bearbeitet, und manchen vorzüglich guten und praktiſchen Theil jener erſten Organiſation verdankt die Volksſchule der Einſicht des Domherrn Lamoni.

Dieſer wohlverdiente Schulmann erkrankte in den letzten Wochen des Jahres 1837, und da er ſein Ende herannahen fühlte, vermachte er ſein Vermögen für Unterrichtszwecke zu Gunſten der unbemittelten Familien in ſeinem Heimatorte und den umliegenden Gemeinden. Er ſtarb 1838 im noch vollkräftigen Alter von kaum 43 Jahren. **G. Curti.**

Jean-François-Daniel Andrié.

1792—1866.

[Quellen: Notice biographique par A. Petitpierre, im Musée Neuchâtelois 1866, auch als Separatabdruck erſchienen. — A. Petitpierre, un demi-siècle de l'histoire économique de Neuchâtel (1791—1848). Neuchâtel 1871.]

In der Reihe der Neuenburger, welche vor 1830 der Hebung der Volksſchule mit Hingabe und Einſicht ſich annahmen, und dann in den folgenden Jahrzehenden die raſchere Entwickelung derſelben leiteten, ſteht obenan Jean François Daniel Andrié, Bürger von Neuenburg, geboren am 2. September 1792; in ſeiner Jugend einer der fleißigſten Schüler des Collège von Neuenburg, in deſſen classe des belles-lettres er 1807 aufgenommen ward; 1813 trat er in den geiſtlichen Beruf ein, ward zuerſt Hülfsgeiſtlicher des Travers-Thales, dann 1816 Pfarrer, zunächſt 1816 in der Gemeinde aux Ponts und von 1830—43 in Locle.

Die neuenburgiſche Volksſchule ſtand zu Anfang des Jahrhunderts nicht auf einem höhern Standpunkt als in den ſchweizeriſchen Kantonen. Die Schulen waren meiſt Winterſchulen, die ſchon vom 5. Altersjahr an

Digitized by Google

besucht wurden; für spätere Lebensjahre, sobald es den Eltern möglich war, die Kinder etwas durch Arbeit verdienen zu lassen, minderte sich die Zahl der Schulbesucher rasch, da die Schule doch eben auch hier mehr nur als Bewahr- denn als Unterrichtsanstalt angesehen wurde. Die Lehrerbesoldungen stiegen bis auf 48 Franken herunter, sie waren Sache der Gemeinden, denen einige Fundationen und in sparsamem Maße die fürstliche Chambre économique zu etwelcher Aufbesserung zu Hülfe kamen. So war der Schulmeister nothwendig auf Nebenbeschäftigung angewiesen; und auch sonst war seine Stellung keine beneidenswerthe. Die Gemeinden hielten sich bei der Lehrerwahl an den Kreis ihrer Mitbürger; im Val de Ruz fand noch eine Mindersteigerung der Stellen statt; alle Jahre mußte sich der Lehrer einer Bestätigung unterziehen. Daneben hatte er täglich sieben Stunden die Kinder um sich; da wurde das ABC, Lesen von Gebeten und Bibelsprüchen, sowie das Memoriren derselben betrieben. Das Rechnen gieng im besten Fall bis zur Regel de tri; dem Gesang wurde einige Aufmerksamkeit geschenkt; auch Schreiben und Orthographie waren Lehrfächer, doch lag ihre Durchführung nicht wenig im Argen.

Unter solchen Umständen mußte der gemeinnützige Sinn gebildeter Privaten nachzuhelfen bestrebt sein und dafür geweckt werden. Derselbe fand in der Hauptstadt seinen Mittelpunkt in der Société du jeudi (Donnerstaggesellschaft); hier lenkte Rougemont, Pestalozzis Freund und Gönner, die Discussion auf die Fragen der Volksschule und entwarf ein Project, die Arbeit mit dem Unterricht zu verbinden. Dann machte auch die Nähe von Iferten, wo seit 1805 Pestalozzi seinen Sitz aufgeschlagen, ihren Einfluß geltend; hier fand die Propaganda für Betonung der Geometrie, Naturkunde und Gymnastik im Volksunterricht einen Rückhalt. Vorübergehend wurde Zeller nach Neuenburg herübergerufen, um über Pestalozzis Bestrebungen und Methode Belehrung zu geben; auch gelegentlich einzelne Lehrer nach Iferten gesandt, um sich bei Pestalozzi instruiren zu lassen. So ist die Zeit der Mediation, während welcher Neuenburg von der Schweiz gänzlich abgetrennt, unter der Herrschaft des Fürsten Alexander Berthier einen kleinen Vasallenstaat Frankreichs bildete (in welchem aber thatsächlich die Leitung der innern Verwaltung, in gleicher Weise wie vorher und nachher unter den preußischen Fürsten, in der Hand der neuenburgischen Aristokratie lag) mit der schweizerischen Entwicklung parallel eine Zeit allmäliger Hebung der Volksschule; in zahlreichen Gemeinden fanden Schulverbesserungen statt; große Ortschaften, wie Chaux-du-Milieu, die bis anhin der Schulen noch gänzlich entbehrt hatten, erhielten jetzt solche; da und dort wurde die Begründung ordentlicher Schulen durch Actienbetheiligung zu Stande gebracht und auf eine Anzahl von Jahren deren Existenz gesichert; 1811 öffnete die Hauptstadt ihre Unter-

ed by Google

richtsanſtalten den Nichtſtädtern zu gleichen Bedingungen wie den Bürgern. Die Reſtaurationszeit ſetzte dieſe Beſtrebungen fort. Die Zwanzigerjahre wandten ihre Bemühungen namentlich einer beſſern Lehrerbildung zu; beſonders war es eine Anzahl von Geiſtlichen, die dafür Mühe und Opfer nicht ſcheuten. 1826 wagte die Regierung endlich auf allgemeine Beſtellung von Ortsſchulcommiſſionen und auf Durchführung des Obligatoriums der Schulpflicht zu dringen. Drei Jahre ſpäter hatte wenigſtens jede Gemeinde eine Schule und die Beſoldungen der Lehrer bewegten ſich zwiſchen einem Minimum von 3—4 und ein Maximum von 20—30 Louisd'or. Da erfolgte, durch einen Brief des Königs vom 7. Oktober 1829 — ein Jahr vor der Julirevolution — der entſcheidende Schritt, der die Centraliſation des Schulweſens einleitete: die Aufſtellung eines Landesſchulraths (commission d'éducation) und die Anweiſung auf eine jährliche Staatsſubvention von 6000 Fr. zur Hebung des Volksſchulweſens, welche Summe übrigens ſchon 1831 auf 8000 Fr. vermehrt wurde. Doch glaubte man bei dieſen Anfängen ſtaatlicher Fürſorge noch ſehr ängſtlich mit den ſelbſtändigen Rechten der Gemeinden rechnen zu müſſen.

Dies waren die Schulverhältniſſe Neuenburgs in der Zeit, da Andrié im Kanton wirkte, und an deren allmäliger beſſerer Geſtaltung er ſich rege betheiligte. Als er 1816 nach Ponts kam, fand er in der Gemeinde nur eine einzige Schule, die auch ſelbſt nur eine Quartierſchule war, und eine große Zahl von Kindern über 12 Jahren, die nicht leſen konnten. Bald ward es durch ſeine Bethätigung auffallend beſſer. Er ſchrak vor keiner Maßnahme, vor keinem Opfer an Zeit und Mühe zurück, um die Lehrer zu ermuthigen und ihre Ausbildung zu fördern, um den Kindern den Unterricht und die Erfüllung der Schulpflicht zu erleichtern und den allgemeinen Stand der Volksbildung zu erhöhen. Man ſah ihn von Haus zu Haus die vernachläſſigten oder wenig begabten Schüler aufſuchen und ihnen mit rührender Freundlichkeit bei ihren Aufgaben an die Hand gehen, damit ſie in Schule und Unterweiſung nicht zu weit hinter den andern zurückſtänden. Zu jeder Jahreszeit empfieng er Morgens 5 Uhr den Schullehrer bei ſich, um ihm für die Unterrichtsſtunden des Tages die nöthigen Belehrungen und Anweiſungen zu geben und häufig wohnte er den ganzen Vormittag dem Unterrichte bei. Als er 1830 nach Locle kam, hatte dieſe große Ortſchaft vier Schulen, bei ſeinem Weggang 1843 denn 13; ſtatt des alten ungenügenden Schulhauſes ſtand nun ein großer und ſchöner Bau da. Beſonders liebte er es, Lehrer und Lehrerinnen bei ſich zu verſammeln, um ſie zu berathen und für den Unterricht in den verſchiedenen Fächern anzuleiten. So ward ſein Pfarrhaus, ſagt Andrié's Biograph, gewiſſermaßen zur école normale und die Zahl derer in und außer dem Kanton iſt groß,

Digitized by Google

die ihm das Gelingen ihrer Berufsthätigkeit verdankten. Von 1832—43 war er die Seele und der Leiter der kantonalen Lehrerconferenzen, für die er eine Reihe von Vorträgen und Arbeiten über die mannigfachsten Themen ausarbeitete. Zugleich wirkte er durch Ausfertigung handschriftlicher Leitfaden für Religion, Arithmetik und Realien, die, von zahlreichen Lehrern copirt und dem Unterricht zu Grunde gelegt, dem Mangel an passenden gedruckten Lehrmitteln entgegenkamen und begann 1838 die Veröffentlichung eines Lesebuches, dessen erster Theil die Stufe vom 6.—12. Altersjahr ins Auge faßte und bis 1862 in 24,000 Exemplaren Verbreitung fand. Diesem Lesebuch, von dem 1842 der zweite Theil für die reifere Jugend erschien, widmete er seine Muße, auch als er selbst schon längst den heimischen Boden verlassen; es sollte nach einheitlichem Plan die moralische Erziehung des jungen Menschen von der Kindheit bis an die Schwelle des praktischen Lebens weiterführen; das Manuscript zum 3. Theile, Einführung zur Lectüre der Bibel für den Familiengebrauch, war beim Tode des Verfassers druckbereit. Zwei Eigenschaften charakterisiren diese Schriften: die religiöse Grundlage und Abzweckung der von ihm ins Auge gefaßten sittlichen Erziehung, und der Bienenfleiß, mit dem er die Materialien zusammentrug und verarbeitete, um die Erzählung und Schilderung allseitig klar, lebendig und dadurch fesselnd zu gestalten.

Andrié stand auf dem Boden bibl isch-gläubiger Religiösität, aber einer den Extremen abholden und toleranten Gesinnung, er war ein besserer Prediger durch das Beispiel des Lebens als durch ausgefeilte Rhetorik der Canzelvorträge, ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft und, zeitweise großartig sich äußernder, aber stetsfort zuverlässiger Freigebigkeit, liebenswürdig und versöhnlich; man sagte von ihm, er habe niemals einen Freund verloren. Seit 1843 wirkte er in Berlin als Pfarrer an der dortigen französisch-reformirten Kirche; als er starb, faßte einer seiner Freunde den Eindruck, den er hinterlassen, in die Worte zusammen: „Sein Leben war eine Wohlthat und sein Andenken wird für immer ein Segen sein!“ W. Hz.

Quellen-Verzeichniß

der allgemeinen Artikel des zweiten Bandes.

Außer den für den ersten Band schon citirten Quellen sind benützt worden:

Arbenz, Prof. Dr., Die geschichtliche Entwicklung des st. gallischen Schulwesens. — Zustand der Schulen im Kanton Säntis. Beide Arbeiten Manuscript.

Berchthold, Histoire de l'instruction primaire dans le Canton de Fribourg. 1846.

Herold, Decan, Das bündnerische Volksschulwesen. Manuscript.

Hilty, Dr. C., Oeffentliche Vorlesungen über die Helvetik. Bern 1878.

Jahrbuch der luzernischen Kantonallehrerconferenz. 1858. 1860. 1867.

Mennard, K., Geschichte der helvetischen Revolution. Bd. I, Zürich 1849.

Morf, H., Zur Biographie H. Pestalozzis. Winterthur 1868.

Seifert, H., Geschichte der evangelischen Kirche und Gemeinde Ebnat. Herisau 1863.

Stapfer, Ph. A., Entwurf der Instructionen für die neu errichteten Erziehungsräthe. Luzern 1799.

Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft. 1808—1831.

„ der schweiz. Gesellschaft der Erziehung. 1808—12.

„ der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft.

Tagblatt der Beschlüsse und Proklamationen der Vollziehungsgewalt der helvetischen Republik. 3. Heft.

Zellweger, J. K., Der Kanton Appenzell. Trogen 1867.

Digitized by Google

Berichtigungen und Zuſätze.

Bd. I. S. 135, Z. 1 v. o. lies 1787 ſtatt 1793.

Bd. I. S. 294. Dem Quellenverzeichniß iſt beizufügen:

Sulzberger, H. G., Biographiſches Verzeichniß der Geiſtlichen aller evangeliſchen Gemeinden des Kts. Thurgau. Herausgegeben vom thurgauiſchen hiſtoriſchen Verein 1863.

— Geſchichte der thurgauiſchen Kirchgemeinden. Manuſcript.

Bd. II. S. 83, Z. 15, lies: jünger als ſeine Braut ſtatt „älter". Nach dem Pfarrbuch Großmünſter wie nach den Civilſtandsregiſtern iſt übrigens Anna Schultheß geboren den 9. Auguſt 1738, alſo ſieben Jahre älter als Peſtalozzi.

Bd. II. S. 140, Z. 8. Muralt war auch 1835 in der Schweiz, nahm am Reformationsfeſte in Genf Theil und beſuchte auf dem Rückwege Niederer in Iferten. So Dalton und die Notiz eines Augenzeugen.

Bd. II. S. 152, Anmerkung. Pfarrer H. war bei ſeiner Verheiratung 1794 noch nicht Pfarrer in Kirchdorf, ſondern Prediger am Burgerſpital in Bern. (Familiennachrichten.)

Bd. II. S. 198, Z. 11 ff. ſoll dahin erweitert werden: „Der erſtere kehrte zunächſt nach ſeiner Heimat Baden zurück, übernahm 1822 die Leitung des aargauiſchen Lehrerſeminars, und wurde ſpäter Seminardirector in Ettlingen, zuletzt in Meersburg, wo er nach einer tüchtigen pädagogiſchen Wirkſamkeit 1842 geſtorben iſt (ſ. Biographie von Rabholz, Bd. II dieſes Werkes, S. 374 ff.).

Inhalt des zweiten Bandes.

C. Uebergangszeit.

	Seite
Die Helvetik	1
Mediation und Reſtauration	35
Monographien:	
Franz Philipp Ignaz Glutz, von F. Fiala, Dompropſt	56
Joſeph Lüthy, von F. Fiala	60
Dr. Albrecht Rengger, von Pfr. E. Zſchokke	67
Philipp Albrecht Stapfer, von E. Zſchokke	69
Joh. Melchior Mohr, von Dr. Fr. Dula	72
Heinrich Peſtalozzi, von O. Hz.	73
Herman Krüſi, von Decan Heim	121
Guſtav Tobler „ „ „	125
Johann Chriſtoph Buß, von Pfr. Ernſt Buß	128
Johannes Ramſauer, von Decan Heim	133
Johannes v. Muralt, von O. Hz.	136
Dr. Johannes Niederer, von Decan Heim	141
Roſette Niederer geb. Kaſthofer, von H. Morf	146
Georg Sigriſt, von Schuldirector Küttel	166
Joh. Samuel Hopf, von Decan Hopf	180
Hans Georg Nägeli, von Pfr. Weber	184
Die Peſtalozzianer im Auguſtinerkloſter zu Kreuzlingen, von Pfarrer Chriſtinger	194
Melchior Sulzberger, von Chriſtinger	200
Georg Kappeler, „ „	202
Johann Rudolf Steinmüller, von Schulvorſteher Schelling (Fortſetzung)	206
Heinrich Zſchokke, von E. Zſchokke	215
Johannes Schultheß, von O. Hz.	224
Karl Auguſt Zeller, von O. Hz.	228
Johann Jakob Dändliker, von Dr. C. Dändliker	231
Johann Samuel Ith, von O. Hz.	236
Philipp Emanuel v. Fellenberg, von O. Hz.	236
Joh. Jakob Wehrli, von O. Hz.	256
Grégoire Girard, von Prof. Alex. Daguet	273
Franz Joſeph Stalder, von O. Hz.	288
Eduard Pfyffer, von Fr. Dula	292
Franz Odermatt, von v. Deſchwanden	300

ed by Google

	Seite
Franz Xaver Dominik Brandenberg, von Pfr. A. Staub	302
Joh. Melchior Schuler, von Heer, Schulinſpector	306
Pfarrer Jakob Heer, von Heer	311
Andreas Roſius à Porta, von Decan Herold	319
Peter Saluz „ „	320
Johann Ulrich v. Salis-Seewis „ „	322
Dr. Jakob Martin Raſcher „ „	323
Director Luzius Hold „ „	324
Chriſtian Teſter „ „	325
Johann Friedrich v. Tſcharner „ „	326
Otto de Cariſch „ „	329
Georg Wilhelm Röder „ „	331
Johann Konrad Zuberbühler, von Decan Heim	332
Dr. Joh. Kaſpar Zellweger „ „	335
Decan Samuel Weishaupt „ „	339
Joh. Georg Müller, von Rector F. Zehender	343
Proviſor Joh. Balthaſar Hanhart, von Seminardirector Rebſamen	355
Freiherr J. Heinrich v. Weſſenberg „ „ „	358
Vater Johann Rudolf Meyer, von E. Zſchokke	363
Jakob Nüſperli „ „	368
Ludwig Rahn „ „	369
Michael Traugott Pfeiffer „ „	370
Philipp Nabholz „ „	374
Alois Vock „ „	378
Francesco Soave, von Profeſſor G. Curti	380
Alberto Lamoni „ „	385
Jean-François-Daniel Andrié, von O. Hz.	389
Quellenverzeichniß für die allgemeinen Abſchnitte	393
Berichtigungen und Zuſätze	394

ed by Google

Geschichte

der

Schweizerischen Volksschule

in gedrängter Darstellung

mit

Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner

und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen

bis zur Gegenwart.

Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter

herausgegeben

von

Dr. O. Hunziker,
Lehrer der Pädagogik am zürcherischen Seminar in Küßnach.

Dritter Band.

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1882.

ed by Google

D. Entwicklung der allgemeinen Volksschule auf staatlicher Grundlage seit 1830.

Zur Einleitung.

Das Halbjahrhundert, das seit der Julirevolution von 1830 bis auf unsere Tage verflossen ist, steht zur Gegenwart in einem wesentlich andern Verhältnisse als die bis jetzt besprochenen Perioden geschichtlicher Entwicklung.

Es ist die Zeit, in der das Bewußtsein durchgedrungen, daß der Staat nicht eine bloße Polizeianstalt, sondern diejenige Organisation sei, die auf nationalen Grundlagen die Culturarbeit an die Hand zu nehmen und Namens der Gesammtheit in gegenseitigem Wetteifer der Völker zu fördern habe. Ein solches Princip verwirklicht sich aber nicht durchgreifend im Laufe von ein paar Jahrzehnden. Die Factoren, denen früher die Aufgaben des Culturlebens zugefallen, die Kirche und die Privatthätigkeit, suchen ihre Stelle zu behaupten und je nach den localen Verhältnissen wogt der Kampf unentschieden hin und her. Und auf der andern Seite drängt sich, während dieser Kampf noch fortdauert, die Ueberzeugung auf, daß auch die Durchführung der absoluten Staatsidee noch nicht die endgültige Lösung in sich schließe. Hinter und über der Idee des Staates steht die Idee der Menschheit, deren innere Zusammengehörigkeit durch keine Grenzpfähle sich abschneiden läßt. Wie durch den vermehrten Verkehr der Völker schon äußerlich ein gesondertes nationalstaatliches Dasein mannigfache und stets sich steigernde Durchbrechung und Vermischung erfährt, so greifen auch die Ideen und Ideale der Cultur über die Völkergrenzen herüber; eine Solidarität der Interessen entsteht, die der nationalen Abschließung gegenüber die gleichgestellten Volksschichten international mit einander verbindet und zum Ausdruck ihrer Bedürfnisse und Wünsche bringt. Wer wollte verkennen, daß wir noch mitten in dieser Entwicklung stehen?

Und zu diesem sachlichen Zusammenhang, der uns die Vorgänge der Dreißigerjahre als ein Vorspiel, ja manchmal fast als einen Bestandtheil der Kämpfe der Gegenwart erscheinen läßt, gesellt sich ein persönlicher Zusammenhang. Noch lebt wenigstens eine Anzahl Angehöriger der Generation, die in den Dreißigerjahren und seither activ und passiv mitgewirkt. Und auch die Namen derjenigen, die das Grab deckt, sind mit den Erinnerungen unserer Jugend, mit der Freude und dem Leid, von denen die Erzählungen unserer Väter uns Kunde gaben, innig verwoben; und so lange sie so durch ihren persönlichen Eindruck noch fortwirken, fehlt ihrer Betrachtung der objective Charakter, der die Bedingung rein historischer Erfassung ist. Können wir uns doch der Wahrnehmung nicht entziehen, daß auf dem engen Raum der unmittelbaren Vergangenheit diese Männer nicht blos neben und nach einander, sondern auch gegen einander gewirkt haben. Je nachdem wir aber durch eigene Anschauung, durch die Parteistellung der mündlichen Tradition, die die Auffassung eines Jeden von uns beeinflußt hat, zu bestimmten Standpunkten für unser Urtheil gelangt sind, ist für den einen die nämliche Persönlichkeit ein Heros, die für den andern ein Gegenstand der Abneigung ist; und ein scharfes Urtheil schneidet in das Gemüth dessen, dem der Mann, über den der Stab gebrochen wird, aus den Erinnerungen seiner Jugend als eine verehrungswürdige Persönlichkeit dasteht.

Wie im Allgemeinen, gelten diese Thatsachen auch für die Schulgeschichte und die Träger ihrer Entwicklung. So klar wir alle darüber sind, die auf dem Gebiete des Erziehungswesens nicht stille stehen wollen, daß seit 1830 ein mächtiger Fortschritt stattgefunden, so verschieden gestaltet sich das Urtheil darüber, wie weit die einzelnen sich bekämpfenden Richtungen zu diesem Fortschritt beigetragen und wer somit auf den richtigen Bahnen gewandelt sei. Und so bestimmt und mehr oder weniger begründet auch unser persönliche Standpunkt sein mag, so fühlen wir doch alle durch, daß die Zeit zu einem unbedingten und allgemein gültigen Richterspruch erst dann gekommen sein wird, wenn die Zeugnisse der Mitlebenden abgeschlossen vorliegen, wenn alle Früchte dieser Zeit ausgereift sind, wenn die Verwirklichung der Ideen, die diese Zeit mit uns verbindet, selber zu einem relativen Abschluß gelangt ist.

Selbstverständlich ist nach dem Gesagten auch die Stellung dessen, der den allgemeinen Rahmen der Entwicklung in diesem Werke zu geben hat, eine von seiner bisherigen abweichende. Er wird den Monographien, die verschiedene Standpunkte ausprägen, den Vortritt lassen und dies um so mehr, als ein Theil des Wirkens mancher Männer, deren Behandlung in diesen Band fällt, vor 1830 zurückreicht und mit den spätern Jahren

ed by Google

der Wirksamkeit der Männer der ältern Generation gleichzeitig ist. So sollen diese Monographien denn auch räumlich möglichst aneinander anschließen und nur eine kurze Orientirung über den äußern Rahmen der seitherigen Entwicklung zwischen hineingefügt werden. Den Abschluß des Ganzen aber wird eine Zusammenstellung der Thatsachen bilden, die die Entwicklung des Schulwesens in den einzelnen Kantonen wie in der Gesammtheit des Vaterlandes zur Darstellung bringt.

* * *

Die staatliche Entwicklung seit 1830 zerfällt in drei Abschnitte. An dem Schluß des ersten, der sogenannten Regenerationsperiode, steht der Uebergang der Eidgenossenschaft vom Zustande eines Staatenbundes in einen Bundesstaat durch die Verfassung des Jahres 1848; und wiederum gelangten diese Verhältnisse zu einer durchgreifenden Veränderung im Sinne vermehrter Centralisation durch die Bundesrevision von 1874.

Was besagt denn der Ausdruck „Regeneration", mit dem wir den Charakter der Periode von 1830—1848 zu charakterisieren pflegen? Dem Wortlaute nach „Wiedererzeugung", d. h. Wiederherstellung eines auf gänzlich unabhängiger Selbstbestimmung beruhenden Staatswesens, wie es vor 1798 sich historisch herangebildet hatte. Die Helvetik, die Mediation, die Bundesverfassung von 1815 waren in stärkerm oder geringerm Maße unter fremdem Einfluß entstanden; durch die Julirevolution von 1830 und ihre Folgen tauchte zuerst die Möglichkeit wieder auf, sich nach eigenem Bedürfnisse frei zu gestalten, ein nationales Bewußtsein erwachte und führte nach fast zwei Jahrzehnden mühsamen Ringens zum Ziel.

Indessen konnten diese Bestrebungen für nationale Einigung nicht der Ausgangspunkt, sie konnten nur der abschließende Zielpunkt der politischen Entwicklung sein. Die Selbstbestimmung, die man als Recht zum Abschluß eines neuen Bundesvertrages nach Außen in Anspruch nahm, mußte zuerst im Innern, in den damals noch souveränen Theilorganisationen der Eidgenossenschaft, den Kantonen, zum Durchbruch gelangen.

Waren die Ideen des modernen Bewußtseins von irgend welcher Kraft, so konnte dieses Selbstbestimmungsrecht nur auf dem Boden der Rechtsgleichheit innerhalb der Bevölkerungen der Kantone zur Ruhe kommen.

Wir sehen daher in den Dreißigerjahren dieses gedoppelte Ringen anheben. Und während die Bundesrevision nach vergeblichen Anstrengungen (1832 ff.) vertagt werden mußte, fand die Durchführung der Volkssouveränität, der Gleichheit der Rechte des Staatsangehörigen, in immer weitern Kreisen einen vorläufigen Abschluß.

Digitized by Google

Sollte aber die Rechtsgleichheit nicht ein verderbliches Angebinde, sondern ein Segen werden, so galt es vor allem, die Massen, das Volk selbst durch Hebung seiner Bildung in den Stand zu setzen, seine Rechte vernünftig und zum Wohl des Ganzen zu gebrauchen. Die Bildung durfte nicht blos das Privileg einer in Minderheit stehenden Corporation, oder der Privatthätigkeit überlassen bleiben, sie mußte Gemeingut werden; gegenüber der bisherigen Concentration der Bildung auf einzelne Stände und auf die Städte, erhob sich der Ruf nach einer allgemeinen durch den Gesammtorganismus des Staates getragenen und gepflegten Volksschule.

Nun führte der ganze Hergang in den Umwälzungen, die in Folge der Julirevolution stattfanden, dazu, daß die revolutionäre Umgestaltung nicht zu einer totalen Infragestellung der bestehenden politischen und socialen Verhältnisse wurde, sondern daß es dem gebildeten Theile der Bevölkerung gelang, sich einen maßgebenden Einfluß in der neuen Ordnung der Dinge zu sichern und die Bewegung auf dieser Basis zum Stillstande zu bringen. Die Garantie friedlicher Entwicklung für die Zukunft lag jetzt darin, daß es möglich gemacht wurde, das ganze Volksleben mit dieser Bildung als einem Schutzmittel gegen grundstürzende Tendenzen zu durchdringen, und es war daher ebensowol eine Politik der Selbsterhaltung des neuen Regierungssystems als ein Ausfluß seiner Sorge für das Volkswohl, daß der Ruf nach einer allgemeinen Volksschule von den regenerirten Staatswesen adoptirt und an die Spitze ihrer Bestrebungen gestellt wurde.

Sucht man einen Beleg zu dieser Auffassung, so bietet sich ein solcher in demjenigen Kanton, dessen innere Entwicklung in der Zeit der Regeneration von einem weit über seine Grenzen herausgehenden Einfluß gewesen ist. Daß der Kanton Zürich diesen Rang vornemlich der Pflege seines Schulwesens verdankt hat, darf als Thatsache hingestellt werden. Aber unter den Wünschen des Tages von Uster, der die neue Entwicklung einleitete, findet sich derjenige durchgreifender Verbesserung im Schulwesen, wenn auch „als einer der wichtigsten Wünsche" bezeichnet, erst an letzter, fünfzehnter Stelle und unter den vierzehn frühern giengen ihm damals noch im öffentlichen Bewußtsein zum Theil sehr materielle Begehren voran.

Die individuellen Verhältnisse der einzelnen Kantone spiegelten sich in dem, was sie für das Schulwesen thaten und thun konnten. In einigen legten sich die politischen Wogen rasch und dann war für kraftvolle Anhandnahme der Schulreformen freie Bahn. In andern dauerte der Belagerungszustand der Parteien einander gegenüber eine Reihe von Jahren und absorbierte die besten Kräfte. Noch in andern war das interconfessionelle Staatswesen erst zu begründen, das die Grundlage für ein

Digitized by Google

ſtaatliches Schulweſen zu bilden hatte. Viel hieng auch davon ab, ob eine tüchtige ſchöpferiſche Perſönlichkeit ſich fand, der für Reformen auf dem Gebiete der Schule das Vertrauen der leitenden Kreiſe entgegenkam.

Anderſeits gab es Gegenden, in denen die Schulverbeſſerung gerade wegen ihres Zuſammenhanges mit dem politiſchen Fortſchritt um ſo größern Widerſtand fand, mehr als dies in frühern Zeiten geſchehen war. Da erfolgte, auch bei einiger Nachgiebigkeit gegen einzelne Forderungen der Zeit, auf dem Gebiete des Schulweſens Stillſtand, ja Rückſchritt. Man empfand beſonders in katholiſchen Kantonen die Wirkungen der Thatſache, daß in der Geiſtlichkeit die ſpecifiſch kirchliche Geſinnung über die mehr allgemein humane Richtung der ältern Geiſtlichen aus der Weſſenberg'ſchen Schule allmälig den Sieg davon trug. Nach dieſer Seite hin ſpitzte ſich der Gegenſatz zwiſchen den Beſtrebungen der Parteien zu. Es bildete ſich ein bewußter Widerſtand gegen durchgreifende Reform der Volksſchule heraus.

Dann kam mit dem Jahre 1839 der politiſche Rückſchlag auch in einzelnen regenerierten Kantonen. Die verſchiedenartigſten Factoren verbündeten ſich, um mit ihrem Vorgehen gegen die Schule das politiſche Syſtem der Dreißigerjahre gründlich zu verneinen. Damit aber erwachte auf der Gegenſeite das Bewußtſein zu neuer Kraft, welche Bedeutung das Beharren an der modernen Schule für die ganze Culturentwicklung habe. So wogte der Kampf, äußerlich kirchliche Fragen umſpielend, innerlich nicht zu geringem Theil durch die Sorge um die Erziehung der heranwachſenden Generation beherrſcht; ſoll der Jeſuitismus mit der Leitung der Schulen betraut die kirchliche Erziehung mit erneuerter Schärfe zurückbringen? ſoll durch Aufhebung der Klöſter ein für allemal klar gelegt werden, daß die Aufgaben der Cultur von ihren mittelalterlichen Centren ſich losgelöst haben?

Der Gegenſatz führte den Sonderbundskrieg des Jahres 1847 und damit den Entſcheid zu Gunſten der modernen Entwicklung herbei. Aber die Bundesverfaſſung, die auf Grund dieſer Entſcheidung die neue politiſche Baſis ſchuf, hatte mit der Langſamkeit in der Entwicklung des nationalen Bewußtſeins zu rechnen; man ſcheute ſich, über das Nothwendige hinaus in die Kantonalſouveränität einzubrechen; nur wo erſichtlich höhere Ziele durch den Bund erreichbar wurden, für die die Kräfte der Kantone von vornherein unzureichend waren, da wurden ſolche der Competenz des Bundes anheimgegeben. Im Volksſchulweſen blieben die Kantone ſouverän; dagegen ward die Gründung einer eidgenöſſiſchen Hochſchule oder eines Polytechnikums in Ausſicht genommen; und ſchließlich half die Scheu vor einer auch nur mittelbaren Uniformiſirung des Geiſteslebens dazu,

zed by Google

daß die Gründung einer technischen Hochschule dem Gedanken einer Centralisation der humanen Wissenschaften den Sieg abgewann. Indessen hatte die politische Umgestaltung des Jahres 1848 doch auch für die Volksschule ihre Früchte getragen; der unnatürliche Bann, der eine Reihe von Kantonen in starre Abschließung und Opposition gegen die Entwicklung der modernen Ideen gebracht, war durchbrochen; nach und nach fand das Schulwesen nun auch in denjenigen Kantonen des Sonderbund, die bis dahin für dasselbe noch gänzlich vom guten Willen der Privaten und der Geistlichkeit abgehangen, staatliche Regelung und damit die Basis für allgemeine Schulpflicht und eine entwicklungs- und concurrenzfähige Volksschule.

Natürlich war aber dieser Fortschritt insofern ein noch nicht sichergestellter, als die Schwankungen in der politischen Entwicklung der Kantone jeweilen auf ihr Verhältniß zur Volksschule einwirkten. Die Besonderheiten der einzelnen Gebiete waren bei der Isolierung der Kantone stark genug, um auch einem einheitlichen Impuls privater Thätigkeit von Vereinen einen nur bedingten Einfluß zu gestatten. Die helvetische Gesellschaft war in Todesschlaf versunken; die gemeinnützige Gesellschaft hatte eine zu weitverzweigte Thätigkeit, und sah sich durch die Verschiedenheit der Parteiansichten zur Neutralität in all denjenigen Punkten hingedrängt, die als Parteibestrebungen ausgelegt werden konnten; und als ein schweizerischer Lehrerverein sich bildete, trat dem in seinem Ursprung und seiner Mehrheit deutschen Verein eine engere Vereinigung der Lehrer der romanischen Schweiz, dem protestantischen Verein ein katholischer Verein mit viel größerer Anziehungskraft in ihren Landestheilen zur Seite.

Denn daß über den Kantonen eine bundesstaatliche Vereinigung erzielt worden war, ließ nunmehr einen neuen Gegensatz zu Kraft gelangen. Wider das Streben nach Einheit, das jetzt einen festen Halt gewonnen, raffte sich zusammen, was an „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Minderheiten sich lebensfähig glaubte. Der Bundesstaat legte die Axt an die Wurzel der kantonalen Isolierung, da kein Kanton für sich stark genug war, sich der allgemeinen Entwicklung entgegenzustemmen; aber er brachte nicht die Einheit, sondern partielle Gruppierungen.

Es wird schwerlich geläugnet werden können, daß das Vierteljahrhundert, das die Schweiz unter dem Schutze und der versöhnenden Kraft der Bundesverfassung von 1848 durchlebte, zwar eine Zeit treuen und einsichtigen Schaffens auf den verschiedenen Gebieten der Cultur, aber nicht eine Zeit schöpferischer Ideen im Reiche des Geistes gewesen ist. Und so begnügte man sich auch im Schulwesen mit dem ruhigen Weiterbauen auf den Grundlagen, die die Dreißigerjahre dargeboten, ohne daß neue oder weitergreifende Gesichtspunkte einen nennenswerthen Erfolg aufzuweisen vermocht hätten.

zed by

Unterdeſſen aber war die weltgeſchichtliche Entwicklung nicht ſtille geſtanden. Der Sieg der deutſchen über die franzöſiſchen Waffen vollendete die Thatſache, daß die Schweiz nunmehr nicht mehr blos von zwei Seiten, ſondern ringsum von Großmächten eingeſchloſſen war. Worauf beruhte unter dieſen veränderten Verhältniſſen ihr Exiſtenzrecht, ihre Widerſtandskraft?

Zur gleichen Zeit faßte die katholiſche Kirche durch das Dogma der päpſtlichen Unfehlbarkeit ſich zu ſtrammer monarchiſcher Einheit zuſammen, und die Lehren des Syllabus zeigten, daß der bewußte Wille vorhanden war, mit der durch dieſe Concentration gewonnenen Macht den Kampf mit der modernen Entwicklung aufzunehmen. Sollte man ruhig zuſehen, wie in derſelben Eidgenoſſenſchaft die Jugend aus den verſchiedenen Kantonen in zwei geiſtige Richtungen hinein und auseinander geführt würde, die früher oder ſpäter das nationale Band durch zwei entgegengeſetzte Parteilager erſetzen müßten?

Es war nur Eine Möglichkeit vorhanden gegenüber den Gefahren, die die äußere und innere Lage in ihrem Schooße barg, einen feſten Rückhalt zu gewinnen, und dieſe beſtand darin, der nationalen Einheit größere Kräftigung zu verleihen und ihr auch in den Fragen der Volkserziehung ein entſcheidendes Wort zu verleihen. So entſtand die Bewegung für eine Bundesreviſion und nach mehrjährigen Kämpfen die revidirte Bundesverfaſſung von 1874 mit ihrem Artikel 27, der dem Bund auch in Sachen der Volksſchule ein Aufſichtsrecht einräumt.

Dieſer Artikel 27 [1] lautet:

„Der Bund iſt befugt, außer der beſtehenden polytechniſchen Schule eine Univerſität und andere höhere Unterrichtsanſtalten zu errichten oder ſolche Anſtalten zu unterſtützen.

„Die Kantone ſorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausſchließlich unter ſtaatlicher Leitung ſtehen ſoll.

„Derſelbe iſt obligatoriſch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich.

„Die öffentlichen Schulen ſollen von den Angehörigen aller Bekenntniſſe ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewiſſensfreiheit beſucht werden können.

„Gegen Kantone, welche dieſen Verpflichtungen nicht nachkommen, wird der Bund die nöthigen Verfügungen treffen."

---

[1] Außerdem kommen für das Schulweſen noch in Betracht Art. 33, 49, 51, 52 der Bundesverfaſſung. Ueber die Entſtehung und die Tragweite der Beſtimmungen der Bundesverfaſſung betreffend das Schulweſen vergleiche die Schrift von Bundesrath N. Droz: „Art. 27 der Bundesverfaſſung und der Primarunterricht in der Schweiz". Bern 1878.

Digitized by Google

Der Bund kann also einerseits eine Oberaufsicht über die Volksschule ausüben, und anderseits höhere Anstalten errichten, an denen z. B. ausschließlich oder mit der Bildung zu andern Berufsarten zusammen die Lehrerbildung eine Stätte findet.

Er kann aber nicht das Unterrichtswesen der Volksschule centralisiren; dagegen stellt er maßgebende und formulirte Forderungen an die Kantone, denen zufolge der Privatunterricht unter ausschließlich staatlicher Leitung stehen, genügend und obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich und confessionslos sein soll.

Nun ist klar, daß nahezu alle diese Bestimmungen sehr elastischer Art sind. Wie weit geht das Recht der Oberaufsicht? schließt es ständige Inspectionen, den Erlaß eines Gesetzes in sich? Wird der Bund auch wollen, was er „kann"? Was ist ausschließlich staatliche Leitung, ist darunter nur die staatliche Wahl oder der Unterschied geistlicher oder weltlicher Personen in den leitenden Behörden in Anspruch genommen? Wo liegt die Linie, die abgrenzt, welcher Unterricht genügend sei? wo die Gewähr für die Confessionslosigkeit des Unterrichts?

Es ist aber sehr bezeichnend, daß alle diese Fragen principieller Art zunächst zu keiner Erledigung gelangten.

An ihrer Stelle nahm die Vergleichung der Leistungen der kantonalen Volksschulen, wie sie die durch die neue Militärorganisation festgestellten Recrutenprüfungen ermöglichten, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Hier war ein Feld friedlichen Wetteifers, und je mehr man vor principiellen Entscheidungen zurückscheute, die die bisherigen Grenzen zwischen einheitlicher Leitung und Freiheit der Landestheile wesentlich verändern mußten, um so mehr suchte man durch staatliche Vorsorge ein günstiges Resultat der Recrutenprüfungen für die kantonale Schulorganisation und damit den Beweis zu erringen, daß dieselbe genügenden Primarunterricht darbiete. Keiner der zurückgebliebenen Kantone entzog sich diesem Vorgehen.

Aber die Thatsache, daß dies meist nur in der Art geschah, unmittelbar vor den Recrutenprüfungen und für dieselben die Kenntnisse der jungen Mannschaft aufzufrischen und zu ergänzen, liefert den Beweis, wie wenig aus dem Innern heraus, wie sehr nur als ein von den äußern Umständen aufgezwungener Nothbehelf dieser Fortschritt, der zudem die weibliche Jugend ganz unberührt ließ, sich vollzog.

Nur einzelne Kantone wagten, abgesehen von Verbesserungen im Einzelnen, einen Schritt zu wahrhaft pädagogischer Weiterentwicklung.

Wo konnte diese gesucht werden?

Die Schule der Kindheit, beziehungsweise des mittlern Jugendalters, war durch die Anstrengungen der Regenerationsperiode in bestimmte,

ed by Google

in der Hauptsache vernünftige Normen gebracht worden, welche bei weiterer Entwicklung vor einer Umwälzung gesichert erscheinen, so sehr auch der methodische Ausbau stetige Pflege und Vertiefung in Anspruch nimmt.

Aber die Ueberleitung von der Hauserziehung zur Schulerziehung und noch vielmehr die Vermittlung zwischen der Schulerziehung und dem bürgerlichen und beruflichen Leben hatte eine principielle und vernunftgemäße Durchführung nicht gefunden, in den Dreißigerjahren nicht finden können.

Jene, die Ueberleitung von der Hauserziehung zur Schulerziehung, mußte um so mehr dem öffentlichen Bewußtsein eine Lücke aufweisen, als einerseits die Schule mehr und mehr ein geschlossenes von ihrem Antheil an der Erziehungsaufgabe ausschließlich beherrschtes System ausprägte, anderseits die Mängel, welche der Hauserziehung von den socialen Verhältnissen her in steigendem Maße anhafteten, in immer weitern Kreisen fühlbar wurden; und dabei war die Situation um so günstiger gestaltet, als in den Fröbel'schen Kindergärten ein durchdachtes und praktisch bereits erprobtes Hülfsmittel sich darbot. Die Verbreitung der Kindergärten in der Schweiz ist im letzten Jahrzehnd vielfach mit Eifer und Begeisterung an die Hand genommen worden, während solch ein systematisch organisirter Uebergang noch in den Sechzigerjahren nur mit Mühe und vereinzelt zur Ausführung gekommen war und bis auf den heutigen Tag der Methodik der Volksschule der organische Anschluß an die von den „Spielschulen" geleistete Vorbereitung fehlt.

Schwieriger war die zweite Aufgabe, die Begründung einer richtigen Vermittlung zwischen der Schulerziehung und dem bürgerlichen und beruflichen Leben, oder mit andern Worten die Ausgestaltung der Volksbildung auf der Stufe des reifern Jugendalters. Und doch war es eine allgemein anerkannte Thatsache, daß durch den Mangel dieser Schulstufe in die Primarschule zu viel und theilweise erst einem spätern Entwicklungsstadium der Jugend innerlich zugänglicher Stoff zusammengedrängt war; und zugleich drängten die internationalen Vergleichungen, die durch die Weltausstellungen ermöglicht wurden, die Ueberzeugung auf, daß die Schweiz für den Wettkampf in der Erwerbsarbeit der Völker die systematische Grundlegung für die Erwerbsbildung nicht ohne Schaden länger verzögern dürfe.

Hier konnte man sich nicht einfach an ein im Ausland fertig ausgebildetes System anschließen. Es galt zwischen verschiedenen Systemen zu wählen, mit dem vielgestaltigen Leben zu rechnen; und noch befinden wir uns dabei offenbar im Stadium des Experimentes.

Während aber eine Lösung dieser Frage erst noch gesucht wird, tauchte, lange mit ängstlicher Absichtlichkeit umgangen, von Jahr zu Jahr schärfer

Digitized by Google

die gebieterische Nothwendigkeit auf, die in der Bundesverfassung in ideeller Schwebe gehaltenen Forderungen in der einen oder andern Weise bestimmt zu formulieren und damit eine reale Grundlage für die Weiterentwicklung des staatlichen Volksschulwesens zu gewinnen. Täuscht nicht Alles, so stehen wir unmittelbar vor den ersten maßgebenden Entscheidungen auf diesem Gebiet. Möge der Kampf um dieselben nur der nothwendige Durchgang sein zu einer neuen lebensfrischen Weiterbildung, welche in Bälde Alle, die das Vaterland und die Schule lieben, ohne Unterschied der Partei wieder mit einander zu vereinigen und für die momentane Unbehaglichkeit des Parteigegensatzes zu entschädigen vermag!

zed by Google

Monographien.

Dr. Ludwig Snell.

1785—1854.

[Quelle: Dr. Ludwig Snells Leben und Wirken, bearbeitet von einem jüngern Freunde desselben (H. Stiefel). Zürich 1858.]

Als die Julirevolution 1830 in unserm Vaterlande zur Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse drängte, wartete bereits eine Menge von lebensfähigen Keimen der beschleunigten Entwicklung; weiterschauende Staatsmänner hatten mit Kraft und nicht ohne Wirkung ihre Stimme für Reformen erhoben; auch für die Umgestaltung des Schulwesens waren die leitenden Ideen gefunden. Aber bei der Zersplitterung des schweizerischen Staatswesens lag die Gefahr nahe, es möchte durch das vereinzelte Vorgehen auf Grund der kantonalen Eigenthümlichkeiten ein durchgreifender und einheitlicher Fortschritt noch auf lange hinaus frommer Wunsch bleiben und die kantonale Rivalität sich als Hemmschuh erweisen. Daß trotz der Souveränität der Kantone diese Gefahr vermieden, Gleichmäßigkeit wenigstens in den Hauptpunkten der neuen Gestaltungen annähernd erreicht wurde, und dadurch die principiellen Gesichtspunkte über die localen Factoren das Uebergewicht erhielten, verdankt die Schweiz zu bedeutendem Theil einem deutschen Flüchtling, der seit wenigen Jahren sich auf ihrem Boden niedergelassen, Dr. Ludwig Snell.

Ludwig Snell ist der Sohn des Rectors des Gymnasiums zu Idstein in Nassau, Christian Wilhelm Snell, und unter des Vaters Leitung wuchs auch der Sohn, der Theologie und Philosophie studiert hatte, zum tüchtigen Schulmann heran. Das Familienleben des Elternhauses war ein ideal schönes; die Zeit, in die die Jugendjahre Ludwigs und seiner Brüder (von denen Wilhelm später ebenfalls der Schweiz sich zuwendete und als Lehrer der Staatswissenschaften in Bern einen mächtig anregenden Einfluß auf die Denkart und die Rechtsanschauungen der jüngern Generation ausübte) fielen, in Folge der französischen Invasion, der Begründung und nachher dem Zusammenbruch der Fremdherrschaft und des Rheinbundes so gestaltet, daß

Digitized by Google

gegenüber den traurigen Verhältniſſen der Gegenwart der Idealismus im claſſiſchen Alterthum und den antiken Republiken Halt und Vorbild fand; und wenn bei Napoleons Sturz für den Augenblick Regierungen und Volk zuſammengiengen, ſo bot die darauf folgende verfolgungsſüchtige Reaction reichlich Anſtoß für unabhängige Gemüther, in der republicaniſchen Staatsform das Heilmittel für die Gebrechen der Zeit zu finden. Auch Snell hat in dieſer Zeit den ſüßen Traum der Freiheit aller Völker geträumt und iſt ein Mann überzeugungstreuer republicaniſcher Geſinnung geworden.

Zehn Jahre lang wirkte er unter ſeinem Vater als Gymnaſiallehrer in Idſtein; 1817 wurde er von der preußiſchen Regierung zur Direction des neuerrichteten Gymnaſiums in Wetzlar berufen, das unter ihm kräftig emporblühte und mit ſeinen Leiſtungen allgemeine Anerkennung fand. „Dieſen ſchnellen Aufſchwung, dieſe allſeitige Anerkennung", ſagt Snells Biograph, „verdankte das neue Gymnaſium dem Unterrichte und beſonders der darin gehandhabten Diſciplin. Bei jenem ſah Snell vorzugsweiſe darauf, daß mit jeder Erweiterung der Kenntniſſe eine geſteigerte Entwicklung der freien Selbſtthätigkeit verbunden ſei, weßhalb die Schüler z. B. nach Beendigung eines Abſchnittes immer angehalten wurden, einen kurzen ſchriftlichen Abriß des Behandelten auszufertigen. Als Director legte er auch den Schlußſtein der Gymnaſialbildung durch den Unterricht in der Philologie, Philoſophie und Geſchichte; einen Lieblingsgegenſtand in der letztern bildete die ausführliche Behandlung der franzöſiſchen Revolution mit beſonderer Rückſicht auf die rechtliche und ſtaatliche Entwicklung. Durch die Diſciplin ſuchte Snell den längſt gehegten Lieblingsgedanken eines republicaniſchen Gemeinweſens in dem Jugendleben der Gymnaſiaſten zu verwirklichen; denn nur in einem ſolchen ſah er das beſte Mittel, den eigentlichen Zweck der Schuldiſciplin: Erzielung einer ſtrengen Selbſtbeherrſchung durch unausgeſetzte Uebung der ſittlichen Kraft neben der fortſchreitenden Entwicklung der Erkenntniß des Wahren und Guten zu erreichen. Bei der Verwirklichung dieſer Idee betheiligte er außer den Lehrern auch die Zöglinge; jede Claſſe wählte aus ihrer Mitte, unter Genehmigung der Lehrer, einen Inſpector, welcher die Schüler ſeiner Abtheilung zu beobachten, die Schwächern in ihren Arbeiten zu unterſtützen, dem Lehrer die nöthigen Mittheilungen zu machen, ihm die Anliegen der Claſſe vorzutragen und die Aufträge für neue Anordnungen entgegenzunehmen hatte. In einer ausführlichen Schulordnung ſetzte der Director genau alle Beſtimmungen feſt, nach welchen ſich die Zöglinge in ihrem Leben in und außer der Schule zu richten hatten; dieſe wählten aus ihrer Mitte wieder unter Genehmigung der Lehrer eine größere Zahl von Geſchwornen, welche wöchentlich über die gegen die Schulordnung begangenen Fehler urtheilten; ſie entſchieden über das Schuldig, die Lehrer über die Strafe. Wöchentlich

ed by Google

traten letztere unter dem Vorsitze des Directors zusammen, um sich die nöthigen Mittheilungen über den Gang der Anstalt, sowie über das Leben der Zöglinge zu machen und die nöthigen Anordnungen, welche Zeit und Umstände erforderten, zu treffen. Nach acht oder vierzehn Tagen versammelten sich die Schüler aller Classen am Sonntag Morgen vor dem Gottesdienst im Schulsaale. Diese Zusammenkünfte wurden mit Gebet begonnen und mit Gesang geschlossen; in denselben ertheilte der Director in längerm oder kürzerm Vortrage Ermahnungen und Belehrungen über die Pflichten und Lebensverhältnisse der Schüler, machte er diese mit den getroffenen Anordnungen bekannt, führte er ihnen neue Ankömmlinge vor und entließ er die Abgehenden; diese Vorträge waren stets von den wohlthätigsten Folgen. Aus kleinen Beiträgen der Schüler wurde eine Bibliothek gegründet, deren Verwaltung ganz in ihre Hände gelegt wurde, indem sie unter Genehmigung der Lehrer den Bibliothekar und Rechnungsführer wählten und die nöthigen Anschaffungen bestimmten. In solcher Weise suchte Snell alle Glieder der Anstalt durch das Band einer freien sittlichen Gemeinschaft zu vereinigen.

So liegen schon bei Snells Wirksamkeit als Gymnasialdirector die Gedanken all seines spätern Wirkens zu Grunde: die Erziehung dient zur Entwicklung des Charakters und einsichtiger Erfüllung der Pflichten gegen die bürgerliche Gemeinschaft und dies kann nur dadurch gewonnen werden, daß man nach Kant den Menschen in der Freiheit zur Freiheit erzieht. Aber es sollte ihm nicht vergönnt sein auf die Dauer als praktischer Schulmann diesen Grundsätzen Geltung zu verschaffen; nach Kotzebues Ermordung ergriff die Verfolgung auch ihn, vertrieb ihn ohne Urtheil von seiner Stelle, und ließ ihn zunächst in England, seit 1827 in der Schweiz eine Freistätte suchen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, auch nicht, die politische Thätigkeit, die er nach kurzer Zeit in seiner zweiten Heimat entfaltete, eingehend ins Auge zu fassen. Der Zufall führte ihn im Sommer 1830 auf dem Rigi mit hervorragenden Männern der Regeneration, besonders Zürchern, zusammen, als eben die Kunde von der Julirevolution aus Frankreich herüberklang. Hier setzte er den Freunden auseinander, wie der Grundsatz der Rechtsgleichheit und der Volkssouveränität die Losung jeder durchgreifenden Reform sein müsse und schaffte demselben bei ihnen vollen Eingang. Er selbst entwarf auf ihr Andrängen nach seiner Rückkehr an die Gestade des Zürchersees das „Memorial von Küsnach", das die Basis für die Wünsche des Volkstags in Uster (22. November 1830) und damit für die zürcherische Verfassungsrevision wurde. War die Verfassungsänderung in Zürich auch nicht die erste — Thurgau gieng voran — so wurde sie doch

zed by Google

von maßgebendem Einfluß für den Gang der Dinge in den deutschen Kantonen. Snell als Redactor des neubegründeten „Schweizerischen Republicaner“ kämpfte von Zürich aus in den ersten Reihen für die Durchführung der Grundsätze der Regeneration, gegen Aristokratie und Priesterherrschaft, in scharfgeschliffener und nie ermattender Publicistik; daran schloß sich der consequente Kampf für eine Bundesrevision und für ein mannhaftes Auftreten der Bundesbehörde gegen die Eingriffe der fremden Diplomatie, eine selbständige und vermittelnde Thätigkeit in den Angelegenheiten der ausländischen Flüchtlinge in der Schweiz; Enttäuschungen und Niederlagen vermochten ihn nicht zu entmuthigen; den Principien, denen er sein Leben geweiht, war er treu ohne Wanken; wo es galt für dieselben neuen Boden zu gewinnen, tauchte er wol als „Sturmvogel“ persönlich bei den vorbereitenden Verhandlungen auf, und auch wenn er selbst nicht hervortrat, wurde ihm doch namentlich seitens der Gegner die intellectuelle Urheberschaft zugeschrieben. Und dazu war er ein Kämpfer, der nicht um Lohn diente; nur auf kurze Zeit bekleidete er eine Professur an der neugegründeten Hochschule in Zürich, nachher in Bern, bis der Haß der dortigen Gegner, trotzdem er mittlerweile Schweizerbürger geworden, über ihn Ausweisung verhängte; ebenfalls nur vorübergehend nahm er die Wahl als Mitglied des Großen Rathes in Zürich an. Die Einfachheit seiner Lebensweise ermöglichte ihm, dem Junggesellen, mit einer kleinen Pension, die er nach langen Verhandlungen von der preußischen Regierung erhielt, und dem Ertrag seiner Publicistik ein unabhängiger Mann zu bleiben. Aber befreundet mit den radicalen Parteiführern der verschiedenen Kantone und öffentlich wie vertraulich bei wichtigern Fragen zu Rathe gezogen, übte er eine tiefgreifendere und nachhaltigere Wirksamkeit aus, als vielleicht irgend einer der in Amt und Würden stehenden Staatsmänner der Regenerationsperiode. „Seit einem Vierteljahrhundert“, so schilderte an Snells Grab sein jüngerer Freund Grunholzer das Wirken des Veteranen, „ist in unserm schweizerischen Vaterlande kein bedeutungsvoller Schritt zur Hebung und Sicherung allgemeiner Wohlfahrt geschehen, ohne den wärmsten und erfolgreichsten Antheil unsers dahingeschiedenen Freundes und manches große Werk verdanken wir zunächst seinem geistigen Einflusse. In dem fortblühenden Glücke unsers lieben Vaterlandes windet sich um dieses Grab ein Kranz der Ehren, wie er keinem Sterblichen reicher und schöner zu Theil werden kann. Ein unerschöpflicher hellstrahlender Geist leuchtet uns aus allen öffentlichen Werken Snells entgegen. Was uns aber noch tiefer in die Seele geht, ihm eines Jeden Achtung abzwingen, und uns mit hoher Achtung erfüllen muß, ist der reine Adel der Gesinnung, die wahre Tugend, welche in allem Wechsel des Glückes, in den schwersten Anforderungen des Lebens immer reiner und kräftiger aufblühte. Alle Kraft

ed by Google

des reichbegabten Geiſtes war ſtets nur dem Dienſte der Wahrheit gewidmet; nur ſo konnte ſie zur weithin Segen verbreitenden Quelle der Weisheit werden. In keiner Richtung vertiefte der Edle ſein Wiſſen, ohne dadurch das mit größtem Lebensernſte in ſich ausgebildete Syſtem ſittlicher Grundſätze, welches er in den erhabenſten Ideen der chriſtlichen Religion zuſammenſchloß und verklärte, neu zu durchleuchten und friſch zu kräftigen. So gewann er die ſeltene Energie und eiſerne Conſequenz der Handlung; aus ſo gepflegtem Grunde der Geſinnung entſtammte die unwiderſtehliche, hinreißende, auch da wo es die Vernichtung der Unwahrheit galt, immer wieder neue Keime des Guten befruchtende Macht ſeiner Gründe, die in ſo vielen wichtigen Angelegenheiten entſchieden. So vermochte er in ſeinem thatenreichen Leben jedes einzelne Motiv ſeiner Handlungen rein zu erhalten und das ſeltene Beiſpiel eines Mannes zu geben, der ſich die größten Verdienſte im Staate erwarb, dabei aber frei von jeder Spur des Ehrgeizes blieb und anſpruchslos das Beſte in beſcheidener Zurückgezogenheit vollbrachte."

Daß dem ehemaligen Schulmann auch in ſeiner politiſchen Wirkſamkeit die Schule und ihre Entwicklung wichtig blieb, läßt ſich von vornherein vermuthen. Eigentlich war es zunächſt auch ſein Wunſch geweſen, in der Schweiz eine pädagogiſche Thätigkeit zu finden; vorderhand hatte er ſich der Erziehung der Kinder ſeines Bruders gewidmet, wie er denn zeitlebens Kinder um ſich zu haben liebte und ſinnig auf ſie einzuwirken verſtand; Verhandlungen mit Fellenberg, der ihm die Stelle als Studiendirector auf Hofwyl anbot, ſcheiterten daran, daß ſich Snell eine pädagogiſch unabhängigere Stellung ſichern wollte, als Fellenberg ſie irgend Jemand zuzugeſtehen geneigt war. Doch hielt die Verwandtſchaft der pädagogiſchen und politiſchen Beſtrebungen Snell mit Fellenberg bis zu deſſen Tod in freundſchaftlichen Beziehungen; das gleiche war der Fall mit Niederer, mit J. C. v. Orelli, Auguſtin Keller u. A. Die Volksbildungsanſtalten, die Volksſchule in ihren verſchiedenen Abſtufungen waren ihm „der größte und koſtbarſte Gewinn, den der Tag von Uſter gebracht." Die Volksſchule iſt ihm die Bürgſchaft dafür, daß Unabhängigkeit des Urtheils dem Mann aus dem Volke möglich gemacht, der Wiſſenstrieb geweckt, der Wahrheitsſinn befeſtigt werde, eine höhere und reinere Volkscultur — ein an Wiſſen, Aufklärung und Geſittung veredeltes Geſchlecht erſtehe; daß eine gleichmäßige Bildung die Maſſen durchdringe und das Volk zu einer höhern Einheit verbinde, in der der Gegenſatz der Gebildeten zum Ungebildeten ſich in einen allgemein wirkenden wohlthätigen Einfluß der höhern Bildung auf die Maſſen umwandle. Erſt durch den Beſtand der Volksſchule „wird die Behauptung, die ſchon von vielen großen Männern ausgeſprochen worden iſt, daß alle höhern Wahrheiten und Entdeckungen der Denker, beſonders ſolche welche ſich aufs praktiſche Leben beziehen, zuletzt ein

Gemeingut des ganzen Volkes werden müssen, wirklich in Erfüllung gehen. Das Resultat der vereinten Kraft und Thätigkeit der Volksschule und der Pfleger der höhern Wissenschaft auf das Volk ist eine innerlich aufgehende und fortschreitende, alle Classen ergreifende und verschmelzende Entwicklung, welche nicht blos in technischer Gewerbsvervollkommnung, nicht in mechanisch erlernten Begriffen und Kenntnissen, sondern in einer geistig organischen, von innerm Leben beseelten und darum wahrhaften Cultur des gesammten Volkes besteht." [1]

Als die Stürme der veränderten Volksstimmung diese Errungenschaft gefährdeten, als im Sommer 1839 sich verlauten ließ, Scherr gedenke seine Wirksamkeit im Kanton Zürich aufzugeben, richtete Snell im „Republicaner" ein Schreiben an ihn, dessen Schluß für seine eigene Sinnesweise charakteristisch ist. Von der Mißkennung und Befehdung des Augenblicks weist er ihn darauf hin, daß durch ihn ein tüchtiger Lehrstand, eine bessere Jugendbildung, welcher doch die Hochachtung und Unterstützung aller Vernünftigen und die Zukunft sicher sei, begründet worden. „Das ist ein herrlicher Lohn. Nicht allen, die für das Gute wirken, wird das Glück zu Theil, eine solche sichtbare Saat ihrer Arbeiten zu erblicken. Darum harren Sie aus und wirken Sie fort! Sie arbeiten für eine ganze heranwachsende Generation des Kantons und durch sie für die edelsten Güter der Menschenwelt in unabsehbaren Fernen. Das ist für alle, denen ein hoher Sinn in der Brust wohnt — und den tragen Sie in sich — ein entzückender Gedanke, der für vieles, was sonst niederschlägt, volle Entschädigung gewährt und eine unversiegbare Quelle des Muthes und der Kraft in sich schließt."

Doch der Sturm kam. Scherr gieng freilich nicht aus eigenem Entschluß, aber er wurde vertrieben. Die Folgen des Umsturzes vom 6. September 1839 richteten sich vor allem aus gegen die unverkümmerte Entwicklung der von Scherr ins Leben geführten Volksschule. Da war es Snell, der den Mittelpunkt des Widerstandes gegen die destructiven Tendenzen bildete, „wie ein schützender Cherub" vor der schönsten Errungenschaft der Dreißigerjahre stand. Noch im Dezember 1839 verfaßte er in diesem Streben eine Adresse an die Regierung, die von mehrern hundert Gesinnungsgenossen unterzeichnet wurde; seine Artikel im Republicaner über die „Geschichte des zürcherischen Schulwesens", sein Schriftchen „Geist der neuen Volksschule in der Schweiz nebst den Hoffnungen, welche der Menschen- und Vaterlandsfreund daraus schöpft" (St. Gallen 1840) belebten den Muth der Lehrer und Freunde der neuen Schule und riefen das Bewußtsein des principiellen Kampfes wach; schon im August 1840 trat die Lehrerschaft auf der Synode

[1] Geist der Volksschule, S. 37 ff.

Digitized by Google

von Winterthur energiſch gegen die Gelüſten des Septemberregiments auf; es war der erſte Stoß des neu ſich kräftigenden fortſchrittlichen Bewußtſeins; gleich bei den nächſten ſtaatlichen Wahlen 1842 lenkte die Volksmehrheit wieder auf gemäßigtere Bahnen. Snell genoß noch die Genugthuung, daß 1848 die neue Bundesverfaſſung die Ideale der Dreißigerjahre auch nach einer Seite hin, wo er ein Jahrzehend früher vergeblich gekämpft, zur Erfüllung brachte; nur das Eine ſchmerzte ihn, daß nicht Zürich Bundesſitz wurde. Sein Bruder wie ſeine Kampfgenoſſen giengen einer nach dem andern dahin; er ſelbſt machte ſich lange ſchon mit dem Gedanken des Todes vertraut. „Heute Morgen", ſchrieb er am Neujahrstag 1851, „las ich die herrliche Zueignung in Göthes Fauſt im Bette und überließ mich nach der ſchönen Strophe: Ihr bringt mit Euch die Bilder froher Tage und manche liebe Schatten ſteigen auf — lange den ſeligen Träumen der Erinnerung. Welch eine reiche und große Welt aus beſſern Zeiten liegt hinter uns, von edeln und hohen Geſtalten erfüllt! Die meiſten ſind davon gewandert in eine andere Welt, und wer weiß, ob ich am Ende dieſes Jahres Euch noch Glück wünſchen kann. Doch gerade dieſer Gedanke an das unerbittliche Schickſal alles Irdiſchen muß jeden Schmerz beruhigen." „Es fällt der älteſte mit Kirchhofsblümchen reich gezierte Zweig von dem einſt ſo blühenden Stamme aus Idſtein" — ſagte er ſeinen Neffen, die ihn in ſeiner letzten Zeit zu beſuchen kamen; — „möge der Schutzgeiſt desſelben in und bei Euch fortleben und fortwirken!" Und einem Freunde ſchrieb er zum Abſchied: „Es iſt, als ob ein ewiges Geſetz darüber walten würde, daß die Edelſten und Beſten in ihrem hohen Alter noch einmal die rauhe Hand des Schickſals fühlen müßten; und doch finden wir zu allen Zeiten Männer, die mit Begeiſterung nach dieſer Dornenkrone ringen und die noch im Feuerofen den Hymnus der Freiheit anſtimmen. Es iſt dies wol jener Geſang, der Lichtſtrahl geläuterter Weſen, der ein Zeugniß für ihre Unſterblichkeit iſt, welche ſie ſich im heißen Kampfe mit dem Leben errungen und mit ſich herübernehmen; mit dieſer erhabenen Urkunde betreten ſie die ewige Heimat. Gehſt du vor mir hinüber, ſo denke an mich, der ſich nach dir ſehnt; richte mir eine Harfe zurecht, und wenn ich dann erſcheine, ſo ſinge ich dir den Hymnus von dem ewigen Recht und von der Freiheit!" Aber bei all dieſem ſtillen Sehnen dauerte ſein Intereſſe für die Kämpfe der menſchlichen Geiſtesentwicklung fort; wenige Tage vor ſeinem Tode noch galten die letzten Zeilen des Dankes und der Aufmunterung den Männern, welche das zürcheriſche Erziehungsweſen leiteten und der gedeihlichen Entwicklung der Lehrerbildungsanſtalt, an der einſt Scherr gewirkt. „Mit der Wetterfarbe eines ergrauten Kämpfers und eines geprüften Apoſtels für Freiheit und Gerechtigkeit, für Volksbildung und Volkswohlfahrt" ſtarb Snell nach raſcher Abnahme ſeiner

Digitized by Google

phyſiſchen Kräfte am 5. Juli 1854 zu Küßnach, an der Stätte, wo er zuerſt maßgebend in die Politik der ſchweizeriſchen Regeneration eingegriffen hatte. G. Hr.

Joh. Kaſpar v. Orelli.

1787—1849.

[Quellen: Nekrolog auf Joh. Kaſpar v. Orelli 1849. — Worte am Grabe des ſel. Prof. Dr. Joh. Kaſpar v. Orelli. Zürich 1849. — Essai sur la vie et les travaux de J.-G. Orelli, par J. Adert. Genève 1849. — Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1851. — Verhandlungen der helvetiſchen Geſellſchaft 1822 und 1824. — Orellis pädagogiſche Broſchüren.]

„Unſer Orelli iſt leicht eine der glänzendſten und zugleich anmuthigſten Erſcheinungen, welche die zürcheriſche Gelehrtengeſchichte aufzuweiſen hat. In ihm war ein reicher Schatz der edelſten Gaben und Tugenden niedergelegt: bei Orelli vereinigten ſich zu ſeltenem Bunde eine ſtaunenswürdige Thätigkeit und faſt unermeßliche Gelehrſamkeit, die mehrere Nationen und Zeitalter in ihren Bereich gezogen, — ein freier, von wunderſamer Lebendigkeit getragener Geiſt, allem Idealen innig zugewendet — ein ſcharfer Verſtand und nicht ſeltener treffender Witz, — eine überall durchwirkende Humanität und ein feuriger Patriotismus.“

So ſchildert den Verſtorbenen ein Nekrolog, der unmittelbar nach ſeinem Tode erſchien. Orellis Name wird in der Geſchichte der Wiſſenſchaft fortleben; hier liegt der Schwerpunkt ſeiner Verdienſte; aber das iſt eben das Eigenthümliche ſeines Weſens, daß neben ſeiner Gelehrſamkeit von europäiſchem Ruf ein ebenſo kraftvoller Sinn in ihm waltete, an der Veredlung der Jugend und ſeines Volkes zu arbeiten, daß er ebenſo rüſtiger Kämpfer für Volksbildung als auf dem Felde der Wiſſenſchaft war.

Orelli iſt geboren den 13. Februar 1787 als der ältere Sohn des David Orelli, der vor der helvetiſchen Staatsumwälzung ſeit 1790 der letzte zürcheriſche Landvogt in Wädensweil war, und der hochgebildeten und trefflichen Regula Eſcher, der Verehrerin Peſtalozzis. Der Aufenthalt auf dem Lande brachte es mit ſich, daß der frühere Unterricht, den der Knabe erhielt, meiſt Privatunterricht war; dann durchlief Orelli in ungewöhnlicher Schnelligkeit die gelehrten Schulen ſeiner Vaterſtadt; die gedrückten Vermögensverhältniſſe der Familie verſagten ihm den Beſuch einer Univerſität. Nach dem Abſchluß ſeiner Studien gieng er auf ein halbes Jahr zu Peſtalozzi nach Iferten. Peſtalozzi und Niederer machten einen ſo tiefen Eindruck auf den

für jegliche große Richtung in der Bildung des Menſchengeiſtes empfänglichen Jüngling, daß er beinahe als Lehrer in der dortigen Anſtalt geblieben wäre; und umgekehrt kündete Niederer nach wenigen Jahren den jungen Orelli als ein „aufſtrahlendes wiſſenſchaftliches Geſtirn“ an. 1807 übernahm Orelli die Stelle eines reformirten Predigers in Bergamo; ſechs Wochen nach ſeiner Ankunft daſelbſt war er ſchon im Stande, in der Landesſprache zu predigen. 1814 kam er als Lehrer an die Kantonsſchule in Chur, 1819 als Profeſſor der Philoſophie und Theologie nach Zürich, wo er, ſeit der Reorganiſation des Schulweſens Profeſſor an der Univerſität und am obern Gymnaſium, bis zu ſeinem Tode blieb.

Italiens Luft war die hohe Schule Orellis. Seine Studien waren vor allem dem claſſiſchen Alterthum gewidmet; hier lernte er es auf ſeinem eigenen Boden verſtehen. Die erſten Arbeiten entſtanden ſchon in Bergamo; ſpäter hat er ſich durch die epochemachende Bearbeitung des Cicero, durch die Veröffentlichung der Inscriptiones latinae, durch ſeine Ausgaben des Horatius, Tacitus, Plato — kleinerer Arbeiten nicht zu gedenken — ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruf erworben. Aber auch die Gegenwart blieb ihm nicht fremd; die italieniſche Litteratur fand an ihm einen eifrigen Verehrer und Förderer; die deutſche, franzöſiſche, ſpaniſche, indiſche Schriftſtellerwelt wurden ihm ebenfalls heimiſch; ſeine Studien um faßten lange hinaus faſt alle hiſtoriſche, philologiſche, großentheils auch die philoſophiſche und eine Zeit hindurch auch die theologiſche Litteratur; in Zürich lag ihm außer ſeiner litterariſchen und Lehrthätigkeit noch die Beſorgung der Stadtbibliothek ob. — In religiöſer Beziehung gehörte er zeitlebens der rationaliſtiſchen Richtung an; ſtreng kritiſche Unterſuchung und ein unbeugſamer Wahrheitsſinn verbanden ſich in ihm mit inniger Scheu vor dem Göttlichen; Frivolität lag ihm ferne, und im Sinne der Reformatoren das Werk der Vertiefung und Läuterung der religiöſen Entwicklung weiterführen zu helfen war ihm Herzenspflicht.

Schon frühe zogen ihn pädagogiſche Studien an. 1812 veröffentlichte er die Monographie „Vittorino von Feltre oder die Annäherung zur idealen Pädagogik im 16. Jahrhundert nebſt Nachrichten über die Methode Guarinos und Filelfo's“, in der er dem deutſchen Geiſte das pädagogiſche Denken und Wirken der italieniſchen Humaniſten aufſchloß; 1819 gab er eine Darſtellung der ariſtoteliſchen Pädagogik.

Aber die gelehrten Arbeiten machten nur einen Theil ſeiner Wirkſamkeit aus; als anregender und begeiſternder Lehrer hat er nicht minder ſegensvoll gewirkt. „Beſonders in ſeinen mittlern Mannesjahren war er ein ausgezeichneter Interpret der Claſſiker der alten Welt. Auf der Stufe, auf welcher ſeine Schüler ſtanden, konnte es nicht ſeine Aufgabe ſein, dieſen Unterricht mit vorwiegender Rückſicht auf Worterklärung und Grammatik zu ertheilen;

er durchflog gleichsam die Schriftsteller, doch ohne in deren Verständniß irgend welche Lücke zu lassen. Treffliche, selten weiter ausgeführte Andeutungen über die Lebensanschauung der Alten — ein Mitleben, das sich oft blos im gehobenen Worte, oft in einer sinnigen Geberde äußerte, hie und da ein rasches Ueberschauen von Gebiet oder Zeit, in denen sich der Schriftsteller bewegte — eine hingeworfene Skizze des Gedankenganges, — und dieses untermischt mit Hinweisung auf Anklänge in neuerer Litteratur, hin und wieder mit einer anmuthigen ironischen Anspielung: — das waren einzelne Tugenden des Orellischen Unterrichts. Zuweilen, namentlich in früheren Jahren, versammelte er an gewissen Tagen tüchtige Jünglinge auf seiner Stube um sich, die jetzt noch von der trefflichen Uebung und von der eindringlich belehrenden und belebenden Unterhaltung erzählen. Orellis Person galt seinen Schülern als geweiht; es gab Zeiten, in denen es z. B. als hohe Trägheit angesehen ward, ein Buch, auf das der Lehrer als durchaus lesenswerth hinwies, dann nicht zu lesen; und wie mancher Mann dankt es ihm, daß er als Jüngling über den blinden Materialismus hinausgehoben ward."

Bünden schenkte ihm zum Dank für sein anregendes Wirken an der Kantonsschule das Bürgerrecht. Seine Berufung nach Zürich ward von der studierenden Jugend seiner Vaterstadt als ein epochemachendes Ereigniß betrachtet; mit feuriger Begeisterung ward der ideal begeisternde und freisinnige Lehrer aufgenommen. Schon ein Jahr darauf erhob er in einer kleinen Broschüre „Ein Wort für das Turnen" seine einflußreiche Stimme für eine wahrhaft harmonische Ausbildung der Jugend; und es kennzeichnet den von allem Gelehrtenhochmuth freien Mann, daß er in diese Broschüre die allerdings treffliche lateinische Rede eines Schülers über diesen Gegenstand in deutscher Uebersetzung aufnahm. Die Energie, mit der er sich in jenen Jahren der Sache des griechischen Unabhängigkeitskampfes annahm, erwarb ihm das griechische Ehrenbürgerrecht. Aber auch die Besten der Heimat versagten seinem Mannesworte den Beifall nicht, als er an der Versammlung der helvetischen Gesellschaft 1822 „über den geistigen Bildungstrieb der Schweiz in der Gegenwart" redete. In diesem Bildungstrieb sah er das Wahrzeichen des Existenzrechtes und der Zukunft des Vaterlandes, dessen äußere Lage eben damals durch die Zumuthungen des Auslandes an seine Schwäche wenig Tröstliches darbot. Mit gleicher Beredsamkeit geißelte er diese Schwäche der damaligen schweizerischen Staatskunst, wie die Mangelhaftigkeit der bisherigen Leistungen für Volksbildung und Volksschule. Es ist eine Rede, die noch heute durch ihre Klarheit und Wärme erbaut und mit Hochachtung für den Redner erfüllt, der mit vollem Bewußtsein es ausspricht, daß es mit bloßem Reden nicht gethan sei: „Des Lichtes bedürfen wir ja und der

ed by Google

Thatkraft; für Geistesschlummer, Geistesfesseln und Dunkel, ohne welche freilich Licht und Kraft niemals in ihrer vollen Herrlichkeit zu erscheinen vermöchten, sorgt der Zeitgeist und seine Diener in vollem Maße. Diese wissen nicht was sie thun; wir aber beneiden sie um ihr unerfreuliches, mühsames und doch so ganz nichtiges Beginnen nimmermehr. ... Arbeitet der Mann, der da weiß, was er will, nicht mit großherziger Zuversicht auf die Zukunft hinaus, so erscheint auch die Gegenwart, der Augenblick der Schaffung, niemals. Ob er diesen selbst noch erlebe, muß ihm gleichgültig sein, sobald er das Leben in seinem Sein und seiner wahren Dauer erkannt hat." Und zwei Jahre später, 1824, entrollt er als Präsident der Gesellschaft das Lebensbild des Lälius Socinus und ruft ihr angesichts der noch ungünstiger gewordenen Atmosphäre des geistigen Lebens Muth zu: „Jede höhere, der vorhandenen Gedankenmasse voraneilende oder diese sogar umgestaltende Idee erregt Widerspruch und Spott bei den Gleichgültigern; Erbitterung, Rachsucht, Verfolgungsgeist bei demjenigen Theil der Menge, dessen Bestrebungen sie unmittelbar entgegentritt. Zwar der Idee selbst kann weder der Pöbel, der sie nicht begreift, noch die Willkür der jedesmaligen Machthaber, die sie nicht wollen, jemals das Geringste anhaben; vor Untergang gesichert lebt sie in der Geschichte fort, und die Nachwelt findet und anerkennt sie in dieser; oder, hier gehemmt, keimt sie frischer anderswo auf, wird allen Hindernissen zum Trotze allmälig zum Gemeingute und übt den bedeutendsten Einfluß auf die Denkweise ganzer Jahrhunderte aus. Dies bleibt uns eines der tröstlichsten Ergebnisse der Weltgeschichte."

Es ist bereits in anderm Zusammenhange (Bd. II, S. 50) erzählt worden, wie Orelli nach seiner Rückkehr von dieser Versammlung in Schinznach in seinem Heimatkanton die Initiative ergriff, um durch Privatthätigkeit die Errichtung eines Lehrerseminars in Zürich und die Hebung des Standes der Volksschullehrer auf dem Lande in Angriff zu nehmen, wie die erstere Idee nicht den nöthigen Anklang fand, dafür aber der von ihm gegründete „Verein für ökonomische Verbesserung der Elementarlandschulen" bis zum Jahr 1830 Wesentliches leistete. In der Erziehungsbehörde, der Orelli seit 1820 angehörte, war er eines der Mitglieder, die mit voller Energie auf eine fortschrittliche Umgestaltung des Volksschulwesens hinarbeiteten. Nicht in allen Punkten vermochte freilich der entschiedene Fortschritt, wie er ihn vertrat, in der Behörde durchzudringen und Orelli selber erzählt[1]: Manche Erziehungsräthe wollten mindestens noch das zwölfte Lebensjahr der menschlichen Bildung gesichert wissen; allein sie wurden überstimmt; die Brauchbarkeit des elfjährigen Kindes für die Fabrikarbeit wurde

[1] Bemerkungen über ein „pädagogisches Memorial" (von Hs. Gg. Nägeli) S. 4.

Digitized by Google

allzu geltend gemacht; ſogar in höhern Behörden meinten einige, ſchon mit dem Schluſſe des zehnten Jahres könnte der allgemeine Primarunterricht enden. Bei ſolchen Anſichten bedarf es mehr als gewöhnlicher Kraft, rein menſchliche Ideen in Behörden zu verfechten. Mir blutete das Herz über das elfte Jahr des Sklavenkindes auf dem Lande, nach welchem es beinahe alles Unterrichtes entbehren ſoll; — auf immer! Doch was frommen Klagen über das Unabwendbare?"

Da kam die Volksbewegung und der Tag von Uſter (22. November 1830), ein gewaltſamer Umſturz der bisherigen Ordnung der Dinge. Bei allen Mängeln der Vergangenheit hatte Orelli doch an ſich und andern viel guten Willen für das Volkswohl gefunden, es war im großen Ganzen durch das Vorgehen der Erziehungsbehörde eben jetzt eine ruhige Entwicklung des Beſtehenden für den Fortſchritt eingeleitet, die durch Gewaltthätigkeit leicht gefährdet werden konnte, und anderſeits ſah er in der Bewegung auch der rohen, halbgebildeten und verworrenen Elemente ſo viele emportauchen, daß er vor derſelben zurückſchrak. In dieſem Sinn iſt noch ſeine Broſchüre gegen das „pädagogiſche Memorial" Nägelis gehalten, und nicht ohne Bitterkeit. Aber allmälig gelang es, ihn zu überzeugen, daß die culturfeindlichen Elemente zurückgehalten werden können, daß die Wortführer der Bewegung im Gegentheil offenes Ohr und warmes Herz für die wahre Bildung des Volks und die Pflege der Wiſſenſchaft haben; ja, daß ſein höchſter Lieblingsgedanke, die Begründung einer ſchweizeriſchen hohen Schule, die bis jetzt für ihn lediglich frommer Wunſch geweſen, bei ihnen thatkräftige Unterſtützung und Verwirklichung finden dürfte, und ſo ſchloß er ſich ſeit 1831 mit ſeiner ganzen Begeiſterung und Thatkraft der neuen Richtung an. Die Gleichheit der Beſtrebungen verband ihn mit Snell zu einer Freundſchaft, die nur der Tod löste; mit aller Energie unterſtützte er Scherr, der in der zweiten Section des Erziehungsrathes (Volksſchule) die leitende Perſönlichkeit war, wie er ſelbſt in der erſten (höhere Schulen); aus dem Ruinenbau des Carolinums gieng im Weſentlichen nach ſeinem und ſeines Freundes Leonhard Uſteris Ideen die neue Organiſation der Kantonsſchule mit getrennter und ebenbürtiger humaniſtiſcher und realiſtiſcher Bildungsſtätte (Gymnaſium und Induſtrieſchule) hervor; und im gleichen Jahr 1833 ward die Hochſchule Zürich eröffnet. Dies waren nach ſeinem eigenen Ausdruck „ſelige Momente des Schaffens" [1].

Was Orelli 1830 abgehalten, ſich ſofort der Volksbewegung anzuſchließen, das kam nun in viel gefährlicherer Geſtalt neun Jahre ſpäter,

[1] Anrede an die Studierenden der Hochſchule Zürich über die Berufung des Hrn. Prof. Strauß. 1839. S. 7.

ed by Google

die Schöpfungen der Regeneration bedrohend. Orelli ſelbſt gehörte zu denjenigen, die mit voller Kraft der Ueberzeugung, getragen von dem Ideale der Freiheit, der Wiſſenſchaft und von dem Wunſche, die religiöſe Aufklärung, die ihn ſelbſt beſeelte, zum Gemeingut zu machen, die Berufung des Profeſſors Strauß auf den Lehrſtuhl der Dogmatik an der Hochſchule befürworteten und durchſetzten. Die religiöſe Beunruhigung, welche dieſe Wahl hervorrief, gab der Oppoſition gegen die Schöpfungen der Dreißigerperiode und gegen die perſönlichen Schwächen mancher ihrer Wortführer einen volksthümlichen Mittelpunkt; die Bewegung überflutete raſch die Autorität der Regierung; am 19. März 1839 ſprach der Große Rath ſich dafür aus, Strauß, ehe er nur ſeine Stelle angetreten, in den Ruheſtand zu verſetzen. Der Erziehungsrath mußte ſich fügen; Orelli ſelbſt trat jetzt mit Hirzel, Ulrich, Zehnder und Rüegg auf die Entlaſſung von Strauß ein, aber unter Erklärung zu Protocoll, daß ſie nur im Drange der Umſtände und auf den ausdrücklichen Befehl des Großen Rathes zu jenem Beſchluſſe geſtimmt haben. „Die Worte, die Orelli und Hirzel ſprachen", erzählt Scherr, „mußten jedem die Seele durchſchneiden. Orellis ganzes Weſen war in fieberhafter Aufregung. Seine Zunge wollte den Dienſt verſagen; endlich brach der Strom der Rede los in Jammer um die verlorne Glaubens- und Lehrfreiheit; übergehend in die bitterſten Vorwürfe, rief er: So habt ihr abermals einen Ketzer abgeſchlachtet, nehmt euer Opfer hin, bratet ihn, zehret ihn auf! Als die Anderſeitigen zur Ordnung riefen, ſprach Hirzel: O wehret uns, ihr glücklichen Sieger, doch nicht, den Gefühlen unſerer Herzen Luft zu machen; ihr habet ja den Jubel, ſo laßt uns doch die Klage!" Am gleichen Tag wurde vom Großen Rath auch noch eine Motion für Aufhebung der Hochſchule erheblich erklärt. In dieſer Zeit, wo alles ins Wanken gerieth, was Orelli erhofft und erſtritten, lud ihn die allgemeine Verſammlung der Studenten ein, ſich vor ihnen auszuſprechen und überraſchte ihn dabei mit einer Adreſſe, in der ſie ihren Gefühlen Ausdruck gab. „Empfangen Sie unſern innigſten Dank, es ſpricht zugleich das Vaterland, die Wiſſenſchaft, ſo wie ſie in uns lebendig geworden. Nicht weil Sie für den Herrn Profeſſor Strauß Ihre Stimme gegeben — denn darüber wären auch die Studierenden nicht einig — ſondern weil ſie ihn rein um der Wiſſenſchaft willen berufen, empfangen Sie ihn! Denn es hat den Jüngling gefreut, daß Sie ihm freie Wahrheit bieten wollen und faſt noch mehr, daß Sie ihm ſelbſt zugetraut haben, ebenfalls frei zu ſein, ſo daß er zu prüfen und auch zu verwerfen vermöge." Aus den Tiefen des in ſeinen heiligſten Anliegen ſchwer verletzten Gemüthes klangen ihnen nun Orellis Worte entgegen. Nachdem er ſeine Stellung zu der Berufung von Strauß auseinandergeſetzt, ſchloß er mit der Beſprechung der noch ſchwebenden Tagesfrage:

Digitized by Google

„Doch eine noch wichtigere Frage beängstigt jetzt unser aller Gemüth, meine Freunde: unsere gesammte Hochschule, ihr Sein oder Nichtsein. Schon vorher habe ich zu zeigen versucht, daß Zürich einer Hochschule bedürfe: gerne setzte ich noch hinzu, so lange bis keine freie Eidgenössische begründet wird. Doch damit hat es noch gute Weile. Ganz überflüssig wäre es offenbar, Ihnen all das Verkehrte und Unsinnige, das Schändliche, das Gräßliche einer Zerstörung der Hochschule vor Augen zu legen. Meiner Ansicht nach wäre dies nichts anderes, als ein geistiger Selbstmord. Alles zwar ist möglich geworden; denn wer vermag es der scheußlichsten aller Erinnyen, der Wuth des Fanatismus, Zaum und Gebiß anzulegen? Nicht einmal der, welcher sie unbesonnen und ruchlos aus den düstern Tiefen des Tartaros emporbeschworen und auf unsre früher so glückliche Heimat losgelassen hat."

Die Hochschule blieb erhalten. Aber der Septemberputsch kam. Wir können uns wol denken, mit welchen Gefühlen Orelli, wie so viele andere Freunde der Regierung und der öffentlichen Ordnung, mit Gewehr und Patrontasche an diesem Tage als Bürgerwache fungirte. Tief schmerzte ihn, daß der 6. September 1839 auch ihn aus der Erziehungsbehörde vertrieb; doch wie hätte es anders sein können? Es kamen auch wieder lichtere Tage. Er erlebte noch die neue Bundesverfassung. Sein Wunsch freilich, daß wie Bern der Bundessitz, so Zürich die eidgenössische Hochschule zugesichert werden möchte, gieng nicht in Erfüllung. Schon seit dem Herbst 1847 krankte er ernstlich an einem Halsübel; am 6. Januar 1849 setzte dasselbe dem reichen Leben ein Ziel. „Dem Todeskampfe, den er muthig bestand, gieng ein heiteres Gespräch mit seiner Tochter vorher; es folgte eine Ermattung, nach deren mehrstündiger Andauer sein Leben verglimmte. Ueber seiner Leiche war eine himmlische Verklärung ausgegossen, eine Harmonie des klaren, herrlichen Geistes, der edelsten Gesinnung und des tiefsten Gemüthes, die in jedem Beschauer einen bleibenden Eindruck von Erhebung und Verehrung erwecken mußte."

G. Sl.

Digitized by Google

Konrad Melchior Hirzel.

1793—1843.

[Quellen: J. Th. Scherr, meine Beobachtungen, Beſtrebungen und Schickſale. St. Gallen 1840. — J. Th. Scherr (Chriſtian Frymann), „ein ſchweizeriſcher Erziehungsrathspräſident" im 4. Bändchen des „pädagog. Bilderbuchs". Zürich 1870. — Neuer Nekrolog der Deutſchen. 1843. Bd. I. S. 630. — H. Stiefel, Dr. L. Snells Leben und Wirken. Zürich 1858. — Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit. 1876. (Denkſchrift zur Feier des Jubiläums der gemeinnützigen Geſellſchaft des Bezirks Affoltern von Pfr. H. Meier.)]

Auf der Rehalp, dem Friedhof der Gemeinde Neumünſter bei Zürich liegen, umgeben von Gräbern einer Generation, die ein volles Menſchenalter ſpäter zur letzten Ruheſtätte eingegangen iſt, ſeit wenigen Jahren die ſterblichen Ueberreſte des Mannes, deſſen Andenken dieſe Zeilen auffriſchen wollen, des Bürgermeiſters Hirzel von Zürich. Ein gemeinſamer Stein deckt ſein Grab und dasjenige ſeiner fünfunddreißig Jahre ſpäter geſtorbenen Gemahlin; und ein ſinniges Zuſammentreffen wars auch, daß ihm gerade hier oben das Grab gebettet ward, in der freien Höhe mit der wundervollen Ausſicht auf den See und die Alpen, auf ſein liebes Zürich zu Stadt und Land, ſo recht im Gegenſatz zu einer Familiengruft, mitten in der Jetztwelt.

Melchior Hirzel iſt geboren den 13. Auguſt 1793. Sein Vater, ein freiſinniger Juriſt, trat als Beamter in den Dienſt der helvetiſchen Regierung und hielt ſich als ſolcher zuerſt in Luzern, ſpäter in Bern auf; bis zu ſeinem 14. Jahr genoß der Knabe nur privaten Unterricht, kam dann zwei Jahre 1807—1808 in das Inſtitut des Pfarrers Zehender von Gottſtatt bei Biel, ſpäter für ein Jahr ans Gymnaſium zu Stuttgart, 1810 nach Iferten und Lauſanne, wo er ebenfalls Collegien beſuchte. Auf dieſe Weiſe konnte er freilich nicht in den Beſitz einer einheitlichen, gründlichen Schulbildung gelangen; anderſeits blieb ihm die Einſeitigkeit einer ſtadtbürgerlichen Erziehung und eines ſyſtematiſch beſtimmten Bildungsganges fremd und gegen die Gefahren einer oberflächlichen Lebensanſchauung ſchützte ihn die zarte Innigkeit ſeines Gemüthes, das in der Atmoſphäre kindlich reiner Frömmigkeit im Inſtitute zu Gottſtatt und in idealer Jugendfreundſchaft zu einem Mitzögling willkommene Nahrung und Ausbildung fand.

Hirzels Wunſch war Theologie zu ſtudieren; aber der Mangel philologiſcher Vorbildung ſchreckte ihn ab; und ſo zog er als Studierender der Rechtswiſſenſchaft nach Heidelberg, wo er 1811 und 1812 verweilte und neben ſeinen Berufsſtudien namentlich philoſophiſche Vorleſungen bei Fries anhörte. Die kriegeriſchen Bewegungen des Jahres 1813 riefen ihn vor der Zeit heim; nachdem er bei den Grenzbeſetzungen der folgenden Jahre ſeine

Digitized by Google

militäriſchen Pflichten erfüllt und zugleich als Advokat ſeine Berufslaufbahn begonnen, ward er 1818 Secretär der zürcheriſchen Juſtiz- und Polizeicommiſſion und erhielt 1823 die Stelle eines Oberamtmanns des Bezirks Knonau, die er bis zu ſeiner Wahl in die Regierung 1831 bekleidete. Seit 1824 war er Mitglied des Großen Rathes.

Er war ein leiblich und geiſtig eigenthümlich gearteter Menſch, dieſer „Arner des Bezirks Knonau". Schon äußerlich überragte er um eines Hauptes Länge ſeine „Mitmenſchen"; als Jüngling hieß er bereits der „lange Hirzel", als Tagſatzungsgeſandter erhielt er nachmals von den Bernern den Namen „der wandelnde Freiheitsbaum"; und die Septembermänner ſpotteten ſeiner, indem ſie ihn den „langen Mitmenſchen" titulierten. „Wenn Hirzel im Amtsfrack erhobenen Hauptes daſtand, dann war allerdings der Mangel des Ebenmaßes ſehr auffallend; die ſtelzenartigen Beine hatten allzugroßen Antheil an der verticalen leiblichen Ausdehnung; ſchon der Rumpf war im Verhältniß zu jenem Gliederpaar merklich verkürzt; der Kopf aber zu klein. Begann der Mann in erhabener oratoriſcher Attitüde zu ſprechen und es ſtrömten aus dem Munde des hohen Redners ſopranklare Laute, ſo konnte das wol auf manche einen faſt komiſchen Eindruck machen. Hirzel war muſicaliſch gebildet, ein fertiger Violinſpieler und guter Sänger. Wenn er jedoch eine Tenor-Arie vortrug, mußten zur Seite ſchauende Zuhörer wähnen, daß eine Sängerin eine Sopran-Arie vortrage. Er war vierzig Jahre alt, als er die höchſten und wichtigſten Amtsſtellen ſeines Kantons einnahm und bald auch zeitweiſe die eidgenöſſiſche Tagſatzung präſidirte; ſeinem leiblichen Ausſehen nach hätte man ihn 10—15 Jahre jünger ſchätzen können. Das volle, rundliche Geſicht mit den ſanft gerötheten Wangen; der kleine Mund mit etwas ſchmalen eingezogenen Lippen, die eine kindliche Schüchternheit anzudeuten ſchienen; die beſcheidene und indifferente Naſe, der ſinnige Blick und namentlich die Abweſenheit auch nur des leiſeſten Bartanfluges: Alles dieſes bildete zuſammen eine jugendliche Phyſiognomie und wer ſein Porträt aus dem Jahre 1832 ohne Kenntniß des Originals betrachtet, der wird finden und ſagen: ein anſprechendes Bild eines ſentimentalen Jünglings".

Aber auch ſein geiſtiges Weſen trug einen ungewöhnlichen Stempel. Menſchenfreundlichkeit war die Leidenſchaft ſeiner Seele. Er war ein Mann von unbedingter Reinheit des Sinnes; große Gaben des Geiſtes waren bei ihm mit Vorliebe für myſtiſches Träumen, mit ſchwärmeriſcher Religiöſität verbunden; täglich las er in der Bibel, und liebte es, ſeine eigenen Gedanken in ihre Sprache zu kleiden. Auch als Politiker war er ein Mann des Gemüths; die Ideale des Menſchenwohls und der Rechtsgleichheit, der Veredlung des Volkslebens und der Verwirklichung eines gereinigten eidgenöſſiſchen und kantonalen Staatsweſens gaben ſeinem Wirken hohe Ziele,

ed by Google

seinem Wort begeisternden Einfluß; aber indem er auf dieselbe Lauterkeit der Gesinnung, die ihn selbst beseelte, gutmüthig auch bei Andern vertraute, setzte er sich und die Sache, die er vertrat, großen Enttäuschungen aus; indem er von dem Eindruck und den Bedürfnissen des Augenblicks sich hinreißen ließ, mangelte seinem Auftreten in entscheidenden Momenten die principielle Festigkeit und das Gefühl für die äußere Würde des Staatsmannes. Seine Stärke wie seine Schwächen beruhen darauf, daß für ihn der Mensch Alles, und jede andere Rücksicht bedeutungslos war.

Das erste öffentliche Auftreten, das seinen Namen in weite Kreise trug, war seine Thätigkeit als Mitglied und Secretär des Griechenvereins d. h. des Hülfsvereins für die gegen die türkische Herrschaft um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Griechen. Der Verein bestand von 1821—1828 und brachte über 100,000 Fr. a. W. zusammen, die größtentheils zur Unterstützung dürftiger Flüchtlinge und zur Rettung und Erziehung verlassener Kinder verwendet wurden. Hirzel schrieb 1822 ein Büchlein: Der heiligen Propheten Aufruf für die Befreiung Griechenlands aus dem Wort Gottes enthoben", das in der Sprache der alttestamentlichen Propheten geschrieben, bedeutendes Aufsehen erregte, und viel dazu beitrug, die Griechenhülfe im Lande volksthümlich zu machen. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt Hirzel mit Chorherr Bremi und Prof. Orelli das griechische Bürgerrecht.

Als Hirzel bereits Oberamtmann war, entwickelte er die Ansichten der Humanität bezüglich des Strafverfahrens 1826 in einer Schrift: Ueber Zuchthäuser und ihre Umwandlung in Besserungshäuser, in der er das peinliche Strafverfahren und die Todesstrafe bekämpfte, Milde und Barmherzigkeit auch gegen den Verbrecher und zugleich die Sorge für Aufrichtung und Besserung desselben befürwortete.

Eine ungemein rege Thätigkeit entfaltete Hirzel in dem Bezirke, dessen Sorge ihm anvertraut war. Er schlug dafür den einzig richtigen Weg ein, der zu einer dauernden Wirkung über seine Amtsperiode heraus führen konnte. Am 22. November 1825 veranstaltete er eine Versammlung der angesehensten und einflußreichsten Männer des Bezirks, etwa 40 an der Zahl, im Schlosse zu Knonau, wies sie in einläßlicher Rede auf die vorhandenen Nothstände hin und schlug ihnen zur möglichsten Abhülfe derselben die Gründung einer gemeinnützigen Knonaueramtsgesellschaft vor. „Freilich", so schloß er seine Rede, „die Hoffnung darf man nicht hegen, alles das Bezweckte auf Einmal erreichen zu können. Eile mit Weile! Das Gute keimt nur allmälig, aber wenn nie gesät wird, so kann man auf keine Ernte hoffen. Die goldene Zeit kehrt nie mehr! Aber das richtige Auffassen der Zeit selbst und ihrer Bedürfnisse führt zur bestmöglichen Benützung derselben. Vereinte Kräfte und

Digitized by Google

vereinte, auf denſelben Zweck gerichtete Anſtrengung erſetzen Manches, was ſonſt nur durch großen Zeit- und Geldaufwand erhältlich wäre und guter Rath iſt nicht ſelten weit mehr werth als Geld."

Hirzels Vorſchlag fand einmüthige Zuſtimmung und ſchon den 15. Dezember 1825 fand die conſtituierende Verſammlung ſtatt, bei der ſich 140 Mitglieder einfanden. In der Gegenwart, wo die Begründung von Vereinen etwas Alltägliches und das gewöhnliche Mittel iſt, weitergreifenden Ideen zur Durchführung zu verhelfen, läge in der Anregung eines ſolchen Vereins kein auffälliges Verdienſt, damals aber ſtanden die Dinge anders; und daß gar der Stellvertreter der Regierung im Vertrauen auf die geſunden und ſtrebenden Volkskräfte die Kluft, die den herrſchenden Städter vom Landvolk ſchied, überſprang, und als Vereinspräſident anregte, wo ſonſt der Oberamtmann befahl oder vornehm ignorirte, das war allerdings eine ſeltene und dem damaligen Staatsleben fernliegende Erſcheinung.

Und Hirzel ließ es nicht bei der Begründung des Vereins bewenden. Die Zeit, da er als Oberamtmann in Knonau reſidirte, war für den Verein eine Zeit fruchtbaren und nachhaltigen Schaffens. Was derſelbe, der heute noch als „Gemeinnützige Geſellſchaft des Bezirks Affoltern" in Blüthe ſteht, an bedeutenden Leiſtungen aufzuweiſen hat, geht großentheils auf die Anregungen jener erſten Jahre zurück: die Errichtung der Amtsſchule, die Begründung der Bezirksſparnißkaſſe, die einleitenden Schritte zur Begründung eines Arbeits- und Haushaltungsinſtituts für das Oberamt Knonau (die in den Dreißigerjahren zur Errichtung einer Bezirksarmenanſtalt in Kappel führte[1]), die Entſtehung eines Bezirksgeſangvereins, die Arbeiten der landwirthſchaftlichen Commiſſion. Hirzels ſpecieller Anregung verdankt die erſte dieſer Schöpfungen, die Amtsſchule, ihr Daſein.

Es gab damals auf dem Lande noch keine höhern Volksſchulen; und daß die gewöhnliche Elementarſchule oft dürftig genug beſtellt war, iſt bekannt. Einer etwelchen Erweiterung der Bildung diente für die Söhne der Landſchaft einzig das 1791 gegründete Landknabeninſtitut in der Hauptſtadt. Die Begründung einer höhern Volksſchule innerhalb des Bezirks war daher das erſte, wozu Hirzel anregte; „denn", ſagte er, „hier in der Schule muß das Uebel der ſchlechten Volkserziehung an der Wurzel angegriffen werden; in beſſerer Jugenderziehung liegen die Bedingniſſe beſſerer Gemeindsverwaltung, beſſerer Armenpflege, des regern Gewerbsfleißes, des verſtändigen Landbaus und überhaupt eines zweckmäßigern Lebens der einzelnen Bürger". Gleich in der erſten Sitzung des Engern Vereins vom 30. Januar 1826

[1] In der kantonalen gemeinnützigen Geſellſchaft trat Hirzel 1835 gleichzeitig für Errichtung von Bezirkswaiſenhäuſern ein.

ed by Google

wurde daher dieſe Angelegenheit zur Sprache gebracht und vereinbart, ein Circularſchreiben an Eltern und wohldenkende Männer des Bezirks zu erlaſſen, um zu erfahren, ob eine hinreichende Anzahl Knaben für eine ſolche Schule gefunden werden könnte. Das Ergebniß lautete günſtig und ſo wurde den 8. Mai die Gründung einer Amtsſchule in Mettmenſtetten definitiv beſchloſſen und die Schule ſelbſt am 2. Oktober 1826 mit 40 Schülern und 2 Lehrern eröffnet. Das Schulgeld für den einzelnen Schüler betrug 30 fl. und als Lehrfächer waren bezeichnet: Deutſch, Meßkunſt (Rechnen und Geometrie), Naturkunde, vaterländiſche Geſchichte und Erdbeſchreibung „nebſt Anleitung über die wichtigſten Pflichten des Bürgers und Gemeindsvorſtehers", Franzöſiſch, Zeichnen, Geſang, Religion und Sittenlehre, Leibesübungen. Schon 1829 konnte die Schule ein eigens für ſie gebautes Haus (das jetzige Secundarſchulhaus Mettmenſtetten) beziehen. Die Amtsſchule Mettmenſtetten iſt die älteſte Secundarſchule auf dem Gebiete der Landſchaft; erſt ein Jahrzehend ſpäter wurde die Organiſation ſolcher Anſtalten durch das Geſetz über den ganzen Kanton hin ausgedehnt.

Dieſer erſte Schritt auf dem Gebiete des Volksſchulweſens führte Hirzel bald dazu, deſſen Zuſtände und die Mittel zur Verbeſſerung allſeitig ins Auge zu faſſen. Aus dieſem Beſtreben gieng ſeine Schrift „Wünſche zur Verbeſſerung der Landſchulen des Kantons Zürich" 1829 hervor, die er der geſetzgebenden Behörde widmete und in der er einer durchgreifenden geſetzlichen Reform das Wort redete. Denn es war ihm klar geworden, „daß eine nachhaltige durchgängige Schulverbeſſerung auf dem Wege der Freiwilligkeit allein nicht zu erzielen, daß das Geſetz dem guten Willen der einſichtigen Männer zu Hülfe kommen muß, damit ſie um ſo eher die entgegenſtehenden Schwierigkeiten zu beſeitigen vermögen, daß ein Schulgeſetz der Wirklichkeit wieder voraneilen, ihr Muſter zur Nacheiferung geben ſollte, um ſo das Vollkommene, die Idee einer guten Schule, nicht zu erreichen, doch ſich ihm mit einem Schritte wieder zu nähern." Und auch davon hatte er ſich überzeugt, daß die Verbeſſerung der Primarſchule allen andern Wünſchen voran in erſte Linie zu treten habe. „Ueberhaupt, ſoll der Baum der Bildung, der Erkenntniß und des Lebens uns gedeihen, ſo müſſen wir zuerſt ſeinen Wurzeln Gutes thun, dann werden um ſo eher in Aeſten und Krone friſche Zweige hervorſprießen und unſer Land mit edlen, reichen Früchten erquicken. Die erſte Sorge ſei jenen Anſtalten, jenen vierhundert Schulen gewidmet, in denen vielleicht 150,000 Einwohner unſers Kantons Bildung ausſchließlich zu ſuchen hatten, dann folge die Vorſorge für die Amtsſchulen und die den einzelnen Gewerben und Künſten gewidmeten Anſtalten, und zum Schluß werde das Werk der Schulverbeſſerung durch die Vorſorge gekrönt, die der Staat den Pflegern der Wiſſenſchaft erweiſet."

ed by Google

Die „Wünſche“ Hirzels ſind bereits in anderm Zuſammenhang (Bd. II, S. 53—55) mitgetheilt worden: Erweiterung des Unterrichts, Lehrmittel, ſechs Jahresclaſſen, Maximum der Schülerzahl, beſſere Lehrerbildung[1] und Lehrerbeſoldung, Prüfungen der Lehramtscandidaten, Lehrerwahl in den Händen der Schulgenoſſenſchaft, Abberufungsrecht in den Händen des Erziehungsrathes, durchgreifende Organiſation der Schulaufſicht, Begründung von Gemeindeſchulfonds. Scherr hat mit Grund hervorgehoben, einerſeits wie das Schulweſen der ſüddeutſchen Staaten dem Verfaſſer dieſer Schrift als Muſter vorſchwebe, anderſeits wie beſtimmt Hirzels Eigenart in dem Programme hervortrete, das darin für die Erſtellung eines Lehrbuches entworfen iſt. „Hat der Schüler mittelſt des ABC-Buchs und des Sprachbuchs leſen gelernt, ſo bedarf es Uebungen, um ſich in der gewonnenen Kunſt zu befeſtigen, es bedarf hinreichenden Lehrſtoff. Dieſer ſollte nun ſo lehrreich als möglich gemacht werden, damit der Schüler gleichzeitig mit der Leſefertigkeit nützliche Kenntniſſe ſich erwürbe und ein muſterhafter faßlicher Stil neben einem reichen Inhalt beſtehen kann. Für dieſes Leſebuch ſollte daher jede Wiſſenſchaft und Kunſt um eine Gabe, eine Ausſteuer gebeten werden. Den Aſtronomen möchten wir um eine faßliche Wegweiſung durch den Himmel erſuchen, ſoweit als zum Verſtändniß der augenſcheinlichen Verhältniſſe der Erde zu den Himmelskörpern erforderlich iſt; der Geograph ſollte uns eine Reiſe um die Welt und eine Wanderung durch die Kantone, Städte und Landſchaften, über die Berge und Thäler, Seen und Flüſſe unſers lieben Vaterlandes beſchreiben; der Geſchichtforſcher ſollte uns nach den beſten Chroniken erzählen, mit welchem Rechtsſinn, welchem Nutzen, welchem Gottvertrauen das Volk unſerer Vorväter ſich die Selbſtherrſchaft errungen; der Phyſiker ſollte uns über die Kräfte Aufſchluß geben, die Gott zur Erhaltung des Lebens auf der Erde geſchaffen, und uns ihre gewöhnlichſten Erſcheinungen in Thau und Reif, Blitz und Donner, Regen und Schnee u. ſ. w. erklären; der Botaniker ſollte uns in den Gärten, Feldern, Wieſen und Wäldern herumführen und uns den Bau, die Blüthe und Frucht der merkwürdigſten dieſer ſtummen Kinder der Natur zeigen; der Zoolog ſollte uns den Thiergarten öffnen und uns den Bau, die Kräfte und den Gebrauch der merkwürdigſten Thierclaſſen bekannt machen; der Mineralog ſollte uns auf Felſen, in Steinbrüche, an Bäche, in die Schachten der Bergwerke führen und uns weiſen, wie das Innere der Erde Stoff zu vielfältigen Werkzeugen und Arbeiten der Menſchen und ihren Verkehr darbietet; der Chemiker ſollte uns vorzüglich die Erdarten, ihre Miſchungen und die Mittel, wie ſie frucht-

[1] Wie in dieſer Schrift, ſprach ſich Hirzel 1829 in einem Referate vor der kantonalen gemeinnützigen Geſellſchaft für eine centrale Lehrerbildungsanſtalt aus.

zed by Google

barer zu machen, kennen lehren; der Landökonom ſollte uns aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen anweiſen, wie das Feld, die Wieſe und der Garten zu bebauen, und mit welchem Pflanzenwechſel, um den höchſten Ertrag zu erzielen; der Förſter ſollte mittheilen, wie der Wald zu bewirthſchaften, damit nicht nur wir, ſondern auch unſere Nachkommen ſich vor Kälte und Regen zu ſchützen vermögen; an der Hand des Mathematikers möchten wir einen Gang thun zu den Straßenarbeiten, zu den Wuhrungen des Fluſſes, zu der Mühle, damit er erkläre, wie Zweck und Mittel, Urſache und Wirkungen zuſammenhängen; der Arzt ſollte uns den innern Bau des menſchlichen Körpers zeigen und lehren, wie deſſen Geſundheit zu unterhalten, deſſen Erkrankung abzuwenden; der Rechtskundige ſollte uns mit den weſentlichſten Rechten und Pflichten der Kantonsbürger bekannt machen; endlich der Sittenlehrer, der Erzieher, der Philoſoph ſollte uns den Weg weiſen, auf dem der Menſch zur Selbſtbeherrſchung und Sittlichkeit gelangt. Als Zugabe wäre einem ſolchen Leſebuch ein Schweizerkärtchen und eine ſtatiſtiſche Tabelle über die Schweiz zu wünſchen."

Die Bewegung von 1830 traf Hirzel unter den Wortführern des Uebergangs, aber nicht unter den Leitern der Bewegung. Seine damaligen politiſchen Aufſätze ſind in der Broſchüre „Beiträge zur Verbeſſerung der Verfaſſung des Kantons Zürich" (Zürich 1831) zuſammengefaßt. Er wollte vermitteln. Keine ſtürmiſche Umwälzung; daher ſollte der beſtehende Große Rath die Verfaſſungsreviſion durchführen; kein zu jäher Uebergang in der brennenden Frage des Repräſentationsverhältniſſes: die Stadtbürgerſchaft wie die Landſchaft ſollten je Hundert Mitglieder in den Großen Rath ſenden. Es war ein Standpunkt, der den verſöhnenden Menſchenfreund kennzeichnet, dem aber die in Volksbewegungen durchgreifende Kraft fehlt; der Tag von Uſter machte jeder Ausſicht ihn zur Geltung zu bringen ein Ende; von Hirzel ſelbſt hieß es in jenen Tagen, er ſei zur Stadtpartei übergegangen; er war in einer fieberhaften Aufregung, der religiöſe Myſticismus quoll vollauf über in ſeinen „Sendſchreiben", zumal in ſeiner phantaſtiſchen Schilderung des Schwörtags („an dem die Obrigkeit dem Volk, das Volk der Obrigkeit und Alle Gott huldigen, an dem die Obrigkeit die Zeichen der dreifachen Macht von den Abgeordneten der Bürger empfängt, für ein chriſtliches Regiment unter Verwahrung der Volkshoheit"). Aber „der Gemüthsſturm, durch welchen Hirzel beinahe aus dem Fahrwaſſer des geſunden Menſchenverſtandes hinausgeſchleudert worden war, hatte ſich in den Sendſchreiben, in Zeitungsartikeln und Anſprachen erſchöpft. Hirzel erkannte und anerkannte nunmehr die Forderungen der Zeit und ſuchte rückhaltlos zur Erfüllung derſelben mitzuwirken". Das Vertrauen ſeiner Mitbürger führte ihn in den neuen Großen Rath, das Vertrauen des Großen

ed by Google

Rathes in die Commission zur Vorberathung der neuen Verfassung, in die Regierung und zum Vorsitz im neuen Erziehungsrath. Noch einmal schwankte für ihn die Wage, ob die politische Laufbahn fortgesetzt oder abgebrochen werden solle. Als die Wasserstorfer-Versammlung (26. Februar 1832) sich für das Recht und die Pflicht ausgesprochen, politische Vereine zur Aufrechthaltung der Verfassung zu gründen und der Große Rath gegen den Antrag des Regierungsrathes sich für volle Vereinsfreiheit entschieden, gaben acht Mitglieder der Regierung, darunter beide Bürgermeister, ihre Entlassung. Auch Hirzel hatte entschieden gegen die Vereine gestimmt; man erwartete, daß er ebenfalls austreten werde; aber nach qualvollem innern Kampfe überwog bei ihm die Ansicht, daß das Bleiben patriotische Pflicht sei. Er blieb und ward nun als Bürgermeister Haupt der Regierung, und als solcher 1834 Tagsatzungspräsident.

Hirzels größtes und unbestrittenes Verdienst liegt in dem, was unter seiner Leitung für das Erziehungswesen geschah. Nicht umsonst ist dieser zürcherische Erziehungsrath der Dreißigerjahre der „schaffende Erziehungsrath" genannt worden. Derselbe hielt wöchentlich 2—3 Sitzungen oft bis in die späte Nacht hinein. Hirzel versäumte sozusagen keine Sitzung und leitete ununterbrochen mit dem regsten Eifer die Verhandlungen. So kam die Organisation der neuen Volksschule zu Stande und in Gang und diese galt auch andern Kantonen als Muster und Vorbild. Zudem fällt in diese Zeit die Gründung und erste Blüthezeit der Hochschule, der Kantonsschule und des Lehrerseminars. Es war ein frisches frohes Leben, das von der Behörde aus allmälig auch das Volksleben ergriff. Selber spätere leidenschaftliche Gegner gaben dem großen Fortschritt der Volksschule in der Mitte der Dreißigerjahre noch unverholen Zeugniß; so faßte damals Pfr. B. Hirzel von Pfäffikon das Resultat einer allgemeinen Vergleichung zwischen den ältern und neuern Schulen unsers Kantons in folgende Worte: „daß ein etwelcher Unterschied sich zeigen werde, hatten wir uns zum Voraus denken können; aber einen solchen unendlichen Vorzug der letztern über die erstern, wie wir es auf amtlichem Wege gefunden haben, hätten wir nimmermehr erwartet. Tritt man aus einer Schule in die andere, die vielleicht keine halbe Stunde davon liegt, wahrhaftig so glaubt man sich oft in eine Entfernung von hundert Stunden oder Jahren versetzt." — Der Bürgermeister und Tagsatzungspräsident nahm selber mit ganzer Seele an der Freude der Erfolge, die das neue Schulwesen auf dem Lande errang, Theil, erschien bei Schulhauseinweihungen, redete und toastirte, sang und tanzte.

Aber auch in der Thätigkeit für die Schule machte sich Hirzels Eigenart geltend. Sein Entschluß, die Schule selbständig der Kirche zu coordinieren, stand schon bei den Verfassungsarbeiten unerschütterlich fest. Darum setzte er

ed by Google

einen großen Werth darauf, daß die Verfassung auch eine Schulsynode unter ihre Bestimmungen aufnehme. „Im Erziehungsrath fand diese neue Institution keine besondere Aufmerksamkeit“ erzählt Scherr; „die meisten Mitglieder wollten nicht recht begreifen, was eigentlich eine Schulsynode heißen wolle“. Hirzel führte die Idee in einem Gesetzesvorschlag weiter aus, durch den die Schulsynode in ihrer äußern Form der kirchlichen Synode ganz entsprechend gestaltet wurde. Die erste Synode 1834 wählte Hirzel zum Präsidenten, Scherr zum Vicepräsidenten.

In der Schulbuchangelegenheit vertrat Hirzel den Standpunkt, dem er schon 1829 Ausdruck gegeben, daß nämlich das Lesebuch eine Collection von Fachmännerarbeiten sein sollte. Es geschah das im Gegensatz zu der Idee Scherrs, ein einheitliches Buch zu entwerfen. Hirzel drang durch und Scherr erhielt dann nur die Stellung eines Ueberarbeiters des Ganzen. Zu spät zeigte sich, daß die praktischen Schwierigkeiten unterschätzt worden waren. Einige Hefte des Buches erschienen; andere konnten nicht erscheinen, weil das ganze Manuscript derselben zurückgelegt werden mußte; das letzte Heft kam 1839 heraus, kaum etliche Monate vor dem Sturze der Regierung und des Erziehungsrathes. Hirzel mußte mit schmerzlicher Betrübniß erfahren, daß ein nach seinen Ideen geschaffenes Lesebuch alsbald nach der Vollendung verworfen und beseitigt wurde.

Ein lebhafter Streit entspann sich bei der Ausarbeitung der Schulordnung zwischen Hirzel und Scherr über die Frage der körperlichen Züchtigungen. Der Philanthrop wollte dieselben gänzlich beseitigen, der praktische Schulmann bestritt die Rathsamkeit und Durchführbarkeit eines unbedingten Verbots. Diese Züchtigungsfrage, die auch außerhalb des Erziehungsrathes lebhafte Parteinahme hervorrief, war nach Scherrs ausdrücklicher Erklärung „eine der wichtigsten Streitfragen, die sich zwischen Hirzel und mir erhoben“. Bei Anlaß der Erweiterung des Seminars drang Hirzel darauf, die Allgewalt, die Scherr als Referent im Volksschulwesen bei der zweiten Section des Erziehungsrathes, wie in seiner Stellung als Seminardirector besaß, zu vertheilen und mehr auf ein Collegialsystem hinzulenken. So bildete sich von 1835 an eine Spannung zwischen den beiden hauptsächlichsten Trägern der Reform der Volksschule, die mehrere Jahre andauerte, und erst 1838 wieder ausgeglichen wurde“ [1].

Neben seinen Bestrebungen auf dem Gebiet des Schulwesens entwickelte Hirzel als zürcherisches Standeshaupt auch eine bedeutende politische Thätigkeit. Sie hat in einzelnen Momenten harten Tadel erfahren, in andern lebhaften Beifall. So widersprechende Erscheinungen sie aufzuweisen scheint, so

[1] Das Nähere darüber siehe in der nachfolgenden Biographie.

Digitized by Google

iſt ſie doch — und vielleicht eben darum — ein getreues Abbild von Hirzels Weſen. Wo es auf kühle Staatskunſt und politiſche Feſtigkeit ankam, erwies er ſich wol allzu nachgiebig, wo die Intereſſen des menſchlichen Herzens und Gemüthes voranſtanden, konnte man ſeinem Auftreten Beifall, ſelbſt Bewunderung nicht verſagen. Die kurze Rede, mit der er 1832 die helvetiſche Geſellſchaft als Präſident derſelben in Richtersweil begrüßte, und in der er die Errungenſchaften der Regeneration in den Kantonen ſchildernd auf die Nothwendigkeit einer Bundesreform als Abſchluß des Gebäudes hinwies, wird zu dem Treffendſten und Schönſten der politiſchen Beredſamkeit in den Dreißigerjahren gehören. „Die Idee der Rechtsgleichheit", ſagt er hier u. A., „durchweht die Geiſter unſers Erdtheils von einem Meer zum andern, möchte das Schweizervolk ſie rein, unverfälſcht, zur Verwirklichung bringen, dann ruhten nicht nur ſeine Berge, ſondern auch ſeine Verfaſſungen auf unerſchütterlichem Felſengrund. — Ja, meine Freunde, werthe Eidgenoſſen! Seien wir Nimmerſatte, ſeien wir Unzufriedene, die, wenn ſie Höheres, Vollkommneres zu erſtreben vermögen, mit dem Geringern, Unvollkommenen ſich nicht ſättigen laſſen. Nach einem Lebensbaum verlangt uns, deſſen Wurzel von dem Rhein und der Rhone beſpült, deſſen Wipfel noch im Abendſtrahl der Hochgebirge glänzt, wenn in den Thälern längſt die Dämmerung eingetreten, der da feſt iſt im Sturm und Ungewitter, erlabend, erquickend das ganze weite Vaterland mit ſeinen reifen Früchten. Der Herr verleihe zur Pflanzung und Pflege dieſes Lebensbaumes ſeinen Segen."

Aber die Hoffnung auf die Pflanzung dieſes Lebensbaumes, einer national organiſirten Eidgenoſſenſchaft, war noch verfrüht, und die bittern Folgen des Scheiterns der darauf gerichteten Hoffnungen zeigten ſich vor allem in dem Verkehr mit dem Ausland. Nicht mit Unrecht fand gerade die Nachgiebigkeit, die Hirzel als Tagſatzungspräſident 1834 den fremden Geſandten gegenüber in der Flüchtlingsfrage bewies, herbe Kritik. Daß aber keineswegs blos der Einzelne, daß die allgemeine Volksſtimmung, die des nationalen Schwunges noch entbehrte, die eigentliche Urſache dieſer Schwäche war, das zeigte ſich darin, daß die politiſch viel feiner rechnenden berniſchen Staatsmänner in der Gefügigkeit gegen das Ausland den vielgetadelten Hirzel noch um ein namhaftes überboten, als mit dem Jahr 1835 die vorörtliche Stellung und damit die volle Verantwortlichkeit der Action an Bern übergieng.

Was in den innern Angelegenheiten des zürcheriſchen Staatshaushaltes Hirzel charakteriſiert, das iſt ein ſchönes Vertrauen zu der Macht der Ideale und zu dem geſunden Verſtand des Volkes. Wie er darauf hielt, daß nicht das Uebergewicht einer Einzelperſönlichkeit die verfaſſungsmäßige Controle der Behörden herabdrücke und wie er deshalb eine Zeit lang ſelbſt Scherr gegen-

über in ein gespanntes Verhältniß trat, so wollte hinwieder auch er die Geister nicht beherrschen, sondern dem Volk selbst die Möglichkeit geben, unverkümmert seine Anschauungen zur Geltung zu bringen und so die Motive aus demselben hervorgehen lassen, gleichviel, ob die eigne Partei augenblicklich dabei gewinne oder verliere. So trat er für die Idee der Durchführung voller Gleichberechtigung zwischen Stadt und Land zu einer Zeit (1838) ein, wo die Anregung zu derselben kaum mehr blos principiellen Erwägungen ihren Ursprung verdankte; für eine gemischte Kirchensynode, selbst als der Ruf nach derselben (1839) geradezu eine Waffe in der Hand der Gegenpartei geworden; aus gleichen Motiven ist auch seine energische Initiative für eine Lehrersynode hervorgegangen. Bei der Berufung des Dr. Strauß beseelte ihn der offen ausgesprochene Wunsch einer reformatorischen Erfrischung und Neubelebung des kirchlich-religiösen Lebens und das Vertrauen, daß die Wahrheit dem Volke gehöre und im Volke auch Aufnahme finden werde; und eben darum, weil nicht die oder jene dogmatische Ansicht, sondern eine durch den offenen Kampf der Geister sich vollziehende Verjüngung und Vertiefung des religiösen Volkslebens ihm Herzensangelegenheit war, blieb er hier allen staatsmännischen Bedenken zum Trotz fest; so ward die Zeit der schwersten Anfechtung für ihn die Zeit, da er selbst ehemaligen Gegnern die höchste Achtung abzwang. So schrieb L. Snell, der 1834 wegen Hirzels Benehmen in der Flüchtlingsfrage Zürich verlassen und auf Bern seine nationalen Hoffnungen concentrirt hatte[1], über die bevorstehenden Großrathsverhandlungen im März 1839: „Hirzel steht mit der Ansicht der Majorität des Erziehungsrathes allein — trauernd, halb verzweifelnd, halb voll Hoffnung; er hält es für unmöglich, daß Strauß nicht komme, für unmöglich, daß das Volk nicht bald aus seinem Wahn erwache; er will alles Schöne und Edle und kann den Glauben an den Sieg desselben nicht aufgeben. Nie war Hirzel größer, liebenswürdiger und höher gestimmt als jetzt; er ist eine bewunderungswürdige Erscheinung. Im Großen Rath wird er kämpfen wie ein begeisterter Held und er würde siegen, wenn die Rathsherren sich nicht vor der physischen Gewalt der fanatisirten Volksmenge fürchteten."

Es ist hier nicht der Ort, die Vorgänge des Jahres 1839, die den Sturz der zürcherischen Regierung zur Folge hatten, einer kritischen Beleuch-

---

[1] Es charakterisirt die gutmüthige Liebenswürdigkeit, die Hirzel eigen war, daß er damals, während seine Freunde über Snells Entschluß spotten mochten, bei einem zufälligen Zusammentreffen mit dem grollenden Freiheitsmann ihm freundlich die Hand drückte und theilnehmend sagte: „Bleiben Sie bei uns. Wir Zürcher widerstehen nicht immer; aber wir stehen doch immer wieder auf." Die Begegnung blieb auf Snell nicht ohne Eindruck; aber er hatte auf den Ruf an die Hochschule Bern schon zugesagt.

Digitized by Google

tung zu unterziehen. Die Rücknahme der Berufung von Strauß in Form einer Penſionirung half nur für den Augenblick; die religiös-politiſche Erregung faßte weitere Ziele, den Sturz des ganzen bisherigen Regierungsſyſtems, ins Auge; die Führer der Bewegung zeigten ſich in ihrem Beſtreben, die Bewegung bis zum nächſten Zuſammentritt der geſetzgebenden Behörden zurückzuhalten, machtlos. Noch machtloſer freilich die Regierung, die durch Uneinigkeit und geheimes Einverſtändniß mehrerer ihrer Glieder mit den Gegnern gelähmt, rathlos hin- und herſchwankte und dadurch den letzten Reſt der Autorität einbüßte. Die Furcht, die Regierung, die zugleich damals die vorörtliche Leitung der eidgenöſſiſchen Angelegenheiten beſaß, möchte zu ihrem Schutze bewaffnete Hülfe aus den andern regenerierten Kantonen herbeiziehen, führte unerwartet am 6. September zur blutigen Kriſis. Während die in ſchlechter Organiſation in die Stadt eingedrungenen Schaaren des Landvolks nach wenigen Schüſſen ſich zur Flucht wandten, entſchloß ſich die im Poſtgebäude[1] verſammelte Regierung, abzudanken. Die Sturmglocken führten von allen Seiten, namentlich vom See, neue Schaaren herbei; von einer Aufrechterhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge konnte keine Rede mehr ſein. Am 9. September vollzog auch der bisherige Große Rath ſeine Selbſtauflöſung.

In all den Scenen der Rathloſigkeit und Verwirrung, die der Abdankung der Regierung folgten und das Haupt manches bisher gefeierten Volksmannes mit unfreiwilliger Komik umgaben, bewies Hirzel männlichen Muth. Als nach dem Kampfe die ſtädtiſche Miliz ſich der öffentlichen Gebäude und der wichtigſten Plätze und Poſten bemächtigt hatten, verließen die Regierungsräthe den Sitzungsſaal. Der Poſtdirector ließ Hirzel davor warnen, das Poſtportal zu paſſieren; er wies demſelben eine Mittelthüre, durch die man auf den äußern Hof (den ſog. Packhof) und alsdann in ein nahes Schulhaus (das ſog. Alumnat) gelangen konnte. Aber Hirzel fand drüben alles verſchloſſen. Da rieth ihm ein Mann ſich hinter die Wagen zu verſtecken; er jedoch ſchritt einige Zeit im Hof hin und her und dann feſten Ganges heraus, achtete nicht der Beſchimpfungen und Drohungen, durchwanderte die tobenden Haufen und erreichte unverletzt ſeine Wohnung[2].

---

[1] Wegen einer länger andauernden baulichen Renovation des Rathhauſes war das damalige neue Poſtgebäude (jetzt Centralhof) in jenen Wochen interimiſtiſches Sitzungslocal der Behörden. Hirzel wünſchte am 6. September die Sitzung der Regierung ins venetianiſche Zeughaus zu verlegen, ward aber überſtimmt. Was für ergötzliche Gloſſen dieſer Antrag ſelber bei Collegen hervorrief, mag man in H. Eſchers Erinnerungen ſeit mehr als 60 Jahren, Bd. II (Zürich 1867) S. 214–216 nachleſen.

[2] Ich folge der urſprünglichen Erzählung, die Reg.-R. Weiß in ſeiner Broſchüre „Beitrag zur Geſchichte der Revolution vom 6. September 1839“ gegeben hat. Sie liegt auch der Schilderung in den beiden Schriften von Scherr zu Grunde, es haben ſich aber hier locale Ungenauigkeiten eingeſchlichen.

ed by Googl

Bei der Neuwahl der Behörden ward Hirzel gänzlich auf die Seite gestellt; auch bei der Erneuerung des Großen Rathes fand sich für ihn kein Platz mehr. So trat er nun gänzlich ins Privatleben zurück und griff wieder zur Advocatur. Die bittere Enttäuschung über die Wandelbarkeit der Volksgunst beherrschte ihn nicht lange; mit heiterm Muthe lebte er sich in die ihm ungewohnt gewordene Berufsthätigkeit ein; ja nach wenigen Monaten schon trat er nochmals mit einer Druckschrift „die Volkssynode, Kämpfe um ihre Einführung im Kanton Zürich" hervor (Zürich 1840), in der er die Hoffnung aussprach, daß der Sturm wenigstens dies Eine Gute, eine gemischte Kirchensynode bringen werde, die ja auch auf dem Programm der Septembermänner gestanden. „Ueber dem vielen Häßlichen, was uns die „schöne Bewegung" gebracht, erhebt sich die Idee der Volkssynode, der Anerkennung der Gleichheit der Menschen vor Gott und in der Kirche groß und schön; und diese große Idee wollten die Führer der religiösen Bewegung, nachdem sie zum Besitze der Gewalt gekommen, wieder verläugnen?" Aber seine Anregung verhallte.

Hirzel erlebte noch die theilweise Rehabilitation seiner Partei in den Wahlen des Jahres 1842; auch er nahm nun wieder einen Sitz im Großen Rathe ein; aber in den Verhandlungen trat er nicht mehr hervor. Seine zarte Constitution hatte eben doch unter den Gemüthsbewegungen des Jahres 1839 gelitten; langwierige Leiden stellten sich ein; schon zu Ende 1842 befand er sich in einem wirklichen Krankheitszustand und seine Kräfte sanken unerwartet rasch. Die Schilderung des Lebensabends giebt Scherr in seinem Nachruf „ein schweizerischer Erziehungspräsident", schlicht und ergreifend.

„Als durch Stadt und Land die Kunde sich verbreitete, daß eine Genesung nicht mehr zu hoffen sei, da verstummten Spott und Schmähung und manche seiner Gegner nahmen aufrichtigen Antheil an dem allgemein verbreiteten Bedauern. So geschah es denn, daß Hirzel in seiner letzten Lebensperiode von allen Seiten unzweifelhafte Zeichen der Hochachtung erhielt, und manche Hand ihm über das Krankenlager hingereicht wurde, gleichsam um Verzeihung bittend. Er selbst trug sein Leiden mit wahrhaft christlicher Geduld und Ergebung, und wer ihn besuchte, ward von der liebestrahlenden Heiterkeit, die auf seinem Antlitz thronte, gerührt und getröstet.

„Der Große Rath hatte sich Anfangs Juli[1] versammelt und die Blicke richteten sich auf jenen Platz, auf dem einst der hochvorragende Mann so

---

[1] Dies ist chronologisch nicht ganz genau. Hirzel wurde in der Sitzung des Großen Rathes vom 21. Juni 1843 im 1. Scrutinium mit 89 von 176 Stimmen ins Obergericht gewählt. S. Amtsblatt 1843, Nro. 52 (vom 30. Juni 1843).

zed by Google

oft als Redner geſtanden. Ein Flüſtern gieng durch den Rathsſaal und Jeder, der es vernahm, war betroffen; ein Ausdruck inniger Trauer lag in vielen Geſichtszügen. Da wurden die Stimmzeddel zur Wahl eines Oberrichters herumgeboten und wieder geſammelt. Als der Name Hirzel laut ausgerufen und wieder und wieder gerufen wurde, ſah man über die Wangen vieler ältern Mitglieder Thränen fließen.

„Ja, der Große Rath hatte ſich beeilt, dem Sterbenden noch einen Gruß der Sühnung zu bieten. Er nahm denſelben mit dankbarem Lächeln hin und reichte dem Boten die Hand zum Abſchiede. Am 8. Juli kam ein Todesſchlummer über ihn, aus dem er hienieden nicht mehr erwachte. In ſeinen letzten lichten Augenblicken tröſtete er in liebreichen Worten die tiefbetrübte Gattin, und mit ſtrahlendem Aufblicke flüſterte er, daß er freudig in der Hoffnung und treu im Glauben nunmehr in ein höheres Leben eingehe.

„Auch das Volk erinnerte ſich der großen Verdienſte Hirzels und durchs ganze Land vernahm man das Urtheil: Er war doch ein Volksfreund, wie es kaum je einen ſolchen gegeben.

„Ueberaus zahlreich war der Zug, der die ſterbliche Hülle zu Grabe geleitete, und als am 31. Oktober eine beſondere Todtenfeier[1] in der Peterskirche zu Zürich ſtattfand, da drängten ſich Tauſende von Stadt und Land hinzu, um zu bezeugen, daß ſie dem Hingeſchiedenen ein dankbares Andenken und hohe Verehrung bewahren.“ G. St.

---

[1] Die Beſchreibung dieſer Feier iſt unter dem Titel „Ehrenkranz für K. M. Hirzel, a. Bürgermeiſter von Zürich“, gedruckt und enthält den Wortlaut der Gedächtnißreden, die von Statthalter Dr. Hegetſchweiler und Reg.-R. Dr. Zehnder gehalten worden ſind.

zed by Google

Thomas Scherr.

1801—1870.

[Litteratur: Dr. Thomas Scherrs Schriften, insbesondere dessen „Leichtfaßliches Handbuch der Pädagogik", 1. Band, 2. Aufl., 6. Abschnitt: „Beiträge zur Geschichte des schweizerischen Volksschulwesens", sowie dessen: „Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale, während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich"; 4 Hefte, 1840—41, bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen. — J. J. Bänninger. Der Schulreformator Dr. Thomas Scherr. Sein Leben und Wirken. Zürich, Druck von J. Herzog 1871. — Heinrich Grunholzer. Dr. Thomas Scherr. Eine Biographie, erschienen in der „Volkszeitung für das zürcherische Oberland", 1870. Nro. 24—30. — J. C. Sieber, Erziehungsdirector. Gedächtnißrede auf Dr. Thomas Scherr, gehalten in der Versammlung der zürcherischen Schulsynode am 12. September 1870. — H. R. Rüegg. Zwei Schulmänner. A. Diesterweg und Th. Scherr. Bern, Dalp'sche Buchhandlung, 1871.]

Unter zehn Geschwistern das zweitälteste wurde Ignaz Thomas Scherr den 15. Dezember 1801 zu Hohenrechberg (Württemberg) geboren. Sein Vater war daselbst Schulmeister. Die sorgenden Eltern bestimmten ihre sämmtlichen drei Söhne für eine wissenschaftliche Laufbahn. August, der jüngste, starb als höchst talentvoller Jüngling schon auf dem Gymnasium. Johannes, der zweitälteste, hat sich als geistvoller Schriftsteller einen hervorragenden Namen erworben und wirkt seit Jahren als Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Thomas, der älteste Sohn, sollte Geistlicher werden. Von seinem Vater und dem aufgeklärten Ortspfarrer vorbereitet und gründlich in die alten Sprachen eingeführt, bezog er das Gymnasium in der nahen Reichsstadt Gmünd. Hier zeichnete er sich durch sein stilles und ernstes Wesen, sowie durch große Belesenheit und durch Selbständigkeit in den schriftlichen Arbeiten vortheilhaft aus. Je mehr sich sein Gesichtskreis erweiterte, desto mehr wuchs seine Liebe zur Schularbeit und zur Schule, und so reifte der Entschluß, nicht Geistlicher, sondern Lehrer zu werden. Zu diesem Zwecke besuchte er 1818 die Taubstummenanstalt in Gmünd; dann übernahm er auf kurze Zeit eine Volksschule und wurde 1821 Lehrer an jener Taubstummenanstalt, mit welcher bald nachher auch ein Blindeninstitut verbunden wurde. In dieser Stellung erwarb sich Scherr durch seinen sittlichen Ernst, durch volle Hingabe und durch vorzügliche Leistungen rasch die ungetheilte Achtung und Anerkennung, so daß dem ganz jungen Manne während eines Urlaubs des Vorstehers die Geschäfte desselben übertragen wurden. Schon in seinem 23. Lebensjahre schrieb Scherr seine erste Schrift: „Genaue Anleitung, taubstummen Kindern ohne künstliche Mimik Fertigkeit im Verstehen und Anwenden der Schriftsprache beizubringen". Sein Name wurde bereits in weitern Kreisen bekannt. Am 25. März 1825

Digitized by Google

ernannte ihn die zürcherische Hülfsgesellschaft zu ihrem auswärtigen Ehrenmitglied und sprach dabei die Hoffnung aus, daß er in dieser Ernennung „einen neuen Antrieb finden werde, seine Kräfte und sein Talent dem Wohle einer ebenso interessanten als unglücklichen Menschenclasse zu widmen". Im Herbst 1825 wurde er nach Zürich berufen, wo er unter dem Titel eines Oberlehrers die Leitung der Blindenanstalt übernahm. Sie zählte damals nur 14 Zöglinge. Eine bald darauf veranstaltete Zählung der Blinden im ganzen Kanton ergab, daß auch in Zukunft eine wesentliche Vermehrung nicht eintreten werde. Dies führte Scherr zu der Ueberzeugung, daß ohne eine durchgreifende Reform die Anstalt nicht den gewünschten Segen stiften könne. Seine rastlosen Bemühungen veranlaßten die Vorsteherschaft im Frühling 1827 zu dem Beschluß, das bisherige Blindeninstitut zur Blinden- und Taubstummenanstalt zu erweitern. Scherr lebte seinem edeln Berufe mit größter Liebe und widmete ihm seine ganze Kraft. Er verbesserte die Methode des Unterrichts und hob das innere Leben der Anstalt in einer Weise, „daß dieselbe als wirkliches Muster betrachtet wurde und in weitem Kreise Einfluß auf die Entwickelung ähnlicher Institute gewann".

Seine Thätigkeit in der Anstalt führte ihn dazu, auch den elementaren Sprachunterricht für Vollsinnige neu zu gestalten. Er bearbeitete schon in den Zwanzigerjahren seine „Elementarsprachbildungslehre", welche 1831 bei Orell Füßli und Comp. in Zürich erschien. Die „erste Abtheilung" ist ein „Handbuch für den Lehrer", die „zweite Abtheilung" ein „Lesebuch für den Schüler", welches in drei Heften den Lehrstoff für den Sprach- und Religionsunterricht bietet. Damit wollte Scherr zunächst das geistlose Buchstabiren verdrängen und durch die von ihm verbesserte Schreiblesemethode Graser's ersetzen, im weitern aber überhaupt an die Stelle des alten Schulmechanismus ein frisch pulsirendes Geistes- und Gemüthsleben treten lassen. Als Joh. Paur, der Gehülfe an der Blinden- und Taubstummenanstalt gewesen, zum Oberlehrer an der Armenschule in Zürich gewählt worden war, unterrichtete er seine zahlreichen Schüler nach Scherrs Elementarsprachbildungslehre. Die außerordentlich günstigen Erfolge erregten die Aufmerksamkeit der Schulmänner und veranlaßten Scherr, jeden Samstag-Nachmittag eine Anzahl Schullehrer aus verschiedenen Theilen des Kantons um sich zu versammeln und ihnen die Methode seines Sprachunterrichts zu erklären. Zunächst waren es die Schulen in Rüschlikon und Enge, in welchen die neue Methode eingeführt und die nachher im Druck erschienenen Lesebücher für die Hand der Schüler angeschafft wurden. So wurde Scherr Schritt um Schritt aus dem engen Kreise seiner Specialanstalt auf das weite Feld des öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens geführt. Es war ein Glück für den Kanton Zürich, daß eine so bedeutende pädagogische Kraft gerade zu einer

ed by Google

Zeit hervortrat, in welcher durch den Gang der öffentlichen Ereigniſſe eine gänzliche Umgeſtaltung des Schulweſens vorbereitet wurde. Am 22. November 1830 forderte das zürcheriſche Volk in der großen Volksverſammlung zu Uſter ſeine Freiheit und vergaß nicht, „eine durchgreifende Verbeſſerung des Erziehungsweſens“ zu verlangen. In dem Augenblick, da das Volk die Feſſeln der Ariſtokratie brach und ſich ſouverän erklärte, gab es zugleich der Ueberzeugung Ausdruck, daß echte Volksbildung die ſicherſte Grundlage und Stütze der Volksfreiheit ſei. In einer beſondern Schrift: „Anſichten über den Zuſtand des Volksſchulweſens im Kanton Zürich (bei Orell Füßli und Comp.)“ deckte Scherr unverholen die großen Gebrechen der alten Volksſchule auf. Die neue Staatsverfaſſung, vom Volk am 10. März 1831 angenommen, ſicherte dem Schulweſen einen raſchen Aufſchwung durch den in Art. 20 ausgeſprochenen Grundſatz: „Sorge für Vervollkommnung des Jugendunterrichts iſt Pflicht des Volkes und ſeiner Stellvertreter. Der Staat wird die niedern und höhern Schul- und Bildungsanſtalten nach Kräften pflegen und unterſtützen“. Scherr fühlte ſich von dem mächtigen Frühlingswehen republicaniſchen Lebens ſo gehoben, daß er ſelbſt Schweizerbürger zu werden wünſchte. Nachdem ihm die Gemeinde Stadel bei Oberwinterthur eventuell das Bürgerrecht zugeſichert hatte, ſchenkte ihm der neue Regierungsrath unterm 9. Mai 1831 das Landrecht des Kantons Zürich „in Betrachtung der vorzüglichen Verdienſte, welche ſich derſelbe ſeit mehreren Jahren ſowol als Oberlehrer in der Blinden- und Taubſtummenanſtalt, als durch die Unterrichtung von Schullehrern erworben, zum Zeichen beſondern oberkeitlichen Wohlwollens und beehrender Anerkennung ſeiner gemeinnützigen Leiſtungen“. Er hatte nun eine neue Heimat gefunden und verband ſich am 20. November 1831 mit Anna Lattmann, der Tochter eines ſchlichten Landmannes in Hütten, Kanton Zürich. Auch ſeine Stellung zum öffentlichen Leben erfuhr eine bedeutſame Aenderung. Im Juni desſelben Jahres beſtellte der Große Rath den neuen Erziehungsrath; neben Bürgermeiſter Melchior Hirzel, Dr. Keller, Profeſſor Orelli, H. G. Nägeli u. a. wurde Scherr zum Mitglied dieſer Behörde gewählt. Daß er im Kreiſe ſolcher Männer von hoher wiſſenſchaftlicher Bildung bald einen großen Einfluß gewann, iſt mit ein Zeugniß für ſeine reiche geiſtige Befähigung. In kurzer Zeit wurde Außerordentliches für die Organiſation des geſammten Unterrichtsweſens geleiſtet. Da aber vor allem geeignete Lehrkräfte für die Volksſchule fehlten, ſo wurde gleich Anfangs ein „Geſetz betreffend die Errichtung einer Bildungsanſtalt für Schullehrer“ berathen. Scherr hatte den Entwurf bearbeitet, und am 30. September wurde das Geſetz vom Großen Rathe erlaſſen. Nach den damaligen Bedürfniſſen wurde die Anſtalt ſehr einfach eingerichtet und erhielt eine vorwiegend praktiſche Richtung. Am 29. Februar 1832 wurde Scherr vom Erziehungs-

Digitized by Google

rath mit Genehmigung des Regierungsrathes als Seminardirector berufen. Die Wahlurkunde ſpricht die Hoffnung aus, „daß dieſe Berufung, an deren Annahme der gemeinnützige Sinn des Herrn Scherr nicht zweifeln läßt, zum Nutz und Frommen des Schulweſens dienen werde.“ Nur ſchwer trennte ſich Scherr von der Blinden- und Taubſtummenanſtalt; er ſuchte aber den in ihn geſetzten Hoffnungen und Erwartungen zú entſprechen, nahm die Stelle an und zog im Frühling 1832 in Küßnach ein, wo das Schullehrer-Seminar am 7. Mai eröffnet wurde.

Das neue Werk wurde mit den beſcheidenſten Mitteln begonnen. Neben Scherr wirkte als zweiter Lehrer ein junger Geiſtlicher, Eduard Dändliker, und zwei Lehrer des Dorfes, Reallehrer Wolfensberger und Secundarlehrer Egli, wurden als Hülfslehrer beigezogen. 35 Jünglinge, meiſt kräftige Leute von etwas vorgerückterem Alter, traten ein. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht konnte die Anſtalt nicht leiſten, was heute von der Lehrerbildung gefordert wird; allein reichlichen Erſatz dafür bot der ganze Geiſt der Anſtalt: der feurige Eifer, die unermüdliche Hingabe, das unbedingte gegenſeitige Vertrauen, der mächtig geweckte Fortbildungstrieb. Ueber das innere Leben der Anſtalt ſagt Grunholzer: „Der Unterricht drang hauptſächlich auf gründliche Sprachbildung, verfolgte durchweg klare Ziele, regte eine Selbſtthätigkeit der Zöglinge an, die weit größeren Werth hatte, als der Schatz geſammelter Kenntniſſe, und ein treues Zuſammenwirken aller Seminarlehrer hob ſeine allgemeine Wirkung. Dabei wurden die nächſten Bedürfniſſe der Volksſchule ganz directe ins Auge gefaßt und die Zöglinge durch methodiſchen Unterricht und Uebung in der Muſterſchule ſoweit praktiſch befähigt, daß ſie beim Eintritt ins Amt ſofort mit Sicherheit zu unterrichten im Stande waren. Die Seminariſten traten im reiferen Alter, die meiſten über 18 Jahre alt, ein, was zu einer ernſten und fruchtbaren Auffaſſung des Unterrichts weſentlich beitrug. Durch die großen Erwartungen, welche das Land auf dieſe Bildungsanſtalt ſetzte, und durch die Ausſicht auf eine Neugeſtaltung des ganzen Schulweſens empfiengen die jungen Leute kräftigen Antrieb zu ihrer Berufsbildung. Die am meiſten belebende Kraft aber floß aus der Seele Scherrs. Dieſer vereinigte mit einer klaren Auffaſſung der Bildungszwecke eine hohe Begeiſterung für die große Aufgabe, und das zündete am tiefſten in das Gemüth der Jugend. Er war Erzieher im ſchönſten Sinne des Wortes. Er durchſchaute ſeine Zöglinge und lenkte ſie durch das reinſte Wohlwollen. Das Weſen des Jünglings im Innerſten verſtehend, wußte er Unbedeutendes leicht zu übergehen, nahm es aber ernſt und ſtrenge mit allem, was Geſinnung und ſittliche Kraft berührte. Mit Ermahnung und Rüge war er ſparſam; wen aus ſeinem dunkeln Auge der ſcharfe und doch ſo unendlich freundliche Blick traf, der bedurfte kaum noch eines Wortes.

ed by Google

So erzog Scherr eine junge Lehrerſchaft, welche mit Begeiſterung die Schulreform ergriff und durch den Geiſt der Bildungsanſtalt, aus welcher ſie hervorgegangen, vereinigt blieb.“ In den nächſten Jahren zählte das Seminar in zwei Succeſſivclaſſen etwa 80 Zöglinge. Die Wirkſamkeit des Seminars beſchränkte ſich aber nicht auf den Kreis der eigentlichen Zöglinge. Gleich Anfangs wurden in demſelben auch „Wiederholungscurſe“ abgehalten, an welchen eine große Zahl älterer Lehrer theilnahm, und viele, welche dieſe Curſe nicht beſuchen konnten, ſuchten auf anderem Wege Rath und Ermunterung im Seminar. Daneben hatte der Seminardirector von Amtes wegen alljährlich auch eine größere Zahl von Schulen zu inſpiciren; ſie wurden ihm theils vom Erziehungsrathe bezeichnet, namentlich Schulen mit ungenügenden Lehrern, theils nach eigener Wahl beſucht. „Wenn ich in eine Schule kam“, erzählt Scherr, „ſo ließ ich den Lehrer etwa eine Stunde ruhig arbeiten, um ihn zu beobachten, dann fieng ich ſelbſt an zu lehren und zu examiniren und zwar in allen Hauptfächern, bei der unterſten Claſſe anfangend bis zu der oberſten mit gleichzeitiger Claſſenbeſchäftigung. In drei bis vier Stunden bei ununterbrochener Thätigkeit kam ich ſo durch eine ganze Schule hindurch. Dann unterſuchte ich noch das Local, die Einrichtung, die Abſenzliſte u. ſ. w. Wollte ich an einem Tage zwei Schulen inſpiciren, was häufig geſchah, ſo war das ein Tagewerk, mühſamer kann man ſich kaum eines denken.“ Ueber 150 Schulen wurden in ſolcher Weiſe inſpicirt. Dabei machte Scherr allerdings manche betrübende Erfahrungen, aber noch weit mehr erfreuliche; jedesmal kehrte er bereichert an Einſichten in das Seminar zurück und konnte in der Folge um ſo ſicherer für Beſeitigung der Uebelſtände und für Kräftigung des Guten wirken. Eine ſo anſtrengende und vielſeitige Thätigkeit war nur möglich durch die ungetheilte Hingebung an eine Aufgabe, deren Größe die ganze Seele erfüllte. In „Meine Beobachtungen, Beſtrebungen und Schickſale“ giebt Scherr ein treues Bild ſeines Schaffens in folgendem Rückblick: „Das Leben und Streben, wie es damals in Küßnach waltete, läßt ſich nicht beſchreiben. Kein Tag vergieng, an dem nicht wißbegierige Gäſte ſich einfanden. Jeden Ferientag der Dorfſchule eilte der Lehrer ins Seminar, um ſich Belehrung zu holen, und hätte er auch den Heimweg bei Nacht zurücklegen müſſen. Dieſe Anregung erzeugte in mir eine Thatkraft, welche mir jetzt unbegreiflich vorkommt. Ich konnte des Tags ſechs bis zehn Lehrſtunden geben mit höchſter Spannung, dann des Nachts an organiſatoriſchen Arbeiten und pädagogiſchen Schriften bis in die Zeit des andern Tages hinein fortfahren, faſt ohne zu ermüden, und Morgens heiter und froh den Kreis von Neuem beginnen. Oder ich konnte am ſpäten Abend bei Sturm und Regen zu Fuß in die Sitzung des Erziehungsrathes nach Zürich eilen und nach mühevollem Heim-

zed by Google

gang noch die Correcturen der ſchriftlichen Aufſätze beſorgen. Das waren die ſchönſten Tage meines Lebens; ich fühlte, welche Macht und Stärke in der Aufnahme einer ſchöpferiſchen Idee liegt."

Als Erziehungsrath hatte ſich Scherr mit den wichtigſten organiſatoriſchen und in der Folge auch mit den erforderlichen ausführenden Arbeiten fortwährend zu beſchäftigen. Im Herbſt 1831 erhielt er mit Prof. Orelli den Auftrag, ein organiſches Schulgeſetz zu entwerfen. Schon im Dezember hatte Scherr den ihm zufallenden Theil, das Volksſchulweſen betreffend, vollendet. Nach einer vorläufigen Beſprechung, welche mit Geiſtlichen im Pfarrhauſe zu Uſter ſtattfand, ließ er den Entwurf drucken, in der Abſicht, daß Schulmänner und Schulfreunde ihm noch vor der Berathung desſelben ihre Anſichten und Rathſchläge mittheilen werden. Die Abſicht wurde erreicht. Eine größere Zahl von Gutachten gieng ein, faſt alle in zuſtimmendem Sinne; eine Geſellſchaft von Geiſtlichen aus der Stadt Zürich zog jedoch die Zweckmäßigkeit der beabſichtigten neuen Schulorganiſation ſtark in Zweifel, indem ſie ſtatt eines Gebäudes auf ganz neuem Grunde eine größere Schonung des Vorhandenen und ein Fortbauen auf der gegebenen Grundlage gewünſcht hätte. Im Februar 1832 wurde der Entwurf von der zweiten Section des Erziehungsrathes vorberathen und im Juli gelangte das Geſetz vor die Geſammtbehörde. In ſechs aufeinander folgenden Sitzungen, welche vom 3. bis 8. Juli jeweilen den ganzen Tag dauerten, erfuhr das Geſetz eine gründliche und allſeitige Erörterung. Nachdem das Ganze nochmals von einer Redactionscommiſſion durchgeſehen worden, gelangte es in der Sitzung vom 14. Juli als Entwurf zur Annahme.

Aus der Discuſſion über das Volksſchulweſen ſind folgende Hauptpunkte hervorzuheben: die Lehrgegenſtände, die Lehrmittel, die künftige amtliche und ökonomiſche Stellung der Lehrer, der Entſcheid über bereits angeſtellte Lehrer.

In Bezug auf die Lehrgegenſtände brachte der Entwurf die weſentliche Neuerung, daß die Realien hinfort in den Volksſchulen als verbindliches Fach gelehrt werden ſollten. Die Forderung fand bedeutenden Widerſpruch, wurde aber ſchließlich doch genehmigt. Am lebhafteſten war die Debatte über die Einführung neuer Lehrmittel. Daß die alten Schulbücher, „Lehrmeiſter", Katechismus und Bibel, aus der Alltagsſchule entfernt werden müßten, fand keinen großen Widerſtand, auch darüber, daß obligatoriſche Lehrmittel für jede Schule zu beſtimmen ſeien, war man bald einig; aber über die Bedeutung des „obligatoriſchen" war man verſchiedener Anſicht. Scherr hielt es für genügend, wenn in jeder Schule für jedes Fach geeignete, vom Erziehungsrathe gutgeheißene Lehrmittel eingeführt würden; es ſei nicht nothwendig, daß in allen Schulen dieſelben Lehrmittel gebraucht werden; Dr. Keller

aber wollte den Ausdruck „obligatorisch“ in diesem letztern, strengeren Sinne verstanden wissen, und seine Ansicht gewann die Oberhand.

Die amtliche und ökonomische Stellung der Lehrer wurde von Grund aus umgestaltet und den Zeitbedürfnissen angepaßt. Die Lehrer sollten aus ihrer Abhängigkeit und aus der gänzlichen Unterordnung unter die Geistlichen befreit und zu einer gewissen Selbständigkeit und damit zum Bewußtsein der hohen Verantwortlichkeit ihrer amtlichen Stellung erhoben werden. In dieser Hinsicht ist charakteristisch, was § 35 des Gesetzes feststellt: „Die vom Erziehungsrath unbedingt als fähig erklärten Lehrer sind in der Ausübung ihres Berufes insofern selbständig, als sie sich einzig an die Schulgesetze und Schulordnung zu halten haben und von den Forderungen und Meinungen einzelner Mitglieder der Schulbehörde, sowie der Schulgenossenschaft unabhängig sind“. Die neuen Bestimmungen über die Besoldungsverhältnisse giengen von dem Gedanken aus, den Lehrer so zu stellen, daß er seine ganze Kraft der Schule und dem Beruf widmen könne und nicht weiter genöthigt sei, einen Nebenerwerb zu suchen. In die Baarbesoldung sollten sich Staat, Gemeinde und Eltern theilen; der Gemeinde wurden überdies gewisse Naturalleistungen (Wohnung, Holz und Pflanzland) zugewiesen. Waren auch die vom Erziehungsrath genehmigten Ansätze sehr bescheiden, so ließen doch einige Aeußerungen bei der Berathung befürchten, daß das Minimum durch den Regierungsrath tiefer beantragt würde; deswegen richtete Scherr noch eine besondere Denkschrift an den Regierungsrath, „in welcher er mit allen Gründen für die Nothwendigkeit angemessener Lehrerbesoldungen kämpfte“.

Auch über die bereits angestellten Lehrer mußte eine gesetzliche Entscheidung herbeigeführt werden. Die schwierige Frage wurde in radikaler Weise gelöst, indem die Berathung zu dem Entscheide führte, daß die sämmtlichen angestellten Schullehrer so beförderlich als möglich geprüft und die unbefähigten mit Ruhegehalten entlassen werden sollten.

Der Gesetzesentwurf Orelli's für das höhere Schulwesen verlangte statt der verschiedenen bisherigen höhern Schulen eine Kantonsschule, bestehend aus einem untern und einem obern Gymnasium, sowie aus einer untern und obern Industrieschule, und eine Hochschule mit den vier vollständigen Facultäten.

Der Regierungsrath änderte an dem Gesetzesentwurf wenig. Er übermittelte denselben mit den sehr einläßlich erläuternden Berichten von Scherr und Orelli dem Großen Rath auf die Herbstsitzung 1832. Vom besten Geiste für die Schulreform belebt, ertheilte der Große Rath dem Gesetz am 28. Herbstmonat freudig seine Zustimmung. Bürgermeister M. Hirzel empfahl die Annahme des Gesetzes mit begeisternden Worten: „Wir haben

Digitized by Google

unſern Voreltern Glaubensfreiheit zu danken; wir ſelbſt ringen nach bürgerlicher Freiheit, und unſere Nachkommen ſollen einſt ſagen können, daß ſie uns Geiſtesfreiheit als das dritte zu danken haben. Dieſes Geſetz und ſeine Wirkungen werden Tauſende und abermal Tauſende von dem Drucke der Unwiſſenheit und des Unverſtandes erlöſen ..." Der von Hirzel verfaßte Entwurf eines Geſetzes über die Mittelſchulen auf der Landſchaft wurde dagegen vom Großen Rathe zurückgewieſen. Nach dieſem Entwurf hätten die Mittelſchulen ſein ſollen: a. Kreisſchulen, welche den Unterricht der Primarſchule für Schüler vom 12. bis zum 15. Altersjahr in der Steigerung fortgeſetzt hätten; b. Bezirksſchulen, welche unter mehreren Lehrern die Lehrgegenſtände ſowol des untern Gymnaſiums als der untern Induſtrieſchule aufgenommen hätten. Statt deſſen wurde im Jahr 1833 das ebenfalls von Hirzel entworfene Geſetz über die Organiſation des höhern Volksſchulweſens vom Großen Rathe angenommen. Es entſtanden nun 50 Secundarſchulen, die ſo vertheilt wurden, daß es im ganzen Kanton keinem Schüler unmöglich ſein ſollte, vom elterlichen Hauſe aus eine Secundarſchule zu beſuchen. Der Unterricht, für Knaben und Mädchen beſtimmt, wurde auf drei Jahre berechnet, vom 12. bis zum 15. Lebensjahr. Die Lehrgegenſtände erhielten im Verhältniß zur allgemeinen Volksſchule theils eine Steigerung, theils eine Erweiterung. So wurden namentlich franzöſiſche Sprache und geometriſcher Unterricht aufgenommen, während in den alten Sprachen nur unter beſondern Bedingungen unterrichtet werden ſollte. Schon im Jahr 1837 wurde dieſes Geſetz von Scherr umgearbeitet und vom Großen Rathe neuerdings feſtgeſetzt. Unter den neuen Geſetzesbeſtimmungen ſind namentlich hervorzuheben: Freiplätze und kleinere Stipendien für ärmere Schüler, Erleichterung der Vereinigung mehrerer Secundarſchulkreiſe zu einer umfaſſendern Anſtalt, größere Sicherheit der Secundarlehrer hinſichtlich ihrer Amtsdauer.

So erhielt der Kanton Zürich in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein von unten bis oben einheitlich organiſirtes Schulweſen. Namentlich die allgemeine Volksſchule oder Primarſchule, Scherrs Werk, wurde von Anfang an mit ſicherer Hand organiſirt. Die Emancipation der Schule ward mit ſtaatspädagogiſchem Blicke angeſtrebt und erreicht; als freie Gemeinde- und Staatsanſtalt wurde die Volksſchule ſo durchgreifend einheitlich geſtaltet, daß in Zukunft die ärmſte Gemeinde des Kantons eine ebenſo gute Primarſchule beſitzen ſollte, wie die reiche Hauptſtadt. War doch die Aufgabe, wie ſie § 1 des Geſetzes beſtimmte, auch überall die gleiche: „Die Volksſchule ſoll die Kinder aller Volksclaſſen nach übereinſtimmenden Grundſätzen zu geiſtig thätigen, bürgerlich brauchbaren und ſittlich-religiöſen Menſchen[1] bilden".

[1] In Scherrs urſprünglichem Entwurf hieß es: zu „ſittlich guten Menſchen".

ed by Google

Dieſe Aufgabe hatte die Volksſchule ſucceſſive durch drei Schulſtufen hindurch zu löſen: In der Elementarſchule, 3 Jahrescurſe, Kinder vom 6. bis 9. Lebensjahr; in der Realſchule, ebenfalls 3 Jahrescurſe, Schüler vom 9. bis 12. Altersjahr umfaſſend, und in der Repetir- oder Ergänzungsſchule mit Schülern vom 12. bis 15. Lebensjahr. Die Elementar- und Realſchule bilden zuſammen die ſogenannte Alltagsſchule mit wöchentlich 27 Unterrichtsſtunden. Auf die Repetirſchule fallen wöchentlich nur 6 Unterrichtsſtunden. Nach der Entlaſſung aus der letztern iſt die kirchliche Unterweiſung und daneben, gemeinſam mit den Repetirſchülern, wöchentlich einmal die Singſchule zu beſuchen. Abgeſehen von der unzureichenden Schulzeit der Repetirſchule wurde die zürcheriſche Volksſchule durch genaue Beſtimmung des Lehrzieles und Lehrſtoffes für jede Schulſtufe, jedes Schuljahr und jeden Lehrgegenſtand, ſowie durch die feſtgeſetzten Lectionspläne, welche die Vertheilung der Unterrichtszeit auf die einzelnen Fächer und den Wechſel zwiſchen mündlichem Unterricht und ſtiller Beſchäftigung der Schüler übereinſtimmend normirten, ſo durchgreifend und muſterhaft organiſirt, daß ſie nicht nur für den Kanton, ſondern auch über deſſen Grenzen hinaus bald einen bedeutenden Einfluß gewann. Die ganze Schweiz, ſelbſt Deutſchland, folgte der zürcheriſchen Schulentwickelung mit freudiger Theilnahme. Wir heben namentlich noch hervor, daß die mit weitem Blick und wahrhaft ſtaatsmänniſcher Einſicht angebahnte Selbſtändigkeit der Volksſchule weſentlich gefördert wurde durch die neuen geſetzlichen Beſtimmungen über die Schulökonomie. Die Schulgüter mußten überall vom übrigen öffentlichen Gemeindegut ausgeſchieden und beſonders verwaltet werden. Durch eine ſtrenge Scheidung von Schulkaſſe und Schulfond und durch die Beſtimmung, daß nur die Zinſen des letztern in die laufende Verwaltung verwendet werden dürfen, ſowie durch Oeffnung regelmäßig fließender, geſetzlicher Quellen wurde für das ſtete Wachsthum der Schulfonds geſorgt und dadurch der Zukunft die Möglichkeit geſichert, mit den ſteigenden Bedürfniſſen auch die Lehrerbeſoldung und zwar ohne Beſteuerung der Schulgenoſſen angemeſſen erhöhen zu können.

Von den Arbeiten zur Ausführung des neuen Schulgeſetzes fiel ein großer Theil abermals auf Scherr. Wir heben nur zwei Hauptpunkte hervor: Die Prüfung reſp. Ruheſtandsverſetzung angeſtellter Lehrer und die Herſtellung der nothwendigen obligatoriſchen Lehrmittel.

Dieſe Prüfungen wurden im Seminar abgehalten. Director Scherr und Seminarlehrer Dändliker examinirten. Ueber 400 ältere und jüngere Lehrer, ſogar ſechzigjährige Männer mußten geprüft werden. Es war eine ſchwere Arbeit auf beiden Seiten. Das mühſame Geſchäft dauerte bei 40 Tagen und war im Herbſt 1834 vollendet. Der Erziehungsrath decretirte die Ruheſtandsverſetzung von 75 Schulmeiſtern. Die Maßregel wurde vielfach

Digitized by Google

als ſtrenge und hart bezeichnet. Um aber richtig zu urtheilen, muß man wiſſen, welche Leute im Jahr 1834 noch als Schulmeiſter im Kanton Zürich angeſtellt waren. Es klingt faſt unglaublich und doch iſt es wahr, „daß einige derſelben kein Geſchriebenes leſen konnten, daß einer förmlich erklärte, er wiſſe nicht, das auf die Wandtafel deutlich Geſchriebene zu leſen, er habe noch nie ſo etwas geſehen; daß ein anderer ganz offen geſtand, er habe kein Buch im Hauſe, ſein Vater habe ihm zwar eine Bibel hinterlaſſen, die jedoch ſeit vielen Jahren nicht mehr geöffnet worden ſei, weil ihm vom Leſen die Augen wehe thun. Mehrere waren nicht im Stande, nur vierſtellige Zahlen anzuſchreiben. Am meiſten aber mußte auffallen, daß in einer Zeit, die man wegen ihrer religiöſen Gläubigkeit beſonders rühmt, ſehr viele Schulmeiſter angeſtellt waren, die von der bibliſchen Geſchichte, ja ſogar von der Lebensgeſchichte Jeſu nur äußerſt dürftige Kenntniſſe hatten ... Ueber Realkenntniſſe durfte man kaum prüfen, weil die lächerlichſten Antworten ſelbſt die Commiſſionsmitglieder hätten aus der Faſſung bringen können. So behauptete einer ganz beſtimmt, die drei erſten Eidgenoſſen müſſen ſein Kaſpar, Melcher und Balthaſar; ein anderer: in der Schlacht bei Sempach ſei Goliath ums Leben gekommen; ein dritter: Baſel liege am Meer; ein vierter: die Thiere werden eingetheilt in Säugethiere, Vögel und anderes Vieh." (Scherrs Pädagogik, I. Band, S. 238). Daneben zeigten viele andere Lehrer eine tüchtige Bildung. Es gereichte der Prüfungscommiſſion zu großer Freude, bei mehr als zwanzig ältern Lehrern auf die Fähigkeitsnote erſter Claſſe (ſehr fähig) und bei dreißig andern auf die Note unbedingter Fähigkeit antragen zu können.

Eine Hauptaufgabe der neuen Behörden beſtand darin, die Volksſchule möglichſt bald mit zweckmäßigen obligatoriſchen Lehrmitteln zu verſehen. Vor allem ſollten die Lehrmittel für den Sprachunterricht erſtellt und eingeführt werden. Scherr bearbeitete dieſelben. Es erſchienen von ihm:

1. Ein „Sprachtabellenwerk" für die Anfänger mit einer phonetiſchen und einer logiſchen Abtheilung, jene für den Schreibleſeunterricht, dieſe für die Denk- und Sprachübungen beſtimmt.

2. Ein „erſtes Leſebuch für Elementarſchüler", ebenfalls aus einer phonetiſchen und einer logiſchen Abtheilung beſtehend, denen ſich eine dritte anſchließt, welche eine größere Anzahl ſittlich-religiöſer Erzählungen enthält.

3. Eine „kurz gefaßte deutſche Grammatik" (im Jahr 1833), für die Realſchüler beſtimmt, die erſte Elementariſirung des Becker'ſchen Sprachſyſtems; die bekannte, in der Schweiz und in Deutſchland weit verbreitete „Sprachdenklehre" von Raimund Jakob Wurſt, damals Seminardirector in St. Gallen, erſchien erſt zwei Jahre ſpäter.

4. Ein Leſebuch für die Realſchüler, nachdem der Erziehungsrath den vergeblichen Verſuch gemacht hatte, die einzelnen Gebiete (Geſchichte, Geographie,

ed by Googl

Naturkunde) durch eigentliche Fachmänner bearbeiten zu lassen. Die eingereichten, meist viel zu umfangreichen Vorarbeiten wurden dem Redactor Scherr zur Verfügung gestellt, und dieser übernahm unter Mithülfe anderer Schulmänner die Umarbeitung, aus welcher das „Realbuch für die zürcherischen Volksschulen" hervorgegangen ist. Nur die geographische Abtheilung, von Oberlehrer Gustav Schweizer in Zürich verfaßt, erschien erst im Jahre 1839.

5. Eine Sammlung poetischer Lesestücke, ebenfalls für die Realabtheilung berechnet.

Daneben gab Scherr auch ein größeres Lesebuch für die Secundarschule heraus, den „Bildungsfreund", arbeitete für einzelne seiner Lehrmittel noch specielle Gebrauchsanweisungen für die Hand der Lehrer aus und betheiligte sich in hervorragender Weise an den Berathungen zur Einführung der übrigen Lehrmittel, die wir, um das Bild der allseitigen Thätigkeit jener schöpferischen Periode zu vervollständigen, hier gleichfalls anführen. Es sind:

6. Das Gesangtabellenwerk nach Pestalozzi'scher Methode von Hans Georg Nägeli.

7. Das Schulgesangbuch von H. G. Nägeli, Figural- und Choralgesänge enthaltend.

8. Das Uebungsbuch zum Unterricht in der Zahlenlehre, von Seminarlehrer Ed. Dändliker.

9. Die Elemente der Formen- und Größenlehre, von Professor Gräffe.

10. Die Sammlung biblischer Geschichten, von einer Commission bearbeitet.

11. Ein biblisches Spruchbüchlein (zum Memoriren), von Seminarlehrer Dändliker.

12. Ein religiöses Liederbüchlein, von Kirchenrath Vögelin.

13. Als allgemeine Lehrmittel wurden eingeführt: Naturhistorische Abbildungen, Karten von Keller (eine Wandkarte des Kantons Zürich, der Schweiz, Europas und der östlichen und westlichen Hemisphäre), endlich Schreib- und Zeichnungsvorlagen.

So wurde die zürcherische Volksschule im Zeitraum von sieben Jahren mit allen nothwendigen allgemeinen und individuellen Lehrmitteln ausgerüstet, und die leitenden Männer konnten Ende der Dreißigerjahre daran denken, nunmehr auch das dritte Stockwerk des Volksschulgebäudes, die Stufe der Ergänzungsschule, dem nothwendigen Um- und Ausbau entgegenzuführen.

Ein großes Werk kann aber nie ohne Kampf gefördert und gesichert werden, und Scherr war zu markig und zielbewußt, als daß er aus persönlichen Rücksichten einem nothwendigen Kampfe aus dem Wege gegangen wäre. Die ersten Angriffe erfolgten schon im Frühjahr 1832. Auffallender Weise wurden dieselben von den „Republicanern", denen Scherr zu wenig

Digitized by Google

radikal ſchien, und den „Peſtalozzianern“, welche Krüſi an die Spitze des Seminars gewünſcht hatten, eröffnet. Die gegenſeitige Polemik wurde mit ſolcher Heftigkeit geführt, daß ſie gerichtliche Verhandlungen zur Folge hatte, und als Scherr eine Reiſe nach Deutſchland unternahm, um die Seminarien zu beſuchen, das Gerücht veranlaßte, er wolle ſich ſeiner ſchwierigen Lage entziehen und werde nicht mehr nach Zürich zurückkehren. Als dann aber das Werk der Schulreform begonnen hatte, hörten die Anfeindungen der „Republicaner“ bald nicht nur völlig auf, ſondern Scherr erhielt von dieſer Seite die kräftigſte Unterſtützung; allein das Widerſtreben kam nun von ſolchen, denen Scherr zu energiſch und zu radikal verfuhr. Die raſche Umgeſtaltung der Volksſchule, namentlich die Einführung der neuen ſprachlichen Lehrmittel und die Entfernung des „Lehrmeiſters“, des Katechismus und des Teſtamentes aus der Alltagsſchule, wurde vom Volke vielfach mißverſtanden und erregte die Beſorgniß, daß Scherr es auf die Verweltlichung der Schule und auf die Zerſtörung des alten Kirchenglaubens abgeſehen habe. Das Mißbehagen war beim eigentlichen Volke ſtark und weit verbreitet. Die Unzufriedenen wurden von Weltlichen und Geiſtlichen der vornehmen Familien Zürichs unterſtützt; denn dieſe wollten und konnten noch immer nicht glauben, daß ſich die neue Ordnung der Dinge erhalten werde. Im Frühjahr 1834 kam es im Bezirk Regensberg zu einem förmlichen Aufſtand gegen die neue Schulordnung. In Stadel fand eine Verſammlung von etlichen tauſend Landleuten ſtatt, an welcher eine Petition an den Großen Rath um Zurücknahme des neuen Schulgeſetzes beſchloſſen wurde. Der Große Rath aber, durch einen glänzenden Vortrag Hirzels aufgeklärt, ſchritt über das Begehren zur Tagesordnung. Die Führer der Bewegung verhetzten nun das Volk, ſo daß es zur Selbſthülfe griff. In Raath wurde am Morgen des 14. Mai das geſchloſſene Schulhaus erbrochen; die neuen Lehrmittel wurden zerknittert in die Ecke geworfen; kein einziges Kind ward zur Schule geſchickt und die Verabredung getroffen, daß man unter keinen Umſtänden, auch durch keine Strafe ſich würde zwingen laſſen, die neuen Schulgeſetze anzunehmen. Am Abend desſelben Tages drangen 200 Mann in das Schulhaus zu Stadel, warfen die Sprachtabellen auf die Gaſſe, ſäuberten die Schulſtube von den neuen Lehrmitteln und gaben tumultuariſch ihren ſouveränen Willen kund, ſich durch nichts zur Annahme der neuen Schulgeſetze zwingen zu laſſen. In Zürich verbreitete ſich die Nachricht, die Widerſpenſtigen giengen damit um, eine große Volksverſammlung aus verſchiedenen Bezirken zuſammen zu rufen. Da griff die Regierung raſch und energiſch ein. Sie ſtellte Militär aufs Piket und ſandte das Landjägercorps nach Stadel ab. Die Rädelsführer wurden gefangen nach Zürich gebracht, und die geſetzliche Ordnung ward unſchwer wieder hergeſtellt. Das ganze Verfahren hatte jedoch

zed by Googl

mehr den Schein der Strenge. Die meiſten Verhafteten wurden bald entlaſſen und ſelbſt die Führer nur gelinde beſtraft. Das Volk aber wandte ſeinen Unwillen gegen die heimlichen Anſtifter, welche die Keime des Unfriedens ausgeſäet hatten. Wie ſehr es von ſolchen mißleitet worden war, die im Hintergrunde ſchürten und hetzten, zeigte ſich darin, daß jene Gemeinden, nachdem ſie tüchtige junge Lehrer erhalten hatten, ſich in der Folge als kräftige Stützen der Schulreform erwieſen.

Ernſtere Schwierigkeiten ſtellten ſich Scherr entgegen durch Mißverſtändniſſe und Mißhelligkeiten, welche unter den Schulfreunden ſelbſt auftraten. Sie wurden mitveranlaßt durch die von einflußreichen Geiſtlichen bald laut, bald leiſe verbreitete Anſicht, das neue Schulweſen verabſäume die gemüthliche und religiöſe Bildung und befördere einſeitig die Verſtandesrichtung. Da Scherr im Erziehungsrath als Referent in Sachen des Volksſchulweſens großen Einfluß übte, ſich auch in den einmal mit Sicherheit gefaßten Plan nicht gern einreden ließ, ſo zog er ſich den Vorwurf zu, daß er den Gang der Schulreform eigenwillig beherrſche. Hirzel und Scherr, in ihren pädagogiſchen Zielen ſo einig, entzweiten ſich über die Mittel zur Erreichung derſelben, und im Erziehungsrath entſtanden die Parteien der „Hirzelianer“ und „Scherrianer“, von denen die erſtern die Mehrheit bildeten. Auf dem Wege der Geſetzgebung ſollte der bisherige Einfluß Scherrs auf das Volksſchulweſen gebrochen und ſelbſt ſeine Competenz als Seminardirector beſchränkt werden. Ein Kantonalſchulinſpector ſollte aufgeſtellt und dieſem das Referat über das Volksſchulweſen im Erziehungsrath übertragen werden; durch ein neues Seminargeſetz ſollte der Director als erſter Lehrer blos die Conferenz der Seminarlehrer präſidiren und ein dirigirendes Collegium entſtehen, das jedoch wiederum durch eine neue Aufſichtsbehörde, die mit vielen Vollmachten ausgeſtattet war, auf eine ſehr geringe Wirkſamkeit beſchränkt worden wäre. Die nächſte Folge davon war, daß Scherr beim Großen Rathe um Entlaſſung aus dem Erziehungsrathe einkam und zugleich zu verſtehen gab, daß er auch vom Seminar zurücktreten wolle. Allein der Große Rath lehnte das Geſuch ab, wies den Entwurf des neuen Seminargeſetzes zurück, während jener über den Kantonalſchulinſpector ſchon beim Regierungsrath liegen geblieben war. Die Großrathscommiſſion, an welche der Entwurf des Seminargeſetzes gewieſen worden war, hegte Vertrauen in den Seminardirector und zog denſelben zu den Commiſſionsberathungen bei, ſo daß der Entwurf weſentliche Aenderungen erhielt und wol noch mehr erhalten haben würde, wenn Scherr nicht durch Achtung ſeiner Gegner die frühere Uebereinſtimmung wieder zu erzielen geſucht hätte. Durch das neue Geſetz, im September 1836 vom Großen Rathe angenommen, wurde die Anſtalt bedeutend erweitert. Die Bildung der Secundarlehrer ward ein bleibender Beſtandtheil derſelben;

Digitized by Google

neben dem Director wurden vier Hauptlehrer und zwei Hülfslehrer angeſtellt und die Beſoldungen angemeſſen erhöht. Allein die Hoffnung auf eine friedliche Entwickelung ſollte noch nicht in Erfüllung gehen. Jene den Director beſchränkenden Beſtimmungen, welche der Große Rath aus dem Seminargeſetz entfernt hatte, fanden wieder Aufnahme in dem Reglement, das der Erziehungsrath für die Aufſichtsbehörde des Seminars erließ. Die vorhandenen Differenzen unter den Schulfreunden wurden von den politiſchen Gegnern als neue, willkommene Waffen gegen Scherr verwendet. Im ſchweizeriſchen „Conſtitutionellen“ erſchienen ununterbrochen die heftigſten Anklagen gegen den Seminardirector, den man in ſittlicher, religiöſer und wiſſenſchaftlicher Beziehung auf alle Weiſe zu verdächtigen und herabzuwürdigen ſuchte. Man verfolgte dabei augenſcheinlich keinen geringeren Zweck, als Scherr aus ſeinen amtlichen Stellungen zu vertreiben. Der „Conſtitutionelle“ wurde zwar auf eingereichte Klage vom Obergericht der Verletzung der Amtsehre durch Verleumdung ſchuldig erklärt und empfindlich gebüßt; allein das Haupt dieſer Partei, der junge Juriſt Prof. Dr. Bluntſchli, war inzwiſchen in einer beſondern Streitſchrift gegen Scherr aufgetreten. Die Schrift wurde im ganzen Kanton aufs eifrigſte verbreitet, namentlich auch unter den Lehrern und ſelbſt unter den Seminariſten. Die Gegner der Schulreform ließen deutlich erkennen, daß ſie mit dieſer Schrift einen vernichtenden Schlag gegen Scherr zu führen vermeinten. Allein ſie bot in ihrem hochfahrenden Ton, den groben Uebertreibungen und thatſächlichen Unwahrheiten ſo viele verwundbare Seiten dar, daß durch die Antwort Scherrs und die Widerlegungen von Pfarrer Gutmann in Greifenſee und Prof. Dr. Ludwig Snell der erwartete Erfolg vollſtändig vereitelt wurde.

Tief gekränkt von vielfacher Mißkennung und Mißhandlung, war Scherr des immerwährenden Kampfes müde geworden. Im Juli 1837 reichte er dem Erziehungsrath das Geſuch um Entlaſſung von der Seminardirectorſtelle ein und beharrte auf demſelben, obſchon die Behörde durch zwei ihrer Mitglieder, Prof. Orelli und Dr. Keller, ihn zur Zurücknahme zu bewegen ſuchte. Bei dieſer Beſprechung gab Scherr über die Motive ſeines Schrittes offenen Aufſchluß: „Nicht darum wolle er ſeine Stelle verlaſſen, weil er an der Ausführung der Schulreform zweifle, oder weil ihm die Geſchäfte eines Seminardirectors verleidet ſeien, ſondern weil das neue Seminarreglement Beſtimmungen enthalte, die dem Geſetze widerſprächen, und weil ſowol in der Aufſichtsbehörde als im Erziehungsrath eine ſyſtematiſche Oppoſition ſich gegen ſeine Anſichten gebildet habe, und die Majorität dieſer Behörden gegen ihn ſei.“ Nach einer aufgeregten Discuſſion ertheilte der Erziehungsrath die verlangte Entlaſſung am 26. Auguſt, ſuſpendirte jedoch die Vollziehung des Beſchluſſes, da die Minderheit Recurs an den Regierungsrath

ed by Googl

ergriff. Am 28. Auguſt verſammelte ſich die Schulſynode in Kloten. Schon waren die Vorgänge im Erziehungsrath allgemein bekannt. Die Stimmung der Lehrerſchaft war eine entſchloſſene. Das unbedingte Vertrauen zum bisherigen Seminardirector fand ſeinen würdigen Ausdruck in der faſt einſtimmigen Wiederwahl desſelben zum Synodalpräſidenten. In freien Lehrerkreiſen tauchte der Gedanke auf, einen großen Schulverein zu gründen, um der Reaction entgegenzuwirken. Die Parteipreſſe ſchürte auf beiden Seiten und rief eine allgemeine Aufregung hervor, die ſich noch ſteigerte, als Oberſt Weiß von Fehraltorf die Sache auf dem Wege der Motion in der Herbſtſitzung des Großen Rathes zur Sprache brachte. Nach einem heftigen Kampfe, in welchem ſich die Parteien gegenſeitig als Hirzelianer und Scherrianer bezeichneten, entſchied ſich die Behörde mit großer Mehrheit für den bisherigen Gang der Schulreform und für die Beſtrebungen des Seminardirectors. Die Motion wurde erheblich erklärt und gegen den Seminardirector die Erwartung ausgeſprochen, daß er bis zu Ausgang der Sache auf ſeinem Poſten verbleibe; zugleich erhielt eine Commiſſion den Auftrag, in der nächſten Großrathsſitzung Bericht und Antrag zu hinterbringen. Am 26. Dezember beſchloß dann der Große Rath, daß dem Seminardirector ſein geſetzlicher Einfluß in der Leitung der Anſtalt ungeſchmälert verbleibe, daß ein anderes Seminarreglement erlaſſen und eine neue Aufſichtsbehörde gewählt werden ſolle. Scherr hatte das Reglement zu entwerfen, das in ſeinen weſentlichen Beſtimmungen am 21. April 1838 vom Erziehungsrathe angenommen und am 5. Mai vom Regierungsrathe beſtätigt wurde. Nachdem die neue Aufſichtsbehörde gewählt war, kam zwiſchen ihr und dem Seminardirector eine gegenſeitige Verſtändigung leicht zu Stande und Scherr zog ſein Entlaſſungsgeſuch zurück. Mit erneuter Kraft wurde im Jahr 1838 die Schulreform fortgeführt und in Bezug auf die Alltagsſchule auch vollendet. Der Erziehungsrath beſchloß, ſämmtliche Geſetze, Reglements, Verordnungen und Beſchlüſſe in einer beſondern Sammlung herauszugeben, die von Scherr beſorgt wurde. Die Sammlung enthält 18 Geſetze und 33 Verordnungen und Reglements. Eine ſo vollſtändige, jeden einzelnen Gegenſtand erſchöpfende Schulorganiſation war damals noch nirgends vorhanden.

Mit freudiger Zuverſicht konnte man in die Zukunft ſchauen, in der nun zunächſt die Organiſation der dritten Schulſtufe, der Ergänzungsſchule, zur Ausführung kommen ſollte. Eine ſich vorbereitende politiſche Reaction zog indeß die Schulfragen auf einen andern Boden, und mit ihrem Siege ward der Faden fortſchrittlicher Entwickelung gewaltſam entzwei geſchnitten. Die am 26. Januar 1839 erfolgte Berufung des freiſinnigen Theologen Dr. David Friedrich Strauß zum Profeſſor der Dogmatik wurde Veranlaſſung zu einer gewaltigen Volksaufregung, welche am 6. September in blutiger

Digitized by Google

Revolution und mit dem Sturze der freisinnigen Regierung endigte. Scherr, welcher für die Berufung von Strauß und gegen dessen Pensionirung gestimmt hatte, sein Werk und seine Schüler bildeten einen Hauptgegenstand der Verfolgung. Seiner angegriffenen Gesundheit wegen hatte Scherr im Frühjahr 1839 einen längern Urlaub genommen und wohnte auf der Hochstraße bei Constanz. Hier empfieng er in den Sommerferien einen Besuch von Hunderten seiner Zöglinge, Seminaristen und Lehrern, welche sich durch die drohende Stimmung im Kanton Zürich nicht abhalten ließen, ihrem geliebten, aber maßlos verfolgten Lehrer ein ermunterndes Zeichen unwandelbarer Anhänglichkeit und Treue zu geben. Hier traf ihn aber auch die erschütternde Kunde von den Ereignissen des 6. Septembers. Nachdem der Erziehungsrath am 2. Oktober neu bestellt worden war, machte ihm Scherr am 6. gleichen Monats die Anzeige, daß er die Seminardirectorstelle wieder anzutreten bereit sei, erhielt aber zur Antwort, daß sein Wiedereintritt „unter obschwebenden Verhältnissen unmöglich" sei. Unterm 23. Oktober wurde Scherr vom Erziehungsrathe in seinem Amte suspendirt mit Entziehung von zwei Dritttheilen seines Einkommens und mit dem Befehl, das Seminargebäude bis 1. November zu räumen. Dr. Furrer, der spätere Bundespräsident, legte in Scherrs Namen Verwahrung gegen diese Ungesetzlichkeit ein. Der Erziehungsrath antwortete mit der allgemeinen Anschuldigung, Scherr habe „den Charakter, die religiöse Richtung und die Bedürfnisse des Volkes mißachtet" und umgieng dann das gesetzliche Hinderniß, indem er ein neues Gesetz entwarf, welches das Seminar momentan aufhob und die Lehrstellen als erledigt erklärte. Der neue Große Rath nahm dieses Gelegenheitsgesetz im Februar 1840 an, und mit Hülfe desselben wurde Scherr im Widerspruch mit der Verfassung, nach welcher kein Beamter ohne gerichtliches Urtheil seiner Stelle entsetzt werden durfte, gewaltsam entfernt. Scherr wandte sich zwar auf verfassungsmäßigem Wege an die Gerichte; allein er kam von „Pontius zu Pilatus". Das Bezirksgericht Zürich faßte einen nichtssagenden Entscheid, und das Obergericht, seiner Ehre und der Verfassung eingedenk, erklärte sich anfangs kompetent, ließ sich aber durch einen verfassungswidrigen Beschluß des Großen Rathes einschüchtern. Die Parteileidenschaft war so groß, daß das Unglaubliche geschah. Der Große Rath, d. h. die gesetzgebende Behörde, verbot dem Obergericht zu sprechen und setzte von sich aus dem Verfolgten eine Entschädigung von Fr. 4400 fest. Und dies geschah angesichts einer Staatsverfassung, welche in Art. 10 sagt: „Die Befugniß, Streitiges zu beurtheilen, kommt ausschließlich den ordentlichen Gerichten zu; weder die gesetzgebende, noch die vollziehende Gewalt dürfen richterliche Verrichtungen ausüben." Dem Verfolgten blieb nichts anderes übrig, als gegen diese rohe Vergewaltigung neuerdings und feierlich zu protestiren.

ed by Google

Als sich die Wogen der politischen Leidenschaften etwas gelegt hatten, schritt das Zürchervolk im Frühjahr 1842 zur Intregalerneuerung des Großen Rathes. Das Ergebniß war, daß sich beide Parteien in der neuen Behörde ungefähr das Gleichgewicht hielten. Mehrere angesehene Mitglieder derselben hatten Scherr förmlich und wiederholt versprochen, daß es eines der ersten Geschäfte dieser neuen Behörde sein müßte, in seiner Sache Gerechtigkeit zu schaffen. Eine hierauf zielende Motion wurde auch in der ersten Sitzung angekündigt, aber nicht — gestellt. Dasselbe wiederholte sich in der spätern zweiten Sitzung. Scherr wurde auf die dritte Sitzung vertröstet. Als aber auch dies Mal die Motion zwar angekündigt, abermals indeß nicht gestellt wurde, da erfaßte den Verfolgten bitterer Unmuth; er hielt sich überzeugt, „daß für ihn, den vieljährigen Bürger des Kantons Zürich, weder Recht, noch Gerechtigkeit, noch aufrichtige Theilnahme unter den einflußreichen Männern seines Heimatlandes mehr vorhanden sei". Tiefer verletzt durch diese Gleichgültigkeit seiner „Freunde", als durch die Mißhandlung von seinen Feinden, faßte er den Entschluß, den Kanton Zürich zu verlassen.

Nunmehr kam zwischen ihm und der Regierung eine Uebereinkunft zu Stande, welche im November 1842 von beiden Seiten unterzeichnet wurde. Der Hauptinhalt dieser Uebereinkunft ist folgender. Scherr wurde durch den Regierungsrath in den Ruhestand versetzt unter Anerkennung, daß er während seiner ganzen Dienstzeit von den damaligen Aufsichtsbehörden stets die ehrenvollsten Zeugnisse erhalten habe, und unter Vorbehalt seines amtlichen Titels und der persönlichen Vortheile, welche den Mitgliedern des zürcherischen Lehrstandes gesetzlich zugesichert sind. Sein Heimwesen, das er in Küßnach besaß, gieng kaufsweise für die Summe von 13295 Gulden in den Besitz des Staates über, und Scherr nahm die früher beschlossene Entschädigung von 4400 Franken an. Damit waren die amtlichen Beziehungen und Verpflichtungen zwischen dem Kanton Zürich und seinem ersten Seminardirector leider auf immer gelöst.

Nach dem amtlichen Schiffbruch lebte Scherr bis 1843 in privater Stellung und Thätigkeit im Kanton Zürich. Im Mai 1840, in welchem Jahre ihm die Universität Tübungen das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie ertheilte, zog er auf den Sonnenberg bei Winterthur, wo er in Verbindung mit seinem Bruder, Dr. Johannes Scherr, eine Privaterziehungsanstalt eröffnete, theils für Taubstumme, theils für solche Knaben und Jünglinge, welche sich auf die Hochschule vorbereiten wollten, ohne das Gymnasium besuchen zu können. Daneben lebte Scherr seinen litterarischen Arbeiten und der Bekämpfung der Schulreaction. Zu letzterem Zwecke redigirte er den „pädagogischen Beobachter", der mit großer Schärfe und Consequenz die Angriffe gegen die neue Schule und ihre Lehrer beleuchtete. Nach Abschluß der Uebereinkunft mit der zürcherischen Regierung vom November 1842

zed by Google

kaufte er ſich ein kleines Landgut zur obern Hochſtraße in Kanton Thurgau, nahe bei Conſtanz, und bezog daſſelbe Mitte März 1843, um fortan ſich in ſtiller Zurückgezogenheit ſeiner kleinen Erziehungsanſtalt und der pädagogiſchen Schriftſtellerei zu widmen. In den freien Stunden genoß er gerne die Freuden der Natur, welche ihm ſein ländliches Gut und in weitem Umkreiſe die herrliche Gegend ſeiner neuen Heimat bot, und fand für Geiſt und Gemüth reiche Nahrung in einem Familienleben, das ſich nach ſchwerem häuslichen Unglück aufs freundlichſte geſtaltete. Während des Aufenthaltes im Kanton Zürich hatte ſich ſeine Familie um ſechs Kinder vermehrt, von denen die beiden älteſten, Cäcilie und Eliſe, dem Vater in die neue Heimat folgen konnten; vier Knaben waren im zarten Jugendalter ins Grab geſunken, und im Juli 1840, faſt gleichzeitig mit dem jüngſten Kinde, hatte Scherr auch ſeine gemüthreiche Gattin verloren. Die harten Schläge des Schickſals drangen von allen Seiten auf den ſtarken Mann ein. Doch die Zukunft ſollte wieder heller werden. Um ſeiner Kinder willen trat Scherr am 11. Mai 1843 zum zweiten Mal in die Ehe; er fand in Wilhelmine Ferz von Frankfurt eine treffliche Lebensgefährtin und für ſeine Kinder ein treues, liebevolles Mutterherz. Die beiden Mädchen wuchſen geſund und kräftig heran und blüheten auf zur innigen Freude des Vaters. Fortan waltete der Engel des Glückes über dem friedlichen Hauſe.

Die Abſicht, ſich ganz vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, konnte von einem Manne, der ſo tief und erfolgreich in daſſelbe eingegriffen hatte, nicht wol auf die Dauer durchgeführt werden. Sein eigenes Werk zog Scherr wieder zur Mitwirkung für das öffentliche Schulweſen heran. Seine Mußezeit hatte er dazu benutzt, das „Handbuch der Pädagogik“, deſſen erſter Band, die allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre umfaſſend, 1839 erſchienen war, raſch zu vollenden. Im zweiten und dritten Band ſtellte er den geſammten Lehrſtoff der Volksſchule in methodiſcher Verarbeitung vollſtändig dar. Das Werk wurde der Wegweiſer faſt aller Lehrer und gewann auf das innere Leben der Schule weit größern Einfluß als alle Maßregeln des zürcheriſchen Erziehungsrathes, der unſicher auf einem Gebiete hin- und hertappte, das er augenſcheinlich nicht genugſam kannte. Die äußere Organiſation der Schule wurde zwar vom Erziehungsrathe geſchont; aber er verſuchte eine innere Umgeſtaltung des Unterrichts, die jämmerlich ſcheiterte. Was an neuen Lehrmitteln geſchaffen wurde, zeigte die größten Mängel. Es entſtand Verwirrung in den Schulen und zuletzt eine förmliche Rathloſigkeit der Erziehungsbehörde. Erſt jetzt erkannten die Schulfreunde ganz, was ſie an Scherr verloren. Als darum in Folge der Großrathswahlen von 1845 die Freiſinnigen abermals die Zügel des Staates ergriffen hatten, wurde Scherr zur Mitwirkung bei den Verbeſſerungen im Volksſchulweſen eingeladen. Er

ed by Google

verfaßte die neuen ſprachlichen Lehrmittel und ein realiſtiſches Leſebuch und ließ in der Folge bei neuen Auflagen mannigfache Verbeſſerungen eintreten, durch welche den Erfahrungen und Wünſchen der Lehrer Rechnung getragen wurde. In dieſer innigen Beziehung zum innern Leben der zürcheriſchen Volksſchule blieb Scherr bis an ſein Lebensende.

Seine Wirkſamkeit erſtreckte ſich aber weit über die Grenzen des Kantons Zürich hinaus. Manche tüchtige Lehrer, vom „Septemberregiment“ gedrückt und verfolgt, verließen den Kanton Zürich; ſie fanden anderwärts, wie J. C. Sieber in Murten, bereitwillige Anſtellung und verſchafften an verſchiedenen Orten der Schweiz den Grundſätzen, nach welchen das zürcheriſche Schulweſen organiſirt worden war, erfolgreiche Anerkennung. An eine Reihe ſchweizeriſcher Lehrerbildungsanſtalten wurden zürcheriſche Schulmänner, die ſich zum Theil ſehr lebhaft an den Schulkämpfen zu Gunſten von Scherrs Beſtrebungen betheiligt hatten, als Seminardirectoren berufen, und dieſe ermangelten nicht, mit aller Kraft an der weitern Verbreitung jener Grundſätze zu arbeiten, die ſie in ihren pädagogiſchen Studien zu eigenen Ueberzeugungen erhoben hatten. So kam H. Grunholzer 1847 nach Münchenbuchſee, H. Zollinger 1848 nach Küsnacht, J. U. Rebſamen 1854 nach Kreuzlingen, H. R. Rüegg 1856 nach St. Gallen und 1860 nach Münchenbuchſee. Alle dieſe Beſtrebungen wurden von Scherr ſelbſt aufs wirkſamſte unterſtützt. Die herrſchenden Vorurtheile gegen die neue Schule und die wirklichen Schwächen derſelben ſuchte er durch Wort und Schrift zu zerſtreuen und zu beſeitigen. In dieſer Hinſicht iſt namentlich ſein „pädagogiſches Bilderbuch“ hervorzuheben, das er von 1855—1870 in vier Bändchen unter dem Namen „Chriſtian Frymann“ erſcheinen ließ, eine echte Volksſchrift mit meiſterhafter Zeichnung von Perſonen, Zuſtänden, Verhältniſſen und Forderungen. Daneben arbeitete er unabläſſig an der Vervollkommnung ſeiner Lehrmittel, die er den verſchiedenen Schulverhältniſſen trefflich anzupaſſen wußte. Sie fanden von Jahr zu Jahr größere Verbreitung, und es iſt wol kein Kanton der deutſchen Schweiz, welcher Scherrs Arbeiten nicht direct oder indirect weſentliche Verbeſſerungen des Unterrichts zu verdanken hätte. Hervorragenden Einfluß gewann Scherr insbeſondere im Kanton Thurgau. Nachdem er ſchon 1849 bei Anlaß der Verfaſſungsreviſion vom Volke in den Verfaſſungsrath gewählt worden war, berief ihn der thurgauiſche Große Rath an die Spitze des Erziehungsweſens. Von 1852—1855 war Scherr Präſident des Erziehungsrathes und half in dieſer Stellung dem thurgauiſchen Schulweſen eine ganz neue Organiſation geben, ähnlich derjenigen des Kantons Zürich. Im Jahr 1861 ließ er ſich vom Centralausſchuß des ſchweizeriſchen Lehrervereins beſtimmen, die Redaction der „Lehrerzeitung“ zu übernehmen, die er in den Jahren 1862—1865 mit Eifer und Hingebung beſorgte.

Digitized by Google

So wirkte Scherr in reicher, vielseitiger Thätigkeit, bis der Tod ihn ereilte. Noch am 9. März 1870 arbeitete er an einem Lesebuch für die zürcherische Ergänzungsschule. Es sollte seine letzte Arbeit sein. Am Morgen des 10. März schnitt ein Herzschlag rasch und unerwartet den Lebensfaden eines Mannes entzwei, der Großes gewollt und erstrebt, der vielfach mißkannt und verfolgt, aber noch mehr geachtet und geliebt worden ist, und dessen Werk bleiben wird zum Segen unseres Vaterlandes.

Wenn wir uns schließlich fragen, welche bleibenden Verdienste Scherr sich erworben habe, so finden wir dieselben ohne Zweifel im Gebiete der Schulorganisation und der Schulmethodik.

Scherr ragt hervor in allem, was die äußere und innere Organisation der Schule beschlägt. Getragen von einem klar erfaßten höheren Gedanken der Volkserziehung, wußte sein praktischer Sinn sich doch stets auf das zu beschränken, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich und erreichbar schien. Was er bot und forderte, war unmittelbar anwendbar, und indem es zugleich jenem höheren Gedanken entsprach, befriedigte es nicht nur die Bedürfnisse der Gegenwart, sondern legte zugleich den Grund zu weiterer Entwicklung in der Zukunft. Man hat Scherr den Vorwurf gemacht, daß seine Schulorganisation sich in zu engem Rahmen bewege, die Leistungsfähigkeit der Knaben und Mädchen bis zum zwölften Lebensjahre überschätze und dann die bedeutsame Periode des beginnenden Jünglings- und Jungfrauenalters für die Erreichung der Bildungszwecke fast unbenutzt lasse. Der Vorwurf kann höchstens für den Beginn seiner öffentlichen schulmännischen Wirksamkeit einige Berechtigung haben. Scherr konnte in der zürcherischen Schulorganisation seinen Reformgedanken nur theilweise verwirklichen; er hat denselben aber im Jahr 1842 umfassend dargelegt in der Schrift: „Die Nothwendigkeit einer vollständigen Organisation der allgemeinen Volksschule, hergeleitet aus der zweckwidrigen Beschränkung des Unterrichts auf die Jahre der Kindheit und aus der unzureichenden Fortwirkung der Kinderschule auf ein edleres Volksleben.“ In dieser wichtigen Schrift weist Scherr nach, daß die Volksschule den berechtigten Anforderungen des Lebens nicht genügen könne, so lange sie auf die Stufe der Kindheit beschränkt bleibe. Als Folgen dieser Beschränkung zählt er auf: „daß man gegen den Entwicklungsgang des Menschen, also unpsychologisch, beim Unterricht verfährt; daß die Schule mit speciellen Forderungen zur Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten überladen ist, und somit Vieles nur oberflächlich, fehlerhaft und mangelhaft gelehrt und gelernt wird; daß, weil nach den Kinderjahren eine geordnete Weiterbildung und Fortübung aufhört, alsbald Stillstand, darauf Rückgang und schnell der Verlust des Erlernten eintritt.“ Als Mittel zur Abhülfe schlägt er in seiner „vollständigen Organisation“ drei Stufen vor: „die

ed by Google

Schule der Kindheit“ für die Altersgenoſſen vom 6.—12. Lebensjahr mit täglichem Unterricht; „die Schule der mittlern Jugend“ für die Lebenszeit vom 14.—18. Lebensjahr mit wöchentlich etwa drei Lehrſtunden, und „die Schule des bürgerlichen Alters“ für alle, welche nach zurückgelegtem 18. Altersjahr in freier Weiſe Anregung und Belehrung ſuchen. Nur die erſte Stufe, die Schule der Kindheit, konnte Scherr in amtlicher Stellung organiſiren. Es geſchah dies aber in ſo rationeller und durchgreifender Weiſe, daß die zürcheriſche Volksſchule in immer weitern Kreiſen als eine Muſteranſtalt anerkannt wurde. Wir betrachten dies als das erſte und bedeutſamſte Verdienſt Scherr's. Wol haben andere vor ihm Aehnliches angeſtrebt; ſchon Amos Comenius forderte für die „deutſche Schule“ eine ſtrenge Claſſeneintheilung nach Jahrescurſen und für jede Claſſe ein beſonderes Lehrbuch; allein der Unterſchied zwiſchen Scherr und ſeinen Vorgängern liegt darin, daß, während die Vorſchläge dieſer ganz oder theilweiſe unerfüllte Forderungen blieben, jener mit ſeiner unbeugſamen Conſequenz in amtlicher Stellung dafür zu ſorgen wußte, daß die geſetzlichen und reglementariſchen Vorſchriften bis in die letzte Dorfſchule hinaus zur wirklichen Durchführung gelangten.

Die pädagogiſch-litterariſche Thätigkeit Scherrs hat ungeachtet ihrer Vielſeitigkeit ein feſtes Centrum: die Förderung eines rationellen Volksſchulunterrichts, und hierin liegt Scherrs zweites bleibendes Verdienſt. Es war kein leichtes Unternehmen, die Methodiſirung des geſammten Lehrſtoffes der Volksſchule nach einheitlichen Grundſätzen durchzuführen. Scherr löste die Aufgabe in glücklichſter Weiſe im zweiten und dritten Bande ſeiner Pädagogik. Er betrachtet den Volksſchulunterricht als einen lebendigen Organismus, deſſen einzelne Glieder demſelben höchſten Zwecke dienen und darum gegenſeitig im innigſten Zuſammenhange ſtehen. Weder die Zahl der Unterrichtsgegenſtände, noch der Lehrſtoff innerhalb der einzelnen Gebiete darf willkürlich erweitert oder eigenwillig beſchränkt werden. Nur was ſich aus dem Weſen der Volksſchule als einer Anſtalt zu allgemeiner Menſchenbildung mit Nothwendigkeit ergibt, gehört in den Kreis ihrer Aufgabe, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dieſen normalen Bildungsſtoff führt Scherr in klarer und einfacher Weiſe vor, um es auch dem ſchwächſten Lehrer möglich zu machen, ſeine Aufgabe befriedigend zu löſen. Hervorragendes hat er namentlich im Gebiete des Sprach- und Realunterrichts geleiſtet. Scherr verdrängte das mechaniſche Buchſtabiren aus den ſchweizeriſchen Volksſchulen und erſetzte dasſelbe durch die Schreibleſemethode, die er weſentlich vereinfachte und dem Bedürfniß des Claſſenunterrichts anpaßte. Dem phonetiſchen und rhythmiſchen Princip ſeiner Vorgänger ſtellte er das intellectuelle gegenüber und gründete ſeine Methode auf die Thatſache, daß ein richtiges Leſen weſentlich vom Verſtändniß der Wortbedeutung abhängt. Scherr ſtützt ſich auf den Redeton,

Digitized by Google

die andern folgten der grammatischen Betonung; diese wird durch Regeln erlernt, jener unmittelbar in der lebendigen Rede. Seine Methode charakterisirt sich dadurch, daß 1. nur die nothwendigsten Uebungen in bedeutungslosen Silben durchgemacht, 2. in der Folge nur solche Wörter gesprochen, geschrieben und gelesen werden, deren Bedeutung verstanden wird, und daß 3. Schreiben und Lesen möglichst bald in den Dienst eines geistbildenden Inhalts treten. Die letztern Uebungen nennt Scherr den logischen Theil des elementaren Sprachunterrichts, in welchem er, grundsätzlich durchaus richtig, das aufgehen läßt, was man sonst Anschauungsunterricht zu nennen pflegt. Es ist ein weiteres Verdienst Scherrs, daß er mit diesen „logischen" Uebungen alle Grundformen des einfachen und zusammengesetzten Satzes in streng methodischer Folge auf unmittelbare Weise, d. h. durch Beispiel und Nachahmung, dem Schüler zum sichern Eigenthum macht. — Den Sprachunterricht der zweiten Schulstufe hat Scherr durch seine grammatischen Arbeiten gänzlich umgestaltet. Ist auch die Methodik schon durch Wurst über diese Leistung hinausgeschritten, so gab doch Scherr als der erste, welcher das grammatische System Beckers popularisirte, Anregung zu einer nachhaltigen Gedankenbewegung, deren Ergebnisse er für die eigenen Lehrmittel wieder aufs beste zu verwerthen wußte. — Der Realunterricht endlich ist durch Scherr in seiner ganzen pädagogischen Bedeutung erkannt und zum ersten Mal als obligatorisches Lehrfach mit sorgfältiger Begrenzung und methodischer Gestaltung in die Volksschule eingeführt worden. Scherr strebte dabei mit Recht kein encyclopädisches Wissen an, sondern bot namentlich für den Anfang charakteristische Einzelbilder, welche den Sprachunterricht ebenso wirksam unterstützen, als sie geeignet sind, realistische Kenntnisse unter die Massen zu verbreiten. Viele dieser Darstellungen sind bis auf den heutigen Tag unübertroffen.

So wirkt Scherrs Geist unter allerlei Formen unter uns fort in der Schulgesetzgebung, in seinen Schriften, im innern Leben der Schule. Durch die Klarheit seiner Einsicht, die Kraft seines Willens und den Adel seiner Gesinnung hat er sich in der vaterländischen Culturgeschichte ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Rüegg.

ed by Google

Hans Jakob Bär.

1799—1841.

[Quellen: Pädagogiſcher Beobachter 1841. — Landbote 1841. — Mündliche Mittheilungen von Herren Hardmeyer-Jenny, Dr. Fritz Staub, Ingenieur Wetli. — Bärs eigene Schriften, u. A.]

Hans Jakob Bär gehört zu den erſten und tüchtigſten Repräſentanten der neuen zürcheriſchen Volksſchule, deren Geiſt und Ziele ſich in ihm zu verkörpern ſchienen. Um dieſe Stellung richtig zu würdigen, haben wir uns etwas einläßlich mit ſeinem Bildungsgang zu beſchäftigen; es iſt derjenige eines Autodidakten.

Seine Eltern zählten zum Mittelſtande; der Großvater mütterlicherſeits war Schulmeiſter in Richtersweil. In deſſen Schule lernte Hans Jakob das Wenige, was dieſelbe bot; in alten Kalendern, die ein Schrank der großelterlichen Familie verwahrte, fand er die erſte Geiſtesnahrung, die er in vollen Zügen genoß, was wegen ſeiner ſpätern Thätigkeit auf dieſem Felde bemerkenswerth iſt. Durch häusliche Verhältniſſe, die ſich mit dem verfrühten Hinſchied ſeiner Mutter änderten, war er, im Alter von kaum zehn Jahren, genöthigt, zeitweiſe den Vater in Geſchäften zu vertreten, die ihn regelmäßig nach Zürich führten. Dann kam er in die Schule des Großvaters, um dieſem Aushülfe zu leiſten; zwiſchenein hatte er Feldarbeiten zu beſorgen; in freien Stunden betrieb er mit feurigem Eifer die bekannten kindlichen Verſuche im Malen und Zeichnen, wobei ſich ſein Talent immerhin entwickeln konnte. Ein Hauslehrer für das Rechnen nützte ihm wenig, da derſelbe nur das mechaniſche Machen zu lehren und die innern Bedürfniſſe ſeiner Schüler nicht zu befriedigen wußte; beſſer ſcheint der Privatunterricht in Orthographie und Schönſchreiben gefruchtet zu haben. Nachdem der mehrerwähnte Großvater geſtorben war (Dezember 1812), mußte Hans Jakob — im Alter von kaum 14 Jahren — die Schule allein verſehen, bis ein Nachfolger eintrat; eine Weile hatte man ſich mit dem Gedanken getragen, dieſe Stelle ihm offen zu halten. — Ein Jahr ſpäter (Mai 1814) trat er, des Vaters entſchiedenem Willen zu Ehren, in ein befreundetes Handelsgeſchäft (Egg und Bär) in Zürich, wo er Franzöſiſch und Italieniſch theilweiſe ohne Lehrer lernte, ſeiner Luſt am Zeichnen ferner eifrig nachgieng und ſich ſogar in der Kupferſtecherei verſuchte, die er aber um der Augen willen wieder fahren ließ; er entſchädigte ſich dafür durch Sammlung von Kupferſtichen und fand reichliche Nahrung für ſeinen geſteigerten Kunſtſinn in der Liebhaberei des einen Geſchäftsinhabers (Egg), der mit großen Schätzen von Kunſtblättern

aus Italien zurückgekehrt war. Wenig fehlte, daß unſer Bär mit demſelben nach Piemont gieng und dort, wie zu vermuthen, eine künſtleriſche Laufbahn einſchlug. Er wollte ſich aber nicht verpflichten, fünf Jahre in deſſen Geſchäft zu verharren, und blieb in der Heimat, indeß das Geſchäft in Zürich aufgelöst wurde. Neunzehnjährig kehrte er nach Richtersweil, in ſein Vaterhaus auf Samſtagern zurück, warf ſich jetzt mit aller Energie auf die Muſik, lernte Flöte und Clarinette ſpielen, vertiefte ſich in poetiſche Lectüre, gründete eine Theatergeſellſchaft und begann zu dichten. Für ein Handlungshaus im Dorf beſorgte er ungefähr vier Jahre lang die Buchhaltung. Noch aus dem Jahr 1818 ſtammt eine kleine Selbſtbiographie, die hier benutzt iſt.

Nachdem ſein Vater zum Verwalter der Domänen in Kappel ernannt worden, ſiedelte die ganze Familie dorthin über (1822), und Hans Jakob fand hier „das Glück des Lebens in aller Fülle“. Er hatte die amtliche Correſpondenz zu führen; daneben war freie Zeit genug zu Studien aller Art; er ſchuf den alten Kloſtergarten völlig um, genoß die Freuden der Jagd, unterrichtete die jüngern Brüder, unterhielt die Familie des Abends mit Wahrheit und Dichtung und arbeitete ſich mit Beihülfe von Pfarrer Eßlinger in die lateiniſche und griechiſche Sprache hinein, wobei ſich auch ſein Deutſch verbeſſerte. Sein Trieb zu poetiſchem Schaffen erſtarkte um ſo raſcher; das Jahr 1824 brachte zwei Luſtſpiele zur Reife, das folgende eine bedeutende Zahl von Epigrammen. In das alltägliche Leben des Volkes hineingeſtellt, ſchenkte er ſeine Aufmerkſamkeit auch praktiſchen Dingen; wie tief ſein Blick ſchon gedrungen war, zeigt ein in ſein Tagebuch geſchriebenes Urtheil aus dem Jahr 1825:

„Wenn man die vielen neuen Verordnungen wegen Verbeſſerung der Viehzucht lieſt, welche den Gemeinden ſo beträchtliche Koſten verurſachen, und zugleich einen Blick auf die ſchlechten Schulanſtalten wirft, wie ſie im Oberamte Knonau ſind, ſo fragt man ſich billig: Warum kann die Regierung in dieſer Hinſicht nicht ebenſo einſchreitend und *gebietend* zu Werke gehen wie in jener? — Es ſcheint, brave Männer haben das empörende Mißverhältniß der Beſtrebungen für Verbeſſerung der *Kinderzucht* und der *Viehzucht* gefühlt und daher auch für die erſtere etwas thun wollen, indem ſie Privatvereine für das Schulweſen zu bilden angefangen. Aber damit kann, wie löblich es auch iſt, meines Bedünkens nicht hinlänglich, oder auch nur fühlbar, eingewirkt werden. *Die* Frage möchte ich mir blos beantwortet wiſſen: Warum ſoll die Regierung nicht mit gleichem Rechte eine Gemeinde zu beſſerer Beſoldung ihres Schullehrers wie zu Haltung eines s. v. Zuchtſtiers anhalten können, zumal das Erſtere nicht viel mehr Geldbeiträge erfordern würde als das Letztere? Oder meint man, daß das Volk ſich dem erſten Zwecke mehr entgegenſetzen würde als dem letztern?

ed by Google

Gott behüte uns vor dem Gedanken! — Difficile est satyram non scribere[1]!"

Einmal auf diesem Wege, prüfte er auch sein eigenes bisheriges Streben und fand mancherlei auszusetzen; er beklagte die Vielseitigkeit seiner Neigungen, die ihn nirgends zu etwas Ganzem kommen lasse, und nahm sich vor, eine Zeit lang nur in den Sprachen zu arbeiten. Selbst sein Trieb, Urtheile in Sinnsprüchen auszuprägen, erschien ihm bedenklich, weil ein stetes Haschen nach Witz das Herz erkälte ... Er vertiefte sich desto mehr in ernste Besprechungen mit dem ihm vertraut gewordenen Pfarrer Eßlinger, der als schulfreundlicher Mann ihn ermunterte, für eine bessere Volksbildung arbeiten zu helfen. So ward er denn, neben Hirzel u. A., Mitgründer der gemeinnützigen Gesellschaft des Oberamtes Knonau und betheiligte sich lebhaft an deren Unternehmungen. Neuen Sporn erhielt er durch den Verkehr mit Pfarrer Tobler in Hirzel, dem Dichter der „Enkel Winkelrieds", wobei aber die Sorge um das kümmerliche Schulwesen ihn immer stärker beschäftigte. Es reifte endlich in ihm der Entschluß, seine Kräfte der Volksschule zu widmen. Von seiner Heimat aus drängte man ihn, eine höhere Schule zu gründen; doch widerstand er lange, aus Mißtrauen gegen seine Befähigung; nur als Gehülfe eines eben aus der Fremde heimgekehrten Lehrers, Heinrich Baumann, wagte er sich einzulassen. Am 22. November 1830, dem „Tage von Uster", wurde die Anstalt eröffnet.

Wie Bär indessen, schon vor der Julirevolution, die politische Lage beobachtet hatte, bekundete sein „Lied vom Zeitgeist" (1830).

Frei von Schlafes schweren Banden
Ist ein Riese auferstanden,
Allgewaltig, wunderhaft.
Ha, wie rauschts in allen Zonen,
In die Hütten, zu den Thronen;
Ueberall wo Geister wohnen,
Sprühet neue Lebenskraft.
— — — —

Der neue Wirkungskreis konnte unsern Bär, der zum Lehrer wie Wenige berufen war, in hohem Maße befriedigen; doch nur zu bald traten Verhältnisse ein, die ihn niederzudrücken und zu lähmen drohten. Der noch junge

[1] Hiezu folgende Verse:

Wie viel wird jetzt für bessre Viehzucht nicht gethan!
Die Schulanstalten bleiben, wie sie sind.
So kommts, daß man bei uns, wie in Megara, sagen kann:
Das Rind hat bessre Pflege als das Kind.

(Poet. Nachlaß, p. 17, 18.)

Digitized by Google

Hauptlehrer ſtarb unerwartet; Bär ſtand nun einige Zeit allein, erhielt dann einen willkommenen Gehülfen in Hieſtand, quälte ſich aber lange mit dem Bewußtſein, Vieles nur halb gelernt zu haben, ſuchte deshalb durch Anſpannung aller Kräfte die Lücken ſeines Wiſſens auszufüllen und büßte die Ueberanſtrengung mit einer Krankheit, die ihn ſeither viel verfolgte und düſter zu ſtimmen pflegte. Neue Lebensfreude gewann er aus der Freundſchaft mit Eduard Billeter, dem ſpätern Regierungsrath, und einem Liebesverhältniß zu der Tochter Decan Fäſis, die er als Gattin heimführte (1833). Mit hochgeſpannten Hoffnungen begrüßte er die Anfänge der Schulreform; er wendete ſich derſelben entſchloſſen zu, beſtand das Staatsexamen als Secundarlehrer und folgte dann einem Rufe an die Secundarſchule in Männedorf, die er im Frühjahr 1835 antrat. Hier entfaltete ſich ſein Lehrtalent, ſein edler, für alles Gute und Schöne regſame Sinn in einer mit Recht bewunderten Thätigkeit. Neben der Schule arbeitete er als Schriftſteller für die Jugend und das Volk; dem jungen Inſtitut der Secundarſchule gab er eine franzöſiſche Grammatik und ein Leſebuch; er nahm Theil an allen Fragen, welche die Schulfreunde und die Lehrerſchaft bewegten, und wurde ungeſucht eine Stütze und ein Vorkämpfer der neuen Ordnung. Die Schulſynode, ſeine Verdienſte würdigend, wählte ihn zum Vicepräſidenten.

Das Jahr 1839, das ſo viele Hoffnungen knickte, traf auch Bär mit ſchmerzlichen Schlägen. „Seine tiefreligiöſe Geſinnung, ſein fleckenloſer chriſtlicher Wandel konnten ihn nicht vor der Verfolgung ſichern; auch er wurde der aufgeregten, unwiſſenden Volksmaſſe als ein „Struß“ bezeichnet und als ſolcher von ihr gehaßt und verhöhnt. Wie noch viele treffliche Lehrer jener Zeit mußte er ſich bei jedem Erſcheinen außer dem Schulhaus dem rohen Spotte des Pöbels ausſetzen; man rief ihnen auf der Straße Schimpfnamen nach, man deutete in der Kirche mit Fingern auf ſie. Bär zog ſich, ſo viel nur immer möglich, auf ſeinen häuslichen Kreis zurück; aber ſein Herz blutete, wenn er ſeines Volkes Verwirrung ſah und ... an die Männer dachte, die in einer langen Reihe von Jahren ihre Liebe und Treue für Volk und Vaterland mit Wort und That bewieſen hatten und nun mit dem ſchnödeſten Undank vom Volke verworfen wurden. Seiner innern Ueberzeugung blieb er jedoch unverbrüchlich treu“ ... Er wagte es, vor der Synode, immerhin in gemäßigtem Ausdruck, die verketzerte Schule gegen blinde Ankläger zu vertheidigen; an der folgenſchweren Verſammlung von 1840 nahm er im Stillen Theil, erquickte ſich aber an der Entſchloſſenheit, mit welcher die Mehrheit der Lehrerſchaft die Septemberthaten verurtheilte und den geſtürzten Häuptern der freiſinnigen Schule ihre Treue und Dankbarkeit zu erkennen gab; es erſchien ihm jetzt als gewiß, daß die begangene Ungerechtigkeit an Scherr geſühnt werden müſſe und nicht als bleibende Schmach auf dem Volke laſten werde.

ed by Google

Der fanatiſche Haß, der in dem Treiben vieler Septembermänner zu Tage trat, ſcheute ſich nicht, gerade die beſten Schulfreunde zum Opfer zu wählen; er ſchonte auch Bärs nicht und verſuchte ſogar ſeine Stellung zu untergraben. Der Führer der Glaubenspartei in Männedorf, der bei dem dortigen Jugendfeſt dem ſchon rühmlich bekannten Pfarrer Sprüngli verbot, zu den Kindern zu ſprechen, weil auch er zu den Gegnern des wahren Chriſtenthums zähle, ließ Unterſchriften ſammeln, welche die Abberufung Bärs durch den Erziehungsrath forderten, kurz nachdem die Secundarſchulpflege ihn für eine zweite Amtsdauer gewählt hatte. Solche Kränkung trat dem verdienten Lehrer zu nahe; durch mühſame Arbeit an ſeiner franzöſiſchen Sprachlehre geſchwächt, verfiel er (im März 1841) ſeinem alten Uebel, einem quälenden Kopfſchmerz, der bald eine Hirnentzündung verrieth; faſt drei Wochen lang befand er ſich in Verwirrung; dann wechſelten Furcht und Hoffnung eine Reihe von Tagen; am 14. April verſchied er nach langem Todeskampf. Die Beſtattung (19. April) war ein Volksfeſt der edelſten Art; aus allen Theilen des Landes ſtellten ſich Trauernde ein, um Liebe und Dank zu bezeugen, und dieſer Huldigung des beſſer denkenden Volkes gab Pfarrer Aebli die ſchönſte Weihe durch eine Grabrede, die dem Wirken des Verewigten ſeine Ehre zollte.

Dieſen Zügen haben wir noch einige ergänzende Nachrichten beizufügen. Von Geſtalt ein kleiner Bär, war Hans Jakob doch auch körperlich lebhaft; ſein Blick, voll Geiſt und Güte, weckte Vertrauen, ſpornte und belohnte die Schüler mehr als Worte. Sein Vortrag war ungemein klar und faßlich; in Allem ſtrebte er nach Gründlichkeit und völligem Erfaſſen der Sache; um ſeine Schüler zu fördern, war ihm nichts zu viel, wobei ihm ſeine vielſeitigen Kenntniſſe, ſein geſundes Weſen und eine in mannigfacher, unabläſſiger Arbeit geſchulte Kraft zu Statten kamen. Freund der Naturſchönheit, ſuchte er auch die Jugend dafür empfänglich zu machen; dazu ſtimmt es gewiß nicht übel, daß er in Sprachübungen auf ſchönen Vortrag hielt, die Schüler zur Aufführung von Schauſpielen anleitete und ſich ſelbſt darin übte; wo er ſich nicht völlig ſicher fühlte, wie etwa in der Mathematik, ſuchte er mit den Schülern, was für dieſe nicht minder anregend war als die freie Mittheilung. Ueberall wußte er etwas zu wecken und zu ermuntern; kein Wunder daher, daß die Jugend mit begeiſterter Liebe an ihm hieng und ihn als Wohlthäter und Menſchenfreund ehrte. Gemeinnützige Geſellſchaften ſchätzten ihn als rührigen Arbeiter; die Sängervereine am Zürichſee verdankten ihm manchen einſichtigen Rath.

So hervorragend Bär als Lehrer war, erſchöpfte ſich doch ſeine Wirkſamkeit und ſeine Bedeutung nicht darin; er iſt auch als Schriftſteller beachtenswerth. Seinen „poetiſchen Nachlaß", worin ſich viel Treffliches findet,

hat Eduard Billeter geordnet und herausgegeben (1842, Orell, Füßli u. Comp.); ſein franzöſiſches Leſebuch, das er mit Guignard bearbeitete, konnte dem Bedürfniß der Schule lange genügen; die franzöſiſche Sprachlehre (1838), die in der zweiten Ausgabe (1841) weſentlich erweitert und verbeſſert wurde, wäre auch jetzt noch brauchbar, zumal ſie reichhaltig iſt und der Schularbeit mehr freie Bewegung läßt als gewiſſe ſeither gebrauchte Bücher. Am mächtigſten wirkte aber Bär durch ſeine Volks- und Jugendſchriften. Durch eine Preisaufgabe der Basler gemeinnützigen Geſellſchaft wurde er veranlaßt, einen Kalender zu verfaſſen, der den zweiten Rang erhielt; er gab dann denſelben heraus unter dem Titel „Haus- und Wirthſchafts-Kalender des ſchweizeriſchen Republicaners“ (1832) und ſetzte ihn noch mehrere Jahre lang fort, wurde indeß durch einen ſchnöden Streich von Reithard, der das Titelblatt nachdruckte und für ein anderes Unternehmen benützte, endlich zum Abſtand genöthigt. Das ſeinerſeits Geleiſtete iſt alles Lobes werth. Von 1833—1841 erſchien im Verlag von Fr. Schultheß, ſpäter von Studer in Winterthur, ein „Kalender für Kinder“ (für 1839—1841 „Kalender für die Jugend“), deſſen Inhalt und Ausſtattung das Attribut „muſterhaft“ beanſpruchen dürfen; nicht blos das Eigene: Gedichte, Schauſpiele, Erzählungen, Biographien und liebliche Bilder, auch die Beiträge der Freunde ſind originell und geſund. Dieſer Reihe ſchloß ſich der „wandernde Jugendfreund“ an (Orell, Füßli u. Comp.), der aber nur zwei Jahre beſtand (1840—1841) und von Bär wenig mehr unterſtützt werden konnte. Noch ſind zwei Arbeiten zu erwähnen, welche die Synode als Volksſchriften herausgab: eine Ueberſetzung von Silvio Pellicos berühmten Kerkererlebniſſen (le mie prigioni) und von Golovins Reiſen.

Wir ſchließen mit dem unbekannten Biographen im Pädagogiſchen Beobachter: „Kurz war ſein Lebensgang; aber Tauſende werden gehen und kommen, und Wenige werden in langer Lebenszeit ſo reiche Ernten für die Menſchheit ſammeln, wie er gethan.“ Strickler.

Johannes Rüegg.

1799—1871.

Bei der hervorragenden Stellung, welche der Kanton Zürich und ſpeciell die Stadt Winterthur ſeit den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts im ſchweizeriſchen Schulweſen eingenommen haben, gebührt Johannes Rüegg, der nicht nur als Lehrer der verſchiedenſten Schulen ſegensreich gewirkt, ſondern auch einen weſentlichen Einfluß auf die wichtigſten Schulorganiſationen aus-

ed by Google

geübt hat, ein ehrenvoller Platz in der Geschichte der schweizerischen Volksschule. Bei Entwerfung dieser Biographie leitete den Verfasser theils eigene Erinnerung, da er den verdienten Schulmann von Kindheit auf gekannt hat, theils ein von der Wittwe desselben, Frau Elise Rüegg geb. Kübler, geschriebenes „Familienblatt", welches nur die Freunde des Verewigten besitzen. Die liebende Erinnerung wird vielleicht dem nachstehenden Lebensbilde etwas wärmern Farbenton verleihen, der historischen Unparteilichkeit aber keinen Abbruch thun.

Johannes Rüegg ward geboren den 26. Mai 1799 in dem zur Kirchgemeinde Bauma, Kanton Zürich, gehörigen Dörfchen Undalen, wo sein Vater Lehrer war. Dürftigkeit nöthigte die Eltern, den Knaben schon in früher Jugend zum Spinnen und Spuhlen anzuleiten, wie denn vor Entstehung der Fabriken Handspinnen und Weben der wichtigste Erwerbszweig jener Gegend gewesen ist. Diese mechanische Beschäftigung vermochte aber das rege Geistes- und Gemüthsleben des Jungen keineswegs abzustumpfen; nur um so wonniger vielmehr genoß er die freie Natur in den Stunden, wo er das einzige „rothe Kühlein" seines Vaters weiden durfte, und sang mit heller Stimme seine nur erst vom Hören gelernten Kirchenlieder. Als indessen der einsichtsvolle Vater sich von den tüchtigen Geistesfähigkeiten seines „Johannesli" überzeugte, erlöste er ihn vom Spinnen und Spuhlen, um ihn regelmäßig am Unterricht Theil nehmen zu lassen, und da auch der Ortspfarrer dem lernbegierigen Knaben manch gutes Buch in die Hand gab, so konnte derselbe schon im 14. Altersjahr dem Vater beim Schulunterrichte helfen. Oefter nahm ihn nun der Vater mit nach Zürich, wo er die in seiner Haushaltung gewobenen Tücher zu ferggen hatte, und dort lernte ihn einer der gemeinnützigsten Männer jenes Zeitalters, Hans Kaspar Hirzel, med. Dr., Archiater und Stifter der zürcherischen Hülfsgesellschaft, kennen. Erfreut über die glücklichen Anlagen des Geistes und Gemüthes, welche er in dem Knaben entdeckte, anerbot sich dieser Menschenfreund gegen den Vater, ihn zu einem ihm angemessenen Lebensberuf heranbilden zu helfen. Das Anerbieten ward mit Dank angenommen, und auf Hirzels Verwendung trat Joh. Rüegg nach zurückgelegtem 17. Jahre in die landwirthschaftliche Abtheilung der Armenschule des energischen Pädagogen Philipp Emanuel von Fellenberg in Hofwyl, Kanton Bern. Diese Abtheilung stand unter der Leitung Wehrlis, dessen Zuneigung der junge Rüegg durch Fleiß, Ordnungssinn und Sittsamkeit bald zu gewinnen wußte. Sogar der strenge Fellenberg wandte dem vielversprechenden Zögling seine besondere Aufmerksamkeit zu[1].

[1] Brief Fellenbergs an Pestalozzi vom 29. Oktober 1817: „An Gehülfen für Ihre Armenschule wird es Ihnen keineswegs fehlen, ebensowenig für die Anstalt in Iferten.

Digitized by Google

Auch mit den Mitschülern vertrug sich Rüegg aufs Beste, namentlich fand er in Hofwyl einen Freund fürs Leben an Lütschg, dem nachmaligen Erzieher der Linthcolonie. Die günstigen Zeugnisse, welche ihm der berühmte Fellenberg ertheilte, hatten schon zwei Jahre später seine Berufung als Lehrer einer neu errichteten landwirthschaftlichen Armenanstalt im Kanton Zürich zur Folge. Es war dies der Bläsihof bei Töß, bestehend aus einem Güterkomplex von 150 Jucharten, worüber die Regierung als Staatslehen zu verfügen hatte. Es ernannte dieselbe eine besondere Aufsichtscommission, an deren Spitze Konrad Escher von der Linth gestellt ward, und überließ ihr den Hof zur Errichtung der genannten Anstalt auf eine Probezeit von vier Jahren. Außer dem Lehrer sollte ein Schaffner nebst den erforderlichen Güterknechten arme Knaben heranbilden zum Betriebe der Landwirthschaft, welche der geistigen und körperlichen Entwicklung junger Leute zuträglicher schien als das ewige Spinnen und Weben in dumpfigen Stuben.

Auf diesem seinem ersten Arbeitsfelde wirkte der erst neunzehnjährige Lehrer mit segensreichem Erfolg und erhob dadurch die Anstalt zu einer würdigen „Tochter der landwirthschaftlichen Armenschule in Hofwyl". Er gewann die Freundschaft des Schaffners und seiner Familie und die Gönnerschaft sowol des Oberst Heß, der von Winterthur aus die Aufsicht über den landwirthschaftlichen Betrieb der Anstalt führte, als auch Linth-Escher's, der ihm bei persönlichen Besuchen sowie in fleißigem Briefwechsel väterliche Lehren ertheilte. Die Anstalt, welche in der Regel 13—14jährige Knaben, bisweilen aber auch ältere, aufnahm, erfreute sich zahlreicher Besuche, hinsichtlich deren Escher sich in einem seiner Briefe folgendermaßen aussprach: „Wir haben die Freude, zu hören, daß Jedermann, der unsere Anstalt besucht, mit derselben wol zufrieden ist, und daß unsere Zöglinge, wenn sie einst in die Welt eintreten können, mit gutem Willen werden aufgenommen werden." Der günstige Erfolg bewog die Regierung nach Ablauf der Probezeit, die Fortdauer der Anstalt auf eine weitere Frist von vier Jahren zu beschließen. Als aber auch diese (März 1826) verflossen waren, ward Rüegg durch Wahl zum Lehrer der ersten Knabenclasse in Winterthur aus seinem bisherigen Wirkungskreise abberufen. Dazu hatte nicht nur die Verwendung des wackern Oberst Heß beigetragen, sondern auch die Achtung, welche Rüegg sich von Seiten der einflußreichsten Schulmänner Winterthurs erworben, da er zur Winterszeit jeden Abend dorthin gepilgert war, um an seiner Weiterbildung zu

---

Der Sohn des Schulmeisters Rüeg aus dem Kanton Zürich wird unter andern vortrefflich." In dem Abdruck des Briefs (dessen Originalmanuscript sich im Pestalozzistübchen in Zürich befindet) bei Joh. Schmid, Fellenbergs Klage 1827, Seite 28, ist der Name „Rüeg" in „Spitz" verunstaltet.

Digitized by Google

arbeiten, insbeſondere den Unterricht des geſchickten Mathematikers und Botanikers Sulzer zur Silberpappel zu genießen.

Mit Leichtigkeit fand Rüegg den Uebergang von der Unterrichtsweiſe, deren die reifere Jugend bedarf, zu derjenigen, welche dem zarten Kindesalter angemeſſen iſt. Seine Liebe zu den Kindern, welche den Ernſt mit glücklichem Humor zu verbinden wußte, gewann ihm die Herzen der Schüler, und ſelbſt die wildeſten Jungen trugen es ihm nicht nach, wenn er etwa mit dem ſchwanken Meerröhrchen ein paar der claſſiſchen „Töpen“ hatte verabreichen müſſen. Stellt uns Männer von Humor vor die Jugend, nicht die nervöſen Hektiker, oder die eſſigblickenden Melancholiker, oder die Einfaltspinſel, wie ſie ſo oft für die Schulkinder zu einem Gegenſtande der Abneigung oder des Spottes werden! Dem fröhlichen Gemüth öffnet ſich des Kindes Seele ſo willig wie die Blume dem Sonnenſtrahl.

Gemeinſam mit ſeinem Collegen J. Kübler, der, ein Schüler Peſtalozzis, die zweite Knabenclaſſe leitete, unternahm es Rüegg, auch junge Männer vom Lande für den Lehrberuf heranzubilden. Verfaſſer kennt etliche ergraute Lehrer, die ſich jetzt noch des von dieſen Beiden empfangenen Unterrichtes dankbar erinnern. Zudem übernahm Rüegg den Geſangunterricht an der ſogenannten Stufenclaſſe, ertheilte hierin auch Privatſtunden und ſchloß ſich dem ſtädtiſchen Geſangverein an, deſſen eifriges Mitglied er eine lange Reihe von Jahren blieb. Mit Vorliebe trieb er auf ſeinen Ausflügen Botanik, zu welcher ihm Hegetſchweilers Schweizerflora mit den ausgezeichneten Bildern von Labram leichtfaßliche Anleitung gab. Oft begleitete ihn dabei der für jene Zeit ſehr kenntnißreiche Naturfreund J. Hirzel zum Bären, welcher ein reiches Herbarium und eine beinahe vollſtändige Sammlung der im Kanton vorkommenden Schmetterlinge beſaß. Botaniſiren — das war für Rüegg einer der höchſten Lebensgenüſſe, abermals ein Beiſpiel, wie oft die Liebe zu den Kindern ſich mit der Liebe zu der anmuthigen, lebensfriſchen und bildungsfähigen Pflanzenwelt in Einem Gemüth aufs Innigſte verbindet. Die Neigung zum Idylliſchen indeſſen hinderte Rüegg keineswegs, in den ſich erhebenden Kämpfen des denkwürdigen Jahres 1830 ſeinen Mann zu ſtellen. Mit einigen Leitern jener Bewegung befreundet, half er begeiſtert mit zur Veranſtaltung des Tages von Uſter und bethätigte ſich eifrig an den neuen Schöpfungen, welche aus demſelben hervorgiengen. Der Entwurf zu einer neuen Organiſation des Primarſchulweſens, welchen er 1831 dem Erziehungsrathe einſandte, iſt von demſelben nicht nur in anerkennendſter Weiſe verdankt, ſondern in der Folge auch gebührend benutzt worden. Im Jahr 1832 ward Rüegg der Rechnungsunterricht an den höhern Stadtſchulen Winterthurs proviſoriſch übertragen, dann folgte ſeine Wahl in die neu conſtituirte Bezirksſchulpflege, als deren Actuar er der neuen Schulorganiſation

wegen eine große Arbeitslaſt zu tragen hatte, was jedoch den in der Vollkraft der Mannesjahre Stehenden nicht hinderte, auch noch das Actuariat der Schulſynode zu übernehmen. Das Jahr 1834 brachte ihm hierauf durch Wahl der Stadtgemeinde die definitive Anſtellung als Lehrer der Arithmetik und Algebra an den obern Knabenſchulen und der Arithmetik an den obern Töchterclaſſen, welche Stellen er bekleidete, bis Krankheit ſeine körperlichen Kräfte brach. — Das Jahr darauf verheiratet mit Eliſe Kübler, der Tochter ſeines ihm befreundeten Collegen, welche zur Lehrerin ausgebildet worden war, gründete Rüegg ein Privatinſtitut, welches mit 1 Knaben und 2 Töchtern begann, ſich aber allmälig bis auf 16 und 18 vermehrte. Unter den Zöglingen fanden ſich nicht nur Angehörige des Kantons Zürich, ſondern auch benachbarter Kantone, ſogar Franzoſen und Italiener. Es war ihm vergönnt, weitaus an den Meiſten derſelben Ehre und Freude zu erleben. Er hat aber auch, da ſeine Ehe kinderlos blieb, ſeine Zöglinge wie eigene Söhne und Töchter ans Herz geſchloſſen, ihnen namentlich die Anſtrengung des Lernens verſüßt durch mannigfaltige Freuden edelſter Art, z. B. durch Ausflüge an jedem ſchönen Sonntag, im Winter durch kleine Familienfeſte, wobei ſie paſſende dramatiſche Stücke aufführten.

Im Jahre 1837 ward Rüegg zum Mitgliede des Erziehungsrathes gewählt, wo er ſich hinſichtlich des Primarſchulweſens als tüchtigen Mitarbeiter des Seminardirector Dr. Thomas Scherr bewährte. Beſonders bethätigte er ſich an der Ausarbeitung des allgemeinen Lehrplans, mit welchem ein weſentlicher Theil der neuen Schulorganiſation erſt ins Leben trat. Das Jahr darauf folgte ſeine Ernennung zum Rector der Stadtſchulen von Winterthur und im Juli 1839 die Wahl zum Präſidenten der Schulſynode. Allein auch für ihn ſollte das Barometer nicht immer nur ſteigen, ſondern zur Abwechslung einmal auf Sturm fallen, wo echte Mannheit ſich zu erproben erſt recht Gelegenheit findet. Lange ſchwankend in ſeinem Entſchluſſe, ob er für Berufung des Dr. David Friedrich Strauß ſtimmen ſolle oder nicht, entſchied er ſich endlich auf dringende Vorſtellungen von Seiten Bürgermeiſter Hirzels für Erſteres. Damit ſtanden im Erziehungsrathe 7 gegen 7 Stimmen, und Hirzel als Präſident konnte nunmehr für die Berufung von Strauß den Ausſchlag geben. Begreiflich daher, daß Rüeggs entſcheidender Schritt ein wahres Ungewitter des Zornes auf ſein Haupt herab beſchwor. Daß er, nachdem der Erziehungsrath von dem Großen Rathe im Stiche gelaſſen worden, nebſt Hirzel, Ulrich, Orelli und Zehnder dem Druck der Umſtände nachgab und in der Sitzung vom 10. März für Rücknahme der Berufung ſtimmte, das entſchuldigt ſeine Liebe zum Volke, welchem er durch ſolche Nachgiebigkeit ſchweres Unglück zu erſparen hoffte. Hatte er ſich doch nicht denken können, daß die Berufung eines Profeſſors der Theologie im Stande

ed by Google

ſei, ein ganzes Volk in Aufruhr zu bringen. Später erſt ſah er ein, was dieſer Berufung ihren giftigen Stachel verliehen hatte, nämlich die Frivolität, mit welcher etliche Führer der Liberalen nebſt einem großen Theil dieſer Partei ſich längſt über alles Religiöſe ausgelaſſen hatten, verbunden mit den argen Blößen, welche ſich Einige derſelben in ihrem privaten Wandel gaben. Im Hinblick darauf hieß es: „Seht, ſie haben ſchon längſt alles Heilige verachtet, und nun wollen ſie die Religion vollends ausrotten, indem ſie unſere künftigen Pfarrer unterrichten laſſen durch einen Chriſtusläugner!“ Daß man aber auch Rüegg unter die Religionsverächter ſtellte, damit hat man ihm das ſchwerſte Unrecht zugefügt; denn kaum hat Einer größern Werth auf religiöſe Erziehung gelegt, kaum Einer Gottes Gutthaten offener und herzlicher anerkannt als er, ob er ſich begeiſtert verſenkte in die Pracht der Schöpfung, oder am landwirthſchaftlichen Feſt vor Tauſenden anſtimmte das Lied: „Nun danket Alle Gott!“

Nun, die Septemberrevolution fegte trotz aller Nachgiebigkeit ſämmtliche liberale Behörden hinweg, auch unſern Rüegg aus dem Erziehungsrath. Aber er trat nicht entmuthigt hinter die Couliſſen, ſondern geſellte ſich zu Denen, die alsbald wieder Front machten gegen das Septemberregiment. Im Auguſt 1840 präſidirte er in Winterthur jene Schulſynode, durch deren Beſchlüſſe die Lehrerſchaft ſich vom Septemberthum losſagte und dem widerrechtlich abgeſetzten Seminardirector Scherr eine glänzende Genugthuung bereitete. Die ergreifenden Schlußworte zumal, welche Rüegg der Synode zugerufen, ärgerten den Regierungsrath dermaßen, daß ihm derſelbe durch Erlaß vom 22. September ſowol hiefür als auch für die unter ſeinem Präſidium gefaßten Beſchlüſſe ein officielles Mißfallen zugehen ließ. Half nichts. Das Eis war gebrochen. Die großartige Feier des Oſtertages in Baſſersdorf ſodann brachte Frühlingswehen, und bereits 1844 befand ſich die Septemberpartei wieder dermaßen in der Minderheit, daß Rüegg vom Großen Rathe neuerdings zum Mitglied des Erziehungsrathes gewählt wurde. Zwei Jahre ſpäter wählte ihn der Kreis Weißlingen-Ruſſikon zum Mitglied des Großen Rathes, hauptſächlich in dankbarer Anerkennung der Verdienſte, die er ſich auch um die Landwirthſchaft erworben. Abgeſehen davon, daß ſein Wirken auf dem Bläſihof bei den Bewohnern jener Gegend noch in gutem Andenken ſtand, obwol die dortige Anſtalt nach ſeiner Entfernung aufgehoben worden war, hat er ſich bei den Landwirthen des ganzen Kantons beliebt gemacht durch Leitung des erſten kantonalen landwirthſchaftlichen Feſtes, welches am 19. Oktober 1846 in Winterthur ſtattfand. Die Rede, welche er als Präſident der Feſtcommiſſion vor 6000—8000 Zuhörern hielt, erfreute ſich allgemeinen Beifalls. Auch 1855 leitete er als Feſtpräſident ein nicht minder gelungenes landwirthſchaftliches Kantonalfeſt. In der Zwiſchenzeit ward Rüegg in die

Commiſſion gewählt, welche ſich nach einem für die projectirte landwirthſchaftliche Schule geeigneten Grundſtück umzuſehen hatte, hernach in die engere Commiſſion für Landwirthſchaft, endlich in die Aufſichtscommiſſion der auf dem Strickhof bei Zürich errichteten landwirthſchaftlichen Schule, welche am 3. Mai 1853 eingeweiht ward. Mit voller Befriedigung blickte er ſtets auf die Wirkſamkeit des erſten Directors dieſer Anſtalt, Herrn Dängeli, zumal demſelben an ſeiner Gattin eine ſolchem Haushalt gewachſene Gehülfin zur Seite ſtand. Bei ſeiner Thätigkeit für die landwirthſchaftlichen Intereſſen erntete übrigens Rüegg reichen geiſtigen Gewinn aus dem dadurch herbeigeführten Umgang mit Profeſſor Oswald Heer, dem liebenswürdigen Naturforſcher von großartiger Gelehrſamkeit und unermüdlichem Streben. Bei all dieſen mannigfaltigen Geſchäften nahm ſich Rüegg auch der Vereinsthätigkeit für freiwillige Armenunterſtützung und Sparcaſſenweſen an und wirkte lange Zeit als Mitglied der Direction der Winterthurer Hülfsgeſellſchaft, nach tödtlicher Erkrankung ſeines Schwiegervaters an deſſen Stelle als Quäſtor der Bezirksersparnißcaſſe, endlich bis 1866 als Präſident dieſer mit der Hülfsgeſellſchaft verbundenen Anſtalt.

Bei ſeinem anerkannten Organiſationstalent war Rüegg gewöhnlich der ordnende Geiſt auch der nicht landwirthſchaftlichen Feſte, welche in Winterthur veranſtaltet wurden oder wenigſtens von Winterthur ausgiengen, ſo bei dem Zuſammenzug der Cadetten von Winterthur, Schaffhauſen, Hallau und Stein, welches Feſt die Winterthurer Turncommiſſion auf Rüeggs Betreiben angeregt hatte, bei der 500jährigen Feier des Eintrittes von Zürich in den Schweizerbund 1851, bei Veranſtaltung des eidgenöſſiſchen Sängerfeſtes von 1854 in Winterthur. Ein ſo umfaſſendes und unermüdliches Wirken fand dann auch bei den Bürgern der Stadt Winterthur allgemeine Anerkennung. Durch Beſchluß der Gemeinde ward Rüegg 1856 das Ehrenbürgerrecht ertheilt, deſſen prachtvoll ausgearbeitete Urkunde in ſilberner, reich garnirter Kapſel mit Etui ihm der Stadtrath in Begleitung eines höchſt ehrenvollen Schreibens überſandte. Die Erneuerungswahlen führten Rüegg abermals in den Großen Rath, und auch 1854 ward er durch indirecte Wahl wieder Mitglied dieſer Behörde. Im Herbſte desſelben Jahres ward ihm neuerdings das Rectorat der Schulen Winterthurs übertragen, zugleich das Präſidium des Stadtſchulrathes. Als Mitglied des Erziehungsrathes trug er Weſentliches bei zur Ausarbeitung der Schulreorganiſation von 1860, die ſich in ihren Grundzügen erhalten hat bis auf den heutigen Tag. Auch war ihm vergönnt, im Schooße der Hülfsgeſellſchaft durchzuſetzen die Verwirklichung einer ſeiner Lieblingsideen, die Gründung der Kleinkinderbewahranſtalt für die dürftigere Arbeiterclaſſe, und ſich der gedeihlichen Entwicklung derſelben noch eine Reihe von Jahren zu erfreuen.

ed by Googl

Unter ſeinen mannigfaltigen Geſchäften waren ihm die liebſte Erholung öftere Schweizerreiſen, die er theils in Geſellſchaft ſeiner Gattin und deren Anverwandten, theils in Begleitung ſeiner Zöglinge unternahm. Da durchſtrömte ihn beim Anblick der Schöpfungsherrlichkeit, namentlich wenn die Alpen gleich ſilber- und goldgegoſſenen Pyramiden ihm entgegenglänzten, erhabene Begeiſterung für den Schöpfer und das ſchöne Vaterland, ſo daß manch ein Dichterwort, welches ihm im Gedächtniß geſchlummert, ſeinen Lippen entrann, wohl auch ein vaterländiſcher Geſang, in welchen ſeine Begleiter kräftig einſtimmten. Beſeligendes Vaterlandsgefühl, wo die Liebe zum Volke ſich vereinigt mit dem Schönheitsſinne, den die Erhabenheit der heimiſchen Natur entzückt! Es war wol die Erinnerung an ſolche Weiheſtunden, was ihn bewog, ſein im Frühling 1857 neu erbautes Haus mit dem Namen „Grütli“ zu taufen.

Ein wirklicher Silberblick ſeines Lebens war auch die im Mai 1860 mit ſeiner Gattin gefeierte „ſilberne Hochzeit“. Voll frohen Dankes blickte er da zurück auf die 25 Jahre, während deren ihm ſeine Lebensgefährtin als treue, tüchtige Gehülfin, ohne deren Kenntniſſe und Thätigkeit er kein Privatinſtitut hätte gründen können, zur Seite geſtanden war.

Aber auch für dieſe rüſtige Kraft ward es allmälig Abend und endlich Nacht. Schon 1848 war Rüegg an langwieriger und ſchmerzhafter Gicht erkrankt und erſt im dritten Jahre vollſtändig von derſelben geneſen. Beim Beginn des Jahres 1858 ſodann ergriff ihn das Aſthma, eine mit Anfällen von Beklemmung, Schwindel und Erſchöpfung verbundene Lungenkrankheit, um derentwillen die Aerzte ſeinen Rücktritt vom Schuldienſt als unerläßliche Nothwendigkeit erklärten. Schmerzlich bewegt reichte er ſeine Entlaſſung ein, welche ihm in ehrenvollſter Weiſe ertheilt ward mit Belaſſung von Dreiviertel ſeiner Lehrerbeſoldung als Penſion. Seine übrigen Stellen konnte er um ſo eher beibehalten, da er im Frühling auch ſein Privatinſtitut aufgab, damit die Gattin ſich ohne Ueberanſtrengung ſeiner Pflege zu widmen vermöge. Die Curen, welche er jeden Sommer unternahm, vermochten freilich den Fortſchritt ſeiner Krankheit nur zu verzögern, nicht aber zu verhindern, und ſo legte er denn im Jahr 1865 beinahe ſeine ſämmtlichen Stellen nieder. Etwelchen Troſt in der Wehmuth, welche dieſen Schritt begleitete, gewährte dem Kranken die warme Verdankung ſeiner ausgezeichneten Dienſte, womit ſämmtliche Behörden ihn entließen; gegen die Anfechtung des Gedankens jedoch, noch bei voller Geiſteskraft auf alle Wirkſamkeit verzichten zu müſſen, hatte er geraume Zeit zu kämpfen, bis er die heitere Ruhe der Ergebung fand. Aber er hat es gefunden, dies köſtliche Kleinod, durch tiefe Verſenkung ſeines Geiſtes in das Ewige und Göttliche, welches ihm entgegen leuchtete aus den Schriften der chriſtlichen Denker und Dichter. Auch das Wieder-

Digitized by Google

aufleben theurer Erinnerungen hob ſeinen Geiſt empor über die körperliche Beklemmung, und die theuerſte derſelben erwachte in ihm auf die Kunde von der rührenden Feier am Biberlikopf, welche am 25. Auguſt 1867 den hundertjährigen Geburtstag ſeines väterlichen Freundes „Linth-Eſcher“ verherrlichte. Trotz des Aſthmas konnte Rüegg ſeinen Freunden noch hie und da Briefe ſchreiben. Der letzte derſelben, welchen Freund Lütſchg von ihm empfieng, eröffnet uns einen tiefen Blick in die fromme Stimmung ſeines Gemüthes durch die Stelle: „Du haſt mehr als recht, mich darauf hinzuweiſen, welch außerordentliche Beweiſe von Huld und Güte des himmliſchen Vaters in meinen Lebensſchickſalen vorliegen. Wie wahr haſt du geredet und wie innig dank' ich dir dafür“. Als Anfangs 1871 eine zahlreiche Truppe internirter Franzoſen in Winterthur anlangte, regte ſich noch einmal in ihm der Drang werkthätigen Mitgefühls, ſo daß er der maßgebenden Stelle ſeine Anſichten über deren Verpflegung mittheilen ließ, welche ihm freundlich verdankt und auch wirklich berückſichtigt wurden. Mit Pfingſten desſelben Jahres aber nahte ihm der Tod. Am Morgen des 30. Mai entſchlief der treue Arbeiter für Jugendbildung und Menſchenwohl in ſtillem Frieden, betrauert von allen Rechtſchaffenen, die ihn kannten, und auch von ſeinen ehemaligen Gegnern hat ihm Keiner ein bitteres Wort nachgerufen. Auf dem neuen Friedhof Winterthurs bezeichnet ſein Grab ein von ſeiner Gattin gewidmeter Denkſtein aus weißem Marmor mit der Inſchrift:

Die Hülle verſchwindet,
Der Geiſt lebt fort.
Die Liebe verbindet
Uns hier und dort.

Dr. Kübler.

Dr. Jakob Dubs.

1822—1879.

[Quellen: Entwurf eines Geſetzes über das Unterrichtsweſen des Kantons Zürich nebſt beleuchtendem Bericht von J. Dubs. Zürich 1857. — Dr. J. Dubs, ein ſchweizeriſcher Republicaner. Eine Volksſchrift. Zürich 1880.]

Nicht als ein Schulmann im eigentlichen Sinne des Wortes, aber als ein Staatsmann, der mit Sachkenntniß und Energie die Entwicklung des Schulweſens in ſeinem Kanton förderte, verdient Dubs in einer Geſchichte der ſchweizeriſchen Volksſchule mitgenannt zu werden.

Digitized by Google

Im Hauptort des Knonauer Amtes zu Affoltern den 26. Juli 1822 geboren, verdankte er der in ländlicher Umgebung zugebrachten Jugendzeit, der liebevollen Sorge einer trefflichen Mutter und seiner glücklich angelegten Natur den Trieb, über die Verhältnisse, in denen er geboren, hinauszustreben und seine geistige Kraft dem Dienst des Vaterlandes zu widmen. Schon in den Gymnasialjahren machte er sich als hervorragender Kopf und selbständiger Charakter bemerkbar; als Student bildete er sich unter Dr. W. Snells Einfluß in Bern seine ersten politischen Ideale, und in Heidelberg bewährte er schon als ein geistig und körperlich über seine Genossen hinausragender Musensohn sein Talent, auf Andere bestimmend und herrschend einzuwirken. In die Heimat zurückgekehrt, trat er bald ins praktische Leben ein. Erst als Verhörrichter, dann als Staatsanwalt leistete er tüchtige Dienste; im Kantonsrath gab er in Sachen der Schwurgerichte und der Armengesetzgebung bedeutende Voten ab; auch in der Presse führte er ein gewichtiges Wort. Zum Regierungsrath 1854 gewählt, rückte er 1855 zum Regierungspräsidenten vor. Als nach A. Eschers Austritt die Erziehungsdirection Dubs zufiel, nahm er bald die seit 1851 angeregte, doch nicht weiter geförderte Revision des Schulgesetzes der Dreißigerjahre an die Hand. Mit Ende 1859 wurde der von ihm vorgelegte Entwurf, auf den wir zurückkommen, vom Großen Rathe genehmigt. Nach sechsjährigem erfolgreichem Wirken in der Regierung des Heimatkantons wurde er als Nachfolger von Jonas Furrer zum Bundesrath gewählt, verwaltete in dieser Stellung erst das Polizei- und Justiz-, dann das Post-, nachher das politische Departement; im Jahr 1864 bekleidete er auch die Stelle des Bundespräsidenten. Die Kämpfe um die Revision der Bundesverfassung, in welchen er den Standpunkt des Förderalismus verfocht, drängten ihn zum Austritt aus dem Bundesrathe (1. März 1872). Drei Jahre verlebte er nun als Privatmann in seinem Heimatkanton, bis ihn 1875 das Vertrauen der schweizerischen Räthe in das neugeschaffene Bundesgericht berief. So verflossen seine letzten Lebensjahre 1875—1879 in Lausanne. Sie waren außer von den Geschäften seiner Stellung vorzugsweise von der Arbeit an seinem verdienstlichen Werk: „Das öffentliche Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft“ ausgefüllt, das er seinen Mitbürgern als schönstes Vermächtniß hinterließ. Mitten aus seiner rüstigen Thätigkeit rief ihn im Januar 1879 der Tod ab. Das imposante Trauergeleite, das ihm zu Theil wurde, legte das beredteste Zeugniß dafür ab, in wie hohem Grade er sich auch in der romanischen Schweiz Achtung und Liebe erworben.

Das Schulgesetz von 1859 will Dubs selbst nicht als eine neue und originelle Schöpfung betrachtet wissen. Es bringe keine radicale Reform, sagte er in den einleitenden Worten, mit welchen er (Februar 1857) den ersten Entwurf der freimüthigen Discussion aller betheiligten Kreise empfahl.

Digitized by Google

Den wohlgegliederten Organismus, wie ihn die Dreißigerjahre ſchufen, halte er in der Hauptſache ſoviel als möglich feſt. So beſtand ſein Verdienſt darin, daß er durch ſeinen Entwurf eine lebhafte Discuſſion über alle wichtigen Punkte hervorrief, die einlaufenden Gutachten gründlich durcharbeitete und mit dem ihm eigenthümlichen geſetzgeberiſchen Talent das Ganze in eine leicht überſichtliche Form brachte. Das in 337 Paragraphen gefaßte Geſetz ließ er in drei Haupttheile zerfallen, von welchen der erſte die Schulbehörden, der zweite die Unterrichtsanſtalten, der dritte die Lehrerſchaft behandelt. Im erſten werden die Competenzen und Geſchäftskreiſe des Erziehungsrathes, der Bezirksſchulpflegen, ſowie der Secundar- und Gemeindsſchulpflegen umſchrieben, wobei ſich im Vergleich zum frühern Geſetz durchweg das Beſtreben kundgiebt, die Selbſtändigkeit nach unten zu erhöhen, jenem echt republicaniſchen Grundſatz gemäß, den Dubs bei jeder Gelegenheit verfocht, es müſſe das individuelle Leben in den kleinſten Kreiſen geweckt und zur Mitbelebung des ganzen Staatsorganismus herangezogen werden. Der zweite Theil umfaßt die Gliederung der ſtaatlichen Unterrichtsanſtalten, zunächſt der Volksſchule (niedere oder Primar-, höhere oder Secundarſchulen), dann des höhern Unterrichtsweſens, unter welchem Titel die Hochſchule, die Kantonsſchule, die Thierarzneiſchule und das Schullehrerſeminar vereinigt werden. Die beſondern Verhältniſſe der Städte Zürich und Winterthur, ſowie die Beſtimmungen über den Privatunterricht bilden den Schluß dieſes Abſchnittes. Der dritte Haupttheil endlich behandelt einerſeits die individuellen Verhältniſſe der Lehrer (Ausbildung, Eintritt in den Lehrerſtand, Wahlart, Fortbildung, Rechte und Pflichten, ökonomiſche Stellung, Verſetzung in den Ruheſtand), anderſeits die corporative Stellung der Lehrerſchaft, die Beſtimmungen über die Schulcapitel und die Schulſynode. — So waren endlich die in dem Schulgeſetz der Dreißigerjahre vom 28. September 1832 enthaltenen und die in mehr als dreißig Einzelgeſetzen und -Beſchlüſſen zerſtreuten Beſtimmungen über das Erziehungsweſen theils überſichtlich geordnet, theils den Zeitverhältniſſen gemäß modificirt, was zugleich den Einblick in den complicirten Organismus, wie er ſich ſeit 1832 weiter entwickelt, weſentlich erleichterte. Aber abgeſehen von dieſem mehr formellen Vorzug enthält das Geſetz auch einige weſentliche materielle Fortſchritte.

Es wurde die ökonomiſche Stellung der Lehrer gehoben (für Primarlehrer von unter 4 Dienſtjahren wurde ein Minimum von 520 Franken, von über 4 Dienſtjahren ein ſolches von 700 Franken feſtgeſetzt, ferner eine Alterszulage von 100 Franken für das 13.—18., von 200 Franken für das 19.—24., und von 300 Franken vom 25. Dienſtjahre an). Die Schulinſpection wurde beſſer geregelt, in Betreff der Theilung überfüllter Schulen und Erſtellung neuer Schulräume beſtimmte Grundſätze aufgeſtellt (Theilung

Digitized by Google

bei einer Schülerzahl von mehr als 100, eventuell schon bei mehr als 80), die weiblichen Arbeitsschulen, welche vorher gefehlt hatten, gesetzlich eingeführt und für die Ergänzungsschule, freilich nach hartnäckigem Kampf, die Bestimmung durchgesetzt, daß die acht Stunden, die ihr zugetheilt wurden, auf zwei Vormittage verlegt werden müßten. — Man kann fragen, warum der Gesetzgeber nicht damals schon es gewagt habe, die Alltagsschule auf ein oder zwei weitere Jahre auszudehnen und damit an die Stelle der mangelhaften Ergänzungsschule etwas Besseres zu setzen. Aber der Widerstand, der mit Hinweisung auf die Interessen der Industrie schon der Verlegung jener acht Ergänzungsschulstunden auf die Vormittage entgegengesetzt wurde, zeigte deutlich, daß ein noch weitergehender Vorschlag einfach verworfen worden wäre, gelang es doch Dubs nicht einmal, mit der Ausdehnung der Ergänzungsschule auf vier Jahre durchzudringen. So hielt er sich mit seinem praktischen Blick an das Mögliche und Erreichbare, wenn es auch seinem Ideal der Volksschule durchaus nicht vollständig entsprach; es gebührt ihm das Verdienst, mit zeitgemäßen Fortschritten bis zu der Linie vorgerückt zu sein, die unter den damaligen Umständen zu erreichen war, und das innerhalb dieser Linie Liegende gesetzlich festgestellt zu haben.

Wie er von seiner Aufgabe dachte, ergiebt sich am besten aus dem, dem Entwurf vorangestellten beleuchtenden Bericht, aus welchem wir Einiges ausheben. Er beginnt mit folgenden Worten:

„Revision der Schulgesetzgebung — ist eine Forderung, welche vor circa zehn Jahren laut geworden ist und schon damals vielfach Anklang gefunden hat. Die Direction des Erziehungswesens forderte deshalb im Jahre 1850 von den Bezirksschulpflegen und Schulcapiteln ein Gutachten darüber, ob die Revision wünschbar sei. Alle bejahten einmüthig diese Frage. Gleichzeitig wurden über gewisse Hauptpunkte specielle Fragen gestellt, und nach Eingang der sachbezüglichen Antworten wurde eine zahlreiche Expertencommission aus allen Landestheilen einberufen, welche in einer Reihe von Sitzungen das Ergebniß ihrer Berathungen in 43 Sätze formulirte, welche in der Presse schon vielfach publicirt worden sind. Auf diesem vorgeschrittenen Punkte angelangt, kam aber die Revisionsangelegenheit wieder ins Stocken und blieb nun fast sechs Jahre liegen. Da meist die Anforderungen der untern Schulbehörden immer lauter und dringender wurden, so entschloß sich der derzeitige Erziehungsdirector zur Anhandnahme des Werkes." — Der Gegenströmung, welche die Revision wieder vertagen wollte, hielt Dubs seinerseits entgegen: „Mache man nur wenigstens dem Provisorium ein Ende, das auf die Administration, die Schule und die Lehrer gleich lähmend wirkt!"

Bei der Frage der Theilung überfüllter Schulen flicht er (pag. XXXVII) folgendes Gesammtbild des Zürcher Schulwesens ein:

Digitized by Google

„Der Kanton Zürich darf mit einigem Stolz von sich sagen, daß im Verhältniß zu seinem Flächenraum von 75 Quadratstunden und seiner Bevölkerung von einer Viertelmillion Seelen kein einziges Land der Welt einen dem seinigen auch nur annähernd gleich vollständigen Schulorganismus besitzt. Auf der breiten Basis von 477 Primarschulen (1 auf 524 Einwohner), ruhen gegenwärtig 52 Secundarschulen (1 auf 4800 Einwohner). Ueber diesen erhebt sich die Kantonsschule in ihrer doppelten Gliederung als Gymnasium und Industrieschule. Neben ihr stehen außer den höhern Schulen von Winterthur noch eine Reihe gesonderter kantonaler Fachschulen, nämlich das Seminar, die Thierarzneischule und die landwirthschaftliche Schule. Die Spitze des Ganzen endlich ist eine nach allen Facultäten hin ausgebildete Universität. Neben diesen öffentlichen Staatsanstalten besitzen wir zudem eine bedeutende Zahl von Privatinstituten und die neu und großartig eingerichtete eidgenössische polytechnische Schule."

Auf dieses sehr vortheilhafte Gesammtbild fallen jedoch einige Schatten durch eine beigefügte Tabelle, welche die Schülerzahl der einzelnen Primarschulen angiebt, aus der hervorgeht, daß damals noch 10 Schulen 101 bis 120, 12 91—100, 39 81—90 und 61 Schulen 71—80 Schüler unter einem einzigen Lehrer zählten, während allerdings im Ganzen auf 55 Alltagsschüler je ein Lehrer kam. Hier setzt das neue Gesetz mit Revisionsbestimmungen ein und verlangt die Theilung bei 100 Schülern. Weiter, heißt es, könne man für einmal wegen des Lehrermangels nicht gehen.

Um den Gemeinden in Bezug auf den finanziellen Unterhalt der Schulen eine selbständige Stellung zu geben, nahm er die Bestimmung in das Gesetz auf (§ 93), daß jede Schulgenossenschaft einen abgesonderten Schulfond besitzen müsse, und stellt zur Aeufnung desselben regelmäßige Staatsbeiträge in Aussicht. „Die Schulfonds, sagt er, müssen auf eine Höhe gebracht werden, daß deren Zinsen hinreichend sind, um ohne Steuern die gewöhnlichen Schulausgaben zu bestreiten. Der Staat soll auch hier dazu Beihülfe leisten, den Gemeinden die benöthigte Selbständigkeit zu geben." Er will, daß der Staat, statt wie bisher zur Deckung der Deficite der ärmern Schulgemeinden beizutragen, in kräftiger Weise die Schulfonds mehren helfe, und fährt dann fort: „Sobald dies der Fall ist, so wird in all diesen Gemeinden sofort ein neues, reges Leben erwachen, und wenn einmal die unangenehmen Uebergangsjahre vorbei sind, so wird der Staat und es werden zugleich die Gemeinden sich ökonomisch erleichtert finden. — Die Hauptsache aber ist die: Wir lenken damit aus einer büreaukratischen wieder in die echt demokratische Bahn hinüber; wir bekommen an der Stelle einer uniformirten Staatsschule eine in solider Freiheit blühende Gemeindeschule. Und wenn der Lehrerstand irgend einmal auf nachhaltige Verbesserung seiner Stellung hoffen kann, so mache

ed by Google

er ſich nur zuvörderſt ganz klar, daß er die Erfüllung ſeiner Hoffnungen niemals von der Demokratie von oben, ſondern nur von jener ſtill, aber ſtetig fortwirkenden Demokratie von unten erwarten darf.“ Der Artikel gieng zwar nicht in ſeiner erſten Faſſung, aber doch ſeinem Sinne nach in das Geſetz über. — Im „Schlußwort“ fordert Dubs zu freier, auch ins Einzelne gehender Kritik auf, betont noch einmal, daß es ſich nicht um eine Radicalreform, ſondern nur um Fortbau auf der gegebenen Grundlage handle, und fügt dann hinzu: „Wie man übrigens auch über den Vorſchlag denken mag, das Eine Zeugniß darf ſich der Verfaſſer geben, daß er, wenn auch das Vollbringen ſchwach war, doch einen guten Willen für das Wohl der Schule zur Arbeit mitbrachte. Das Gedeihen liegt in höherer Hand; gebe dieſe ihren Segen dazu!“

Bekanntlich ſind die Beſtimmungen dieſes Geſetzes mit Ausnahme einer Anzahl weſentlicher, nach dem Sieber'ſchen Entwurfe revidirter Punkte noch jetzt in Kraft. Der Verfaſſer desſelben ſtand nach ſeiner Verſetzung in einen weitern Wirkungskreis den Erziehungsfragen weniger nahe. Aber einen großen Dienſt hat er ſpäter der heranwachſenden männlichen Jugend und denen, welche auf ſie einzuwirken berufen ſind, durch das ſchon genannte Werk über das öffentliche Recht der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft geleiſtet. Das Talent klarer und einleuchtender Entwicklung der mannigfaltigſten Rechtsverhältniſſe verbindet er hier mit der Wärme echt patriotiſcher Geſinnung und eine kraftvolle und volksthümliche Ausdrucksweiſe, wo der Gegenſtand es erfordert, mit begeiſtertem Wort und poetiſchem Schwung. Um „der hohlen politiſchen und patriotiſchen Phraſe, dieſer wahren Landespeſt, entgegenzuwirken“, will er die Jugend in die unſern politiſchen Inſtitutionen zu Grunde liegende Gedankenwelt einführen und zum eigenen politiſchen Denken anleiten. „Aus der Erkenntniß der Landeseinrichtung wird dann die Vaterlandsliebe von ſelbſt erblühen; denn recht lieben kann man ja erſt das, was man auch kennt“. — Lehrer, welchen die ſchöne Aufgabe zufällt, Jünglinge in der Vaterlandskunde zu unterrichten, werden in dieſer Schrift das willkommenſte Material finden.

So hat Dubs nicht blos am praktiſchen Ausbau der Volksſchule lebhaften Antheil genommen, ſondern auch fruchtbare Anleitung dazu gegeben, wie ein Unterrichtsſtoff, deſſen Aneignung immer mehr als unerläßlich für den jungen Bürger der Republik anerkannt wird, anziehend und erfolgreich behandelt werden könnte, und damit zur Löſung einer Aufgabe, mit der Gegenwart und Zukunft ſich zu beſchäftigen haben, ein werthvollen Beitrag geleiſtet.

E. Zehender.

Johann Kaſpar Sieber.

1821—1878.

[Quellen: Nekrolog von E. Schönenberger im „Pädagogiſchen Beobachter“ 1878, Nrn. 7, 8, 11, 13, 14, 16, 17, 18, 19. — Dr. H. Wettſtein: Eröffnungsrede der zürcheriſchen Schulſynode 1878, gedruckt in den Verhandlungen der Schulſynode. — Perſönliche Erinnerungen.]

Johann Kaſpar Sieber, der unentwegte Vorkämpfer für Volksbildung, ſtammte aus einer Bauernfamilie in dem eine Stunde von Zürich entfernten Dorfe Seebach. Er wurde den 15. Dezember 1821 als der dritte unter ſieben Brüdern einem begabten Elternpaare geboren, deſſen Anlagen ſich auf den Sohn ſcheinen vererbt zu haben. Denn vom Vater wird eine radicale, patriotiſche Geſinnung, von der Mutter ein ausgebildeter Verſtand gerühmt. Die Schulbildung war jene ungenügende, die bis zur Regeneration in den Dreißigerjahren beinahe überall auf der zürcheriſchen Landſchaft der Jugend in den mangelhaft organiſirten Schulen geboten wurde. Sie lief auf Beibringung des Leſens, Schreibens und Rechnens hinaus, und als Lehrmittel galten, wie bekannt, das Teſtament, der Katechismus und eine Spruch- und Liederſammlung, das ſogenannte „Waſerbüchlein“. Unerwartet erhielt der Knabe aber eine Anregung der nachhaltigſten Art. In den Jahren 1827 und 1828 lieferte Vater Sieber Herrn Finsler im Kratz in Zürich Wein und Kartoffeln. Da dieſer vernahm, daß er zu Hauſe viele Buben habe, packte er ihm eines Tages einen Kartoffelſack mit Büchern aller Art voll. Dieſes Geſchenk wurde von den Knaben mit Jubel empfangen und war insbeſondere für Kaſpar ein unbezahlbarer Schatz. Unvergeßlich blieben ihm ſeine Lieblinge unter jenen Büchern: Aeſops Fabeln, Rochows Kinderfreund, das Winterthurer Leſebuch, Niebuhrs „Reiſe nach dem Orient“ u. a. Ja es ſcheint, daß dieſes ſchöne Geſchenk für Sieber noch von weiterer und Ausſchlag gebender Bedeutung wurde, denn die Freude des Knaben an der Lectüre ſoll die Eltern zuerſt auf ſeine Begabung aufmerkſam und mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, den wißbegierigen Jungen „beſſer ſchulen zu laſſen“. Dahin wies offenbar auch ſeine Abneigung gegen landwirthſchaftliche Beſchäftigung, und ſo faßten die Eltern den in ihren Umſtänden beachtenswerthen, und für ſie wol nicht ganz leichten Entſchluß, an ihren Knaben ein Mehreres zu wenden. Sieber beſuchte alſo zunächſt von Seebach aus das Landknabeninſtitut in Zürich, wo er ſich Kenntniſſe in der deutſchen, franzöſiſchen (und italieniſchen?) Sprache, im Zeichnen und in der Geometrie erwarb. Nach Abſolvirung dieſer Anſtalt mußte die Berufswahl ins Auge gefaßt werden, und es lag bei der damaligen Anſchauung auf dem Lande nahe, daß ein

Digitized by Google

junger Mann, dem man eine höhere Ausbildung wollte angedeihen laſſen, zum geiſtlichen Stande beſtimmt werde. Sieber aber bekundete eine ſo beſtimmte Abneigung gegen dieſen Plan, und äußerte umgekehrt einen ſo lebhaften Wunſch, Lehrer zu werden, daß ihm bei dem verſtändigen und wohlwollenden Sinn der Seinigen — der Vater war früh geſtorben und ein Bruder desſelben, der die Wittwe geheiratet, nahm ſich mit Vatertreue des Stiefknaben an — keine Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden. Als Vorbereitung auf das Lehrerſeminar wurde die neu errichtete Induſtrieſchule in Zürich, 1835—1837, beſucht, wo Sieber aber nur Einen Lehrer traf, der ihn zu feſſeln und anzuregen wußte: Julius Fröbel. Die Schüler ſchieden ſich ſcharf in Stadt- und Landknaben, deren Antagonismus ſich in blutigen Schlägereien kundgab, während anderſeits Demonſtrationen gegen taktloſe und tyranniſche Lehrer an der Tagesordnung waren (als Haupträdelsführer der Unbotmäßigen galt Gottfried Keller, der eben deshalb von der Anſtalt ausgeſchloſſen wurde.) Bei ſolchen Zuſtänden konnte freilich von einer weſentlichen Förderung der Schüler nicht die Rede ſein.

Ein ganz anderes Leben begann für den fünfzehnjährigen Sieber mit dem Eintritt in das Scherr'ſche Seminar in Küßnach 1837. Hier traf er mit vielen begabten und ideal geſtimmten Mitſchülern zuſammen, die alle der Wunſch, Volksſchullehrer zu werden, vereinigte und zu raſtloſem Fleiße anſpornte. Das Entſcheidende aber für Sieber war der mächtige Einfluß des Directors Scherr, der in der Vollkraft ſeiner Wirkſamkeit die Anſtalt leitete, und wie er die Seele des Ganzen war, auch zu jedem einzelnen Zögling in ein perſönliches Verhältniß trat. Scherr muß durchaus als derjenige gelten, der dem jungen Mann die geiſtige Richtung und den eigentlichen Lebensgehalt gab. „Es kann kaum ein ſprechenderes Zeugniß geben für den unwiderſtehlichen Einfluß, den Scherr auf ſeine Schüler ausübte, als daß Sieber, dieſer unbeugſame Charakter, dieſer Typus von männlicher Selbſtändigkeit, in denſelben gebannt blieb."

Sieber ſelbſt hat in der Gedächtnißrede, die er 1870 vor der Schulſynode zu Andelfingen auf Scherr hielt, von der fürs ganze Leben nachhaltigen Einwirkung, die er von ſeinem Meiſter empfieng, in folgenden ſchönen Worten Zeugniß gegeben. „Es gilt als ein Kennzeichen des Scherr'ſchen Seminars, daß es ſeine Zöglinge erfüllt von hoher Begeiſterung für ihren Lebensberuf in ihre Wirkſamkeit entſandte. Bei der geringen Beſoldung, welche in den Dreißigerjahren für die meiſten Lehrſtellen ausgeſetzt werden konnte, war es offenbar nicht dieſe, welche ſo mächtig anzog, überhaupt nicht die äußere Stellung, welche des jungen Apoſtels der Menſchenbildung wartete, nicht die Ausſicht auf Ehre und Ruhm; nein, ſondern die zum Bewußtſein und tiefern Erfaſſen gebrachte Menſchennatur in ihrer Unverfälſchtheit und

Digitized by Google

ihrem Leiſtungsvermögen, deren Pflege nun zu einem großen Theile ihm zukommen ſollte, die war es, welche ihn erfaßte und zu begeiſtertem Schwunge emporhob; es war die tief gewurzelte, demokratiſche Ueberzeugung, die Jeder an ſeinem Orte haben durfte, in ſeinem, wenn auch noch ſo beſcheidenen Kreiſe für die edleren Intereſſen des Volkslebens ſeine ganze Kraft einzuſetzen. Und wie dieſe Begeiſterung gleich einer ſtetigen Wärmeſtrömung von demjenigen ausgieng, der in Lehre und Handlung muſtergültiges Vorbild war, ſo hinwieder umfieng ihn eine ungeheuchelte Liebe und Verehrung, die ihm bis ins Grab nachfolgte, um auch dann noch nicht zu erlöſchen. Und was war es denn eigentlich, das die Leute ſo unwillkürlich anzog, ſo bannend feſſelte? Das erzieheriſche Geheimniß, deſſen Schlüſſel ſo Mancher vergeblich ſucht, ohne ihn jemals finden zu können, es iſt die Integrität eines in ſich geſchloſſenen, lautern, wohlwollenden, milden Mannescharakters, vor dem das Unlautere weichen, das Gemeine ſich verkriechen muß. Wir, die ihm näher zu ſtehen das Glück hatten, betrachten es als das ſchönſte Angebinde aus dieſer unſerer Studienzeit, daß wir niemals den Mantel nach dem Winde drehen mußten und furchtlos für das als recht und wahr Erkannte einſtehen lernten."

Die Fülle dieſer Anregungen drängte ſich in zwei Jahre zuſammen, denn nach damaliger einfacher Einrichtung beſtund Sieber ſchon nach zurückgelegtem zweitem Jahrescurs im Frühjahr 1839, alſo wenig über ſiebzehn Jahre alt, das Secundarlehrer-Examen nnd trat ſofort in Function: als Secundarſchulvicar zuerſt im Röthel bei Wipkingen, dann in Wetzikon, dann in Flaach und ſeit Herbſt 1840 als Secundarlehrer wiederum in Wetzikon, wohin die Secundarſchulpflege den jungen Mann, der ſchon als Vicar ſich ihr Zutrauen erworben und 1839 ſich ſo unerſchrocken zur freiſinnigen Sache geſtellt hatte, berief. In dieſer Stellung muß Sieber nach beſtimmten vorliegenden Zeugniſſen eine ungemein anregende und eingreifende Wirkſamkeit entfaltet haben, wozu allerdings eine mehr als gewöhnlich befähigte Schülerſchaft das Ihrige beitrug. So war es ihm zeitlebens eine Freude, daß er damals Heinrich Leuthold unter ſeinen Schülern zählte, und die ungemeine dichteriſche Begabung desſelben anzuregen und zu leiten Gelegenheit hatte. Leider ſollte dieſe ſchöne Wirkſamkeit nicht lange dauern; ſchon nach kurzer Zeit ward Sieber durch den Erziehungsrath von ſeiner Stelle abberufen und vom Obergericht auf fünf Jahre im Lehramt ſuſpendirt. Die Veranlaſſung war ſcheinbar eine ganz geringfügige und jedenfalls zu dem Strafmaß in keinem Verhältniß ſtehende: die Denunciation des Ortspfarrers gegen den Lehrer wegen unehrerbietiger Ausdrücke über die Kinderlehre, die dieſer in der Schule gebraucht und von den Schülern habe niederſchreiben laſſen. In Wirklichkeit kam eben hier der allgemeine ſchroffe Gegenſatz zum

ed by Googl

Ausbruch, welchen die 1839er Bewegung zwiſchen der Kirche und der Lehrerſchaft hervorgerufen hatte. Der Ortspfarrer von Wetzikon, Hug, gehörte der orthodoxen, Sieber der Strauß'ſchen Richtung an, und zwiſchen beiden Männern, die ſich in die Jugenderziehung zu theilen hatten, war offener Krieg. Die Frage, die hier ſpielte, hatte alſo eine mehr als locale Bedeutung, und die Behörden wollten offenbar bei dieſem Anlaß für den ganzen Lehrerſtand ein Exempel ſtatuiren. Die Zeugniſſe, welche Sieber damals aus der Mitte der Gemeinde erhielt, enthalten eine ſchöne Rechtfertigung ſeiner pädagogiſchen Thätigkeit in der Gemeinde, aber ſie konnten das über ihn ergangene harte Urtheil nicht ändern, und Sieber ſah ſich aus der Lehrthätigkeit, wenigſtens in ſeinem Heimatskanton, ausgeſchloſſen. Nachdem er eine Zeit lang daran gedacht, Jus zu ſtudiren, hielt ihn doch die Liebe zum Lehrerberuf an dieſem feſt, und er ſuchte zuerſt im Kanton St. Gallen, wo er ein ehrenvolles Examen als Real-(Secundar-)Lehrer beſtund, ſein Glück. Eine Anſtellung in Rorſchach ſcheiterte aber an den Anfeindungen, die von Zürich aus bis dorthin gegen Sieber fortgeſetzt wurden. So blieb er bis zum Frühjahr 1845 ohne Stelle, als der freiſinnige Stadtſchulrath in Murten ihn zum Lehrer der deutſchen Sprache und Litteratur an der dortigen höhern Mädchenſchule ernannte, und allen Machinationen von Zürich entgegen an dem Beſchluß feſthielt. Auch in dieſer Stellung erwarb ſich Sieber die Anerkennung der Bevölkerung und die begeiſterte Hingabe ſeiner Schüler. Allerdings aber lag, wie es ſcheint, das Hauptgewicht ſeiner Bemühungen in Murten auf dem politiſchen Felde. Die Jahre der Freiſchaarenzüge, in denen ſich der Sonderbundskrieg vorbereitete, ſtellten ja damals die confeſſionell-politiſchen Fragen überhaupt in den Vordergrund. Ein von Natur ſo heißblütiger radicaler Politiker mußte an einem Orte, wo die Gegenſätze ſcharf aufeinanderſtießen wie im Kanton Freiburg, ohne Weiteres von der Bewegung fortgeriſſen werden. Als daher Sieber, den jeſuitiſchen Machthabern in Freiburg von Anfang an ein Dorn im Auge, ihnen durch ſeine Theilnahme am Freiſchaarenzug der Murtner nach Freiburg zu Anfang 1847 die erwünſchte Handhabe zum Einſchreiten bot, ward er abgeſetzt und aus dem Kanton verbannt. Die Eroberung Freiburgs durch die eidgenöſſiſchen Truppen und die Einſetzung eines liberalen Regimentes führten Sieber nach Murten zurück, wo er wieder ſeine Lehrſtelle antrat, als Redactor des „Wächter von Murten" aber eine ſo radicale Sprache führte und der neuen Regierung ſo nachdrücklich zum Gemüth führte, man verlange von ihr Thaten, nicht Worte, daß er den neuen Gewalthabern bald ſo unbequem, ja unerträglich fiel wie den alten, daher er zum zweiten Mal, jetzt von den Liberalen, im Frühjahr 1848 aus dem Kanton vertrieben wurde.

Sieber wandte ſich nach Bern, wo er an den Brüdern Snell wohlwollende Gönner fand. Mit ihnen und anderen einflußreichen Eidgenoſſen in

nahem Verkehr, beſchäftigte er ſich eingehend mit der conſequenten Ausgeſtaltung der Bundesverfaſſung, und namentlich von Druey hoffte er, er werde einen Paragraphen zu Gunſten einer eidgenöſſiſchen Volksſchule durchſetzen. Hauptſächlich aber ſuchte er für das Volksſchulweſen in der von ihm redigirten „Bernerzeitung“ zu wirken. Neben der Beſchäftigung, welche ihm dieſe Redaction bot, verwandte er ſeine Zeit dazu, um an der Berner Hochſchule durch Anhörung von ſtaatsrechtlichen, hiſtoriſchen und andern Collegien ſein Wiſſen zu vervollſtändigen.

Natürlich verfolgte Sieber mit beſonderer Aufmerkſamkeit die Verhältniſſe in Zürich, wo ſeit 1845 der Liberalismus wieder obenauf gekommen war, ohne indeſſen ſich zu irgend nennenswerthen Leiſtungen zu ermannen. Sieber ſuchte auch hier auf publiciſtiſchem Wege den Fortſchritt zu fördern und begrüßte die Gelegenheit zur Rückkehr in ſeinen Heimatkanton, als er 1850 durch Vermittlung Grunholzers an die Secundarſchule in Uſter berufen wurde. Der Abſchied von Bern mochte ihm um ſo leichter fallen, als das Jahr 1850 dort eine vollſtändige Reaction gebracht hatte. Ein Opfer derſelben war unter anderem eben auch Grunholzer geworden, der als Seminardirector von Münchenbuchſee vertrieben, nun nach Uſter zog.

Mit der Ueberſiedlung nach Uſter begann für Sieber der zweite nahezu zwanzig Jahre dauernde Abſchnitt ſeiner Wirkſamkeit. Auch hier beſchäftigten ihn neben der Arbeit an der Schule, die ihm Herzensſache war und der er mit ausnehmender Kraft der Anregung oblag, die großen politiſchen und ſocialen Fragen. Sieber hielt ſich um ſo mehr zur Bethätigung auf dieſem Gebiete verpflichtet, als die leitenden Staatsmänner der Fünfzigerjahre, im Bemühen alle Aufregungen und alle Ausſchreitungen des Radicalismus fern zu halten, jenen Fragen gar nicht nahe zu treten wagten. Er bildete zunächſt mit Treichler, Bürkli, Grunholzer, Honegger und anderen den äußerſten linken Flügel der ſocialpolitiſchen Fortſchrittspartei und kam vorübergehend, 1854 bis 1857, in den Kantonsrath, ohne daß ihm indeß hier eine beſondere Wirkſamkeit zugefallen wäre.

Durch die mannigfaltigen Anregungen und Angriffe Siebers, die er nach allen Seiten hin perſönlich und in einer ausgedehnten publiciſtiſchen Thätigkeit ausſtreute, zieht ſich doch immer als Grundgedanke die Sorge für Befeſtigung, Erweiterung und Vervollkommnung des Schulweſens. Nach ſeiner ganzen Natur behandelte Sieber dergleichen Fragen aber nicht in theoretiſcher Allgemeinheit, ſondern immer praktiſch, polemiſch, aggreſſiv. Seine Feder war gefürchtet und mit Recht. Denn Sieber faßte die Dinge gern in ihrer perſönlichen Spitze und war namentlich unverſöhnlich gegen Alles, was ihm von pfäffiſchem Urſprung oder pfäffiſcher Tendenz zu ſein ſchien. Die Bedeutung der religiöſen Fragen war ihm durchaus nicht ver-

Digitized by Google

ſchloſſen, wie er ſich denn auch am Entwurf eines religiöſen Lehrmittels, der in Uſter angeregt wurde, eingehend bethätigte. Ebenſo war er perſönlich gegen ſchulfreundliche Geiſtliche nicht nur ſehr tolerant, ſondern er brachte manchem derſelben eine treue, durch Nichts erſchütterte Freundſchaft entgegen. Ja als einſt einer derſelben wegen ſeiner freiſinnigen Haltung von der Bezirkswahlverſammlung aus der Bezirksſchulpflege entfernt wurde, ließ ihn Sieber durch das Lehrercapitel wieder hineinwählen. Als Journaliſt aber hielt er ſich an den Stand im Ganzen, dem er kein aufrichtiges Wohlwollen für die Schule zutraute, und den er unverholen als die ſchwarze Macht denuncirte. So kam er nicht ohne Grund in den Ruf des ausgeſprochenſten Pfaffenfeindes, und es iſt unverkennbar, daß in dieſem Zuſammenhang ſeine Oppoſition gegen Seminardirector Fries ihren bitteren Stachel erhielt. Als überzeugter und ſtrenger Scherrianer hielt er jede Abweichung von Scherrs Syſtem für eine Abweichung von der wahren Pädagogik ſelbſt, und rührten die Vorſchläge von geiſtlicher Seite her, ſo war es ihm vollends unmöglich, ſie blos ſachlich zu behandeln. Dieſe Haltung Siebers gab ihm denn auch in den Schulkämpfen der Sechzigerjahre ſeine beſtimmte Stellung in der zürcheriſchen Lehrerſchaft. Er ward das anerkannte Haupt der Scherrianer, die ſich der in Fries verkörperten officiellen Pädagogik geſchloſſen gegenüberſtellten und ſie unerbittlich bekämpften. Die Zürcher-Schulſynode wußte er theils als einfaches Mitglied, theils als Referent, theils als Präſident (1860 und 1861), ſtets in Athem zu erhalten. Mit dem Jahr 1865 gründete ſich Sieber unter dem Namen des „Unabhängigen“ ein eigenes Journal, das politiſchen, ſocialen, wiſſenſchaftlichen und litterariſchen Fragen als Sprechſaal diente, in erſter Linie aber doch immer alle dieſe Fragen in ihrer Bedeutung für die Schule behandelte. Im Verein mit einer Reihe hervorragender Freunde, die alle vom lebhafteſten Intereſſe für den Fortſchritt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, namentlich auch für den Fortſchritt im Volksſchulweſen beſeelt waren, bildete Sieber in Uſter einen Mittelpunkt des ſich allmälig im ganzen Kanton vorbereitenden politiſchen Umſchwunges.

So nahte die Bewegung von 1867, und Sieber, der derſelben ſo entſchieden vorgearbeitet, war nun auch berufen, an derſelben kräftigen, perſönlichen Antheil zu nehmen. An der Landsgemeinde in Uſter am 15. Dezember 1867 trat er als Redner auf und verlangte nachdrücklich eine gründliche Reorganiſation des ganzen Schulweſens. Im Verfaſſungsrath ſodann und in der vorberathenden 35er Commiſſion desſelben hatte er Gelegenheit, für ſeine Gedanken an maßgebender Stelle einzutreten, und er erwarb ſich durch die Ueberzeugtheit, aber auch die Ruhe und Klarheit, mit der er dies that, die Achtung der Verſammlung und die Anerkennung manches Gegners. So lag es denn nach Abſchluß des Reviſionswerkes und Sanctionirung des-

ſelben durch das Volk in der damaligen Situation, und war zum Voraus längſt unter den Parteigenoſſen ausgemacht worden, daß Sieber bei der demokratiſchen Neubeſtellung der zürcheriſchen Regierung in dieſelbe eintreten und das Erziehungsdepartement übernehmen ſolle. Es darf auch geſagt werden, daß ein Wechſel der Beſchäftigung und die berufsmäßige, nicht mehr blos beiläufige Beſchäftigung mit der Politik ſeinem Naturell durchaus entſprach. Dennoch hatte Sieber, als er im Frühjahr 1869 die neue Stelle antrat, das Gefühl, daß er ſeinen eigentlichen Beruf verlaſſe, und nur die beſtimmte Ausſicht, geſetzgeberiſch einen großen Fortſchritt im Schulweſen bewirken zu können, alſo, wenn auch in anderer Stellung, ſeiner Lebensaufgabe treu zu bleiben, ermöglichte es ihm, den Schuldienſt zu verlaſſen.

Als Erziehungsdirector nun arbeitete Sieber jenes Unterrichtsgeſetz aus, um deſſentwillen er, wenn auch das Geſetz bloßer Entwurf blieb, ſeinen Platz in der Geſchichte des ſchweizeriſchen Schulweſens einnimmt. Die Einleitungen dazu wurden auf breiteſter demokratiſcher Grundlage getroffen, indem Sieber alle Schulbehörden, Corporationen und Bürger aufforderte, ihre Wünſche und Anſichten über die Materie kund zu geben, zu welchem Zweck ein Schema von 42 Fragen über den ganzen Kanton verbreitet wurde. Das neue Verfahren fand Anklang und weckte in den weiteſten Kreiſen großes Intereſſe für die Sache. Aber anderſeits waren dadurch auf beinahe allen Punkten Kundgebungen veranlaßt worden, die einander direct widerſprachen und die unmöglich alle zugleich berückſichtigt werden konnten. So mußte das Geſetz von vorneherein auf einer Reihe von Punkten Enttäuſchungen bringen, und auf Unzufriedenheit, wo nicht auf Widerſtand ſtoßen. Anderſeits erforderte die Sichtung und Durcharbeitung des umfänglichen eingelaufenen Materials längere Zeit, als für die Sache wünſchbar war. Die Begeiſterung der Reviſionszeit hatte ſich ſchon merklich gelegt, als das Geſetz endlich im October 1871 dem Kantonsrath zur Berathung und im Frühling 1872 dem Volke zur Abſtimmung vorgelegt wurde. Die weſentlichen Punkte des Entwurfes waren folgende: Die Alltagsſchule umfaßt neun Jahrescurſe, d. h. die bis dahin nur an zwei wöchentlichen Vormittagen für das ſiebente, achte und neunte Schuljahr angeſetzte Ergänzungsſchule wird in die Alltagsſchule hineingezogen, der Beſuch der Secundarſchule wird weſentlich erleichtert, und an beide Stufen ſchließt ſich als Ueberleitung zum praktiſchen Leben die Civilſchule an, welche in einigen wöchentlichen Stunden die Jugend vom zurückgelegten fünfzehnten Jahr bis zum Alter der Volljährigkeit aufnimmt. Durch Schaffung von Realgymnaſien in verſchiedenen Landestheilen ſollte das Mittelſchulweſen gehoben und zugleich der Uebergang an die höheren wiſſenſchaftlichen Anſtalten erleichtert werden. Zugleich ſollten an dieſen Realgymnaſien auch die Lehrer,

gitized by Googl

und zwar alle, nicht nur die Secundar-, ſondern auch die Primarlehrer ihre Vorbereitung finden, d. h. ſie ſollten, anſtatt wie bisher am Seminar einen eigenen geſchloſſenen Bildungsgang durchzumachen, gemeinſam mit allen andern Jünglingen, die eine weitere Ausbildung ſuchten, in die Wiſſenſchaften eingeführt werden, um dann an der Hochſchule neben den künftigen Gelehrten den Abſchluß ihrer Studien und die ſpecielle Einführung in die Pädagogik zu erhalten. Entſprechend dieſer erweiterten und vertieften Ausbildung ſollte denn auch die ökonomiſche und damit die ſociale Stellung der Lehrer gehoben, und der Zutritt zum Lehramt dem weiblichen Geſchlechte ganz auf demſelben Fuße wie dem männlichen, mit denſelben Anforderungen, denſelben Rechten und derſelben ökonomiſchen Stellung, eröffnet werden. Der Entwurf erlitt in den ungemein gründlichen Berathungen des Kantonsrathes auf keinem Hauptpunkte eine Veränderung oder Abſchwächung und wurde, nachdem man bezüglich der Fragen über die Dauer der Alltagsſchule und über die Lehrerbildung Seperatabſtimmung angeordnet, vom Kantonsrath einmüthig dem Volke zur Annahme empfohlen. Und jetzt begann, um dem Geſetz auch beim Volke die Wege zu bahnen, eine umfaſſende und erhebende Thätigkeit aller Freunde des Entwurfes. Monate lang wurden durchs ganze Land Verſammlungen zur Beleuchtung und Beſprechung des Geſetzes abgehalten. Die Mitglieder der Regierung, des Erziehungsrathes und des Kantonsrathes ſtellten ſich überall zu dieſem Zwecke zur Verfügung, und wol niemals iſt eine Geſetzesvorlage ſo umfaſſend und eindringlich vor dem Volke erörtert worden als hier geſchah. Es machte ſich auch in den Discuſſionsverſammlungen den beredten Ausführungen der Referenten gegenüber meiſt keine Oppoſition geltend. Dies und das einſtimmige empfehlende Votum des Kantonsrathes erweckten bei den Freunden des Geſetzes die Hoffnung, dasſelbe werde, wenn nicht durchdringen, ſo doch eine ſolche Menge von Stimmen auf ſich vereinigen, daß ihm für künftig der Boden im Weſentlichen geebnet ſei. Dieſe Hoffnung ward aber ſchmerzlich getäuſcht, indem nicht nur die beiden Separatpunkte, ſondern auch das ganze Geſetz mit ganz unerwartet ſtarkem Mehr verworfen wurde. So fiel der Entwurf, „ein trefflich durchdachter, in ſich geſchloſſener, in allen Theilen harmonirender Organismus, deſſen Durchführung den Kanton Zürich in Bezug auf das Schulweſen in die erſte Linie geſtellt hätte“. Es war das die erſte Volksabſtimmung von größerer Bedeutung in der neuen demokratiſchen Aera Zürichs, und bei den unmittelbar darauf ſtattfindenden Erneuerungswahlen des Regierungsrathes gab die ſogenannte liberale Partei, die im Kantonsrathe für das Geſetz geſtimmt hatte, die Parole aus, nach der Verurtheilung des Geſetzes durch das Volk müſſe auch deſſen Urheber aus der Regierung entfernt werden — eine Logik, welche auch wirklich in der Abſtimmung durchſchlug.

Digitized by Google

Im September des gleichen Jahres 1872 aber gelangte Sieber bei der Ersatzwahl für den in den Bundesrath berufenen Oberst Scherrer wieder in den Regierungsrath und übernahm von Neuem das Erziehungsdepartement und damit die Aufgabe, von dem verworfenen Schulgesetz die dringendsten Punkte als Specialvorlagen umzuarbeiten und dem Volksentscheid vorzulegen. Er hatte die Genugthuung, das Gesetz über die Besoldung der Volksschullehrer, das diesen für die von der Verfassung aufgehobene Lebenslänglichkeit einen ökonomischen Ersatz bot, und dasjenige über die Unentgeltlichkeit des Secundarschulbesuches mit erfreulichem Mehr vom Volke angenommen zu sehen. Ebenso trat in Winterthur durch die vereinten Bemühungen Siebers und einer Anzahl intelligenter Männer daselbst das Technikum als kantonale Stiftung ins Leben. Andere Vorlagen dagegen, namentlich diejenige über die Realgymnasien, blieben schon beim Kantonsrath hängen.

Neben diesen gesetzgeberischen Arbeiten aber wandte Sieber seine Energie auch auf die bestmögliche Ausgestaltung des Vorhandenen. Für die Primar- und die Secundarschule wurde ein Schulinspector bestellt und wurden eine Menge neuer Lehrmittel geschaffen. Hier nun zeigte sich Sieber von den Scherr'schen Ueberlieferungen völlig unabhängig, und brachte auf einem lange verwahrlosten Gebiete an die Stelle des althergebrachten Schlendrians frisches Leben und wissenschaftliche Vertiefung. Der Lehrerschaft behagten die neuen Schulbücher, welche viel höhere Ansprüche an die Lehrer wie an die Schüler stellten, nicht durchweg; aber es genügt, an die Wettstein'schen Lehrmittel zu erinnern, um die Bedeutung der neuen Richtung und die Anerkennung, welche sie weit über die Grenzen des Kantons hinaus fand, festzustellen. Daneben sollte der Zeichnungsunterricht reorganisirt, mit der Schulhygiene Ernst gemacht, die Lehrerbildung durch Vorträge, durch Uebungscurse und durch Heranziehung der Lehrkräfte der Hochschule gefördert werden. Zugleich ward die bisherige Bibliothek der kantonalen Lehranstalten zur Kantonalbibliothek umgewandelt, d. h. allem Volke zugänglich gemacht, und derselben endlich, nach vierzig Jahren! eine anständige Aufstellung verschafft.

Gemäß seiner ganzen Natur waren Siebers Blicke unablässig auf das Ganze gerichtet, und je niederschlagender das Schicksal des dem zürcherischen Volke vorgelegten Unterrichtsgesetzes gewesen war, um so eifriger beschäftigte ihn der Gedanke eines eidgenössischen Schulgesetzes. Er war überzeugt, in Artikel 27 der neuen Bundesverfassung sei diese Forderung enthalten, und während er einerseits am schweizerischen Lehrertag in Winterthur 1874 die Grundlinien eines solchen Gesetzes zog, war er anderseits bemüht, durch Concordate verschiedener Kantone über gemeinsame Lehrmittel der eidgenössischen Volksschule die Wege zu ebnen. Er mußte freilich gerade hiebei die Erfahrung machen, wie groß die Schwierigkeiten auf diesem Wege waren, und wie wohl-

Digitized by Google

gethan es ſei, mit aller Energie zunächſt im eigenen Kanton für die beſtmöglichen Lehrmittel zu ſorgen.

Bei der Erneuerungswahl der Regierung im Frühjahr 1875 ward zwar Sieber wieder gewählt, aber nach einer Vorſchrift der Verfaſſung durfte er nicht zum dritten Mal dasſelbe Departement übernehmen. Er wurde daher zuerſt Chef des Sanitätsweſens und nachher des Departements des Innern, in welch letzterer Stellung er bis zu ſeinem Tod verblieb. Dieſer erfolgte, nachdem Sieber das ganze Jahr 1877 hindurch leidend geweſen, zuletzt an der Iſchias ſchwer erkrankt war, unter mancherlei ſchmerzhaften Complicationen den 22. Januar 1878.

War es Sieber nicht vergönnt, ſeine Beſtrebungen in einem großen Werke vereinigt und auf lange Zeit geſichert zu hinterlaſſen, ſo liegt doch in dem mächtigen Impuls, den er dem zürcheriſchen Schulweſen gegeben und in den Perſpectiven, welche ſein Schulgeſetz eröffnete, ſeine volle Legitimation als hervorragender Pädagoge. Die Geſinnungsgenoſſen unter ſeinen Collegen, Altersgenoſſen und Jüngere, hatten die tiefe Ueberzeugung, daß Sieber auf dem Gebiete der Volksſchule zum Führer und Bahnbrecher berufen ſei. In den Kreiſen der Hochſchule, wo man dem vom Dorfſchulmeiſter emporgeſtiegenen Erziehungsdirector zum Theil mit Spott, zum Theil mit Furcht (jetzt breche das Böotiſche Zeitalter an, der Wiſſenſchaft werde der Krieg erklärt werden u. dergl.) entgegenſah, wußte er ſich bald die hohe Achtung aller Unbefangenen, von einzelnen Seiten ſogar laute und rückhaltloſe Anerkennung zu erwerben. Die erbitterte Oppoſition, welche er auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Wirkſamkeit traf, und die auch mithalf, ſein Lebenswerk, das Schulgeſetz, zu Fall zu bringen, galt in erſter Linie nicht dem Schulmann, ſondern dem radicalen und rückſichtsloſen Politiker, dem auf ſociale Umgeſtaltung unentwegt hindrängenden demokratiſchen Pionier. Aber gerade in der Verbindung der pädagogiſchen Beſtrebungen mit den großen politiſchen und ſocialen Reformen liegt Siebers Bedeutung, die vom Volke inſtinctiv herausgefunden, von ſeinen Freunden, darunter Männern der Wiſſenſchaft, klar erkannt und laut betont wurde.

Siebers Perſönlichkeit zeigte die ſcharfen und vielfach harten Umriſſe des Volkstribunen. Alles fiel ihm unter einfache große Geſichtspunkte und Gegenſätze. Wenn ſich nun freilich die Mannigfaltigkeit des Lebens weder im Materiellen, noch im Intellectuellen, noch im Moraliſchen unter ſo einfache Kategorien bringen läßt, ſo lag für Sieber doch in dieſer Einfachheit der Auffaſſung die volle und einzige Wahrheit, und die daraus entſpringende Einfachheit und Energie der Darſtellung iſt der Grund ſeiner ungemeinen perſönlichen Erfolge als Verkündiger und Verfechter neuer Gedanken. Daß er von ſeinen Idealen im Innerſten überzeugt war, hat ihm auch der heftigſte

zed by Google

Gegner niemals abgestritten, und wie er sie im Unterricht, im persönlichen Umgang und in der Volksrede seinen Zuhörern begeistert vorzuführen und sie mit sich fortzureißen verstund, das konnte nur Sache einer großangelegten und urkräftigen, voraus aber einer durch und durch wahrhaften Natur sein.

S. Vögelin.

Die Nachfolger Scherrs in der Direction des zürcherischen Lehrerseminars.

(Bruch, Zollinger, Fries.)

Nach Scherrs Beseitigung wählten die aus der Septemberbewegung des Jahres 1839 hervorgegangenen Erziehungsbehörden im Jahr 1840 für die unter diesen Verhältnissen äußerst schwierige Vertrauensstellung des Seminardirectors Dr. Joh. Heinr. Bruch von Wädensweil (1801—1855).

Bruch war ein tüchtiger Schulmann von nicht gewöhnlicher pädagogischer Bildung, die er sich durch den Besuch deutscher Universitäten erworben. Zunächst in Glarus, dann seit 1829 in Lausanne, hatte er sich mit zwei Schwägern Isler erzieherisch bethätigt und mit diesen zusammen eine Knabenerziehungsanstalt begründet, die sich eines guten Rufes erfreute und unter deren Schülern wir Männer finden, die nachher im politischen Leben der Eidgenossenschaft eine bedeutende Stellung eingenommen haben. Seiner religiösen Richtung nach gehörte er den Anschauungen des positiven Christenthums an, und hatte denselben sowol in der „Darlegung der unsere Erziehungsbestrebungen leitenden Grundsätze und der veränderten Einrichtung unserer Anstalt. Von Gebrüder Isler und Bruch" (Biel 1836), als in einer 1840 dem hohen Erziehungsrath des Kantons Zürich gewidmeten Broschüre „das Christenthum als organisches Princip aller Menschenbildung" Ausdruck gegeben. Wer diese Schriften unbefangen liest, wird sich auch bei abweichenden Ueberzeugungen sagen, daß absolut sachliche Erörterung, ideale Auffassung und Fernhaltung ungesunder und intoleranter Frömmelei uns in wohlthuender Weise aus denselben entgegentritt; sein Glaube war ihm nicht Parteimeinung, sondern das Mittel, daß „die Schule eine wahre Pflanzschule echter Menschenkraft, ungeheuchelter Menschentugend und nie erlöschender Menschenliebe" werde. Bruch besaß also offenbar eine Reihe von Eigenschaften, die, wenn einmal die positiv-christliche Richtung zur Leitung des Seminars gelangen sollte, einer fruchtbringenden Thätigkeit zu Gute kamen: er hatte theoretische

Digitized by Google

Bildung und langjährige Erfahrung, war Kantonsangehöriger, hatte den kantonalen Parteikämpfen ferne geſtanden, war eine verſöhnliche und aufbauende Natur und kein Ueberläufer.

Aber gerade weil er in tieferregter Parteiung kein Parteikämpfer war, iſt ſeine Stellung von vorne herein eine unglückliche geweſen. Die Unterdrückung der Rechte der Schulſynode, die natürliche Feindſchaft, die die Anhänglichkeit an den vertriebenen Meiſter jedem entgegenbringen mußte, der ſich an ſeine Stelle geſetzt, machten eine Vermittlung der Gegenſätze unmöglich. Die Antipathie der Lehrerſchaft gegen den neuen Director wirkte auch auf das Verhältniß zu den Zöglingen, und dies um ſo mehr, als nun mit der Direction die ſchon in gewöhnlichen Zeiten ſchwierige Convictführung verbunden war (Bruch ſelbſt hatte die Einführung des Convictes befürwortet); Mißverſtändniſſe und Mißtrauen boten ſich die Hand, die neue Seminarleitung in ſchlimmem Lichte erſcheinen zu laſſen; was in den Verhältniſſen Schiefes lag, ward dem Director ins Schuldbuch geſchrieben. Es darf conſtatirt werden, daß Bruch hier vielfach und ſchwer Unrecht geſchehen iſt und daß unter einigermaßen normalen Verhältniſſen Manches anders gekommen wäre. „Bruch“, ſagt ein Schüler des Seminars aus jener Zeit, „war viel beſſer als ſein Ruf je geweſen. Sein gutes Streben wurde durch die Wogen der Parteizeit vielfach gehemmt. Vorher vortrefflicher Director an einer Privatanſtalt: wie konnte er in der umſtrittenſten öffentlichen Anſtalt des Kantons Zürich, deren Zöglinge mit in den Streit hineingezogen waren, alsbald Boden gewinnen? Als Bruch drei Jahre ſpäter nur noch ſolche Zöglinge um ſich hatte, die unter keinem andern Regiment geſtanden, gewannen ihn die meiſten lieb, nicht weil er ſie ſich andreſſirt hatte, ſondern weil er ihnen, unter nunmehr normalen Verhältniſſen, viel mehr Vertrauen ſchenkte als dies früher der Fall ſein konnte. Aber nun war Bruch ein körperlich ſchon halb gebrochener Mann. Um ſo eher ſank er mit der Septemberherrſchaft, der er indeß ſeinem ganzen Weſen nach nie recht hatte dienen können[1].“ Auch andere Kundgebungen ſeiner ehemaligen Schüler zeigen unzweideutig, daß die herzliche Gutmüthigkeit Bruchs den Zöglingen im Verkehr und Unterricht zum Bewußtſein kam und ihm ein dankbares Andenken bei ihnen bewahrt hat.

Als im Jahr 1845 die liberale Richtung wieder die Oberhand gewann, erſchien auch ein Wechſel in der Seminardirection unausbleiblich und Bruch trat 1846 von derſelben zurück. Er zog in die Nähe von Zürich und gründete hier ein Töchterpenſionat, das ihn, von ſeiner Wittwe und ſeinen Töchtern geleitet, mehrere Jahre überlebte. Er ſelbſt ſtarb, ein früh gealterter Mann, am 27. April 1855.

---

[1] Pädagogiſcher Beobachter 1880, Nr. 48.

Digitized by Google

Nach zweijährigem Interregnum ward die Seminardirection an Heinrich Zollinger, einen feurigen und hochbegabten Schüler Scherrs, übertragen. Zollinger, 1818 in Feuerthalen geboren, hatte 1835—1837 sich im Seminar zu Küßnach zum Secundarlehrer ausgebildet, war dann 1841 nach anderthalbjährigem Aufenthalte in Genf und nach mehrfach wechselndem Schuldienst (1839 als Stellvertreter des Seminardirectors in Küßnach, dann als Secundarlehrer in Horgen und Herzogenbuchsee), auf des berühmten Naturforschers de Candolle Einladung nach Java gegangen und hatte sich dort namentlich für Erweiterung der Kenntniß der ostasiatischen Pflanzenwelt eine ungemein fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Die Berufung an die Seminardirectorstelle in Küßnach brachte ihn in die Heimat zurück. Mit Entschiedenheit lehnte er gleich nach seiner Ankunft die Führung des Convictes ab; er wolle nicht Lehrer und „Kosthalter" in einer Person sein. Zollingers Unterricht war nach Aussage der Zeugnisse seiner Schüler packend, begeisternd; die unbedingte Geradheit seines Charakters versöhnte mit manchen Schwächen seines Privatlebens. Aber auch Zollinger fand vielfach Dornen in seiner amtlichen Stellung und nahm 1855 seine Demission, kehrte nach Java zurück und starb daselbst am 19. Mai 1859. Pädagogische Schriften hat Zollinger unsers Wissens nicht veröffentlicht, außer daß er gemeinschaftlich mit Grunholzer die „Schweizerische Schulzeitung" herausgab; seine Bedeutung liegt namentlich auf dem wissenschaftlichen Gebiete; in der Naturforschung hat er sich große und bleibende Verdienste erworben. Im Frühjahr 1860 verband die zürcherische Schulsynode eine Gedächtnißfeier an den Dahingegangenen mit der Einweihung seines Denkmals im botanischen Garten in Zürich.

Zollingers Rücktritt führte wiederum eine einjährige wechselvolle Wahlcampagne um die Seminardirectorstelle herbei. Es handelte sich dabei in der Hauptsache um Grunholzer, den vertriebenen Schulmann, und um David Fries, Diakon am St. Peter in Zürich, zwischenein kam auch Rebsamen in Kreuzlingen in die Wahl, derselbe lehnte aber ab. Gegen die Ansicht der Erziehungsdirection (zuerst Dr. Escher, dann Dubs), entschied sich der Erziehungsrath am 13. August 1856 für Fries, der mit Ostern 1857 die Stelle antrat und mit derselben die Führung des Convictes aufs Neue verband.

David Fries von Zürich, geboren 1818, hatte Theologie studiert und in Berlin sich neben der Fortsetzung seiner theologischen Studien eingehend mit Hegel'scher Philosophie beschäftigt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat erlangte er wegen seiner freisinnigen Anschauungen nur mit großen Schwierigkeiten den Zutritt zum Kirchendienst; bald verband er mit seiner Thätigkeit als Geistlicher und theologischer Schriftsteller (mit Biedermann führte er 1846—1850 die Redaction der „Kirche der Gegenwart") auch eine solche für die Schule, als Turnlehrer, später als Lehrer der Philosophie am

gitized by Googl

Gymnaſium, ſeit 1848 als Mitglied des Erziehungsrathes. In dieſer letztern Stellung trat er kurz nach ſeinem Eintritt in dieſe Behörde mit vier Geſinnungsgenoſſen aufs lebhafteſte für die Wiederwahl Scherrs in die ſeit Bruchs Abgang nur proviſoriſch beſetzte Seminardirectorſtelle ein. Die zürcheriſche Lehrerſchaft anerkannte dieſes muthige Einſtehen dadurch, daß ſie Fries auf die regelmäßige Amtsdauer von zwei Jahren das Präſidium der Schulſynode übertrug. So mochte denn Fries, als nach Zollingers Demiſſion aufs Neue das Seminar verwaist war, als die geeignete Perſönlichkeit für die Direction Manchem erſcheinen, der in Grunholzers Wahl eine zu große Conceſſion an die radicale Richtung in der Lehrerſchaft erblickte und Fries nahm die Wahl an, völlig überzeugt, daß er nun die Stelle gefunden habe, für die ſeine Individualität geeignet ſei.

Eine ungewöhnlich hohe Bildung und geiſtige Schärfe, uneigennütziger Sinn, redlichſter Wille, eine große Arbeitskraft und ein viel beneidetes Organiſationstalent haben Fries nicht vor einem ähnlichen tragiſchen Schickſale beſchützt, wie dasjenige war, dem Bruch unterlegen. Hatte dieſem ſeine religiöſe Richtung und die Gunſt des Septemberregimentes die Erfolge ſeines Wirkens verkümmert, ſo begegnete das Wirken von Fries von vorne herein nachhaltiger Oppoſition, weil derſelbe von Außen und Oben her an ſeine Stelle geſetzt worden, nicht aus dem Lehrerſtand hervorgegangen war und darum niemals völlig mit dem Lehrerſtande verwuchs; und wenn ſeine Lehrthätigkeit ſich allgemeine Achtung erwarb, wenn namentlich auf Schulreiſen auch die Gemüther der Zöglinge ſich ihm aufſchloſſen, ſo machte mit der Rückkehr der Convict wieder ſeine Rechte geltend und die Stimmung des Alltagslebens hemmte die Entwicklung der zarten Keime perſönlicher Anhänglichkeit.

Der Sturz ſeiner politiſchen Freunde durch die Reviſionsbewegung des Jahres 1868 iſolierte Fries um ſo mehr, als die Stelle eines Seminardirectors immer zugleich als eine Art politiſcher Vertrauensſtellung betrachtet worden war. Im Juni 1872 traf ihn ein ſchlagähnlicher Anfall, der die Sehkraft des einen Auges ſchwächte. Er erholte ſich, von dieſem bleibenden Schaden abgeſehen, anſcheinend wieder; aber mit Anfang des Schuljahres 1875/76 entwickelte ſich ſehr raſch eine Herzkrankheit, welche die Hoffnung auf völlige Wiedergeneſung bald verſchwinden ließ. Die ſchweren Leiden ſeiner Krankheit ertrug er mit männlichem Muth. Nach einem Tag anſcheinender Beſſerung entſchlummerte er für immer, ohne daß ſelbſt Anweſende den Augenblick des Todes wahrnahmen, in den letzten Stunden des 4. Auguſt 1875.

Fries hat bei der Ausarbeitung des zürcheriſchen Schulgeſetzes von 1859 kräftig mitgeholfen; im Anſchluß an die in dieſem zur Geltung gekommenen Ideen veröffentlichte er 1863 ſeine vielangefochtene Broſchüre: „Der Sprach-

unterricht der zürcherischen Elementarschule nach dem alten und neuen Lehrplan". Von ihm stammt auch der „Commissionalbericht an die Gemeinnützige Gesellschaft des Bezirkes Meilen über die Handwerks- und Gewerbeschulen" (Stäfa 1864), der sehr beherzigenswerthe Erfahrungen und Winke enthält. Ebenso bieten die Verhandlungen der kantonalen gemeinnützigen Gesellschaft, deren Präsident er 1867—1874 war, mehrfache pädagogische Arbeiten und Anregungen aus seiner Feder: 1857 „Referat über den Zustand des Schullehrerseminars des Kantons Zürich", 1867: „einige Gedanken über die Weiterführung der Schulfrage". 1861 war Fries Präsident des schweizerischen Lehrertages in Zürich und hielt hier sein eingehendes „Referat über die Möglichkeit oder Wünschbarkeit irgend welcher Centralisation des schweizerischen Schulwesens". O. St.

Gerold Eberhard.

1824—1880.

[Quellen: Eberhards Schriften. — Persönliche Erinnerungen und Familienmittheilungen.]

Gerold Eberhard wurde geboren den 20. März 1824 in dem stattlichen Bauerndorfe Kloten. Sein Vater war ein geschickter Meister im Schlosserhandwerk. Mit Mai 1830 trat Gerold in die Primarschule seines Heimatdorfes und im Alter von 12 Jahren in die höhere Volksschule oder Secundarschule zu Bassersdorf ein. Diese kurze Zeit vorher eröffnete Schule stand unter der Leitung des sehr begabten jungen Scherrianers Lauser, nachmaligen Statthalters des Bezirkes Bülach. Nach dreijährigem, erfolgreichem Besuch der genannten Schule ließ sich Eberhard als Zögling ins Schullehrerseminar zu Küßnach am Zürichsee aufnehmen. Sein zarter Körperbau eignete sich weder für die Ausübung des väterlichen Handwerks, noch für die Feldarbeit, wol aber ließen seine schönen Geistesgaben und sein sanfter Charakter hoffen, daß er für den Beruf eines Lehrers und Erziehers sehr tauglich werden dürfte.

Seine Seminar-Studienzeit begann im Mai des Jahres 1839, als der Director Scherr des herannahenden Septembersturmes wegen Urlaub nahm und die Leitung des Seminars seinem Stellvertreter Dr. Friedrich Haupt überließ. Neben dem Religionsunterricht übernahm dieser Hauptlehrer auch den Unterricht im Deutschen, den Scherr früher immer ertheilt hatte. Dieser Personenwechsel im Lehrfach der deutschen Sprache sollte für unsern Gerold

Digitized by Google

sehr wichtige Folgen haben; denn Dr. Haupt huldigte als Kenner der alten Sprachen dem vergleichenden Sprachunterricht nach Humboldt und Grimm; indeß Scherr sich streng an die logische Sprachbetrachtung Ferdinand Beckers gehalten hatte. Da Dr. Haupt es nicht daran fehlen ließ, die Vorzüge der historischen Grammatik vor der philosophischen hervorzuheben und gelegentlich auch die Blößen aufzudecken, die sich Scherr in seiner Schulgrammatik gegeben hatte, so mußte nothwendig bei einem so intelligenten und feinfühlenden Schüler, wie Eberhard es war, damals schon die Neigung erwachen, Scherrs Leistungen mehr zu kritisiren als blindlings zu bewundern.

Wie damals der 15jährige hagere Jüngling die größten seiner Klassengenossen um eines Hauptes Länge überragte, so übertraf er sie auch nach dem Urtheile der Lehrer des Deutschen und des Französischen an Schärfe der Auffassung und an Gründlichkeit der Verarbeitung des Unterrichtsstoffes. Ein eminentes Gedächtniß machte es ihm auch leicht, die Daten des realistischen Unterrichtes gut zu behalten.

Nach damaliger Einrichtung hatte das Seminar für Ausbildung von Primarlehrern nur zwei Jahrescurse. So trat denn Eberhard schon mit Mai 1841 aus dem Seminar, um, mit dem Patent eines „sehr fähigen" Primarlehrers versehen, auf der kleinen Schule Aesch-Neftenbach die ersten Proben seiner Unterrichtskunst abzulegen. Sie konnten noch nicht glänzend ausfallen, denn mit dem Seminar war damals noch keine „Uebungsschule" verbunden. Aber er mußte nicht lange tasten, um den richtigen Weg zu finden; denn er war ein geborner Lehrer, ein „Lehrer von Gottes Gnaden", wie der Stadtschulpräsident P. Hirzel an Eberhards Grabe treffend von ihm sagte.

Seines Bleibens konnte aber in dem kleinen Bergdörfchen nicht sein, denn Eberhard fühlte zu sehr, daß ihm noch gar Vieles fehle im Wissen und Können. Gerne folgte er deshalb einem Rufe nach Lausanne, um als einziger Lehrer die Leitung der dortigen deutschen Schule zu übernehmen. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Treue pflegte er diese zahlreiche Sechsclassenschule und drückte ihr bald das Gepräge seines eigenen Wesens auf: Gediegenheit nach allen Richtungen. Die vier Jahre seiner Lehrthätigkeit an der genannten Schule, die schon in sprachlicher Beziehung eigenthümliche Schwierigkeiten darbot, verschaffte ihm eine gründliche und detaillirte Kenntniß der Scherr'schen Schulbücher und legte den Grund zu seiner spätern Meisterschaft im Methodisiren des Unterrichtsstoffes.

Seine freie Zeit benützte er aufs Beste zu seiner Weiterbildung im Französischen, Englischen und im Latein; auch das Clavierspiel wurde in Angriff genommen. Vorlesungen an der Akademie (Monnard über Geschichte, Vinet über französische Litteratur ꝛc.) gaben seinem wißbegierigen Geiste reich-

igitized by Google

liche Nahrung, und der tägliche Verkehr mit Herrn Curtat, alt Pfarrer und Secretär der Akademie, bei dem er Koſt und Logis hatte, ſowie häufige Beſuche gebildeter Geſellſchaft machten ihn allmälig der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig.

Als der Verfaſſer dieſer Zeilen, der das Glück hatte, mit Eberhard in Lauſanne einen innigen Freundſchaftsbund zu ſchließen, an den Zürichſee zurückgekehrt war, wurde der in Lauſanne ſich einſam Fühlende bald von Heimweh ergriffen; denn er ſchrieb im Mai 1845: „Ja, Freund! Die Heimat vergißt ſich nicht leicht, am wenigſten, wenn ſie der Kanton Zürich iſt. Man führt bei Allem ein ödes, leeres Leben fern vom väterlichen Hauſe, fern von Eltern, Geſchwiſtern, Freunden, umgeben von Menſchen fremder Zunge. Das Familienleben knüpft die zarteſten Bande, macht Einen aus einem ungehobelten, ungeſelligen Wilden zum Menſchen. Und eben dieſes Familienleben iſts, was man in der Fremde meiſt entbehrt. Ich bin hier bei Herrn Curtat ſo gut aufgehoben, als ich es irgend von ihm wünſchen könnte. Er iſt der freundlichſte, zuvorkommendſte Mann, den ich mir denken kann, iſt eigentlich immer väterlich für mich beſorgt — und doch erſetzt das Alles die Heimat, die Familie nicht. Nach zwei bis drei Jahren werde ich auch wieder ſchauen, ob mich der Kanton Zürich brauchen kann. Bis dahin heißt's noch: Tüchtig gearbeitet!"

Ja wohl, Zürich konnte dieſen gemüthreichen und ſtrebſamen Mann brauchen. Am 1. Oktober 1846 kann Eberhard ſeinem Freunde melden: „Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Dir hiemit anzuzeigen, daß ich bald wieder Zürcher werde und zwar Zürcher im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Letzten Freitag wurde ich vom Stadtſchulrath und Stadtrath einer ehrbaren Stadt Zürich zum Lehrer der deutſchen Sprache an den beiden obern Claſſen der Mädchenſchule in Zürich gewählt."

Der Stadtſchulrath hatte es nie zu bereuen, daß er, entgegen früherm Uſus, nicht einen alt Pfarrer und Burger, ſondern einen 22jährigen Jüngling vom Lande gewählt hatte.

Im Jahr 1853 verheiratete er ſich mit Luiſe Lauſer, die er ſchon in Lauſanne kennen und achten gelernt hatte. Ihrer Ehe entſproßen ſechs Kinder (ein Sohn und fünf Töchter), auf deren allſeitige Ausbildung beide Eltern die größte Sorgfalt verwendeten. So gewiſſenhaft als Lehrer und ſo liebevoll beſorgt als Vater, ebenſo theilnehmend am Wohle des Vaterlandes iſt Eberhard ſtets als Bürger geweſen. Als im Jahr 1856 ein Krieg zwiſchen der Schweiz und Preußen auszubrechen drohte, ſchrieb er am Weihnachtstage: „Es iſt ein ſchneidender Mißton, wenn zu dem Gruße aus der Höhe: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen! die Kanonen durch die Straßen raſſeln und die Trommeln wirbeln.

Digitized by Google

Wenn auch die heutigen Berichte nicht gerade beunruhigender ſind als die geſtrigen, ſo iſt doch faſt mehr als wahrſcheinlich, daß das Vaterland einer ſchweren Prüfung entgegengeht. Meine Hoffnung ruht auf Gott, der uns bisher immer noch durch die brauſenden Wogen hindurch geleitet hat und auf der herzerhebenden Einigkeit, die ſich im ganzen Vaterlande kundgiebt. Mein Bruder Auguſt iſt dieſen Morgen mit der Batterie Nro. 10 bereits abmarſchirt, und ich hoffe, daß ſie im Falle der Noth ſich des Schweizernamens würdig erweiſen werden. Möchte das Aeußerſte noch abgewendet und dem Vaterland der Friede, den es zur Erſtellung ſo mancher Schöpfung brauchen könnte, erhalten werden! Wenn's aber gar nicht ſein kann, ſo möge die Schweiz zeigen, daß ſie, wenn auch vielleicht gegen erdrückende Uebermacht nicht zu ſiegen, doch mit Ehren zu fallen weiß."

Beſuchen wir Eberhard in ſeiner Schulſtube, die ihm zeitlebens ſein Paradies war, ſo finden wir ihn nicht nur eifrig lehrend, ſondern auch ernſtlich nachdenkend, wie ein Leſebuch beſchaffen ſein müßte, wenn es ihm genügen ſollte. Ein Brief vom 21. Januar 1857 enthält folgenden intereſſanten Paſſus: „Unſer Schulwagen iſt ſeit einigen Wochen wieder in Gang geſetzt. Dieſes alte Vehikel will doch immer trotz der eiſenbähnlichen Fortſchnurrungsbeſtrebungen nur langſam vorwärts. Dies ſcheint wirklich von ſeinem Weſen unzertrennlich zu ſein; denn ich habe noch immer bemerkt, daß jeder ſchnellere als ein wohlbedächtiger Schneckengang in der Regel hier alsbald in einen Krebsgang ausartet. Die große Maſſe der Leute, die uns in die Hände fallen, beſteht aus einer ſchwerfälligen, zähen Maſſe, die nur durch regelrechte Anwendung von Hebeln, Stricken, Winden und allerlei Maſchinen langſam vom Flecke gebracht wird. Allerdings kommt nun auf die Beſchaffenheit dieſer Maſchinen Manches an, ſintemal die Mechanik lehrt, wie durch Reibung und Steifigkeit der Stricke ein guter Theil der Kraft unwirkſam werden kann. Eine dieſer unentbehrlichen Maſchinen, die ich jedes Jahr ſchmerzlicher vermiſſe, iſt ein für unſere Verhältniſſe genau paſſendes Leſebuch. Das unſrige iſt allerdings ſeinerzeit für das Bedürfniß der Stadtſchulen bearbeitet worden. Aber damals meinte man genug gethan zu haben, wenn man in einem Leſebuch eine Anzahl mehr oder weniger guter Stücke neben einander geſtellt hatte. Die Idee eines Leſebuches, das zugleich den geiſtigen Blick des Kindes nach allen Richtungen ſtufenweiſe und in wolberechneter Folge erweitert, worin jedes Stück zum vorhergehenden und folgenden in innerm Zuſammenhange ſteht, und ſchon ſeines Inhaltes wegen werth iſt, in Fleiſch und Blut umgeſetzt zu werden — dieſe Idee iſt eine neuere und hat natürlich bei der Bearbeitung unſerer Leſebücher keinen Einfluß gehabt. Und ſo ſind ſie eben veraltet. Die obligatoriſchen realiſtiſchen Leſebücher ſind bei der dermaligen innern Einrichtung unſerer Schulen, und

Digitized by Google

auch ihrer eigenen wegen auch faſt nicht zu gebrauchen, und ſo fühle ich mich in dieſer Hinſicht ſehr beengt. Wenn ich an's Phantaſieren komme, ſo denke ich mich als Lehrer einer Claſſe von Schülerinnen, die ich nach dem zweiten Schuljahre übernähme, und wenigſtens vier Jahre lang ganz und völlig in allen Fächern unter meiner Fauſt hätte, mit einem Leſebuch ꝛc., wie ichs mir träume — dann wollte ich mit Herzensluſt die Hände in den Teig ſtecken, und mit Gotteshülfe in vier Jahren doppelt ſo viel Brot backen als jetzt. Nun, wer weiß, wozu es noch kommt."

Ein Lehrer und Methodiker von der Begabung eines Eberhard konnte das ihm aufgegangene Licht nicht unter dem Scheffel ſtehen laſſen, ſondern er mußte es auf denſelben ſtellen, damit es weithin leuchte. So erſchien denn im Jahr 1858 bei Friedrich Schultheß ſein Werk, betitelt: Leſebuch für die Mittel- und Oberklaſſen ſchweizeriſcher Volksſchulen, enthaltend den ſtufenmäßig geordneten Lehrſtoff für den vereinigten Sprach- und Realunterricht". Wie gründlich er bei den diesfälligen Vorarbeiten zu Werke gieng, zeigen drei große Abhandlungen aus den Jahren 1847, 1849 und 1855, die alle dem Lehrercapitel des Bezirkes Zürich vorgeleſen und theilweiſe diſcutirt wurden. Die erſte dieſer Abhandlungen hat zum Thema: „Ueber die Beurtheilung von Lehrmitteln"; die zweite behandelt das Thema: „Der deutſche Sprachunterricht in der zürcheriſchen Volksſchule"; die dritte iſt betitelt: „Ueber den Zuſammenhang des Realunterrichts mit dem Unterricht in der deutſchen Sprache in der zürcheriſchen Volksſchule".

Im Laufe des Jahres 1857 und der nächſtfolgenden Jahre wurde ſeine Arbeitskraft auch von verſchiedenen Schulbehörden behufs Abfaſſung von Gutachten in Anſpruch genommen, z. B. von der Secundarſchulpflege Neumünſter über den von Erziehungsdirector Dubs ausgearbeiteten Entwurf eines neuen Schulgeſetzes für den Kanton Zürich. Dann kam der Lehrerconvent der Stadtſchulen in den Fall, ſeine Anſichten über den gleichen Entwurf und überhaupt über die zukünftige Geſtaltung des ſtädtiſchen Schulweſens auszuſprechen und übertrug die Abfaſſung des bezüglichen Gutachtens ebenfalls ſeinem Mitgliede Eberhard, der alsbald mit gewandter Feder ſich auf 16 Folioſeiten ſeiner Aufgabe meiſterhaft entledigte. Und als es ſich bald darauf darum handelte, auf Grundlage des neuen Schulgeſetzes vom 14. Dezember 1859 einen neuen Lehrplan für die Primar- und Secundarſchule aufzuſtellen, da wurde vom Erziehungsrath neben alt Seminardirector Grunholzer, Rector Dändliker in Winterthur ꝛc. auch der Stadtſchullehrer G. Eberhard in die Lehrplancommiſſion gewählt.

Bald nach Einführung des neuen Lehrplanes vom 23. April 1861 begann der heftige Angriff der Scherrianer auf die „Denk- und Sprech-

Digitized by Google

übungen“ der Elementarschule, als einer schädlichen Neuerung. Daß Eberhard als Miturheber dieser Neuerung dem zwischen Erziehungsrath Schäppi und Seminardirector Fries ausgebrochenen Kampfe gegenüber sich nicht neutral verhalten konnte, ist selbstverständlich. So hielt er dann im Mai 1863 in der Versammlung des Schulcapitels Zürich einen geharnischten Vortrag „zur Beleuchtung der Angriffe auf die Denk- und Sprechübungen des neuen Lehrplanes.“

Weil um diese Zeit bei Anlaß einer Revision des obligatorischen Sprachtabellenwerks und des ersten Lesebüchleins von Scherr die vielseitig gewünschten Verbesserungen derselben wiederum keine Berücksichtigung fanden, entschloß sich Eberhard, auch für die Unterclassen der schweizerischen Volksschulen ein Lesebuch zu schreiben, bestehend in einer Fibel als 1. Theil und einem 2. und 3. Theil. Die Durchsicht und Prüfung desselben muß jeden Unbefangenen überzeugen, daß der erste Lese- und Schreibunterricht im Vergleich mit dem Scherr'schen wesentlich verbessert ist, und daß die im 2. und 3. Theil durchgeführten „Anschauungs-, Denk- und Sprechübungen“ durchaus naturgemäß, weil der psychologischen Entwicklung sieben- bis neunjähriger Kinder entsprechend, sind.

Zu Eberhards polemischen Arbeiten gegen Scherr gehört namentlich auch eine glänzende Entgegnung, die betitelt: „Wie es einem Stadtschullehrer bei Vater und Söhnen ergeht“, als Beilage zu Nro. 50 der Zürcher Freitagszeitung vom 14. Dezember 1866 erschien.

Die Lesebücher von Eberhard fanden ungewöhnlich großen Beifall, wenn auch nicht durchgehends im Heimatkanton des Propheten, so doch in einer stattlichen Reihe anderer Schweizerkantone, wo sie bald, theilweise in eigenen Bearbeitungen, obligatorisch eingeführt wurden und wo sie heute noch in sehr vielen Schulen gern gebraucht werden.

Ehe das Jahr 1858 zu Ende war, in welchem sein Lesebuch für die Mittel- und Oberclassen im Drucke erschien, konnte er seinem intimsten Freunde melden: „Ich habe bereits eine weitere Arbeit übernommen, die in Zeit von zwei Jahren fertig sein muß. Die Verlagshandlung F. Schultheß, beabsichtigt, eine „schweizerische Volksbibliothek“ in Lieferungen erscheinen zu lassen, die zunächst eine Sammlung des Besten, was die Schweiz bisher auf dem Gebiete der Poesie geleistet hat, enthalten soll. Bei wiederholter Durchsprechung des Planes und vorläufiger Auswahl des Stoffes drängte sich uns immer mehr der Gedanke auf, es sollte dem Unternehmen eine gewisse Allseitigkeit gegeben werden, und es stünde einer schweizerischen Volksbibliothek wohl an, wenn sie nicht blos die schweizerische Kunst, sondern auch die schweizerische Wissenschaft, soweit sie sich an schweizerischem Stoffe bethätigt hat, repräsentiren würde, natürlich nur in der Weise, daß dem

Digitized by Google

Volke in edler, volksthümlicher Sprache die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, mit Umgehung gelehrter Apparate ꝛc., geboten würde." Aus Mangel an Zeit mußte Eberhard die Bearbeitung einer Landeskunde als Bestandtheil der schweizerischen Volksbibliothek ablehnen.

Ganz besonders verdient machte sich Eberhard im Verein mit Kettiger und Dula um die „Jugendbibliothek", von deren 50 Bändchen folgende vier Arbeiten von G. Eberhard verfaßt sind:

1. J. R. Stadler, der standhafte Bekenner des Glaubens,
2. Georg Friedrich Händel,
3. Piotrowski, der verbannte Pole,
4. Eine Wanderung in Graubünden.

Ein competenter Beurtheiler und ausgezeichneter Schulmann[1] sagt über Nro. 2: „Dieses Buch gehört zu den besten dieses Werkes. Das Bild des großen Meisters der Töne ist hier mit solcher Treue, Wärme und Innigkeit gezeichnet, daß es innerlichst erbauen und erwärmen muß. Es fesselt durch seine lebensvolle Darstellung und weckt durch seinen Inhalt unser Interesse wie für den gemüthstiefen Künstler, so auch für die Musik überhaupt."

Bezüglich Nro. 4 kann der Verfasser dieser Zeilen, da er Eberhards Begleiter war, mit Freude bestätigen, daß die großartige Alpenlandschaft (Domleschg, Viamala, Piz Beverin, Rheinwald, Valserthal und Piz Mundaun), durch welche die Wanderung führte, äußerst anschaulich und getreu geschildert sind. Die Beschreibung der Taminaschlucht ist vorzüglich gelungen, geradezu ein Meisterstück. Daß Eberhard eines der intelligentesten und arbeitfähigsten Mitglieder des Schulcapitels Zürich war, ergiebt sich schon aus früher Gesagtem und muß hier nur noch erwähnt werden, daß er von seinen Collegen wiederholt in den Capitelsvorstand und in die Bezirksschulpflege gewählt wurde.

Neben seiner Thätigkeit als Lehrer und pädagogischer Schriftsteller nahm Eberhard nach seiner Uebersiedelung von Lausanne nach Zürich den lebhaftesten Antheil am musicalischen Leben der letztgenannten Stadt. Schon im Jahre 1854 spricht er sich seinem Busenfreunde gegenüber betreffend die Abonnements-Concerte ganz begeistert also aus: „Es würde mir eine sehr große Freude machen, einmal einige der herrlichen Schöpfungen unserer großen Tonmeister mit Dir zusammen zu genießen, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß Du Dich selbst dieses Genusses noch lange mit Freuden erinnern würdest. Man muß die Gelegenheit benutzen, jene herrlichen Meisterwerke kennen zu lernen, so lange sie uns mit der Vollendung vorgeführt werden,

[1] Schlegel, Oberlehrer in St. Gallen. Siehe Mittheilungen über Jugendschriften, 1. Heft. Aarau 1870.

Digitized by Google

die Einen jedesmal entzückt, wenn Richard Wagner an der Spitze der musicalischen Schlachtreihen steht. Wer weiß, wie lange sich Zürich dieses Glückes erfreuen kann!"

Im Jahr 1857 half er den Cäcilien-Verein gründen, dessen weitere Entwickelung er durch alle Phasen („Gesangverein Zürich", „Gemischter Chor Harmonie" und seit 1867 „Gemischter Chor Zürich") wesentlich fördern half. Zuerst als Actuar, dann als Vicepräsident und seit 1868 als Präsident des Vereins entfaltete er die vielseitigste Thätigkeit, die, neben der tüchtigen technischen Leitung von Seiten des Herrn Hegar, hauptsächlich zu der jetzigen Blüthe desselben beitrug. Wenn der „Gemischte Chor Zürich" allmälig die schwierigsten Compositionen zur Aufführung bringen konnte, so war dies nur möglich durch das Nachlesen der meisterhaften Erklärungen und Analysen, die jeweilen aus Eberhards Feder flossen. Auch Tausenden von musicalisch weniger gebildeten Zuhörern wurde durch dieselben das Verständniß der großen classischen Tonwerke eröffnet oder der Genuß daran erhöht. Beinahe alle seinerzeit im Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung oder in den Textbüchern erschienenen Commentare sind sein Werk. — Im Jahr 1859 bei der hundertjährigen Todesfeier Händels hielt Eberhard im Kreise des Cäcilienvereins einen Vortrag über diesen großen Tonmeister[1].

Wie schon das so gründliche Studium obgenannter Werke eine zeitraubende Arbeit war, so nahm auch die weitläufige Correspendenz mit den zu beschaffenden Solisten viel Zeit weg und verursachte ihm große Mühe.

Aber seine Thätigkeit für das musicalische Leben Zürichs beschränkte sich nicht auf das Gebiet des „Gemischten Chors"; er war auch thätig bei der Gründung eines ständigen Orchesters und bekleidete die Actuarstelle im Orchesterverein. Im Jahr 1867 entfaltete er als Mitglied des Organisations-Comite für das schweizerische Musikfest und Präsident der Musik-Commission eine so fruchtbare Thätigkeit, daß ihm beim zweiten Musikfest 1874 die gleichen Stellen wieder übertragen wurden, bei welcher Gelegenheit er auch den „Festführer" mit Erläuterung der aufzuführenden Werke und biographische Notizen über Componisten und Solisten redigirte.

Auch an der Gründung der „Tonhalle" betheiligte er sich mit seinem gewohnten Eifer. Wiederum war er Actuar der constituirenden Versammlung der Tonhallegesellschaft und Mitglied des Tonhallevorstandes. Endlich zählt er zu den Gründern der Musikschule, eines Instituts, das er früher schon ins Leben zu rufen versucht hatte.

Ueberschaut man die bisher geschilderte riesige Thätigkeit, so begreift man leicht, daß die Stadt Zürich dem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber

---

[1] Eine Umarbeitung erschien später in der Jugendbibliothek.

Digitized by Google

ihrem ausgezeichneten Lehrer und Musikbeförderer auf besondere Weise Ausdruck zu geben suchte. Sie that dies dadurch, daß sie im Jahr 1859 dem erst 35jährigen Manne das Bürgerrecht schenkte und zwar neben Männern wie Professor Oswald Heer, Professor Köchly und Musikdirector Alexander Müller; daß sie ihn ferner zum Mitglied der Stadtschulpflege und des großen Stadtrathes wählte. Auf der andern Seite ist es ebenso leicht zu begreifen, daß Eberhard einer dankbaren und ihm so viel geistige Anregung bietenden Stadt treu bleiben mußte und wollte trotz glänzender Anerbietungen, die ihm von verschiedenen Seiten her gemacht wurden. So hat er denn 34 Jahre lang mit größter Pflichttreue und seltenem Geschick an den städtischen Schulen gewirkt und zwar von 1846—1861 als Lehrer der deutschen Sprache an den beiden obern Classen der Mädchen-Realschule und von 1861 an bis zu seinem Tode als Lehrer an der Mädchen-Secundarschule.

Ueber seine Lehrthätigkeit spricht sich einer seiner Collegen[1] in der ihm gehaltenen Grabrede ebenso schön als wahr also aus: „Nicht nur beherrschte er den Lehrstoff mit einer Meisterschaft und Freiheit, in der ihm Wenige gleichkommen, sondern sein Unterricht war von anschaulicher Klarheit und hinreißender Lebendigkeit; vor Allem suchte er durch denselben auch der erzieherischen Aufgabe der Schule in vollem Maße gerecht zu werden, und sein Wirken war getragen von Würde und sittlichem Ernst."

Die von Dr. K. Furrer in der Fraumünsterkirche gehaltene Leichenrede zeichnet die ernste und lautere Persönlichkeit Eberhards mit folgenden trefflichen Worten: „Bei tiefer Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne war und blieb ihm die Schule der Mittelpunkt seines Lebens und Strebens. Ihretwegen vor Allem glühte in ihm ein unabläßiger Eifer, sein Wissen und Können zu bereichern, zu vertiefen; ihr sollte voraus der ganze Reichthum seiner innern uud äußern Erfahrungen zu gute kommen. Der Beruf des Lehrers war ihm ein hoher und heiliger Beruf, würdig freudigster Begeisterung, würdig mit ganzer Seele erfaßt zu werden".

Aber Ueberanstrengung seiner Kräfte, die von allen Seiten in Anspruch genommen wurden und die er selbst zur Erreichung hoher Ziele aufs Höchste anspannte, zerrüttete sein Nervensystem dergestalt, daß er während der zwei letzten Jahre seines Lebens von schweren Leiden heimgesucht war und schon in seinem 56. Lebensjahre in Folge eines Herzschlages starb (19. Mai 1880).

Das außergewöhnlich große und feierliche Grabgeleite bewies deutlich, daß nicht nur die Stadt Zürich, sondern auch weitere Kreise fühlten, es sei ein bedeutender Mann aus dem Leben geschieden. J. C. Utt.

---

[1] H. Spörri, Secundarlehrer in Zürich.

Heinrich Rudolf Schinz und Joh. Jakob Hottinger.

1777—1860. 1783—1860.

[Quellen: Für Schinz: Neujahrsblatt der naturforschenden Gesellschaft in Zürich (von Dr. Locher-Balber). — Für Hottinger: Neujahrsblatt der zürcherischen Hülfsgesellschaft 1861. — Nekrolog in der Neuen Zürcher-Zeitung (von Dr. K. Furrer, 1860, Nrn. 147—155).

Die Volksschule ist für ihre lebenskräftige Wirksamkeit nicht blos auf sich selbst und ihre Träger angewiesen. Die Weckung des Interesses für geistige Gebiete überhaupt hängt auch davon ab, daß die Ergebnisse der Wissenschaft populär gestaltet, dem Volke und der Jugend anschaulich und anziehend gemacht werden; das schafft Leben und Streben, giebt der Wißbegierde Anregung und Nahrung und dieser im Volke einwohnende Bildungstrieb ist hinwieder die innerlichste und wichtigste Lebensbedingung der Volksschule. Darum sei hier noch in kurzen Zügen zweier Männer gedacht, von denen der eine im Gebiete der Naturwissenschaften, der andere auf dem Gebiete der Geschichte durch ihre Arbeiten einen sehr bedeutenden Einfluß in obgenanntem Sinn ausgeübt haben.

Heinrich Rudolf Schinz, geboren 30. März 1777, widmete sich dem ärztlichen Studium am medicinischen Institut in Zürich, später in Würzburg und Jena. Nach seiner Rückkehr in die Heimat 1798 übte er zunächst den ärztlichen Beruf aus, seine Hauptthätigkeit aber wandte sich immer mehr der Pflege der Naturwissenschaften, insbesondere der Zoologie zu. In der zürcherischen physikalischen Gesellschaft bethätigte er sich, „man kann fast sagen durch unzählige Vorträge und Arbeiten"; auch bemerkt er in seiner Festrede zum Jubiläum dieser Gesellschaft 1846, er glaube sagen zu dürfen, daß während der 47 Jahre, während welcher er ihr angehört, er kaum vier Male den (wöchentlichen) Sitzungen nicht beigewohnt habe; — er bemühte sich schon zu Anfang des Jahrhunderts eine schweizerische naturforschende Gesellschaft zu Stande zu bringen, und als dieselbe 1815 zu Stande kam, war er eines der thätigsten und ausharrendsten Mitglieder; zwischen 1816 und 1852 war er nur an Einer Jahresversammlung nicht anwesend; — er begründete eine zoologische Sammlung im Verlaufe von 12 Jahren, welche damals mit allen in der Schweiz rivalisirte; sie wurde später an den Staat abgetreten, fand in der Hochschule (nachmals im Polytechnikum) ihre Aufstellung und ihre stetige Vervollständigung bildete für Schinz, der die Conservatorstelle an derselben übernahm, bis in die letzten Lebensjahre Herzensangelegenheit. Mit hervorragenden Forschern des In- und Auslandes, so dem Prinzen Maximilian von Wien, Bonpland, Agassiz stand er in wissenschaftlichem und freundschaftlichem Verkehr. Von 1804—1833 war er

Digitized by Google

Lehrer der Naturwiſſenſchaften am mediciniſchen Inſtitut, bei Errichtung der Hochſchule und Kantonsſchule übernahm er eine außerordentliche Profeſſur an erſterer, an Gymnaſium und Induſtrieſchule den Unterricht in der Naturgeſchichte; 1833—1837 functionirte er zugleich als Rector der Induſtrieſchule, zog ſich dann aber auf ſeine Hochſchulwirkſamkeit zurück. Dies alles aber war keineswegs der ganze Bereich ſeiner Thätigkeit. Von 1823—1833 war er Mitglied der höchſten richterlichen Behörde des Kantons und der „Oberrichter" Schinz war in jener Periode ſeines rüſtigen Mannesalters ein oft ſehr friſch herausredender Vertreter der liberalen Ideen, wovon die Verhandlungen der helvetiſchen Geſellſchaft von 1811 und 1830 Zeugniß ablegen. In der letztern Verſammlung, zwei Monate vor der Julirevolution, ſprach er das geflügelte Wort aus, das dem politiſchen Standpunkte der Folgezeit den treffenden Ausdruck gab und daher bis in die Gegenwart vielfach citirt wird: „Alle Regierungen der Schweiz müſſen es erkennen, daß ſie blos aus dem Volke, durch das Volk und für das Volk da ſind."

Bis in ſein 73. Jahr erfreute ſich Schinz einer faſt ununterbrochenen Geſundheit. 1849 traf ihn ein heftiger Schlaganfall, von dem er ſich aber wieder faſt vollſtändig erholte. Von 1850 erneuerten ſich kleinere apoplektiſche Zufälle, die Gehkraft und die Zunge fiengen an zu verſagen, Geſicht und Gehör nahmen ab, und am 8. März 1860 erlöste ihn der Tod von einem immer peinlicher werdenden Zuſtande, den er übrigens bis in die letzten Zeiten bei voller geiſtiger Klarheit mit unverwüſtlicher Heiterkeit des Gemüthes ertragen.

Schinz hat, abgeſehen von einigen mehr wiſſenſchaftlich gehaltenen Werken, in mannigfachſter Weiſe die Liebe zur Natur, insbeſondere das Intereſſe an der Thierwelt verbreitet. Von den Neujahrsblättern der naturforſchenden Geſellſchaft ſtammen nicht weniger als 25 aus ſeiner Feder. Dann ſchrieb er mehrere Hand- und Lehrbücher: 1829 ein „Lehrbuch der Naturgeſchichte für Schulen", 1848 eine Beſchreibung des Kantons Zürich unter dem Titel: „Der Kanton Zürich in naturwiſſenſchaftlicher und landwirthſchaftlicher Beziehung dargeſtellt; ein Handbuch für Schulen, ſowie zur Belehrung und Unterhaltung für jedes Alter"; die größte wol auch ſeinen Namen und Einfluß am weiteſten verbreitende Arbeit, die noch jetzt anregenden Werth beſitzt, iſt ſein großes Kupferwerk: Naturgeſchichte und Abbildungen der Menſchen, Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fiſche mit faſt 500 Abbildungen in fünf Bänden Folio, das in den Vierzigerjahren herauskam und von dem einzelne Abtheilungen mehrere Auflagen erlebten.

Johann Jakob Hottinger, geboren 18. Mai 1783, ſtudirte während der unruhigen Jahre an der Wende des Jahrhunderts und unter mannigfachen Entbehrungen — das väterliche Vermögen war bald nach dem Tode

gitized by Googl

des Vaters noch vor der Staatsumwälzung verloren gegangen — in seiner Heimat Theologie, wurde 1804 in den geistlichen Stand aufgenommen und begleitete dann einen jungen reichen Bündner auf die Universität; da dieser aber in Leipzig starb, kehrte er vor der Zeit in die Heimat zurück und brachte sich durch Vicariatsdienste und Privatunterricht durch. 1813 ward er Lehrer des Deutschen an der Töchterschule, 1818 an der Kunstschule (realistische Lehranstalt). Dabei war er einer der Leiter der sogenannten Knabengesellschaft. Die zwei Bände seines Buchs, die Knabengesellschaft, in denen er das Thun und Treiben dieser jugendlichen Schaar beschrieb, sowie das Bändchen „Vaterländische Schauspiele", die er für diesen Kreis schrieb und herausgab, legen Zeugniß von seinem Verständnisse der Jugend und seinem idealen Sinn ab, und zählen, obgleich längst nur noch antiquarisch erhältlich, zu dem Besten auf dem Gebiete der ältern Jugendlitteratur. — Seiner eigentlichen Lebensbestimmung ward Hottinger durch seine Bethätigung an der 1807 gegründeten vaterländisch-historischen Gesellschaft zugeführt; denn als er hier dem frühverstorbenen Historiker Glutz-Blotzheim, dem Fortsetzer von Joh. v. Müllers Schweizergeschichte einen ehrenden Nachruf hielt, drang man von allen Seiten in ihn, die aufs neue unterbrochene Arbeit an dem vaterländischen Werke aufzunehmen. Nach siebenjähriger Vorbereitung erschien seine Geschichte der Eidgenossenschaft während den Zeiten der Kirchentrennung in 2 Bänden 1825 und 1829, die ihm unter den schweizerischen Historikern für alle Zeiten einen ehrenvollen Rang sichert.

Aber neben dieser Beschäftigung mit der Vergangenheit gieng auch das Wirken für die Gegenwart Hand in Hand. Zwar die mehrere Jahre hindurch von ihm besorgte Redaction der Schweizerischen Monatsschrift hatte er aufgegeben, als er an die Studien für sein Geschichtswerk gieng; aber seit 1823 war er Mitglied des zürcherischen Erziehungsrathes, und, ein eifriger Vertreter gründlicher Reform, erstattete er dieser Behörde zu Anfang 1830 seinen „Bericht über den Zustand des Landschulwesens mit Vorschlägen zur Verbesserung." Seine Präsidialrede in der Helvetischen Gesellschaft des Jahres 1828 trug einen entschiedenen oppositionellen Charakter gegen die innere Politik damaliger Staatskunst und seine Berichterstattung über das Jahr 1829 in der Versammlung von 1830 begrüßte freudig das Erwachen nationalen Selbstvertrauens und die bereits sichtbaren ersten Früchte einer freiern politischen Strömung. Nach den Veränderungen, die der Tag von Uster über seinen Heimatkanton gebracht, erhob ihn das öffentliche Vertrauen zum Mitglied des Regierungsrathes, welche Stellung er aber bald wieder aufgab; dagegen blieb er, 1831 auch in den neuen Erziehungsrath gewählt, in dieser Behörde und besorgte als Vicepräsident 1832—1833 bei der häufigen Abwesenheit Hirzels als Tagsatzungsgesandter in arbeitsvollster Zeit die Leitung

igitized by Google

der Geschäfte. Die Wahl zum außerordentlichen Professor an der Hochschule und zunehmende Gehörschwäche veranlaßten ihn, seine Stellung in den Behörden aufzugeben; er widmete sich nun gänzlich dem Lehramte, bis eine Krankheit ihn mehrere Jahre fast ununterbrochen an das Lager fesselte.

Im Frühjahr 1840 genas er plötzlich und zwar gegen alle Erwartung. Neben seiner akademischen Thätigkeit (seit 1844 als ordentlicher Professor) trat er alsbald auch wieder mit schriftstellerischen Arbeiten hervor, von denen drei, Volksschriften im edelsten Sinne, in weitem Kreise der Gebildeten anregend und begeisternd gewirkt haben, „Huldreich Zwingli und seine Zeit" (1842), „Vorlesungen über den Untergang der alten Eidgenossenschaft" (1844), „Hans Konrad Escher, Charakterbild eines schweizerischen Republikaners" (1852). Auch in den politischen Kämpfen der Vierzigerjahre nahm sein versöhnlicher Geist, von Schmerz und Hoffnung erregt, patriotischen Antheil; als ein Artikel der Allgemeinen Augsburger Zeitung 1845 den baldigen Untergang der Eidgenossenschaft verkündete, schrieb er eine kleine Broschüre: „Ein Wort an das Schweizervolk von einem Manne, der nicht aufgehört hat an dasselbe zu glauben".

Aber auch über Hottingers arbeitsreiches Leben brach allmälig der Abend herein. Noch feierte die Hochschule und die Bevölkerung mit dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum dieser Anstalt das fünfzigjährige der Lehrthätigkeit des patriotisch und sittlich begeisternden Greisen; noch brachte er trotzdem, daß Aug und Ohr ihm immer mehr versagten, im Sommer 1859 seine akademische Thätigkeit mit einem von persönlichen Erinnerungen durchflochtenen Collegium über die Entwicklung der Eidgenossenschaft seit Ende des 18. Jahrhunderts, das er von vorneherein als sein letztes angekündigt hatte, zu weihevollem Abschluß. Bald darauf nahm die Schwäche so zu, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte und am 17. Mai, am Auffahrtstage 1860, schlummerte er still und friedlich zur ewigen Ruhe ein.

O. Bl.

Jeremias Gotthelf.

1797—1854.

[Quellen: Dr. C. Manuel: Albert Bitzius, Berlin 1861. — Die Schriften Gotthelfs. — Persönliche Erinnerungen.]

Die Bedeutung dieses Mannes liegt nicht vorzugsweise im Gebiet der Pädagogen und der pädagogischen Schriftsteller; aber der Inhalt seiner Dichtungen ist zum guten Theil der Art, daß eine Geschichte der schweizerischen

igitized by Google

Volksschule nicht an ihm vorübergehen kann. Geboren den 4. Oktober 1797 in Murten, wo sein Vater Pfarrer war, verbrachte Albert Bitzius daselbst seine ersten Jugendjahre. Hier geschah für ihn bereits der große Schritt, den er nachmals im „Bauernspiegel“ und in „Anne Bäbi Jowäger“ so köstlich geschildert hat, der Eintritt in die Schule. Sein erster Lehrer stellte ihm das Zeugniß aus, der Kopf sei gut, aber die Beine wollten sich nicht still halten. Im Jahr 1804 siedelte sein Vater, zum Pfarrer in Utzenstorf gewählt, in jene Gegend über — es ist die Umgebung von Burgdorf — die von nun an nicht nur der Tummelplatz des Knaben und nicht nur das Arbeitsfeld des Mannes, sondern zugleich der Schauplatz werden sollte, den er in seinen herrlichen Schilderungen verewigt hat. In Utzenstorf lernte er das Landleben mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinen Arbeiten und Geschäften näher kennen und scheint schon früh eine scharfe Beobachtungsgabe an den Tag gelegt zu haben. Im fünfzehnten Jahre nach Bern verpflanzt, machte er hier seinen regelmäßigen Bildungsgang durch die „grüne Schule“ und durch die Academie hindurch bis zum theologischen Examen. Von der wissenschaftlichen Gährung in den jugendlichen Gemüthern jener Zeit blieb Bitzius zwar nicht unberührt; doch scheinen theologische Fragen und Zweifel ihn nicht besonders angefochten zu haben, dafür war er eine zu positiv angelegte Natur. Ein Theil seiner Studienzeit fiel übrigens in das Noth- und Hungerjahr 1817, und der Mann, der später in „Käthi, die Großmutter“ den wahren Weg durch die Noth so trefflich zeigte, blieb auch selbst nicht von der bösen Zeit verschont.

Im Jahr 1820 zum Predigtamt consecrirt, versah er den darauf folgenden Winter den Vicariatsdienst bei seinem Vater und bezog dann im Frühling 1821 eine ausländische Universität. Von Göttingen kehrte er in sein altes Vicariat zurück, wo er sich die Liebe und Achtung der Gemeinde durch eingreifende Wirksamkeit in Kirche, Schule und Haus in hohem Maße zu erwerben wußte. Eine goldene Repetiruhr war der Ausdruck ihrer dankbaren Anhänglichkeit. Auch in der Gemeinde Herzogenbuchsee, wohin er nunmehr als Vicar versetzt wurde, lebte er sich bald durch das Interesse, das er am Leben und Treiben des Volkes nahm, in die Gemeinde ein. Während andere Amtsgenossen seines Alters die Vicariatszeit gerne zur wissenschaftlichen Fortbildung verwenden, studirte Bitzius Land und Leute. Er zeigte und benutzte schon damals sein merkwürdiges Talent, Alten und Jungen die „Würmer aus der Nase zu ziehen“, und die geistige Werkstätte der Handlungen zu durchschauen. Bei seinem feinen Sinn für das Einzelnste und Kleinste sah und merkte er sich dabei gar Manches, was dem oberflächlichen Blick entgeht. Auf dieser Stelle seiner Wirksamkeit ließ sich Bitzius insbesondere die Schule angelegen sein und er blieb derselben überhaupt in seiner amtlichen und

Digitized by Google

ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit fortwährend mit Liebe zugethan. Er war ein treuer Rathgeber der Lehrer und ihr zuverläſſiger Freund. Gebend und nehmend, wie es ſein ſoll im Verhältniß des Geiſtlichen zum Lehrer, ertheilte er ſachkundige Rathſchläge, zog fähige junge Leute zum Schuldienſt heran und gewann ſelber durch außerordentlich fleißigen Verkehr mit Schule und Lehrer ein immer deutlicheres Bild der Schule, wie ſie war und wie ſein ſollte.

Nach einer kurzen Amtsthätigkeit in Bern 1829—1831 kam Bitzius erſt als Vicar, dann als Pfarrer nach Lützelflüh. Als er am Neujahrstag 1831 dort eintraf, ahnte Niemand, daß mit dem neuen Vicar der Name der Gemeinde und des Emmenthals, in dem ſie liegt, ausgebreitet werden würde, ſoweit die deutſche Zunge klingt. Hier gründete er ſich nun auch einen eigenen Herd, und an der Seite einer ausgezeichneten Gattin geſtaltete ſich ein Familienleben, wie man es ſchöner nicht wünſchen kann. Wenn uns Albert Bitzius, nachdem er einmal ſich zum „Jeremias Gotthelf“ entpuppt, das Familienleben mit ſo lieblichen Farben malt, ſo ſpricht er nicht, wie Einer, der es entbehrt und es darum mit den Farben der Phantaſie und des Verlangens ſchmückt, ſondern er taucht ſeinen Pinſel in die helle ſchöne Wirklichkeit. Wie balſamiſche Frühlingsluft wehte es Jeden an, der über ſeines Hauſes Schwelle trat. Milde und Ernſt, Heiterkeit und ſittliche Würde waren aufs Schönſte gepaart bei ihm ſelbſt; Treue war ein hervorſtechender Zug ſeines Weſens und an einer Freundſchaft, die auf Achtung beruhte, hielt er feſt, ſelbſt wenn in politiſchen und religiöſen Dingen Verſchiedenheit der Meinung herrſchte. Seiner Gemeinde war er ein thatkräftiger und pflichttreuer Seelſorger und leiſtete ihr namentlich im Schul- und Armenweſen große Dienſte. Der Armennoth ſuchte er hauptſächlich durch eine chriſtliche Armenerziehung zu begegnen und wurde der eigentliche Begründer der Armenerziehungsanſtalt in Trachſelwald, deren thätigſter Freund und Schützer er bis zu ſeinem Tod geblieben iſt (22. Oktober 1854).

Auf der Pfarre in Lützelflüh brach nun der lang zurückgehaltene Strom der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit aus verborgenen Tiefen hervor. Im 39. Lebensjahre, in einem Alter, wo Mancher ſeine beſten Kräfte ſchon aufgezehrt hat, tritt Bitzius mit ſeiner erſten Schrift ans Tageslicht. Im Jahr 1836 erſchien der „Bauernſpiegel“; der Held dieſes Buches, den Bitzius „Jeremias Gotthelf“ nannte und zwar auf den Rath eines Freundes, während er ſelber ihn „Gotterbarm“ hatte taufen wollen, iſt der gefeierte Schriftſtellername des Verfaſſers geworden. Geradezu ſtaunenswerth erſcheint uns ſeine Produktivität, wenn man bedenkt, daß nach nicht viel mehr als anderthalb Jahrzehnten ſeine Werke ein kleines Büchergeſtell ausfüllten, ohne daß er dabei ſeine amtlichen oder häuslichen oder geſelligen Pflichten vernachläſſigt hätte. Und

Digitized by Google

bei alle dem wird ihm Niemand den Vorwurf machen können, er habe ſich ſelbſt erſchöpft, copirt und repetirt. Es finden ſich wol Anklänge in neuern Schriften an ſchon Geſagtes; aber wer das Organ hat, die Gotthelf'ſchen Werke zu würdigen, für den wird jede einzelne größere oder kleinere Schrift neue Reize bieten.

Aus welchen Quellen gieng denn das ſchriftſtelleriſche Schaffen des Pfarrers von Lützelflüh hervor? „Gotthelfs Schriften haben durchweg einen pädagogiſchen Zweck", ſagt Julian Schmidt und ſpricht damit die vorherrſchende Meinung aus, er habe es auf Belehrung und Aufklärung über des Volkes Zuſtände, beſonders über die innerlichen, dem Auge mehr verborgenen Seiten abgeſehen, ſeine Ziele ſeien ganz praktiſcher, gemeinnütziger Art geweſen, er habe das Bedürfniß empfunden zu reformiren, mit der Leuchte vernünftiger Einſicht in die Krankheitszuſtände der Zeit hineinzuleuchten und durch vorurtheilsfreie Darlegung der Thatſachen auf Abhülfe hinzuwirken. Uns ſcheint hingegen das pädagogiſche Motiv nicht das erſte, ſondern erſt das zweite zu ſein. Bitzius iſt ein Volkslehrer im beſten Sinn, und Knechte und Mägde, Reiche und Arme, Junge und Alte, können von ihm lernen. Aber er iſt ein Lehrer, wie es jeder echte Dichter iſt, und letzteres iſt Jeremias vor Allem aus. In ihm wogte und brauste ein reiches Leben, und dieſem Drang mußte er Luft machen, in ſeiner unerſchöpflichen Phantaſie tummelten ſich eine Menge von Geſtalten, und dieſe mußten ans Tageslicht treten mit ihrem Hoffen und Fürchten, Lieben und Leiden, Schaffen und Streben. Unter Gotthelfs Schriften ſind das die ſchönſten und gewiß auch belehrendſten und in den einzelnen Schriften wiederum die Partien, in welchen er am unmittelbarſten dem dichteriſchen Genius folgt und am wenigſten die Abſicht merken läßt, daß er belehren wolle. Daß Bitzius Schriftſtellerthum vorzugsweiſe dem poetiſchen Geſtaltungstrieb und weniger einem pädagogiſchen Zweck ſeinen Urſprung verdankt, geht aus ſeinen eigenen Worten hervor: „Ein wildes Leben wogte in mir, von dem Niemand eine Ahnung hatte, und dieſes Leben mußte ſich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weiſe. Es that es in der Schrift!" Wol hat er bei einzelnen Schriften beſtimmte praktiſche Reſultate im Auge; aber man merkt es auf allen Seiten: der Dichter geht jeweilen mit dem Pädagogen durch; auch wo er belehren will, fängt er an zu ſchildern; die mächtige Phantaſie reißt ihn fort. Jeremias Gotthelf verſteht es aber auch, aus wenigem viel zu machen; das Kleine wird groß und bedeutſam unter ſeinen Händen, und er gleicht darin Göthe, wie er denn überhaupt in ſeinem, auf Verklärung der Wirklichkeit gerichteten Weſen manche Aehnlichkeit mit dem großen deutſchen Dichter hat. In der Energie der Zeichnung, in der Kraft und Lebendigkeit des Colorits iſt er bisher von keinem Volksſchriftſteller, ja in dem Gebiete, in welchem

Digitized by Google

er ſich bewegte, von keinem Dichter übertroffen worden. Den reichen Sprachſchatz des Volkes beherrſcht er bis in die feinſten Nüancirungen, wie kein zweiter, und wenn es wahr iſt, daß die Schriftſprache ſich je und je aus der Volksſprache erfriſchen und bereichern muß, ſo hat ſich Jeremias Gotthelf auch nach dieſer Richtung hin ein bleibendes Verdienſt erworben. Am bewundernswertheſten iſt er wol als Kenner des menſchlichen Herzens; er weiß, was drunten im verborgenen Grunde liegt und hat Augen, die in die geheimſten Falten der menſchlichen Gedanken blicken. Wer praktiſche Pſychologie ſtudieren will, muß Gotthelf leſen. Seine Schriften ſind überhaupt eine geſunde, geiſtige Koſt für Jedermann und werden auf Alle, die ſie mit Verſtändniß leſen, eine den Geiſt erhebende und reinigende Wirkung üben. Unter denen, welche Träger ſind der Ideen des Verfaſſers, herrſcht ein eminent tüchtiger Sinn, der für alle Zeiten die Grundlage der Volkswohlfahrt bilden muß. Und zutreffend bemerkt ſein Biograph, daß „wir von der Lectüre dieſer Schriften weg nicht blos mit Luſt an jede Arbeit gehen können, was immer ein Kennzeichen geſunder Bücher iſt, ſondern daß wir auch von ihnen angeregt, gleichſam neue Fittige fühlen, unſer Leben mit friſchem Sinn neu zu ordnen und zu geſtalten, mit dem Pfunde zu wuchern, welches Jedem, dem Kleinſten wie dem Größten, anvertraut iſt.“

So iſt denn Jeremias Gotthelf als Dichter und Schriftſteller durch den unerſchöpflichen Reichthum von Weisheit und Wahrheit, der in ſeinen Werken niedergelegt iſt, ein Lehrer und Bildner des Volks im großen Stil geworden. Aber nun geziemt es ſich, hier noch ſeine hervorragenden Verdienſte um das Volksſchulweſen beſonders hervorzuheben. Daß dieſes ihm eine hochwichtige Angelegenheit geweſen ſei, bezeugen nicht nur ſeine ſonſtigen Bemühungen um die Schule während ſeiner ganzen Wirkſamkeit, ſondern vor Allem die „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters“ (2 Bände, 1838, 1839). Ohne tief innere Theilnahme für die Sache wäre es nicht möglich geweſen, dieſes originelle Werk zu ſchreiben. Es bildet für die Geſchichte des Volksſchulweſens überhaupt und namentlich des Kantons Bern einen nicht genug zu ſchätzenden Beitrag. Dichteriſche Ausmalungen abgerechnet, ſtand es im Ganzen und Großen mit der niedern Schule ſo, wie Bitzius es geſchildert hat. Der Lehrer auf einer tiefen Stufe der Bildung, ſein Lohn kärglich und kaum ausreichend für die tägliche Nothdurft, die Schulclaſſen überfüllt, die Schulhäuſer ohne Licht und Raum, der Sinn für Bildung im Volk noch wenig entwickelt, eine Menge von Vorurtheilen der Verbeſſerung hinderlich. Das höhere Schulweſen hatte ſchon länger ſich der Aufmerkſamkeit der Regierenden erfreut; die Volksſchule dagegen trug den Stempel des patriarchaliſchen Regiments, das dem Volk ein behäbiges materielles Daſein gönnte und ermöglichte, aber für ſeine geiſtige Entwicklung wenig Sorge trug. Als dann die Regeneration der

Digitized by Google

politiſchen Zuſtände die Deviſe auf ihre Fahne ſchrieb: „Volksbildung Volksbefreiung“, da erwachte unter den patriotiſch geſinnten, der Erneuerung der öffentlichen Verhältniſſe zugethanen Männern ein lebhafter Trieb, den Schaden zu heben und die Volksſchule zu verbeſſern. Zu ihnen gehörte Bitzius, welcher der Bewegung von 1830 Verſtändniß und Begeiſterung entgegengebracht hatte und nun auch bemüht war, die junge grüne Saat der demokratiſchen Ideen zu pflegen. Ihm war es, wie dem edlen Zſchokke klar daß nur ein gebildetes Volk im Stande ſei, die neuen Inſtitutionen zu ſchätzen und mit Segen zu genießen. Es galt darum, mit der Schulreform Ernſt zu machen und durch packende Darlegung der Nothzuſtände des Lehrers und der Schule die Freunde des Volkes zu ermahnen und zu ermuthigen, auf der betretenen Bahn der Verbeſſerungen fortzugehen. In keiner Schrift tritt denn auch der belehrende Zweck und das praktiſche Ziel ſo deutlich heraus, wie in den „Leiden und Freuden“. Zwar auch da ergeht ſich der dichteriſche Genius in breiter, poetiſcher Ausmalung; aber immer bricht das Beſtreben hervor, einen realen gemeinnützigen Zweck zu erreichen und die Hemmniſſe aufzuweiſen, durch welche ein geſunder Fortſchritt im Schulweſen aufgehalten werde.

Wie alle Stände und Berufsarten muß ſich zwar auch der Schullehrerſtand in dieſem Buch gefallen laſſen, mit ſeinen Vorzügen nicht nur, ſondern auch mit ſeinen ihm eigenthümlichen Gebrechen ins Licht geſtellt zu werden. Wie für das Gute im Menſchen, hatte Bitzius auch ein äußerſt ſcharfes Auge für die Thorheit und Schwachheit, die allem Menſchlichen beigemengt iſt, und ſein behaglicher dichteriſcher Humor läßt es ſich nirgends nehmen, auch dieſe Seiten auszumalen; aber nichts wäre unbegründeter, als die Meinung, Bitzius habe den Lehrerſtand lächerlich machen wollen. So viel Heiteres und Urkomiſches uns da entgegentritt, es iſt deſſen in dieſer Schrift nicht mehr, als in jeder andern, und ebenſo gut könnte ſich alle Welt beſchweren, daß der Schriftſteller mit ihr reſpectswidrig umgegangen ſei. Die warme Theilnahme aber an den Leiden und Freuden des Schulmeiſters verläugnet ſich nie und nirgends; es iſt dem Verfaſſer aufs redlichſte darum zu thun, die ſchreienden Mißſtände zu beſeitigen. Ergreifender hat nie ein Lehrer ſein Leid geklagt, als ein Pfarrer es hier im Namen des Lehrers thut, und mit Recht ſagte dereinſt ein deutſcher Recenſent: „wer den Schulmeiſter leſe und dabei nicht mit Erbarmen erfüllt werde über das unſägliche Leid des Lehrers, deſſen Herz müßte härter ſein als ein Stein“. Jeremias Gotthelf hätte als Schriftſteller ſein übriges Wirken verläugnen müſſen, wäre er von einer andern Triebfeder als von der Liebe zum Lehrer und zur Schule beim Schreiben geleitet geweſen. Als Pfarrer lebte er in und mit der Schule und dem Lehrer, war er ſein Rathgeber und Freund, betheiligte ſich lehrend bei

igitized by Google

Wiederholungscurſen, half als Schulcommiſſär die Schulen beaufſichtigen, und was ihn bei dieſen Aufgaben und Bemühungen erfüllt, beſchäftigt, betrübt, erfreut, das führte ihm auch die Feder bei ſeinem Buch, das von allen einſichtigen Freunden der Schulreform mit Wärme begrüßt, in Deutſchland mit Begeiſterung aufgenommen, ja an allgemeiner Wichtigkeit und Wirkung Peſtalozzis „Lienhard und Gertrud“ an die Seite geſtellt wurde.

Durch ſeine naturgetreuen Schilderungen der Zuſtände des Volksſchulweſens vor 50 Jahren behält das Buch für immer ſeinen geſchichtlichen Werth und bleibt ein Denkmal jener Zeit, bei dem man ſich über die Anſchauungen derſelben gründlich orientiren kann. Durch die trefflichen Winke aber über Erziehung und Unterricht, über den rechten Geiſt des Lehrers, über die Ziele, die er ſich ſtecken ſoll, über die Fehler, die er zu vermeiden hat, iſt das Buch auch unter ganz veränderten Verhältniſſen, bei einer weit günſtigern äußern Lage und einer viel gehobenern Bildung des Lehrers für dieſen ein bleibender Wegweiſer geworden. Damals, als das Werk erſchien, hat es geleiſtet, was der Schulmeiſter Peter Käſer durch ſeine Aufzeichnungen darthun wollte: „daß wir in dieſer Lage nie werden könnten, was wir ſein ſollen; daß man uns doch billigermaßen nicht einzig und allein in unſerm Vaterland zumuthen kann, Märtyrer der guten Sache zu ſein, während ſo gar Niemand uns dazu das Beiſpiel giebt, und dafür geſorgt worden, daß alle Andern, die dem Vaterlande dienen wollen, ſo bezahlt werden, daß weder Hunger noch Durſt ihrer Vaterlandsliebe zu Leibe kommen kann; daß es doch wahrhaftig nicht billig ſei, daß Profeſſoren, die nicht 2 oder 3 Studenten zuſammenbringen können, 800—1200 Thaler Einkommen haben, während Schulmeiſter, die bei 200 und mehr Kindern ſchwitzen, mit 40 und weniger Thalern abgeſpeist werden.“ Das Buch ſoll ferner, wie der Verfaſſer den orginellen Jäger Wehrdi zum Schulmeiſter ſagen läßt, „eine Menge Leute mit euch verſöhnen, die böſe über euch ſind und noch böſer werden, wenn es euch beſſer geht. Es ſoll machen, daß die Leute ohne Ausnahme euch die Staatszulage gönnen, weil ſie zur Führung einer nicht bettelhaften Haushaltung nöthig iſt.“ Aber endlich können auch „die Schulmeiſter Vieles daraus lernen, namentlich die jungen.“ „Dieſe macht es aufmerkſam auf eine Menge Steine im Wege, über die jeder fällt, der nur nach den Sternen guckt, nur nach den Sternen gucken lernt; es ſoll auch aufs Neue aufmerkſam machen auf das eigentliche Weſen, das Innere der Schule, das man zu vergeſſen ſcheint, das in einem gräulichen Wirrwarr liegt, und dem nicht aufgeholfen wird, blos mit neuen Häuſern und auch nicht allein mit neuen, ganz ihrer Willkür überlaſſenen Menſchen. Wenn wir nur die Welt mit euch verſöhnen und manches Lehrers Augen aufthun, ſie lenken auf das Eine das Noth thut, ſo thun wir viel.“

Digitized by Google

Dieſen Zweck hat das Buch erfüllt, und darum gebührt dem Verfaſſer auch in der Geſchichte des ſchweizeriſchen Volksſchulweſens eine Ehrenſtelle. Und wenn ſeit den Tagen, wo die „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters“ geſchrieben worden ſind, ganz enorme Fortſchritte gemacht wurden in der Hebung der Schule und des Lehrerſtandes, ſo verdient Jeremias Gotthelf den Ruhm, an ſeinem Theil den Anſtoß dazu gegeben und ſeine muthige Stimme erhoben zu haben zu einer Zeit, wo es noch wenig Gunſt eintrug, Fürſprecher der Schule und des Lehrers zu ſein. Billig darf man ſich freuen, daß ein heller Tag über der Schule aufgegangen iſt; Jeremias Gotthelf aber gehört zu den Propheten, die, wenn es noch dunkel iſt, bereits auf der Warte ſtehen und nach dem Licht verlangend, fragen: „Hüter, iſt die Nacht bald hin?“

Ammann.

Friedrich Langhans und Karl Rickli.

1795—1875. 1791—1843.

[Quellen: Dr. J. J. Kummer: Geſchichte des berniſchen Schulweſens 1874. — Zwei Vorträge des Erziehungs-Departements an den berniſchen Regierungsrath 1833. — Rechtfertigung des Seminars Münchenbuchſee 1852. — Berner Schulblatt, Jahrg. 1870, Lebensbild Ricklis von J. König.]

Das berniſche Lehrerſeminar ſtand in ſeinem erſten Jahrzehnt, 1833 bis 1843, unter der Leitung zweier Männer, welche trotz der verhältnißmäßig kurzen Wirkſamkeit im directen Schuldienſte vermöge ihres gediegenen Characters, ihrer gründlichen Bildung und der fruchtbaren Anregungen einen nachhaltigen Einfluß auf die Lehrerſchaft, auf die Entwicklung und den Geiſt der berniſchen Schule ausgeübt haben, ſo daß auch die Annalen der ſchweizeriſchen Volksſchule ihrem Andenken die wolverdiente Stelle einräumen.

Durch die Staatsverfaſſung vom 31. Juli 1831 bahnte ſich der Kanton Bern den Weg zu ſeiner demokratiſchen Regeneration. Die Loſung „Volksbildung iſt Volksbefreiung“ erhob die Sorge für die allgemeine Schulbildung der Jugend zu einer der vornehmſten Pflichten der neuen Ordnung. Einen ebenſo edlen als entſchiedenen Ausdruck erhielt dieſer Grundſatz in den ſchönen Worten, welche im Uebergangsgeſetz den Artikel 12 der Verfaſſung beleuchteten: „Das Wohl und Wehe eines jeden Staates beruht auf dem ſittlichen Werthe ſeiner Bürger; ohne Bildung des Herzens und des Geiſtes iſt keine Freiheit denkbar und die Liebe zum Vaterlande iſt ohne ſie ein leerer Schall!“ Die

igitized by Google

bernische Volksschule erlangte ihre verfassungsmäßige, organische Einordnung in das Ganze des staatlichen Lebens und damit eine bestimmte sichere Grundlage.

Die nächste Sorge der Behörde richtete sich nunmehr auf die Heranbildung berufstüchtiger Lehrer. Es geschah durch das Decret des Großen Rathes vom 17. Februar 1832 über die Errichtung von Normalanstalten. Zunächst wurde eine solche für den deutschen Kantonstheil creirt. Das ehemalige Johanniterkloster zu Münchenbuchsee, seit der Reformation 1528 eine Landvogtei, 1804 für einige Zeit der Sitz des Pestalozzischen Instituts, nachher mehrere Jahre der Verwaltung und Verfügung Fellenbergs überlassen, wurde für diesen Zweck ausersehen und erfuhr die nöthigen baulichen Veränderungen. Am 4. September 1833 konnte die Eröffnung stattfinden. Zum Director war schon im Mai 1832 Fr. Langhans, Pfarrer in Guttannen, ernannt worden. 15 Zöglinge, welchen bald 15 andere nachfolgten, bildeten nebst dem Director und 2 Lehrern das erste Personal der neuen Anstalt. Bald trat auch ein Oekonom ein. Denn nebst den Gebäulichkeiten — dem „Schloß", zwei „Kornspeichern" und einer Scheune — bestand die Domaine aus 70 Jucharten Land, Acker-, Wies- und Waldgrund. Dieses Gut sollte durch die Zöglinge bewirthschaftet werden. Es läßt sich leicht denken, wie weit die Ziele des Unterrichtes unter diesen Umständen für einen nur zweijährigen Lehrcurs auf Grund sehr spärlicher Vorbildung der Candidaten gesteckt werden durften. Und doch geschah verhältnißmäßig Vieles, namentlich gieng eine freudige Begeisterung und ein ernster strebsamer Sinn aus der anregenden erzieherischen Thätigkeit des Vorstehers hervor; ein solcher Geist erhielt sich lebendig auch in der Wirksamkeit der jungen Lehrer; manche fehlenden Kenntnisse wurden durch eifriges Selbststudium nach der Lernzeit noch erworben. Erst 1837 wurde der Curs gesetzlich auf drei Jahre ausgedehnt, jedoch nur einmal vor 1860, nämlich von 1844—1847, wirklich durchgeführt. Auch die Ausstattung der Anstalt mit den nöthigen Hülfs- und Lehrmitteln, Bibliothek und Instrumenten gieng nur langsam vor sich. Für die Ausbildung älterer Lehrer sorgten sogenannte Normalcurse, von denen mehrere in Hofwyl, andere in Burgdorf (Fröbel) abgehalten wurden. Von 1842 an fanden sie im Seminar selbst statt. Schon 1835 legte Langhans die Direction der Anstalt nieder; sein Nachfolger war Karl Rickli, Helfer am Münster zu Bern, unter dessen Leitung (1835—1843) die Zahl der Zöglinge bis auf 100 anstieg und eine weitere wissenschaftlich gebildete Lehrkraft in der Person Zuberbühlers Anstellung fand (1838).

In diesem dürftig gezeichneten Rahmen des „ersten Jahrzehnts der bernischen Lehrerbildungsanstalt" treten die beiden Gestalten, Langhans und Rickli, welche deren Leitung nacheinander versahen, hell und wohlthuend

Digitized by Google

hervor durch den edlen Sinn und die ideale Auffassung, welche sie, ein jeder in seiner Art, in der Erfüllung ihres verantwortungsvollen Amtes bekundet haben.

a. Friedrich Langhans, geboren den 13. Januar 1795 zu Schüpfen, im Kanton Bern, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt im elterlichen Hause seine Jugenderziehung und die erste Bildung. In Bern und Göttingen widmete er sich den theologischen Studien, nahm 1817 in Bern eine Lehrstelle des Lateinischen an, und versah dieselbe während mehrerer Jahre. Diese Lehrpraxis gewährte ihm einen sichern Einblick in das Wesen und die Wege der unterrichtlichen Erziehung, und sein Interesse wandte sich fortan auch den allgemeinern Bildungsbedürfnissen des Volkes zu. Als Pfarrer zu Wimmis (1822—1828) und zu Guttannen (bis 1832) lernte er den trostlosen Zustand des Volksschulwesens aus unmittelbarer Nähe kennen. Nebst eifrig fortgesetzten wissenschaftlichen Studien wandte er darum ein Hauptaugenmerk der Hebung der Schule und der Lehrerbildung zu; im Simmenthal veranstaltete und leitete er einen eigenen Privatcurs für die dortigen Lehrer. Auch sonst zeichnete er sich durch werkthätige Hülfe gegen Arme und Bedrängte aus. — Als Seminardirector (1832—1835) hatte er zunächst einen dreimonatlichen Bildungscurs für Lehrer, welche meist schon Anstellungen bekleideten, zu leiten. Da im Sommer 1832 die Anstalt hiefür noch nicht bezogen werden konnte, so hatte Fellenberg Gebäude und Lehrer seiner Anstalt in Hofwyl zur Verfügung gestellt, nicht ohne die Hoffnung, auch die ideelle Leitung des Curses sich damit zu sichern. Allein Langhans war nicht der Mann, der sich dem Belieben Anderer ohne Weiteres fügte. Er ergriff die ihm zugewiesene Aufgabe mit aller Energie und führte sie mit großem Eifer und günstigem Erfolge durch. Ein heftiger Streit entzweite von da an für immer die beiden ebenso selbständigen als entschiedenen Männer. Trotz der Angriffe Fellenbergs, welche von den Behörden einer genauen Prüfung unterzogen und danach als hinfällig erklärt wurden, blieb Langhans Director. Seine damalige Vertheidigung läßt einen klaren Blick in das ganze, bisweilen wol heftige, doch stets edle Wesen des Mannes thun. Zwei Grundzüge treten dabei hervor, welche seine pädagogischen Anschauungen stets geleitet haben und kennzeichnen. Einmal vertritt er mit aller Wärme idealer Ueberzeugung den Standpunkt, daß „der Schullehrer nicht blos diejenigen Kenntnisse besitzen müsse, welche er seinen Schulkindern beizubringen hat, sondern es müsse derselbe aus dem Vorrathe seines Wissens den Schülern gerade dasjenige mittheilen, was ihrem Standpunkte angemessen sei.“ Anderseits strebte er durch seinen Unterricht vorab nach der Entwicklung selbständigen und klaren Denkens bei seinen Zöglingen. Sowol im Religions- als auch im Sprachunterricht führte er diesen Grundsatz im Seminar selbst mit gutem Erfolge durch, und

Digitized by Google

zeitlebens hat er als ein Mann von klarer Ueberzeugung dieſen idealen Flug des Geiſtes treu und ungeſchwächt erhalten. — Fortgeſetzte Anfeindungen und eine ernſtliche Erkrankung veranlaßten ihn jedoch ſchon nach kurzer Wirkſamkeit am Seminar, von der Direction desſelben zurückzutreten (Frühjahr 1835) und die gerade damals erledigte Pfarrei Münchenbuchſee zu übernehmen. Dieſer Stelle blieb er treu bis zwei Jahre vor ſeinem 1875, 1. April erfolgten Tode. Auch der Schule blieb er ein treuer und wohlwollender Freund und Förderer; die Lehrerbildung aber hatte ſich ſtets ſeines beſondern Intereſſes und damals ſeiner ungetheilten Sympathie zu erfreuen, als die Anſtalt eine allſeitig gründliche und wiſſenſchaftlich anregende Berufsbildung der Volksſchullehrer zu ihrem Ziele erkor. Muthvoll trat er in jenen Tagen (1852), da in Folge des politiſchen Umſchwunges im Kanton Bern plötzlich dem Grunholzerſchen Seminar der Todesſtoß verſetzt wurde, in die Schranken für die ideale Sache, welche unlautern Abſichten zum Opfer fiel. Es ſind Worte echter Mannesüberzeugung, welche er für die verfolgte Anſtalt damals in einer Petition an den Großen Rath der herrſchenden Parteimeinung entgegen hielt. — Nicht minder entſchieden und ſelbſtändig vertrat er auch auf dem Gebiete ſeines eigentlichen Lebensberufes den friſchen und lebenskräftigen Fortſchritt. Der in ſeinem Alter erblindete Vorkämpfer der Geiſtesfreiheit hat noch die Freude erlebt, von der reichen und ſchönen Fruchtentwicklung mancher Saatkörner, die auch er einſt gehegt und gepflegt, Kunde zu hören und ſeine beiden Söhne, des Vaters würdig, in der vorderſten Reihe der Bahnbrecher für wahre geiſtige Volksbefreiung zu wiſſen.

b. Karl Rickli, geboren 10. Auguſt 1791 zu Wangen an der Aare, Kanton Bern, wuchs inmitten einer ſehr zahlreichen Familie auf. Frühe ſchon mußte er die elterliche Obhut mit der Anſtaltserziehung vertauſchen, weil damals noch keine Gemeindeſchule beſtand, die dem reichbegabten Knaben einen hinreichenden Elementarunterricht hätte bieten können. In ſeinem 8. Altersjahre trat er unter fremde Leitung und genoß bis zum 18. Jahre nacheinander Erziehung und Bildung in drei verſchiedenen Privatinſtituten: Kirchlindach, Aarau, Windiſch. 1809 bezog er die Akademie in Bern, um nach dem Willen ſeines Vaters die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Seine eigene Neigung zog ihn zwar immer mehr zur Theologie hin; erſt nach dem 1814 erfolgten Tode ſeines Vaters durfte er ſich ganz dem Studium ſeiner Wahl widmen und lag nun demſelben mit dem Ernſt und der freudigen Ausdauer eines gereiften Jünglings ob. Nach wohlbeſtandenem Examen trat er in das Pfarramt ein, 1817; er verſah nacheinander in ziemlich raſchem Wechſel mehrere Pfarrſtellen, zu denen ihn das Vertrauen der Gemeinde und der gute Klang ſeines Namens im Lande berufen hat: Wengi, Spital Bern, Aetigen im ſolothurniſchen Bucheggberg, reformirte Gemeinde Luzern. 1830

Digitized by Google

folgte er einem Rufe an die Pfarrhelferſtelle am Münſter zu Bern. Der tüchtige Kanzelredner und treue, wohlwollende Seelſorger ſtand bald in hohem Anſehen. Als „Schulcommiſſär“ erwarb er ſich durch Einführung beſſerer Lehrmittel, durch Abhaltung von Lehrercurſen und durch ſeine Verwendung für Erhöhung der kläglichen Lehrerbeſoldungen große Verdienſte um das Schulweſen. — Ein heftiges Nervenfieber unterbrach 1832 für längere Zeit ſeine reiche Thätigkeit. Er erholte ſich zwar, ohne jedoch ſeine körperliche Geſundheit ganz wieder zu erlangen.

Als im Mai 1835 die Seminardirectorſtelle durch den Rücktritt des bisherigen Inhabers erledigt war, lenkte die Behörde ihren Blick auf den „Pfarrer und Schulmann“ Helfer Rickli. Er folgte dieſem neuen Rufe des Vertrauens und verſah das ſchwierige Amt 8 Jahre lang bis zu ſeinem in Folge eines neuen Nervenfieberanfalls am 18. Februar 1843 erfolgten Tode. Vater Rickli — ſo wurde er genannt im Seminar — war vor allem aus das Muſter eines Lehrers, der „durch ſeinen Unterricht wie durch die ganze Perſönlichkeit in ſeinen Schülern den Trieb nach eigener Fortbildung und eine edle nachhaltige Begeiſterung für den Beruf des Jugendbildners in hohem Grade zu wecken verſtand“. Erfüllt und durchdrungen von den erhabenen Wahrheiten des Chriſtenthums wußte er beſonders durch ſeinen Religionsunterricht die Herzen der jungen Zuhörer zu gewinnen und jenen Ernſt würdiger Lebensauffaſſung in ſie zu pflanzen, der die Zierde und der Talisman des echten Erziehers iſt. Sein pädagogiſcher Unterricht war klar und anſchaulich entwickelnd, auf die Förderung der Selbſtthätigkeit ſeiner Zöglinge angelegt; nicht minder zeichnete er ſich im Sprachunterricht und in der Verfaſſungskunde durch Schärfe der Begriffe und Schönheit des Vortrages aus. Ein Mann der ſtrengen und gewiſſenhaften Pflichterfüllung, widmete er ſich ganz ſeinem Amte und ſeiner Anſtalt. Trotzdem erfuhr auch er Anfeindungen von außen, und das innere Leben der Anſtalt hat ihm manche Sorge und nicht ſelten bittere Erfahrungen eingebracht. Gegenüber dem Fehlbaren war er liebevoll, oft ſogar zu milde, weil er ein faſt unbegrenztes Vertrauen in die Reinheit und Lauterkeit Anderer, zumal auch in die gute Natur ſeiner Zöglinge ſetzte.

Mit der Volksſchule ſelbſt erhielt Rickli nach und nach mehr Fühlung. Zwar fand er nicht die ausreichende Unterſtützung Seitens der Lehrer, um die 1839—42 herausgegebene „Schulzeitung“ fortſetzen zu können. Dagegen haben ſeine große und kleine Kinderbibel lange Zeit der Volksſchule gute Dienſte geleiſtet. Auch arbeitete er Sprachlehrmittel für den Elementarunterricht aus. Sein „Namenbüchlein“, welches die Schreibleſemethode im Sinne Graſers befolgte und an Stelle der Buchſtabirmethode in die Schule einführte, hat damit einen anerkennenswerthen Schritt zur Verbeſſerung des Elementar-

Digitized by Google

unterrichts ermöglicht. Allein es theilte mit andern in jener Zeit entstandenen Lesebüchlein die Gefahr, durch das allzu künstliche System der vielen bedeutungslosen Silben dem Schüler eine neue unnöthige Plage zuzumuthen, nachdem die alte des Buchstabirens erst im Abzug begriffen war. — So hat Rickli gearbeitet am Werke der Lehrer- und der Jugendbildung. Wie seine Persönlichkeit der lebendige Halt- und Mittelpunkt des Anstaltslebens war, so die Gemüthsbildung der Kern seiner Lehrwirksamkeit und der erfrischende Quell, aus welchem durch seine begeisterten Schüler der Volksschule reicher Segen floß.

Ed. Balsiger.

Heinrich Grunholzer.

1819—1873.

[Quellen: Heinrich Grunholzer, Lebensbild eines Republicaners, von Traugott Koller. — Bernerschulblatt, 1873, Nro. 31. — Persönliche Erinnerungen.]

Es giebt manchen schweizerischen Pädagogen, der mehr Bücher geschrieben hat, als Grunholzer; aber kaum hat einer mit klarerem Blick in das Wesen und den Zweck seiner Aufgabe, mit größerem sittlichen Ernste, mit mehr Liebe und Begeisterung an der Erziehung des Volkes gearbeitet, als er. Hell strahlt sein Lebensbild neben demjenigen seiner Vorbilder und Freunde Pestalozzi, Diesterweg und Scherr.

Heinrich Grunholzer wurde am 18. Februar 1819 in Trogen geboren. Sein Vater, früher Lehrer in seinem Heimatorte Gais, functionirte seit 1816 als Landschreiber in dem stattlichen Hauptort der appenzellischen Vorderlande und fand dabei noch Zeit zur Betreibung des Gasthofes zum Hirschen. Von ihm erbte Heinrich ein frohes Gemüth und Herzensgüte, von seiner Mutter Klarheit des Denkens, Adel der Gesinnung und Willensstärke. Mit inniger Liebe hieng er zeitlebens an Eltern, Geschwistern und an den freien Bergen seiner Heimat, in denen er seine vierzehn ersten Lebensjahre verlebte.

Seinen ersten Unterricht erhielt Grunholzer in der Dorfschule in Trogen, einer Schule alten Stils, siedelte aber bald an die von J. K. Zellweger geleitete Schule der Waisenanstalt zur „Schurtanne“ über. Hier traten die ungewöhnlichen Anlagen des jungen Heinrich bald hervor. Seine Leistungen in Sprache, Rechnen, Zeichnen waren ausgezeichnet; er zeigte Sinn für Poesie, und die Musik ward ihm bald zum Genius, der ihn emporhob in das Reich der Ideale. Schon frühe zeigte der Knabe lebhaftes Interesse für

Digitized by Google

die Politik; er benutzte fleißig die Gelegenheit, die ſich ihm beim Vater reichlich bot, mit den öffentlichen Fragen bekannt zu werden.

Im Sommer 1832 gerieth Grunholzers Vater durch Mißgeſchick und Verluſte in ökonomiſche Bedrängniß, die ihn nöthigte, ſein Gaſthaus aufzugeben. Während er ſelbſt bei einem Freunde in Arlesheim, Kanton Baſelland, ein Unterkommen ſuchte, erwarb die Mutter in Wald bei Heiden durch Arbeit in der Muſſelinefabrication den Unterhalt der Familie, und Heinrich erlernte bei Fabricant Lutz mit gutem Erfolg die Malerei und Stickerei. Sein Beruf gefiel ihm, und er wäre demſelben treu geblieben, wenn Mutter und Geſchwiſter nicht nach Oltingen in Baſelland übergeſiedelt wären, wo der Vater mittlerweile zum Lehrer gewählt worden war.

Bald war die Familie Grunholzer mit Pfarrer Koller in Oltingen, einem ſtrebſamen jungen Geiſtlichen, innig befreundet, und letzterer, der ſchon am 5. März 1832 Grunholzers Schweſter K. Heinrike heirathete, förderte durch Unterricht und Umgang kräftig die geiſtige Entwicklung und freie Denkungsart ſeines jungen Schwagers. Als am 3. Auguſt 1833 die Truppen der Stadt Baſel auszogen, um die Landſchaft wieder zu unterwerfen, zog der freiheitsbegeiſterte Jüngling mit den landſchaftlichen Scharfſchützen aus und half die Standestruppen in die Stadt zurückwerfen. Die Kugeln für ſeinen Stutzer hatte ihm ſeine Mutter am Feuerherde gegoſſen.

Nachdem Grunholzer bald für ſeinen Vater, bald für Collegen desſelben Schule gehalten und dabei Proben ſeiner Lehrgabe abgelegt hatte, finden wir ihn vom Frühling bis in den Winter 1835 im Zürcher-Seminar in Küßnach, um ſich für den Lehrerberuf vorzubereiten, zu welchem innerer Drang und ausgeſprochener Beruf ihn hinzogen. Hier wurde der brave und aufgeweckte Schüler der Liebling Scherrs, mit dem ihn bald enge, durch gleiches Streben feſtgekittete Freundſchaft verband. Am 7. Oktober 1835, nach einem von längern Ferien und einer vierzehntägigen Stellvertretung in Käpfnach unterbrochenen Sommerſemeſter, beſtand er mit Auszeichnung das Patent-Examen als Primarlehrer. Nach einem achttägigen Wiederholungscurs in Küßnach gieng er am 8. November als Primarlehrer nach Thalweil, wo er im Verein mit ſeinem treuen Freunde Honegger und in ungetrübteſter Harmonie mit dem Sängerpfarrer Sprüngli ein Jahr lang mit jugendlicher Begeiſterung und ſchönem Erfolge wirkte.

Der Wiſſensdrang beſtimmte Grunholzer indeſſen bald, das Lehren wieder mit dem Lernen zu vertauſchen. Vom Herbſt 1836 bis in den Hochſommer 1837 weilte er in der Penſion Reymond in Orbe, wo er Franzöſiſch, Mathematik und Phyſik ſtudierte. Im Juli 1837 bezog er die Akademie in Genf, wo er neben anſtrengenden Studien durch Privatunterricht den größten Theil der Studienkoſten beſtritt. Hier war es, wo er mit der Familie des

Digitized by Google

eidgenössischen Obersten Rilliet de Constant bekannt und befreundet wurde und Dr. Niederer ihm als treuer Berather zur Seite stand. In den ersten Tagen des Februars 1838 verließ Grunholzer Genf und übernahm nach glänzend bestandenem Examen als patentirter Secundarlehrer die neugegründete Secundarschule in Bauma, wo er in kurzer Zeit die Liebe seiner Schüler und die Freundschaft der edelsten Männer erwarb.

Veranlaßt durch die Berufung von Dr. Strauß an die Hochschule in Zürich, brach im folgenden Jahre die Septemberreaction über den Kanton Zürich herein. Der rede- und federgewandte Jünger Scherrs bekämpfte dieselbe energisch und trug wesentlich dazu bei, daß die freisinnigen Elemente im Volke sich wieder sammelten und neuen Muth faßten, während der Stern der Septembermänner, namentlich durch ihre Haltung in der Aargauer Klösterfrage, mehr und mehr erblaßte. Aber mitten unter den heftigsten politischen Kämpfen erfüllte Grunholzer seine Pflicht als Lehrer in einer Weise, daß er in seiner amtlichen Stellung thatsächlich unangefochten blieb.

Im Herbst 1842 reifte der kräftige Fortbildungstrieb in Grunholzer den Entschluß zum Bezuge der Berliner Universität, wo sich unter den Professoren besonders viele Männer von europäischem Ruf befanden. Er ließ sich für die Collegien von Jakob und Wilhelm Grimm, Gabler, Michelet, Trendelenburg, Ritter und Lachmann einschreiben und beschäftigte sich unter der Leitung dieser gefeierten Gelehrten fleißig mit sprachlichen, mathematischen, geschichtlichen, geographischen und philosophischen Studien. Zu seiner Erholung turnte er oder machte Ausflüge. Wiederholt besuchte er Diesterweg und lernte denselben als Seminardirector und Hausvater gleichhoch schätzen. Ebenso hatte er freien Zutritt bei den Gebrüdern Grimm, bei Trendelenburg, Steiner, Ritter und Bruno Bauer. Der ihm gewogenen Bettina von Armin lieferte er werthvolle Beiträge zu ihrem „Buche für den König" über das Berliner Proletariat in den sogenannten Familienhäusern. Der Auftrag Pfarrer Sprünglis, bei den Berliner Componisten Lieder für dessen Sammlung zu erbitten, öffnete Grunholzer die Pforte zu der musicalischen Welt der Metropole. Marx, Reithard, Rungenhagen, Erk, Jakob u. a. erfüllten bereitwillig seine Bitte, und Rungenhagen führte ihn in die Singakademie ein. Wie sehr überhaupt das rastlose Streben des jungen Mannes in Berlin geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß Männer wie Ritter, die Grimm und Diesterweg ihm ihre Freundschaft schenkten.

Reich ausgestattet mit Kenntnissen und Lebenserfahrungen, die er nicht nur in Berlin, sondern auch auf seiner Hin- und Herreise und einem Abstecher nach Hamburg und Helgoland gesammelt hatte, kehrte Grunholzer wieder nach seinem bescheidenen Wirkungskreis in Bauma zurück. Bald bestand er hier einen, wenn auch schweren, doch erfolgreichen Kampf gegen die damals

Digitized by Google

mächtige Pietiſtenpartei. Seine Schrift, „Zeugniſſe über die Entſtehung und die Folgen der religiöſen Verirrungen der Familie Spörri“, beleuchtete ſchonungslos die Wirkungen eines heuchleriſchen Pietismus und fand den lebhaften Beifall aller Feinde finſtern Wahns. Nun kam die Zeit der Freiſchaarenzüge, und da konnte ein ſo feuriger Patriot, wie Grunholzer, nicht müßig zuſchauen. Er ſchloß ſich mit Dubs und G. Keller der Zürcherſchaar an, die im zweiten Freiſchaarenzug beſtimmt war, vom Knonaueramt aus eine Diverſion gegen die Gisliker-Brücke zu machen. Als die Zürcher durch Statthalter Hegetſchweiler an der Ueberſchreitung der Grenze verhindert wurden, eilte er nach Zofingen, um ſich den aargauiſchen Schaaren anzuſchließen, kam aber gerade früh genug, um die Kunde vom Scheitern des ganzen Unternehmens zu erhalten.

Nach ſeiner Rückkehr in den Kanton Zürich übernahm Grunholzer auf den Wunſch ſeiner Freunde die Redaction des „liberalen Schulboten“. In welchem Sinne er dieſes Blatt ſchrieb, ergiebt ſich aus dem einleitenden Artikel, dem wir folgende Stellen entnehmen: „Der Schulbote will nicht als trockener Lehrer der Pädagogik auftreten und ebenſo wenig die Schule dem Strudel politiſcher Parteiungen überliefern. Je mehr aber die Volksſchule in das Volk hineinwächst, deſto mehr werden die Vertreter derſelben in die politiſchen Kämpfe verwickelt werden. Dieſe fliehen wäre Verrath an der Volksſchule; bevor der Sturm an dieſer rüttelt, muß er über ihre Vertreter ergehen“. Solchen Grundſätzen treu, kämpfte Grunholzer nicht nur durch den Schulboten, ſondern auch als Mitglied von Synodalcommiſſionen und Redactor von ſchriftlichen Eingaben an die Regierung für die Einführung zweckmäßiger Lehrmittel, für Erhaltung des ſchwer angegriffenen Inſtituts der Schulſynode, für die Methodenfreiheit und eine tüchtige Lehrerbildung, und er hatte die Genugthuung, daß die Reorganiſation der Volksſchule Schritt für Schritt in dem von ihm verfochtenen Sinne erfolgte. Bei all dieſer vielſeitigen öffentlichen Thätigkeit erfüllte er in der Schule gewiſſenhaft ſeine Pflicht und opferte ſogar von ſeiner freien Zeit, um ſchwächern Schülern nachzuhelfen. Dafür hiengen aber auch alle Schüler an ihm, wie an einem Vater.

Als im Kanton Zürich die Hoffnung mehr und mehr ſchwand, den verdienten Seminardirector Scherr wieder für das Lehrerſeminar zu gewinnen, richteten ſich die Blicke auf Grunholzer als denjenigen, der am beſten im Stande ſei, das Seminar im Geiſte des Altmeiſters zu führen; allein die Mehrheit des Erziehungsrathes wagte es nicht, den „extremen Politiker“ zum Seminardirector zu wählen. Unterdeſſen war aber im Kanton Bern der radicale Umſchwung von 1846 erfolgt, und die neue Regierung berief im folgenden Jahre Grunholzer als Seminardirector nach Münchenbuchſee.

Digitized by Google

Dieſe Berufung erregte im Kanton Zürich ungeheure Senſation. Sein Abſchied von Bauma und ſeinen Collegen war erhebend und rührend. Am 18. Mai 1847 zog er in Münchenbuchſee ein, wo ihm alles freundlich entgegen kam. An der am 22. ſtattfindenden Inſtallation entwickelte er in meiſterhafter Rede das Programm, nach dem er in der Folgezeit das Seminar leitete. „Ich weiß", ſagte er unter anderm, „daß hier in den letzten 15 Jahren viel Gutes für die Volksbildung gethan worden iſt und daß man von mir mit Recht erwartet, ich werde vor Allem das vorhandene Gute kennen zu lernen und weiter zu entwickeln trachten. Aber das muß ich nothwendig aus der letzten politiſchen Erhebung des Bernervolkes ſchöpfen, daß man hier die Erziehung des Volkes zur Freiheit im vollen Sinne des Wortes nicht nur erzielen dürfe, ſondern mit aller Kraft anſtreben müſſe. Und das iſt gerade die Bedingung, ohne welche ich keine Hand ans Werk legen möchte, weil es in einer andern Richtung keine vernünftige Erziehung giebt. Die Forderung der Erziehung zur Freiheit fällt mit der nach Peſtalozzi zu löſenden Aufgabe wahrer Menſchenbildung zuſammen. Wenn nun dieſe in der Volksſchule verwirklicht werden ſoll, ſo iſt unabänderlich geboten, daß man den Jugendunterricht rein erhalte von jeder Tendenz mechaniſcher Abrichtung und Ausſtattung der Jugend mit dem Flitterſtaat der Vielwiſſerei, ihm dagegen die bildende Kraft einer naturgemäßen Methode ſichere." Nachdem Grunholzer einen Blick auf den ſeinen Ideen entſprechenden Seminarunterricht geworfen hatte, ſchloß er mit folgenden Worten: „Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß bei einer guten Organiſation der dem Seminar verſchafften Kräfte ſich die dem Volksſchullehrer nothwendige Bildungsſtufe erreichen laſſe. Es kommt alles darauf an, daß die Ausdehnung des Unterrichts in den einzelnen Fächern nicht willkürlich beſtimmt werde, daß nicht ein Lehrer den andern in den Leiſtungen zu überbieten und jeder ſeinem Fache ein Uebergewicht zu verſchaffen ſuche. Das rechte Maß wird ſich von ſelbſt ergeben, wenn bei allem Unterrichte der gemeinſchaftliche Bildungszweck im Auge behalten wird. Ich betrachte es als eine Hauptaufgabe, dieſe Harmonie der Lehrkräfte zu erhalten. Außerdem werde ich das geſellſchaftliche Leben in der Anſtalt dem allgemeinen Bildungszweck entſprechend zu geſtalten ſuchen und mich in ein ſolches Verhältniß zu den Zöglingen ſetzen, daß ſie ſich an mich anſchließen und mit mir den rechten Weg der Vervollkommnung gehen können."

Daß Grunholzer das aufgeſtellte Programm, ſoweit es ihm die Verhältniſſe geſtatteten, erfüllt hat, dafür ſprechen eine genügende Anzahl von Zeugen.

Seine Mitarbeiter in Münchenbuchſee waren: S. Zuberbühler für den Unterricht in der deutſchen Sprache, J. Lehner für Mathematik und Buchhaltung, J. R. Weber für Muſik, Chr. Küpfer für Naturkunde, Zeichnen

Digitized by Google

und Schreiben, J. König für Geschichte und Geographie, Pfarrer Dick und später Langhans für Religion. J. Niggeler war Lehrer an der Dorfschule, die als Muster- und Uebungsschule benutzt wurde, und leitete zugleich die Turn- und Waffenübungen im Seminar. Grunholzer übernahm den Unterricht in Pädagogik, Psychologie und später auch Ethik und Litteratur. Ein Oekonom bewirthschaftete mit Hülfe der 60—80 Zöglinge das 70 Jucharten haltende Seminargut. Die Dauer des Curses war auf zwei Jahre festgesetzt. Die Zöglinge lebten im Convict.

Auf den Antrag Grunholzers wurde sogleich der größte Theil der Liegenschaften verpachtet und den Seminarzöglingen nur die Gärten, die Baumschule und sieben Jucharten Pflanzland zur Bearbeitung überlassen. Der Oekonom erhielt seine Entlassung und die noch bleibenden Functionen desselben wurden den Seminarlehrern Lehner und Küpfer übertragen. Um die Vererbung von Uebelständen im Convictleben von einer Classe auf die andere zu vermeiden, vertauschte man das System der Successivclassen mit demjenigen der Parallelclassen. Ein Hauptaugenmerk Grunholzers war sodann auf eine möglichst fruchtbringende Einrichtung und Benutzung der Musterschule gerichtet. Unter seiner Leitung gestaltete sich endlich das collegialische Verhältniß der Seminarlehrerschaft zu einem äußerst freundlichen. Alle Fragen von etwelcher Bedeutung erledigte der Director an wöchentlichen Conferenzen im Einverständniß mit seinen Collegen. Das herzliche Einvernehmen der Lehrerschaft und das einheitliche Arbeiten nach demselben Ziele in edler Hingabe und Begeisterung konnte nicht ohne den wohlthätigsten Einfluß auf die Zöglinge sein. Es herrschte im Seminar ein heiterer Geist der freudigen Pflichterfüllung. Liebe, Zutrauen; die Weihe in seinem Unterricht und in den gemeinsamen Abendandachten waren Grunholzers wirksamste Zuchtmittel. Notorisch verdorbene junge Leute wurden so aber auch bald nach ihrem Eintritt ins Seminar erkannt und als des Lehrerberufs unwürdig entlassen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Unterricht Grunholzers einigermaßen vollständig skizziren wollten. Wir verweisen auf das „Lebensbild" von T. Koller, S. 415—447. Wer aber nie sah, wie das Erscheinen der edlen Männergestalt des geliebten und verehrten Directors alle Sinne seiner Zöglinge fesselte, wie sein ernster, klarer, liebevoller Blick in ihre Seele drang, wie sie, wenn er sprach, an seinen Lippen hiengen, der macht sich keinen richtigen Begriff von der bildenden Kraft seines Unterrichts. Grunholzer verstand es ganz besonders, hinabzusteigen bis zu den schwächsten seiner Schüler, von klaren und deutlichen Anschauungen ausgehend, sie nach und nach weiter zu führen, ihren Fortbildungstrieb zu wecken und sie zu begeistern für ihren Beruf. Den gleichen Einfluß übte er in vier Wiederholungscursen, die in den Jahren 1848, 1849 und 1850 stattfanden, auf die im Amte stehenden Lehrer aus.

Digitized by Google

Wie im Lehrsaale, so wußte Grunholzer auch in öffentlichen Versammlungen die Geister zu lenken, bei Volksfesten der gehobenen Stimmung in angemessener Weise Ausdruck zu leihen und die Hörer emporzuheben auf den idealen Standpunkt, welchen er selbst bei all seinen Bestrebungen einzunehmen pflegte. Darum lebt auch manch schönes Lied, das er gedichtet, im Munde unseres Volkes. Weniger erfolgreich war Grunholzers Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung. Allerdings wurde er von den damaligen Erziehungsdirectoren, den Herren Schneider und Imobersteg, bei allen wichtigern gesetzgeberischen Arbeiten zu Rathe gezogen; allein seine Anstrengungen für eine rationelle Organisation des Schulwesens hatten nicht den gewünschten Erfolg. Zwei Schulgesetze, die er mit vieler Mühe vorbereiten half, kamen nicht über das Studium des Entwurfes hinaus. Ein Grund hievon mochte theilweise darin liegen, daß die am politischen Horizont auftauchende Reaction die Kraft der Regierung lähmte. Nur das Gesetz über die Organisation der Schulsynode fand Gnade bei der gesetzgebenden Behörde und besteht noch jetzt als bleibendes Zeugniß seines organisatorischen Talentes in Kraft.

Als dann 1850 die Reaction siegte, so war es um eine gedeihliche Wirksamkeit Grunholzers in Münchenbuchsee geschehen. Die Entfernung von seinem geliebten Wirkungskreise war nur noch eine Frage der Zeit. Die Thatsache, daß Grunholzer und seine Collegen im Frühjahr 1852 offen für die Abberufung der Regierung gewirkt hatten, gab der letztern nach ihrem Siege Anlaß, dem Grunholzer'schen Seminar den Todesstoß zu geben. Wir wollen den Schleier, welchen die fortrinnende Zeit nach und nach um die traurigen Erfahrungen Grunholzers und seiner Collegen in jener Periode wob, nicht wegziehen, sonst fangen tausend kaum vernarbte Wunden wieder neu zu bluten an. Betrachten wir lieber das erhebende Bild, das uns Grunholzer und die fest zu ihm stehenden, das Panier der Ehre und der Ueberzeugungstreue stets hochhaltenden Collegen in dieser Zeit des Sturmes boten. Nur einer brach den schönen Bund; alle andern standen und fielen mit ihm. Am 4. Juni 1852 wurden Grunholzer und Niggeler einfach entlassen und am 3. Juli reichten auch die übrigen Lehrer, ausgenommen Hr. Küpfer, ihre Demission ein, die ihnen am 6. Juli ertheilt wurde.

Indessen sollte der Schlag, welcher den Grunholzergeist zu vernichten drohte, nur dazu beitragen, denselben in weitern Kreisen wirksam zu machen. Seine nun zerstreuten Freunde und Collegen fanden bald Gelegenheit, in verschiedenen Gegenden unseres engern und weitern Vaterlandes mit verdoppelter Kraft im Sinne Grunholzers zu wirken. Zuberbühler starb als berühmter Seminardirector in St. Gallen, Weber als Seminarlehrer und hochgefeierter Förderer des Gesangwesens im Kanton Bern, König als tüchtiger bernischer Schulinspector; Lehner, Grunholzers einflußreichster

Digitized by Google

Mitarbeiter, war bis im Herbſte 1881 Schulinſpector im berniſchen Oberlande und genießt jetzt als 75jähriger, allgemein geachteter Mann im Kreiſe ſeiner Kinder ruhig und glücklich die ihm noch beſchiedenen Lebensjahre. Niggeler arbeitet als Turninſpector des Kantons Bern rüſtig fort an der Hebung des Turnweſens im engern und weitern Vaterlande. Für Grunholzer ſelbſt fand ſich leider gerade kein ihm ganz entſprechender Wirkungskreis; aber er trug ſein Schickſal mit Würde; rettete er doch aus dem erlittenen Schiffbruche die Liebe ſeiner Schüler, die bleibende Freundſchaft ſeiner Collegen, die Achtung des Bernervolkes und den Troſt eines guten Gewiſſens.

Auch in der trübſten Zeit verlor Grunholzer den Muth nicht. Er bediente die freiſinnige Preſſe mit trefflichen Artikeln, redigirte im Vereine mit ſeinem Freunde Zollinger in Küßnach ein Jahr lang (1850) die „Schweizeriſche Schulzeitung“ und ſchickte Dieſterweg werthvolle Beiträge für ſeinen pädagogiſchen Jahresbericht. Ueberhaupt ſtand er während ſeiner Amtsthätigkeit in Münchenbuchſee in regem, freundſchaftlichem Verkehr mit Dieſterweg, mit dem ihn gleiche Geſinnung, gleiches Streben und am Ende auch gleiches Schickſal verbanden. Wie dieſer, ſo wirkte auch Grunholzer hauptſächlich durch ſein großartiges Beiſpiel ſittlicher Kraft und ſelbſtverläugnender Hingabe an die großen Ideen der Volkserziehung.

Ein freundlicher Sonnenſtrahl im Leben Grunholzers während dieſer Zeit war der im Frühling 1849 geſchloſſene Liebesbund mit Roſette Zangger, der edlen Tochter des Statthalters und Nationalraths Zangger in Uſter, die im Frühling 1852 ſeine Gattin wurde. In den Briefen an ſeine Braut (T. Koller I., S. 524—536), und ſpäter in ſeinem Familienkreiſe offenbarte ſich auch unter den heftigſten äußern Anfechtungen ſein hoher Sinn, ſein großes Herz voll edler Empfindungen, voll Liebe und Güte. Im Hauſe der Gattin fand er nach der Vertreibung von Münchenbuchſee eine freundliche Zufluchtsſtätte und Muße, um ſeine glänzende „Rechtfertigung der ehemaligen Lehrer des Seminars zu Münchenbuchſee“ zu ſchreiben. Hier überraſchten ihn die impoſanten Sympathieadreſſen der Lehrerſchaft in den Kantonen Zürich und Bern (2. Oktober und 25. Dezember). Ungünſtige Umſtände ließen Grunholzer auch ſpäter auf dem Gebiete des Schulweſens nicht die Stellung finden, für die er am beſten ausgerüſtet war. Nachdem er in den Jahren 1853—1858 mit Auszeichnung an der Induſtrieſchule in Zürich Unterricht in Deutſch und Geſchichte ertheilt hatte, nöthigten ihn Familienverhältniſſe und ſeine angegriffene Geſundheit, dem Lehrerberufe zu entſagen und in das Spinnereigeſchäft ſeines Schwiegervaters einzutreten.

Nachdem ihn früher ſchon der Wahlkreis Wiedikon in den Großen Rath gewählt hatte, übertrug ihm ſpäter der Wahlkreis Uſter das nämliche Mandat. Von 1863—1869 war er Nationalrath. Eine Wahl in den Regierungsrath

Digitized by Google

ſchlug er aus. Dieſes Zutrauen ſeiner Mitbürger rechtfertigte er voll und ganz. Seine vielſeitige Bildung, ſein Rednertalent und die ſittliche Begeiſterung, mit der er für das als recht Erkannte eintrat, ſicherten ihm einen hervorragenden Einfluß, den er überall, wo ſich Gelegenheit bot, im Intereſſe der Volksſchule verwerthete. Das Schulgeſetz des Kantons Zürich vom Jahr 1859 hat durch ſeine Mitwirkung viel gewonnen.

Auch ſonſt arbeitete Grunholzer noch viel auf dem Felde der Pädagogik. „Das Erziehungsweſen der Schweiz“, ein Werk, das er im Jahr 1854 vereint mit Fr. Mann, Lehrer der Kantonsſchule in Frauenfeld herausgab, war die erſte werthvolle Statiſtik des ſchweizeriſchen Schulweſens. Die pädagogiſche Monatsſchrift, welche Grunholzer und Zähringer, Rector in Baden, ſeit 1856 gemeinſam herausgaben, enthält treffliche Abhandlungen von Grunholzer über „häusliche und öffentliche Erziehung“, über „die Organiſation des Schulweſens im Kanton Bern“ u. a. Immer blieb er der Volksſchule treu. Als er alle übrigen amtlichen Stellen niedergelegt hatte, war er noch Mitglied der Gemeindeſchulpflege und Präſident der Secundarſchule in Uſter.

In ſeiner politiſchen, wie in ſeiner pädagogiſchen Laufbahn verfolgte Grunholzer gerade und offen ſeine Ziele, immer ſeiner Deviſe folgend: „Thue recht und ſcheue Niemand“.

Von 1869 an lebte Grunholzer meiſt im freundlichen Kreiſe ſeiner Familie; nur bei außerordentlichen Angelegenheiten trat er noch aus der Reſerve heraus. Krankheitsanfälle ſtörten indeſſen bald ſeinen friedlichen Lebensabend, bis endlich nach kurzem Krankenlager am 18. Juli 1873 ein ſanfter Tod ihn von ſeinen Leiden erlöste. Ein Leichenzug von 2000 Perſonen, eine von 214 Unterſchriften bedeckte Beileidsadreſſe von ſeinen Schülern im Kanton Bern an ſeine Gattin, eine großartige, weihevolle Todtenfeier im Seminar zu Münchenbuchſee am 26. Oktober 1873 zeugten von der großen Verehrung, die ihm überall gezollt wurde. Noch am 25. September 1880 vereinigte eine von ſeinem Geiſt durchwehte erhebende Erinnerungsfeier 60 ſeiner berniſchen Zöglinge in Oberburg bei Burgdorf, ein unumſtößlicher Beweis, daß der Grunholzergeiſt noch lebt und fortwirkt zum Segen der Schule und des Volkes.

S. Schwab.

gitized by Googl

Johann Friedrich Boll.

1801—1869.

[Quellen: Aus dem Leben von Joh. Fr. Boll, von ihm selbst niedergeschrieben. Bern 1870. — Volksblatt, Mittheilungen aus Kirche und Schule. 1869, Nro. 1—3.]

Johann Friedrich Boll, der Sohn eines Handwerkers, wurde den 12. Februar 1801 in Biel geboren. Wegen Kränklichkeit konnte er erst im 9. Jahre in die dortige Primarschule eintreten, hatte aber zuvor schon von der treuen Mutter, welche neben der Besorgung einer schweren Haushaltung Zeit fand, ihr krankes Kind nicht nur zu pflegen, sondern auch zu unterrichten, Unterricht im Lesen, Rechnen und in biblischer Geschichte erhalten. Da der fleißige und talentvolle Knabe nicht zu einem Handwerk tauglich erschien, wurde beschlossen, daß er sich zum Geistlichen ausbilde. Nachdem er bereits durch Helfer Molz, den spätern Zuchthausprediger in Bern, in den alten Sprachen unterrichtet worden war, trat er 1817 in das neu errichtete Progymnasium in Biel und im Herbst des folgenden Jahres in die sogenannte philologische Facultät der Akademie in Bern, welche ungefähr dem heutigen Gymnasium entsprach. Im Frühling 1821 wurde er in die theologische Facultät befördert und bestand 1824 die Candidatenprüfung mit Auszeichnung, trotzdem er mehrere Semester als Hauslehrer in einer patricischen Familie zugebracht hatte. Schon in Biel hatte er Privatunterricht ertheilt, ja eine Zeitlang die obere Knabenschule geleitet und dabei frühe schon seine bedeutende Lehrgabe anwenden, die Zeit wohl ausnützen und für sich selbst sorgen gelernt.

Nachdem er fast zwei Jahre als Pfarrvicar in Nidau gewirkt hatte, wurde er im Juli 1826 zum Lehrer einer der untern Classen der Literarschule in Bern gewählt. Er übernahm zugleich den Religions- und Geschichtsunterricht in einer Privat-Mädchenschule und gründete nach seiner Verheiratung mit Sophie Schmalz von Nidau, welche er in Nidau unterwiesen hatte, ein Pensionat für Knaben, welche die Schulen Berns besuchten, deren Eltern aber auf dem Lande lebten. Es waren dies meistens Patriciersöhne, was ihm, der zur liberalen Partei gehörte, bei der politischen Umgestaltung im Jahre 1831 seine Stellung so unangenehm machte, daß er sich im folgenden Jahre trotz der Befriedigung, welche ihm seine Wirksamkeit in der Schule gewährte, um die erledigte Pfarrei Niderbipp bewarb.

Hier fand er ein reiches Arbeitsfeld, besonders als er bald nach seinem Amtsantritt auch zum Schulcommissär (Schulinspector) des sogenannten Bipperamts gewählt wurde. Energisch nahm er sich der im Argen liegenden

Digitized by Google

Schulen an, steuerte dem Schulunfleiß, wirkte für den Bau neuer Schulhäuser, eröffnete im Pfarrhaus unter der Leitung seiner Gattin eine Mädchenarbeitsschule und hielt jeden Winter an zwei Abenden in der Woche eine freiwillige Fortbildungsschule, welche freilich von den jungen Leuten, für die sie zunächst berechnet war, wenig besucht wurde, um so fleißiger aber von ältern, selbst sechzigjährigen Männern, und in welcher er in Geschichte und Geographie der Schweiz, in Physik und populärer Astronomie unterrichtete. Die nöthigen Veranschaulichungsmittel verfertigte er selbst.

Im Sommer der Jahre 1834 und 1835 ließ das Erziehungsdepartement unter der Leitung von Friedrich Fröbel im Schlosse zu Burgdorf Wiederholungscurse für je circa 70 Lehrer abhalten. Pfarrer Boll übernahm dabei den Religionsunterricht und die Leitung eines Theils der praktischen Uebungen, zu welchem Behufe er jeweilen von Montag bis Donnerstag in Burgdorf verweilte. Pfarrer Bitzius (Jeremias Gotthelf) unterrichtete in Geschichte, Fröbel in Pädagogik, deutscher Sprache, Zeichnen und Schreiben, Professor Hans Schnell in den Naturwissenschaften, Helfer Müller im Gesang u. s. w. Bei der großen Lernbegierde der meisten Theilnehmer nahmen die Curse, welche je 15 Wochen dauerten, den erfreulichsten Verlauf und brachten reichen Gewinn. Sie gehörten stets zu den schönsten Erinnerungen Bolls.

Bei all seiner eifrigen öffentlichen Thätigkeit fand er Zeit, eine „Geschichte der christlichen Kirche für die reifere Jugend und zur häuslichen Erbauung" herauszugeben (Bern, Walthard'sche Buchhandlung 1839), welche noch jetzt zu den besten Schriften dieser Art gehört.

Im Jahre 1838 wurde vom Großen Rath, zunächst versuchsweise auf zwei Jahre, die Gründung eines Lehrerinnen-Seminars beschlossen. Mit der Leitung desselben wurde Pfarrer Boll betraut, der sie neben seinen pastoralen Obliegenheiten zu besorgen hatte. Im Herbst des nämlichen Jahres wurde das Seminar mit 12 Zöglingen im Pfarrhaus zu Niederbipp eröffnet. Der Bildungscurs dauerte zwei Jahre. Die Zöglinge bildeten eine Classe, so daß nur alle zwei Jahre Austritt und Eintritt stattfanden. Boll übernahm den Unterricht in Erziehungslehre, Religion, Geschichte, Geographie, Physik und im Aufsatz, seine Frau den Handarbeitsunterricht; die übrigen Fächer wurden von einem mitwirkenden Lehrer (bis 1848 Arn, von 1848—1865 A. Spychiger) gelehrt. Schon nach Jahresfrist wurde das Seminar in das Pfarrhaus Hindelbank, welches sich seiner angemessenern Räumlichkeiten und seiner centralen Lage wegen besser dazu eignete, verlegt. Der provisorische Bestand des Lehrerinnen-Seminars dauerte bis 1848, in welchem Jahre es erst durch ein Gesetz definitiv festgestellt wurde.

Boll befand sich zu dieser Zeit nicht mehr in Hindelbank. Im Winter 1842—1843 war nämlich im Lehrer-Seminar zu Münchenbuchsee der Typhus

igitized by Google

ausgebrochen, weßhalb der Unterricht eingestellt werden mußte, und hatte auch den Director Rickli ergriffen. Um ihm den zu seiner Erholung angerathenen Aufenthalt in einem mildern Clima zu ermöglichen, versprach Boll, während seiner Abwesenheit seine Stelle von Hindelbank aus so gut als möglich zu vertreten. Allein Rickli starb, bevor der Unterricht in Münchenbuchsee wieder begonnen hatte, und die Behörde nahm nun die von Boll versprochene Stellvertretung in Anspruch, so daß er den ganzen Sommer 1843 hindurch wöchentlich drei Tage in Münchenbuchsee zuzubringen hatte. Auf das Verlangen des Erziehungsdepartements übernahm er dann definitiv die Direction des Lehrer-Seminars und verließ mit schwerem Herzen den ihm theuer gewordenen und so angemessenen Wirkungskreis in Hindelbank. — Das neue Arbeitsfeld war ihm nicht fremd. Seine bewährte Arbeitskraft fand sich darum bald darin zu recht. Er führte sofort monatliche Conferenzen der sämmtlichen Seminarlehrer zur Besprechung alles dessen, was zum Gedeihen des Seminars gehörte, ein. Der bisher zweijährige Seminarcurs wurde um ein Jahr verlängert und das Tactschreiben eingeführt. Allein der anfänglich allseitig befriedigende Gang des Seminars sollte bald gestört werden. Der große Haushalt, zu welchem nicht nur die 100 Seminaristen, sondern auch die Familien der meisten Seminarlehrer gehörten, wurde von der willensstarken Frau Directorin geleitet. Dabei konnten mancherlei Reibungen nicht ausbleiben. Und als die politische Bewegung des Jahres 1846, welcher Boll sich nicht anschloß, auch die Seminaristen ergriff, machte sie sich Luft in Aeußerungen des Unwillens zwar nicht gegen die Person des von allen stetsfort hochgeachteten Directors, wol aber gegen die vielen ihnen zugemutheten landwirthschaftlichen Arbeiten und gegen „das Frauen-Regiment", welches freilich den Schülerinnen in Hindelbank gegenüber besser am Platze gewesen sein mochte. Das verleidete Boll seine Stellung; er bewarb sich um die erledigte Pfarrei Gottstatt und bezog dieselbe noch vor Ende des Jahres 1846. Hier nahm er sich wiederum treulich der Schulen an, hielt im Verein mit Pfarrer Immer in Büren, dem spätern Professor der Theologie in Bern, einen Wiederholungscurs für Lehrer ab und begann die Ausarbeitung seines „Handbuchs zur Kinderbibel".

Als Heinrich Benz, sein Nachfolger zu Hindelbank, im Herbst 1852 im besten Mannesalter starb, lud die Regierung Boll ein, seine frühere Stellung als Pfarrer und Seminardirector daselbst wieder zu übernehmen. Er entsprach dem an ihn ergangenen Rufe, und bald fühlte er sich in Hindelbank wieder so heimisch, als ob er sich nie entfernt hätte. Und merkwürdig, seine in Gottstadt ernstlich erschüttert gewesene Gesundheit besserte sich wieder bei der vermehrten, gewohnten Arbeit. Unterrichten war ihm eben eine Lebensbedingung. Darin besaß er aber auch eine seltene Meisterschaft.

Digitized by Google

„Wenn er unterrichten konnte", schrieb nach seinem Tode ein Mitglied der Seminarcommission, „war er in seinem Element. Der sonst so schweigsame Mann, in geselligen Kreisen wortkarg und einsilbig, verwandelte sich, sobald er vor seine Schülerinnen trat. Da schmolz das Eis, er thaute auf, alles wurde Geist und Leben an ihm, und mit packender Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Klarheit entwickelte er den gegebenen Stoff. So das Gebäude wachsen zu lassen vor unsern Augen, daß Stein auf Stein sich fügte, bis der ganze Bau vollendet war, so lückenlos fortschreitend in der Entwicklung des Gedankens, ohne zu straucheln, einem vorgesteckten Ziel zuzusteuern, das thun ihm mit der gleichen Präcision und pädagogischen Ueberlegenheit nur Wenige nach. Als Meister der katechetischen Lehrform war er anerkannt Land auf Land ab von der gesammten Lehrerschaft". Den Unterrichtsstoff beherrschte er bis ins Einzelnste so vollständig, daß er sich in den Stunden nie weder eines Buches noch irgend welcher Notizen bediente. Solcher Unterricht mußte gute Früchte tragen. — Die einzige wichtigere Aenderung, welche er nach seinem Wiedereintritt ins Lehrerinnen-Seminar vornahm, war die Aufhebung der besondern Musterschule und die Verlegung der praktischen Uebungen in die Primarschule des Dorfes. Die praktischen Uebungen ließ er schon im ersten Jahre des Curses beginnen, wodurch nicht nur die praktische Gewandtheit der Schülerinnen gefördert wurde, sondern auch der theoretische Unterricht in der Methodik, der sonst leicht kleinlich erscheint, an Interesse bedeutend gewann. Das praktische Geschick und die tüchtigen Leistungen der unter Boll gebildeten Lehrerinnen erwarben dem Lehrerinnen-Seminar das Vertrauen des Volkes und trugen am meisten dazu bei, daß im Kanton Bern der Elementar-Unterricht fast ausschließlich Lehrerinnen anvertraut wurde.

Im Auftrage der Erziehungsdirection arbeitete er auf Grundlage der Rickli'schen Kinderbibel eine neue obligatorische Kinderbibel aus, welche 1859 unter dem Titel „Geschichten und Lehren der heiligen Schrift für die reformirten deutschen Schulen des Kantons Bern" erschien und auch außerhalb des Kantons Bern freundliche Aufnahme und Anerkennung fand. Er ließ ihr 1862 sein „Handbuch zur obligatorischen Kinderbibel" folgen, welches, auf positivem Boden stehend, den Lehrern die zu einem fruchtbaren Religionsunterricht nach der Kinderbibel nöthigen Erklärungen und Betrachtungen bot, und um seiner Brauchbarkeit willen sich bei der Lehrerschaft großer Beliebtheit erfreute.

Mit dem zunehmenden Alter fiengen Bolls Kräfte an abzunehmen, so daß sie für seine Doppelstellung nicht mehr ausreichten. Deshalb wünschte er im Frühling 1863 die Direction des Seminars niederzulegen, ließ sich aber bewegen, sie noch während eines Curses beizubehalten. Nach Schluß desselben aber trat er von der Seminarleitung zurück, und das Seminar

Digitized by Google

wurde auf unbeſtimmte Zeit ſuspendirt. Ein ſich entwickelndes Herzübel machte ihm bald auch ſeine paſtorale Thätigkeit unmöglich, weshalb er im Frühling 1868, nachdem ihm ein ſogenanntes Leibgeding zugeſichert worden war, Hindelbank verließ, um ſeine letzten Lebenstage in Bern zuzubringen. Trotzdem ſein Zuſtand ſich raſch verſchlimmerte, war es ihm auch jetzt nicht möglich, müßig zu bleiben. Er verfaßte noch außer einem kurzen, erſt nach ſeinem Tode im Drucke erſchienenen, aber nicht in den Buchhandel gekommenen Lebensabriſſe „zur Beherzigung für Eltern oder deren Stellvertreter“ ein Büchlein über „die häusliche Erziehung“ (Bern, Dalp'ſche Buchhandlung, 1869), voll trefflicher Lehren, Mahnungen und Warnungen für alle Erzieher. Es geht von der Vorausſetzung aus, „daß das elterliche Haus die eigentliche, von Gott geordnete Stätte der Erziehung iſt, und daß Schule und Kirche es wol unterſtützen, aber nun und nimmermehr erſetzen, und daß ſie ihre wichtige Aufgabe nur dann löſen können, wenn eben das Haus das Seine thut“. Dieſe Schrift voll erzieheriſcher Weisheit und treuer Liebe zum Volk und zur Jugend war Bolls Schwanengeſang. Am 16. April 1869 erlöste ihn der Tod von ſchweren Leiden. Er ruht auf dem Friedhof beim Bremgarten und neben ihm ſeine langjährige Lebensgefährtin, die ihm am 5. Oktober 1878 in die Ewigkeit gefolgt iſt.

S. Grütter.

Phokion Heinrich Klias.

1782—1854.

[Quellen: Traité élémentaire de Gymnastique von Klias, Genf 1853. — Vögeli, H. Leibesübungen nach Klias, Zürich 1843. — Schweiz. Turnzeitung 1867. — Mündliche Mittheilungen.]

Aus dem Schutte der helleniſchen Blüthezeit ſproßt die Gymnaſtik wieder empor und erfreut ſich der Wiederaufnahme in die Erziehungs- und Unterrichtspläne als integrirender Theil der Volksbildung, Dank den Männern, die für eine harmoniſche Ausbildung der geiſtigen und leiblichen Kräfte und Anlagen bahnbrechend eingeſchritten ſind, der Deviſe von Michel de Montaigne huldigend: „Es iſt nicht ein Geiſt, nicht ein Leib, den man erziehen ſoll; es iſt ein Menſch, aus dem müſſen wir nicht zwei machen.“ Dieſer Wahlſpruch fand ſeine erſte Verwirklichung in den Erziehungsanſtalten von Baſedow, Salzmann und Peſtalozzi, wo der Gymnaſtik wieder eine berechtigte Stätte bereitet und dieſelbe in den Dienſt der Erziehung zugelaſſen wurde. Sie brach ſich dann auch Bahn in die öffentlichen Schulen; zu ihren Bahnbrechern und Förderern in der Schweiz gehört auch unſer Klias.

Digitized by Google

Im Jahr 1770 wanderte aus Beckenried am Vierwaldstättersee ein Mann, Namens Käslin, nach Nordamerika aus, wo sein Geschlechtsname in Klias umgewandelt wurde. Nachdem er unter Washington mit Auszeichnung gedient hatte, gründete er in Boston mit seinem Bruder ein Handelsgeschäft. Hier verheiratete er sich mit einem aus altfranzösischer Hugenottenfamilie stammenden Fräulein, das ihn mit zwei Knaben beglückte, wovon der jüngere im Jahr 1782 geboren wurde und den Namen Phokion Heinrich erhielt. Die Mutter wurde den Knaben frühzeitig durch den Tod entrissen, weshalb sich der Vater entschloß, dieselben zur Vollendung ihrer Erziehung und Schulbildung in einem Institut unterzubringen. Er wählte zu diesem Zwecke ein ihm empfohlenes Institut in Gröningen in Holland. Der Vater wollte die beiden Knaben im Jahr 1791 selbst an Ort und Stelle begleiten, unterwegs erkrankte er und wurde vom Tode erreicht; der beiden Waisen nahmen sich mitleidige Reisende an und brachten dieselben an den Ort ihrer Bestimmung. Die väterliche Fürsorge übernahm ihr Onkel. Dem jungen Heinrich gefiel das Anstaltsleben in Gröningen nicht. Als er sich eines Tages langweilte, sagte er dem Anstaltsleben Valet und wurde holländischer Schiffsjunge. Bei Anlaß des Krieges zwischen Napoleon I. und England im Jahr 1803 gerieth das holländische Schiff in Englands Hände und Klias in englische Kriegsgefangenschaft, aus der er jedoch bald wieder befreit wurde. Er beabsichtigte nach Boston zurückzukehren, wurde aber durch die damalige Blokade daran verhindert und hielt sich eine Zeit lang ohne Beschäftigung in Amsterdam auf. Als Schiffsjunge erwarb Klias eine ziemliche Fertigkeit in körperlichen Uebungen, so daß er den Entschluß faßte, sich darin noch weiter auszubilden und Lehrer der Gymnastik zu werden. Sein Bekanntwerden mit den Turnschriften von Guts Muths und Vieth, die theilweise schon am Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen sind, mögen wol auch wesentlich zur Wahl dieses Berufes beigetragen haben.

Im Jahr 1806 begann seine Turnlehrerthätigkeit im Hause des dänischen Consuls Muiske in Gröningen. Hier construirte und führte er den Triangel ein, der stets sein Lieblingsturngeräth war, das er auch bald an andern Orten einbürgerte, so z. B. 1810 in Oldenburg bei Baron Jägersfeld. Hier verheiratete er sich mit der Tochter des Großgutbesitzers v. Bulling und übernahm mit seinem Schwager den Betrieb der Landwirthschaft und einer ausgedehnten Schafzucht. Nach einem Jahre glücklichen Zusammenlebens starb ihm eine junge Frau, und von tiefem Schmerze ergriffen verließ er Oldenburg. Das Ziel seines zukünftigen Aufenthalts war zunächst die Schweiz, die er auf seiner Hochzeitsreise nach Oberitalien kennen lernte. Unter allen Städten, die er besuchte, gefiel ihm besonders Bern wol. Im Jahr 1811 betrat er die Schweiz und fand eine Anstellung als Lehrer im Institut des

Digitized by Google

Pfarrers Zehender in Gottſtatt bei Biel. Schon nach einem Jahre ſiedelte er in ſein liebes Bern über, wo er ſich nach zweijährigem Aufenthalte mit Fräulein Margaritha Höpfner verheiratete. Klias wurde berniſcher Artillerie-officier; im Jahr 1814 wurde ſeine Compagnie nach Interlaken beordert; um die freie Zeit mit etwas Nützlichem zuzubringen, turnte er täglich einige Stunden mit ſeinen Soldaten und übte ſie namentlich im Ringen und Schwimmen. Seine Turnlehrerlaufbahn war hiermit eröffnet; im Jahr 1815 erhielt er von der Waiſenhausbehörde der Stadt Bern die Erlaubniß, im Knabenwaiſenhauſe Unterricht in der Gymnaſtik zu ertheilen. Die Reſultate des im ſelben Jahre abgehaltenen Turnexamens überraſchten die dazu eingeladenen Behörden ſo ſehr, daß die Fortſetzung ſeines Unterrichts und damit auch ein größerer Umfang ſeiner Wirkſamkeit geſichert war. Die Regierung ernannte ihn im Jahr 1816 zum Profeſſor der Gymnaſtik an der Akademie und zum Rittmeiſter; im gleichen Jahre trat er auch als Turnſchriftſteller auf und publicirte: „Anfangsgründe der Gymnaſtik oder Turnkunſt“. Das Buch enthielt jedoch kein neues von ihm gegründetes Turnſyſtem; was er ſchrieb, ſchöpfte er weſentlich aus „Guts Muths Gymnaſtik für die Jugend“; dies bekennt er ſelbſt und ſpricht mit großer Achtung von dem verdienſtvollen Gründer und Förderer der Turnkunſt in Schnepfenthal.

Von den günſtigen Erfolgen in Bern angeregt, verſuchte Klias, ſeiner Turnweiſe auch in Paris Eingang zu verſchaffen, wo er in den Jahren 1817 und 1819 dem dortigem Pompiercorps unentgeltlich Turnunterricht ertheilte. Hier fand er aber einen tüchtigen Rivalen in Francisco Amoros, der früher in Madrid eine Militärſchule nach peſtalozziſcher Methode geleitet hatte. Klias vermochte gegen Amoros nicht aufzukommen und auch ſein im Jahr 1819 ins Franzöſiſche überſetztes Turnbuch: „Gymnastique élémentaire“ half ihm nicht zum Ziele.

Beſſer ergieng es ihm in England. Im Sommer 1822 inſtruirte er in Bern einige Jägercompagnien; engliſche Officiere, die ſich bei Anlaß einer Schweizerreiſe in Bern aufhielten und dem Unterrichte einige Male beiwohnten, berichteten nach ihrer Rückkehr von den günſtigen Erfolgen dieſer Inſtruktion und noch im gleichen Jahre wurde Klias nach England berufen, um dort den Unterricht in den Leibesübungen bei den Land- und Seetruppen zu übernehmen. Er trat ſeine Stelle mit dem Rang und Sold eines Hauptmanns an. In den Seeſchulen von Greenwich, Woolwich, Chelſea u. a. erreichte er mit ſeinen Schülern glänzende Reſultate, namentlich ſollen die Leiſtungen in dem für die Seeleute nothwendigen Klettern und Schwimmen überraſchend geweſen ſein. Klias ward ein gefeierter Mann. Als bei einem Schiffsbruche zwei ſeiner Schüler von der Marineſchule zu Greenwich ſich durch Klettern auf die Hauptraa retteten, wo ſie eine lange Herbſtnacht

Digitized by Google

zubringen mußten und in dieſer Lage ausriefen: „Gott ſegne Klias und ſeine Gymnaſtik!“ und als im Militär-Aſyl von Chelſea ſeit der Einführung des Turnens der Geſundheitszuſtand ſich bedeutend beſſerte, da ſtieg die Verehrung des Lehrers der Gymnaſtik noch höher; ſeine Unterrichtsthätigkeit gelangte bald auch in vornehme Familien, die Söhne Wellingtons wurden ſeine Schüler; in Erziehungsinſtituten für Knaben und Mädchen fand ſeine Turnweiſe Eingang und eine reiche Thätigkeit bot ſich dem rührigen und anregenden Mann dar. Klias war in England auch als Schriftſteller thätig; es erſchien von ihm: „An elementary Course of Gymnastic“, ein Buch über die Schwimmkunſt: „Art of Swimming“. Die letztere Arbeit iſt von Dr. Waßmannsdorff als Plagiat von Pfuels im Jahr 1817 erſchienener Anleitung zum Schwimmen erklärt worden. Auch Uebungen für das Mädchenturnen gab er heraus, die dann im Jahr 1829 in deutſcher Sprache unter dem Titel: „Kalliſthenie oder Uebungen zur Schönheit und Kraft“ in Bern bei Jenni erſchienen ſind.

Ein ſchwerer Unfall traf unſern Klias in ſeiner ſchönſten Berufsthätigkeit: ein Triangel brach und der daran turnende Schüler verletzte ſeinen Lehrer am Unterleib ſo unglücklich, daß ſein Leben auf lange Zeit gefährdet war; er erhielt einen einjährigen Urlaub zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, die er in der geſunden Alpenluft zu erhalten hoffte; er kehrte nach Bern zurück. Das war im Jahr 1827. Nach Verfluß ſeines Urlaubs wollte er, ohne daß ſeine Geſundheit vollſtändig hergeſtellt war, ſeinen Poſten wieder antreten, aber kaum über die Schweizergrenze gelangt, fand er für gut wieder in ſein liebes Bern zurückzukehren mit dem Gedanken, ſeinen Wirkungskreis in England aufgeben zu müſſen, was auch unvermeidlich war. Zurückgezogen und der Ruhe pflegend lebte er einige Jahre in Ittigen bei Bern. 1832 trat er, in der damals politiſch bewegten Zeit, wieder an die Oeffentlichkeit, indem er zum Commandanten des berniſchen Landjägercorps ernannt wurde, welche Stelle er ein Jahr lang bekleidete; dann übernahm er die ſchon früher innegehabte Stelle eines Rittmeiſters, die er vier Jahre lang behielt.

Von 1837 an beſchäftigte er ſich wieder mit Turnunterricht und zwar in mehreren Schweizerſtädten und mit gutem Erfolg; er warf ſich auch auf die Heilgymnaſtik und machte darin gute Kuren, die ſeinen Ruf erneuerten.

Im Jahr 1841 ſehen wir den vielbewegten Mann wieder außerhalb der Schweiz; er folgte zur Anwendung der Heilgymnaſtik einer Einladung nach Beſançon, wo er ſich ebenfalls glücklicher Kuren zu erfreuen hatte; man übertrug ihm auch den Turnunterricht an Schulen, an einer Lehrerbildungsanſtalt und bei der Garniſon. Sein hierſeitiges Wirken im Heil-, Schul- und Militärturnen fand großen Beifall; ſein Turnbuch von 1816 erſchien hier in dritter Auflage unter dem Titel: „Somascétique naturelle“. Dieſes,

Digitized by Google

ſowie officielle günſtige Berichte über ſein Wirken verſchafften ihm einen Ruf in die Weltſtadt Paris, wohin ſein Auge ſchon lange gerichtet war, und wo ſich ihm endlich ein erwünſchter Wirkungskreis öffnete. Durch den berühmten Dr. Trouſſeau, der ſeine Berufung bewerkſtelligte, wurde er den erſten Familien empfohlen, und bald war er mit Privatunterricht vollauf beſchäftigt; zu ſeinen Schülern zählte er auch die Söhne des Herzogs von Orleans; die Stadtbehörde übertrug ihm die Oberaufſicht über den Turnunterricht an den Elementarſchulen.

In Folge der politiſchen Ereigniſſe vom 24. Februar 1848 zogen viele Familien von Paris weg, wodurch Klias einen großen Theil ſeiner Privatſtunden verlor und in ſeinen Einkünften weſentlich beſchränkt wurde. Dr. Trouſſeau veranlaßte ihn, durch Gymnaſtik die Heilung des gelähmten Knaben des Arztes Marſelet in Morges zu verſuchen, wohin er ſich im Frühling 1849 begab. Die Heilung gedieh ſoweit, daß der Knabe ſeine Glieder wieder gebrauchen und ohne Krücken gehen konnte. — Im Jahr 1850 kaufte ſich Klias in der Nähe von Solothurn, wo ſein Schwiegerſohn, Herr Lindt von Bern, reformirter Pfarrer war, ein Landgut an, auf dem er den Reſt ſeines Lebens in ſtiller Zurückgezogenheit bei den Seinigen zubringen wollte. Doch auch da war ſeines Bleibens nicht lange; der Tod ſeiner Enkelin, die ſein Liebling war, ſchmerzte ihn ſo ſehr, daß er Solothurn wieder verließ und nach Coppet bei Genf zog, wo er die turneriſche Thätigkeit in ſeinem hohen Alter wieder aufnahm. Er gab in Genf viele Privatſtunden und gründete daſelbſt eine Mädchenturnſchule, die ſich eines zahlreichen Beſuches zu erfreuen hatte. Im Sommer 1852 erhielt er eine officielle Einladung zur Organiſirung des Turnens im Kanton Teſſin, kehrte aber unverrichteter Sache nach Coppet zurück, weil ihm bei ſeiner Ankunft nicht die gehörige Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde.

Zum letzten Male trat Klias öffentlich auf 1853 bei der Feier des Eintritts Berns in den Bund, zu welcher Feier er als Kampfrichter im Schwingen berufen wurde. 1854 ergriff ihn eine heftige Krankheit, die dem Leben des noch jugendlichen Greiſen am 4. November ein Ende machte. Charakteriſch von dem Verſtorbenen iſt, daß er verordnete, ſein Scelett im anatomiſchen Muſeum in Bern bleibend auszuſtellen als Beweis, daß das Turnen auch Einfluß habe auf einen kräftigen und gut ausgebildeten Knochenbau. Die Ausſtellung unterblieb jedoch.

Klias war eine mit vielen Vorzügen, aber auch mit bedeutenden Fehlern angethane Natur. Er war regelmäßig in ſeiner Lebensweiſe, einfach in Nahrung und Kleidung, freundlich in ſeinem Auftreten, gutherzig und mitleidig, und begeiſtert für die Gymnaſtik. Er war auch ein guter Patriot. Zu tadeln war an ihm Ruhmſucht, ſofortige Mißſtimmung, wenn ihm

Digitized by Google

Ruhm und Anerkennung nicht in vollem Maße zu Theil wurde, wenn seine Turnweise nicht unbedingten Anklang fand; das Turnen Anderer war in seinen Augen nichts, Jahn und Spieß anerkannte er nicht als Autoritäten und doch mußte er zusehen, wie das Jahn-Spieß'sche Turnen mehr Anhänger fand als das seinige. Auf das Vereinsturnen vermochte Klias keinen Einfluß auszuüben. Jahns Turnen imponirte der Jungmannschaft mehr als das Klias'sche. Trotz dieser Fehler, die dem thatkräftigen Manne vielleicht manchen guten Plan vereitelten, haben wir Ursache, Klias als wesentlichen Förderer des Turnwesens namentlich in der Stadt Bern anzuerkennen und ihn als solchen zu ehren.

J. Niggeler.

Adolf Spieß.

1810—1858.

[Quellen: „Jahrbücher der deutschen Turnkunst (Band IV.). — Deutsche- und Schweizerische Turnzeitung (Jahrgang 1858). — Seine Turnbücher. — Persönliche Bekanntschaft.]

Adolf Spieß, eines Pfarrers Sohn, wurde am 3. Februar 1810 in Lauterbach im Vogelsberg geboren. Nach kurzer dortiger Amtsthätigkeit vertauschte der Vater seine Stelle mit derjenigen eines zweiten Predigers in Offenbach, wo er eine Erziehungsanstalt nach pestalozzischen Grundsätzen gründete. Hier erhielt Spieß im Kreise der erweiterten Familie unter lebensfrohen Gespielen seine erste Erziehung und Bildung. Als sechs Jahre alter Knabe trat er in die Schule seines Vaters und blieb in derselben bis zum Uebertritt auf die Universität. Neben der Ausbildung seiner geistigen wurde auch für die Ausbildung der körperlichen resp. turnerischen Anlagen gesorgt, indem ein regelmäßiger Turnunterricht in der Anstalt ertheilt wurde, und so wuchs der junge Spieß auf im jugendfrischen Turnleben, das ihn begeisterte das zu werden, was er im Dienste der Erziehung geworden ist — der Begründer eines rationellen Schulturnens, wir können wol auch sagen Vereinsturnens. Er erzählt, daß das Turnen täglich nach Guts Muths betrieben worden sei, daß unter Anleitung der Lehrer auch Schwimmen und Schlittschuhlaufen betrieben, Spiele gemacht und Wanderungen ausgeführt wurden, daß die eigentlichen Turnstunden der Schule den Schülern nicht genügten, daß eine Anzahl unter ihnen einen Turnverein gründeten, der sich mit einem ähnlichen in Hanau in Verbindung setzte. Zwischen beiden Vereinen entwickelte sich ein lebhafter Verkehr und ein fröhliches wetteiferndes

Digitized by Google

Treiben an Reck und Barren, welche Geräthe wie die Uebungen an denſelben den jungen Turnern neu waren. Der gegründete Turnverein war dem jungen Spieß ans Herz gewachſen und er bildete ſich in demſelben zum tüchtigen Turner heran, elegant führte er alle Uebungen aus und begeiſterte damit ſeine Mitturner. Die Offenbacher Turnerei war ſeine Lebensfreude, an die er ſich in den Stunden ſeiner Krankheit freudig und wehmüthig, aber nicht ohne Hoffnung auf allgemeine Einführung des Turnens in die Schulen zu Stadt und Land zurückerinnerte, von der er, wie von der Turnkunſt überhaupt, voll Begeiſterung ſprach. Beſondere Freude hatte er an den Turnfahrten, welche von den verbündeten Vereinen von Offenbach und Hanau mit Sang und Klang in den Taunus ausgeführt wurden. Seine ſchöne, klangvolle Stimme gab dieſen Wanderungen Leben und Würze. Für ihn waren ſie verhängnißvoll, indem er ſich auf einer derſelben eine Fieberkrankheit zuzog, die ihn an den Rand des Grabes brachte und nicht unwahrſcheinlich Urſache zu ſeiner ſpätern Bruſtkrankheit geweſen iſt. Trotz ſeiner durch ſie geſchwächten Geſundheit bereute er ſie nicht, die ſchönen Turnfahrten in den Taunus und auf den Feldberg, ſie waren zu ſchön geweſen.

Im Frühling 1828 bezog Spieß die Univerſität Gießen, um ſich dem Studium der Theologie zu widmen, wozu ihn jedoch der innere Beruf nicht ſtark drängte. Dem jungen eifrigen Turner lagen neben der Turnkunſt mehr die Muſik und auch Geſchichte am Herzen als die Theologie. Mit Vorliebe beſchäftigte er ſich auf der Hochſchule auch mit Fechtübungen, Turnſpielen und Turnfahrten. Bei einem akademiſchen Duell zog er ſich eine Verwundung der Lunge zu, die wol auch mit Urſache zu ſeinem frühen Tode war. Wie bekannt war im Jahr 1819 die ſogenannte „Turnſperre“ eingetreten durch Erlaſſung eines Verbotes gegen das öffentliche Turnen an Gymnaſien und Hochſchulen, wie es unter Jahns Führung betrieben wurde. In Ermanglung einer „Studententurngemeinde“ gründete Spieß in Gießen eine ſolche unter Knaben, welche turneriſche Aufzüge und Ausflüge veranſtaltete, bis ſie, Aufſehen erregend, auch unter das Verbot von 1819 geſtellt und die „Turnarbeit im Gewande jugendlicher Freude“ wieder aus den freien Räumen des Feldes und Waldes in enge eingeſchloſſene Gartenräume zurückgedrängt wurde.

Vom Frühling 1829 an bis zum folgenden Frühling ſtudirte Spieß in Halle und dann bis zum Herbſt 1831 wieder in Gießen, wo er ſeine Univerſitätsſtudien ſchloß, doch nicht um ſich der Kanzel und dem Pfarramte zu widmen. Er hatte mehr Neigung zum Lehrerberuf, und da galt ſein inneres Streben namentlich der Förderung der Turnſache, deren Ziel er ſich während ſeiner Studienzeit klar vorlegte und nie aus den Augen verlor. In den beiden erwähnten Knabenturnvereinen begann ſeine Turnlehrerthätigkeit,

Digitized by Google

die er dann mit schönen Erfolgen während 15 Jahren in unserm Vaterlande ausübte. Zuerst fand er Anstellung als Hauslehrer bei dem hessischen Grafen Solms-Assenheim der in seinem Schloßpark in Assenheim nach dem Wunsche seines Hauslehrers bereitwilligst einen Turnplatz errichtete.

Im Jahre 1833 gründete die Stadt Burgdorf eine neue Schulclasse, an welcher Spieß für Geschichte, Gesang und Turnen angestellt wurde. Er trat im Oktober gleichen Jahres in die neue Stellung ein. An den Schulen Burgdorfs wirkten auch die bekannten Schulmänner Fröbel, Langethal und Mittendorf, welch letztere zwei Turner auf der Hasenhaide und Lützower Freiwillige gewesen waren. An ihnen fand Spieß eine kräftige collegialische Stütze.

Auf freiem, nicht von Mauern eingeschränktem Raume konnte Spieß von nun an seine Ideen entfalten — auf einem öffentlichen Turnplatze an der vorbeifließenden Emme, wo auf der einen Seite die Stadt mit ihrer stolzen Burg und auf der andern Sandsteinflühe sich erheben. Das war für ihn ein Wirkungskreis nach seinem innigsten Herzenswunsche. Ein am 1. Oktober 1836 gefeiertes Schulturnfest gab Zeugniß von seiner Lehrkunst in diesem Unterrichtsfache. Behörden, Eltern und Schüler waren seiner Turnweise zugethan. Ein erweitertes Feld seiner turnerischen Wirksamkeit wurde ihm an dem im Herbst 1833 gegründeten Staatsseminar in Münchenbuchsee eröffnet, wohin er sich wöchentlich ein bis zwei Mal begab. Als gewesener Zögling dieser Anstalt erinnern wir uns noch lebhaft an seine belebende und begeisternde Unterrichtsweise, wie er singend mit seiner Turnerschaar auf den Turnplatz zog und ebenso wieder von demselben zurück, wie er in klarer Uebersichtlichkeit den Lehrstoff systematisch und methodisch gliederte und seine Schüler auch geistig in denselben einführte. Burgdorf und Münchenbuchsee waren denn auch seine Versuchsstationen zu einer umfangreichen literarischen Thätigkeit. Spieß hat, was nicht vergessen werden darf, in Burgdorf auch dem Mädchenturnen Bahn gebrochen, hat ja dasselbe in dem nahen Dorfe Kirchberg durch ihn Eingang gefunden. Im Jahr 1840 trat er mit einer Burgdorferin in den Ehestand, was zur Folge hatte, daß er Schweizer geworden ist, indem er sich in der Stadt Biel als Bürger einkaufte.

Nach beinahe elfjährigem Wirken im Kanton Bern folgte Spieß im Jahre 1844 einem Rufe nach Basel als Lehrer am Gymnasium, an der Realschule und am Waisenhause. Die von jeher turnfreundlich gesinnte Stadt und turnlustige Baslerjugend bereitete ihm ein schönes und fruchtbares Arbeitsfeld. Im kräftigsten Mannesalter arbeitete Spieß hier am Aufbaue des Schulturnens für Knaben und Mädchen, theoretisch und praktisch, unterstützt von zahlreichen Gesinnungsgenossen. Bezaubernd wirkte Spieß's Geist

Digitized by Google

auf die Jugend, überall auf freien Plätzen gab ſich derſelbe in Spielen und Turnübungen kund. Die vier Jahre des Aufenthalts in Baſel waren für Spieß die Blüthezeit ſeines unermüdlichen Wirkens.

Im Jahr 1848 trat Spieß die letzte Epoche ſeines thatenreichen Lebens an. Das heſſiſche Miniſterium von Gagern trug ihm unter dem Titel eines Aſſeſſors des Studienrathes die Turnlehrerſtelle in Darmſtadt mit einem ſchönen Gehalt an. Er folgte dem Rufe in die Hauptſtadt ſeines Heimatlandes und widmete dieſem die letzte Kraft ſeines Lebens. Seine Thätigkeit erſtreckte ſich nicht nur auf die Schulen Darmſtadts, das Miniſterium betraute ihn auch mit der Leitung von Lehrerturncurſen, die den Zweck hatten, angeſtellte Lehrer zur Ertheilung des Schulturnens anzuleiten. An Anerkennung und ſchönen Erfolgen ſeiner raſtloſen Thätigkeit hat es ihm auch hier nicht gefehlt, jedoch blieb die allgemeine Einführung des Turnens in die heſſiſchen Schulen für ihn ein frommer Wunſch, den er mit ins Grab nahm. Das Werk iſt aber von ſeinen Jüngern fortgeſetzt worden, und die Jugend ſeines Landes genießt nun die Früchte des von ihm ausgeſtreuten Samens.

Im Jahr 1855 mußte Spieß ſeines zunehmenden Bruſtleidens wegen, zu dem, wie oben bemerkt, ſchon theilweiſe in ſeinen Studienjahren der Grund gelegt worden iſt, ſeiner Berufsarbeit entſagen. Vergebens ſuchte er während zwei Jahren an den milden Ufern des Genferſees ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, am 9. Mai 1858 hat die tückiſche Krankheit ſeinem Leben ein zu frühes Ende gemacht. Reich war jedoch dieſes kurze Leben an turneriſchen Arbeiten und Schöpfungen, die nicht verloren gegangen ſind, weil er Jünger herangezogen hat, die mit beharrlicher Thatkraft in ſeinem Sinn und Geiſt fortarbeiten. Die „Deutſche Turnerzeitung“ ſagte bei Anlaß der Trauernachricht: „Das Turnweſen verliert in dem trefflichen Manne einen ſeiner hervorragendſten Vertreter, einen geiſtreichen Theoretiker, einen praktiſchen Lehrer von ſeltener Begabung. Seine literariſchen Schöpfungen, wie die thatſächlichen Zeugniſſe ſeines Wirkens in Burgdorf, Baſel und Darmſtadt ſichern ihm die dankbare Verehrung aller Freunde der Sache; ſie werden ſein Bild anreihen den vorausgegangenen Kämpfern für vernünftige Leibesbildung: Guts Muth und Jahn.“

Im Jahre 1872 errichtete die deutſche Turnlehrerſchaft, woran ſich auch die ſchweizeriſche betheiligte, dem Verewigten auf dem Friedhofe in Darmſtadt ein Denkmal mit der Inſchrift: „Dem Begründer des deutſchen Schulturnens Adolf Spieß ſeine Schüler und Freunde, 1872.“

Treten wir noch in Kürze auf die literariſche Thätigkeit von Spieß und auf die Grundſätze ein, die er zur Umgeſtaltung des Turnweſens und namentlich des Schulturnens aufgeſtellt hat.

Digitized by Google

Spieß fordert unbedingte Einordnung des Turnens in den Organismus der Schule; er sagt: „Schulleben ohne Turnleben ist nur ein halbes, sowie umgekehrt das Turnen ohne Zusammenhang mit der Schule ein Nothbehelf ist und bleibt.“ In diesen Worten bezeichnet er die Stellung des Turnens zur Schule. Beide sollen einander unterstützen, „die Schule soll dem Turnen zu Hülfe kommen und dieses soll Frische und Belebung in die Schulthätigkeit bringen.“ Spieß will Ebenbürtigkeit des Turnens mit den übrigen Unterrichtsfächern, und damit diese voll und ganz erreicht werde, verlangt er:

1. Classenweisen Turnunterricht anstatt Zusammenzug sämmtlicher Classen einer Schule.

2. Jede Schulclasse soll, wenn immer möglich, von ihrem Lehrer selbst im Turnen unterrichtet werden.

3. Jede Classe soll täglich eine Turnstunde haben. Die eine Hälfte soll dem geregelten Turnen, die andere der freien Turnthätigkeit namentlich den Bewegungsspielen gewidmet sein.

4. Die Turnräumlichkeiten sollen in unmittelbarer Nähe der Schule und auch für den Betrieb des Turnens im Winter eingerichtet sein.

5. Die Turnstunden sind dem Lectionsplane der Schule einzuverleiben.

6. Der Turnunterricht soll sich auf das ganze Jahr erstrecken, mit dem schulpflichtigen Alter beginnen und der männlichen und weiblichen Jugend zu Theil werden.

Die Realisirung dieser Grundsätze erheischte wesentliche Reformen auf dem Gebiete des Schulturnens; Betriebs- und Lehrweise mußten anders, der Lehrstoff für beide Geschlechter und jedes Schulalter ausgeschieden und die Turneinrichtungen weitergehenden Forderungen unterstellt werden. Spieß unternahm neben seiner strengen Arbeit auf dem Turnplatze diese bedeutende Arbeit. Zuerst gieng er an die Ausarbeitung einer „Turnlehre“, welche in vier Theilen die Turnkunst wissenschaftlich systematisch darstellt. Der erste Theil, im Jahr 1840 erschienen, enthält die Freiübungen. Sie sind hervorgegangen aus dem Bedürfniß einer Turnart, vermittelst welcher der Körper auch ohne Geräth eine Ausbildung erhalten kann und welche geeignet ist für Knaben und Mädchen. Das Buch war jedoch in seiner Anwendung dem Bedürfniß nicht nachgekommen, weil ihm die methodische Anordnung des Uebungsstoffes mangelte, was das Buch unpopulär machte und, wenn es dennoch gebraucht wurde, manchen Mißgriff verursachte. Später sind diese Uebungen durch Spieß selbst und durch Andere methodisirt und damit auch popularisirt worden. Jetzt sind sie auf allen Turnplätzen eingebürgert und zum Gemeingut geworden.

In den zwei folgenden Theilen sind die Hang- und Stemmübungen in systematischer Uebersichtlichkeit dargestellt. Jene erschienen 1842 und diese

Digitized by Google

ein Jahr ſpäter. Wer dem Verfaſſer der Turnlehre vorwirft, er dränge die Geräthübungen gegenüber den Freiübungen allzu ſehr in den Hintergrund, der vergleiche dieſe zwei Theile mit dem erſten und er wird ſich überzeugen, daß dieſer Vorwurf unbegründet iſt.

Der vierte Theil handelt vom „Turnen in den Gemeinübungen, in einer Lehre von den Ordnungsverhältniſſen bei der Gliederung einer Mehrzahl", 1846 erſchienen. In den drei vorausgegangenen Theilen ſetzt die Turnlehre bei der Aufſtellung ihrer Uebungen nur den Einzelnen und deſſen leibliche Gliederung und Zuſammenſetzung voraus, während ſie im vierten Theile ihre Aufgabe noch dahin vervollſtändigt, daß ſie den Einzelnen auch als Glied einer geſellſchaftlichen Einheit Mehrerer ins Auge faßt. Damit hat uns Spieß eine neue Turngattung — die Ordnungsübungen geſchaffen, bei welchen der Einzelne nur als Glied eines Ganzen erſcheint und nur als ſolches mit den andern Gliedern gemeinthätig iſt. Die Uebungen, die in gemeinſamer Thätigkeit einer Mehrzahl von Schülern ausgeführt werden, nennt Spieß Gemeinübungen, welche nicht nur Ordnungsübungen, ſondern auch Frei- nnd Geräthübungen ſein können. Für das Gemeinturnen an Geräthen war eine andere Geräth-einrichtung erforderlich, was Spieß veranlaßte, das Stangengerüſt, die Doppelleitern, den Langbarren u. ſ. w. zu errichten. Die „Turnlehre" von Spieß hat der Turnkunſt einen großen Fortſchritt verſchafft; ſie feiert ihren Sieg in den Gemeinübungen, aus welchen unſer Sectionswettturnen hervorgegangen iſt.

Nachdem die Turnlehre erſtellt war, machte ſich Spieß auch an die Herausgabe eines Handbuches für den Lehrer unter dem Titel: „Turnbuch für Schulen als Anleitung für den Turnunterricht durch die Lehrer der Schulen". Das Buch zerfällt in zwei Theile; der erſte, 1847 erſchienen, enthält die Uebungen für das 6.—10., und der zweite, 1851 erſchienen, die Uebungen vom 10.—16. Altersjahr. Das ganze Buch iſt ein bedeutendes Werk, dem jedoch nicht unweſentliche Mängel vorgehalten worden ſind, worunter wir folgende hervorheben: Es iſt zu breit angelegt, es fehlt ihm an ſprachlicher Einfachheit, klarer Ueberſichtlichkeit und Sichtung des Stoffes, ſo daß Anfängern im Turnunterricht die Auswahl der Uebungen für die verſchiedenen Schuljahre erſchwert wird. Spieß wollte aber, daß der Lehrer ſelbſt das aus der dargebotenen Stofffülle herausgreife, was für die Verhältniſſe ſeiner Schule paßt, daß er überhaupt auch dem Studium der Turnkunſt ſich widme.

Ungeachtet der angeführten Mängel hat das Buch Anregung und Belehrung verbreitet und einem gründlichen Schulturnen Bahn gebrochen, deſſen Fortſchritt zwar ein langſamer, aber doch ein ſtetiger iſt.

Digitized by Google

Erwähnt zu werden verdient noch das Schriftchen: „Gedanken über Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung“. Die Abfassung desselben fällt in das Jahr 1842, in welchem der preußische König die Turnsperre wieder aufhob; sie wurde unternommen auf Veranlassung des damaligen Cultus- und Unterrichtsministers Eichhorn, der die Neugestaltung und Neubelebung des Turnwesens an die Hand nahm. Nicht ohne Grund erwartete Spieß eine Berufung nach Berlin, die sich aber zerschlug. Er widmete seine Kraft und seine rastlose Thätigkeit nunmehr noch mehrere Jahre seinem Adoptivvaterland. Man war ihm dafür dankbar.

J. Niggeler.

Nikolaus Rietschi.

1798—1875.

Am Morgen eines heitern Frühlingstages 1820 wanderte ein Dutzend junger Leute aus dem untern Thore der Stadt Luzern, und der das schreibt, war auch dabei. Die muntere Schaar bildete das Comitat eines Freundes, der im Begriffe stand nach Deutschland zu reisen. Der schlanke blondgelockte Mann war der gewesene Student der Theologie Nikolaus Rietschi, geboren 24. Juni 1798.

Schon seit längerer Zeit war die Erziehungsbehörde des Kantons darauf bedacht gewesen, die Lehrerbildung auf eine höhere Stufe zu heben, und dem Seminar eine bessere Einrichtung zu geben. Die Leitung desselben sollte in die Hand einer tüchtigen jungen Kraft gelegt werden. Der Gedanke war zunächst von dem Referenten Eduard Pfyffer ausgegangen [1]. Wie dieser Staatsmann überhaupt seine Leute kannte und zu finden wußte, so fiel seine Wahl bald auf den jungen Rietschi, dessen geistige Begabung, ideales Streben und sittlich reiner Wandel ihm theils aus der Schule, theils aus dem Privatleben bekannt war. Er ließ ihn zu sich rufen und suchte ihn für seinen Plan zu gewinnen. Der für alles Höhere begeisterte Jüngling sagte freudig zu; er gab das theologische Studium auf und begann mit Eifer sich auf seine pädagogische Wirksamkeit vorzubereiten.

Nach Pfyffers Anweisung begab er sich zunächst nach Rastatt, um das damals in vorzüglichem Rufe stehende Lehrerinstitut unter Director Holdermann kennen zu lernen; hernach verweilte er 6 Monate in der Pestalozzianstalt zu Iferten, wo er nach dem Zeugnisse von Dr. Joh. Niederer „mit Verstand

[1] S. Band II, 294.

Digitized by Google

und musterhaftem Fleiß das Studium der Elemente und Grundsätze der Menschenbildung sich angelegen sein ließ und die Achtung und das Zutrauen aller Lehrer erwarb"; schließlich besuchte er Freiburg, um sich mit der Organisation und dem Gange des Unterrichts der dortigen Stadtschulen bekannt zu machen, welchen P. Girard als Präfect vorstund [1]. Der Umgang mit diesem vortrefflichen Manne gestaltete sich zu einem Freundschaftsverhältniß, das noch herzlicher wurde, nachdem Girard, um der Verfolgung des Bischofs Jenny und der von ihm berufenen Jesuiten zu entgehen, sein altes Kloster in Luzern wieder bezogen hatte.

Bald nach der Rückkehr Rietschis in seine Heimat erfolgte seine Ernennung zum „Pädagogen für das Landschulwesen" (16. Oktober 1821) mit der Aufgabe, „das Lehrerseminar, welches alljährlich eröffnet wird, zu leiten, die vom Erziehungsrathe zu bezeichnenden Schulen zu besuchen, sich mit dem betreffenden Inspector in Rücksprache zu setzen und dem Referenten zu berichten." Die Besoldung betrug 600 Fr. und das Reisetaggeld 4 Fr.

Das Seminar befand sich in Mariahilf, dem ehemaligen Kloster der Ursulinerinnen an der Musegg. Es sollte jedes Jahr ein viermonatlicher Lehrcurs abgehalten werden. Die Lehrgegenstände waren: Religionslehre, Erziehungs- und Unterrichtslehre, deutsche Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung, Rechnen und Messen, Schönschreiben, Gesang, Zeichnen und Turnen.

Kaum hatte Rietschi seine Stelle angetreten, so hatte er Schüler und Behörden vollständig für sich gewonnen. Auch aus andern Kantonen kamen junge Leute nach Mariahilf, um sich da auf den Lehrerberuf vorzubereiten. Viele auch besuchten das Seminar blos um eine gehobenere Bildung für das bürgerliche Leben zu erwerben. Der Zudrang war bald so groß, daß eine Anzahl der Zöglinge außerhalb der Anstalt ihr Unterkommen suchen mußte. Der Grund, daß das Institut in kurzer Zeit allgemeines Zutrauen genoß, lag hauptsächlich darin, daß der junge Director es verstand, die Zöglinge durch seine Persönlichkeit zu fesseln und dem Unterrichte jene Weihe und zugleich jene praktische Richtung zu geben, die geeignet sind, die Jugend und deren Eltern zu gewinnen. Pectus est, quod pædagogum facit.

Die Schulvisitationen auf dem Lande brachten den Director in nähere Berührung mit den Lehrern, die er hin und wieder in kleinern Kreisen versammelte, um mit ihnen Gegenstände des Unterrichtes und die Interessen der Schule zu besprechen. Wie diese Conferenzen von gewisser Seite damals beurtheilt wurden, ersieht man z. B. aus dem Protokolle des Erziehungsrathes vom 18. Mai 1822, laut welchem ein Schulinspector, Pfarrer S. in Adligenschwil der Behörde persönlich die Mittheilung machte, „man gehe damit

[1] S. Band II, 276.

Digitized by Google

um, einen Schullehrerverein zu bilden, in Folge welchem die Lehrer eine eigene Gesellschaft und gleichsam einen eigenen corpus bilden wollen. Diese halten Zusammenkünfte, welchen Herr Rietschi beigewohnt haben soll, stehen jedoch unter keiner Aufsicht und werden durch einen ordentlichen Vorstand geleitet. Da er nun die Schullehrer als in untergeordneter Stellung ansehe, die aus sich selbst nichts thun können noch dürfen, und gleichsam nur das Instrument der Jugendbildung seien, so müsse er einen solchen Verein als revolutionär und illoyal, als durch keine gesetzliche Behörde eingesetzt und garantirt ansehen, und bitte sonach den Erziehungsrath auf dieses Ergebniß seine Aufmerksamkeit zu richten und noch in der Zeit diesfalls seine Verfügungen eintreten zu lassen. — Darüber hat der Erziehungsrath, der von solchem Unternehmen der Lehrer durch diese Anzeige die erste Kenntniß erhalten hat, erkannt: es sei der Referent einzuladen, über diese von Pfarrer S., Schulinspector, gemachte Eröffnung umständlichen Bericht zu erstatten."

Der Referent aber war Ed. Pfyffer, welcher die Sache ganz anders ansah als der geistliche Herr. Er stellte dieselbe auch dem Erziehungsrathe ins rechte Licht und unterstützte das Bestreben Rietschis, die Lehrer zeitweilen zu freien Besprechungen und belehrenden Vorträgen zusammenzurufen. Gerade durch diese Vereinigungen erwachte ein bisher noch nicht dagewesenes frisches und reges Leben unter der Lehrerschaft, das wiederum für die Schule gute Früchte trug. Als aber von den Gegnern immer wieder gegen die Conferenzen agitirt wurde und die Angelegenheit sogar an Schultheiß und täglichen Rath gebracht wurde, vermochte Pfyffer nicht mehr, ein förmliches Verbot derselben zu verwehren.

Obwol die Geschäfte als Director des Seminars und Inspector der Landschulen die Thätigkeit Rietschis vollauf in Anspruch nahmen, entsprach er doch dem Wunsche der städtischen Behörde, einen Theil des Unterrichts an dem obern Classen der Bürgerschule zu übernehmen, und fand bei seinem unermüdlichen Eifer noch die Zeit, an den Vorarbeiten zum neuen Schulgesetz [1] wirksamen Antheil zu nehmen und mit Beihülfe des ausgezeichneten Elementarlehrers Laurenz Hildebrand eine Reihe von Lehrmitteln vorzubereiten, welche gegen das Ende der Zwanziger- und im Anfange der Dreißiger-Jahre in rascher Folge erschienen. Solche waren ein Lesebüchlein für die untern Classen, Rechnungsaufgaben, Schreibvorlagen, eine „kurze Schweizergeschichte der luzernischen Schuljugend gewidmet", eine Umarbeitung der „Züge von Heldenmuth und Biedersinn", eine Karte des Kantons Luzern u. s. w. Die bedeutendste Leistung waren die 3 Hefte „Mündliche und schriftliche Uebungen in der deutschen Sprache für Primarschulen", mit dem Motto: Wenige

[1] S. Band II, 299.

Digitized by Google

Regeln, viele Uebungen. Das Ganze war eine Beispielgrammatik nach Girard's Idee, daß aller Stoff im Unterricht, welcher der Sprachbildung diene, zugleich das sittliche und religiöse Gefühl wecken und beleben soll. Das nach 3 Stufen geordnete Buch ist auch heute noch für den Lehrer brauchbar als eine Art Magazin zur Auswahl angemessener Aufgaben aus dem ganzen Gebiete der Sprachformenlehre. Eine anziehende Jugendschrift ist die 1828 herausgegebene „Reise durch die Urkantone" und eine gute Lektüre kam mit der Sammlung „Gedichte, Naturschilderungen und Fabeln zur Weckung und Belebung einer sittlich-religiösen Gesinnung und reiner Vaterlandsliebe" in die Hände der Jugend.

Im Jahr 1833 gründete Rietschi den Lehrer-, Wittwen- und Waisenverein. Zu Gunsten desselben verfaßte er zwei Schriften, „Aehrenlese" und „Bildungsfreund für Schule und Haus", und schenkte den Ertrag (Fr. 322) dem Verein, dessen Vermögen nach der ersten Jahresrechnung 1836 in Fr. 5262 alter Währung und nach derjenigen vom Jahr 1880 Fr. 96,465 n. Währung betrug.

Das Jahr 1830 hatte das neue treffliche Schulgesetz sammt den verschiedenen Vollziehungsverordnungen gebracht. In Folge desselben wurde Rietschi aufs neue als Director des Seminars bestätigt und bei Zusendung des daherigen Wahlactes sprach ihm der Erziehungsrath den Dank aus „für den ruhmvollen Erfolg seiner bisherigen Arbeit."

Die Zeit der Regeneration, die sogenannte Dreißigerperiode, führte den Schulmann auf andere Gebiete. Das Vertrauen der Mitbürger rief ihn in den Verfassungsrath, dann wiederholt in den Großen Rath; er wurde zeitweise Mitglied des größern und engern Stadtrathes, sowie des Armen- und Waisenrathes. Im September 1831 ernannte ihn die Stadtbehörde zum Director der Töchterschulen, jedoch ohne Verpflichtung zu irgend welchem Unterricht.

Als Schultheiß Pfyffer das Präsidium des eidgenössischen Staatsrathes und der Tagsatzung übernahm (1832), trat Rietschi als Referent beim Erziehungsrath für ihn ein und verblieb in diesem Amte bis nach dem im Jahr 1834 erfolgten Tode Pfyffers. Letzteres Ereigniß erfüllte ihn mit tiefem Schmerze; hatte er doch in dem edlen Manne seinen besten Gönner und treuen Freund verloren, dem er freudig und unentwegt beim Werke der öffentlichen Erziehung und der geistigen Hebung des Volkes zur Seite gestanden!

Im Jahr 1840 gelangte endlich auch ein Plan, der eine Herzenssache Rietschis war, zur Verwirklichung, die Errichtung der kantonalen Taubstummenanstalt. Seit Jahren hatte er sich bemüht, den Behörden die Nothwendigkeit einer solchen darzustellen und sie zur Anweisung der nöthigen

Digitized by Google

Mittel und Lokalitäten zu bewegen; schon 1836 hatte er bei Privaten eine Sammlung von Beiträgen ins Werk gesetzt und einen Bazar von Frauenarbeiten veranstaltet, der eine sehr bedeutende Summe abwarf, wofür ihm der Regierungsrath ein Dankschreiben übermachte.

So wirkte und schaffte Rietschi während zwei Jahrzehnden. Obwohl er im ganzen Lande geachtet und geehrt und seine Verdienste auch von Gegnern anerkannt wurden, so fehlte es ihm doch nicht an Feinden und Verfolgern.

Es kam das Jahr 1841 mit der ultramontanen Reaction. Einer der ersten Angriffe gegen die Schöpfungen der liberalen Dreißigerregierung war gegen das Lehrerseminar gerichtet. Schon 10 Wochen nach der Annahme der neuen Kantonsverfassung, den 15. Juli, wurde die Verlegung des Seminars nach dem Kloster St. Urban beschlossen, welches die Verpflichtung eingieng, „mit Ausnahme der Besoldungen für den Director und die Hülfslehrer, welche der Erziehungsrath außer der Mitte des Klosterpersonals zu bestellen für nothwendig erachten werde, alle und jede Kosten zu übernehmen". Es verbreitete sich das Gerücht, daß Rietschi als Director „abgesetzt" sei. Sofort reichte eine große Zahl ehemaliger Zöglinge dem Erziehungsrathe eine Zuschrift ein, um zu bezeugen, daß sie „Herrn Rietschi die tiefste Erkenntlichkeit zollen für die von ihm erhaltene Unterweisung und Vorbereitung zu dem schwierigen Lehrerberuf, daß sie in seiner Liebe, Thätigkeit und Hingabe für die Sache der Jugendbildung das ermunterndste Beispiel verehrt haben u. s. f." und sprachen schließlich die Erwartung aus, daß, „wenn es sich um die Belassung des Directors in seinem Wirkungskreise oder um dessen Entfernung aus demselben handle, dieses Bekenntniß seiner Schüler in die Wagschale für seine Anerkennung aufgenommen werde".

Rietschi wendete sich mit einer Beschwerdeschrift an den Großen Rath, um darzuthun, daß die neue Verfassung in Bestimmung der Erneuerungswahlen zwischen Lehrern und Beamten einen Unterschied mache, daß die ihm z. B. zugestellte Wahlurkunde ein wolerworbenes Recht auf seine Anstellung gewährleiste und ihm von Seite des Regierungsrathes durch Ueberschreitung der Befugnisse, welche das Schulgesetz vom 19. Mai 1830 demselben einräume, ein persönliches Unrecht zugefügt werde. Er bat, ihn gegen Vergewaltigung der Behörden zu schützen. — Die Zuschrift wurde dem Regierungsrathe zur Berichterstattung überwiesen. Diese, von Constantin Siegwart redigirt, berief sich zunächst auf den Willen des Volkes, „das unzufrieden sei mit den Schuleinrichtungen und dem Lehrerpersonale und bei seinem beharrlichen Begehren nach einer Verfassungsveränderung vorzugsweise den Wunsch ausgedrückt und wiederholt habe, es möchte das Schulwesen im Geiste der römisch-christkatholischen Religion umgestaltet werden, von dem sich der Lehrerstand mehr und mehr zu entfremden scheine". „Die Gemeindeschule", fährt

Digitized by Google

der Bericht fort, „ist das Fundament des gesammten Schul- und Bildungswesens. An die Gemeindeschulen, gegen welche die Volksklage am lautesten war, legte der Erziehungsrath demnach zuerst die Hand. Die Seele der Volksschule ist der Lehrer; gegen diese Lehrer waren die Klagen am allgemeinsten. Eine Umgestaltung der Bildungsstätte, des Lehrerseminars, machte sich der Erziehungsrath darum zur ersten Aufgabe". Das Hauptargument des Berichtes lag in folgendem Satze: „Der Director muß ein Geistlicher und zugleich der Religionslehrer der Anstalt sein, was auch in den Wünschen des lobw. Gotteshauses liegt. Ohne Herrn Rietschi nahe treten zu wollen, konnten wir im Hinblicke auf seinen Stand, auf sein bisheriges öffentliches Wirken und auf das Zutrauen des Volkes in ihm nicht den Mann finden, welcher dieser wichtigsten Forderung, die Religion in den Geist und das Herz der Jünglinge zu pflanzen, der Leiter ihres innern Lebens, ihr Rathgeber in Gewissenssachen zu sein, zu entsprechen im Falle gewesen wäre." Der Bericht endigte mit dem Antrage: es möge über die Beschwerdeschrift zur Tagesordnung geschritten werden, was denn auch von dem Großen Rathe am 24. September beschlossen wurde. Der Regierungsrath wählte darauf den Caplan Staffelbach in Altishofen zum Director des Seminars [1], das nun einen dreijährigen Curs mit je achtmonatlichem Unterricht erhielt.

Im August desselben Jahres schrieb P. Girard, sein früherer Schüler Staatsschreiber Bernhard Meier von Luzern sei bei ihm gewesen und habe gesagt, daß Rietschi das Seminar nicht mehr zu leiten habe. „Ich fragte warum? Die Antwort war: Er hat seine Stellung mißbraucht, um durch vertraute Landschullehrer die Annahme der neuen Verfassung zu verhindern. Ich konnte das nicht glauben und meinte, daß Verläumdung im Spiele gewesen. Trösten Sie sich, lieber Freund! Ehrenleute gehen nicht verloren; früh oder spät ist Erlösung für sie".

Das neue Erziehungsgesetz, welches am 11. Wintermonat 1841 erlassen wurde, legte die Aufsicht (Präsidium der Gemeindeschulpflege, das Inspectorat, die Volksschulcommission des Erziehungsrathes ꝛc.) in die Hände der Geistlichkeit [2]. Am Gymnasium wurde an der Stelle des Fächersystems das Classensystem eingeführt und in Folge dessen für erledigte Stellen nur Kleriker als wählbar erklärt. 1844 erfolgte die Berufung der Jesuiten an die theologische Lehranstalt.

Daß bei der Entfernung Rietschis seitens des Staates von einem Worte der Anerkennung seiner zwanzigjährigen Dienstleistungen, geschweige von einer Entschädigung oder Pensionirung, nicht die Rede war, versteht sich von selbst. Anders dachte und fühlte die Jugend, die Lehrerschaft und das

---

[1] Gegenwärtig führt die Direction des Seminars in Hitzkirch Herr Caplan Kunz.

[2] S. Geschichte des Kantons Luzern von Kasimir Pfyffer II, 570.

Publicum. Das zeigte ſich, als Rietſchi zwei Jahre ſpäter nach Muri zog, wohin er von der aargauiſchen Regierung an die neu errichtete Bezirksſchule als Hauptlehrer der deutſchen Sprache und Geſchichte berufen worden war. Als die Kunde hievon ſich verbreitete, verſammelten ſich die Mädchen ſämmtlicher Schulclaſſen, deren Vorſteher er geblieben, etwa 400 an der Zahl, im Saale des Urſelinerkloſters; eine der älteſten Schülerinnen ſprach die Abſchiedsrede und alle Kinder, wie die anweſenden Eltern brachen in lautes Weinen und Wehklagen aus, das ſeinen Wiederhall in tauſend Herzen von Vätern und Müttern fand, und des Mannes Wegzug aus ſeiner Vaterſtadt erſchien Vielen wie ein Auszug in die Verbannung. Seine Freunde veranſtalteten ein beſonderes Abſchiedsfeſt und öffentliche Blätter widmeten ihm einen ehrenden Nachruf. Der „Eidgenoſſe“ ſchrieb: „Nun iſt er fort, der brave Mann. Sein ächt religiöſer und ſittlicher Wandel, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine glühende Vaterlandsliebe, ſein heiliger Eifer für die Jugendbildung, ſeine Menſchenfreundlichkeit und Herzlichkeit, mit der er Alt und Jung behandelte, haben ihm Liebe, Anhänglichkeit und Hochachtung erworben. Unzählige Thränen wurden von Groß und Klein um ihn geweint, tauſend Segenswünſche ſind ihm gefolgt, fromme Bitten wurden für ihn zum Himmel geſendet und wir hoffen, ſie werden nicht unerhört bleiben“.

In Muri erhielt Rietſchi aus Stadt und Land ſeiner Heimat eine Menge theilnehmender Zuſchriften und im Dezember 1843 überbrachte ihm eine Deputation im Namen von 200 Lehrern zum Zeichen des Dankes und der Liebe einen ſilbernen Pokal mit dem Avers: Ihrem unvergeßlichen Lehrer ſeine Zöglinge aus dem Kanton Luzern, und dem Revers: Dem Verdienſte Anerkennung — dem ungerecht Verfolgten Troſt — Chriſtliche Bildung unſere Loſung.

Nachdem er dort während 5 Jahren ſegensreich gewirkt, erhielt er von dem Stadtrathe Luzern einen Ruf an die Verwaltung der Hypothekarkanzlei, zu deren Annahme ihn die Liebe zur Heimat beſtimmte. Er bekleidete dieſe ſchwierige und mühevolle Beamtung mit gewohnter Gewiſſenhaftigkeit bis gegen das Ende der Sechzigerjahre, wo er zurücktrat, um ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen. Die ihm jetzt gewordene Mußezeit widmete er mit Vorliebe dem ſtädtiſchen Schulweſen, dem er als vieljähriger Präſident der Aufſichtscommiſſion und des Vereins für arme Schulkinder nahe ſtand. „In der Schulchronik der Stadt Luzern wird“, wie ein Dankſchreiben der Lehrerſchaft ſich ausdrückt, „der Name Rietſchi für immer zu den leuchtenden Punkten gehören“.

Nach Auflöſung des Sonderbundes 1848 hatte ihn der Regierungsrath zum Director der neu organiſirten Realſchule ernannt; er lehnte aber die Wahl wegen Familienverhältniſſen ab. — Aus demſelben Jahre vom 26. März

Digitized by Google

datirt der letzte Brief Girards, mit zitternder Hand geschrieben: „Noch immer, mein theurer Freund, bin ich derselbe für Sie, wie Sie es für mich sind. Mit meinen 82 Jahren bin ich auf der Abreise für eine bessere Welt, wie ich hoffe. Wenn ich für diese irdische nur wenig mehr tauge, so taugt sie noch weniger für mich, der ich Ordnung und Frieden liebe".

Ein heller Strahl aus frühern Tagen erwärmte das Herz des alternden Mannes am 5. Mai 1866, als seine Schüler aus den Dreißigerjahren zu einem Feste des Wiedersehens zusammenkamen. Von nah und fern pilgerten Männer jeder politischen Anschauung und jedes Standes dorthin, um dem Gefeierten ihre Huldigung darzubringen. Am 14. April 1875 legte der Greis, lebensmüde, aber hellen Sinnes, sein Haupt in den Arm des Todes.

Zum Schlusse citiren wir aus den in Zeitungen erschienenen Nekrologen zwei Stellen. „Rietschi hat wie selten einer es verstanden, die Jugend für sich zu gewinnen, den Durst nach geistiger Veredlung anzuregen und Charaktere zu bilden. Dafür spricht wol die Thatsache, daß bei der damals dem Seminar sehr kurz zugemessenen Zeit, bei äußerst sparsamen Mitteln und ungünstigen äußern Verhältnissen aus der Anstalt sehr viele Männer hervorgiengen, die in verschiedenen öffentlichen und privaten Stellungen des Lebens bedeutende Rollen spielten. — Als Mensch hatte der Verblichene ein tiefes, edles Gemüth. Helfen und wohlthun war seine größte Freude, Haß und Zwietracht waren ihm zuwider. Er huldigte stetsfort freisinnigen Ideen, vertrug aber neben sich jede andere Ansicht. Wen er als Freund hatte, dem blieb er in Treue verbunden. Was er als Familienvater war, wissen die Seinen".

„Im Privatverkehr war Rietschi einer der liebenswürdigsten Menschen; er wußte die Gemüthlichkeit mit heiterem Humor zu verbinden und war williger Förderer aller gemeinnützigen Bestrebungen. Die Liebe und Achtung seiner Mitbürger folgen dem wackern Patrioten zum frischen Grabeshügel und sichern ihm ein dankbares Andenken". Pula.

Nazar von Reding.

1806—1865.

[Quellen: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 1866 und 1867. — Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit. II. Band. — Nekrolog im „Boten der Urschweiz" 1866.]

Der Name „von Reding" ist mit der Geschichte des Landes Schwyz so enge verknüpft, daß es als etwas Selbstverständliches erscheint, wenn er auch auf dem Gebiete seines Volksschulwesens genannt wird. Der um die Schule

Digitized by Google

verdienteſte Repräſentant des altedeln Geſchlechtes iſt Nazar von Reding-Biberegg. Geboren den 30. Juni 1806 in Schwyz als der einzige Sohn des Marſchalls Nazar von Reding und der edeln Magdalena von Freuler aus Glarus erhielt er eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Die erſten Eindrücke, welche das Kind im Schooße der Familie erhält, prägen ſich faſt immer bleibend ein als Charaktereigenthümlichkeiten für das ganze Leben. Unter den Augen des Vaters und auf dem Schooße der Mutter wird der Menſch, was er ſpäter iſt. So war es auch bei Reding. Von ſeinem Vater, der, wie ſein Bruder Theodor, der Sieger von Baylen, in ſpaniſchen Kriegsdienſten ſich ausgezeichnet hatte, erbte er neben jener militäriſchen Entſchiedenheit des äußern Auftretens, mit welcher er Freunden und Gegnern imponirte, auch die Pünktlichkeit der Pflichterfüllung, welche er von all ſeinen Mitarbeitern und Untergebenen forderte, in welcher er ihnen aber ſelbſt auch als leuchtendes Beiſpiel vorangieng. Von ſeiner Mutter, einer hochbegabten, energiſchen Frau, erbte er die Thatkraft, mit welcher er alle ſich in den Weg ſtellenden Schwierigkeiten überwand, aber auch jene herzgewinnende Freundlichkeit, mit welcher er zu ſeinen Schülern und zum Geringſten des Volkes ſich herabließ. Schon frühe zeigte der junge Reding hervorragende geiſtige Anlagen. Seine Studien begann er am Gymnaſium in Schwyz und ſetzte ſie in Luzern und Freiburg mit glücklichem Erfolge fort. Hier lernte er den P. Girard kennen und verehren. Ob nicht die Hochachtung gegen dieſen um die Bildung des Volkes und der Armen hochverdienten Pädagogen in Reding jenen Funken opferwilliger Liebe entzündete, mit welcher er ſein ganzes Leben lang dem Armen- und Erziehungsweſen die beſten Kräfte widmete? Nach Abſolvirung der Gymnaſialſtudien wandte er ſich nicht, wie viele ſeiner Ahnen, dem fremden Kriegsdienſte, ſondern dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu, um dem eigenen Vaterlande zu dienen. Er beſuchte die juriſtiſchen Vorleſungen an der Akademie von Zürich, wo ihn der gute Klang ſeines Familiennamens in verſchiedene Kreiſe, wie Bluntſchli's und Kellers, einführte, welche bildend und veredelnd auf Geiſt und Herz des Jünglings einwirkten.

Im Anfange der Dreißigerjahre nach Hauſe zurückgekehrt wurde der junge Mann bald mitten in den Strom der Bewegung hineingeriſſen, welcher damals, wie durch die ganze Schweiz, ſo auch durch den Kanton Schwyz dahinflutete und die alten Vorrechte der Orte und der Perſonen zerſtörte. Die ſogenannten äußeren Bezirke forderten politiſche Gleichberechtigung mit dem alten Lande Schwyz. Reding, obwol ſeiner Geburt und Geſinnung nach ein treuer Altſchwyzer, erkannte dennoch in ſeinem unerſchütterlichen Rechtsgefühle dieſe Forderung als eine gerechtfertigte und ſchloß ſich der Bewegung an. Sie wurde mit ſiegreichem Erfolge gekrönt und Reding ſchon mit 27 Jahren durch das Vertrauen des Volkes berufen, als Kantons-

Digitized by Google

landammann die Geſchicke des Landes zu leiten. Mit jugendlicher Begeiſterung wollte Reding eben Hand anlegen, um die inneren und äußeren Verhältniſſe des geeinigten Freiſtaates zu regeln, insbeſondere auch das Schulweſen zu reformiren und dadurch die ſittliche Kraft des freien Volkes zu heben, als ein Rückſchlag erfolgte. Die Anhänger der alten Vorrechte eroberten ſich wieder die Gunſt des Volkes; Reding ſah ſich von demſelben verlaſſen und wurde von der herrſchenden Partei, welche keine Mäßigung kannte, ins Privatleben zurückgewieſen (1834). Reding grollte nicht; er war ein zu edler Charakter. Er verwendete ſeine unfreiwillige Mußezeit aufs vortheilhafteſte für das Wohl des Volkes und zwar durch Sorge für die Armenpflege und praktiſche Wirkſamkeit als Lehrer an einer damals neu geſtifteten Secundarſchule der Gemeinde Schwyz.

Im Jahre 1826 hatte nämlich der würdige Frühmeſſer und Spitalcaplan Auguſtin Schibig in Schwyz die „Bürgergeſellſchaft" ins Leben gerufen, einen Verein gemeinnütziger Männer, welche hauptſächlich die Hebung des Schulweſens ſich zur Aufgabe ſtellten. Treu ſeinem Grundſatze: „Wohlthun iſt des Menſchen Beſtimmung" hatte Schibig ſtets das Schul- und Armenweſen eifrig zu fördern geſucht. Unabläſſig hatte er und zwar mit Erfolg auf die Errichtung einer Armenpflege (1807), auf die Anlegung einer Gemeinde-Erſparnißkaſſe (1812) und eines Primarſchulfondes (1827) gedrungen. Neben einer ſechsclaſſigen Primarſchule beſtand in Schwyz ſchon ſeit 1627 ein kleines Gymnaſium mit drei Profeſſoren, welche „Principi, Syntax und Rhetorik" dozirten. Viele junge Leute von Schwyz und Umgebung, die ihre Primarſchulen abſolvirt hatten, beſuchten nun zwar zur Befeſtigung und Erweiterung ihrer Kenntniſſe 2 bis 3 Jahre dieſes Gymnaſium, um dann zu höheren Studien überzugehen oder auch ins praktiſche Leben, zu Handwerk und Gewerbe, überzutreten. Allein immer mehr und mehr zeigte ſich die Wahrnehmung, daß die Schüler bei den lateiniſchen Declinationen und Conjugationen alles dasjenige lernten, was ſie ſpäter nicht brauchten, dagegen wenig oder gar nichts wußten und konnten von dem, was das praktiſche Leben von ihnen forderte. Darum war es denn das Beſtreben Schibigs, eine Secundarſchule zu gründen, welche dieſen jungen Leuten als Brücke dienen ſollte von der Primarbildung zum bürgerlichen Leben hinüber. Gleichgeſinnte Männer ſchloſſen ſich ihm an zur Conſtituirung der „Bürgergeſellſchaft". Unter ihnen war, neben anderen um das gemeine Wohl hochverdienten Freunden auch der damalige Präſident der Armenpflege, Nazar von Reding. Bei den wöchentlichen Verſammlungen des Vereines ſammelte ſich in der jedesmal kreiſenden Geſellſchaftsbüchſe nach und nach ein Fond zur Gründung der projectirten Schule an. Durch Redings Vermittlung beſchloß die in Genf verſammelte ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft (1837), 1000 Franken

Digitized by Google

zur Aeuffnung des Schulfondes beizutragen. Eine gleich hohe Summe legte Herr Zollrevisor Kaspar Zellweger von Trogen hinzu, welcher den Beschluß der Gesellschaft warm befürwortet hatte. Dieses freundeidgenössische Entgegenkommen weckte aufs neue den Opfersinn der Gesellschaftsmitglieder. Sie zeichneten namhafte jährliche Beiträge, und noch im gleichen Herbste (1837) konnte die Secundarschule eröffnet werden. Der Zweck derselben bestand (laut Plan vom 24. September 1837) darin, „theils die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche die Primarschule mitgetheilt hat, verständig und praktisch zu wiederholen, theils jene noch mitzutheilen, welche den Menschen und Bürger für das gemeine Leben besser befähigen." Sie umfaßte zwei Classen mit den gewöhnlichen Fächern dieser Schulstufe, nämlich: Religionslehre, deutsche und französische Sprache, Rechnen und Naturkunde, Geographie und Geschichte der Schweiz, Zeichnen und weibliche Handarbeiten. Neben anderen durch amtliche Stellung und hervorragende Bildung hochgeachteten Männern, wie Pfarrer M. Tschümperlin (siehe dessen nachfolgende Biographie), Landammann D. Kündig, Nationalrath K. Schuler, Rathsherr Suter und Posthalter Kyd (von Brunnen) wirkte an dieser Schule auch Nazar von Reding. Vom Jahre 1838 bis zum Herbste 1842 ertheilte er Unterricht in der französischen Sprache und in der Vaterlandsgeschichte; einige fortgeschrittenere Schüler führte er auch in die Kenntniß und das Verständniß der deutschen Litteraturgeschichte ein. Sein Unterricht war außerordentlich anregend, und obwol das umfassende Wissen und das äußere Auftreten des durch Adel der Familie und der eigenen Gesinnung hervorragenden Mannes seinen Schülern hohe Achtung einflößten, so fühlten sie sich dennoch unwillkürlich zu ihrem Lehrer hingezogen, welcher in edler Hingabe an die Jugend seine Zeit und seine Kräfte ihrer Bildung unentgeltlich opferte. Ueberhaupt steht jene Schulperiode in Schwyz jetzt noch in gutem Andenken. Leider entstanden Mißverhältnisse zwischen der Bürgergesellschaft und dem Schulrathe von Schwyz, indem beide das ausschließliche Recht der Lehrerwahl in Anspruch nahmen, die erstere auf das historische Recht der Stiftung der Schule, der letztere auf das gesetzliche Recht der neuen Schulorganisation fußend, wonach „die Lehrer an den Privatschulen in Bezug auf ihre Wählbarkeit u. s. w. den gleichen gesetzlichen Bestimmungen unterworfen waren, wie das öffentliche Lehrerpersonal." Eine Verständigung kam nicht zu Stande; die Bürgergesellschaft beschloß, die Schule aufzuheben; der Schulrath aber dachte nicht auf Ersatz derselben (1842).

Inzwischen kamen die Ereignisse von 1847. Ihr verhängnißvoller Ausgang drängte den Kanton Schwyz, auf politischem und socialem Gebiete neue Institutionen zu schaffen. Aller Augen richteten sich auf Nazar von Reding als auf den für diese Schöpfungen geeignetsten Mann; die Kantonsgemeinde berief ihn zum zweiten Male als Landammann. Er zeigte sich dieses Vertrauens

Digitized by Google

würdig und zwar nicht blos als weiser Staatsmann, sondern auch als edler Charakter, welcher jetzt in seiner Erhöhung den Gegnern gegenüber ebenso wenig zum Uebermuthe sich hinreißen ließ, als er in seiner Erniedrigung einst zum Unmuthe sich hatte verleiten lassen. Er wählte sich seine Mitarbeiter bei allen politischen Parteien, wenn sie nur tüchtig genug und bereit waren, das geistige und materielle Wohl des Landes zu fördern. Die nun folgenden umfassenden gesetzgeberischen Arbeiten auf dem Gebiete der Politik und des Gerichtswesens zu schildern, durch welche Reding der Solon des schwyzerischen Freistaates geworden ist, gehört nicht hieher. Wir beschränken uns auf seine Verdienste um die Reorganisation des schwyzerischen Volksschulwesens. Zu diesem Zwecke aber müssen wir durch eine gedrängte Geschichte desselben das Feld kennen lernen, welches Reding zu bearbeiten und auf welchem er seine Saat in die gezogenen Furchen zu streuen hatte.

Die ersten Spuren der Volksschule im Kanton Schwyz verlieren sich in das Dunkel der Vermuthungen. Ob die Capitularien Karls des Großen, wornach „die Priester in Dörfern und Burgflecken Schule halten und die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und in der Sprachlehre unterrichten sollten", auch bis in unsere Thäler ihre wohlthätigen Wirkungen hatten? Wir wissen es nicht. Gewiß ist nur, daß auch bei uns die Schule von jeher eine Tochter der Kirche war. Die erste bekannte Schule begegnet uns um die Mitte des 10. Jahrhunderts im Kloster Einsiedeln. Freilich war dieselbe eine Lateinschule, allein immerhin eine Pflanzstätte der Bildung für Geistliche und Laien auch außerhalb des Klosters. Als die älteste eigentliche bekannte Volksschule wird diejenige genannt, welcher M. Rupp im Anfange des 15. Jahrhunderts im Flecken Schwyz, welcher damals zur Unterscheidung vom ganzen Bezirk Schwyz die „Kilchgasse" hieß, als „Schuolmeister" vorstand. Solche „Schuolmeister" begegnen uns nun urkundlich nachweisbar im Laufe der Zeiten in Einsiedeln (1579), in Lachen (1597), Ingenbohl (1616), Steinen, Muotathal und Tuggen (1650). Ob diese Schulen errichtet wurden in Folge der Synodaldekrete von Constanz, zu welchem Bisthum der Kanton Schwyz damals gehörte, welche vorschreiben: „In allen Pfarreien, besonders den starkbevölkerten sollen Jugendlehrer sein" (1567), oder ob das Beispiel der einen Gemeinde die andere nach und nach zur Errichtung einer Schule aneiferte, läßt sich nicht nachweisen. Thatsache ist, daß die im Jahr 1799 vom helvetischen Unterrichtsminister Stapfer aufgenommene Statistik in allen Gemeinden des Kantons Schwyz Schulen (Summa: 48 Schulen) aufweist. Wie Stapfer selbst, so war auch der Präsident des Erziehungsrathes des Kantons Waldstätten, der Kriegsheld Alois von Reding (der Oheim unseres Nazar) vom besten Eifer beseelt, das Schul- und Bildungswesen seines Heimatkantons zu heben, hatte er doch schon (1787) zu Abt Konrad Tanners

igitized by Google

Schrift „Vaterländiſche Gedanken über die gute Auferziehung der Jugend in der helvetiſchen Demokratie“ ein empfehlendes Vorwort geſchrieben (Siehe Band II., Seite 228). Allein die helvetiſche Regierung hatte ſich die Sympathien unſeres Volkes in viel zu geringem Grade erworben, ihr Beſtand hatte viel zu kurz gedauert und das Mißtrauen auch gegen das Gute, das ſie gebracht, war in den Gemüthern zu tief eingewurzelt, als daß ihre wohlthätigen Anregungen von Beſtand geweſen wären. Die Reſtaurationsperiode war für das Schulweſen keine günſtige Zeit. Zwar beſtimmte eine Verordnung des Kantonsrathes (1803), daß jeder Schweizerbürger, welcher ſich im Kanton Schwyz niederlaſſen wolle, „fünfzig Gulden baaren Geldes an die Schulanſtalten jeder Gemeinde, wo er haushäblich zu ſein gedenke, erlegen ſolle“; ebenſo ſagt die Verfaſſung von 1804: „Die Oberaufſicht über allgemeine Erziehungs-, Unterrichts- und Lehranſtalten liegt dem Kantonsrath ob; der Bezirksrath hat die Aufſicht über das Schulweſen in dem Bezirk“. Allein dabei ſcheint es ſein Bewenden gehabt zu haben; von Seite des Staates, der ſich in ſeine politiſche Neugeſtaltung hineinzufügen hatte, wurde auf die Gemeinden kein anregender Einfluß ausgeübt; dieſen aber gaben die Verſorgung der Heimatloſen, welche ſie damals zugetheilt erhielten, und andere materielle Intereſſen ſo viel zu denken, daß darüber die Schule an vielen Orten vergeſſen wurde. Auch während der Parteikämpfe im Anfange der Dreißigerjahre konnte das Schulweſen nicht gedeihen. Als die beiden entzweiten Brüder Inner- und Außerſchwyz ſich endlich wieder ausgeſöhnt hatten, ſprach die neue Verfaſſung von 1833 den Grundſatz aus: „Der Staat ſorgt für die Bildung des Volkes“ und „der Große Rath erläßt die Verordnungen über das Erziehungsweſen und übt über die daherigen Behörden die Oberaufſicht aus“. Bevor jedoch dieſe idealen Theorien in die Praxis überſetzt werden konnten, wurde die Aufmerkſamkeit der Regierung durch eine materielle Frage, die ſogleich auch wieder eine politiſche Färbung erhielt, vollauf in Anſpruch genommen; es entbrannte der Horn- und Klauenſtreit. Erſt nach Beendigung desſelben beſchäftigte ſich der Staat endlich auch mit der Schulfrage. Der Große Rath wählte im Jahre 1838 einen Erziehungsrath von 16 Mitgliedern; dieſer konſtituirte ſich dann im folgenden Jahre und legte als Frucht ſeiner erſten Thätigkeit endlich nach zwei Jahren dem Großen Rathe den Entwurf der erſten kantonalen Schulorganiſation zur Genehmigung vor. Dieſelbe verpflichtete alle Gemeinden zur Errichtung wenigſtens von Unterſchulen; wo die ökonomiſchen Verhältniſſe es geſtatteten, ſollten auch Mittelſchulen eingerichte werden. Die Bezirke waren zur Errichtung einer Oberſchule verpflichtet. Mit jeder Ortsſchule mußte eine Wiederholungs- oder Ergänzungsſchule für diejenigen Kinder verbunden werden, welche keine Oberſchule beſuchen konnten. Der Curs der Unter- und Mittelſchule dauerte

Digitized by Google

ſechs Jahre mit 18 wöchentlichen Schulſtunden, die Wiederholungsſchule drei Jahre mit wöchentlich 7 Stunden. Ein Obligatorium des Schulbeſuchs wurde noch nicht ausgeſprochen; wol aber ſollten diejenigen Kinder, welche einmal freiwillig in die Schule eingetreten waren, zu fleißigem Beſuche ermahnt werden. Ferners wurden gemeinſame Lehrmittel eingeführt und eine Verordnung über Schulordnung und Schulzucht erlaſſen; ebenſo wurden die Wahlen von Bezirks- und Gemeindeſchulräthen vorgeſchrieben und dieſelben aufgefordert, die Schulen fleißig zu beſuchen und Schüler und Lehrer zu genauer Pflichterfüllung anzuhalten. Vor allem aber wurde ein Schulinſpector gewählt und demſelben der Auftrag ertheilt, den Zuſtand aller deutſchen Schulen zu inſpiciren und darüber Bericht zu erſtatten. Der Große Rath genehmigte dieſe Schulorganiſation, und alsbald widmete ſich der Inſpector mit ſolchem Eifer ſeiner mühevollen Pflicht, daß er ſchon im folgenden Jahre ſeinen Bericht vorlegen konnte. Aus demſelben ergab ſich, daß im Jahre 1842 im Kanton Schwyz 60 Unterſchulen, 13 Mittelſchulen und 3 Oberſchulen, alſo im Ganzen 76 öffentliche Schulen beſtanden. Von den vorhandenen Schullokalitäten wurden 22 als gut, 22 als mittelmäßig, die übrigen als ſchlecht bezeichnet. Große Mühe koſtete der Kampf gegen die Winkelſchulen, an welchen manchmal geiſtig, moraliſch und körperlich abgewirthſchaftete Subjekte um geringen Sold als Lehrer amteten; ebenſo erforderte auch die Durchführung der Claſſeneintheilung und der gemeinſamen Lehrmittel energiſche Entſchiedenheit, indem ſich mancher Lehrer nur ſchwer aus dem altgewohnten Schlendrian des Einzel-Unterrichtes nach beliebigen Büchlein und Schriften heraustreiben ließ. Während endlich der Bericht anerkennend hervorhob, daß einige Bezirks- und Gemeindebehörden reges Intereſſe zeigten für die Schule, führte er dagegen auch bittere Klage über die gänzliche Gleichgültigkeit, ja ſogar Feindſeligkeit, mit welcher man in manchen Gemeinden die Schule behandelte. So war das Gute wenigſtens ernſtlich angebahnt, und das Schulweſen entwickelte ſich nach innen und außen ſtetig, wenn auch langſam. Nun ſollte eine kräftig eingreifende Hand dieſe Entwicklung beſchleunigen.

Der Ausgang der Ereigniſſe von 1847 ſtellte Nazar von Reding an die Spitze des Kantons. Ein Mann von eminenter Arbeitskraft, „lenkte er nicht nur als kluger Steuermann das Staatsſchiff durch die hochgehenden Wogen der Politik, ſondern, nachdem das Schiff einmal Land gewonnen hatte, ſetzte er als fleißiger Säemann die Pflugſchar an“ und ſuchte beſonders auch im Erziehungsweſen guten Samen auszuſäen. Den 27. Hornung 1848 wurde die neue Verfaſſung vom Volke angenommen, und ſchon den 9. Auguſt des gleichen Jahres konnte der Erziehungsrath die neue Schulorganiſation dem Kantonsrathe zur Genehmigung vorlegen. Reding war

Digitized by Google

Präſident des Erziehungsrathes und die neue Schulorganiſation darum hauptſächlich ſein Werk. Die geiſtige Hebung des geſammten Volkes durch die Schule war ſein Hauptideal; zur Verwirklichung desſelben ſchien ihm der Schulzwang das durchaus unerläßliche Mittel. Bisher waren beim facultativen Schulbeſuche gerade jene Volkselemente der Schule fern geblieben, welche wegen materieller Armut es am nothwendigſten gehabt hätten, einen geiſtigen Schatz von Kenntniſſen und Fertigkeiten ſich zu erwerben und dadurch ihr Fortkommen in der Welt um ſo leichter und ſicherer zu finden. Dieſen armen Kindern, welche bis jetzt durch die Noth oder den Unverſtand der Eltern oder Vormünder von ihrem heiligſten Anrechte an die geiſtigen Güter der Menſchheit ausgeſchloſſen worden waren, ihnen wollte Reding unter dem Schutze des Staates zu ihrem perſönlichen Rechte verhelfen. Darum wurde denn der Schulbeſuch für alle Kinder obligatoriſch; derſelbe umfaßte 6 Primarclaſſen mit je 30 und 2 Wiederholungsclaſſen mit je 6 wöchentlichen Schulſtunden. Unentſchuldigte Verſäumniſſe ſollten mit Geldſtrafen gebüßt, widerſetzliche Eltern oder Vormünder dem Strafrichter überwieſen werden. Dieſe Geſetzesbeſtimmungen, welche das Unterrichtsweſen weſentlich förderten, wurden von dem einſichtigern Theile des Volkes mit Freuden begrüßt, von den kurzſichtigeren Elementen dagegen mit Erbitterung bekämpft. Nicht ſelten kam es vor, daß Familienväter, die wegen nachläſſigem Schulbeſuche ihrer Kinder beſtraft worden waren, in Redings Haus und Studirzimmer drangen und mit rohen Scheltworten ihn als den Urheber eines Geſetzes anklagten, unter deſſen Joch ein „altgefryter Landmann“ ſich nie beugen werde. Allein Reding blieb feſt bei der Verwirklichung ſeines Ideals einer allgemeinen Volksbildung; er wich ſelbſt dann nicht zurück, als er in den tonangebenden Männern mancher Gemeinde wenig oder keine Mitarbeiter für ſeine Idee fand. Der Schulbericht vom Jahre 1849 ſagt in dieſer Hinſicht: „Selbſt Männer von Anſehen und Einfluß in ihren Gemeinden verkündeten unklugerweiſe von vorneherein die Unausführbarkeit des Schulzwanges, ſchwächten dadurch zum voraus den moraliſchen Credit des Geſetzes und lähmten den bei manchen nur ſparſam vorhandenen guten Willen. Sogar Schulräthe gaben die Sache verloren, ſtreckten das Gewehr, bevor ſie den Kampf begonnen hatten, und übten dadurch einen ſchlimmen Einfluß auf beſſer geſinnte Elemente aus.“ Allein der Erziehungsrath, mit Reding an der Spitze, ſeiner hohen Aufgabe bewußt, hielt an den Beſtimmungen des Primarſchulzwanges feſt und erließ als ſprechenden Beweis hiefür noch im ſelben Jahre zwei Inſtructionen für die Bezirks- und Gemeindeſchulräthe, welchen die Durchführung eines regelmäßigen Schulbeſuches vermittelſt Aufſicht, Mahnung und Strafe zur ernſten Pflicht gemacht wurde; ebenſo erließ er eine Inſtruction für den Schulinſpector, welcher mit der

Digitized by Google

Beaufsichtigung und Leitung des gesammten Schulwesens betraut wurde. Nicht lange, und Reding und seine ebenso einsichtsvollen als opferfreudigen Mitarbeiter hatten die befriedigende Genugthuung, zu sehen, wie bei Volk und Behörden die Schule immer mehr Wurzeln faßte, indem beide von dem hohen Nutzen einer guten Schulbildung sich überzeugten. Ein Beweis dieser schulfreundlichen Gesinnung waren die materiellen Opfer, welche jetzt mehrere Gemeinden sich auferlegten, damit Lehrer und Kinder die alten, finstern, dumpfen Schulstuben verlassen und in neue, lichtvolle Schulhäuser einziehen konnten. Auch der Schulbesuch durch die Kinder und die Schulaufsicht durch die Ortsbehörden wurde geregelt. Wenn nun auch die heutigen Resultate der Rekrutenprüfung die Schulbildung des Kantons Schwyz nicht im günstigsten Lichte erscheinen lassen, so liegt der Grund dieser Erscheinung, abgesehen von andern schon hundertmal genannten Gründen, hauptsächlich auch in den klimatischen und geographischen Verhältnissen des Landes, welche sich nicht ändern lassen; denn die Verhältnisse sind eben sehr oft stärker als der gute Wille des Menschen.

Nazar von Reding blieb ein eifriger Förderer des Volksschulwesens bis an sein Lebensende. Vom Jahre 1848 an bis 1865 war er ununterbrochen theils Präsident, theils Mitglied des Erziehungsrathes. Mit Eifer betheiligte er sich an der Gründung und Leitung des Lehrerseminars. Er war es auch, der schon im Jahre 1848 die Errichtung eines kantonalen Gymnasiums und Lyzeums anregte und der, als die bezüglichen Unterhandlungen mit dem Kloster Einsiedeln zu keinem Resultate führten, später den Kapuziner P. Theodosius zur Neubegründung des Collegiums in Schwyz ermunterte, welches sich dann bald zu der besuchtesten höhern Erziehungsanstalt der katholischen Schweiz entfaltete (Siehe die Biographie des P. Theodosius Florentini). Daß der vielbeschäftigte Staatsmann dabei immer noch Zeit fand, als Mitglied der Armenpflege manchen Gedanken zur Linderung der Nothlage der Armen in seiner Heimatgemeinde anzuregen und durchzuführen, macht seinem Herzen Ehre. Nur zu frühe wurde Reding aus seiner reichen Wirksamkeit, welche ganz dem Wohle des Vaterlandes gewidmet war, herausgerissen; nach kurzer Krankheit starb er den 28. Dezember 1865. Tieferschüttert vernahm der soeben versammelte Kantonsrath diese Trauerkunde und faßte den ihn selbst und den Verewigten gleich ehrenden Beschluß: „Landammann Nazar von Reding hat sich um das Vaterland verdient gemacht.“ Und wirklich, wenn irgend ein Leichenstein Wahrheit redet, so ist es Redings Grabdenkmal auf dem Friedhofe zu Schwyz, welches die Aufschrift trägt: „Ex Senatus consulto de patria bene meritus.“

J. Marty.

P. Gall Morel.

1803—1872.

[Quellen: P. Gall Morel. Ein Mönchsleben aus dem XIX. Jahrhundert, von P. B. Kühne. Einsiedeln, Benziger 1875. — Handschriftlicher Nachlaß von P. Gall Morel.]

Unter den Männern unserer Zeit, welche auf dem Gebiete geistigen Lebens und Schaffens hervorragen, nimmt der im Jahr 1872 verstorbene Benediktinermönch von Einsiedeln, P. Gall Morel, unstreitig eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Sprößling einer ursprünglich savoyischen Familie, die sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts des Handels wegen in St. Fiden bei St. Gallen niedergelassen, erblickte er daselbst am 21. März 1803 das Licht der Welt. Der außergewöhnlich begabte Knabe machte die drei untersten Gymnasialclassen an der katholischen Kantonsschule in St. Gallen durch, die er Anfangs 1818 mit der Klosterschule in Einsiedeln vertauschte. Hier fand er sich alsbald so heimisch, daß er bereits im Mai 1820 durch die feierlichen Gelübde dem Stifte sich einverleibte, zu dessen Zierden er bald gehören sollte. Bei rastloser geistiger Strebsamkeit verbunden mit seltener Leichtigkeit der Auffassung wußte er sich die reichen wissenschaftlichen Hülfsmittel des Stiftes zu seiner Ausbildung in ausgiebigstem Maße nutzbar zu machen und bald umspannte er in einer heutzutage selten gewordenen Vielseitigkeit die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft wie der Kunst. Autodidakt in des Wortes bestem Sinne erweiterte er seinen Gesichtskreis auf größern Reisen in Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Italien, namentlich auch durch einen längern Aufenthalt in Rom. Gleich unermüdlich als Geschichtsforscher, Bibliothekar, hervorragender Aesthetiker, Musikkenner, Freund und Pfleger der Naturwissenschaft, feiner Kenner der klassischen wie der modernen Litteratur, hochbegabter Dichter, liebenswürdiger und heiterer Charakter, bescheiden und einfach in seinem ganzen Wesen, ein trefflicher Ordensmann von tief religiöser Ueberzeugung, entfaltete er eine wahrhaft staunenswerthe Arbeitskraft, unterhielt eine ausgebreitete wissenschaftliche Correspondenz, entfaltete eine große Productivität als Schriftsteller, Mitglied gelehrter Gesellschaften und begrüßte mit Freude jeden echten Fortschritt, auf welchem Gebiete er sich zeigen mochte.

Einen Mittelpunkt fand dieses reiche Leben jedoch in der Stiftsschule, in welcher er mit Ausnahme des Jahres 1852—1853, das er in Rom zubrachte, fast ein halbes Jahrhundert ununterbrochen gewirkt hat. Das gilt nun freilich in erster Linie von der Klosterschule (Gymnasium mit Lyzeum). Aber auf dieses Gebiet dürfen wir ihm nicht folgen, müssen uns vielmehr auf

Digitized by Google

ſein Wirken für die Volksſchule im Kanton Schwyz und ſeine Anſchauungen über das Schulweſen beſchränken. Wenn pſychologiſcher Scharfblick, reiche Erfahrung, vielſeitiges Wiſſen, Takt, richtiges Maß, gediegene pädagogiſche Kenntniſſe den tüchtigen Schulmann ausmachen, hat er alle dieſe Eigenſchaften in ſeltenem Maße in ſich vereinigt.

Nach den Aufregungen, welche die Verfaſſungskämpfe in den erſten Dreißigerjahren im Kanton Schwyz hervorgerufen, wandte ſich das Intereſſe mehr und mehr dem friedlichen Gebiete des Schulweſens zu. Die Bewegung gieng zunächſt mehr von unten aus und war von den Gemeinden und Privaten getragen. Es hatte ſich in der Volksſchule, vorab in Einſiedeln, das Bedürfniß einer paſſenden Schweizergeſchichte gezeigt. P. Gall entſchloß ſich im Verein mit ſeinem Ordensgenoſſen, P. Athanas Tſchopp, im Jahre 1834 zu dieſer Arbeit. Sie erſchien in zwei Bändchen, das erſte 1836, das andere zwei Jahre ſpäter, im Verlag von Gebrüder Räber in Luzern. Sie iſt vom Jahre 1420 an ausſchließlich aus der Feder Morels gefloſſen. Es galt dem Romanenhaften der Schweizergeſchichte von Zſchokke eine gediegenere und in richtigerem Geiſte geſchriebene Arbeit gegenüberzuſtellen. Ueber Zweck und Geiſt des Buches äußert der Verfaſſer im Vorwort: „Dem Schweizervolke, beſonders aber den Schulen, ein Handbuch der vaterländiſchen Geſchichte zu geben, wurde gegenwärtiger Auszug theils aus den Quellen, theils aus größern Geſchichtswerken bearbeitet. Neue Aufſchlüſſe über die alte und neue Geſchichte wird man wenig finden, dagegen den reinen Willen, die Dinge ſchlicht und redlich ſo zu erzählen, wie ſie ſich ereignet und wie es ſich für die Jugend und das Volk ſie darzuſtellen ſchickt. Schweizervolk zu Berg und Thal, vorab du, liebe Jugend, nimm das Büchlein unbefangen zur Hand. Erkenne, von wannen des Vaterlandes Kraft und Freiheit, Sitte und Glaube ſtammt; erkenne, was in den alten Zeiten von den Vätern weiſe und auch thöricht gehandelt ward, daß es zur Lehre werden ſollte, wenn in ſpätern Jahren die Enkel in ähnliche Verhältniſſe und Gefahren kommen; erkenne, wie ob den ſchwankenden Meinungen, den gut- und bösgemeinten Thaten der Menſchen und dem Wandel der irdiſchen Dinge eine unſichtbare Hand die verworrenen Fäden zum herrlichen Gewebe fügt; erkenne vor allem, wie aller Staaten- und Völkerbund eitel und unhaltbar iſt, wofern der Bund mit jenem unſichtbaren Lenker der Schickſale nicht treu und heilig geachtet wird."

Bezeichnend iſt eine handſchriftliche Bemerkung, woraus er die längere Verzögerung des zweiten Bändchens mit Beziehung auf die Periode von der Reformation an entſchuldigt: „Die Schweizergeſchichte iſt von da ab zu vergleichen mit Lafayette, der in ſeiner Jugend ein Volk befreien half, dann längere Zeit verſchiedenen Fürſten diente, endlich in ſeinen alten Tagen

Digitized by Google

abermal in einer Revolution eine Hauptrolle ſpielte. Möge ihm die Schweiz darin nicht gleichen, daß er bald nach dieſer Revolution ſtarb."

Schon im folgenden Jahre 1839 ließ er eine neue Ausgabe von Abt Konrad Tanner's „Schulbriefen aus den Urkantonen", erſcheinen, bald darauf wurde er in den kantonalen Erziehungsrath berufen, welcher unter dem Präſidium von Landammann Schorno eine lobenswerthe Thätigkeit zu entfalten begann. P. Gall bildete in Verbindung mit dem ihm innig befreundeten jetzigen Herrn Decan Rüttimann die rechte Hand der Behörde. Es erſchien die neue Organiſation, welche die Volksſchule in untere, obere und Wiederholungsſchule eintheilte und das Patentſyſtem für die Lehrer einführte, ein kantonales Schulinſpectorat ſchuf, welchem ziemlich umfaſſende Vollmachten übertragen waren und das in der Perſon des oben erwähnten Hr. Rüttimann einen anerkannt tüchtigen Vertreter fand. P. Gall wurde mit der Abfaſſung der Schulbücher beauftragt. Bei der Arbeit ſchwebten ihm beſonders die St. Galliſchen Lehrmittel als Muſter vor und ſein Streben war auf möglichſte Vereinfachung gerichtet. Schon im November 1842 konnte er ſein Werk im Manuſcript der Behörde zur Begutachtung vorlegen. Damit war ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. „Das Schulweſen", ſchrieb er um dieſe Zeit, „hat noch viele und bedeutende Gegner im Kanton. Fühlbar iſt der Mangel einer Bildungsanſtalt für Lehrer und mehr noch die Kraftloſigkeit der Behörden, wenn die Gemeinden nicht gehorchen wollen". „Im Gebiete der Volksſchule", ſchrieb er um dieſe Zeit, „wird immerfort gepröbelt und verſucht, doch auch in der That Vieles geleiſtet". Zum Beweiſe des letztern weist er mit Genugthuung hin auf die vielen neuen Schulhausbauten in Lachen, Freienbach, Wollerau, Sattel, Altendorf. Im Einſiedlerthale ſelbſt erhoben ſich faſt gleichzeitig die Schulhäuſer auf den Landgemeinden, in Euthal, Willerzell, Egg, Bennau, Trachslau, Groß, vor allem aber der Neubau im Flecken Einſiedeln ſelbſt, der am 12. November 1846 feierlich eingeweiht wurde.

Die Organiſation von 1840 hatte in Ermangelung eines Seminars Lehrercurſe in Ausſicht genommen, welche vom kantonalen Schulinſpector oder andern bewährten Schulmännern geleitet werden ſollten. Erſt im Herbſt 1844 kam indeſſen ein ſolcher Curs zu Stande. Der Abt von Einſiedeln ſtellte die erforderlichen Räumlichkeiten im Kloſter zur Verfügung. Dreißig Lehrer fanden ſich vom 16. September bis 7. Oktober zuſammen und hatten bei einer ſtreng geregelten Tagesordnung täglich vier Vorträge, während die Erholungszeit durch Geſang, Declamation und phyſikaliſche Experimente nützlich ausgefüllt wurde. Schulinſpector Rüttimann behandelte den in den drei Schulbüchern vorkommenden Stoff; Lehrer Helbling das Rechnen, P. Gall Pädagogik und Methodik in Verbindung mit ſchriftlichen Arbeiten. In den

Digitized by Google

kurzen Skizzen, die er in freiem Vortrage ausführte, legte er einen reichen Schatz von pädagogiſchen Lehren nieder. Weit entfernt von phantaſtiſcher Uebertreibung und Ideenreiterei forderte er von dem Volksſchullehrer weder außerordentliche Anlage, noch außerordentliche Kenntniſſe. „Natürlicher Verſtand, richtiges Urtheil, Harmonie der Seelenkräfte ſind das Richtige, nur keine Schwärmer, Phantaſten, unpraktiſche Leute, Vielwiſſer.“

Wenn er auch den Satz aufſtellt, daß ein Lehrer nie zu viel wiſſen könne, meinte er hinwiederum, es gebe ungebildete Lehrer, die beſſer ſeien, als gebildete, „daher mein Vorurtheil gegen jetzige Schulbildung.“ Unter den Kenntniſſen vindizirt er vorab der Religion mit allem Nachdruck die erſte Stelle und erklärt die Bibel als das ſchönſte Kinderbuch. „Ohne Religion iſt alle Bildung unnütz und gefährlich, der Unterricht in allen Fächern (Geſchichte, Naturkunde) iſt religiös zu behandeln.“ Der Lehrercurs hatte den beſten Erfolg. „Ich hätte mir gar nicht gedacht“, ſchreibt er, „daß das ſo kurze Zuſammenleben ſo enge Bande knüpfen könnte“.

Langſam aber ſtetig nahm die Volksſchule ſo ihren Fortgang. Eine neue Periode brachte nach dem Sonderbundskrieg die Verfaſſung von 1848, welche auch dem Schulweſen eine erhöhte Aufmerkſamkeit zuwendete. Landammann Nazar Reding von Biberegg, das geiſtige Haupt des Kantons, trat zugleich an die Spitze des Erziehungsweſens. Mit P. Gall ſeit lange auf das innigſte befreundet, wußte er deſſen eminente Thätigkeit und Arbeitskraft für das Volksſchulweſen aufs beſte auszunutzen. Die Hauptarbeit an der neuen Schulorganiſation fiel ihm zu. Die meiſten Entwürfe zu Geſetzen, Verordnungen, Statuten u. ſ. w. floſſen aus ſeiner Feder. Schon früher hatte das im Jahre 1841 geſtiftete und der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft zur Verwaltung übergebene Jütz'ſche Legat den Gedanken zur Gründung eines eigenen ſchwyzeriſchen Lehrerſeminars angeregt; jetzt wurde derſelbe allen Ernſtes wieder aufgenommen und P. Gall, vom Erziehungsrathe als Präſident an die Spitze einer eigenen Seminarcommiſſion geſtellt, arbeitete den Plan zu demſelben aus. Er legte das thurgauiſche Lehrerſeminar, das unter Wehrli's Leitung eine poſitiv chriſtliche Richtung zu verfolgen ſchien, ſeiner Arbeit hauptſächlich zu Grunde. Der Entwurf erhielt von Seite älterer noch konſervativer Mitglieder der gemeinnützigen Geſellſchaft, von deren Unterſtützung das Unternehmen vielfach abhieng, günſtige Aufnahme, aber durch jüngere, radicale Mitglieder wurde nachher die ganze Sache vereitelt. Nicht für immer; denn im Jahre 1855 wurde das Seminar vom Kantonsrath dennoch beſchloſſen und in Seewen errichtet, von wo es 1868 in das neue Gebäude in Rickenbach überſiedelte. Aber zu dieſer Zeit war P. Gall bereits aus dem Erziehungsrathe geſchieden; denn als er 1852 ſeine Romreiſe machte,

Digitized by Google

trat er seine Wirksamkeit für die Volksschulen an andere Mitglieder des Stiftes ab, und nach der Rückkehr widmete er sich ganz der Stiftsschule und seinen litterarischen Arbeiten. Er behielt indessen auch fürderhin mit den maßgebenden Kreisen Fühlung und übte dadurch einen indirecten Einfluß auf das Volksschulwesen des Kantons aus „als bewährter Rathgeber im Fache der Volksbildung", wie das Condolenzschreiben der Regierung von Schwyz sich ausdrückt.

Wirklich verfolgte er immer mit dem lebhaftesten Interesse den Entwicklungsgang nicht blos des höhern, sondern auch des niedern Schulwesens und nahm oft Veranlassung, seinen Anschauungen, mochten dieselben auch mit der modernen Strömung noch so sehr im Widerspruche stehen, offen und freimüthig Ausdruck zu geben. Sie gipfelten in dem Satze, daß Religion, Familie und Staat zu dem großen Werke der Erziehung, welches der Schule obliegt, Hand in Hand gehen müssen. Darum beklagte und verurtheilte er jene immer schroffer und ausschließender hervortretende Tendenz, die Schule von der religiösen Grundlage loszureißen. „So sicher der Drang nach Wahrheit und der Ekel und Abscheu vor Täuschung und Irrthum in uns ist, so können wir auch nur in echter Wahrheit und Wissenschaft unser Glück finden. Alles Wissen, jede einzelne Kenntniß erlangt nur Werth durch Verbindung mit der Urwahrheit. Die rechte Grundlage gibt einzig die Religion". Als er im September einer öffentlichen Lehrerprüfung in Kaltbrunn, Kanton St. Gallen, beigewohnt, an welcher 20 Lehrer Theil nahmen, schrieb er über den dabei gewonnenen Eindruck die kurze aber vielsagende Notiz nieder, „daß wirklich bei jenen Lehrern in Sachen der Religion erstaunliche Ignoranz, dabei auch ziemliche Arroganz herrsche."

Für jeden echten mit dem Wesen der Volksschule und der Fassungskraft des Kindes übereinstimmenden Fortschritt eingenommen, war ihm die ungesunde Uebertreibung, Ueberladung, Ueberforderung, in welche leider vielfach der Fortschritt gesetzt wurde, in der Seele zuwider.

„Es ist des Rühmens über den Aufschwung unseres Schulwesens kein Ende, und kein Ende des Herabsehens auf frühere Leistungen auf diesem Gebiete. Während man es als den wesentlichsten Fortschritt bezeichnet, daß der Unterricht jetzt ein geistiger, organischer geworden, da er früher nur ein sinnlos mechanischer gewesen sei, wird meistens in der Schule gegen die ersten Bedingungen organischer Lebensentwicklung gesündigt, das Kind wird als Treibhauspflanze behandelt und zu frühe einer Bildung zugeführt, die für sein Alter nicht paßt. Damit geht Originalität und Kraft, die vielleicht im Keime vorhanden war, verloren. Man hilft der Rose aus der Knospenhülle, und sie läßt ihre unentwickelten Blätter schlaff herabhängen, man erleichtert der Phaläne das Ausschlüpfen aus der Puppe und nun wachsen

Digitized by Google

ihr keine Flügel. Noch bedenklicher iſt das Ueberfüllen mit Nahrung, die an ſich geſund, durch das Uebermaß ungeſund wird."

Daher ſein Epigramm:

Moderne Pädagogen!
„Da hat ſchon oft das Wort gelogen
Anſtatt ein kleines Reis zu pfropfen,
Wollt ihr das Kind zu Tode ſtopfen."

Ebenſo ſtand er ſtets auf Seite jener beſonnenen Pädagogen, welche in dem zu Vielerlei der modernen Schule das Gegentheil vom wahren Fortſchritte und Zwecke der Schule erblickten.

„Und wie man ſich auch heiſer kreiſche,
Wie hoch die Schule geſtiegen ſei,
Einſeitige Vielwiſſerei
Bleibt doch der faule Pfahl im Fleiſche."

Schon in Folge ſeines eigenen Bildungsganges Freund einer freien Bewegung im geiſtigen Leben und wahrnehmend, wie die erwähnten Uebelſtände mit der centraliſtiſchen Strömung im Schulweſen enge verbündet auftreten, konnte er ſich mit dieſer letztern nie befreunden. Er betrachtete ſie als ein exotiſches, in monarchiſchen Staaten gezogenes Gewächs und äußerte bereits anläßlich der Verfaſſung von 1848 die Beſorgniß, man möchte verſuchen, ſie auch in die republicaniſchen Gemeinweſen der Schweiz zu verpflanzen. Und als dieſe Beſorgniß wirklich zum Theil ſchon in Erfüllung gegangen, ſchrieb er die ſeinen Standpunkt ſcharf bezeichnenden und begründenden Worte:

„Centraliſation, oft verderblich in der Monarchie, iſt es noch weit eher im Freiſtaat, da wo es ſich um geiſtige Güter handelt. Wohlthätig iſt ihr Gegentheil, d. h. eine nach organiſchen Bedingungen auf die einzelnen Organe und Glieder vertheilte lebendige Freithätigkeit in der Schule und Erziehung. Mag für praktiſches, techniſches Wiſſen, das außer der eigentlichen Litteratur ſteht, die Centralſchule wohlthätig ſein, im Gebiete der Wiſſenſchaft wäre ſie es gewiß nicht, wie ſie denn aber auch eine Unmöglichkeit iſt, ſo lange dem Schweizer erlaubt iſt, ſeine Bildung im Auslande zu holen. Ueberwiegend iſt der Vortheil der vielen und verſchiedenartigen Schulen, ſelbſt der Hochſchulen, weil dadurch die Bildung auch eine vielſeitige, mannigfaltige bleibt. Sie bleibt aber dadurch auch eine rege, lebendige, von keiner Crusca oder Université zur Stagnation verdammte. Die Nacheiferung, der große Nerv des geiſtigen Lebens, bleibt und ihre Kraft äußert ſich auch in den allerunterſten Kreiſen der Bildung. Wir könnten Beiſpiele anführen, daß das Primarſchulweſen in Kantonen, wo es von den Gemeinden geleitet wurde,

Digitized by Google

kraft der Nacheiferung in kurzer Zeit erfreulichen Aufschwung nahm, dann aber, als der Staat alle Zügel in seine Hand nahm, auch allmälig wieder ins Stocken gerieth. Es geschah in demokratischen Kantonen, wo eben die Republik am ausgebildetsten ist."

Diese Anschauungen Morels dürften zwar bei den heute vorherrschenden Ideen nur mehr in engern Kreisen auf Zustimmung rechnen können. Das thut indessen ihrer Wahrheit und ihrem Werthe keinen Eintrag, und würden sie mehr beachtet, wir glauben, es wäre um unser Schulwesen sicher nicht schlimmer bestellt und manche jetzt nur zu berechtigte Klagen müßten verstummen.

P. X. Kühne.

Johann Melchior Tschümperlin.

1801—1879.

[Quellen: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 1859 und 1879. — Nekrolog im „Boten der Urschweiz" 1879. — Kothing, das schwyzerische Lehrerseminar. — Die Protokolle des Erziehungsrathes des Kantons Schwyz.]

Wol noch selten waren zwei Männer nach ihren äußeren Verhältnissen so verschieden und doch nach ihrem geistigen Streben sich so ähnlich, wie Nazar von Reding und Melchior Tschümperlin. Jener der Nachkomme eines altedlen Geschlechtes, dieser der Sohn einer schlichten Bauernfamilie; jener von imponirendem Aeußern, dieser von unansehnlicher Gestalt; jener schon frühe vermöge der Verdienste seiner Vorfahren als gefeierter Staatsmann an die Spitze seines Landes gestellt, dieser durch eigene Kraft vom bescheidenen Wirken als Lehrer an einer unbedeutenden Lateinschule zu hohen geistlichen Würden sich emporarbeitend. Trotzdem waren beide sich ähnlich in ihrer hohen geistigen Begabung, in ihrer politischen Gesinnung, in ihrer unermüdlichen opferfreudigen Wirksamkeit für das Wohl des Volkes und insbesondere für die Hebung und Förderung des Schulwesens, so daß sie die vertrautesten Freunde und die treuesten Mitarbeiter wurden auf dem Gebiete der Schule.

Joh. Melchior Tschümperlin war geboren den 16. September 1801. Hoch über dem Thale von Schwyz, nahe am Fuße des großen Mythen lag das kleine väterliche Heimwesen, die „Grafenmatt"; deswegen pflegte er gerne in launiger Weise zu scherzen, er stamme aus einem „hochgebornen" Geschlechte. Die erste Schule, welche der lebhafte Knabe besuchte, war die Primarschule des Waldbruders im Tschütschi, einer stillen Klause im Buchenwalde am Abhange des Mythen. Im Winter versammelte der würdige

igitized by Google

Eremit die Kinder der umwohnenden Bauersleute in seiner Stube, um sie in der Religion, in Lesen und Rechnen und etwas Schreiben zu unterrichten. Zur Sommerszeit dienten die nahe Kapelle oder das Laubdach des Waldes als „Hörsaal". Die Lehrmittel waren der Katechismus und das Namenbüchlein von Krauer, wol auch ein Gebetbuch oder ein alter Kalender. Hieher eilte nun jeden Tag wol eine halbe Stunde weit über Stock und Stein unser wißbegierige Melchior, um zu den Füßen des Einsiedlers zu sitzen. Von Zeit zu Zeit brachte er demselben wol auch etwas Milch, Butter oder Käse als Schullohn mit. Melchior machte gute Fortschritte; denn nach zwei Jahren schon erklärte der Waldbruder, daß er ihn nichts mehr Neues zu lehren wisse. Melchior sollte jetzt ein Bauer werden. Allein sein älterer Bruder Joseph Anton, Feldprediger bei den schweizerischen Linientruppen in Frankreich, bestimmte den Vater zu dem Entschlusse, Melchiors Herzenswunsch zu gewähren und ihn studiren zu lassen. Für diese brüderliche Intervention bewahrte er ihm zeitlebens ein dankbares Andenken, um so mehr, da der „Herr Bruder" ihn auch während seiner Studienjahre mit den nöthigen Geldmitteln unterstützte. Tschümperlin besuchte nun zuerst das Untergymnasium in Schwyz. Allein häufig kamen die lateinischen Pensa mit den dringenden landwirthschaftlichen Arbeiten in Conflikt; darum wanderte denn die alte Einsiedler-Grammatik nicht selten hinaus in den Wald und auf die Weide, wo die Geißen mußten gehütet werden, oder der Cornelius Nepos stieg auf die Bäume, wo die Kirschen gepflückt oder die Nüsse geschüttelt werden mußten. Dabei blieb der junge Gymnasiast stets klaren Geistes und heitern Sinnes; denn die frische Bergesluft duldete keinen Schulstaub auf seiner Seele. Die Classen des Obergymnasiums absolvirte Tschümperlin an der damals mit Recht viel besuchten Lateinschule in Solothurn. Die Mittel hiezu sandte der „Herr Bruder" aus Frankreich, und damit dessen Güte nicht zu sehr in Anspruch genommen werden mußte, ertheilte der Student selbst Privatlectionen in deutscher und lateinischer Sprache. Daß er über dem Lehren das eigene Lernen nicht vergaß, beweist die gründliche wissenschaftliche Bildung, welche er sich erwarb, und insbesondere die innige Vertrautheit mit den lateinischen Classikern, in deren Sprache er mit Vorliebe bis in sein hohes Alter mit Leichtigkeit und Eleganz mündlich und schriftlich sich bewegte. In Solothurn war es auch, wo er im Feuer jugendlicher Begeisterung sich an Freunde anschloß, welche später in hervorragender Stellung wirkten, wie Decan Lüthinger in Rapperswyl und Schultheiß Sigwart in Luzern, denen er in unverbrüchlicher Treue für immer ergeben war. Nach den vollendeten philosophischen Studien entschied sich Tschümperlin für die Theologie, absolvirte dieselbe in Chur und übernahm dann eine Professur am Gymnasium in Schwyz (1825), dessen Schüler er einst gewesen war. So sehr auch der junge Professor mit

Digitized by Google

Feuereifer seinem Berufe oblag, so reichte doch sein geistiger Horizont über die vier Wände der Schulstube hinaus; er betheiligte sich auch an gemeinnützigen Bestrebungen, war neben Schibig ein Mitbegründer der „Bürgergesellschaft“ in Schwyz (1826) und wirkte zwei Jahre an der von ihr gegründeten Secundarschule (1838 – 1840). Während den Stürmen der Dreißigerjahre wurde er in guten Treuen durch gleiche politische Gesinnung mit Landammann Nazar von Reding befreundet und theilte dann mit ihm das Loos der Mißkennung und Zurücksetzung. Seines Bleibens war jetzt in Schwyz nicht mehr; darum folgte er einer Einladung seines Freundes Lüthinger und übernahm die Pfarrei Jona in St. Gallen und zugleich das Schulinspectorat des Bezirkes Rapperswyl (1840). Da er sich in dieser Stellung als tüchtigen Schulmann bewies, wurde er als Rector an die Kantonsschule nach St. Gallen berufen (1845). Bald kehrte er jedoch wieder zur Seelsorge und zur Volksschule zurück und wirkte bis 1854 als Pfarrer in Sargans und Inspector des Schulbezirks Wallenstadt in so vortrefflicher Weise, daß dort sein Name noch lange in dankbarem Andenken bleiben wird.

Inzwischen hatten sich in Schwyz die Verhältnisse anders gestaltet. Als junger Student war er einst auf der Reise nach Solothurn, das Ränzchen auf dem Rücken, an Ingenbohl vorüber nach Brunnen gewandert, um dort den Nauen zu besteigen, der ihn nach Luzern bringen sollte. Freundlich grüßte die Kirche von Ingenbohl zum jungen Wanderer hinüber und in seiner Seele erwachte der sehnliche Wunsch: „Dort möcht' ich einst Pfarrer werden.“ Jetzt war die Pfarrei Ingenbohl vacant geworden. Der Traum der Jugend erwachte wieder; mit mächtigem Sehnen zog es ihn zu den alten Freunden in die Heimat zurück, denen er auch in der Fremde stets eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatte. Gegen Ende des Jahres 1854 zog er als Pfarrer in die Gemeinde Ingenbohl ein und schon im folgenden Jahre wurde er zum Schulinspector des Kantons Schwyz ernannt (1855). Landammann Reding hatte ihn dem Kantonsrathe zur Wahl empfohlen als einen Mann, „der vermöge seiner vieljährigen Erfahrungen im Schulfache in und außer dem Kanton Schwyz und vermöge seines regen Eifers für dasselbe vorzugsweise befähigt sei, das Inspectorat auf vollkommen befriedigende und das Schulwesen fördernde Weise zu bekleiden.“ Tschümperlin rechtfertigte die in ihn gesetzten Hoffnungen in vollem Maße; denn mit unermüdlicher Hingabe an seine Pflicht suchte er seine Aufgabe zu erfüllen, trotzdem dieselbe vielfach eine höchst undankbare war. Immer noch hatte nämlich trotz der Umsicht und Energie des frühern Inspectors, des Herrn Pfarrer Rüttimann, der noch junge Schulzwang seine Feinde; Schritt für Schritt mußten die Erziehungsbehörden durch ihre Avantgarde, das Inspectorat, den Boden für denselben erobern. Noch im Jahre 1853 hatte der Erziehungsbericht geklagt: „Wenn wir uns

Digitized by Google

auch freuen dürfen, daß die Bestrebungen der Behörden für Hebung der Volksschule nicht ohne günstigen Erfolg geblieben sind, so stehen dennoch dem wünschbaren Gedeihen unserer Schulen immer noch zwei bedeutende Hindernisse entgegen: einerseits die Abneigung und die Vorurtheile eines großen Theiles unseres Volkes gegen alles Schulwesen und daher Widersetzlichkeit gegen höhere Anordnungen, anderseits die Gleichgültigkeit und Saumseligkeit so vieler Gemeinderäthe und Schulräthe." Gegen diese Feinde der Schule zog Tschümperlin muthig zu Felde. Nicht als ob er das Unmögliche versucht hätte, das Obligatorium auf einmal und mit rücksichtsloser Härte durchführen zu wollen, sondern er schlug, wo bei den Eltern nur irgend guter Wille vorhanden war, sich belehren zu lassen, den Weg der Belehrung und Ermahnung ein; nur da, wo der Unverstand absichtlich seine Ohren verschloß, verlangte er Bestrafung der Widerspenstigen. Die Ortsbehörden suchte er durch weise gespendetes Lob für die Schule zu interessiren. So schreibt er in einem Berichte: „Einige Schulräthe denken, sie verstehen nichts von der Schule (und bleiben aus derselben weg). Irrig. Ob Zucht, Fleiß und Fortschritte vorhanden, versteht auch der einfachste Bauer. Er nehme nur die Tabelle zur Hand, durchgehe die Hefte, horche zu. Das genügt." Ganz besonders aber benützte er seine Schulbesuche dazu, die Lehrerschaft in ihrem pädagogischen und methodischen Wissen und Können gründlich kennen zu lernen; einstudirte Rollen und schönfärbendes Schaugepränge bei Prüfungen verabscheute er; überall wollte er mit eigenen Augen und zwar hinter die Coulissen sehen. Fand er gute Resultate in Unterricht und Erziehung, so machte ihm das gespendete Lob selbst eine sichtliche Freude; traf er aber sträfliche Nachlässigkeit an, so sparte er auch ernsten Tadel nicht. Immer aber spornte er die Lehrer zu gewissenhafter Pflichterfüllung, insbesondere zu steter eigener Fortbildung in Tugend und Wissenschaft an, und wer nicht in maßloser Selbstüberschätzung sich für vollkommen hielt, nahm seine wohlmeinenden Worte dankbar sich zu Herzen. Im Kreise der Kinder wurde er selbst wieder Kind, wol wissend, daß „im Sonnenschein der Liebe alles Gute gedeiht." Nur zu bald mußte der eifrige Inspector von der Volksschule scheiden. Er wurde vom Bischof von Chur zu seinem Commissar für das innere Land Schwyz erwählt; er legte deswegen sein Mandat nieder, und auf seine Anregung hin wurden die Obliegenheiten des einen Kantonalinspectors auf vier Kreisinspectoren vertheilt (1859).

Schon während seiner eigenen praktischen Wirksamkeit als Lehrer, noch mehr aber durch seine Erfahrungen im Inspectorate war Tschümperlin zur Ueberzeugung gelangt, daß der Lehrer die Seele der Schule sei; darum machte er denn in Wort und Schrift unablässig Volk und Behörden darauf aufmerksam, daß eine wissenschaftlich und sittlich tüchtige Heranbildung der

Lehrerschaft die erste und wesentlichste Bedingung sei zur allseitigen Hebung und Förderung des Schulwesens. Wie anderwärts, so ist auch im Kanton Schwyz der Gedanke an die Nothwendigkeit einer beruflichen Bildung der Lehrer nur wenige Jahrzehnte alt. Zwar schrieb schon (1775) der eifrige Pfarrer Isidor Moser von Einsiedeln in seinem „Entwurf zur Errichtung der Schulen in der Waldstatt Einsiedeln“: „Die Erfahrung lehret, daß da die meisten Fortschritte, wo die besten Schulmeister sind; also muß man die Schulmeister selbst unterweisen“; ebenso machte der Erziehungsrath des Kantons Waldstätten (1799) den Minister Stapfer auf das dringende Bedürfniß einer Fachschule für Heranbildung der Lehrer aufmerksam; allein beide Anregungen blieben unausgeführt. Nach wie vor verdankten diejenigen Lehrer, welche nicht Geistliche waren, ihre dürftige Bildung nur einer Primarschule; einige wenige hatten auch etwas Latein studirt. Die ersten in einem Seminar gebildeten Lehrer hatte die Schule in Einsiedeln durch die Vermittlung Fellenbergs und P. Girards. Das erste Mittel, durch welches der kantonale Erziehungsrath die Berufsbildung der Lehrerschaft zu fördern suchte, war die im Jahre 1841 eingeführte Patentprüfuug; ebenso wurde beschlossen, der Inspector habe „zu Zeiten den Lehrern einen angemessenen Unterricht zu ertheilen“, was dann in einem dreiwöchentlichen Lehrercurs im Kloster Einsiedeln, welches den Theilnehmern in liberaler Weise Kost und Logis anbot, wirklich geschah (1844). Diese Verfügungen hatten einen zweifachen Erfolg: einerseits kamen Lehrerschaft und Schulbehörden zur Ueberzeugung, auch der Lehrerberuf bedürfe besonderer geistiger Anlagen und specieller Vorbildung, anderseits wurde die Tenne vom Unkraut gesäubert und manches untaugliche Subjekt aus der Schule hinausgewiesen. Allein, weil der Kanton Schwyz noch keine eigene Lehrerbildungsanstalt besaß, so giengen nun die Schulen vielfach in die Hände solcher Lehrer über, welche in verschiedenen schweizerischen und ausländischen Seminarien ihre Bildung genossen hatten; im Jahre 1850 waren von 86 Lehrern nicht weniger als 37 Nichtkantonsbürger. Selbstverständlich konnte bei so heterogenen Elementen von einer so nothwendigen Einheit in Pädagogik und Methodik nicht die Rede sein, abgesehen davon, daß „diese fremden Lehrer das Volk und seinen Charakter, das Land und seine Bedürfnisse nicht kannten“. Darum war die Errichtung eines eigenen Seminars, nach dem Muster anderer Kantone, schon längst der innigste Wunsch aller Freunde und Förderer der Volksschule gewesen. Allein bei der financiellen Nothlage des Kantons, welche durch die Ereignisse von 1847 noch gesteigert wurde, war an eine Verwirklichung dieses Wunsches nicht zu denken. Da war es der edle Alois Jütz, Oberstlieutenant in neapolitanischen Diensten, welcher seinem Heimatkanton die Mittel hiezu anbot. Er testirte in opferwilligster Weise 78500 Fr., aus deren Zinsen jungen Leuten, welche sich

Digitized by Google

dem Lehrerberuf zu widmen gedächten, Stipendien ertheilt werden ſollten. Alsbald wurde nun der Gedanke an die Gründung eines kantonalen Lehrerſeminars wieder aufgegriffen. Jütz hatte jedoch die Vollziehung ſeines Teſtaments den eidgenöſſiſchen Behörden und dieſe ihrerſeits der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft anvertraut. Mit ihr mußte ſich deswegen die Regierung des Kantons Schwyz in Beziehung ſetzen. Als die hiefür geeignetſte Perſönlichkeit wurde nebſt noch anderen um das Schulweſen verdienten Männern ganz beſonders Pfarrer Tſchümperlin erachtet. Und wirklich, ſeinem hingebenden Eifer und ſeiner umſichtigen Klugheit gelang es, daß die zuerſt divergirenden Anſichten der kantonalen Regierung und der gemeinnützigen Geſellſchaft über die Bildung der ſchwyzeriſchen Lehrer nach langjährigen Verhandlungen ſich endlich einigten und im Jahre 1856 das Lehrerſeminar eröffnet werden konnte. Durch Tſchümperlins Vermittlung hatten die Seminardirectoren Wehrli und Zellweger den Plan zu demſelben entworfen; ebenſo iſt es ſeinem Einfluſſe zu verdanken, daß das Seminar gleich bei ſeinem Entſtehen in den Herren F. Buchegger und A. Schindler tüchtige Directoren erhielt, welche, durch wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit, pädagogiſche Erfahrung, adminiſtratives Talent und Energie des Charakters gleich ausgezeichnet, mit hingebendem Eifer an der Hebung des Seminars arbeiteten. Sichtliche Freude an dem Gedeihen der Schöpfung leuchtet durch, wenn Tſchümperlin in ſeinem Inſpectionsberichte vom Jahre 1858—1859 ſchreibt: „Unter den guten Lehrern blicken wir mit Befriedigung auf die fünf, welche aus unſerm Lehrerſeminar ausgetreten ſind; ihre Aufführung iſt gut; ihre praktiſche Tüchtigkeit hat ſich bei der Mehrzahl ſchon bewährt. Können wir die Schulen allmälig mit unſeren Seminarzöglingen beſetzen, ſo werden auch die ſchwächern ſich entſchieden heben. Gleiche Methode, mit religiösſittlichem Ernſte, Luſt und Geſchick verbunden, muß und wird durchdringen.“ Und wirklich, ſein Prognoſtikon hat ſich als richtig erwieſen. Durch die Tüchtigkeit der methodiſchen Leiſtungen der Seminarzöglinge wurden die alten „Mechaniker“ nach und nach aus der Schule hinausgedrängt, ſo daß gegenwärtig der Kanton Schwyz nur noch wenige Lehrer zählt, die nicht ſpecielle Berufsbildung und zwar im kantonalen Seminar genoſſen haben. Seit der Eröffnung des Seminars war Tſchümperlin theils Mitglied, theils Präſident der Seminardirection, und das Seminar war ſtetsfort ſo ſehr der Gegenſtand ſeiner lebhafteſten Sorge und ſeiner wahrhaft väterlichen Pflege, daß er dasſelbe beſonders mit Rückſicht auf die bei ſeiner Gründung überwundenen Schwierigkeiten gern ſeinen „lieben Schmerzenreich“ nannte. Seinen nie raſtenden Anregungen und ſeiner unermüdlichen Ausdauer iſt es nicht zuletzt zu verdanken, daß das Seminar aus den engen Räumen eines Miethlokales in Seewen im Jahre 1868 in das in Rickenbach ob Schwyz neuerſtellte Gebäude verlegt werden konnte in eine Lage, wie ſie

Digitized by Google

vom ſanitariſchen und pädagogiſchen Standpunkte aus nicht leicht günſtiger gedacht werden könnte. Nach dieſer Ueberſiedlung verlangte Tſchümperlin wegen vorgerücktem Alter ſeine Entlaſſung aus der Seminardirection, und der Erziehungsrath gewährte ihm dieſelbe „mit tiefem Bedauern“ und ſprach ihm „für ſeine ebenſo eifrige als erfolgreiche Thätigkeit für die Jugendbildung und ſeine vielen Verdienſte um das ſchwyzeriſche Schulweſen im Namen des ganzen Landes in lebhafteſter und ehrenvollſter Weiſe ſeinen Dank aus“. Vier Jahre ſpäter (1872) verließ er, von der Laſt der Jahre gebeugt, ſeine liebgewordene Pfarrei Ingenbohl und zog ſich nach Schwyz ins Privatleben zurück; dem einſt raſtlos thätigen Manne war mit 71 Jahren ein otium cum dignitate wol zu gönnen. Seinen Lebensabend verſüßten nicht nur die Hochachtung ſeiner Freunde und Schüler, ſondern auch die Auszeichnung ſeiner geiſtlichen und weltlichen Oberen, indem ihm die Würde eines päpſtlichen Ehrenkämmerers und eines Domherrn von Chur zu Theil wurde. Er ſtarb, 78 Jahre alt, den 21. Oktober 1879.

Johann Melchior Tſchümperlin war nicht blos ein ebenſo eifriger als tüchtiger Schulmann; bei ſeinen reichen Anlagen des Geiſtes und des Herzens war er auch ein eifriger Förderer aller intellectuellen und materiellen Intereſſen, wodurch der Menſch gebildet und veredelt werden kann und ſoll. Mit Rath und That unterſtützte er den P. Theodoſius Florentini bei der Gründung des Collegiums in Schwyz und war dann langjähriger Inſpector der raſch aufblühenden Lehranſtalt. Seit dem Jahre 1826 war er auch thätiges Mitglied der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft, an deren Jahresverſammlungen er gerne geſehen wurde, nicht blos wegen des unerſchöpflichen Humors, mit dem er ſich in Freundeskreiſen bewegte, ſondern auch wegen des reichen Maßes von Lebensweisheit, welches er bei den Verhandlungen bekundete. So hielt er bei der Jahresverſammlung in Schwyz (1859) ein gediegenes Referat über die Frage: „Inwiefern ſind Armenhäuſer ein Heilmittel gegen den Pauperismus?“ Mit Eifer bethätigte er ſich auch an der Gründung des neuen Krankenhauſes in Schwyz, welches durch Privatſtiftungen gegründet und erhalten ein würdiges Denkmal edlen Opferſinnes bildet. Es gereichte ihm zur Freude, bei der Einweihung desſelben an die verſammelten Stifter und Wohlthäter desſelben beredte Worte des Dankes und der Aufmunterung richten zu können (1875). Das war das letzte Wort, welches der Greis an einer öffentlichen Verſammlung ſprach. In den Jahren ſeiner Kraft war Tſchümperlin ein vortrefflicher Redner geweſen; ſei es auf der Kanzel oder in Volksverſammlungen, ſei es im ernſten oder geſelligen Kreiſe ſeiner Freunde: überall hatte er am rechten Ort das rechte Wort, immer fand der redegewandte Mund die paſſende Form für den Reichthum ſeiner Gedanken, die er gern in geiſtvollen Antitheſen und kurzen Sentenzen ausſprach. Seine Feſtrede

Digitized by Google

zur Gedächtnißfeier der Schlacht am Morgarten (1863) „die Siegeskraft der Eidgenossen“ ist von praktischer Lebensweisheit getragen und von glühender Vaterlandsliebe durchweht. Was ihm aber vor allem die Hochachtung Aller erwarb, die ihn kennen lernten, war die edle Offenheit seines Charakters. „Er war wahrhaft, unverstellt und haßt' die krummen Wege“; als eine ächte „Johannesseele“ war er voll wohlmeinender Güte gegen Alle. Wenn auch sein freundliches Wohlwollen, mit welchem er im Alter gern der Jugend seine Räthe ertheilte, manchmal als kleinliche Pedanterie erscheinen mochte, so erkannte man dennoch dankbar sein redliches Streben an, ihr nützlich sein zu wollen. Der Unwahrheit, dem Unedeln trat er aber auch mit „Johanneseifer“ gegenüber; doch verwechselte er dabei nie die Person mit der Sache; wen er bekämpfte, der war nie sein Feind, sondern nur sein Gegner. Vor allem aber bewahrte er stets eine heitere Gemüthsruhe. Wenn auch in den ersten Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit kleinliche Verfolgungssucht dem tadellosen Geistlichen den Aufenthalt in der Heimat verbitterte, dennoch liebte er sie auch in der Fremde, indem er die erlittene Unbill großmüthig vergaß. Selbst als die Beschwerden des Alters sein sonst so heiteres Gemüth niederzubeugen versuchten, so waren sogleich alle Wolken des düstern Unmuthes verscheucht, wenn seine alten Freunde oder Schüler ihn besuchten; in ihrem fröhlichen Kreise flackerte seine Geistesflamme zu neuem Leben auf, und freundliche Abendröthe übergoß sein ganzes Wesen. Körperlich gebrochen, aber geistig ungeschwächt war sein Tod wie das Untergehen der Sonne. „In seinem Wandel hat er des Guten viel gethan; in seinem Scheiden bleibt sein Andenken im Segen, und seine Werke folgen ihm nach“.

J. Marty.

Melchior Lütschg.

1792—1871.

[Quellen: Nekrolog aus der „Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ Jahrgang X. — Ansprache der evangelischen Hülfsgesellschaft an das wohlthätige Publikum. 1850.

Wenn schon von der Volksschule das Wort gilt: „Der Lehrer ist die Schule“ — so findet dasselbe um so mehr seine Anwendung auf eine Anstalt, in welcher das Hauptgewicht von vornherein auf die Erziehung fällt, und als eine solche muß die „Linthkolonie“ bezeichnet werden, welche verwahrloste Knaben in sich aufnimmt, um sie zu tüchtigen, brauchbaren Menschen

Digitized by Google

heranzubilden. Lütſchg hat derſelben von Anfang d. h. vom Jahr 1819 an bis 1857 vorgeſtanden und ihr auf lange Zeit hinaus die Signatur ſeines Geiſtes aufgeprägt.

Melchior Lütſchg wurde am 23. Mai 1792 in Mollis geboren. Sein Vater war Schreiber und Fergger in einer Fabrik. Im elterlichen Hauſe wurde der Grund zu jener geſunden, naiven Frömmigkeit gelegt, welche den Grundton ſeines ganzen erzieheriſchen Wirkens bildete. Bis ins achte Jahr beſuchte er die Dorfſchule; dann mußte er ſchon als „Streicher“, der im „Châssis“ die Farbe verreibt, in der Druckerei ſein täglich Brod verdienen. Die wenigen Mußeſtunden, die ihm übrig blieben, benutzte er zu ſeiner Fortbildung. Glücklicherweiſe wurde er im elterlichen Hauſe nicht davon abgehalten; vielmehr leiſtete ſein Vater ſeinem Wiſſensdrang und Lerneifer allen Vorſchub und unterrichtete ſelber ſeinen Sohn, ſo gut er es konnte, im Rechnen und im Schreiben. Bald nach der Konfirmation, Oſtern 1808, mußte Lütſchg das Elternhaus verlaſſen, um ſich in Haslen mit der Leineweberei vertraut zu machen. Nach zwei Jahren kehrte er wieder nach Mollis zurück und lebte daſelbſt nahezu ſieben Jahre von ſeiner Hände Arbeit. Indeſſen verfolgte ihn ſtetsfort der Gedanke, daß er zu etwas Beſſerem geboren ſei; höhere Ziele ſchwebten dem Jüngling vor der Seele und nur die Macht der Verhältniſſe, die der Erfüllung ſeines Lieblingswunſches nicht günſtig waren, konnte ihn daran hindern, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen.

Es ſollte eine andere Bahn für ihn geebnet werden. Die im Jahre 1813 ins Leben gerufene „glarneriſche Hülfsgeſellſchaft“, welche ſich zur Aufgabe gemacht hatte, durch Gründung einer Armenkolonie d. h. einer eigentlichen Niederlaſſung armer, verkommener Familien auf dem durch das Linthwerk gewonnenen Boden der Armennoth dauernd zu wehren, war allmälig zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihr anfänglicher Plan, auch wenn er ausführbar wäre, doch nicht zum erwünſchten Ziele führen könne. Sie hatte nach den Erfahrungen der erſten Jahre ihrer Thätigkeit deutlich genug einſehen gelernt: Wenn dem Forterben von Armuth, Elend und Laſter Einhalt gethan werden ſolle, ſo müſſe auf das junge, noch bildungsfähige Geſchlecht eingewirkt werden; es müſſe eine Armenſchule gegründet werden, in welcher begabte junge Leute, den Armen des Elends entriſſen, zu tüchtigen und brauchbaren Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft erzogen werden.

Schon im Winter 1816/7 beſchäftigte ſich die leitende Commiſſion der Geſellſchaft lebhaft mit dieſem Projecte und der ſtets hülfbereite Gönner der Geſellſchaft, Em. v. Fellenberg, erleichterte das Beſtreben weſentlich durch das Anerbieten, einen Armenlehrer unentgeltlich in ſeiner Anſtalt in Hofwyl heranzubilden. Als ſich die Geſellſchaft nach der hiezu paſſenden Perſönlichkeit umſah, da meldete ſich Lütſchg, von innerm Drang getrieben, von einer

Digitized by Google

reinen Begeisterung für die Sache der Armenerziehung erfüllt, bei der Commission und erklärte sich mit Freuden bereit, seine Ausbildung in Hofwyl zu vollenden und dann die Stelle eines Armenlehrers in der neu zu gründenden Anstalt zu übernehmen. Die Commission nahm das Anerbieten entgegen und im Frühjahr 1817 reiste Lütschg nach Hofwyl ab. Er verblieb daselbst bis März 1819 und am 5. April desselben Jahres begann er sein mühevolles Werk auf der Linthkolonie. Fünf Knaben waren anfänglich seiner Obhut anvertraut; bald aber stieg die Zahl auf 30—36 Zöglinge. Wie schwer es auch ihm trotz seiner Begeisterung für den hohen Beruf gefallen ist, jenes bindende Bewußtsein nothwendiger Zusammengehörigkeit, welches in der natürlichen Familie durch die Gemeinschaft des Blutes, wie durch die Gemeinsamkeit aller Interessen begründet wird, durch das äußerliche Mittel strenger Zucht und Ordnung zu erzeugen und wach zu erhalten, davon hat er oft genug Zeugniß abgelegt. Aber Lütschg war dazu wie geschaffen, auch die verschlossensten Naturen an sich heranzuziehen und ihr Herz zu öffnen. Er wirkte als Vater in der Anstalt. Die Armenschule war seine Welt, welcher alle seine Gedanken und Sorgen galten, und diese Welt durchdrang und befruchtete er mit dem religiösen Geiste, der von Haus aus in ihm selber lebte. Lütschg war eine religiös angelegte Natur und gerade seine ungeschminkte Frömmigkeit, verbunden mit einem tiefen sittlichen Ernst, war es, womit er in manchem jugendlichen Herzen jenen gesunden Trieb sittlicher Thatkraft zu wecken vermochte, der alle Hindernisse überwindend sich Bahn bricht, um zu einem des Menschen würdigen Ziele zu gelangen. Lütschg blieb auch trotz mancher Gelegenheit, sich eine vortheilhaftere Stellung zn verschaffen, seiner Anstalt treu; er war, was deren inneres Wesen, das geistige Leben derselben beschlägt, ihr eigentlicher Schöpfer und Begründer geworden und er konnte nicht von ihr lassen, bis ihn — im Herbst 1857 — sein vorgerücktes Alter zum Rücktritt nöthigte. 164 junge Leute hatte er, und zwar der Großzahl nach zu tüchtigen Menschen, erzogen, aus dem Verderben errettet. Von diesen 164 finden wir 77 später als Handwerker, 27 als Lehrer, 24 als Fabrikarbeiter, 9 als Landwirthe, 5 als Knechte, 5 als Militärs, 3 als Beamte, 3 als Gärtner, 2 als Schreiber, und je einen als Handelsmann, als Lithograph, als Kondukteur, als Fuhrmann, und als Taglöhner wieder; 4 sind ohne bestimmten Beruf geblieben. Lütschg hat ihnen allen den Weg zur praktischen Laufbahn zu ebnen gewußt.

Wie seine ganze Kraft der Anstalt gehörte, so hat er auch nur in einer Richtung noch über die Grenzen derselben hinausgewirkt. Er gab die erste Anregung zur Stiftung des glarnerischen Lehrervereins (Juni 1826) und war dessen erster Präsident. In dieser Eigenschaft bewährte er sich schon in der ersten Versammlung des Vereins, wo es sich um Feststellung der Statuten,

Digitized by Google

der Organisation und aller der Aufgaben handelte, die der Verein in den Bereich seiner Thätigkeit ziehen sollte, als der richtige Organisator, der der neuen Schöpfung ein solides Fundament zu schaffen wußte. Von den Reden, die er als Leiter des kantonalen Vereins, wie in den Versammlungen des Unterländer Filialvereins gehalten hat, sind besonders drei im Gedächtniß der Hörer haften geblieben: diejenigen vom Januar und März 1827, wo er einerseits von den plötzlichen großen Veränderungen, dem Ueberstürzen und waghalsigen Experimentiren im Unterricht („Neue Lehrer, Weltbekehrer") warnt, anderseits aber positiv aufbauend die Bedeutung eines guten Leseunterrichts, sowie der Denk- und Sprechübungen darlegte — und diejenige vom Juli 1827, in der zweiten Versammlung des kantonalen Lehrervereins gehalten, wo er mit großer Wärme auf die Nothwendigkeit hinwies, daß die Schulen auch Denkschulen seien, um allen den Forderungen ein Genüge zu leisten, welche das Leben an den gereiften Bürger zu stellen habe. Lütschg hat mit alledem dem neuen Institut, das wesentlich durch seine Initiative ins Leben gerufen worden, auch Geist und Leben einzuhauchen gewußt, um dessen gedeihlichen Fortbestand für die Zukunft zu sichern.

Dem treuen und beharrlichen Kämpfer war noch ein schöner Lebensabend beschieden. Er starb, 14 Jahre nach seinem Rücktritt von der Leitung der Linthkolonie, als hochbetagter Greis im Jahre 1871. Heer.

Johann Jakob Bäbler.[1]

1806—1874.

Im Jahre 1806 als Sohn unbemittelter Eltern in Schwanden geboren, erhielt Johann Jakob Bäbler seine Elementarbildung in der Schule seines Wohnortes, und fand sodann Gelegenheit, im sogenannten Kubert'schen Institute in Glarus, wo Unterricht im Französischen und in den Realien ertheilt wurde, sich weiter fortzubilden. Gute Begabung und beharrlicher

[1]) Bäbler's Schriften:

Geschichte und Inhalt der alten Verträge zwischen den Reformirten und Katholiken des Kantons Glarus. 1836.

Fest- und Schützenzeitung vom eidgenössischen Freischießen in Glarus. 1847.

Die alten eidgenössischen Bünde, der Bundesvertrag und die Bundesrevision. St. Gallen. 1848.

Der Beitritt des Landes Glarus zur Eidgenossenschaft. Denkschrift zur 500jährigen Jubelfeier am 4. Juni 1852.

gitized by Googl

Fleiß ließen ihn so rasch fortschreiten, daß er bald aus einem Lernenden ein Lehrender wurde und seinem Lehrer als Gehülfe zur Seite stand. Einen ähnlichen Hülfslehrerposten versah er sodann eine Zeit lang in einem Institut in Stäfa. Auf diesem praktischen Wege war der jedenfalls schon früh erwachte Gedanke, Lehrer zu werden, in ihm zur vollen Reife gelangt und es bedurfte zur vollen Verwirklichung desselben nur noch ein höheres Maß von Bildung, wenn der junge Mann einst befähigt sein sollte, eine über die Primarschule hinausgehende Lehranstalt zu leiten.

Er begab sich zu diesem Zwecke 1829 nach Neuenburg, um sich im Französischen zu vervollkommnen; 1830 nach Aarau, wo er als Zögling des „Lehrvereins" sich besonders mit Naturwissenschaft und Mathematik beschäftigte. Damit hatte seine Bildungszeit bereits ihr Ende erreicht und schon im darauffolgenden Jahre öffnete sich ihm ein seiner Kraft wie seinen Neigungen entsprechender Wirkungskreis an der eben erst gegründeten Secundarschule in Schwanden.

Bäbler sollte ihr erster und alleiniger Leiter sein; an ihm sollte es liegen, die Lebensfähigkeit der neuen Anstalt darzuthun und deren Fortexistenz zu sichern. Er hat die auf ihn gesetzten Hoffnungen und Erwartungen nicht getäuscht. Getragen von dem allerfrischenden Geiste der Dreißigerjahre, hat Bäbler im ersten Jahrzehnd seiner praktischen Thätigkeit mit jenem vollendeten Kraftbewußtsein gewirkt, welches nicht allein der Besitz eines festen geistigen Eigenthums, sondern ganz besonders auch die Begeisterung für den Beruf dem Menschen einflößt. Er hat in diesen Jahren gezeigt, worin seine Stärke lag. Sie lag nicht in der Fülle gediegener Bildung, umfassender Kenntnisse, wol aber darin, daß er das bescheidene Capital seines Wissens außerordentlich ertragsfähig zu machen oder — um biblisch zu reden — mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern verstand. Daneben verrieth sich allerdings schon damals in seinem ganzen Streben auch die Neigung, über die Schule hinauszuwirken und auf dem Boden des politischen Lebens sich Geltung zu verschaffen. Die Versuchung lag allerdings nahe. Seine erste Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule fiel ja in die Zeit, wo die Verfassungsstürme sich vorbereiteten, wo es in der Demokratie zu gähren anfieng und die Vorboten einer neuen Zeit immer deutlicher und vernehmlicher ihre Stimme

---

Schweizerischer Liederkranz. Glarus (ohne Jahreszahl).
Ein bescheidenes Blümlein auf das Grab Pestalozzis. 1846.
Konferenzblätter der glarnerischen Lehrer. 1864.
Sieben Capitel über die wichtigste Angelegenheit ꝛc. 1860.
Zwölf Capitel ꝛc. 1871.
Das Schulwesen des Kantons Glarus (Zeitschrift für schweizerische Statistik 9. Jahrgang. Bern 1873).

Digitized by Google

erhoben. Auch Bäbler fühlte ſich innerlich dazu berufen, an die Neugeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe mit Hand anzulegen. Für ſeinen eigentlichen Lebensberuf wäre es vielleicht wünſchbarer geweſen, wenn ſein Streben und Wirken mehr in die Tiefe und weniger in die Breite gegangen wäre; aber er hatte nun einmal das Bedürfniß, auch im weitern Sinne ins Leben des Volkes hineinzuwirken und es iſt ihm dies ſo ſehr Bedürfniß geblieben, daß ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſich faſt ausſchließlich auf dieſes Gebiet beſchränkte. Als im Jahre 1836 ganz beſonders die Katholiſchen ſich gegen eine Verfaſſung, welche die alte Doppelregierung beſeitigen wollte, erhoben und ſich auf ihre verbrieften Rechte beriefen, da war es Bäbler, der nicht blos in der Preſſe warm für die im Wurfe liegende Reform eintrat, ſondern auch in einer beſondern Broſchüre den Inhalt der alten konfeſſionellen Verträge dem Volke darlegte und die nöthigen Schlußfolgerungen daraus zog. In ähnlicher Weiſe friſchte er im Jahre 1848 die Erinnerungen an die alten eidgenöſſiſchen Bünde auf und ſuchte das Volk an der Hand der Geſchichte für die neue Bundesverfaſſung zu erwärmen. Und wie durch das Wort, ſo wirkte er auch durch das Lied auf eine geſunde Entwicklung des Volkslebens hin; Jahrzehnde hindurch ſtand er in den vorderſten Reihen derjenigen, welche ſich die Pflege des Volksgeſangs zur Aufgabe machten, und manche ſeiner Kompoſitionen leben heute noch im Munde des Volkes fort.

Als Lehrer hat er wohl die beſte Zeit, welche die reifſten Früchte pädagogiſcher Thätigkeit zu Tage förderte, in Schwanden verlebt. Im Jahre 1844 wurde er an die Secundarſchule in Glarus berufen und er iſt dieſem Wirkungskreiſe treu geblieben, bis leibliche Gebrechen ihn (1868) zum Rücktritt nöthigten. Während dieſer Zeit bildete er recht eigentlich das Bindeglied zwiſchen der Lehrerſchaft und der kantonalen Schulbehörde, deren langjähriges Mitglied er war. Der glarneriſche Lehrerverein hat ihm viel Anregung zu friſchem Vorwärtsſtreben zu verdanken; in den Konferenzen desſelben blieb Bäbler bis in die letzten Jahre ſeines Schuldienſtes ein belebendes Element. Im Jahre 1864 gab er den Anſtoß zur Gründung der „Konferenzblätter“ des glarniſchen Lehrervereins, durch welche die Konferenzarbeiten dem Vereine erhalten bleiben und weitern Kreiſen zugänglich gemacht werden ſollten; dieſe Schöpfung hatte indeſſen nur eine kurze Lebensdauer. Wie ſehr ihm aber das Volksſchulweſen ſeines Heimatkantons überhaupt und deſſen Förderung immerfort am Herzen lag, das bewies er namentlich dadurch, daß er ſchon 1860 in ſeiner Schrift „ſieben Capitel über die wichtigſte Angelegenheit unſers Kantons“ einer Reorganiſation des glarneriſchen Schulweſens rief, und, da in Folge des Brandes von Glarus alle derartigen Reformen in den Hintergrund treten mußten, 1871 in ſeinen „Zwölf Capiteln“ ꝛc. den Ausbau der Schule noch einläßlicher beſprach

igitized by Google

und als letztes Ziel der Entwicklung die Gründung einer Kantonsschule hinstellte. Konnte der letztere Gedanke auch keine Verwirklichung finden, so haben die zwölf Capitel doch das Ihrige dazu beigetragen, daß schon 1873 ein neues Schulgesetz geschaffen werden konnte.

Johann Jakob Bäbler starb den 25. Mai 1874. In ihm hat das Glarnervolk einen Mann verloren, der ein Herz hatte für das Volk und stets bereit war, für die Schule wie für die idealen Interessen des Volkes seine beste Kraft einzusetzen. Heer.

Dr. Bernhard Becker.[1]

1819—1879.

[Quelle: Becker's „Erinnerungen aus meiner Jugend".]

Becker's Jugendjahre gehören der Zeit an, wo im politischen Leben der Schweiz aus anfänglich dunklem Drange sich neue Ideen herausarbeiteten, welche im Jahre 1848 erst, mit der neuen Bundesverfassung, eine feste, bleibende Gestalt gewonnen haben. In eben dieses Jahr 1848 fällt auch der Abschluß von Becker's Bildungszeit. Was demselben vorausgieng, war ein Suchen nach einem ihm Anfangs nur wie eine Ahnung vorschwebenden Ziel, das aber einmal erkannt und in festen Umrissen geschaut, mit eiserner Zähigkeit verfolgt wurde, bis es erreicht war. Was darauf folgte, war eine schöne ruhige Entwicklung aller der Keime, womit der Geist während der Bildungszeit befruchtet worden war.

Bernhard Becker wurde im März 1819 in Ennetbühl bei Glarus geboren. Seine Eltern, von Kleinbauern abstammend, beschäftigten sich früh mit Baumwollweberei und giengen später sogar zur Fabrikation von Baumwolltuch über. Nebenbei trieben sie Kleinhandel mit Kolonialwaaren und richteten eine Wirthschaft ein. Bernhard besuchte vom sechsten Jahre an die Dorfschule, später das Kundert'sche Institut und die Secundarschule in

[1] Becker's Schriften:

Ein Wort über das Schulwesen. Basel. 1860.

Referat über Volksschulbildung in der Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. 1860.

Das Familienleben in der Fabrikindustrie. Glarus. 1862.

Der Sonntag. Ein Traktat. Glarus. 1864.

Die Arbeitsfrage und das Evangelium. (Verhandlungen der schweizerischen Predigergesellschaft in Schaffhausen.) 1872.

St. Fridolins Land. Gedichte in Schriftsprache und Mundart. Basel. 1876.

Digitized by Google

Glarus. Nun ſollte er ſich für einen beſtimmten Beruf entſcheiden; die Wahl war ihm völlig anheimgeſtellt. Allein noch hatte ſich keine beſtimmte Lebensrichtung in ihm abgeklärt. Vorerſt ſich weiter bilden war das einzig Mögliche. Zu dieſem Zwecke gieng er nach Chur, um daſelbſt ſobald wie möglich am Klaſſenunterricht der Kantonsſchule Theil zu nehmen. Da erſt ward es ihm klar, daß nur ein wiſſenſchaftlicher Beruf ihn befriedigen könne, und der Rath einzelner Lehrer einerſeits, ein gewiſſes myſtiſches Element in ſeiner geiſtigen Natur anderſeits, verwieſen ihn auf das Studium der Theologie. Das „Suchen“ ſchien damit ſein Ende erreicht zu haben. Aber nachdem er kurze Zeit friſch drauf los ſtudirt hatte, traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht aus der Heimat, daß ſeine Eltern ſich an einem Fabrikgeſchäft betheiligt haben und dringend ſeine Ausbildung zum Koloriſten wünſchen müſſen. Einmal hinausgeworfen aus der eben erſt begonnenen Carriere und doch ſich immer nach derſelben zurückſehnend, unternahm er in den nächſtfolgenden Jahren die eigentlichen Kreuz- und Querfahrten ſeines Lebens. Von 1837—38 ſtudirte er Chemie in Aarau, von 1838—39 nebſt der Chemie noch Phyſik und Handelsrecht auf der Hochſchule in Zürich. Dann kehrte er nach Hauſe zurück und ſetzte den Fuß in die Farbküche; der Kopf mit ſeiner Gedankenwelt ließ ſich nicht in dieſelbe bannen. Schon tauchten wieder neue Pläne in demſelben auf, ſchon fand der alte Cicero wieder ein Plätzchen neben dem Farbkeſſel, als nach kurzer Friſt das Geſchäft ſich auflöſen mußte und Becker ſich plötzlich wieder auf freien Fuß geſtellt ſah. Die Befreiung war ihm nicht unwillkommen; aber doch ſtand er für den Augenblick rathlos da, was er nun anfangen ſolle. Er reiste nach Frankreich. Dort hatte er einen Oheim, der in einem kleinen Dorfe in der Nähe von Lyon Landwirthſchaft trieb. Der konnte ihm vielleicht zu einer Stelle verhelfen. Er verlebte wirklich einige Zeit in der Familie dieſes Verwandten; aber eine Lebensſtellung wollte ſich nicht finden laſſen. Etwas entmuthigt richtete er bereits ſeine Blicke nach Paris, als eine Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, die Sehnſucht nach der Heimat ſo mächtig in ihm wach rief, daß er, kaum geneſen, nach der Schweiz zurückkehrte.

Es blieb ihm für die nächſte Zeit nichts übrig, als den Eltern in der Weberei behülflich zu ſein. Allein er hielt es nicht lange aus. Faſt ebenſo planlos, wie im vorhergehenden Jahre nach Frankreich, reiste er ſchon im Juni 1842 nach Zürich, um dort, wo möglich, einen neuen Pfad ausfindig zu machen, der ihn zu einem befriedigendern Ziele führen könnte. Er wollte ins Seminar Küsnacht eintreten, fand aber keinen Platz mehr offen. Er wollte auf der Schreibſtube eines Advokaten ſich zum praktiſchen Juriſten ausbilden; es gieng auch nicht. Schließlich wandte er ſich wieder den Sprachſtudien zu,

Digitized by Google

doch nur, um sich dadurch den Weg zu ebnen — zur Theologie. Verloren und wieder gefunden war das Ziel, das durch alle Irrfahrten hindurch, das eine Mal dunkel, das andere Mal klarer, ihm vor der Seele schwebte.

Nun erst lenkte sein unstäter Lebensgang in geordnete Bahnen ein. Von 1843—46 studirte er Theologie in Basel und bestand nach Abfluß dieser Studienjahre das theologische Examen. Er begab sich sodann auf Reisen, nach Deutschland zunächst, besuchte die Universitäten, setzte sich indessen für nahezu drei Semester in Heidelberg fest, bis er sich daselbst den Doctorhut errungen hatte. Nachdem er endlich seine Bildungszeit mit einer längern Tour nach Holland, England und Frankreich abgeschlossen halte, kehrte er in die Heimat zurück und wurde im September 1848 zum Pfarrer in Linthal gewählt.

Daß ein solch eigenthümlicher Bildungsgang auch ein ganz eigenartiges Wesen zur Reife bringen mußte, selbst wenn Becker's Natur nicht so originell angelegt gewesen wäre, wie sie es in Wirklichkeit war, läßt sich begreifen. Aber dieses Wesen hatte einen innern Einheitspunkt, einen festen Halt gewonnen in einer fest ausgeprägten Weltanschauung und zwar in einer Weltanschauung, die viel weiter, umfassender war als man sie bei Theologen gewöhnlichen Schlages findet. Mit vorsichtig prüfendem Auge hatte er in Lebensgebiete hineingeschaut, von denen sich ein nach der Schablone gebildeter Theologe gar nichts träumen läßt. Er hatte im Arbeiter des Faubourg St. Antoine den Menschen würdigen gelernt als einer, der selber das Joch der Arbeit auf seinem Nacken getragen. Er hatte — und das ist gerade das Zeichen einer urwüchsigen, gesunden Natur — die realen Lebensmächte voll und ganz auf sich wirken lassen und sich trotz alledem seinen warmen Idealismus erhalten.

Das hat auch seinem pädagogischen Wirken ein ganz besonderes Gepräge verliehen. Nicht große Thaten haben wir aus demselben zu verzeichnen. Seit 1852 hat er als Inspektor der Schulen des Hinterlandes nur in aller Stille gewirkt, mit aller Gewissenhaftigkeit die ihm zugewiesene Aufgabe erfüllt und der Oberbehörde seine Berichte erstattet. Auf die Arena der schweizerischen Pädagogen ist er erst 1860 getreten und zwar einerseits als Referent der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft am Jahresfest in Glarus und anderseits als Verfasser der Broschüre: „Ein Wort über das Schulwesen".

In letztere, seiner Zeit viel angefochtene Schrift hat er seine eigentliche Lebensanschauung niedergelegt. Er kämpft mit schneidigen Waffen gegen die „Geistschule", die nur Schatten von Menschen zu Tage fördere. Ganze Menschen, kerngesund an Leib und Seele, habe die Schule herauszubilden und dazu reiche der Wissenskram nicht aus, womit man die Kinder vollstopfe.

Digitized by Google

Man brauche nicht alles zu wissen; durch diese Vielwisserei bekommen wir nur Schwätzer. Um die Kinder zu Menschen zu bilden, die brauchbar sind fürs Leben, empfänglich für alles sittlich Große, Erhabene, Heilige, gelte es, nicht einseitig die geistigen Fähigkeiten zu entwickeln wie Treibhauspflanzen, sondern die Pflege des Leibes als eine Hauptanforderung an die Schule zu erklären. Ueber die Art und Weise, wie diese Pflege des Leibes durchzuführen sei, gibt Becker deutliche Anweisungen. Mögen dieselben auch nie zur vollen Verwirklichung gelangen, das Verdienst bleibt ihm unbestritten, daß er in genialer Weise den Grundsatz „Ganze Menschen sollt ihr heranbilden" einer Zeit entgegengerufen hat, die es nahezu vergessen zu haben schien, daß der Mensch auch nicht vom Geist allein lebt.

Dieselbe Grundanschauung erkennen wir auch in dem Referate wieder, welches Becker der gemeinnützigen Gesellschaft vorzutragen hatte bezüglich der Frage, warum wohl der in der Volksschule mitgetheilte Wissensstoff so wenig haften bleibe und mit was für Mitteln dem Uebelstand zu begegnen sei. Auch hier erklärt er der neuen Schule den Krieg. Aber, der das thut, gehört nicht zu denen, die sich vor der Aufklärung des Volkes fürchteten, es ist einer, der ein warmes Herz hat für das Volk und der nichts Anderes will als Anbahnung einer gesunden Entwicklung des Volkslebens nach dem Grundsatze: mens sana in corpore sano.

Daß es ihm darum allein zu thun war, das hat er mit jenen Schriften bewiesen, mit denen er ins sociale Leben eingegriffen hat und, was ihm am meisten zur Ehre gereicht, ist das, daß er selber in seinem nächsten Kreise seinen Grundsätzen Geltung verschafft hat. Selber ein Mann ohne Bedürfnisse, hat er die Seinen erzogen nach den Grundsätzen, die er als Schriftsteller proklamirt hat. Er war selbst „ein ganzer Mann".

Seine Hauptaufgabe war und blieb übrigens das geistliche Amt. Er hat die Gemeinde, die ihn, den Candidaten, seiner Zeit zu ihrem Seelsorger gewählt hatte, nie verlassen und starb, im Schooße einer zahlreichen, ihm treu ergebenen Familie, im August 1879.

Heer.

Leodegar Zumbach.

1784—1856.

[Quellen: Oberlehrer Leodegar Zumbach in seinem Leben und Wirken. Vortrag im Lesezirkel Baar von J. M. Müller. Zug 1867.]

Leodegar Zumbach wurde den 2. Oktober 1784 in Baar, Kanton Zug, geboren. Er war von schwächerer Constitution als seine vier ältern

Digitized by Google

Geschwister, hatte aber dafür bessere Geistesgaben empfangen, deren weitere Entwicklung er im fleißigen Besuche der damals noch mangelhaft organisirten Schule der Vatergemeinde und dann, Folge gebend der Neigung zu höherer Ausbildung, an dem sechs Classen zählenden Gymnasium in Baar, einer Stiftung des Seckelmeister Johann Christoph Reidhaar, zu fördern bestrebt war. Nach Absolvirung des Gymnasiums setzte Zumbach seine Studien am Lyceum in Luzern fort, machte da rasche Fortschritte, gewann durch gutes Betragen die dauernde Zuneigung und Gönnerschaft des Herrn Professor Krauer und wurde durch dessen Empfehlung eine Zeitlang Hauslehrer der Brüder Kasimir und Eduard Pfyffer.

Von entscheidendem Einflusse auf die Berufswahl war für den jungen Zumbach, der Neigung trug, Geistlicher zu werden, ein Besuch, den er im Begleite Professor Krauers von Luzern aus bei dem bekannten Physiognomiker J. K. Lavater in Zürich machte. Nach der Unterredung fragte Lavater Krauer nach der Person seines Begleiters, worauf Krauer bemerkte: „Einige wollen einen Geistlichen und andere einen Militär aus ihm machen.“ Lavater aber entgegnete: „Der junge Mensch paßt weder zum Einen noch Andern; lassen Sie ihn Lehrer werden, das ist sein Beruf“. Mit diesen Worten zeichnete Lavater in wenigen sichern Zügen ein kleines Bild, den göttlichen Kinderfreund darstellend, und überreichte es dem jungen Zumbach mit der freundlichen Ermahnung, dem Vorbilde nachzufolgen.

Nach beendigten Lyceal-Studien begab sich Zumbach zur Vervollkommnung in der französischen Sprache während Dreivierteljahren nach Havre, wo er im Hause des Schweizer-Consuls Wanner freundliche Aufnahme und Förderung fand, arbeitete hierauf eine Zeitlang im Geschäft des Buchhändlers Perthes in Hamburg, verheiratete sich dann „mit einem gewissen Anschein von Romantik“ am 2. November 1803 mit Rosa Mahler, aus einer der reichsten und angesehensten Familien Luzerns stammend.

Anfangs des Jahres 1804 traf Zumbach in der Heimat ein. Mit der Gründung eines eigenen Hausstandes traten an den jungen Mann mancherlei neue Sorgen heran, besonders da er selbst von Hause aus unbemittelt war und da auch seine Frau von den Glücksgütern ihrer Familie, wol wider Erwarten, nur eine unbedeutende Mitgift erhielt. Er suchte darum und fand Beschäftigung und Lebensunterhalt in Gründung einer Privatschule. Solche Privatschulen hatten vorher schon neben der öffentlichen Gemeindeschule bestanden, auch damals ertheilte Gemeindeschreiber K. Jos. Binzegger Privatunterricht.

Der Unterricht in dieser Schule war auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt, der Schüler konnte jedes ihm beliebige Buch mitbringen. Die Schüler waren „fast so verschieden, wie die Lehrmittel selbst. Knaben und

Digitized by Google

Mädchen von 10—14 Jahren saßen da neben andern von 18 und mehr Jahren. Ebenso frei waren sie im Kommen und Gehen. Kamen die Eltern heute auf den Gedanken, ihr Kind noch etwas unterrichten zu lassen, so schickten sie es morgen in die Schule; glaubten sie, daß dem Bedürfnisse ein Genüge geleistet sei, so mußte es wieder daheim bleiben und arbeiten".

Die von Zumbach gegründete Privatschule, an der auch seine Frau durch Unterricht im Nähen, Stricken und den andern weiblichen Arbeiten, worin sie eine ungewöhnliche Geschicklichkeit besaß, thätigen Antheil nahm, dauerte aber nur kurze Zeit. Zumbach wurde nämlich von der Gemeinde Baar am 30. Dezember 1805 auf die durch die Wahl des Herrn Karl Joseph Andermatt zum Pfarrer nach Steinhausen vacant gewordene (in zweiter Linie auch einem Laien zuständige) Schulherrnstelle gewählt.

Ueber den Schuldienst selbst hatte die Gemeinde zuvor erkannt: Der Schullehrer habe die Schulkinder unentgeltlich aufzunehmen, ausgenommen die Scheiter im Winter; er solle unter Aufsicht des Pfarrers und des Schulrathes stehen und in Erfüllung der Pflichten beflissen sein. Anstatt der 10 Schilling, so jedes Kind auf alle Fronfasten zu entrichten hatte und der „Schenkung für den Neujahrswunsch", welcher von M. G. Herren bisher bezahlt worden, soll inskünftig dem Lehrer von Gemeindewegen jährlich 62 Gl. 20 Schilling, theilbarlich auf alle Fronfasten, gegeben werden. Damals betrug die Besoldung, einschließlich der Entschädigungen für Besorgung des Choralgesanges in der Kirche, im Ganzen nicht völlig 500 Fr., wozu noch freie Wohnung und Garten kam.

Damit war Zumbach in der ihm beschiedenen Stellung angelangt, und widmete nun derselben bis an seinen Lebensabend alle seine Zeit und Kraft, seine Liebe und ungetheilte Hingabe. Er wollte nicht blos Lehrer, sondern vorab auch und hauptsächlich Erzieher werden. Seine Schule zählte im Jahr 1806 im Ganzen 74 Schüler, Knaben und Mädchen in 4 Classen getrennt, dazu kamen noch 8 Sonntagsschüler, von denen 4 Unterricht im Latein genossen.

Die Lehrgegenstände bestanden „in Buchstabenkenntniß, Buchstabiren, Lesen von Gedrucktem und Geschriebenem, nebst Sprach- und Verstandesübungen darüber, Sprachlehre mit Rechtschreibung, Rechnen in den 4 Species mit benannten und unbenannten Zahlen, und in Religionsunterricht (Katechismus und biblische Geschichte)".

Auf Zumbachs Verwenden beschloß die Gemeinde 1807 „zur Einrichtung einer bessern Schulordnung", daß künftig nur zweimal des Jahres neue Schüler aufgenommen werden sollen, nämlich am ersten auf Aller-Seelentag (2. November) folgenden Schultage und am Mittwoch nach Ostern, und zwar nur solche, welche das 6. Altersjahr erfüllt hatten. Im Fernern gelang es ihm, die Schulcommission zu bewegen, jeweilen am Ende des Schuljahres

Digitized by Google

Preise, sogenannte „Prämien", würdigen Schülern zu verabreichen. Diesen feierlichen Anlässen verstand Zumbach durch sogenannte „Prämienspieße" die rechte Weihe und Würze zu geben. Dieselben erfreuten sich mit Recht bei Jung und Alt großer Beliebtheit und lebten Jahrzehnte lang im Gedächtnisse der Schüler, wie der Eltern.

Im Jahre 1808 war die Schülerzahl — ein Beweis des wachsenden Zutrauens, dessen Zumbach sich erfreute — bereits auf 150 angestiegen. Mit Aufmerksamkeit und regem Eifer folgte Zumbach den Bestrebungen und Erfolgen, die damals in näherer und entfernterer Umgebung von einsichtigen Männern zur Hebung der Volksschule ausgiengen, um auch für seine Schule Nutzen daraus zu ziehen. So schloß er sich an den trefflichen Schulmann im nahen Zug, an Präfect X. D. Brandenberg an und erweiterte dadurch seine pädagogischen Kenntnisse in allgemein wissenschaftlicher, wie praktischer Beziehung nicht wenig. Den Fond dieser geistigen Erwerbungen wandte er mit treuer Sorgfalt der Schule zu.

Die Zahl der Schüler war 1812 bereits auf 250 angestiegen; damals wurde die Naturgeschichte als neues Fach in den Unterrichtsplan aufgenommen und für alle Classen einheitliche Lehrmittel vorgeschrieben. Freundlich wohlwollende und thatkräftige, ausdauernde Unterstützung fand Lehrer Zumbach in seinem schweren Berufe an Oberst Franz Joseph Andermatt, der 1816 zum Präsidenten, und an Pfarrer K. Osw. Zumbach, der 1822 zum Seelsorger der Gemeinde gewählt wurde. Insbesondere nahm der Letztere sich mit warmer Liebe der Schule an und erleichterte dem Lehrer sein Amt durch loyale Behandlung und freundschaftliche Hülfe. In Verbindung mit diesen beiden Schulmännern strebte Zumbach eine Trennung der Schule in Unter- und Oberschule an, allein vorerst ohne Aussicht auf Erfolg. Gut Ding will Weile haben. 1826 beschloß die Gemeinde wegen „Menge der Schulkinder" (nahezu 300) einen zweiten deutschen Lehrer anzustellen. Bis dieser Beschluß zur Ausführung gelangte, stellte Zumbach die bessern Schüler der obern Curse als Gehülfen an. War damit wesentlich nicht viel, so war dadurch und zwar für mehrere Jahre doch etwas Erleichterung für den überladenen Lehrer gewonnen. Am 25. Wintermonat 1827 legte Zumbach der Gemeinde den von ihm entworfenen und von der Schulcommission gutgeheißenen Organisationsplan, betreffend die Trennung der Schule in eine obere und untere Anstalt, vor. Der Vorschlag fand unveränderte Annahme. Gleichzeitig wurde Zumbach zum Lehrer der Oberschule und Herr Karl Joseph Utiger zum Unterlehrer gewählt.

Zur vollen Durchführung gelangte der Beschluß aber erst 7 Jahre später. Oft und eindringlich mußte Zumbach seinen Einfluß geltend machen, bis die Trennung voll und ganz bewerkstelligt war. Es fehlte nämlich an

Digitized by Google

einem Lokal für die Unterschule, weshalb sie mit der Oberschule inzwischen im gleichen Raume gehalten werden mußte. Erst im Jahre 1835 konnte die Unterschule das neue Schulhaus (später Töchterschulhaus) beziehen. Stetsfort war es eifriges Bestreben Zumbachs, das Schulwesen seiner Heimatgemeinde auch in anderer Hinsicht zu heben und zu pflegen; so war er im Vereine mit gleichgesinnten Freunden bemüht für eine zeitgemäße Umgestaltung der zwei Lateinschulen in Baar, ohne jedoch mit den Vorschlägen, die erst im Jahre 1878 ihre Verwirklichung fanden, durchzudringen.

Allmälig hatten sich mit der Last der Jahre auch die Amtsbeschwerden für Oberlehrer Zumbach fühlbar gemacht und war eine abermalige Erleichterung dem alternden Lehrer erwünscht. Sie trat im Jahre 1846 ein, als durch Freunde der Jugendbildung mittelst freiwilliger Beiträge die Töchterschule gegründet und unter Leitung von Lehrschwestern von Menzingen gestellt wurde, so daß von da an Zumbach nur mehr die Knaben der 3 obern Curse, durchschnittlich circa 30, zu unterrichten hatte. Er sah diese organisatorische Aenderung nicht blos deshalb gerne, weil sie ihm einige Erleichterung verschaffte, sondern weil er dafür hielt, daß Erziehung und Bildung von Mädchen besser durch Lehrerinnen besorgt werden könne.

Das kantonale Schulgesetz [1] von 1849, resp. 1850 fand unsern Lehrer noch beim besten Willen, demselben möglichst gerecht zu werden. Es war ihm dies um so weniger schwer, als in seiner Schule mit Ausnahme der facultativen Disciplinen (Zeichnen und Gesang) die vorgeschriebenen Fächer seit Jahren gelehrt und er in treuer Erfüllung der lehramtlichen Obliegenheiten seit mehr als 40 Jahren musterhaft gewirkt hatte. Die neue kantonale Schulaufsicht sprach sich anerkennend über die „vorzüglichen Leistungen" der Knaben-Oberschule aus. Mit Ende des Schuljahres 1853 resignirte Zumbach auf die Lehrerstelle. Trotz Abnahme der Kräfte ward es dem Veteranen nicht leicht, sich von seinen Schülern zu trennen und aus dem ihm liebgewordenen Berufe, an dem er mit jeder Faser hieng, zu scheiden. Die Gemeinde würdigte die großen und uneigennützigen Verdienste des allgemein verehrten Oberlehrers durch eine einhellige Schlußnahme, womit ihm aufrichtiger Dank und schuldige Anerkennung bezeugt und ihm neben der Berechtigung des ferneren Bezuges des fixen Einkommens während 2 Jahren auch ein jährlicher Ruhegehalt ausgesetzt wurde.

---

[1] Im Anschlusse an die „Helvetik" amtirte zwar von 1803—1805 ein kantonaler Erziehungsrath, dem die Leitung des Schulwesens übertragen war. Hiebei verblieb es aber; die Gemeinden besorgten selbes von da an ohne oberbehördliche Controle und Mitwirkung. Erst durch die Verfassung von 1848 wurde das Erziehungswesen staatlich organisirt.

Digitized by Google

Zumbach, der nach seiner Resignation noch 3 Jahre in gemüthlicher Ruhe bei seinem Bruder Silvan verlebte (seine Frau † 1818, die einzige, bei ihm gebliebene Tochter M. Anna wanderte 1840 nach Amerika aus) starb am 27. Dezember 1856. Seinen Grabstein zieren die Worte: „Dieser Denkstein ist dem Verstorbenen von der Gemeinde Baar errichtet worden aus Hochachtung und Dankbarkeit für sein segensvolles Wirken während 48 Lehrjahren."

A. Weber.

Dr. Karl Kaspar Keiser.

1805—1878.

[Quellen: Keisers Manuscripte und gedruckte Werke. — Leichenrede des Herrn Rector H. A. Keiser in Zug. — Nekrolog in der „Schweizerischen Kirchen-Zeitung", Nro. 51 und 52 des Jahrganges 1878 und Nro. 1—3 des Jahres 1879. Solothurn, Schwendimann. — Protokoll des Erziehungsrathes von 1848—1850. — Archiv der Stadtgemeinde Zug.]

Karl Kaspar Keiser stammt aus einem alten, um Staat und Kirche wol verdienten Bürgergeschlechte der Stadt Zug und wurde am 27. Juli 1805 daselbst geboren. Sein Vater Johann Burkard Keiser war zuerst Advocat, seit 1826 Secretär an der eidgenössischen Militärcanzlei, ein tüchtiger Arbeiter und pflichtgetreuer Beamte, ein ernster Mann, der auch von seinen reich begabten Kindern pünktlichen Gehorsam und rastlose Thätigkeit verlangte. Als guter Eidgenosse glühte Vater Keiser vor Liebe zum schweizerischen Vaterlande und zu dessen freien Institutionen und bethätigte sich vielfach an einer liberalen Entwicklung im politischen Leben. Sein ältester Sohn, Karl Kaspar, erbte vom biedern Vater den Sinn für gewissenhafte Benützung der Zeit, die Sorge für Bildung des Kopfes und des Herzens und die warme Begeisterung für das Vaterland.

Er absolvirte die Primar- und Gymnasialschulen seiner Vaterstadt, wiederholte jedoch die Rhetorik (5. und 6. Gymnasialclasse), die er schon unter Professor Brandenberg sel. in Zug gemacht, unter Professor Weißenbach in Solothurn und studirte dort noch Philosophie und Physik, die ihm aber nicht zusagten, weil sie in lateinischer Sprache und „in einer strebsame Jünglinge wenig ansprechenden Form vorgetragen wurden", während er in vorgerücktem Alter noch von dem anregenden Unterricht Weißenbachs mit freudiger Anerkennung sprach. Der wohlerfahrene Lehrer sah in das Herz seines talentvollen Schülers, der „die alten, pedantischen Fesseln" nicht gut ertragen konnte, nach größerer Freiheit in Wissenschaft, Kunst und Leben

Digitized by Google

ſich ſehnte, auch bei fröhlichen Studentenſtreichen gerne ſich betheiligte, aber nie mitmachte, wenn Roheit oder Gemeinheit den Ton angab, oder die Erholungsfriſt das Studium zu beinträchtigen drohte. Dem Collegium in Solothurn verdankte er ſeine Vorliebe für die herrlichen Sprachen der alten Griechen und Römer und ſeine Meiſterſchaft im mündlichen und ſchriftlichen Gedankenausdrucke. Nachdem er während eines einjährigen Aufenthaltes in der Wengiſtadt reiche Kenntniſſe ſich erworben, begann er ſeine theologiſchen Studien an der Univerſität Tübingen. Dort lehrten damals die berühmten Profeſſoren Drey, Hirſcher, Herbſt und ſeit 1823 auch der für Gott und die Kirche, für Weisheit und Tugend feurig begeiſterte Möhler. Dieſen um die theologiſche Wiſſenſchaft und um kirchliches Leben hochverdienten Meiſtern bewahrte Keiſer ſein Leben lang ein treues Andenken. Obſchon er am Neckar ſeine theologiſchen Studien vollendet hatte, wollte er doch nicht in das Prieſterſeminar zu Chur eintreten, ſondern „in Luzern die definitive Errichtung des Bisthums Baſel abwarten, um daſelbſt die Prieſterweihe zu empfangen." In der Leuchteſtadt an der Reuß hörte er noch ein halbes Jahr die ſehr guten Vorträge des gemüthreichen Sailerſchülers Widmer über Moral und Paſtoral, genoß den belehrenden Privatumgang des gelehrten Altprofeſſors und Chorherrn Geiger und empfieng am 8. Dezember 1828 die Prieſterweihe.

Gleich im Anfange ſeiner prieſterlichen Thätigkeit zog es den tüchtig gebildeten Mann zum Lehrberufe hin. Schon im Frühling 1829 wurde der junge Prieſter Hauslehrer bei dem franzöſiſchen Geſchäftsträger Baron d'Horrer in Bern und im Spätherbſte gleichen Jahres Lehrer der zweiten deutſchen Schule in Zug. Das Jahr 1830 übertrug ihm mit der Schwarzmurerpfründe die Profeſſur der deutſchen und franzöſiſchen Sprache am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Nachdem er vom 13. November 1835 an ein Jahr an der Secundarſchule in Luzern gewirkt, kehrte er 1836 als Inhaber der Zurlaubenpfründe und Profeſſor der Rhetorik (5. und 6. Gymnaſialclaſſe) in ſeine Heimatgemeinde zurück. Den 12. Oktober 1842 wurde er Präfect der ſtädtiſchen Schulen und als ſolcher Mitglied der Schulcommiſſion der Stadt Zug, 1848 Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes und Schulinſpector des Kantons.

Während ſeiner zwanzigjährigen Wirkſamkeit in Zug erſcheint Keiſer als ein ausgezeichneter Schulmann, „der in gewiſſenhafter Thätigkeit als Lehrer und Erzieher der Jugend und in raſtloſem Streben nach Hebung und Verbeſſerung der untern und der höhern Schule ſeine ganze Kraft einſetzte und darum manchen Kampf zu beſtehen hatte. Er war ein vorzüglicher Profeſſor der Rhetorik, klar und beſtimmt im Ausdruck, von lebendiger Mittheilungsgabe, ein begeiſterter Freund der alten Claſſiker, in deren

Digitized by Google

Verſtändniß und Geiſt er ſeine Schüler einzuführen wußte, überhaupt mit tiefem Sinn und beſonderer Vorliebe für ächte Poeſie und Kunſt. Zu den alljährlichen Prämienaustheilungen verfaßte er ſelbſt auch ſehr gelungene Spruchverſe, ſogenannte Prämienſpieße. Unerbittlich drang Keiſer darauf, daß von ſeinen Schülern ſtudirt wurde und jeder leiſtete, was er zu leiſten befähigt war. Strenge hielt er auf Zucht und Ordnung, auf Ruhe und Aufmerkſamkeit in der Schule; Widerſpruch duldete er nicht" (Dompropſt Fiala, Kirchenzeitung). Mit Recht ſagt Rector Keiſer in ſeiner vortrefflichen Leichenrede: „Alle ſeine Schüler, mögen ſie an Alter, Stand und Parteiſtellung noch ſo ſehr von einander verſchieden ſein, ſind darin einig, daß er ein ausgezeichneter und vielfach anregender Lehrer war. Mit ſeinem Eintritt in die Anſtalt hob ſich das Schulweſen zuſehends. Eine genaue Kenntniß der neuen Lehrmittel und Lehrmethoden machte es ihm möglich, die Schule bedeutend zu fördern. So wurde das Griechiſche an der Anſtalt neu eingeführt, wurde dem Unterricht in der Mutterſprache bedeutend mehr Beachtung geſchenkt und wurden die bis dahin theilweiſe vernachläſſigten Realfächer gehörig berückſichtigt". Mehrere ſeiner Schüler hatten ſpäter das Glück, auf Univerſitäten Profeſſoren vom beſten Klang zu hören; aber ſie geſtanden, daß keiner derſelben auf Geiſt und Gemüth tiefer und nachhaltiger einzuwirken verſtand als der innig geliebte Lehrer der Rhetorik in Zug. Nicht nur als Lehrer, ſondern auch als Präfect erwarb ſich Keiſer große Verdienſte um das ſtädtiſche Schulweſen. Vor Allem ſuchte er die unter ſeiner Leitung ſtehende Lehrerſchaft zu heben, den geiſtloſen Mechanismus und Schlendrian zu bekämpfen, aber auch junge ſtrebſame, vielleicht noch zu wenig erfahrene Männer durch ermunternde Worte, pädagogiſche Winke, ſowie durch Bezeichnung methodiſcher Werke in ihrer erzieheriſchen Wirkſamkeit zu fördern. Sein überlegener Geiſt, ſeine gediegene Bildung, ſein ſittlich-religiöſer Ernſt imponirte nicht nur den Lehrern, ſondern erfüllte auch die Schüler mit einer heilſamen Furcht; denn ſein Tadel war ſcharf und kannte keine Schonung, und vor ſeinem Blicke konnte die Lüge nicht beſtehen. „Aber der geſtrenge Präfect, der ſchonungslos und ſcharf tadelte, was zu tadeln war, wußte auch in freundlicher Weiſe theilzunehmen an jugendlicher Heiterkeit und Fröhlichkeit. Gewiß werden alle ſeine Schüler aus dieſer Zeit mit Ehrfurcht und Dankbarkeit ſich ſeiner erinnern" (Fiala, Kirchenzeitung).

Als Präfect bemühte ſich Keiſer um Reorganiſation des ſtädtiſchen Schulweſens. Allerdings fanden ſeine diesfälligen Beſtrebungen um die Mitte der vierziger Jahre vielfachen Widerſtand. Manche zählten ihn damals zu den Liberalen, und da man bei der politiſchen Aufregung „Alles mehr nach dem Parteiſtandpunkte beurtheilte", ſah er ſeine organiſatoriſche Thätigkeit gelähmt. Als aber die liberale Partei nach dem Sonderbundskriege in der

Digitized by Google

Stadt und im Kanton die Oberhand gewann, wählte ihn der Stadtrath den 4. März 1848 in eine Fünfzehnercommiſſion, die den Auftrag hatte, das ſtädtiſche Schulweſen einer durchgreifenden Reorganiſation zu unterwerfen. Gleich in der erſten Sitzung vom 8. Juni 1848 glaubte die Commiſſion, ſich im Intereſſe des Unterrichtes ſelbſt mehr für die Beſetzung der Primarſchulen mit weltlichen Lehrern ausſprechen zu ſollen. „Mit Geiſt begabte Geiſtliche, ſagte man, beſchäftigen ſich nicht gern und nicht auf die Dauer mit dem mechaniſchen erſten Unterrichte; daher die beſtändigen, für die Schule ſo nachtheilig wirkenden Lehrerwechſelungen“. In der zweiten Sitzung vom 15. Juni 1848 wurden Präfect Keiſer, Apotheker Wyß, Kantonsrichter Landtwing, Major Utinger und Augenarzt Ferdinand Kaiſer mit Ausarbeitung des Entwurfs zu einem Schulplan beauftragt. Bis zur dritten Sitzung vom 14. Juli 1848 entwarf Präfect Keiſer zwei Pläne; der erſtere berechnete für die Oberſchule (das Gymnaſium) 6, der andere 4 Jahre; der letztere beruhte ganz auf dem Fächerſyſteme und wurde, nachdem die Regierung den von Großrath Wyß angeregten Ausbau des ſechsclaſſigen Gymnaſiums zur Kantonsſchule abgelehnt, endgültig adoptirt (25. Auguſt). Nebſtdem hatte Keiſer auch einen Entwurf betreffs Reorganiſation des ſtädtiſchen Elementarſchulweſens ausgearbeitet, auch die Reorganiſation der Töchterſchule bei Maria Opferung angeſtrebt. In der letzten Sitzung vom 29. September 1848 ſprach die weitere Commiſſion dem Präfecten Keiſer mit warmen Worten für ſeine mühevolle Arbeit den beſten Dank aus. Sein „Revidirter Plan der öffentlichen Knabenlehranſtalt der Stadtgemeinde Zug, ſammt beleuchtendem Berichte“ iſt unſeres Wiſſens nicht im Druck erſchienen, liegt aber in ſeiner ſchönen Handſchrift wohl aufbewahrt im ſtädtiſchen Archive. Der „Bericht“ ſelber verdient heute noch die Beachtung der Schulfreunde und kennzeichnet Keiſers Charakter und ſeine Beſtrebungen. Weit entfernt, die Vorzüge der frühern Organiſation zu verkennen, gedenkt er in ehrenden Worten des Ernſtes und Eifers, womit die Schulmänner im Jahre 1830 ihrer Aufgabe ſich unterzogen; in der tiefen, geiſtigen Auffaſſung und in der warmen, würdigen Sprache, die in dem Plane ſelbſt und in dem begleitenden Berichte vorwalten, findet er ein ſchönes Zeugniß von den Kenntniſſen und der edeln Abſicht der Verfaſſer. Durch ihr Werk hatte der Unterricht in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, im Rechnen, in der Geſchichte und Geographie, in der Schreibkunſt, Buchhaltung und im Zeichnen vieles gewonnen. So wenig Keiſer das Alles in Abrede ſtellte, ſo empfand er doch die Mängel des alten Planes, ſchilderte dieſelben mit männlicher Freimüthigkeit und ſetzte namentlich das auffallende Mißverhältniß zwiſchen dem Zweck und den Mitteln klar auseinander. Mit Entſchiedenheit befürwortet er die Erhöhung des Lehrergehaltes: „Die Erfahrung, auch unter uns,

Digitized by Google

ſpricht es zu laut aus: daß die Seele einer Schule der Lehrer iſt; daß keine Einrichtung, kein Lehrmittel, keine Aufſicht erſetzen kann, was ein unfähiger oder nachläſſiger Lehrer verſäumt. Will man aber rechte Lehrer haben, ſo bezahle man ſie, wie es ihre nöthige Vorbildung und ihre unerläßlichen Eigenſchaften und Kenntniſſe verlangen. Was Hunderte verſehen können, hat einen andern Maßſtab als das, wofür unter Hunderten nur einige Wenige befähigt ſind. Der Lehrer iſt auf ſeinen Beruf und in ſeinem Beruf auf ſein Honorar allein angewieſen, aber nicht allein auf einen Ort. Wo ihm kein Erſatz und keine Ausſicht geboten wird, da geht der tüchtige Lehrer weg. Will man dem ſteten Lehrerwechſel, den Proviſorien und der daraus hervorgehenden Unordnung abhelfen und überhaupt Etwas geleiſtet wiſſen, ſo muß hier geholfen werden."

Uebereinſtimmend mit dem Schulplane von 1830 wollte Keiſer nicht eine Schule, „die nur auf eine Art von Lebensberuf vorbilden ſoll, ſondern eine ſolche, welche die nothwendige Grundlage für jede Lebensrichtung darbietet. Sie ſoll jeder Claſſe, jedem Bedürfniſſe mögliche Rechnung tragen. Was zur allgemeinen menſchlichen Bildung in Bezug auf Religion, Bürgerpflicht, Lebensberuf gehört, das ſoll wieder die Grundlage der ganzen Anſtalt ausmachen."

Der Elementarſchule beließ er in der Hauptſache die Einrichtung nach dem frühern Plane, forderte jedoch Lehrer, „die als Männer von Fach, theoretiſch und praktiſch vorgebildet, mit Liebe und Eifer dieſem und keinem andern Beruf ergeben, in der That befähigt ſind, die Forderungen des Planes zu verwirklichen und die neuern, ſchon vielfach bewährten Methoden des Lautirens, des Schreibleſeunterrichts, des ſtufenweiſe erweiterten Unterrichtes in den Realkenntniſſen u. ſ. w. mit Erfolg anzuwenden".

Größere Veränderungen ſah der neue Plan für die höhere Bürgerſchule, das Gymnaſium, vor. Doch die Hauptgrundlage blieb allerdings auch hier die gleiche; er wollte nicht blos eine Realſchule „für ausſchließlich bürgerliche Zwecke aufſtellen, ſondern auch die gelehrte Bildung ebenmäßig berückſichtigen" und dem Studium der alten Sprachen Vorſchub leiſten. „Um aber nicht in den Fehler des frühern Schulplans zu fallen: mit zu kleinen Mitteln zu viel anzuſtreben, ſo wurde die Ausdehnung der höhern Bürgerſchule von 6 Jahren auf 4 zurückgeſetzt, dabei das Lehrerperſonal um einen Lehrer vermehrt und die Stundenzahl der übrigen erhöht".

„Nach dieſer Hauptanlage des Ganzen war die Einführung des Fächerſtatt des Claſſenſyſtems ſchon eine gegebene Nothwendigkeit. Dieſe Veränderung wird ſich gewiß auch an den übrigen Gegenſtänden erproben, ſo gut ſie ſich an der Behandlung des Deutſchen und Franzöſiſchen, wie auch am Schreibunterricht erprobt hat. Die höhere Bürgerſchule hat nach dem revidirten,

Digitized by Google

wie nach dem frühern Schulplane gleichsam einen Hauptstamm und zwei Seitenäste. Jener besteht aus den gemeinsamen Kenntnissen jedes gebildeten Menschen, diese aus den Hauptvorkenntnissen einerseits des bürgerlichen, anderseits des gelehrten Berufes ... Waren die allgemeinen Fächer schon in dem frühern Plane gut bedacht, so sind sie hier noch besser; dem Religionsunterrichte, der deutschen Sprache, der Geschichte und Geographie sind mehr Stunden zugeschieden, und zudem lassen sich von einer consequenten, fächerweisen Behandlung mehr Vortheile erwarten. — Weit größere Vortheile müssen sich aber künftig ergeben für die beiden Seitenäste der Anstalt. Der in der Regel verbindliche Unterricht in der französischen Sprache, für welche nunmehr alle Jahre (nicht blos alle zwei Jahre, wie früher) ein neuer Curs eröffnet wird; der Unterricht in der Buchhaltung, der Unterricht durch einen eigenen, hiefür besonders gebildeten Lehrer in der Mathematik, Naturgeschichte, Naturlehre und Technologie geben dem Realschüler, der sich zu einem bürgerlichen Berufe vorbereiten will, für den Landbau, den Handwerker- und Handelsstand und für die meisten Gewerbsarten hinreichende Vorbildung; für jene, die sich etwa einem eigentlichen technischen oder industriellen Berufe widmen wollen, geben sie eine genügende Vorbereitung auf den Besuch einer höhern Industrieschule ... Gleichmäßig wird auch der Unterricht in den alten Sprachen gewinnen. Dem Lateinischen ist in 4 Jahren beiläufig die doppelte Stundenzahl, verglichen mit der frühern, zugedacht; das Griechische soll, wie anderwärts an allen Orten, im dritten Gymnasialcurs beginnen und wöchentlich 5 Stunden erhalten. In beiden Sprachen soll der Gymnasialschüler (die Verschiedenheit des Alters abgerechnet) in 4 Jahren bedeutend weiter kommen, als vorher in 6 Jahren ...“ Daß nur 4 Jahre statt eines vollständigen sechsjährigen Gymnasialcurses angenommen werden konnten, daß mithin die 2 Jahre der sog. Rhetorik wegbleiben mußten, wurde vielseitig und aus gewichtigen Gründen bedauert. Es wurde hingewiesen, daß in mehreren Fächern die eigentliche Beendigung fehle und somit nur etwas Unabgeschlossenes, gleichsam Zerstücktes entstehe; daß es namentlich in unsern Zeiten, so gut aus moralischen wie aus ökonomischen Gründen höchst rathsam wäre, die Söhne in jenen entscheidungsvollen Jahren noch unter häuslicher Aufsicht in der Heimat zu behalten. Allein es überwog die Ansicht und der Wunsch, lieber etwas Rechtes und weniger, als zu viel und doch nichts Gründliches anzustreben; es waltete dabei die Hoffnung, daß von Seite des Kantons später einmal dazu Hand geboten und die vorhandene gute Grundlage vollends ausgebaut werden könnte.“

Diese Hoffnung sollte nun freilich nicht sobald in Erfüllung gehen; einstweilen durfte der Kanton bei seiner Finanzlage nicht an die Hebung des Gymnasiums denken, sondern mußte sich auf die Organisation der

Digitized by Google

Primarschulen beschränken, und gerade hierin hat Präfect Keiser anerkennenswerthe Verdienste sich erworben. Im Jahre 1848 wurde er in den kantonalen Erziehungsrath gewählt, in welchem sein Bruder Landammann G. A. Keiser als Präsident und Kantonsrichter Zürcher, Arzt Binzegger, Lehrer Gretener, Pfarrer Bachmann und Großrath Wyß als Mitglieder saßen. Gleich in der ersten Sitzung (24. Mai 1848) erhielt eine aus Präfect Keiser, Pfarrer Bachmann und Lehrer Gretener bestehende Commission den Auftrag, ein Schulorganisationsgesetz zu entwerfen. Mit rastlosem Eifer arbeitete Keiser am Entwurfe, den die Commission bereits im November gleichen Jahres dem Erziehungsrathe vorlegte. Die Berathung rief mancher lebhaften Discussion. Schon bezüglich der Bestimmung: „Der Staat sorgt sowol und in erster Linie für die Volksbildung als auch für den höhern wissenschaftlichen Unterricht" platzten die Geister auf einander. Der Antrag: „Geistliche, welche sich um eine Schulpfründe bewerben, sollen vor deren Antritt ein Examen bestehen", wurde nach heißem Kampfe mit 4 gegen 2 Stimmen zum Beschluß erhoben. Mit aller Entschiedenheit wehrte sich Keiser für den Grundsatz, „daß die geistlichen Mitglieder des Erziehungsrathes aus einem dreifachen Vorschlage des Bischofs gewählt werden sollen".

Mit 4 gegen 2 Stimmen wurde jedoch das von Präfect Keiser empfohlene Lemma wegerkannt, dagegen angenommen sein Antrag: „Der Religionsunterricht in der Schule soll durch den Pfarrer oder unter seiner Aufsicht und Leitung durch einen von der Schulbehörde genehmigten Stellvertreter oder durch den betreffenden Lehrer selbst ertheilt werden. Zeit und Stundenzahl wird durch den Lehrplan bestimmt". Der von Keiser bearbeitete Gesetzesentwurf wurde mit wenigen Modifikationen den 18. Januar 1849 vom Erziehungsrathe und den 31. Dezember gleichen Jahres vom Großen Rathe angenommen. Inzwischen hatte Keiser auch in Verbindung mit Pfarrer Bachmann und Kantonsrichter Zürcher einen allgemeinen Lehrplan, sowie Stundenpläne zu entwerfen, geeignete Lehrmittel vorzuschlagen und die Errichtung der Repetirschulen zu berathen. Bezüglich des Religionsunterrichtes lautet eine Stelle des Lehrplanes: „Für die nun festgesetzten, beim Religionsunterrichte zu gebrauchenden Lehrbücher soll nach § 15 des Schulgesetzes vom bischöflichen Ordinariate die Genehmigung eingeholt und bei diesem Anlaß an Wohlselbes der dringende Wunsch ausgesprochen werden, daß der kleinere bischöfliche Katechismus einer den Grundsätzen der Pädagogik entsprechenden Umarbeitung unterworfen werden möchte". Zum kantonalen Schulinspector gewählt, lehnte er den Ruf ab mit Rücksicht „auf Ueberhäufung mit Geschäften und auf den Widerstand, den das Schulgesetz gefunden habe und noch finden werde". Man würdigte das Gewicht seiner Gründe, fühlte aber auch die Nothwendigkeit, ihn für die wichtige Stellung zu gewinnen; er

Digitized by Google

wurde daher im Anfange des Oktober 1849 eingeladen, dem Erziehungsrathe zu Handen der Regierung die Bedingungen zu eröffnen, unter welchen er das ihm anerbotene Amt übernehmen wolle. Gegen Ende des folgenden Monats erklärte er sich für provisorische Uebernahme des Schulinspectorates. Zwei Strömungen hinderten das volle Gedeihen seiner pädagogischen Wirksamkeit. Ein großer Theil der Geistlichkeit und viele Conservative traten der vollständigen Umgestaltung des kantonalen Schulwesens mit Abneigung und Mißtrauen entgegen, und eine Petition der Geistlichkeit vom 26. Mai 1849 an den Großen Rath „beklagte den Mangel von Garantien in religiöser Beziehung". Anderseits hatte Keiser die Uebergriffe der liberalen Partei abzuwehren und vermochte gegen dieselbe nicht immer durchzudringen (Kirchenzeitung, Fiala).

Unser Schulmann war stets bereit, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, die Jugend und das ganze Volk für gewissenhafte Erfüllung der Pflichten gegen das Vaterland und die Kirche zu begeistern; lieb und theuer war ihm die Religion seiner Väter, lieb und theuer die Schweiz mit ihrer großartigen Natur, mit ihrer würdigen Geschichte und ihren freien Institutionen". Mit vollem Rechte schildert ihn die Leichenrede als einen biedern Freund des Vaterlandes mit ungefähr folgenden Worten: „In der Schule und im Privatverkehre wies er mit beredten Worten auf die Männer hin, die sich um die schweizerische Eidgenossenschaft verdient gemacht, und spornte die feurige Jugend zur Nachahmung der großen Vorbilder an. Er machte gern Schulspaziergänge an Orte, wo es Gelegenheit gab, die Schüler durch große historische Erinnerungen mit vaterländischem Sinn zu erfüllen oder durch den Anblick der wundervollen und großartigen Alpennatur Gott zu preisen, der uns ein so schönes Vaterland zur Wohnung gegeben hat. Seine wenigen Mußestunden benützte der vielbeschäftigte Lehrer und Präfect zur Sammlung historischer und statistischer Notizen für eine Beschreibung seiner Heimatgemeinde und zur Herausgabe des Neujahrsblattes (1842—46), um das Interesse an der Vaterlandsgeschichte unter der heranwachsenden Generation zu befördern. Seine Liebe zum Vaterlande machte ihn jedoch keineswegs blind gegen Mängel im Volks- und Verfassungsleben. Mit schneidigen Waffen kämpfte er, namentlich im Neujahrsblatte, gegen die bei uns übliche Trölerei bei Besetzung der Aemter und drang mit Entschiedenheit auf geheime Abstimmung". Seine Ideen über Bildung des Geistes, des Gemüthes und des Charakters, über Erziehung im Interesse der Religion und des Vaterlandes hätten in Wahrheit die Wohlfahrt unserer Nation gefördert; darum mußten ihn die Befehdungen von Seiten der beiden Extreme mit tiefem Kummer und Schmerz erfüllen.

Digitized by Google

Mitten in seine pädagogische Wirksamkeit fiel der Regierungswechsel vom Jahr 1850, wo die Liberalen in Minderheit blieben. Sein Bruder, Landammann Keiser, wurde bei Besetzung des Regierungs- und Erziehungsrathes übergangen, unser Präfect jedoch auch von den Conservativen, wie zwei Jahre früher von den Liberalen, einstimmig zum Vicepräsidenten der letztern Behörde gewählt (21. Juni 1850).

Seiner Thätigkeit für die Schule traten aber viele Schwierigkeiten in den Weg; das erst mit Neujahr in Kraft erklärte Schulgesetz wurde schon nach einigen Monaten einer Revision unterzogen, deren Verlauf ihn unangenehm berührte. An der Schlußberathung (5. September) nahm er keinen Antheil; auch in den drei folgenden Sitzungen des Erziehungsrathes war er abwesend. Dieser unbefriedigenden Situation enthob ihn die Wahl zum Lehrer der Moraltheologie am Lyceum in Solothurn. Die Regierung, welche bei Einreichung des Entlassungsgesuches (5. Oktober 1850) zunächst Nichteintreten beschloß, ertheilte ihm zehn Tage später die Entlassung in allen Ehren. Ein Fackelzug mit Musik und Gesang sprach dem ausgezeichneten Lehrer und der Seele des Erziehungsrathes die wohlverdiente Anerkennung aus. Seither sind dreißig Jahre entschwunden, der Schmerz der Trennung hat bei seinem frühern Schüler und damaligen Collegen und Freunde die erste betäubende Gewalt verloren; aber bei der Erinnerung an das Wirken und Scheiden des tüchtigen Schulmannes regen sich im Schreiber dieser Zeilen Gefühle der Wehmuth so mächtig, daß es rathsam erscheint, das Wort über die pädagogische Thätigkeit Keiser's in Zug einem Manne zu gestatten, der in die damaligen Kämpfe des kleinen Kantons nicht verwickelt war. „Werfen wir noch einen Blick auf die fünfzehnjährige Wirksamkeit des Seligen im Heimatkanton, so muß vor allem hervorgehoben werden, daß er in der correcten Stellung zu seiner Kirche und seinem Bischof, in frommer, ernster Erfüllung seiner geistlichen Pflichten und Funktionen, in ächt priesterlichem Lebenswandel musterhaft dastand und man ihm nicht den geringsten Schatten vorwerfen konnte. Was er dagegen in Verbindung mit liberalen Staatsmännern der damaligen Zeit, die sich ehrlich an die katholische Kirche hielten, für die Schule mit unermüdlicher Thätigkeit anstrebte, lag in der beherrschenden Idee seines ganzen Lebens zur Hebung der katholischen Schule im Sinne und Geiste der Kirche und gestaltete sich in den Verhältnissen der Zeit und des Heimatkantons in eigenthümlicher Weise" (Kirchenzeitung, Fiala).

Wenn auch Keiser's Thätigkeit in Solothurn während des nächsten Decenniums vorzugsweise noch immer der Schule geweiht war, (neben theologischen Fächern ertheilte er Religionsunterricht am Gymnasium, an der Gewerbeschule und einige Jahre hindurch auch in dem fast eine Stunde entfernten Oberdorf am kantonalen Lehrerseminar) und die nämlichen Vorzüge, wie in

Digitized by Google

Zug, gewissenhaftester Vorbereitung, lebendiger Behandlung und praktischer Verwerthung des Lehrstoffs aufwies, so hat doch dieselbe mehr als in Zug specifisch kirchlichen Charakter und kann als Uebergang zu seiner letzten Lebensperiode, die ganz nur der Kirche angehört, betrachtet werden. Der Lehrer der alten Sprachen ist zum Lehrer der Religion und der Theologie geworden; der Reorganisator des Schulwesens im Allgemeinen strebt namentlich die Hebung des theologischen Studiums an.

Gegen Ende 1859 ernannte Bischof Karl Arnold unsern Professor Keiser zum Regens für das neu errichtete Priesterseminar der Diöcese Basel. Die wissenschaftliche Bildung, die versöhnliche Richtung und vaterländische Gesinnung des Gewählten war nicht nur dem kirchlichen Oberhirten, sondern auch den Vertretern der Diöcesanstände wohl bekannt; darum erfuhr auch die Wahl von letzterer Seite nicht die mindeste Beanstandung. Keiser folgte dem Rufe, „weil man ihm sagte (es sind seine eigenen Worte), daß dadurch manches Bedenken beseitigt und die Sache gefördert werde, und weil er tief überzeugt war, wie viel dem jungen Priester fehlt, wenn er sich nicht in Zurückgezogenheit und in den ascetischen und praktischen Uebungen des Seminars auf seinen heiligen Stand vorbereiten kann".

Mit Anfang des Jahres 1860 wurde das Seminar in Solothurn eröffnet und nach dem Vorbilde der Anstalten zu St. Peter und Rottenburg eingerichtet. Mit größter Hingebung widmete sich Keiser der neuen Thätigkeit. 1862 gab er die bis dahin noch fortgeführte Theologieprofessur auf und lehnte auch eine Berufung als Stadtpfarrer nach Zug ab. Das Seminar fand unter seiner Leitung vielfache Anerkennung selbst von Seite solcher, die später am heftigsten gegen dasselbe auftraten; bei der Bischofswahl im Februar 1863 war Keisers Name einer der wenigen, die von den Abgeordneten der Diöcesanstände unbeanstandet gelassen wurden; die Wahl selbst fiel freilich nicht auf ihn, sondern auf Eugenius Lachat.

Neun Jahre hatte das Seminar in ruhiger Entwicklung verlebt, als im Januar 1869 Landammann Augustin Keller in Aarau den Kampf gegen dasselbe eröffnete, weil im Unterrichte die Moraltheologie des Jesuiten P. Gury — freilich keineswegs ausschließlich, sondern mit und neben andern Lehrbüchern der Moraltheologie — theilweise zur Verwendung kam. Damit begann für Keiser, der bereits den Entschluß gefaßt, die mühevolle Stelle des Regens aufzugeben und sich für seinen Lebensabend in seine frühere friedliche Stellung als Lehrer der Theologie zurückzuziehen, der kampfreichste Theil seines Lebens. Er fühlte die Pflicht, für das Seminar und das von ihm vorgeschlagene Lehrbuch gegen den ebenso unerwarteten als heftigen Angriff einzustehen. Als im Oktober 1869 Kellers Beleuchtung der Moraltheologie des Jesuiten P. Gury im Druck erschien, schrieb Keiser seine

Digitized by Google

„Antwort auf Dr. A. Keller's Schrift", in der er nach einem objectiv gehaltenen Referat über den Unterricht an der Anstalt das angegriffene Lehrbuch mit voller Schärfe gegen die Polemik Kellers in Schutz nahm. Keisers Schrift hatte einen zweifachen, unsern Regens und seine Leitung des Seminars rechtfertigenden Erfolg, einmal daß kein Versuch der Erwiederung gewagt wurde, und dann daß 130 ehemalige Zöglinge des Seminars, in sehr verschiedener amtlicher Stellung, unter ihnen auch Paulin Gschwind und K. Lochbrunner, in einer öffentlichen Adresse, ihrem verehrten Regens Anerkennung und Dank aussprachen für „sein männliches wahres Wort, daß er ruhig und ernst, aber mit festester Entschiedenheit die Verdächtigung zurückgewiesen, welche der Gegner auf die Anstalt geschleudert, daß er über diese Anschuldigungen ein vernichtendes Urtheil gesprochen und mit ungebeugtem Muth nicht nur für die eigene Ehre, sondern auch für die des Seminars und seiner Zöglinge eingestanden." Mit dem Regens protestirten sie laut und feierlich gegen die Anschuldigung, als ob im bischöflichen Seminar zu Solothurn je etwas Immoralisches oder Staatsgefährliches gelehrt worden; die Liebe zum Vaterland werde nicht erstickt, sondern gerade von Seite des Regens gepflegt.

Es ist auffällig, wie sowol bei den ersten Angriffen, als in Kellers Buch die Person Keisers nicht nur geschont, sondern derselbe als „ein Mann von großer Kenntniß der theologischen Litteratur und von Reinheit der Gesinnung" so zu sagen ehrenvoll behandelt wird. Allein als der nunmehrige Professor der Theologie dennoch die Sache seines Bischofs und des Priesterseminars zu seiner eigenen machte und außer der Seminarfrage in den gesteigerten kirchlich-politischen Kämpfen der Zeit mit aller Wucht und Schärfe seine markige Feder nach allen Seiten hin einlegte, änderte sich die Kampfesweise, und bald war sein Name in gegnerischen Kreisen und öffentlichen Blättern einer der bestgehaßten im Lande. Daß der Rücktritt der Mehrheit der Diöcesanstände vom Seminarvertrage und damit die Ausweisung des Seminars aus den bisherigen Räumen und Verhältnissen im Jahre 1870, die Absetzung und Vertreibung des Bischofes im Jahre 1873, die Aufhebung der Stifte Solothurn und Schönenwerd und des Klosters Maria Stein im Jahre 1874, der Andrang und die Versuche des Altkatholicismus auf die Kathedral- und Pfarrkirche in Solothurn im Jahre 1876 den in seiner Anhänglichkeit an seine Kirche und in seinem Rechtsgefühle tief verletzten, wie in seinen Hoffnungen auf ein Ruheplätzchen im Alter arg getäuschten Mann immer mehr unter die unversöhnlichsten und lautesten Gegner des staatskirchlichen Liberalismus trieb, und er oft recht scharf und bitter sich äußern konnte, wer wird sich darüber verwundern? Doch durch Alles hindurch glänzte auch jetzt noch seine Reinheit der Gesinnung, seine Liebe zum Vater-

Digitized by Google

lande und zu seinen freien Institutionen, seine gediegenen Grundanschauungen im kirchlichen und staatlichen Leben, sein Gerechtigkeitsgefühl, das auch dem Gegner nicht Unrecht thun wollte (Fiala).

Nachdem Keiser als Regens am Priesterseminar 1869 resignirt hatte, bekleidete er wieder in Solothurn eine theologische Lehrstelle. Daneben war er auch litterarisch thätig. Seit den Angriffen auf das Seminar verfolgen seine Schriften eine apologetisch-polemische Richtung. Von Neujahr 1873 an wirkte er als Mitredactor der „Schweizerischen Kirchenzeitung". An der Generalversammlung des schweizerischen Piusvereins in Sachseln hielt er 1874 einen im Druck erschienenen „Vortrag über die Gründung einer höhern Central-Lehranstalt für die katholische Schweiz". Während seiner Wirksamkeit in Zug gehörte die Gründung einer eidgenössischen Universität zu seinen Lieblingsgedanken; noch im ersten Decennium seiner Thätigkeit in Solothurn hoffte er auf ein harmonisches Zusammenwirken von Kirche und Staat auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Bildung und religiös-sittlichen Erziehung zum Wohle des lieben Schweizerlandes; allein die traurigen Erscheinungen der Jahre 1869—1878 machten ihn um eine Täuschung reicher. In den Tagen seines Glückes, wie zur Zeit bitterer Erlebnisse betrat er oft und gern die Kanzel und nie hat man einer seiner Predigten (deren er bis 1875 über 200 vollständig niedergeschrieben), auch in dieser ungemein gespannten und aufpassenden Zeit, den Vorwurf von Störung des religiösen Friedens gemacht. Ausgezeichnet durch reiche Gedanken, logische Anordnung und würdige Schreibart, brachten sie auf Geist und Gemüth einen tiefen Eindruck hervor.

Allein obschon Niemand in seinen Predigten eine leidenschaftliche Schärfe zu entdecken im Stande war und seiner gediegenen Bildung und Lehrthätigkeit auch die Gegner alle Anerkennung zollen mußten, sollte doch für seine Wirksamkeit in Solothurn bald die letzte Stunde schlagen. Darüber berichtet Herr Dompropst Fiala:

„Am 10. September 1876 war in der Franciscanerkirche die denkwürdige Entscheidung für die römisch-katholische Gemeinde Solothurns. Die Gemüther waren aufs höchste gespannt, auch Keiser, der greise Vorkämpfer seiner Kirche, nahm in den Reihen der Geistlichkeit Antheil an der Versammlung ... Während einer der Reden konnte er in seiner Aufgeregtheit die Zeichen des Unmuthes nicht unterdrücken und äußerte sich halblaut, doch nicht störend, wie ihm die Zeitungsberichte der Gegner vorwarfen. Am 19. September wurde er vom Regierungsrathe als Professor der Theologie mit einer Entschädigung von 10 Wochen über die Amtsdauer hinaus entlassen und der greise Lehrer in seinem 72. Altersjahre, nachdem er 26 Jahre, ohne daß ihm in seiner Amtsführung der leiseste Vorwurf gemacht worden, an der Kantonsschule und am Priesterseminar gewirkt, plötzlich auf die Gasse

Digitized by Google

gestellt. Blieben auch die Vorstellungen des Entlassenen, der Professoren der Theologie und des Comites der kantonalen Priesterconferenz ohne Erfolg, so zeigte sich um so schöner die dankbare Hochachtung und Theilnahme von Seite seiner Freunde, Schüler und Verehrer, insbesondere unter der Geistlichkeit, sowol in den zahlreichen an ihn erlassenen Adressen und Zuschriften als in der Eröffnung einer Subscription, deren Ergebniß den verdienten Lehrer und kirchlichen Wortführer wenigstens auf die ersten Jahre vor Nahrungssorgen bewahren half. Ueberhaupt hat Keiser neben vieler Anfeindung in seinem langen Wirken auch viele Anerkennung und Liebe gefunden." Schon zur Zeit des Seminarsturmes schenkten ihm seine dankbaren ehemaligen Schüler einen Kelch; am 29. November 1874 erhob ihn Papst Pius IX. zum Doctor der Theologie, und im Herbste 1878 berief ihn Bischof Eugenius Lachat zur Leitung des wieder hergestellten Priesterseminars nach Luzern.

Von der Priesterconferenz und einem ansehnlichen Theile der Bevölkerung von Solothurn mit einer würdigen Abschiedsfeier beehrt, zog er im Oktober von der Aare hinweg an die Reuß und eröffnete schon in den ersten Tagen des folgenden Monats an der Seite des Subregens Portmann in geistiger Frische den Seminarcurs und schien hier „immer mehr den vorher ihm verbitterten Frieden zu finden". Da überfiel ihn Sonntags den 24. November eine Lungenentzündung. In heiligem Glaubensernste und inniger Frömmigkeit bereitete er sich zum Tode, und in Gegenwart seines hochverehrten Oberhirten sprach er sterbend: „Ich danke meinem Erlöser, daß er mich gewürdigt, treu zu bleiben seiner heiligen Kirche bis zum Abend meines Lebens und auszuharren im Kampfe gegen die verderblichen Lehren dieser Zeit. Ja, in guten Treuen habe ich gekämpft — mit ganzer Seele — aus voller Ueberzeugung — Gott sei Dank!" „Donnerstags 28. November 1878 Abends 8 Uhr vollendete der ritterliche Kämpfer für seine Kirche ruhig, ohne sichtbaren Todeskampf. Seine Leiche ruht in der heimatlichen Erde seiner Vaterstadt Zug, der er durch fromme Vermächtnisse seine Anhänglichkeit und Liebe bewiesen hat" (Fiala).

Sein dankbarer Schüler, Rector Keiser, schilderte in seiner Trauerrede den unvergeßlichen Lehrer als Freund des Vaterlandes, als Mann der Wissenschaft und Kunst und als Priester seiner Kirche. Treue Anhänglichkeit an seine Kirche und sein schweizerisches Vaterland und Begeisterung für Wissenschaft und Kunst begleiteten den Verewigten in der That durch sein vielbewegtes Leben. Wohl bewandert in den weiten Gebieten der Geschichte, der Geographie und Mathematik, kannte der Professor der Theologie ziemlich genau das Hebräische, sehr gut die classischen Sprachen der kunstsinnigen Hellenen und tapfern Römer und das Idiom der praktischen Franzosen, am besten aber die reiche Litteratur der eigenen Muttersprache. Gerade auf dem

Digitized by Google

letztgenannten Felde tritt er uns besonders als Jünger der Kunst entgegen, indem er namentlich die Poesie hoch in Ehren hielt, selber herrliche Gedichte verfaßte und als Bibliothekar seiner Vaterstadt die besten poetischen Erzeugnisse der deutschen Nation anschaffte. Wie die Dichtkunst, so wurde auch die Musik von ihm als Meister im Violin sowol beim feierlichen Gottesdienst als auch in geselligen Freundeskreisen treu gepflegt. Nach einem seelenvollen Quartette liebte er ein Stündchen freundschaftlicher Unterhaltung, die durch seine vielseitige Bildung, sein gründliches Verständniß für Kunst und Wissenschaft, seinen reichen Geist und seinen Witz, seine frischen Jugenderinnerungen und vielen Lebenserfahrungen gewürzt wurden. Aber auch mitten in den Aeußerungen seines Humors verleugnete er nie den Adel seiner Gesinnung und den Ernst seines Charakters. Mit seinem energischen Wesen „verband sich eine Reizbarkeit und Heftigkeit, die ihn zuweilen fortriß", die er selbst am wenigsten verkannte, wol aber mit allem Eifer zu bekämpfen suchte. Wir ehren die Aufrichtigkeit, womit er von seinen Fehlern sprach und schrieb, und bewundern seine männliche Ueberzeugungstreue und ungeheuchelte Frömmigkeit, seinen Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, seine unverdrossene Wirksamkeit im Lehrberufe und seine begeisterte Hingabe für Gott und Vaterland.

Staub.

Die Freunde und Schüler P. Girard's im Franciscanerkloster in Solothurn.

1800—1873.

[Quellen: Fiala, das Franciscanerkloster und der letzte Franciscaner in Solothurn. Ein Nekrolog (1873). — Handschriftliche Sammlung.]

Das Franciscanerkloster in Solothurn, 1280 auf den Grundmauern der alten Reichsburg gegründet, war von seinen Bewohnern zur Zeit der Reformation verlassen worden. Als 1546 auf Verlangen des bekannten Schultheißen Nikolaus von Wengi der Guardian und Lesemeister P. Blasius Kern von Ueberlingen herkam, um dasselbe wieder seinem ursprünglichen Zwecke zu gewinnen, nahm er schon in den ersten Wochen einen „weltlichen Schüler" an und gründete damit die Schule des Klosters, welche, wenn auch zunächst zur Bildung der Ordensnovizen bestimmt, auch Knaben und Jünglinge der Stadt zum Unterrichte aufnahm. In der Mitte des 17. Jahrhunderts, als man in Solothurn bereits daran dachte, die Jesuiten zur

Digitized by Google

Gründung eines Collegiums herbeizurufen, anerbot der Guardian der Franciscaner, P. Michael Fritsch, dem Rathe, die Schule zu erweitern, „zur Beförderung eines gemeinen Nutzen und Instruction der Jugent die Humaniora zu docieren gleichfalls wie bei dem Patribus Societatis Jesu zu geschehen pflegt". Vom Rathe wurde zwar „wegen allerlei Obstacula" nicht darauf eingetreten; allein die Franciscaner führten ihre Schule fort und docirten namentlich, dem Gymnasium der Jesuiten gegenüber, die Fächer der obersten Lycealclassen Philosophie, Physik und Mathematik, auch dann noch, als nach 1700 die Jesuiten ebenfalls ihr Collegium mit den beiden Lyceal-classen und der Theologie erweiterten. Ihre Schüler kamen nun oft in Conflict mit den Schülern der Gesellschaft Jesu, und der Rath verordnete, daß die künftigen Weltgeistlichen am Collegium der Jesuiten sich ausbilden sollten. Dessenungeachtet dauerte die Schule der Franciscaner fort, aus welcher dann auch tüchtig gebildete, schriftstellerisch bekannte Männer des Ordens hervorgiengen. Uebrigens war das Kloster eng mit der Bürgerschaft verknüpft; es traten namentlich die Söhne der eigentlich bürgerlichen Geschlechter, gegenüber dem Patriziate, ins Kloster und es war dasselbe der Sitz einer gewissen bürgerlichen Opposition. Doch trotz dieser Hinneigung zu einer neuen Zeit wurde nach dem Falle der alten Eidgenossenschaft durch Decret des helvetischen Directoriums 1798 mit den übrigen Klöstern der Schweiz auch das der Franciscaner aufgehoben und gieng durch Kauf in den Besitz der Stadtgemeinde über. Die Patres mußten ausziehen, blieben aber in Hoffnung besserer Zeiten vereinigt.

Mit Eifer und Klugheit verwendeten sie sich um Wiederherstellung ihres Klosters. Um sich für das allgemeine Beste nützlich zu machen, erboten sie sich schon 1799 beim Regierungsstatthalter des Kantons Solothurn, an öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten mitzuwirken, und im Jahre 1800 wurde dann auch P. Angelus Rudolf als Lehrer an den Stadtschulen angestellt. Geboren 1. August 1770 im Dorfe Selzach unweit Solothurn, war derselbe 1791 in den Orden getreten. Wenige Jahre jünger als sein berühmter Ordensgenosse P. Girard, hatte er sich mit demselben im Kloster zu Freiburg befreundet und war durch den begeisterten Jugendbildner auch für die Schule gewonnen, deshalb das Anerbieten der Franciscaner für den Schuldienst. P. Angelus war übrigens ein gestrenger „Schulherr" in Unterricht und Disciplin. Im erstern schloß er sich an die damals geltende Methode der Normalschule im Waisenhause an. Seit 1819 wurde er vom Orden zu anderer Wirksamkeit verwendet, als Stiftsprediger und Guardian (Klostervorsteher) in Solothurn, dann in Luzern. Er starb 11. September 1837 in Solothurn, als Senior des Klosters, ein thatkräftiger Mann, hochgeachtet in weiten Kreisen.

Digitized by Google

Im Jahre 1805 war es den Bemühungen der Franciscaner gelungen, die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Kloster zu erlangen. Unter den Bedingungen, die ihnen auferlegt wurden, war eine der wichtigsten, unentgeltlich als Lehrer an den Stadtschulen mitzuwirken, ein Beweis, daß man mit der Schule des P. Angelus zufrieden war. Als dann im Oktober 1814 durch Regierungserlaß dem Kloster die Aufnahme von Novizen gestattet wurde, suchten die Ordensobern, namentlich auch zu künftigen Lehrern fähige, junge Männer zu gewinnen. Und es traten in den nächstfolgenden Jahren sechs Novizen ein, die mit ihrer geistigen Strebsamkeit dem Kloster eine schöne Zukunft verhießen. Es sind die Franciscaner Anastasius Adam, Anton Walker, Bonaventura Zweili, Hieronymus Vogelsang, Franz Ludwig Studer, Bernhardin Hammer, welche alle, sei es in Freiburg oder Luzern, Schüler des P. Girard und für seine Bestrebungen eingenommen waren. P. Anastasius Adam, geboren 15. März 1795 in Oberdorf bei Solothurn, erlitt in der Jugend durch einen herabrollenden Stein im Berge als Hirtenknabe eine schwere Kopfverletzung und kam in lange andauernde Behandlung eines Arztes in Solothurn und dadurch zu den Studien, legte 1816 die Ordensgelübde ab und beschäftigte sich insbesondere mit der Girard'schen Philosophie, die er 1833 nach Umgestaltung der höheren Lehranstalt in Solothurn an derselben docirte. Im Orden hochgeachtet, ward er 1833, 1836 und 1845 zum Provinzial (Vorsteher aller schweizerischen Franciscanerklöster) erhoben; auch als Prediger hochgeachtet, starb er 28. Februar 1848. Er war das geistige Haupt der Bestrebungen seiner Ordensbrüder in Solothurn, eine edle, tief innerliche Natur. — Als vorzüglicher Prediger galt P. Anton Walker, geboren 7. März 1798 in Zuchwil, schon seit 1816 im Orden, regen, lebhaften Charakters, Professor und Stiftsprediger in Luzern, der Verehrer und Grabredner des Stadtpfarrers Thaddäus Müller, als Stiftsprediger in Solothurn 30. August 1829 gestorben.

Für die Schule wirkte insbesonders P. Bonaventura Zweili. Geboren 1. September 1795 in Oberdorf aus armer Familie, hatte er schon als Sängerknabe Unterhalt im Franciscanerkloster gefunden, trat 1814 ins Noviziat und legte den 14. November 1815 die Ordensgelübde ab. Für Girard's Unterrichtsmethode gebildet, 1818 zum Priester geweiht, übernahm er 1819 für den zurücktretenden P. Angelus Rudolf die mittlere Knabenschule in Solothurn. In Verbindung mit P. Girard, der zu diesem Zwecke mit den Schulbehörden der Stadt und des Kantons in erfolgreiche Relationen trat und sich zuweilen in Solothurn aufhielt, organisirte P. Zweili die Stadtschulen nach der Girard'schen Methode, seit 1821 insbesonders unterstützt durch seinen Mitlehrer Jakob Roth. Zweili führte neben Lesen, Schreiben und Rechnen den Unterricht in der deutschen Sprachlehre und in den Realien,

Digitized by Google

namentlich in der Geographie, ein. Für beide verfaßte er zwei vielgebrauchte Schulbüchlein, die Formenlehre der deutschen Sprache und die Geographie der Schweiz für Schulen, letzteres insbesonders in methodischer, übersichtlicher Darstellung sich auszeichnend. P. Zweili war ein vorzüglicher Lehrer; er wußte seine Schüler geistig anzuregen und ihre Aufmerksamkeit lebendig zu erhalten, Gedächtniß- und Verstandesübung mit einander zu verbinden; im Unterrichte der deutschen Sprache legte er neben kurzen grammatischen Grundregeln das Hauptgewicht auf stets und stets wiederholte Uebungen in Orthographie und Satzlehre. Bis zum Jahre 1836 blieb er als Lehrer an der Knabenschule der Stadt thätig. Daneben nahm er sich der Lehrerbildung mit großer Vorliebe an, hielt mit Freund Roth 1833 im Franciscanerkloster einen Lehrerbildungscurs ab, half, als dieser Oberlehrer des Kantons geworden, die alljährlichen Lehrcurse in Oberdorf organisiren und ertheilte, so lange es seine Gesundheit erlaubte, an denselben Unterricht, insbesonders in der Geographie. Zweili war 1837—1841 Mitglied der kantonalen Erziehungscommission, 1839—1841 Schulinspector und Präsident der Schulbezirkscommission Lebern und versah zugleich im Kloster abwechselnd das Amt des Vorstehers oder seines Stellvertreters als Guardian oder Vicar, ersteres 1833—1839 und 1845—1857, auch darin nicht sowol das klösterlich-ascetische Stillleben, als die praktische Wirksamkeit pflegend. Mehrere Jahre kränklich starb er 29. Januar 1858.

Unter den Ordensgenossen P. Zweili's waren ferner an den Stadtschulen thätig, Hieronymus Vogelsang und Bernhardin Hammer. P. Vogelsang, geboren 21. Januar 1794 in Solothurn, im Waisenhause erzogen, trat 1818 in den Franciscanerorden und erhielt seine Bildung zumeist in Freiburg unter den Augen des P. Girard, dem er auch mit besonders pietätsvoller Dankbarkeit ergeben war. Hier empfieng er 1820 die Priesterweihe und war die Stätte seiner ersten praktischen Wirksamkeit. In dieser Zeit eignete er sich jene Kenntniß der französischen Sprache an, die ihn befähigte, seit 1825 an der Primarschule der Stadt Solothurn als Lehrer der französischen Sprache thätig zu sein. Er war ein kenntnißreicher, milder Mann, wenn auch nicht von der energischen Schulhaltung P. Zweili's, doch mit aller Hingebung für Schulreform thätig und in geselligen Kreisen, die er gerne besuchte, für dieselbe eintretend. Auch er versah öfters das Amt des Vicars und 1842—1845 des Guardians im Kloster. Er starb plötzlich 7. November 1858. — Ihm war im Tode 18. September 1855 P. Bernhardin Hammer vorangegangen, der, geboren 31. März 1805 in Langendorf und seit 1826 im Orden, wegen steter Kränklichkeit nur wenige Jahre (1837—1841) eine Lehrerstelle, als Nachfolger P. Zweili's, versehen konnte. — Alle seine Mitbrüder überlebte P. Franz Ludwig Studer, geboren am

Digitized by Google

9. März 1804 in Niedergerlafingen, als armer Knabe ins Kloſter aufgenommen und ſeit 1822 dem Orden angehörend. Nachdem er ſeine Studien unter der Leitung von P. Girard in Luzern vollendet und 1827 die Prieſterweihe empfangen, war er kurze Zeit Profeſſor am Gymnaſium in Luzern und kam 1830 in ſein Kloſter nach Solothurn, um zuerſt in der Kloſterkirche, dann 1833 in der Domkirche die Predigerſtelle zu verſehen. Wenn auch P. Franz Ludwig keine öffentliche Lehrſtelle bekleidete und kaum auf ein Jahr (1854) proviſoriſch die Profeſſur der lateiniſchen und griechiſchen Patriſtik an der theologiſchen Lehranſtalt übernahm, ſo übte er doch als Freund der Jugend und als Privatlehrer einen ſegensreichen Einfluß. Hatte er einen ſtrebſamen Knaben entdeckt, der unter Noth und Entbehrung ſich muthig durchkämpfte, ſo ſuchte er ihn auf, half ihm mit Rath und That und verſchaffte ihm im Kloſter als Miniſtrant und Sänger, ſpäter in befreundeten Familien als Hauslehrer in ehrenwerther Weiſe Arbeit und Unterhalt. Brachte ein Landpfarrer Schüler ins Gymnaſium, die er dafür vorbereitet hatte, die aber noch Nachhilfe bedurften, ſo wandte er ſich an P. Franz Ludwig, und der gab nun Privatſtunden, verſteht ſich unentgeltlich, und ſuchte auch ſonſt die noch ungelenken Dorfknaben ins rechte Fahrwaſſer zu bringen. War in einer der beſſern Stadtfamilien ein ungeberdiger Junge, der nicht gutthun und in der Schule gar nicht vorwärts kommen wollte, ſo berieth ſich Vater oder Mutter mit dem pädagogiſchen Helfer in aller Noth, und der nahm die Sache gewiſſenhaft an die Hand und hat manchen halbgefehlten jungen Menſchen umgewandelt, daß etwas Rechtes aus ihm geworden iſt. Dieſe thätige Liebe zur heranwachſenden Jugend übte unſer Kloſtermann, wie er ſich ſelbſt gerne nannte, bei vierzig Jahren bis zum Tode. Daneben lag er ſeinem ſtillen Studium in Litteratur und Patriſtik ob und ſprach, begabt mit einer reichen Ader für Natur- und Volkspoeſie, ſeine Gefühle aus in ſinnigen Gedichten, von denen manche, beſonders die in Solothurner Mundart, den Weg in die Oeffentlichkeit und auch in Schulleſebücher gefunden haben. — Im Jahre 1857, als das Franciscanerkloſter dem Ausſterben nahe war, wurde P. Franz Ludwig vom Ordensgeneral zum Guardian ernannt. Aber ſeine Verſuche, dasſelbe wieder zu beleben, ſeine Bitten und Proteſtationen waren umſonſt, das Kloſter wurde mit Wahrung der Wohnungen für die noch übrigen Ordensbrüder, zum Prieſterſeminar beſtimmt; im Jahre 1864 zog P. Franz Ludwig, der einzige noch lebende Franciscaner, aus dem Hauſe ſeiner Väter, um am 4. Mai 1873 in ſtiller Zurückgezogenheit in einem Landhauſe bei Solothurn zu ſterben. Er fand ſein Grab bei ſeinen Brüdern im Kreuzgange des Kloſters, das ſeit 1870 zum Lehrerſeminar des Kantons Solothurn geworden iſt, wie denn auch die

Digitized by Google

letzten Franciscaner für Schule und Volksbildung, zum Theil selbst zur Gründung des Seminars so Vieles beigetragen. L. Kiala.

Joseph Propst.

1788—1871.

[Quellen: Selbstbiographie in J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, verdienter Schulmänner ꝛc. aus der Gegenwart in Biographien und biographischen Skizzen (München 1859) Band II, S. 160—164. — Schriften.]

Propst, geboren 19. Oktober 1788 in dem solothurn'schen Bergdorfe Mümliswil, war der ältere Sohn einer mehr mit Kindern als mit irdischen Gütern gesegneten Bauernfamilie und wurde von Jugend an zur Arbeit, Ordnung und strengen Zucht angehalten. Da der schwächliche Knabe zu ländlichen Arbeiten wenig Geschick zeigte, sich dagegen in der Dorfschule hervorthat, bestimmte ihn die fromme Mutter zum geistlichen Herrn, und Propst kam an das Collegium in Solothurn, welches damals von einem Convicte geistlicher Professoren geführt wurde. Obschon mangelhaft vorbereitet und mit Entbehrungen kämpfend, zeichnete sich der junge Student vor seinen Mitschülern aus. Auf seine geistige Richtung wirkte insbesonders Robert Glutz ein, der spätere Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft. Wenige Jahre älter als Propst leitete er denselben von den mehr gedächtnißmäßig, in neuscholastischer Form betriebenen Schulfächern ab zum selbständigen Privatstudium und zum Vielleſen verpönter Werke der deutschen Litteratur und Philosophie. Dadurch prägte sich in seinen Studienjahren unserm Propst für sein ganzes Leben eine stets hervortretende Abneigung gegen die alte Schulweisheit und Schulmethode ein und damit die liberale Richtung in Schule und Politik. Wir wundern uns nicht, daß damals schon der junge Mann, wie sein geistiger Führer Glutz, als ein unruhiger Kopf galt. Dessenungeachtet vollendete Propst, obschon er mehr Lust zur Medicin hatte, nach dem Wunsche seiner Mutter die theologischen Studien am Collegium in Solothurn und im Priesterseminar in Freiburg, wiewol ihn der hier vorherrschende Geist noch mehr zurückstieß. Auch nachdem er 1814 die Priesterweihe empfangen, fand sich im Kanton Solothurn für den jungen Geistlichen keine Stelle. Er wandte sich ins Bisthum Straßburg und ward Pfarrverweser zu Hesingen an der Schweizergrenze. Allein als nach wenigen Monaten die Truppen der Alliirten sich dem Rheine nahten, erhielt Propst von Straßburg aus die Weisung, sich nach Thann zurückzuziehen, und als

Digitized by Google

er ſich in die Heimat begab, wurde er als Anhänger Napoleon's und ſeine Entfernung als Flucht betrachtet. Die deutſchen Soldaten verbrannten das Pfarrhaus; nur einige Kleidungsſtücke und Bücher fanden ſich zerſtreut auf dem Felde. Freilich beriefen die Behörden von Heſingen ſpäter ihren Pfarrer wieder zurück; aber Propſt blieb als Caplan am Collegialſtifte in Solothurn, als welcher er 23. Juni 1815 gewählt wurde.

Propſt hatte ſchon in ſeinen Studienjahren als Hauslehrer Privatunterricht ertheilt und in Heſingen ſich mit beſonderer Vorliebe der Schule angenommen. Als Caplan in Solothurn wurde er von Staatsrath Lüthy, Präſident des kantonalen Erziehungsrathes, zum Actuar dieſer Behörde berufen. Mit großem Eifer war der junge Caplan für Verbeſſerung des Volksſchulweſens thätig; doch bei den damaligen Verhältniſſen der Reſtaurationszeit konnte er mit aller Mühe nur wenig Erfolg erzielen und fand ſich, als Neuerer und eigenſinniger Kopf, vielfach zurückgeſtoßen, um ſo mehr, da in ſeinen erſten Schriften, die er damals veröffentlichte, „Piſo oder die Religion tröſtet die Frommen (Solothurn 1818)“ und „Aufgefangene Geiſtesfunken (Luzern 1820, 4. Auflage St. Gallen 1859)“ ein liberal-katholiſcher Ton im Geiſte Weſſenberg's und ſeiner Freunde vorherrſchte. Daher folgte Propſt 1822 ſehr gerne einem Rufe als Lehrer des Religionsunterrichtes und der alten Sprachen an das Fellenberg'ſche Erziehungsinſtitut in Hofwil. Damals ſtand die Anſtalt in ſchönſter Blüthe. Propſt, der ſich beſonders an Kortüm und Theodor Müller anſchloß, wurde von Fellenberg mehrfach begünſtigt. Unter den Zöglingen befand ſich ein junger Graf Neipperg, Sohn des öſterreichiſchen Feldmarſchalls Adalbert Adam von Neipperg, des Oberhofmeiſters der Großherzogin Maria Luiſe von Parma, der ſpäter mit ihr morganatiſch vermählt war. Der junge Graf war Propſt zu beſonderer Aufſicht und Erziehung anvertraut, und dieſer begleitet ihn auch nach Parma. Propſt fand am Hofe der ehemaligen Kaiſerin von Frankreich eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme; ſie ſchenkte ihm eine koſtbare goldene Uhr und die Mittel, Florenz zu beſuchen und ſich der dortigen Kunſtſchätze zu erfreuen. Nach ſeiner Rückkehr nach Hofwil war Propſt auch für die von Wehrli geleitete Armenſchule thätig, und die Erfahrungen, welche er an derſelben machte, veranlaßten ihn zu der Volksſchrift „Die Neudörfer. Eine lehrreiche Geſchichte für das liebe Landvolk (Luzern 1829, 3. Auflage 1868).“

Nach und nach ſehnte ſich Propſt nach einer ruhigern Wirkſamkeit, da es bei Fellenberg's ſelbſtherrlichem Charakter gegenüber ſeinem eigenen Kopfe nicht an Zuſammenſtößen fehlte und er an längerer Fortdauer des Inſtitutes zweifelte. Im Jahre 1828 war die ſchöngelegene Pfarrei Dornach in der Nähe von Baſel erledigt und Propſt's Freunde drängten ihn zur Rückkehr in den Heimatkanton. Sie hofften auf ſeine Thätigkeit für das Volksſchulweſen

Digitized by Google

in diesem mehr zurückgesetzten Theile des Kantons Solothurn; allein nicht ohne Kampf mit seinen Gegnern, die den „unruhigen Kopf" fern zu halten suchten, ward Propst am 28. März 1828 zum Pfarrer von Dornach und bald zum Schulcommissär des Bezirkes gewählt. In dieser Stellung suchte er mit aller Energie der Schulreform Bahn zu brechen, und als in der Regeneration von 1830 die politischen Grundsätze, welche er stets vertreten hatte, die Oberhand gewannen, gehörte er in Verbindung mit Oberlehrer Roth und seinen geistlichen Freunden zu den maßgebenden Persönlichkeiten für das Volksschulwesen im Kanton Solothurn, fast vierzig Jahre lang der eifrige Schulinspector seines Bezirkes. In diese Zeit fallen mehrere seiner Schul- und Erziehungsschriften. Seine Schweizergeschichte für die Schulen, zuerst unter dem Titel: „Die Geschichte der ersten Schwyzer (Sursee 1831)", dann erweitert als „die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, erzählt für das liebe Schweizervolk und seine Schulen", eigentlich eine Sammlung von Erzählungen aus der Schweizergeschichte, war ein vielgebrauchtes Schulbuch und erlebte bis 1861 fünf Auflagen. „Die deutsche Sprachlehre als Denklehre für die Volksschule (Basel 1842, 2. Auflage 1846)" stellte der Verfasser, wie er sagte, „der Kinder sich erbarmend", der im Kanton Solothurn eingeführten, schwer verständlichen Sprachdenklehre von Wurst entgegen, nach Pestalozzi'schen Grundsätzen von der Anschauung ausgehend. Auf Pestalozzi beruft sich auch seine Rede „Die Nothwendigkeit einer bessern Volkserziehung (Sursee 1835)" und „Die wichtigern pädagogischen Grundsätze von H. Pestalozzi. Mit Erläuterungen. Mitgetheilt zunächst für Lehrer und Volksschulen (Liestal 1846)". Doch auch in dieser Wirksamkeit fehlte es unserm Propst nicht an Conflicten, in welche er bald genug mit den herrschenden Ansichten und Behörden gerieth. Er selbst sagt: „Nach 1830 bekam das Volksschulwesen besonders in den Kantonen einen plötzlichen Umschwung, in welchen freisinnige Regierungen auftraten. Plötzliches bringt nicht immer das Beste. Lancaster's Methode, Wurst's Sprachlehre, tyrannisirten den kindlichen Geist". Wenn Propst einerseits seine Schulschriften dieser Richtung gegenüber schrieb, so hatte er anderseits einen eigentlichen Kampf zu bestehen, um die von ihm in Dornach errichtete Mädchenschule. Im Kanton Solothurn bestanden außer in den Städten Solothurn und Olten nur für beide Geschlechter gemeinsame gesetzliche Primarschulen, die ausschließlich von Lehrern geleitet wurden. So war es schon vor der Schulreform, so bestimmte das Schulgesetz von 1832 und strenge hielt daran der Oberlehrer Roth, der Leiter des gesammten Volksschulwesens. Propst war anderer Meinung. Er hielt dafür, „daß eine wohlerzogene, verständige Tochter als Lehrerin in einer Mädchenschule Vorzüglicheres leiste, als ein Lehrer, schon auch aus dem Grunde, weil sie zugleich in den weiblichen Arbeiten unterrichten könne".

Digitized by Google

Und gerade ſolche weibliche Arbeitsſchulen ſah er als wahre Wohlthat insbeſonders für das Landvolk an. Der für ſeine Idee begeiſterte Pfarrer unterrichtete nun ſelbſt ein fähiges armes Mädchen und ließ dasſelbe in den weiblichen Handarbeiten ausbilden. Dann errichtete er in Dornach eine Mädchenſchule, welche von der Gemeinde geſchätzt, von Wohlthätern vielfach unterſtützt wurde. Da erklärten der kantonale Schulinſpector, der Erziehungs- und Regierungsrath die Schule als ungeſetzlich und hoben ſie auf. Propſt aber recurrirte an den Großen Rath, und dieſer erklärte den Fortbeſtand der Mädchenſchule in Dornach und zwar wegen ihren trefflichen Leiſtungen, wenn auch als Ausnahme des Geſetzes. Freilich gieng die Mädchenſchule in Dornach bald wieder ein; dagegen fand der Gedanke der obligatoriſchen weiblichen Arbeitsſchulen bald fruchtbaren Boden, und wenn der Kanton Solothurn, einer der erſten in der Schweiz, dieſelben geſetzlich anordnete und ins Leben rief, ſo gehört das Verdienſt der Anregung zunächſt unſerm unermüdlichen alten Schulfreunde.

Der Kampf um ſeine Mädchenſchule und die Ideen, die ihn dafür einzutreten bewogen hatten, ſchilderte Propſt in ſeinem Büchlein „Winke für beſſere Volkserziehung oder geſchichtliche Darſtellung des Kampfes zwiſchen dem Erziehungsrath und dem Großen Rath der Republik Solothurn wegen der Mädchenſchule in Dornach (Baſel 1840)“. Zu einer fernern Schrift „Oskar oder die neuen Lichtfreunde (St. Gallen 1856)“ gab dem alten Kämpfer für Schule und liberales Chriſtenthum ein ärgerlicher Gerichtshandel Veranlaſſung, in welchem er wegen angeblicher Injurie gegen ein ungehorſames Mädchen im Religionsunterricht vom Amtsgerichte verurtheilt, vom Obergerichte freigeſprochen worden war. Propſt wandte ſich in ſeiner Schrift gegen den Aberglauben und gegen den Unglauben, aus deren Klippen er die Jugend retten wollte. Aehnliche Beſtrebungen, mehr und mehr in ſeinen alten Tagen zur Wahrung der poſitiv chriſtlichen Grundſätze, liegen in ſeinen Schriften: „Gedanken eines Einſiedlers (Baſel 1849)“, „Herbſtblüthen. Gedichte (Zürich 1860)“, „die Nothwendigkeit des Chriſtenthums in der Familie, in der Schule und im Staate (Zürich 1867)“. Propſt war 1844 durch den milden Biſchof Salzmann, welcher ihn ſchätzte und mehrfach in Schutz nahm, zum Dekan gewählt worden, legte 1866, nachdem er ſein Prieſterjubiläum unter großer Theilnahme ſeiner Pfarrgemeinde gefeiert, 78 Jahre alt, ſeine Stelle als Schulinſpector nieder und ſtarb am 12. Februar 1871 an Altersſchwäche, ein Mann, der ungeachtet der eigenen Wege, die er ſtets mit einer gewiſſen Selbſterhebung gieng, als Beförderer des Volksſchulweſens und als Schul- und Volksſchriftſteller für die Schulgeſchichte des Kantons Solothurn ſeine Bedeutung hat.

F. Fiala.

Digitized by Google

Jakob Roth.

1798—1863.

Unter den Männern, welche als Pioniere dem Volksschulwesen der Neuzeit in der Schweiz Bahn gebrochen, verdient der einfache Caplan und Oberlehrer Roth, der energische Schöpfer und Organisator der neuern Volksschule im Kanton Solothurn, eine hervorragende Stellung. An die Darstellung seiner Bestrebungen, seiner Kämpfe und Errungenschaften schließt sich das Wirken seiner Freunde und Mitarbeiter, die Geschichte der Volksschule im Kanton Solothurn in den Jahren 1820—1860 an.

Jakob Alois Roth ward 10. Juli 1798 im Dorfe Bellach nahe bei Solothurn geboren, aus einer Familie, welche von Hans Roth, dem Retter Solothurns in der Mordnacht 1382 herstammen soll und aus welcher wirklich mehrere Senioren das vom Rathe dem ältesten Nachkommen des Retters bestimmte Ehrenkleid getragen haben. Sein Vater war Nagelschmied und bearbeitete ein kleines Gut. Jakob, das jüngste unter mehreren Kindern, kam schon frühzeitig an die Schulen von Solothurn. In den ersten Jahren wanderte er alltäglich eine Stunde weit vom väterlichen Hause in die Stadt, bei schöner wie bei der ungestümsten Witterung. Dadurch erwarb er sich eine Abhärtung, mit der er bis in die Tage des Alters allem Ungestüm der Witterung Trotz bot und der ängstlichen Gesundheitsrücksichten Anderer spottete. Zugleich auch machte ihn der frische Morgengang aufmerksam auf den Gesang der Vögel, auf die Blumen am Wege und legte so den Grund zu seiner Vorliebe für die Naturwissenschaft, namentlich für die Botanik. In den spätern Jahren seines Studienlebens in Solothurn ertheilte Roth Knaben aus bessern Familien Unterricht, um den Seinigen die Kosten für seine Studienjahre zu erleichtern, und dadurch gewann er Vorliebe und Uebung im Lehrfache. Roth war ein lebensmuthiger, fröhlicher Jüngling und genoß mit ganzer Seele der Freuden der Studentenzeit; daneben studierte er fleißig und vollendete mit sehr gutem Erfolge die Classen des Gymnasiums, die beiden philosophischen und die drei theologischen Jahrescurse am Collegium in Solothurn. Seine Lieblingswissenschaft war Botanik, obschon er zu derselben damals am Collegium gar keine Anleitung erhalten konnte. Seine Mitschüler erzählten, wie er oft nach vollendeter Schulzeit Abends vier Uhr noch die Berge des Jura bestieg, um seltene Pflanzen für sein Herbarium zu sammeln. Auch an der Mathematik zeigte er große Freude.

Im Herbst 1820 hatte Roth seine Studien in Solothurn vollendet; er hatte aber das Alter noch nicht erreicht, um ins Priesterseminar treten zu können. Da trieb es ihn hinaus an eine Universität Deutschlands, um sich

Digitized by Google

weiter auszubilden. Es war das ungewöhnlich in Solothurn, auch der Kostenpunkt drückte auf Roth; dennoch setzte er es durch und verreiste mit drei Studienfreunden nach der damals aus der katholischen Schweiz vielbesuchten Hochschule Landshut. Dort docirte der ehrwürdige Sailer, der in der Schweiz manchen lieben Freund zählte und mit den schweizerischen Studirenden in den freundlichsten Verhältnissen stand, Moral, Pastoral und Pädagogik. Er nahm auch die vier Ankömmlinge unter seine besondere Protection und gab ihnen in einem Briefe an seinen Freund, Staatsrath Lüthy in Solothurn, das Zeugniß: „Sie halten sich trefflich". Neben den theologischen hörte Roth auch naturwissenschaftliche Vorlesungen.

Im Herbste 1821 empfieng Roth die Priesterweihe und wurde sogleich als Lehrer an die Unterclassen der Stadtschule in Solothurn berufen. Von da an begann seine unermüdliche Lehrerwirksamkeit. Zu diesem Berufe hatte er sich schon in seinen letzten Studienjahren in Solothurn entschlossen; ihm weihte er sich mit ganzer Seele; ihm gehörten seine Studien, sein Wirken, sein Herz. Roth war ein energischer, eifriger Lehrer; schnell bereit zu strenger Strafe, wußte er auch zu wecken und aufmunternd lebendig anzuregen. Der Verfasser dieses Lebensabrisses erinnert sich noch daran, welche Freude es ihm war, wenn er als achtjähriger Knabe zur Belohnung mit dem ebenso geachteten, als gefürchteten Lehrer botanisirend Wald und Berg durchstreifen durfte und der gestrenge „Schulherr" dann so freundlich und fröhlich war. — Als Schulmann schloß sich Roth an die Richtung P. Girard's an, der für die katholische Schweiz den Bell-Lancaster'schen gegenseitigen Unterricht modificirte und damit die Pestalozzi'sche Anschauung zu verbinden suchte. Roth übte sich mit seinem ältern Freunde, dem Franciscaner P. Bonaventura Zweili, ebenfalls Lehrer an der Stadtschule, durch einen Curs bei P. Girard ein. Das Lautiren (dem bisher üblichen Buchstabiren und Syllabiren gegenüber), die Pestalozzi'sche Rechnungsmethode mit den Einheits- und Bruchtabellen, die deutsche Sprachlehre als Formen- und Satzlehre mit der Trennung in Sprachsylben, der Anfang des Anschauungsunterrichtes, die Methode des gegenseitigen Unterrichtes mit den Kreisabtheilungen und andern Verbesserungen nach Pestalozzi und Girard wurden von den beiden Freunden an den Stadtschulen von Solothurn eingeführt, und mit dieser Reform nahm auch die Umgestaltung des Schulwesens im Kanton ihren Anfang. Schon damals verfaßten Roth und Zweili einige der neuen Lehrmethode entsprechende Lehrmittel. Zu all dem stand ihnen die Erziehungscommission der Stadt, an ihrer Spitze die Rathsherren Leonz Gugger[1]

[1] Geboren 1791 in Solothurn, nach juristischen Studien 1817 Großrath und Appellationsrichter, 1823 Mitglied des Kleinen Rathes, 1815—1831 Präsident der

Digitized by Google

und Urs Vigier [1], thatkräftig und aufmunternd zur Seite, so daß sich Roth stets mit Anerkennung darüber aussprach und diese Zeit seines Wirkens als die glücklichste seines Lebens betrachtete. Neben der Schule pflegte er in dieser Zeit besonders die Botanik. Im Jahre 1823 gründete er mit Franz Joseph Hugi, ebenfalls Lehrer an den Stadtschulen, und Apotheker Anton Pfluger die kantonale naturforschende Gesellschaft, welche eine Reihe von Jahren ein sehr reges Leben entwickelte. Roth war vorzugsweise der Botaniker der Gesellschaft. Mit dem Engländer Shuttleworth arbeitete er an einer Flora des Jura; an Dr. Hegetschweiler in Zürich sandte er Beiträge zu dessen schweizerischer Flora, wie er denn auch in derselben bei den seltenen Jurapflanzen stets als Gewährsmann citirt ist. Unablässig sammelte er zur Vervollständigung seines reichen Herbariums, und zu Ende der Zwanzigerjahre machte er als Botaniker unter Hugi's Leitung mit andern Solothurnern die naturhistorischen Reisen in die Alpen mit, welche, bahnbrechend für die Theorie der Gletscher und erratischen Blöcke, Hugi 1830 veröffentlicht, der geniale Maler Disteli, ebenfalls ein Reisegefährte, illustrirt hat.

Da kam die Verfassungs- und Regierungsänderung von 1830. Roth mit seinem naturwüchsigen demokratischen Wesen, mit seiner liberalen Gesinnung, begrüßte sie freudig, galt es doch vor Allem der Hebung der Volksschule. Am 29. Juli 1832 in der zahlreich besuchten Versammlung des patriotischen Vereins in Balsthal sprach Caplan Johann Konrad Lang von Olten das zündende Wort [2], er selbst ein begeisterter Schulmann, der die ehemalige Caplanschule in Olten zur tüchtigen Realschule umgeschaffen hatte. Er forderte ganze Jahresschulen statt der halbjährlichen Winterschulen, Sonntagsschulen für die austretenden Schüler, Verbesserung der Lehrergehalte und dafür einen kantonalen Schulfond, Lehrerbildung durch den Staat und einen Oberlehrer, welcher die obligaten Vorbildungscurse abzuhalten und in der übrigen Zeit als kantonaler Schulinspector die Schulen selbst zu bereisen hat, „wodurch er über die Kinder und ihre Bedürfnisse vielfache Erfahrungen gewinnen und die Lehrcurse wieder um so anwendbarer machen kann. Nebstdem hätten die Thätigen unter den Schulmeistern an ihm einen Ermunterer, die Mittelmäßigen würden durch seine Mithülfe unterstützt, und die Lässigen hätten

---

städtischen Erziehungscommission, 1831—1841 Regierungsrath und Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes, gestorben 26. Juli 1864.

[1] Urs Vigier von Steinbrugg, geboren 31. August 1788, 1814 Appellationsrichter, 1822 Mitglied des Kleinen Rathes, 1831 Regierungsrath, Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes, 1831—1841 Präsident der städtischen Erziehungscommission, durch gemeinnütziges Wirken um Kanton und Stadt wohlverdient, gestorben 20. Dezember 1845.

[2] Vortrag, gehalten vor dem patriotischen Verein des Kantons Solothurn von J. K. Lang. Solothurn 1832.

Digitized by Google

ſeinen Tadel zu fürchten; alle aber ſtünden unter fortdauernder, unmittelbarer Aufſicht". Am 20. Dezember 1832 wurde vom Großen Rathe das neue Schulgeſetz erlaſſen, in welchem Lang's Ideen zur That wurden und welches die fundamentale Grundlage der geſammten neuern Schulgeſetzgebung des Kantons Solothurn geworden iſt. Zur Vorberathung und Durchführung des Schulgeſetzes waren 1831—1834 der kantonalen Erziehungscommiſſion zwei bezügliche Commiſſionen untergeordnet für das Materielle des Erziehungsweſens und ſpeciell für die Elementar- und höhern Bürgerſchulen. An der Spitze der Letztern ſtand Regierungsrath Joſeph Munzinger [1], der eigentliche Urheber des Geſetzes; ihr gehörten ferner an Großrath Anton Pfluger, Apotheker [2], und die drei Geiſtlichen: Pfarrer Dänzler [3] und die Profeſſoren Urs Remund [4] und

---

[1] Joſeph Munzinger, geboren 12. November 1791 in Olten aus angeſehener Familie, gebildet daſelbſt und am Gymnaſium in Solothurn, dann Kaufmann in Olten, nahm 2. Juni 1814 am Aufſtande der Mediationsfreunde gegen die Regierung Theil und lebte einige Jahre in Como in der Verbannung. Einer der Führer der Bewegung von 1830, trat er an die Spitze der neuen Regierung und war bald die eigentliche Seele derſelben, ſehr oft Tagſatzungsgeſandter, auch an den Tagſatzungen von 1847 und 1848, wo ſein kräftiges Wort Vieles zur Entſcheidung beitrug; 1848 Bundesrath, 1851 Bundespräſident, ſtarb er 6. Februar 1855 in Bern.

[2] Anton Pfluger, geboren 5. Oktober 1779 in Solothurn, der Sohn des Landſchreibers, 1795 Apothekerlehrling in Freiburg, 1797 Student an der Univerſität Jena, 1798 Proviſor in Raſtatt, dann in Mannheim, 1800 heimgekehrt, gründete 1802 in Solothurn ein chemiſches Laboratorium und übernahm die Schlangenapotheke. 1805 kantonaler Münzmeiſter, 1831—1841 Großrath und Mitglied der kantonalen und ſtädtiſchen Erziehungscommiſſion, 1833 Präſident und ſpäter bis 1851 Mitglied der Bezirksſchulcommiſſion Bucheggberg, bekannt als tüchtiger Chemiker, 1825, 1836 und 1848 Präſident der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft in Solothurn, um Schule und Gemeinnützigkeit verdient, ſtarb 5. Oktober 1858.

[3] Franz Joſeph Dänzler, Bürger von Muri, geboren 1788 in Solothurn, Sohn eines Bedienten des Marſchalls von Roll, erhielt ſeine Bildung an den Stadtſchulen und am Collegium von Solothurn, ward 1813 Prieſter und Caplan der Familie von Roll, 1817 Pfarrer von Zuchwil und 1826 in Oberdorf, leitete nach dem Beiſpiele der Pfarrer Späti und Leuppi freiwillige Lehrerbildungscurſe in Zuchwil und Oberdorf, ertheilte 1833—1837 an den obligatoriſchen Lehrcurſen in Oberdorf Unterricht in Religion und Schweizergeſchichte, 1831—1837 Mitglied der kantonalen Erziehungscommiſſion, 1833 Schulinſpector und Mitglied der Bezirksſchulcommiſſion Lebern, 1837 Chorherr in Schönenwerd, und 1838 zugleich Pfarrer der durch ſein Bemühen neu errichteten Pfarrei Niedergösgen, ſtarb daſelbſt 9. Januar 1862. Sarkaſtiſch-ſcharfer Charakter, praktiſch tüchtig und viel thätig für die Schule.

[4] Urs Remund, geboren 5. März 1796 im Riedholz bei Solothurn, Sohn eines vermöglichen Landmanns, nahm am 2. Juni 1814 als Gymnaſiaſt Antheil am Aufſtand gegen die Regierung, ſtudierte in Solothurn und Landshut Theologie, ward 1820 Prieſter und Hauslehrer bei der Familie Vigier, 1827 Lateinlehrer, 1833 Profeſſor am Untergymnaſium, 1837 Präfekt (Rector) der höhern Lehranſtalt. 1843 zum

Digitized by Google

Anton Kaiser [1]. Für die Lehrerbildung wurde darin festgesetzt: „Die Candidaten des Schullehrerstandes haben eine sogenannte Musterschule zu besuchen. Nach zurückgelegtem 15. Altersjahr und gut bestandener Prüfung werden sie in den Schullehrercurs aufgenommen, der unter der Leitung des Oberlehrers alljährlich abgehalten wird und 10 Wochen dauert. Jeder angestellte Lehrer ist verpflichtet, den Lehrcurs so oft und so lange zu besuchen, als es der Kleine Rath (Regierungsrath) nothwendig findet". Im Jahre 1833 konnte das Schulgesetz noch nicht vollständig durchgeführt werden. Wie in den Zwanzigerjahren mehrfach freiwillige Lehrcurse für die angehenden Lehrer gehalten wurden, namentlich durch Pfarrer Dänzler geleitet, so hielten im Sommer 1833 die beiden Freunde P. Zweili und Roth einen solchen im Franciscanerkloster ab. Im Herbste wurde Roth zum Lehrer der neugegründeten Secundarschule in Solothurn ernannt, mit ihm der Franciscaner P. Hieronymus Vogelsang [2]; aber kaum hatte Roth diese Stelle angetreten, so bestimmte am 30. Dezember 1833 ein Beschluß des Großen Rathes die Errichtung des obligatorischen Lehrcurses zur Bildung der Volksschullehrer in Oberdorf und verband die Caplanei daselbst mit der Stelle des Oberlehrers, und am 20. Januar 1834 übertrug der Kleine Rath diese Stelle unserm erprobten, eifrigen Lehrer und Schulfreunde Roth.

Oberdorf, ungefähr eine Stunde von Solothurn an der Fahrstraße auf den Weißenstein gelegen, bot durch seine erhöhte, gesunde Lage, durch seine ländliche Umgebung, durch seine Nähe der Stadt, aus der geeignete Lehrkräfte zur Aushülfe herbeigezogen werden konnten, all dasjenige, was für die neue Einrichtung nothwendig war. Freilich mußten die Lehramtscandidaten sehr nothdürftig in den obern Gemächern des ländlichen Wirthshauses untergebracht werden, und auch das Unterrichtszimmer im alten Schulhause war in primitivem Zustande. Aber Roth verlangte ja für seine Zöglinge strenge Einfachheit in Wohnung und Unterhalt, die, auf Kosten des Kantons dargereicht, die jungen Leute ganz in den Grenzen ländlicher Verhältnisse,

---

Domherrn erwählt, aber nicht anerkannt, 1862 als Professor pensionirt, starb 14. April 1872.

[1] Anton Kaiser, geboren 29. April 1791 in Lohn, Sohn eines Landmanns, studierte in Solothurn und im Priesterseminar zu Würzburg, wurde 1815 Priester und Professor am Collegium, 1821—1833 Actuar und 1833—1841 Mitglied der kantonalen Erziehungscommission, seit 1831 viel thätig für die Neugestaltung der höheren Lehranstalt und mehr theoretisch als praktisch auch für die Volksschule, 1833 Professor der Moraltheologie und Pädagogik, 1834 zum Dompropst ernannt, aber nicht anerkannt, starb 30. Oktober 1849.

[2] Ueber Zweili und Vogelsang vergl. die Schüler P. Girard's im Franciscanerkloster in Solothurn, Bd. III S. 198.

Digitized by Google

verbunden mit freiwilliger Entbehrung und unabläſſiger, ſtrenger Arbeit, halten ſollte. Er ſelbſt mit ſeiner Wohnung in dem alten, unſcheinbaren Caplaneihauſe, mit ſeiner Theilnahme an der Koſt der Zöglinge, mit ſeinem einfachen, väterlich-rauhen Weſen, mit ſeiner nicht zu ermüdenden Arbeitskraft gab in Allem das Beiſpiel. Es war ſein ſtreng eingehaltener Satz: Der Landſchullehrer ſoll mit ſeinen Bedürfniſſen und Anforderungen, mit ſeiner Lebensweiſe und der ländlichen Arbeit, mit ſeiner ganzen Theilnahme am Leben des Landvolkes mitten im Volke ſtehen und ſich nicht über dasſelbe erheben wollen; allein er ſoll damit das Bedürfniß nach ſtets fortſchreitender theoretiſcher und praktiſcher Ausbildung, religiös-ſittliches Leben und insbeſonders muſtergiltiges Familienleben, Bürgertugend und Sinn für die vaterländiſchen Beſtrebungen der Neuzeit, einfachen äußern Anſtand verbinden und nicht nur in der Schule, ſondern überhaupt im Leben der Gemeinden und der Familien für ächten Fortſchritt und das allgemeine Wohl wirken. Dafür ſoll der Lehrer durch Erziehung und Unterricht namentlich in der Schule thätig ſein. Dafür ſollten ſeine Schüler erzogen und unterrichtet werden oder wenigſtens in den zehnwöchentlichen Curſen in Verbindung mit dem methodiſch-praktiſchen Unterrichte eine für das Leben fruchtbare Grundlage erhalten.

„Mit Roth beginnt für das ſolothurniſche Volksſchulweſen eine neue Epoche", ſchreibt Strohmeyer in ſeiner hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung des Kantons Solothurn. Roth mußte Bahn brechen. Es galt nicht nur, junge Lehrer für die verbeſſerte Volksſchule zu bilden; es galt auch, die ältern mit der neuen Methode bekannt zu machen und zu beleben, und dafür namentlich als Kantonalinſpector zu wirken und die Schulen zu controlliren; es galt, neue Schulbücher zu ſchreiben, paſſende Lehrmittel einzuführen, Schulhäuſer zu bauen. In Allem entwickelte Roth die größte Thätigkeit, die eingreifendſte Energie. Er leitete die Lehrerbildungscurſe, zunächſt mit Hülfe eines Unterlehrers, wozu ein fähiger junger Lehrer genommen wurde, den er aber ſelbſt noch bilden mußte. Wenn auch einige gleichgeſinnte Schulfreunde bei den Lehrercurſen in einzelnen Fächern aushalfen, wie Pfarrer Dänzler und nach ſeinem Wegzuge Pfarrer Kiefer [1] von Oberdorf, P. Zweili und Muſiklehrer Rotſchi [2], ſo lag doch neben der Direction die Hauptlaſt des Unterrichtes

---

[1] Viktor Kiefer, geboren 6. Oktober 1803 in Solothurn, gebildet daſelbſt, 1827 Prieſter und Caplan in Solothurn, 1837 Pfarrer in Oberdorf, ertheilte in verſchiedenen Fächern Unterricht an dem Lehrcurſe und am Lehrerſeminar, war 1838 bis 1870 Schulinſpector der Stadtſchulen in Solothurn, 1844 Stadtpfarrer in Solothurn, 1862 Domherr, reſignirte 1870 die Stadtpfarrei.

[2] Ludwig Rotſchi, geboren 28. Oktober 1801 in Solothurn, Sohn eines Muſikanten, Bürger von Welſchenrohr, gebildet in Solothurn und an der Kloſterſchule Mariaſtein, widmete ſich der Muſik, war einige Zeit der jugendliche Begleiter des blinden

Digitized by Google

auf dem Oberlehrer. Er gab oft täglich sechs bis acht Stunden in Anschauungsunterricht, Leselehre, Sprachlehre, Rechnen, sogar Zeichnen. Der ganze Unterricht war methodisch; sollten doch vierzehn- bis sechszehnjährige, gewöhnlich mangelhaft vorbereitete Knaben in acht bis zehn Wochen zu Lehrern umgeschaffen oder ältere Lehrer in noch kürzerer Zeit in die neue Lehrmethode eingeübt werden. Roth schuf einen neuen detaillirten Lehrplan für die Primar- und Fortsetzungsschulen, verfaßte Lesebücher für die Unter- und Mittelclassen und die Realschule, ebenso einen Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre, bearbeitete Lese- und Rechnungstabellen, machte Pläne und Risse zu Schulhäusern und Schulbänken. Bei der kurzen, strengmethodischen Vorbereitung der Lehrer mußte der Oberlehrer darauf dringen, daß seine Schulverbesserung genau in allem Detail durchgeführt werde; dafür mußte er aber auch in Allem selbst sorgen. In den ersten Jahren öfters, später in zwei bis drei Jahren wenigstens einmal, besuchte er alle Schulen des Kantons. Er war ein strenger Inspector und als solcher in seiner derben Manier von Lehrer und Schülern gefürchtet. Der Lehrer, der nicht fleißig arbeitete, der nicht gründlich unterrichtete, der den alten Schlendrian und Mechanismus nicht lassen konnte, der in Disciplin und Reinlichkeit eine Blöße gab, ward unnachsichtlich zurechtgewiesen und bei Widerspruch mit scharfen Worten, zuweilen vor den Schülern, ausgescholten. Es gab eine Zeit, in der Roth fast allmächtig dastand im Schulwesen des Kantons. Da schnitt er oft tief ein trotz Schulgesetz und Behörden; aber niemals wollte er ungerecht wehthun. Es galt der neuen Schöpfung Leben und Gedeihen, und dafür setzte der Oberlehrer Alles ein, darin war er ein rücksichtloser Herrscher über seine Schulmeister. Wer sich von ältern und jüngern Lehrern nicht in die neue Schule fügen wollte, der mußte aus dem Lehrerstande weichen. Man hat Roth oft vorgeworfen, daß er bei seinen Schülern zu einseitig auf Verstandesbildung gedrungen und dabei die Veredlung des Gemüthes und Charakters vernachlässigt habe. Wenn auch wirklich Roth großes Gewicht auf die Verstandesbildung gelegt und dieses in der Vorliebe für das Kopfrechnen, für den Anschauungsunterricht in Verstandeskategorien und für die Sprachdenklehre gezeigt hat, so liegt das theils in seinem eigenen individuellen Wesen, theils in der Hauptaufgabe, die er bei den damaligen Zeitbestrebungen der

---

Dichters und Sängers Alois Glutz, wurde 1824 Gesanglehrer an den Stadtschulen in Solothurn, 1833 Lehrer des Gesanges und der Instrumentalmusik an der höheren Lehranstalt, einige Zeit auch an den Lehrcursen in Oberdorf, 1849 Gründer und Director des Männergesangvereins „Liedertafel", starb 5. Dezember 1864. Vielverdient um Schulgesang und Männerchöre im Kanton Solothurn durch praktische Wirksamkeit und sein „Handbüchlein für den Gesangunterricht in den Schulen des Kantons Solothurn (1840)".

Digitized by Google

neuen Schule setzen zu müssen glaubte. Allein er hielt ernst darauf, daß seine Lehrer nicht nur tüchtig, sondern auch sittlich brav seien und ihre religiösen Pflichten erfüllten. In der Politik liberal nach der Anschauung der Dreißigerjahre, war er dieses auch im Religiösen und kein Freund kirchlicher Aeußerlichkeiten, aber auch ein abgesagter Feind aller leeren Viel- und Schönrednerei und aller sogenannten liberal-kirchlichen Demonstrationen, wie er das Alles oft und derb vor seinen Schülern aussprach.

Oberlehrer Roth leistete in seiner Zeit mit seinem persönlichen Eingreifen und Allüberallwirken ohne Reglemente und Paragraphen für den Kanton Solothurn wenigstens eben so viel, als in andern Kantonen weitläufige und streng gegliederte Schulorganisationen, und brachte das Schulwesen auf eine allgemein anerkannte Höhestufe. Seine rechte Hand war namentlich in späterer Zeit der Director der solothurnischen Stadtschulen Joseph von Arx [1], ein jüngerer Geistlicher, der ganz in Roth's Ideen eingieng, ein Charakter so einfach und rein in all seinen Bestrebungen wie Roth, ein hingebender, auf tüchtige Grundlage haltender Schulmann. In Olten arbeiteten Caplan Lang [2] und sein Freund Strohmeyer [3] als Lehrer, und mit ihnen

---

[1] Joseph von Arx, geboren im September 1804 in Lostorf aus wohlhabender Landfamilie, machte seine Studien in Solothurn und Tübingen, ward 1831 Priester und Hauslehrer in Solothurn und kam 1833 an Roths Stelle als Primarlehrer an die Stadtschulen, ward 1840 Director derselben und starb 22. Februar 1866. Er stand mit Roth in der innigsten Verbindung und war bis zum Tode Inspector des Lehrerseminars. Wenn der Oberlehrer eine methodische Verbesserung prüfen wollte, so mußte Freund von Arx dieselbe an einer seiner Schulen praktisch probiren, und wenn die Probe gelang, so führte Roth sie am Lehrerseminar ein. Die Schulen Solothurns haben ihrem allgemein hochgeschätzten Director sehr Vieles zu verdanken.

[2] Johann Konrad Lang, geboren 22. Januar 1802 in Olten, Sohn eines einfachen Bürgers, erhielt seine Bildung in Olten und Solothurn und ward 1825 Priester und Caplan in Olten, als welcher er eine Lateinschule zu führen hatte. Regen Geistes trat er mit großer Entschiedenheit für die Ideen von 1830 ein, namentlich für die Verbesserung der Volksschule. Seine Schule wandelte er in eine tüchtige Realschule um, zugleich als Vorbereitungsstufe für das Gymnasium. Er war ein trefflicher Lehrer und wußte seine Schüler geistig anzuregen und erzieherisch auf sie einzuwirken. Wegen Kränklichkeit kam er 1850 als Domherr nach Solothurn, wo er 3. Juli 1854 starb. Lang hat sich auch als Dichter in schweizerischen Zeitschriften mit Glück versucht.

[3] Urs Peter Strohmeyer, geboren 20. Januar 1805 in St. Nikolaus bei Solothurn, Sohn eines unvermöglichen Lehensmannes, Bürger von Büsserach, studierte in Solothurn, ward 1828 Priester und Lehrer am Waisenhause daselbst, 1829 Primarlehrer in Olten, 1837 Pfarrer in Obergösgen und Schulinspector und starb 23. Februar 1845. Bekannt als Naturforscher und durch historisch-statistische Schriften über den Kanton Solothurn.

Digitized by Google

Stadtammann Ulrich Munzinger [1], während fünfzig Jahren Director der Gesangschule und Organist seiner Vaterstadt, an Hebung der Schulen, mit ihnen, seitdem 1833 an die Stelle der Schulcommissäre Bezirksschulcommissionen mit je zwei Inspectoren getreten, als solche und an der Spitze der seit 1835 bestehenden Bezirkslehrervereine eine Reihe von um das Schulwesen verdienter, Roth befreundeter Geistlichen. Namentlich zu nennen sind die Domherren Konrad Glutz und Ludwig von Vivis, die Pfarrer Joseph Propst [2], Peter Dietschi, Johann von Arx, Anton Voitel, Johann Jakob Cartier, Robert Cartier, Joseph Wirz, Jakob Ziegler. Präsident der kantonalen Erziehungscommission war seit mehr als dreißig Jahren Rathsherr Joseph Lüthy [3] und nach seinem Tode 1837 Standespräsident Amanz Dürholz [4], bis 1841 nach Einführung des Departemental-Systems Regierungsrath Peter Felber [5], 1849 Johann Baptist Reinert [6], 1853 Simon

---

[1] Joh. Ulrich Munzinger, geboren 17. Februar 1787 in Olten, älterer Bruder des spätern Bundespräsidenten Joseph M., gebildet in der Klosterschule Fischingen und in Solothurn, ward Kaufmann, 1831—1861 Stadtammann in Olten, 1831—1839 Großrath, 1841—1851 Amtsstatthalter, starb 1. Januar 1876. Um die Schulen der Vaterstadt, durch seinen Gesangunterricht und als Componist um Jugend- und Volksgesang im Kanton Solothurn verdient.

[2] Vergl. Bd. III, S. 203.

[3] Vergl. Bd. II, S. 60.

[4] Amanz Dürholz, geboren 28. Juni 1791 in Solothurn, Sohn eines Notars, erhielt seine Bildung am Collegium der Vaterstadt, ward Secretär der Stadtverwaltung, 1822 des kantonalen Finanzrathes, 1831 Mitglied des Großen und Kleinen Rathes, 1835 Standespräsident, öfters Tagsatzungsgesandter, 1841—1851 Großrath, 1841—1856 Gemeinderath der Stadt Solothurn, vergabte sein Vermögen zu Schulzwecken und Stipendien, starb 20. Oktober 1866 in stiller Zurückgezogenheit. Liberalkonservativer Staatsmann, Freund der lateinischen Klassiker und Uebersetzer der Maximen des Herzogs von Rochefoucauld in's Deutsche und Lateinische.

[5] Peter Felber, geboren 23. Februar 1805 in der Steingrube bei Solothurn, Sohn eines Schneiders, Bürger von Egerkingen, studierte in Solothurn, dann in Deutschland Medizin, 1827 Regimentsarzt in neapolitanischen Diensten, heimgekehrt 1834 Actuar der kantonalen Erziehungscommission, 1835—1849 Redactor des liberalen „Solothurner Blattes", 1839—1844 des „Schweizerischen Bilderkalenders von M. Disteli", 1837 Großrath, 1841 Regierungsrath, 1849 Hauptredactor der „Neuen Zürcher Zeitung" in Zürich, starb daselbst 20. Dezember 1872. Bekannt als schweizerischer Publizist und Dichter.

[6] Johann Baptist Reinert, geboren 31. Oktober 1791 in Oberdorf, Sohn einer unvermöglichen Landfamilie, gebildet am Collegium von Solothurn, Secretär in Solothurn und Balsthal, 1815 Procurator, einer der Führer der politischen Bewegung von 1830, 1831 Großrath und Bezirksgerichtspräsident, 1839 Redactor des Civilgesetzbuches, 1841 Mitglied der Erziehungscommission, Regierungsrath und 1847 zugleich Staatsschreiber, öfters Tagsatzungsgesandter, starb 22. März 1853. Kenntnißreicher Förderer des Schulwesens, sehr geachteter liberaler Staatsmann.

Digitized by Google

Lack[1] das Erziehungsdepartement übernahmen. In dieser Zeit schlossen sich an das Schulgesetz von 1832 in weiterer Entwicklung diejenigen von 1852 und 1858 an.

Im Jahre 1844 war Oberlehrer Roth zur Anerkennung seiner Verdienste von der kantonalen Wahlbehörde zum Domherrn ernannt worden; aber diese Wahl wurde in Folge der Streitigkeiten zwischen Regierung, Stadt und Stift Solothurn von kirchlicher Seite nicht anerkannt, und Roth blieb in seiner einfachen Stellung in Oberdorf. Im Herbste 1856 ward statt der periodischen Curse von zehn Wochen ein zweijähriger Lehrerbildungscurs eingeführt, ein eigentliches Lehrerseminar, wie derselbe dann auch im Gesetze von 1852 bezeichnet wurde, mit Convict und unentgeltlichem Unterricht und Unterhalt der Zöglinge, und dem bisherigen Oberlehrer die Leitung desselben übertragen. Er blieb im Caplaneihause, während ein ständiger Unterlehrer das Convict besorgte und Unterricht in einzelnen Fächern ertheilte. Damit hörten Roths Kantonalinspectionen auf, waren aber stete Wiederholungscurse für ältere Lehrer verbunden. Der Oberlehrer wurde in dieser Zeit viel milder und gemüthlicher gegen seine Untergebenen. Dagegen hatte er hie und da Conflicte mit den Behörden, wenn seinen durch Jahrzehnte bewährten Ansichten entgegengetreten, seinen gerechten Forderungen nicht entsprochen wurde. Die Verfassungs- und Regierungsänderung von 1856 verdrängte die politische Partei, mit der er innig verwachsen, aber doch in letzter Zeit öfters in Conflict gekommen war. Dazu fühlte Roth das herannahende Alter und so legte er 1856 seine Stelle nieder. Noch bis 1857 ließ er sich erbitten; dann wurde das Lehrerseminar in die Stadt Solothurn verlegt und Roth blieb in Oberdorf, als Caplan mit einer wohlverdienten Pensionszulage zu seinem kargen Gehalte, als Schulinspector und Mitglied der Bezirksschulcommission Lebern bis 1862 in seiner eifrigen Weise thätig. Obgleich mir, der ich, als Seminardirector an seine Stelle zu treten hatte, persönlich sehr freundlich gesinnt und angefragt gern seinen Rath ertheilend, trat er wenig mit dem Seminar in Verbindung.

Mit 1834 hatte Roth sein Herbarium geschlossen, da er sich ganz dem Schulwesen widmen wollte. Dagegen pflegte er mit Vorliebe Blumen und edle Obstsorten in seinem Garten; es war ihm diese körperliche Beschäftigung

---

[1] Simon Lack, geboren 28. Oktober 1805 in Kappel, Sohn eines wohlhabenden Landwirthes, gebildet in Solothurn, Paris und Freiburg im Breisgau, 1831 Großrath, 1833 Fürsprech und Kriminalrichter, 1841 Bezirksgerichtspräsident, öfters Präsident des Großen Rathes und Tagsatzungsgesandter, 1848—1852 eidgenössischer Ständerath, 1853—1856 Regierungsrath, 1856—1861 Staatsschreiber und Gesetzesredactor, 1871 städtischer Gemeinde- und Verwaltungsrath, starb 9. September 1872.

Digitized by Google

und ein freundliches Zusammensitzen mit vertrauten Freunden und ehemaligen Schülern bei einem Glase Wein die liebste Erholung. Bis ins Alter lebensfrisch und regsam, machte er im Herbst 1862 mit seinem Brudersſohne Professor Roth eine Reise durch England, Frankreich und Belgien, auf der er geistig lebendig alles Merkwürdige sehen und mitmachen wollte und wie gewohnt Wind und Wetter Trotz bot. Geistig und körperlich ermüdet kehrte er zurück. Bald darauf zeigte sich ein Halsübel, das ihm oft Tage lang den Genuß jeder Speise versagte. Er sah seinem Tode mit männlicher Resignation entgegen. Unerwartet nahm die Krankheit einen sehr schlimmen Charakter an. Dem alten Freunde Schuldirector von Arx die Hand drückend, starb er sanft und ruhig am 2. November 1863. Ein einfacher Leichenstein mit seinem Namen bedeckt sein Grab in der Mariencapelle zu Oberdorf. Zu seinem Andenken gründeten seine Verehrer und Schüler, mit Unterstützung der Staatsbehörden, eine Lehrer-Alters- und Unterstützungscasse unter dem Namen „Rothstiftung“.

F. Fiala.

Johannes Kettiger.

1802—1869.

[Quellen: Kettigers Schriften und pädagogische Aufsätze; Schweizerische Lehrerzeitung 1869 Nro. 48 ff.: Johannes Kettiger alt Schulinspector und Seminardirector (von H. Welti-Kettiger); Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 1870. III. Heft: Nekrolog betreffend Johannes Kettiger (von Ständerath Birman).]

Johannes Kettiger wurde den 24. Oktober 1802 zu Liestal geboren. Seine Eltern, welche dem Mittelstande angehörten, — der Vater war Bandweber — erzogen ihre Kinder zur Einfachheit und Frömmigkeit, und ließen ihnen eine schlichte, den Verhältnissen angemessene Bildung angedeihen. Von größerer Wichtigkeit aber und bedeutsamerer Folge als diese nach heutigem Maßstabe wol geringe Wissensbildung wurde für Kettiger die Gemüths- und Charakterbildung, welche er, durch das edle Beispiel der Eltern geleitet, aus seiner Jugendzeit ins Leben mitnahm. Bis an seinen Tod bewahrte er sich die anspruchslose Genügsamkeit des Vaters, die rege, verständige Thätigkeit der Mutter und die kindliche Frömmigkeit, die über dem Leben der ganzen Familie lag. Besonders scheint die Mutter, eine Frau von ruhigem, verständigem Geiste und entschiedenem Charakter, auf seine Erziehung gewirkt zu haben, um so mehr, da sie die Begabung des Knaben zuerst erkannte und ihn in Folge dessen schon während seiner Jugendzeit — an der von ihr gehaltenen

Digitized by Google

Kleinkinderſchule — zum Unterrichten anhielt. So geſtaltete ſich die Jugendzeit Kettigers, wenn auch nicht zu einer ſorgenlos-heiteren, ſo doch zu einer ſtill-zufriedenen, tüchtigen Vorſchule des Lebens. Bis an ſein Lebensende gedachte er mit Liebe und Zufriedenheit jener Jugendtage und freute ſich in ſeiner einfachen, ſchmuckloſen Weiſe ſeinen jungen Freunden davon erzählen zu können (Schweizeriſche Jugendbibliothek I. Bändchen 7: Aus des Erzählers Kinder- und Jugendleben).

Im Jahre 1819 kam dann Kettiger als Lehrling auf die Bezirks-ſchreiberei Lieſtal und von da, nachdem er die Elementargründe des Ge-ſchäftsweſens kennen gelernt hatte, auf die Amtsſchreiberei Waldenburg, wo er ſich in dem ergriffenen Berufe weiter bilden ſollte. Hier nun aber wies ein edelgeſinnter Mann, der Bezirksſchreiber Schneider, der den gewandten und ſtrebſamen Jüngling bald lieb gewann, Kettiger eine neue weitere Bahn für ſein Talent an, indem er in ihm den Gedanken, Jurisprudenz zu ſtudiren anregte, und ihn deshalb auch veranlaßte, bei einem befreundeten Geiſtlichen, den er dafür angegangen hatte, Unterricht in der lateiniſchen Sprache zu nehmen. Kettiger gieng natürlich auf den Gedanken ein, und war nun während der drei Jahre ſeines Waldenburgeraufenthaltes immerfort bemüht, trotz der zahlreichen ihm obliegenden Schreibergeſchäfte ſich die nöthige Bildung zum Studium der Rechtswiſſenſchaft zu verſchaffen. Das nämliche Streben führte ihn 1824 nach Aarau, wo er in dem damals berühmten Lehrverein, über deſſen Geſchichte er 1858 eine intereſſante Programmarbeit: „Der Lehrverein zu Aarau. Beitrag zur Geſchichte des ſchweizeriſchen Unterrichts- und Erziehungsweſens von Seminardirector J. Kettiger“ veröffentlichte, trotz ſeines unregelmäßigen Studiengangs in kurzer Zeit zu einer ordentlichen Vorbildung für das ſpätere Fachſtudium zu gelangen hoffte. Zwei Jahre weilte er nun, als Genoſſe des Lehrvereins wie als Hoſpitant der Kantons-ſchule eifrig ſeinen Studien ergeben, in Aarau. Mit dem Gedanken, ſich zum Studium der Jurisprudenz vorzubilden, war er dahin gekommen, aber gereiftere Selbſterkenntniß und der Rath bedeutender Männer wie Heinrich Zſchokke, veranlaßten ihn bald, dieſen Plan aufzugeben und ſich der Volksbildung zu widmen, wozu ihn Talent und Anlage, ſowie Können und Wiſſen vorzüglich befähigten. An der Elementarſchule in Aarau begann er alsbald ſeine päda-gogiſche Wirkſamkeit, faßte jedoch kurze Zeit nachher, um die Pädagogik, die er bereits mit Liebe und Begeiſterung praktiſch ausübte, auch noch in der Theorie kennen zu lernen, den Entſchluß — obwol er ſeit 1826 verheiratet war — noch eine Univerſität zu beſuchen und zog nach Baſel, wo Hanhart damals theoretiſche Vorleſungen über Pädagogik hielt. Lange freilich war es ihm, ſeiner finanziellen Verhältniſſe wegen, nicht vergönnt dieſen Studien nachzu-gehen und er wandte ſich daher bald wieder der praktiſchen Schulmeiſterei

Digitized by Google

zu; zuerſt als Stellvertreter eines befreundeten Theologen an der Stadtſchule, vom Jahr 1829 on als Lehrer und Leiter einer Privatſchule, welche er auf Anregung einiger Gönner und Freunde, welche ſein pädagogiſches Talent erkannten und ſchätzten, gegründet hatte.

Zehn Jahre leitete er nun, im Verein mit ſeiner durch Charakter und Geiſtesgaben ausgezeichneten Gattin dieſe Anſtalt und trug aus dieſem langjährigen Wirken nicht nur tiefere pädagogiſche Einſicht und Erfahrung, ſondern vor allem den Dank und die Anerkennung aller ſeiner Schüler und ihrer Eltern davon, was den ſchönſten Beweis für die Charakterſtärke Kettigers bildet; denn in jene Zeit fiel die Revolution und die Abtrennung der Landſchaft von der Stadt und da bedurfte es eines ganzen Mannes, um wie Kettiger inmitten Andersgeſinnter durch Rang und Vermögen höher ſtehender, vorgeſetzter Männer ruhig ſeinen oppoſitionellen Standpunkt beizubehalten und weder an Achtung noch Vertrauen zu verlieren. Dies wurde auch in der Heimat anerkannt und als ſich die Landſchaft zu einem ſelbſtändigen Staat conſtituirt hatte, berief daher der Landrath Kettiger, der ſchon 1837 eine Abhandlung „Ueber den Zuſtand der Volksbildung in Baſellandſchaft“ veröffentlicht hatte, zum Schulinſpector. Die Liebe zur Heimat ließ ihn nicht länger an der ihm lieb gewordenen Schule weilen. Am 7. September 1839 ſprach er die Abſchiedsworte an ſeine Schüler und ſagte ſeinen Basler Freunden Lebewohl.

Vom Jahre 1839 bis 1856 ordnete und lenkte nun Kettiger als Schulinſpector das Schulweſen in Baſelland und vollbrachte in dieſen ſiebenzehn Jahren allein ſchon das Werk eines ganzen Lebens. Die Zeit ſeines baſellandſchaftlichen Schulinſpectorats bildet den Glanzpunkt ſeines pädagogiſchen Lebens und Wirkens, denn da bot ſich die meiſte Gelegenheit zur Entfaltung der ihm eigenthümlichen Talente; ſein praktiſches Weſen, ſein organiſatoriſches Vermögen und ſeine freudige Arbeitskraft konnte er hier am beſten und im weiteſten Umfang bethätigen. Das Land hatte bei der Gründung des Kantons ein neues Schulgeſetz erhalten; Kettigers Werk iſt es, dieſes lebendig und fruchtbringend gemacht zu haben. Durch die Einſetzung ſeiner beſten Kraft und ſeines ganzen Willens wurde es ihm möglich, die über den ganzen Kanton zerſtreuten Schulen ſelbſt zu beſuchen, zu pflegen, die Kinder zu beobachten, den Lehrern zu helfen, die Behörden und Gemeinden zum Fortſchritt und zu wirkſamer Unterſtützung der Schule anzuregen. Wie ihm dies gelang, ſchildert uns ſehr ſchön und anſchaulich ein jüngerer Genoſſe und Mitarbeiter Kettigers, dem wir darum auch eine Weile das Wort laſſen wollen. „Früh Morgens — ſo erzählt derſelbe — oft bevor der Tag graute, nahm er Abſchied von den Geliebten, von Weib und Kind. Eiſenbahn war noch keine da und der Weg zur Schule war oft zwei, drei Stunden weit und mehr. Er hielt aber darauf,

Digitized by Google

zur festgesetzten Stunde auf dem Posten zu sein. Die ersten Gefühle des Tages gehörten seinem Gott; darum gieng er oft so feierlich daher, oft sang er durch den Wald hin ein Morgenlied. Wer ihm begegnete, der kannte ihn gewöhnlich und ihm wurden nur freundliche Grüße. Keine Schule ließ er auf sich warten. Sobald sie versammelt war, trat er vor sie. Wenn er so einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sagen, vergnüglich sie angeschaut hatte und dann in seiner unbeschreiblichen Freundlichkeit ihnen sein „Grüß Gott, Kinder!" zusprach, dann gieng Allen das Herz auf, ein freudiger Gegengruß Aller erfolgte und der rechte Ton war angeschlagen für den ganzen Tag."

„Die Kunst zu examiniren verstanden Wenige wie er. Ganz einfach waren seine Anordnungen, und in ungezwungener Weise, ohne Hast noch Langweile, wurden sie durchgeführt, blos bisweilen unterbrochen durch eine humoristische Bemerkung oder eine kleine Geschichte des Inspectors. Und wenn dieser an die Schüler sein treuherzig väterliches Schlußwort gerichtet und den anwohnenden Vätern und Schulpflegern ein treffendes Wort ins Herz hineingesprochen, dann verließen Alle mit wohlthuenden Eindrücken das Schulhaus. Der Lehrer hatte gewöhnlich besser als die Andern den Gang des Examens verstanden und gesehen, daß Kettiger neben dem Gesammteindruck auch klare Einsicht erhalten wollte in das, was jedes einzelne Kind gelernt hatte. Er beugte sich der Autorität dieses Mannes und suchte angelegentlich, dessen Urtheil kennen zu lernen. Da bewährte sich nun die väterliche Freundschaft Kettigers. Klar und bestimmt gab er seine Meinung; er lobte, er belehrte, er verwies unter vier Augen, aber immer so, daß in Folge davon der Lehrer einen neuen Anlauf in seinem Amte nahm."

Aber nicht nur durch die That, durch sein unermüdliches, tägliches Wirken, auch durch das Wort suchte er das Schulwesen seiner Heimat zu heben und zu fördern. Im Frühjahr 1853 erschien sein „Wegweiser für schweizerische Volksschullehrer. Darlegung von Umfang, Richtung und Ziel des Unterrichts und Vertheilung des Lehrstoffes auf die Schulzeit. Von J. Kettiger, basellandschaftlichem Schulinspector. Liestal, Verlag von Lüdin und Müller 1852 (2. Auflage 1855)" ein ausführlicher Commentar zum Lehrplan der basellandschaftlichen Volksschule mit eingehender theoretischer Anleitung für den Lehrer beim Unterricht. Das Büchlein ist das Resultat der Erfahrung eines 25jährigen Schullebens und zeugt ebenso schön für die tiefe selbständige Durcharbeitung des Stoffes durch Kettiger, wie für den heiligen Ernst, mit dem er die wichtige Sache der Volksbildung zu fördern suchte. Der Styl ist stellenweise etwas unbeholfen und spröde und trägt die Merkmale des schweren Ringens zwischen den individuellen Gedanken eines vorwiegend autodidactisch gebildeten Geistes und einer schon mehr oder weniger

Digitized by Google

in ſich abgeſchloſſenen Fachſprache. Ueber der ganzen Schrift aber weilt der ruhig-verſöhnliche, milde und religiöſe Geiſt Kettigers.

Ein Jahr ſpäter ließ er ein „Arbeitsſchulbüchlein. Ein Wegweiſer für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten“ erſcheinen, wodurch er, wie er ſelbſt im Vorwort ſagt, verſuchen wollte, die Anweiſung zu weiblichen Handarbeiten zum bildenden ſchulmäßigen Unterricht zu erheben. Das Arbeitsſchulbüchlein, das auch über die Grenzen ſeines engern Vaterlandes bald Verbreitung fand, ſichert Kettiger das Verdienſt, dieſen wichtigen Theil der weiblichen Bildung zuerſt in der Schweiz aus dem Bereich der bloßen Spielerei oder der rein mechaniſchen Abrichtung zu äußern Zwecken gezogen zu haben und durch methodiſche Organiſation und Geſtaltung zu einem nicht nur in praktiſcher, ſondern auch in pädagogiſcher Beziehung bedeutenden und fruchtbringenden Lehrgegenſtand der weiblichen Schule gemacht zu haben. Mit dieſem Büchlein, das ſein organiſatoriſches Talent aufs ſchönſte bekundet, tritt Kettiger auf ein Gebiet des pädagogiſchen Wirkens, das er bis zu ſeinem Tod nicht mehr verlaſſen und immer mit Vorliebe und Freude gepflegt hat; noch im nämlichen Jahre erntete er großen Beifall für die anregende Behandlung einer Frage aus dem Gebiet der Frauenbildung, welche die gemeinnützige Geſellſchaft als erſtes Tractandum für die unter Kettigers Vorſitz am 19. und 20. September 1854 abzuhaltende Jahresverſammlung beſtimmt hatte.

So arbeitete Kettiger immerfort an der Hebung der Schule und der ſocialen Verhältniſſe ſeiner Heimat. Schon im Jahr 1848 hatte er ſich mit andern Volksfreunden zur Gründung des Armenerziehungsvereins zuſammengethan; lange Zeit leitete er ſodann als Präſident den landwirthſchaftlichen Verein des Kantons und noch im Jahr 1857, als er bereits im Aargau war, veröffentlichte er eine kleine Schrift über „Landwirthſchaftliche Zuſtände in Baſelland“, welche uns nicht nur als ein Zeugniß ſeiner ſtäten, feinen Beobachtung, ſondern ebenſo ſehr als Beweis dienen kann für das Intereſſe und den aufopfernden Fleiß, den er auf alles, auch wenn es außerhalb ſeinem Fache lag, verwandte, wenn er hoffen konnte, daß es der geliebten Heimat von Nutz und Frommen ſein würde.

Trotz aller ſeiner treuen Dienſte und großen Bemühungen um das Land ſollte es ihm aber leider nicht vergönnt ſein, auf dem Feld ſeiner Arbeit die Früchte heranreifen zu ſehen. Im Anfang der fünfziger Jahre erſtarkte im Kanton Baſelland eine ruſticiſtiſche Partei, die gegen jede perſönliche Bildung und ſtaatliche Ordnung kämpfte und der ein uneigennütziger, die Volksbildung hebender Mann wie Kettiger wegen ſeiner einflußreichen Stellung ſehr verhaßt ſein mußte. Mit allen möglichen Mitteln ſuchte daher dieſelbe den allgemein geliebten Schulinſpector verdächtig zu machen und als ſie auch

Digitized by Google

Einfluß auf die Regierung gewonnen hatte, den verdienstvollen Mann zu verdrängen. Kettiger ertrug lange das ihm widerfahrende Unrecht aus Liebe zur Heimat, aber als sich auch die oberste Behörde, der Landrath, der von 45 Gemeinden und 42 Schulpflegen angegangen worden war, einen Schritt zu thun, um den nach einem andern Kanton Berufenen festzuhalten, durch ein schmähliches Anerbieten als gleichfalls unter dem Druck der Gegenpartei stehend erwies, entschloß er sich schweren Herzens, den geliebten heimatlichen Wirkungskreis zu verlassen und die ihm angebotene Stelle eines aargauischen Seminardirectors anzunehmen. So fiel eine herrliche Wirksamkeit dem politischen Parteitreiben zum Opfer. Im November 1856 trat er sein neues Amt in Wettingen an, wo er nun alles, was er bisher im Leben gelernt hatte: Geschäftsgewandtheit, Pädagogik, Landwirthschaft verwerthen konnte. Da er während seines Inspectorats es erfahren hatte, daß es den meisten Lehrern an methodischer Vorbereitung zur praktischen Ausführung ihres Amtes fehlte, so war er nun vor allem bestrebt, den Seminaristen das zu geben, was er auch am besten bieten konnte, nämlich praktische, in die Einzelheiten der Schulfächer und der Schulführung eingehende Anweisungen, ohne daneben die Pädagogik und die Geschichte derselben zu vernachlässigen. Da es ihm aber auch daran gelegen war, die ihm anvertrauten Zöglinge nicht nur zu tüchtig vorgebildeten und praktischen Schullehrern, sondern auch zu Männern von tüchtiger Gesinnung und festen Grundsätzen zu machen, war seine Zeit auch neben dem Unterricht sehr in Anspruch genommen. Dazu kam noch die schwierige Verwaltung des Seminars und eine Zeit lang sogar die zeitraubende Leitung der damit verbundenen Landwirthschaft. Als Theilnehmer an den verschiedenen Bezirks-Lehrerconferenzen und später als Mitglied des Erziehungsrathes hatte er mannigfach Gelegenheit, auch auf das gesammte Schulwesen des Kantons fördernd und anregend zu wirken und er hätte es wol in noch höherem Maße gethan, wenn der von ihm ausgearbeitete Lehrplan nicht so lange von Kanzleitisch zu Kanzleitisch verschleppt und schließlich in seinen besten Theilen so arg verstümmelt worden wäre. Daneben finden wir ihn sonst noch vielfach litterarisch thätig; vor allem seien hier die 5 Programmabhandlungen, welche er während dieser Zeit verfaßte, erwähnt. 1857 Beitrag zur Lösung der Frage: „Welches ist der durchschnittliche Zustand der Schullehrerseminarien in der Schweiz", worin er eine Charakteristik des aargauischen Seminars giebt; 1858 die bereits erwähnte Erinnerungsschrift „Der Lehrverein zu Aarau"; 1859 eine rein pädagogische Behandlung „Der Anschauungsunterricht"; 1860 auf Anregung der gemeinnützigen Gesellschaft verfaßt: „Grundzüge einer berufsmäßigen Fortbildung für den Jüngling auf dem Land"; 1861 der zur Erkenntniß von Kettigers pädagogischen Anschauungen wichtige Aufsatz „Der

Digitized by Google

ideale Lehrplan oder Charakteristik der Unterrichtsgegenstände für die Volksschule und 1862 „Ueber die Besoldung des Volksschullehrers“. Durch die in diese Zeit fallender Gründung der „Schweizerischen Jugendbibliothek“, für die er eine Reihe reizender, einfach kindlicher Erzählungen schuf, erwarb er sich ebenfalls ein großes Verdienst um die schweizerische Jugendbildung. Daneben beschäftigte er sich immer noch mit Vorliebe mit den von ihm organisirten Arbeitsschulen, entwarf den Plan zu einem 2. Theil des Arbeitsschulbüchleins, das nach seinem Tode von seinem Schwiegersohn H. Welti-Kettiger vollendet und unter dem Titel „Lehr- und Lesebuch für die reifere weibliche Jugend“ herausgegeben wurde, und erlebte die Genugthuung, die von ihm früher gemachten Vorschläge betreffend Instructionscurse für Arbeitsschullehrerinnen sich verwirklichen zu sehen und selbst als Leiter und Beaufsichtiger solcher Curse nach den Nachbarkantonen berufen zu werden.

So verlebte in glücklicher Thätigkeit, geachtet im ganzen Land, verehrt von seinen Schülern, in gutem Einvernehmen mit seinen Collegen und in angenehmen und schönen Familienverhältnissen Kettiger 10 Jahre in Wettingen. Leider sollte er auch in diesem seinem neuen Wirkungskreis nicht bessern Lohn ernten als im vorigen; denn auch hier erhob sich, unter dem Vorwand, die Methode des Seminardirectors gefalle nicht, und sei folglich unrichtig, eine, diesmal in eine leichte Culturdecke eingehüllte rusticistische Partei gegen Kettiger und suchte ihn auf alle Weise zu verunglimpfen und zu verdrängen. Als diese Partei nun auch in der Regierung Einfluß erlangte und sich hier bei der Wiederwahl des Seminardirectors allerlei elender Manöver schuldig machte, trat Kettiger, schon ein halbes Jahr nach seiner Wiederwahl, von der Stelle als Seminardirector zurück.

Im November 1867 verließ Kettiger Wettingen und wandte sich nach Aarburg, wo er im Kreis der Seinigen stets thätig seine letzten Lebensjahre zubrachte. Hier unterrichtete er noch mit Freude an dem von seinem Schwiegersohn geleiteten Töchterinstitut, arbeitete an dem oben erwähnten Lehr- und Lesebuch, schrieb für die schweizerische Jugendbibliothek und begab sich auch von hier aus noch einige Male zur Leitung von Arbeitslehrerinnencursen nach den ostschweizerischen Kantonen. Seit Neujahr 1868 endlich redigirte er die schweizerische Lehrerzeitung. Diese rege Thätigkeit ließ ihn denn auch bald seinen Frieden und Gleichmuth wieder finden, um so mehr da er sich sagen durfte, das Programm, das er im Jahr 1856 aufgestellt hatte, „die Zöglinge des aargauischen Seminars zu praktischen, sich der bescheidenen Bedürfnisse und Erfordernisse der Elementarvolksbildung nicht überhebenden Lehrern und Erziehern heranzubilden und durch diese mehr in die Tiefe als die oberflächliche Breite gehende Richtung die Volksschule dem Leben möglichst nahe zu bringen und zu verbinden“ treu gehalten zu haben.

Digitized by Google

Im Herbst 1869 erkrankte Kettiger und begab sich deshalb zu besserer ärztlicher Pflege in den Spital nach Basel, wo er, bis zum letzten Augenblick fröhlich und arbeitsam, am 3. November unerwartet starb, betrauert von den Seinigen und allen, die ihn gekannt hatten. Im Jahre 1875 setzte man ihm zu Liestal, wo man seine Verdienste um das Land nie vergessen hatte, auf einem öffentlichen Platz ein würdiges Denkmal.

Die Nachwelt aber, die Kettiger historisch zu betrachten hat, wird finden, daß sein Ausspruch „daß man weit Wichtigeres und Nachhaltigeres wirkt durch das, was man ist und thut, als durch das, was man weiß, kann und sagt", nirgends sich schöner bestätigt als an ihm selbst.

Heinrich Welti.

Johann Konrad Bänziger.

1799—1874.

[Quellen: Decan Bänziger. Lebensbild und Leichenrede 23. Oktober 1874].

Johann Konrad Bänziger von Lutzenberg wurde den 6. Februar 1799 zu Heiden geboren. Nachdem er zuerst ein Handelsinstitut in Männedorf besucht, kam er auf das Gymnasium zu St. Gallen und ward von Professor Scheitlin in die theologischen Studien eingeführt, die er darauf in Halle und unter Schleiermacher in Berlin fortsetzte. „Die Versöhnung der Autorität mit der freien protestantischen Forschung, des unerbittlichen wissenschaftlichen Verstandes mit der Sehnsucht eines frommen Gemüths: das war des Lehrers Ziel und war das Bedürfniß und rastlose Streben des eifrigen Schülers. Später hat er sich allerdings auch über Schleiermacher und überhaupt über jedes abgeschlossene System erhoben, er suchte im Christenthum den Beweis des Geistes und der Kraft und nicht Schlagwörter zum Streite, er wollte christlich handeln, nicht disputieren, die Liebe zu Gott und den Menschen war sein Gesetz und sein Evangelium, und es war ihm das seltene Glück beschieden, ohne wahrnehmbare Abänderung und ohne Schwanken seinen Grundsatz durchzuführen, und soweit es Menschen möglich ist, in sich selber darzustellen: auf der Kanzel und im Leben, in der Familie und in der Schule, in Politik und Theologie sich selber consequent und für Jeden, der ihn kannte, leicht berechenbar."

Nach seine Rückkehr verweilte er eine Zeit lang lehrend und lernend bei Fellenberg auf Hofwyl. 1820 ward er zum Pfarrer in Altstätten, Kanton St. Gallen, gewählt und versah diese Stelle mit unermüdlicher Thätigkeit

Digitized by Google

und im Geiſt toleranter Liebe bis über ſein fünfzigjähriges Amtsjubiläum hinaus. Er ertheilte oft Unterricht in den verſchiedenen Schulen ſeiner Gemeinde, gab zu Anfang der Dreißigerjahre einen großen Fortbildungscurs, an welchem ſehr viele Lehrer verſchiedener Bezirke theilnahmen und arbeitete unabläſſig an der materiellen und geiſtigen Hebung der Schulen, gründete das evangeliſche Waiſenhaus von Altſtätten und die Armen-Erziehungsanſtalt im Wyden bei Balgach und nahm hervorragenden Antheil an der Gründung des Marolaniſchen Krankenhauſes und aller andern gemeinnützigen Einrichtungen, durch welche ſich ſeine Gemeinde im Laufe der Jahre gehoben und verbeſſert hat. Seinen Lebensabend verbrachte er in der Familie ſeines Sohnes in St. Gallen. Sein letztes Wort auf Erden war ſein Glaubensbekenntniß: „Gott iſt die Liebe.“ G. H.

Sebaſtian Zuberbühler.

1809—1868.

Am 19. Oktober 1868, als ſich kaum der erſte Schrecken über die furchtbare Waſſernoth im Rheinthale in Folge der ungeheuern Ueberſchwemmung gemildert hatte, ſammelte ſich von Nah und Fern eine große Menge Perſonen aller Stände, namentlich Lehrer und Schulfreunde, in Rorſchach und zog trauernd nach Marienberg hinauf, um einen allgemein hochgeachteten und vielgeliebten Mann zur letzten Ruheſtätte zu begleiten. Der funktionirende Geiſtliche, Herr Pfarrer Zollikofer, erklärte in ſeiner ausgezeichneten Grabrede den Verluſt des Verſtorbenen als ein wahres Landesunglück und wies die Wahrheit dieſes kühnen Wortes nach. Wer war denn dieſer Mann, deſſen Hinſchied ſo tief betrauert wurde? Es war Seminardirector Zuberbühler, ein Mann, deſſen geiſtige Entwicklung in jene Sturm- und Drangperiode der ſchweizeriſchen Volksſchule fiel, wo die reinſte Begeiſterung alle edlern Geiſter ergriffen hatte. Doch werfen wir zuerſt einen Blick auf ſeinen Lebensgang und nachher auf ſeine hervorragenden Eigenſchaften und ſeine Wirkſamkeit.

Sebaſtian Zuberbühler wurde den 19. September 1809 in Trogen, Kanton Appenzell Außerrhoden, geboren. Seine unbemittelten Eltern, Bartholome Zuberbühler, ein Weber, und Maria Urſula Löhrer, eine Hebamme, thaten ihr Möglichſtes für ſeine Erziehung und ließen ihn die Primarſchule des Dorfes beſuchen, wo er bald als talentvoller, fleißiger und braver Schüler

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit auf sich zog. Er hätte gar gerne sich weiter ausgebildet; aber da die Mittel dazu fehlten, so lernte er zuerst das Weben, nachher das Kammmachen. Schon wollte er den Beruf selbständig betreiben, als ihm unerwartet und doch wol nicht zufällig ein Anerbieten gemacht wurde, das seinem ganzen Leben eine andere Wendung gab und ihn der Bestimmung entgegenführte, die offenbar seinem ganzen Wesen, seinen Anlagen und seinem Charakter am besten entsprach. Auch im Appenzellerländchen erwachte in den Zwanzigerjahren ein großer Eifer für Hebung des Lehrerstandes, waren ja auch mehrere Mitarbeiter Pestalozzis aus diesem Kanton, namentlich Niederer und Krüsi. Letzterer wurde von Dr. Kaspar Zellweger als Director an die im Jahr 1822 gegründete Kantonsschule in Trogen berufen; diese Anstalt sollte besonders auch junge Leute, die für den Lehrerberuf passend schienen, auf diesen vorbereiten. Einer der Gründer fragte auch den jungen Zuberbühler, ob er nicht Lust hätte, Lehrer zu werden und in die Kantonsschule einzutreten. Dieser ergriff die Gelegenheit mit Freude und blieb nun 3 Jahre darin, sich durch großen Fleiß, ängstliche Gewissenhaftigkeit und sittlichen Ernst die Liebe der Lehrer und die Achtung seiner Mitschüler gewinnend. Jetzt war aber das nimmer rastende Streben nach Fortbildung erst recht erwacht und verließ ihn bis zum Tode nie mehr; aber damals fehlten die Mittel gänzlich. Er entschloß sich deshalb, in Trogen eine Privatschule zu errichten, obschon das mit Schwierigkeiten verbunden war; er fieng mit 6 Schülern an und zählte schon nach wenigen Monaten deren 70. So sehr ihn dieser Erfolg freuen mußte, so fühlte er doch selbst nur zu sehr, wie viel ihm noch fehlte, und erklärte, er sei eigentlich doch nur „ein Stümper". Ihm schwebte bereits ein höheres Ideal von einem wahren Lehrer und Erzieher vor Augen und sehnsüchtig schaute sein Blick in die Ferne nach einem Mittel zur Verwirklichung. Da hörte er von dem tüchtigen Pädagogen Hanhart in Basel, von Errichtung eines schweizerischen Lehrerseminars daselbst. Nun hatte der achtzehnjährige Lehrer keine Ruhe mehr; er schloß seine Schule und zog aus freiem Entschluß mit wenig Geldmitteln nach Basel. Hier setzte er vom Frühling 1827 bis zum Herbste 1828 seine pädagogischen Studien am Seminar und an der Hochschule fort. Es war eine schöne, aber doch schwere Zeit für ihn. Er fühlte sich glücklich, mit gleichgesinnten jungen Männern, deren Freundschaft zum Theil bis an sein Lebensende dauerte, der Ausbildung zu seinem Lebensberufe obzuliegen, mit ihnen vereint in rastlosem Fleiße und mit jugendlicher Begeisterung nach wissenschaftlicher Gründlichkeit und pädagogischer Einsicht zu ringen; aber schwer hatte der junge Mann damals mit ökonomischen Sorgen zu kämpfen und mußte manche Nacht durcharbeiten, um Zeit für Privatstunden zur Erschwingung des Kostgeldes zu gewinnen. So trat der Ernst des Lebens schon damals an den

Digitized by Google

Jüngling heran; aber dafür blieb ihm die Erinnerung an diese Studienzeit für immer eine schöne, erhebende, und mit inniger Dankbarkeit gedachte er zeitlebens seiner Lehrer, die ihrerseits stets die vollste Zufriedenheit aussprachen mit dem gewissenhaften Besuch aller Vorlesungen, der sorgfältigen, ja musterhaften Ausarbeitung seiner Collegienhefte und dem sittlichen Ernste und untadelhaften Betragen des begeisterten Jünglings. Allerdings war die Gesundheit Zuberbühlers schon recht angegriffen durch die eifrigen Studien meist bis über die Mitternacht; allein dadurch erprobte er schon hier seinen ernsten Willen, nicht bei der Mittelmäßigkeit stehen zu bleiben, sondern sich so tüchtig als möglich für seinen Lebensberuf vorzubereiten. Als 19jähriger Jüngling verließ er Basel, und sein Studienfreund Kettiger, nachmaliger Schulinspector in Baselland und später Seminardirector in Wettingen, dessen Freundschaft bis zum Tode ungetrübt fortdauerte, theilte über den Abschied Zuberbühlers von Basel Folgendes mit: „Ich begleitete den mir lieb gewordenen Freund ein Stück Weges. Nie werde ich des Augenblickes vergessen, als Zuberbühler auf einer Anhöhe bei Prattelen plötzlich anhielt und zu mir gewandt die Worte sprach: Nicht wahr, wir wollen, so Gott will, bald in den Beruf eingehen, dem wir uns gewidmet haben, alles Mögliche thun für Verwirklichung der hohen Ideen, die wir erkannt haben und unvertilgbar in uns tragen, für Förderung und Verbesserung der Volksschulbildung und besonders für Erringung einer würdigeren und bessern Stellung des Volksschullehrers. Zu letzterm Zwecke müssen aber Lehrervereine, namentlich ein schweizerischer Lehrerverein gegründet werden. Reichen wir uns dafür die treue Hand und thue Jeder an seinem Orte, was er kann!“ — Wahrlich, beide haben ihr Wort getreulich gehalten. — Nun trat Zuberbühler ins praktische Leben ein. Er bekleidete zunächst vom Herbst 1828 bis Frühling 1830 eine Hauslehrerstelle in Rickenbach bei Winterthur in der Familie des Herrn Kantonsrath Wyler, wo er drei Knaben und ein Mädchen zu unterrichten hatte. Sein Aufenthalt in diesem Hause war für ihn ein angenehmer, wiewohl er schon damals in Folge von Ueberanstrengung öfters kränklich und leidend war. Allein es zog ihn mächtig nach seiner Heimat. Im Herbst 1830 wählte ihn die Kirchhöre von Trogen nach vorausgegangener Rede in der Kirche zum Lehrer an die neugegründete Oberschule. In dieser Stellung verblieb er bis zum Frühling 1833; neben seiner Wirksamkeit in der Schule arbeitete er namentlich auch an der Belebung der Lehrerconferenzen und nahm regen Antheil an allen vaterländischen Angelegenheiten. In diese Zeit fällt auch seine erste Heirat, indem er sich im Februar 1832 mit Anna Elisabeth Schläpfer verband; aus dieser Ehe giengen drei Kinder hervor, von denen aber nur ein Sohn, geboren 1835 in Liestal, ihn überlebte, der längere Zeit in St. Gallen Lehrer war und nachher in Aarburg, Kanton

Digitized by Google

Aargau, eine Erziehungsanstalt für Knaben gründete. Im Februar 1833 wurde Zuberbühler nach vorausgegangenem praktischen Examen von der Gemeinde Liestal einstimmig als Lehrer gewählt und hatte dort in verschiedenen Stellungen anfänglich 140, später 50 Kinder zu unterrichten. Mitten in der vielbewegten Revolutionszeit lebte er mit voller Hingebung seinem Berufe und arbeitete mit Energie an der Hebung der Schule und des Lehrerstandes. Es herrschte damals in dem neuen Kanton Baselland ein begeisterter Aufschwung und ein thatkräftiges Streben, das sich auch unter den Lehrern in einem regen Conferenzleben kund gab, an dem Zuberbühler den thätigsten Antheil nahm; längere Zeit war er Präsident der Conferenzen. Mit Begeisterung ergriff er die Idee eines schweizerischen Lehrervereins, die in jener Zeit auftauchte, und wurde einer seiner Gründer. Das Auge Zuberbühlers glühte, so oft er später von dieser schönen, vielbewegten Zeit seiner Thätigkeit in Baselland sprach. In dieser Zeit begann er auch sein Tagebuch, das er gewissenhaft bis auf den zweitletzten Tag seines Lebens fortsetzte. Als in Baselland die Bezirksschulen gegründet wurden, wählte ihn der Landrath 1835 zum 2. Bezirkslehrer in Waldenburg, wo er in Naturgeschichte, Mathematik, Zeichnen und Gesang Unterricht zu ertheilen hatte. Im Jahre 1837 gieng für Zuberbühler sein schon lange gehegter Wunsch, an einer Lehrerbildungsanstalt zu wirken, in Erfüllung, und es wurde ihm damit ein neues Feld erfolgreicher Thätigkeit eröffnet. Der Regierungsrath von Bern wählte ihn als Oberlehrer und Stellvertreter des Directors an das kantonale Lehrerseminar in Münchenbuchsee, wohin er im August übersiedelte. Volle 15 Jahre wirkte er in dieser Stellung mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Ausdauer. In dieser Periode seines Lebens fielen Zuberbühler neben den heitern auch die finstern Loose reichlich zu. Die Anstalt hatte mit mancherlei Schwierigkeiten im Innern, sowie mit harten Anfechtungen von Außen zu kämpfen, die auch seine Kraft vollauf in Anspruch nahmen. Zehn Jahre lang hatte er nebst einem anstrengenden Unterricht im Deutschen, in Geschichte, Geographie und Naturgeschichte auch noch die Aufsicht über etwa 100 Zöglinge. Seine ohnehin angegriffene Gesundheit wurde unter solchen Umständen auf eine harte Probe gestellt, so daß er öfterer Curen und mitunter der Erholung in der stärkenden Luft seines heimatlichen Hochlandes bedurfte. Dazu kam noch der schwere Schlag, daß ihm im September 1842 seine geliebte Gattin in Folge von Lungenschwindsucht durch den Tod entrissen wurde. Gegen Ende des gleichen Jahres brach in der Anstalt das Nervenfieber aus, so daß sie für mehrere Monate geschlossen werden mußte. Zuberbühler selbst reiste bereits krank nach seiner Heimat und lag daselbst 5 Wochen am Nervenfieber darnieder. Im April 1844 sorgte er für die Herstellung seines vereinsamten Familienlebens durch den neuen Ehebund mit Rosa Alder

Digitized by Google

von Speicher, die ihm zwei Jahre ſpäter eine Tochter gebar, welche ihn überlebte und ebenfalls auf erzieheriſchem Gebiete wirkt als Gattin des Directors einer Taubſtummenanſtalt in Lyon, des Herrn Hugentobler. Zwei Mal mußte Zuberbühler auch die Leitung der Anſtalt interimiſtiſch übernehmen: ein Mal nach dem Tode des Director Rickli 1843 und dann nach dem Austritt des Herrn Director Boll vom Dezember 1846 bis Herbſt 1847. Fortwährend lauteten die Zeugniſſe der Behörden über ſeine Wirkſamkeit in Unterricht und Erziehung günſtig, ſo daß mehrfach die beſtimmte Erklärung abgegeben wurde, man könne ihn nicht entbehren, als er einige Male ſich um eine andere Stelle umſehen wollte, ihm auch von Fellenberg zwei Mal (1840 und 1841) die Directorſtelle an der Realſchule in Hofwyl angetragen wurde; es brauchte auch Muth und mehr als gewöhnliche Thatkraft, um in allen Stürmen feſt auszuharren. Neben der Thätigkeit im Seminar erſtreckte ſich die pädagogiſche Wirkſamkeit Zuberbühlers auch in dieſer Lebensperiode auf andere Kreiſe, indem er viele Jahre Mitglied der Schulcommiſſion in Münchenbuchſee war und Ende 1847 vom Erziehungsdirector zum Schulcommiſſär (Schulinſpector) für den Kreis Jegiſtorf ernannt wurde, welche Stelle er ebenfalls gewiſſenhaft und mit Aufbietung aller Kraft bekleidete. Ueberdies mußte er im Auftrage der gleichen Behörde an der Ausarbeitung ſprachlicher Lehrmittel für die Primarſchulen mithelfen.

Im Jahre 1850 trat im Kanton Bern ein totaler Umſchwung im politiſchen Leben ein, der auch eine veränderte Geſtaltung des Erziehungsweſens zur Folge hatte. 1852 wurde das Seminar in ſeiner bisherigen Organiſation aufgehoben und ſechs Lehrer, worunter auch Zuberbühler, abgeſetzt, nicht ſowol aus pädagogiſchen als aus religiöſen und politiſchen Gründen. Aber die gleiche Poſt, die die Abſetzungsurkunde von Bern brachte, erfreute den tiefgekränkten Mann durch den Ernennungsakt vom graubündneriſchen Erziehungsrathe zum Director an das neugegründete Seminar in Chur. Hier wirkte nun Zuberbühler 9 Jahre, vom Sommer 1852 bis zum Juli 1861. Es gelang dem um viele Erfahrungen reicher gewordenen Manne, durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, ſein tolerantes Weſen gegenüber den verſchiedenen Parteien und Confeſſionen an der paritätiſchen Anſtalt, die Anfangs viele Gegner hatte, die ungetheilte Achtung und das vollſte Zutrauen der Behörde und des Volkes zu erwerben, der Anſtalt feſten Boden zu verſchaffen und dem noch ſchwer darniederliegenden Schulweſen bedeutend aufzuhelfen. Wenn der Director auch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ſo unterſtützten ihn doch die Liebe der Zöglinge, die Anhänglichkeit der Lehrer und die allgemeine Achtung bei dem Volke in ſeiner Thätigkeit. Dieſe Faktoren, ſowie der biedere Charakter des Volkes und die majeſtätiſche Natur des Landes machten ihm den Wirkungskreis lieb, und nur mit tiefem

Digitized by Google

Schmerze folgte er nach wiederholten Ablehnungen dem dringenden Rufe des Kantonsschulrathes nach St. Gallen als Director an das paritätische Vertragsseminar im Sommer 1861 und bekleidete diese Stelle bis im Oktober 1864. Nach Uebernahme der höhern Anstalten durch den Staat im November 1864 und Verlegung des Seminars nach Marienberg in Rorschach wählte der Regierungsrath Zuberbühler als Director des Lehrerseminars, und in dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode. Auch in diesem Kantone gelang es ihm, durch seinen milden und humanen Charakter, durch seinen sittlichen Ernst und seine religiöse Gesinnung alle Parteien und Confessionen für das Seminar zu gewinnen und sich die ungetheilteste Achtung und das vollste Vertrauen der Behörden und des Volkes zu erwerben. Aber schon seit vielen Jahren litt Zuberbühler an Kränklichkeit; sein schwacher Körper mußte unter der anstrengenden Berufsthätigkeit und der unermüdlichen eigenen Fortbildung auf dem pädagogischen Gebiete, die er Jahr um Jahr und Tag um Tag aufs gewissenhafteste förderte, hart mitgenommen werden, und nur den vielen Kuren, der strengen Diät, der äußerst mäßigen und regelmäßigen Lebensweise und der starken Willenkraft gelang es, trotz der wiederholten Krankheiten aufrecht zu bleiben. Anfangs November 1867, unmittelbar nach der schweizerischen Lehrerversammlung, der er mit Liebe und Freude beiwohnte, wurde er von einer ernsten Brustkrankheit befallen, von der er nicht mehr genesen sollte. Er erholte sich zwar so weit, daß er im Mai sein Amt wieder übernehmen konnte, wenn auch mit großer Mühe; aber trotz der angestrengtesten Bemühungen der Aerzte und der mehrfachen Kuren kam nun im September noch eine Herzbeutelwassersucht hinzu, die einen bedenklichen Verlauf nahm. Nach unsäglichen Leiden, in denen er eine bewundernswerthe christliche Ergebung zeigte, berief ihn Gott am 15. Oktober 1868 in ein besseres Leben. So hat denn Zuberbühler volle 40 Jahre als Lehrer und Erzieher gewirkt und über 30 Jahre seine ganze Thätigkeit der Heranbildung von Volksschullehrern gewidmet, davon 16 Jahre als Seminardirector.

Fragen wir uns nun nach diesem kurzen Lebensbilde, welches denn die Haupteigenschaften dieses trefflichen Mannes waren, und nachher, in welchem Sinne und Geiste derselbe wirkte. Ein Hauptzug in seinem Charakter war unermüdlicher Fleiß und eine bedeutende Arbeitskraft. Gehen wir auf seine $1^1/_2$jährige Studienzeit in Basel zurück, so müssen wir ob der Menge sorgfältig und gewissenhaft ausgearbeiter Collegienhefte staunen; denn wir finden da 2 Bände Zoologie, 1 Band Botanik, einen ausführlichen Leitfaden des Kopf- und Zifferrechnens, einen solchen für die Algebra, ferner über Sprachlehre, Pädagogik, Philosophie der Erziehung, Logik ꝛc. Während seiner 15jährigen Wirksamkeit im Lehrerseminar in Münchenbuchsee, wo er mit Stunden und Aufsicht wohl bedacht war, besuchte er zu seiner Fortbildung

Digitized by Google

noch Stunden der Directoren und Curse in Chemie und Zeichnen in Hofwyl. Den Stoff für seinen Unterricht arbeitete er sich selbst aus und bereitete sich auf alle seine Stunden gewissenhaft vor. So entstanden seine selbstverfaßten Leitfäden für Formenlehre und Geometrie, für Rechnen, eine Verfassungslehre der Schweiz, eine politische Beschreibung der Schweiz in 2 Bänden und eine Pädagogik, alles blieb aber Manuscript. Da die deutsche Sprache stets ein Hauptfach Zuberbühlers war, so hat er auch darin ganz besonders gearbeitet und hatte mehrere selbständige Arbeiten zum Drucke bereit, ohne ihn jedoch auszuführen:

1. Anleitung zur richtigen Betonung im Lesen und Vortrag, oder theoretische Leselehre.
2. Anschauungslehre oder Vorschule zum Aufsatzunterrichte.
3. Theoretische Aufsatzlehre.
4. Stillehre.

Alles das sind die Früchte seiner Arbeit auf diesem Gebiete und es liegen günstige Urtheile von Schulmännern wie Kettiger vor, dem er seine Manuscripte vorlegte. Wir finden auch eine Menge schriftlicher pädagogischer und politischer Aufsätze schon in den Jahren 1830—1833, wo er Lehrer in Trogen war. Bereits vom Jahre 1839 an war Zuberbühler ein fleißiger Mitarbeiter an den allgemeinen schweizerischen Schulblättern von Heer, Keller, Spengler und Straub als Berichterstatter aus den Kantonen Bern und Appenzell und als Recensent einer Menge von Schulbüchern. Auch im Berner Schulblatt erschienen Arbeiten von ihm, unter andern im Jahre 1839 „Briefe über eine pädagogische Reise in die östliche Schweiz (Besuch der Seminarien in Lenzburg, Kreuzlingen und St. Gallen)", „Kurzes Sendschreiben an Lehrer F. in J. über den Unterricht in der Schweizergeschichte in Volksschulen", „des Lehrers Blick auf sein Leben beim Wechsel des Jahres", „Ein Beitrag zur Geschichte des schweizerischen Erziehungswesens" (Berner Schulzeitung 1843), „Was kann der Lehrer beitragen, die der Alltagsschule entlassene Jugend weiter zu unterrichten und ins praktische Leben einzuführen." Eine größere Arbeit für den Kantonallehrerverein im Jahre 1845 war sein Referat über die Frage: Wie soll der geographische Unterricht in der Schule ertheilt werden und nach welcher Methode? — Im Jahre 1841 beauftragte Seminardirector Rickli Zuberbühler, den geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Theil der bernischen Lesebücher für Kinder von 8—12 und von 12—16 Jahren auszuarbeiten. Von der Erziehungsdirection in Bern erhielt Zuberbühler im Jahre 1843 den Auftrag zur Umarbeitung des Keller'schen Lesebuchs für den Kanton Bern und Ausarbeitung eines sogenannten Namenbüchleins. Später verfaßte er auch einen grammatischen Leitfaden für Oberschulen. Bei alledem war er auch ein

Digitized by Google

thätiges Mitglied des Kantonalvereins der Lehrer, sowie des Freundschaftsvereins, in denen er manchen Vortrag hielt. In der schweizerischen Schulzeitung vom Jahre 1851 veröffentlichte er unter dem Titel: „Ansichten eines schweizerischen Schulmannes" eine Beleuchtung über die Grundlagen des bernischen Schulgesetzes. Später wurde er als Seminardirector in Chur neben seiner großen amtlichen Thätigkeit noch Mitarbeiter an Grunholzer und Zähringer's „pädagogischer Monatsschrift", wo wir namentlich in den Jahren 1856, 1857 und 1858 sowol Abhandlungen als Mittheilungen und Recensionen von ihm finden, sowie am Jahrgang 1867 der schweizerischen Lehrerzeitung.

Neben dieser außerordentlichen Thätigkeit waren besonders ein tiefer sittlicher Ernst, eine unerschütterliche Begeisterung für den Lehrerberuf, sowie Treue und ängstliche Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten Haupteigenschaften Zuberbühlers bis zu seinem Lebensende. Er hatte früh den Ernst des Lebens erfahren, und schon in seinen Studienjahren war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß zu wahrer Bildung nicht nur eine Summe von Kenntnissen, sondern vor allem strenge Sittlichkeit gehört, und dieser Ueberzeugung getreu lebte er auch. Ohne den geringsten Makel wandelte er seine Lebensbahn und forderte nicht nur von den andern Lehrern strenge Sittlichkeit, sondern gieng stets selbst mit dem besten Beispiel voran. Von dem ersten Jahre seiner Wirksamkeit als Lehrer bis zu seinem Tode war er ängstlich gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten und forderte solches auch von seinen Mitarbeitern. Wie gewissenhaft er neben seinen Stunden in der Aufsicht über die 100 Zöglinge war, geht schon daraus hervor, daß er scherzweise bei diesen nur „der kleine Allgegenwart" hieß. Zuberbühler konnte es nicht begreifen, wenn Andere sich in ihren Pflichten Nachläßigkeiten zu Schulden kommen ließen, und er trat solchen Saumseligkeiten mit Ernst entgegen, was ihm manchen Verdruß zuzog, wie aus seinem Tagebuch und seiner großen Correspondenz vielfach hervorgeht. Wie er gegen sich selbst unerbittlich streng war, so glaubte er es auch von Andern fordern zu müssen und namentlich von solchen, die Lehrer heranbilden und erziehen wollen. In allen seinen Arbeiten, Reden und Toasten treten dieser sittliche Ernst und die wahrhaft ideale Begeisterung für den Lehrerberuf besonders klar hervor. Hand in Hand mit dieser Begeisterung gieng ein unermüdliches Streben nach eigener Fortbildung. Wie schon früher bemerkt wurde, besuchte Zuberbühler auch Unterrichtsstunden tüchtiger Lehrer in andern Fächern als den seinigen; auf seinem Gebiete arbeitete er sich gründlich hinein, studirte eine Menge einschlagender Werke, wie seine große Bibliothek bewies, die er hinterließ. Zudem war er ein eifriger Leser der schweizerischen und deutschen Lehrerzeitungen und der Schriften hervorragender Schulmänner, namentlich

Digitized by Google

Peſtalozzi, Dieſterweg ꝛc. Als Seminardirector beſonders war er mit allen neuern pädagogiſchen Schriften bekannt und ſtudirte die bedeutenderen eingehend. Solche Lectüre war für ihn Erholung und abſolutes Bedürfniß, die geiſtige Nahrung, um ihn in ſeinem Berufe ſtets geiſtig friſch zu erhalten. Ja, er hielt das ſogar für eine heilige Pflicht; denn nur der kann guten Unterricht ertheilen, der ſtets an ſeiner eigenen Weiterbildung arbeitet und für geiſtigen Sauerteig ſorgt. Wer ſtille ſteht, geht rückwärts.

Wie war denn nun der Unterricht Zuberbühlers beſchaffen? Schon die amtlichen Zeugniſſe des Inſpectors, der Gemeindeſchulpflege in Lieſtal und der Staatskanzlei in Baſelland hoben in den Jahren 1833—1836 neben der Pflichttreue und dem untadelhaften Betragen namentlich die tüchtigen Leiſtungen und die gute Diſciplin Zuberbühlers hervor. Im September 1838 beſuchte P. Girard im Auftrage der gemeinnützigen Geſellſchaft das Seminar in Münchenbuchſee. In ſeinem Berichte ſagt er unter anderem: „Der Oberlehrer, Herr Zuberbühler, lehrt vaterländiſche Geographie, Geſchichtliches mit dem Oertlichen verbindend, wie es ein guter Vortrag in dieſem Fache erfordert. Seine Worte waren ſo klar, ſo innig, daß ſie einen angenehmen bleibenden Eindruck auf die Zöglinge machen mußten. Das Rechnen wird von ihm wahrhaft pädagogiſch eingeübt. In den Aufſätzen, die auch derſelbe leitet, ſpricht ſich die Johanneiſche religiöſe Richtung unverkennbar aus, und man ſieht darin, daß die Zöglinge verſtehen, von den ſichtbaren Wundern der Natur zu ihrem unſichtbaren Urheber hinanzuſteigen.“ Ferner ſagt er: „Dem Director Rickli iſt an Herr Zuberbühler ein allſeitig trefflicher, geiſtverwandter Gehilfe gegeben worden, deſſen Leiſtungen und Amtseifer jeden Pädagogen erfreuen müſſen.“ Sehr günſtig ſprechen ſich auch die jeweiligen Directoren Rickli, Boll und Grunholzer aus; letzterer ſagt unter anderem in ſeinem Zeugniß: „Zuberbühlers Unterricht iſt durchaus wiſſenſchaftlich, gründlich und dabei doch ganz der Faſſungskraft der Zöglinge angemeſſen. In praktiſcher Hinſicht zeichnen ſich ſeine Leiſtungen durch die Entwicklung einer vorzüglichen Lehrmethode und die genaue Berückſichtigung aller Bedürfniſſe unſerer Volksſchule aus ꝛc.“ Die amtlichen Zeugniſſe ſprechen ſich ähnlich aus. Aus dem letzten Jahre ſeines Lebens ſchreibt ein Zögling Folgendes: „Seit dem Lehrerfeſte in St. Gallen iſt Director Zuberbühler nie mehr recht geſund geweſen; allein er hat uns dennoch den ganzen Sommer durch fleißig Stunden gegeben und zwar ſo lebendig, friſch und begeiſtert, wie ein 20jähriger Jüngling, denn ſein Geiſt und ſein feſter Wille hatte den Körper zum Unterthanen gemacht. Im Claſſenzimmer angekommen, mußte der ſchwer leidende Mann gewöhnlich einige Minuten anhalten, um wieder Athem zu ſchöpfen. Dann aber, ich getraue mir's kaum zu ſchildern, dann vergaß er, leider zu ſeinem Nachtheil, ſo zu ſagen den Körper. Alles in ihm war Geiſt und

Digitized by Google

Leben. Sein Auge strahlte, und über dem greisen Haupte schwebte Ernst, Liebe und Würde. Er redete laut und kräftig; er entwickelte die schwierigsten pädagogischen Wahrheiten mit einer Klarheit, Bestimmtheit und Gewandtheit, daß es eine rechte Freude war. Sogar das Deutsche (Grammatik ꝛc.) ertheilte er auf diese Herz und Denkkraft bildende Weise. Er docirte nicht viel und diktirte nie. Bei ihm war fast Alles freie Entwicklung. Jedoch erinnere ich mich immer noch mit innerer Freude an die Augenblicke, wo uns Zuberbühler einen Pestalozzi, einen Schiller ꝛc. schilderte. Seine Worte strömten aus der Tiefe seines reichen Gemüthes und waren stets klar und bestimmt. Allerdings mochte dies ihn jedes Mal stark angreifen; allein der edle Mann wollte seine große und schöne Aufgabe vollständig erfüllen."

Werfen wir nun noch einen Blick speziell auf seine Wirksamkeit als Seminardirector. Obschon er, wie man sagt, von der Pike auf gedient hatte und mit dem Volksschulwesen im Allgemeinen vertraut war, auch als Schulcommissär in höchst ehrenvoller Weise direct für die Hebung der Primarschule thätig gewesen war, hielt er es in Bünden doch für unbedingt nothwendig, vor allem aus sich mit dem Zustand des dortigen Schulwesens persönlich bekannt zu machen, um in praktischer Weise an dessen Hebung zu arbeiten. Er besuchte deshalb aus freiem Antrieb eine Anzahl Schulen und wurde schon im folgenden Jahre vom Erziehungsrathe in Würdigung obiger Ansicht zum Inspector eines Schulkreises gewählt und blieb als solcher, um stets auch unmittelbar Fühlung mit der Schule zu behalten. Um die Seminaristen nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch ins Lehrfach einzuführen, wurde sogleich eine Musterschule ins Leben gerufen, die direct unter seiner Leitung stand und der er stets seine volle Aufmerksamkeit widmete. Hier mußten die Seminaristen theils zuhören, theils unter unmittelbarer Leitung des Musterlehrers und des Directors selbst unterrichten. Da der Lehrerstand zum größten Theil noch sehr zurück war, indem nur ein kleiner Theil Seminarbildung besaß und patentirt war, die größere Zahl nur Admissionsscheine hatte, so handelte es sich darum, auch diese möglichst in ihrer noch mangelhaften Bildung und Lehrthätigkeit zu fördern, und so drang der Seminardirector auf Wiederholungscurse für bereits active Lehrer. Schon im nächsten Jahre 1853 wurde ein solcher mit 44 Lehrern abgehalten; dabei wirkten nebst dem Director und dem Musterlehrer auch tüchtige Stadtlehrer mit. Solcher Wiederholungscurse wurden innert den 9 Jahren seiner Wirksamkeit in Chur von Zuberbühler fünf abgehalten, und die segensreichen Folgen blieben nicht aus. Ueber den großen Kanton wirkten auch eine Menge von Inspectoren, meistens Geistliche; daß diese durch fleißigen Besuch der Schulen, durch richtige Beurtheilung und wohlwollende Unterstützung der Lehrer auch Vieles zur Hebung des Schulwesens beitragen können, wird Niemand bestreiten. Damit das nun geschehe

Digitized by Google

und namentlich die Art der Beurtheilung eine gleichmäßige werde, drang der Seminardirector darauf, daß die Behörde eine Versammlung der Inspectoren anordne, um mit ihm gemeinsam sich zu berathen und zu einer Verständigung zu gelangen. Auch diese Maßregel stellte sich als eine wohlthätige heraus und wurde später wiederholt. Aber auch noch in anderer Weise wirkte der Seminardirector für die Hebung des Lehrerstandes. Nachdem er schon als junger Lehrer in Trogen und Liestal die Bedeutung der Conferenzen als Mittel zur geistigen Förderung des Lehrerstandes erkannt und als Mitglied und Präsident durch tüchtige Arbeiten eifrig zur Belebung derselben beigetragen hatte, widmete er auch im Kanton Bern dem Conferenzleben einen Theil seiner freien Zeit und seiner geistigen Kraft. Noch mehr war dies in Bünden der Fall, wo er regelmäßig die Kantonalconferenzen besuchte und meistens als Präsident dieselben mit einer anregenden, gehaltvollen Rede eröffnete, einmal „über den rechten Lehrergeist", ein anderes Mal über „die praktische und ideale Aufgabe der Volksschule", ein drittes Mal über die Frage: „Wie kann der Lehrerstand von sich aus mitwirken zur Verbesserung seiner ökonomischen Lage?" oder als Referent über verschiedene pädagogische Fragen, wie den Sprachunterricht in der Mittel- und Oberschule, oder über Sprache und Sprachunterricht. Allen Conferenzen drückte er durch seinen sittlichen Ernst auf der einen Seite und durch seine wohlwollende Milde andererseits ein eigenthümliches Gepräge auf und wirkte namentlich auch da zur Einigkeit unter den Lehrern und zu treuer Arbeit in ihrem Beruf. Er vertrat aber auch in den Behörden, besonders im Erziehungsrathe, wo er fast bei allen wichtigen Verhandlungen beigezogen wurde, mit unermüdlichem Eifer die Interessen der Lehrerschaft. Namentlich lag ihm die Aufbesserung ihrer Besoldung am Herzen und er that dafür sein Möglichstes. Auch regte er schon 1854 die Gründung einer kantonalen Lehrerbibliothek an, und endlich gelang ihm dieselbe im Jahre 1857. Auf vielfachen Wunsch der Lehrer gab er auch „die pädagogischen Blätter" heraus, eine Zeitschrift für den Lehrerstand und die Schulfreunde Graubündens, welche jeweilen eine Reihe von Abhandlungen, Mittheilungen über die Entwicklung des Schulwesens in diesem Kanton, Literarische Anzeigen und Verschiedenes enthielten. Es erschienen zwei Jahrgänge in Chur und ein dritter in St. Gallen. — Eine große und für die Schulen Graubündens bedeutende Arbeit Zuberbühlers war der Lehrplan, den er im Auftrage des Erziehungsrathes im Jahre 1855 ausarbeitete und der von tüchtigen Pädagogen, wie Grunholzer, Zähringer, Scherr, Lüben günstig beurtheilt und von einem Schulmanne auch ins Ungarische übersetzt wurde. Dann entwarf er auch für die Behörde eine neue Schulordnung und eine Instruction für die Schulinspectoren. So viel über Zuberbühler's Wirksamkeit für das Schulwesen außerhalb dem Seminar. Die Hauptaufgabe des Directors

Digitized by Google

war aber innerhalb des Seminars, hier dem Staate tüchtige Lehrer heranzubilden. Es waren manche Schwierigkeiten zu überwinden, die zum Theil in der Organisation lagen. Die Anstalt bildete einen Theil der Kantonsschule, hatte also die größere Zahl der Fächer gemeinsam mit den andern Abtheilungen ohne spezielle Berücksichtigung. Nur die pädagogischen und methodischen Fächer, später auch einen Theil des Deutschen erhielten die Seminaristen im Seminar. Da galt es nun Zuberbühler, die Letztern mit seinem ganzen Einfluß so recht zur Arbeitsamkeit, zum Fleiß, zu gewissenhafter Ausarbeitung ihrer Aufgaben und besonders zu sittlich reinem Betragen anzuleiten, und es gelang ihm immer mehr, so daß die Professoren öfters erklärten, die Seminaristen bildeten, was Fleiß und moralischen Halt anbetreffe, die Elite der Kantonsschule. Mit unerbittlichem Ernste und doch mit wohlthuender Liebe arbeitete der Seminardirector an den meistens vom besten Willen beseelten Jünglingen, oft schon jungen Männern, um sie in möglichst gründlicher Weise durch seinen trefflichen Unterricht auf ihr Amt vorzubereiten. Nebst den nöthigen Kenntnissen, dem richtigen Blick in die Kindesseele und den Entwicklungsgang des Geistes waren seine Hauptzielpunkte: wahre Begeisterung für den Beruf, eine tüchtige sittlich-religiöse Gesinnung, Strebsamkeit und Sinn für Fortbildung, kräftige und nachhaltige Wirksamkeit. In allen seinen Reden bei Beginn seines Wirkens oder beim Austritt von Seminarclassen tritt aber scharf hervor, daß sein Hauptbestreben bei den jungen Lehrern Charakterbildung war, die sich auf religiöser, echt christlicher Grundlage aufbaut. Die Konservativen und ängstlichen Katholiken hatten dem Eintritt Zuberbühlers als Seminardirector mit Besorgniß entgegengesehen, ja eines ihrer Hauptorgane war ihm gleich Anfangs sehr feindlich entgegengetreten. Das änderte sich vollständig trotz der liberalen Gesinnung des Directors, und sie erkannten bald in ihm den Mann, der fern von aller Politik ganz und gar nur seiner pädagogischen Aufgabe lebte, dieser aber seine volle ungetheilte Kraft schenkte und in rein humaner Weise wahrhaft religiös wirkte und einzig das Wohl des Ganzen im Auge hatte. Den Seminaristen leuchtete ihr Vorsteher in jeder Beziehung als Muster voran, namentlich auch im sittlichen und religiösen und in seinem Familienleben. So faßte er denn tiefe Wurzel im Bündnerlande und Volk, die ihm lieb wurden und von denen er sich nur nach hartem innern Kampfe losriß. Es sind nun bald 20 Jahre, seit er Chur verließ, und noch lebt sein Andenken lebhaft fort in Lehrern, Geistlichen und vielfach im Volke Graubündens.

In den Fünfzigerjahren war im Kanton St. Gallen eine neue Aera angebrochen mit der vorerst vertraglichen Gründung einer gemeinsamen Kantonsschule, eines gemeinsamen Seminars und Kantonsschulraths. Aber bei dem lebhaften Charakter des Volkes und den intensiven politischen und religiösen

Digitized by Google

Kämpfen war vorauszusehen, daß die große konservative Minderheit sich nicht leicht in die neue Sachlage finden werde. Besonders war ihr die Richtung des neuen Seminars ein Dorn im Auge und Ende der Fünfzigerjahre wurde sogar ein konservatives Gegenseminar gegründet in Altstätten. Da mußte der Kantonsrath bei der neuen Besetzung der Seminardirectorstelle auf eine Persönlichkeit ausgehen, die geeignet war, Gegensätze zu versöhnen und allgemeines Vertrauen zu erwecken. Sie glaubte diese Bedingungen in Zuberbühler, dem Seminardirector in Chur, zu finden und hat sich in der Folge nicht getäuscht. So zog denn dieser, wenn auch mit schwerem Herzen, doch vom besten Willen beseelt, nach 9jährigem Wirken in Chur nach St. Gallen, um auch in diesem Kanton noch 7 Jahre in der Lehrerbildung zu arbeiten und zwar in gleichem Sinn und Geiste. Auch hier begann er damit, daß er durch Schulbesuche Einsicht in den Zustand des dortigen Schulwesens erhielt, und Lehrerconferenzen beider Confessionen besuchte, um den Lehrerstand kennen zu lernen und ihm sagen zu können, wie er zu wirken gedenke. Eine erfreuliche Wirkung stellte sich schon sehr bald ein, indem die Katholiken das Sonderseminar unter Segesser aufhoben und ihre Söhne vertrauensvoll in das gemeinsame Seminar schickten, dessen Besuch nun schnell zunahm. Auch hier arbeitete er im Auftrag der obersten Erziehungsbehörde einen Lehrplan aus und wirkte bei der Einführung der Lesebücher Scherrs mit, was nur unter vielfachem Kampf in der Lehrerschaft geschah. Auch leitete er im Jahre 1867 noch einen Repetircurs für Lehrer, der einen schönen Verlauf nahm und wo ersterer am Schlußbankett in seinem Toaste auf Pestalozzis Geist der Liebe, Treue, Thatkraft und Begeisterung hinwies. Im gleichen Jahre erschienen in der schweizerischen Lehrerzeitung fünf Artikel von Zuberbühler, die auch einen Blick in sein Inneres werfen lassen: 1) „Zur Erinnerung und Nachahmung" (pädagogischer Vortrag); 2) „Ueber weibliche Erziehung und Bildung in Anstalten"; 3) „Einst und Jetzt, oder einige Streiflichter aus der Vergangenheit" (ein Referat in Aphorismen); 4) „Einige Gedanken über die Aufgabe der Lehrerseminarien und die Vorbereitung der Aspiranten für den Eintritt in dieselben"; 5) „Schillers Glocke" (eine Studie als Conferenzvortrag). Im Herbst des nämlichen Jahres fand die schweizerische Lehrerversammlung in St. Gallen statt, die einen ungewöhnlichen starken Besuch fand; an dieser wirkte Zuberbühler noch mit großer Freude mit und trug sein gedankenvolles Referat über Charakterbildung vor, nicht ahnend, daß dieses schöne Fest für ihn den Todeskeim enthalten sollte. — Zuberbühler wurde auch vielfach von auswärts um Gutachten ersucht, so im Jahre 1865 von Dr. Gotschatok, Bürgermeister in Wien, über den Entwurf zu einem Seminar in Wien. Als er noch in Chur war, ersuchte ihn Dr. Heindl in Augsburg um seine Biographie und sein Bild für die Gallerie bedeutender

Digitized by Google

Pädagogen; aber Zuberbühler lehnte das Geſuch aus Beſcheidenheit ab. Dies führt uns noch auf einen beſondern Punkt ſowol in ſeinem Charakter als in ſeiner Wirkſamkeit auf die Seminariſten. Wie ſich Zuberbühler ſtets beſcheiden zeigte und ſich nirgends hervordrängte, ſo ſuchte er auch in den angehenden Lehrern die Beſcheidenheit als eine hervorragende Tugend des Lehrers zu pflegen und in ihnen die Ueberzeugung auszubilden, daß ſie nicht als fertige Lehrer in ihr Amt eintreten, ſondern im Gegentheil als Anfänger, daß erſt die Uebung und die Erfahrung ſie zutüchtigen Volksbildnern machen könne, und daß ſie noch gar keine Urſache haben, auf ihr Wiſſen ſtolz zu ſein, ſondern nun erſt recht durch fleißige Fortbildung ihre Kenntniſſe erweitern und namentlich vertiefen ſollen. Alſo Beſcheidenheit und regen Fortbildungstrieb ſuchte er ihnen als empfehlenswerthe Lehrertugenden mit auf den Lebensweg zu geben, und das iſt es auch, was man vielfach den Zöglingen Zuberbühlers nachrühmte.

So hätten wir nun in kurzen Zügen ein Bild des leider zu früh geſtorbenen Seminardirectors Zuberbühler entworfen. Er hinterließ allerdings keine großen ſchriftſtelleriſchen Werke, auch keinen nach außen vielgenannten Namen. Nein, er war ein Mann des ſtillen Wirkens, deſſen Herz ganz dem Seminar und der Schule gehörte, für die er unermüdlich arbeitete, von denen er aber alle Politik fern hielt. Er fand, daß die Aufgabe des Seminars und die Förderung des Schulweſens überhaupt die volle Kraft eines Mannes verlangen und keine Zerſplitterung desſelben geſtatten. Allerdings hätte er gerne wenigſtens alle allgemeinen ſchweizeriſchen Lehrerverſammlungen beſucht, wäre auch gern den vielfachen Einladungen zu den deutſchen Lehrerverſammlungen gefolgt, die ihn um ſo mehr intereſſirten, als er mit manchen Pädagogen Deutſchlands in brieflichem Verkehr ſtand; allein ſeine ſchwache Geſundheit erlaubte ihm das nicht. In dieſer Beziehung mußte er ſich manchen Genuß verſagen und manches Opfer auferlegen. Um ſo mehr freuten ihn die vielen Beſuche von Lehrern und Schulfreunden aus der Heimat und Fremde, mit denen er ſich dann ſo recht nach Herzensluſt und in geiſtvoller Weiſe über alle pädagogiſchen Fragen unterhielt. Daneben lebte er ganz ſeiner eigenen Familie, der er ein gar treu beſorgter Gatte und Vater war und die mit ſeinem Heimgang einen unerſetzlichen Verluſt erlitt.

Zuberbühler.

Digitized by Google

Peter Scheitlin.

1779—1848.

[Quellen: J. J. Bernet. Nekrolog; St. Gallen und Bern. Huber & Comp. 1852. Neujahrsblatt, herausgegeben vom hiſtoriſchen Verein St. Gallen. Huber & Comp. 1880.]

Seit den Tagen Vadians hat kaum Einer das geiſtige Leben St. Gallens in ſolchem Maße geweckt und geleitet, wie Profeſſor Scheitlin, der Jahrzehnte hindurch der unbeſtrittene Mittelpunkt der geiſtigen Entwicklung war, welche ſeine Vaterſtadt in der erſten Häfte dieſes Jahrhunderts durchmachte. Nicht umſonſt, ſagt ſein Biograph in dem Neujahrsblatt, heißt er in der Erinnerung ſeiner Mitbürger der „Profeſſor" Scheitlin; er war nicht nur ein Profeſſor für den engen Kreis ſeiner eigentlichen Schüler, ſondern für alle Kreiſe der Bevölkerung und ein großer Theil deſſen, was heute St. Gallen an Anſtalten, Stiftungen und Vereinen für die Förderung der Bildung und des Gemeinſinnes beſitzt, verdankt es den Anregungen und Anſtrengungen dieſes Mannes, der als Grabſchrift das Lob ſich wünſchte: „incitavit, er hat geſtupft".

Mit der Begeiſterung eines dem Lehrer beſonders nahe geſtandenen Schülers haben Bernet und mit nicht geringerer pietätsvoller Wärme, und ebenſo ſchön als geiſtreich der Biograph in dem Neujahrsblatt die außerordentlich vielſeitige und dabei doch keineswegs oberflächliche Wirkſamkeit dieſes Mannes geſchildert: wie er durch die Redaction des Wochenblattes die erſte Anregung zur Gründung des ſtädtiſchen Waiſenhauſes gab, wie er im Hungersjahre 1817 das Elend in den Hütten der Armen aufſuchte und durch ſeine Predigten das Mitleid der Reichen nachhaltig erregte, wie er überhaupt bis ans Ende ſeines Lebens ein Armenvater geweſen, eine „Hülfsgeſellſchaft in eigener Perſon"; wie er das geſellige Leben ſeiner Mitbürger zu heben und zu veredeln verſtand und Präſident faſt aller bedeutenden Vereine ſeiner Vaterſtadt wurde, wie er in Behörden und ſeinen kirchlichen Aemtern immer Hervorragendes leiſtete und dabei ſein Wiſſen und Können in alle Kreiſe der Bevölkerung trug, den wiſſenſchaftlichen und den landwirthſchaftlichen Verein ins Leben rief und im Gewerbeverein eine einflußreiche Stellung einnahm; wie ſeine Wirkſamkeit gehoben wurde durch die manigfaltigſten Erfolge, durch die Verehrung der Schüler und durch das Vertrauen und die Hochachtung der Mitbürger; wie ihm aber auch die Nachtſeite des menſchlichen Daſeins nicht verborgen blieb und Krankheit, Verluſt der Liebſten und Enttäuſchungen, welche das Herz verwunden, ihm nicht erſpart blieben und wie er endlich nach einem Jahrzehnt ſchwerer Kämpfe wieder feſten Boden fand für die geſegnete Wirkſamkeit des Alters.

Digitized by Google

In dieſen Blättern kann, ſoweit es der vorgeſchriebene Raum geſtattet, aus obigen Schriften nur das angeführt werden, was ſich auf Scheitlin den Pädagogen bezieht. Als ſolcher war er beſonders nach einer Richtung hin geradezu vorbildlich: durch den Zauber und die Macht ſeiner Lehrerperſönlichkeit.

Der Lebensgang Scheitlin's iſt äußerſt einfach. Peter wurde geboren am 4. März 1779, als der Sohn eines Kaufherrn und das ſiebente von elf Kindern. In ſeiner Selbſtbiographie, die leider nur noch in einem Exemplar vorhanden iſt, ſchildert er den Vater als ernſt und ſchweigſam, die Mutter als gutmüthig und wohlthätig. Die Lehrer erkannten frühzeitig die reichen Geiſtesgaben des lebhaften Knaben, liebten ihn jedoch nicht beſonders, weil er ihnen zu wenig ſchulgerecht war. Mit dem fünfzehnten Jahre trat er, weil ſich das von ſelbſt verſtand, in das Geſchäft ſeines Vaters. Bald aber kam ſeine tiefe Abneigung gegen den Kaufmannsſtand zum Durchbruche und nach einer durchwachten Nacht faßte er den Entſchluß zu ſtudiren, das hieß damals: Pfarrer zu werden, und beſuchte nun das Collegium, an welchem damals Theologen abſolviren konnten. Im Jahre 1801 beſtand er auch das Examen mit Auszeichnung und beſuchte hierauf Göttingen, wo ihn der große Naturforſcher Blumenbach anzog und Jena, wo er indeſſen keine Collegien belegte. Schon 1803 kehrte er nach St. Gallen zurück, aber noch war alles für ihn verſchloſſen. Da berief ihn die Gemeinde Kerenzen, hoch ob dem Wallenſee, zu ihrem Seelſorger. Dort nahm er ſich beſonders der Schule an und führte ſeine Jugendliebe als Braut heim.

Im Jahre 1805 wurde das Collegium in St. Gallen reorganiſirt und Scheitlin die Profeſſur für Philoſophie und Naturkunde übertragen. So nahm er denn mit 26 Jahren die Stellung ein, welche die Grundlage ſeiner ganzen Lebensthätigkeit bildete.

Scheitlin war, darin ſtimmen alle Zeugniſſe überein, ein Lehrer von Gottes Gnaden, kein Gelehrter aber ein Weiſer, kein Profeſſor gewöhnlicher Art aber ein Meiſter, der nicht nur Schüler, ſondern auch Jünger hatte. Er war zu vielſeitig, um ein bahnbrechender Forſcher auf einem Gebiete zu ſein, aber für die damalige Zeit galt Scheitlin faſt nach allen Seiten hin als ein Gelehrter. Nach den Erinnerungen ſeiner Schüler zu urtheilen, hat er es in wahrhaft virtuoſer Weiſe verſtanden, das Intereſſe derſelben zu wecken und zu erhalten. Er ſelbſt hat alles mit wunderbarer Klarheit und Schärfe erfaßt und zu einem einheitlichen Gedankenkreis verwoben und ſo ſuchte er auch ſeinen Schülern jeden Schritt in der Erkenntniß leicht und jeden erreichten Standpunkt gleichſam zu einem Ziel zu machen, mit dem man nach den Umſtänden zufrieden ſein konnte, er hat ſeine Schüler nicht auf das Ende des Unterrichtes verwieſen, ſondern ſie ſchon auf dem Wege

Digitized by Google

beglückt. Dazu kam: er ſtellte auch dar, was er lehrte, und manchen Schülern erſchien er als ein anderer Sokrates oder Plato.

Der Verkehr mit ſeinen Schülern war ein freier, ungezwungener; er ſtand ihnen in und außer der Schule nahe. Ein jeder ordentlicher Schüler konnte nicht anders als ſein Anhänger ſein; es war ein Unglück, von ihm vor der ganzen Claſſe beſchämt zu werden.

Neben ſeinem Lehramt und den kirchlichen Aemtern, war Scheitlin auch litterariſch äußerſt thätig, jedes Jahr ſeines Lebens iſt durch eine Druckſchrift bezeichnet. Die bedeutendſten Schriften ſind: „Die Thierſeelenkunde“ und das „Elend der Tellus“. Von ſeinen pädagogiſchen Schriften iſt „Agathon, ein Führer durchs Leben für Jünglinge“ dem bald „Agathe“ ein ähnliches Werkchen für Jungfrauen und „Ida, ein Buch für liebende Mütter“ folgten, noch jetzt eine der beſten Feſtgaben für heranreifende Jünglinge und ein Meiſterſtück in dieſer Gattung der Litteratur. Dieſe und ſeine eigentlichen Volks- und Jugendſchriften hat er an der Schwelle des Grabes geſchrieben.

Er ſtarb am 17. Januar 1848. Sein Grab liegt auf dem Friedhof zu St. Magnus, ſein Standbild ſteht vor der neuen Kantonsſchule, ſein Beiſpiel aber wirket fort in ſeinen Schülern; er hat auf den Ruhm eines gelehrten Forſchers verzichtet und denjenigen eines ausgezeichneten Lehrers und Bürgers erworben.

G. Wiget.

Dr. J. A. S. Federer.

1793—1868.

Federer, der letzte bedeutende Geiſtliche weſſenbergiſcher Richtung im Lande des heiligen Gallus, iſt gebürtig von Berneck, und war Rector der St. Galliſchen Kantonsſchule katholiſcher Fondation, ſpäter Pfarrer und Dekan in Ragatz.

Seine Gymnaſialſtudien machte er bei den Jeſuiten in Freiburg im Uechtlande. Die Väter ſetzten große Hoffnungen auf den talentvollen Knaben, deſſen Name immer unter den Erſten glänzte; er aber lernte die Jeſuiten und ihr Syſtem gründlich haſſen.

Als Müller-Friedberg an der Stelle der alten Kloſterſchule eine Gymnaſial- und Lycealanſtalt katholiſcher Fondation gegründet hatte, kam Federer nach St. Gallen und machte daſelbſt den philoſophiſchen Curs durch. Darauf bezog er die Univerſität Freiburg im Breisgau und trat nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien als Erzieher in das Haus des Freiherrn von Schönau. Im Jahre 1816 erhielt er einen Ruf als Subpräfect und

Digitized by Google

Religionslehrer an das inzwischen zum Gymnasium herabgeschmolzene Lyceum in St. Gallen und zwei Jahre später wurde ihm auch die Professur der ersten und zweiten Rhetorik übertragen. Seine schonungslose Censur aber, die er in der St. Gallischen Klosterwiederherstellungs- und Bisthumsfrage übte, zog ihm 1823 den Verlust dieser Stelle zu und zwang ihn außerhalb des Kantons sein Brod zu suchen.

Er fand einen ehrenvollen Wirkungskreis an der Secundarschule in Baden, welche Stadt ihm das Bürgerrecht und einen Ehrenbecher schenkte. Zehn Jahre lebte Federer im Exil. Inzwischen hatten seine politischen Freunde für den Augenblick die Oberhand gewonnen und übertrugen Federer das Rectorat des katholischen Gymnasiums. Unter seiner tüchtigen Leitung nahm dasselbe einen neuen Aufschwung und Federer erhielt in Anerkennung der vortrefflichen Leistungen von der Universität Bern das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie.

Das Obsiegen der Reactionäre im Wahljahre 1841 setzte aber seiner ferneren Thätigkeit ein rasches Ende. Zunächst wurden die freisinnigen Professoren Henne, Kurz und andere entfernt und dann kam im Jahre 1844 die Reihe auch an ihn.

Da wählte Ragatz den Mann, der zwei Mal der Reaction zum Opfer gefallen war, zum Seelsorger und das Kapitel zum Dekan.

Federer's litterarische Thätigkeit beschränkt sich auf Flugschriften, wie sie der Augenblick und die Nothwendigkeit der Vertheidigung hervorrief. Eine Lebensskizze über Federer und eine ausführliche Darstellung seiner politischen Thätigkeit hat Hungerbühler (St. Gallen, Zollikofer'sche Buchdruckerei 1868) geschrieben.

G. Wiget.

Johann Jakob Schlegel.

1820—1879.

Im werdenbergischen Dörfchen Azmoos, Gemeinde Wartau, freundlich am Fuße des Gonzen und am Rheine gelegen, ist Johann Jakob Schlegel den 22. Juli 1820 geboren und besuchte daselbst schon mit 4 Jahren die Schule seines Großvaters. Später erhielt er in Chur, wohin sein Vater gezogen, bei Lehrer Vollmar einen tüchtigen Elementarunterricht. Vom vierzehnten Jahre an Schüler der Churer Kantonsschule, fand er namentlich in den Geschichtsstunden Röders und im mathematischen Unterrichte Testers viel Anregung. Im Herbst 1837 trat er ins thurgauische Lehrerseminar Kreuzlingen ein, wurde ein begeisterter Jünger Wehrlis und blieb es zeitlebens. Seine

Digitized by Google

erſte Schulſtelle war die Oberſchule ſeines Heimatortes, die er 3 Jahre inne hatte. Dann übernahm er gleichzeitig zwei weit aus einander liegende Halbjahrſchulen in Chur und Bächli, Gemeinde Hemberg im Toggenburg; die eine hielt er im Winter, die andere im Sommer. Im Jahre 1847 an die nun nicht mehr beſtehende ſogenannte Aktivbürgerſchule (Schule der Niedergelaſſenen) in St. Gallen gewählt, wies er unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen (über 100 Schüler und 42 wöchentliche Unterrichtsſtunden) ſo ſchöne Leiſtungen auf, daß er 1854 an die bürgerliche Mädchenſchule befördert wurde und ſpäter bei Ablöſung der Elementarclaſſen als Reallehrer an derſelben verblieb und vom Erziehungsrathe ohne Prüfung das Reallehrerpatent erhielt. Fünfundzwanzig Jahre wirkte er an dieſer Anſtalt als vortrefflicher und geſchätzter Lehrer mit größter Gewiſſenhaftigkeit und Treue, ſtets im Geiſte Wehrlis bemüht, erziehend und charakterbildend auf ſeine Schülerinnen einzuwirken. Allgemein war die Anerkennung, die er bei Eltern und Behörden fand; ſie äußerte ſich unter anderm in der unentgeltlichen Ertheilung des Stadtbürgerrechts.

Ein großer Bücherfreund, las er ſehr viel, legte ſich nach und nach eine anſehnliche Bibliothek an, trat mit deutſchen pädagogiſchen Schriftſtellern, wie Lüben, Grube u. a. in Correſpondenz und verlegte ſich endlich ſelbſt auf die pädagogiſche Schriftſtellerei. Den erſten Anſtoß dazu gab ihm die Leſebuchfrage. Da nach ſeiner Anſchauung der Schule auch die Aufgabe der Gemüths- und Herzensbildung zufällt, ſo waren ihm die Scherrſchen Leſebücher zu ſehr nur realiſtiſche und grammatiſche Lehrbücher. Er trat daher der projektirten Einführung derſelben im Kanton St. Gallen entgegen und führte gegen die Freunde Scherrs einen langen Kampf. Seine Anſichten über die Beſchaffenheit eines Schulleſebuchs veröffentlichte er in zwei Broſchüren: „Das Schulbuch für ſchweizeriſche Volksſchulen“ und „Grundzüge für einen St. Galliſchen Schulbuchplan“. Später verwerthete er dieſelben im „St. Galliſchen Ergänzungsſchulbuch“, deſſen ſprachlichen Theil er bearbeitete. — Inzwiſchen wandte ſich ſeine Feder Bücherrecenſionen, ſtatiſtiſchen und biographiſchen Arbeiten zu. Er recenſirte eine große Menge von Jugendſchriften und pädagogiſchen Werken in den „St. Galler Blättern“, der „ſchweizeriſchen Lehrerzeitung“ und den „Mittheilungen über Jugendſchriften“. Im Jahre 1873 erſchien bei Orell Füßli & Comp. in Zürich ſein ſtatiſtiſches Werk „über die ſchweizeriſchen Lehrerbildungsanſtalten“, Separatabdruck aus der von Max Wirth herausgegebenen allgemeinen Beſchreibung und Statiſtik der Schweiz, von der Kritik als eine mit vielem Fleiß und großer Sorgfalt bearbeitete Schrift und als werthvoller Beitrag zur Geſchichte der Pädagogik bezeichnet. Den gleichen Sammlerfleiß bewährte Schlegel als Mitarbeiter am „Pädagogiſchen Jahresbericht“, begründet von Nacke, fortgeſetzt von Lüben

Digitized by Google

und Dittes. Zwanzig Jahre lang verfaßte er für diese Zeitschrift das Referat über das schweizerische Schulwesen, immer klar, übersichtlich und unparteiisch gehalten. Er hatte namentlich das Verdienst, die deutschen Schulmänner auf dem Laufenden zu erhalten über die Bestrebungen, Kämpfe und Fortschritte in der Schweiz, namentlich auf dem Gebiete der Volksschul- und Seminarpädagogik. Da Schlegels Name durch diese Arbeiten in weitern Kreisen bekannt wurde, so ergiengen von den verschiedensten Seiten Einladungen zur Mitarbeit für pädagogische Zeitschriften an ihn, und er übernahm viel, für seine physischen Kräfte vielleicht allzuviel. So setzte er seinem verehrten Lehrer Wehrli und dem appenzellischen Seminardirector Krüsi, gewesenem Mitarbeiter Pestalozzis, biographische Denkmäler in Kehr „Pädagogische Blätter", und in Nostitz „Deutsche Schule". Ja er lieferte sogar Artikel über das schweizerische Schulwesen in die in Gröningen erscheinende holländische Schulzeitung „Weekblad", die in ihrer Nummer 11 vom 15. März 1879, also 7 Tage nach Schlegels Tod, dessen letzte Arbeit enthält. — Jahre lang sammelte er unermüdlich den Stoff zu einem Lebensbilde des St. Gallischen Schulreformators Steinmüller, und es war ihm vergönnt, diese größere Arbeit, die ihm sehr am Herzen lag, noch zu Ende zu bringen. Doch erlebte er die Vollendung des Druckes nicht. Das Werk erschien erst nach seinem Tode bei Schultheß in Zürich unter dem Titel: „Drei Schulmänner der Ostschweiz"; denn dem ausführlichen Lebensbilde Steinmüllers waren auch noch die kürzern schon erwähnten Biographien Wehrlis und Krüsis beigegeben. Diese sehr verdienstliche Arbeit bildete den schönen Schlußstein seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Schlegel war ein klarer Kopf und eine tief gemüthliche Natur. In glücklichen Familienverhältnissen lebend, brachte er seiner Gattin, der Pfarrerstochter Mathilde Kranich und seinen 4 Kindern, 1 Sohn und 3 Töchtern (2 andere Kinder waren ihm früh gestorben) die zärtlichste Liebe entgegen und widmete ihnen alle freie Zeit. Diese war ihm freilich bei wöchentlich 30 Unterrichtsstunden, täglicher Korrektur vieler Schülerhefte und der skizzirten litterarischen Thätigkeit knapp zugemessen. Nur in den Ferien machte er sich, namentlich in den jüngern Jahren, ganz frei, zog als enthusiastischer Alpenfreund in die Berge und warf sich da, aufjauchzend wie ein harmloses Kind, der Mutter Natur voll und ganz an die Brust.

Doch erlitt seine Lebensfreudigkeit einen schweren Stoß durch den jähen Verlust seines einzigen, hoffnungsvollen Sohnes, der im Alter von 18 Jahren ertrank. Von da an geselliger Zerstreuung sich entziehend, suchte er seinen Schmerz in unabläßiger Arbeit zu vergessen. Dies erhöhte einerseits seine Leistungsfähigkeit, zehrte anderseits aber auch seine Kraft vor der Zeit auf. So vermochte der ausgearbeitete Mann eine Fieberkrankheit von wenigen

Digitized by Google

Wochen nicht zu überſtehen. In dem Momente, wo er nach Beſeitigung des Fiebers aufzuſtehen verſuchte, machte eine Lungenlähmung ſeinem thätigen Leben ein unerwartetes, nicht nur von der Familie, ſondern von ganz St. Gallen, beſonders aber von ſeinen Freunden, ſowie von zahlreichen Schülerinnen und deren Eltern ſchmerzlich empfundenes Ende (8. März 1879). Er hatte ſein Pfund treu verwaltet und nicht umſonſt gelebt. Ein ehrenvolles Andenken iſt ihm geſichert!

Schelling.

Johann Ulrich Benker.

1798—1858.

[Quelle: Erinnerung an J. U. Benker, Neujahrsgabe der thurgauiſchen gemeinnützigen Geſellſchaft auf das Jahr 1860.]

Der Thurgau, Jahrhunderte lang ein Unterthanenland und von den regierenden Landvögten ausgeſogen, war, als er im Anfang des 19. Jahrhunderts ein ſelbſtändiges Glied der Eidgenoſſenſchaft geworden, ein armer Kanton. Es fehlte vielfach an den Mitteln zu einem guten Staats- und Gemeindehaushalt, an ordentlichen Straßen, an einer Heil- und Verſorgungsanſtalt für Kranke, an guten Volksſchulen, ſowie an allen höhern Lehranſtalten. Es bedurfte großer Einſicht und weiſer Sparſamkeit von Seite der damaligen Staatslenker, um das junge Gemeinweſen auf eine ſichere Baſis geſunder Entwickelung und eines ſoliden Fortſchrittes zu ſtellen. Im Anfang der Dreißigerjahre wurde mit der Gründung des paritätiſchen Lehrerſeminars in Kreuzlingen und mit der Berufung Wehrli's zum Director dieſer Anſtalt ein glücklicher Wurf gethan zur Hebung des Volksſchulweſens. Wiederholt war auch in gemeinnützigen Kreiſen die Errichtung einer höhern Bildungsanſtalt, eines Gymnaſiums oder einer Kantonsſchule, angeregt worden, aber längere Zeit ohne Erfolg, weil die Mittel fehlten. Erſt der Anfang der Fünfzigerjahre, nach Annahme der neuen Verfaſſung vom Jahre 1849 und nach Aufhebung der Klöſter, hat auch dieſe Frucht gezeitigt, und dieſes Werk wurde nicht wenig gefördert durch den Umſtand, daß man über die Wahl eines Rectors der neugegründeten Kantonsſchule gar nicht im Zweifel ſein konnte. Es galt in allen maßgebenden Kreiſen als ſelbſtverſtändlich, daß man zu dieſer wichtigen Stelle einen Bürger des Landes berufe, der durch ein vielſeitiges und gediegenes Wiſſen und als ein trefflicher Charakter hervorragte und durch ein langjähriges pädagogiſches Wirken ſich allgemeine und hohe

Digitized by Google

Anerkennung erworben hatte. Das war J. U. Benker, zweiter Pfarrer und Lehrer an der Lateinſchule in Dießenhofen.

Joh. Ulrich Benker wurde den 9. Januar 1798 in Dießenhofen geboren, wo ſein Vater Pfarrer, und ein Bruder desſelben Oberamtmann war. Der Knabe war von Natur mit vorzüglichen Gaben ausgeſtattet und beſtimmte ſich frühe für das Studium. In der Lateinſchule ſeiner Heimat fand er einen begabten, anregenden Lehrer an dem Philologen Rudolf Hanhart, dem ſpätern Rector des Gymnaſiums in Baſel. Das Studium der Logik und die Bekanntſchaft mit den Grundſätzen der Stoiker und des Philoſophen Kant machten einen mächtigen Eindruck auf den Jüngling und veränderten ſein Weſen ſo, daß der frühere „Wildfang“ ernſt und zurückgezogen wurde und in ſtoiſcher Weiſe ſich aus freien Stücken vielfach eine ſtrenge Enthaltſamkeit auferlegte. Um ſich dem Studium der Theologie zu widmen, begab er ſich nach zurückgelegtem 16. Altersjahre nach Zürich, wo ſeiner manche Enttäuſchungen harrten, da er in den Vorträgen ſeiner Lehrer nicht die Förderung fand, die er ſich verſprochen hatte. Nur der Mathematiker Horner, der Zoologe Schinz und vor Allem der Philolog Bremi wußten ihn zu feſſeln. In den eigentlich theologiſchen Studien mußte er ſich eine eigene Bahn ſuchen. Das hat ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen, ihm die Originalität des ganzen Denkens und Forſchens zu bewahren und ſein nach Innen gekehrtes Weſen noch mehr zu vertiefen; aber damit mag es auch zuſammenhangen, daß es ihm ſpäter ſchwer war, den Reichthum ſeiner Gedankenwelt allgemein faßlich darzuſtellen und daß er ſolchen, die ihm ferner ſtanden, nicht immer verſtändlich war. An den geräuſchvollen Freuden des akademiſchen Lebens fand Benker wenig Geſchmack; deſto glücklicher fühlte er ſich im Kreiſe treuer Freunde, die von gleich edlem Streben beſeelt waren. Zu dieſen zählten u. A. Heinrich Ulrich, ein viel verſprechender junger Mann, der leider frühe ſtarb, Heinrich Rüſcheler, der ſpäter in den Verfaſſungskämpfen der Zwanzigerjahre als Zeitungsredactor großen Einfluß ausübte, Ferdinand Meyer, ſpäter Mitglied des Erziehungs- und Regierungsrathes, die nachherigen Profeſſoren L. Uſteri und J. U. Fäſi und die Prediger D. Schultheß und Th. Bornhauſer. Auch mit dem thurgauiſchen Geſchichtſchreiber Pupikofer, der aber ſchon früher ins praktiſche Leben übergieng, ſtand Benker in freundſchaftlichem Verkehr und unterhielt mit ihm eine lebhafte Correſpondenz. Auch er hat es erfahren, wie in den Studienjahren der Umgang mit ſtrebſamen Freunden in das Geiſtesleben oft tiefere Furchen zieht und fruchtbarere Samenkörner ausſtreut als ſelbſt die gelehrteſten Vorleſungen in den Hörſälen. Uebrigens machte Benker vielſeitige und gründliche Studien; in Mathematik und Naturwiſſenſchaften war er ebenſo gut zu Hauſe, wie in Philologie und Geſchichte. Sein Lieblingsſtudium aber blieb ihm die Philoſophie. „Anderen“, ſagte er,

Digitized by Google

„erwacht für Anderes das Streben; mir iſt des Lebens Werk die Philoſophie". Und: „Ich will nicht Gelehrter, — Denker will ich ſein".

Aber die ſchönen Jahre des akademiſchen Studiums ziehen raſch vorüber und der Studioſus muß auf die Arena des praktiſchen Lebens. Nach 4jährigem Aufenthalt in Zürich übernahm Benker in Frauenfeld das Actuariat des thurgauiſchen Adminiſtrationsrathes, der die oberſte Kirchen- und Schulbehörde des Staates war. In dieſer Stellung wurde er vertraut mit den kirchlichen und Schulverhältniſſen ſeiner Heimat. Hier verlebte er eine ſchöne Zeit, die Mußeſtunden theilend zwiſchen fortgeſetzten Studien und einem heitern geſelligen Verkehr. Hier fand er auch ſeine ſpätere Lebensgefährtin, und von hier aus unternahm er eine Reiſe nach Deutſchland. Um die franzöſiſche Umgangsſprache ſich noch beſſer anzueignen, begab er ſich, nachdem er ſein Amt niedergelegt, nach Genf und Paris, überall das Leben in ſeinen vielgeſtaltigen Verhältniſſen, die Leiſtungen in Wiſſenſchaft und Kunſt, namentlich aber auch Schulanſtalten mit klarem Auge beobachtend und ſeinen Geiſt bereichernd. In Hofwyl machte er die Bekanntſchaft ſeines Landsmannes J. J. Wehrli, von deſſen Wirken in der Armenſchule er mit hoher Achtung ſprach. Im Uebrigen wollte ihn die Hofwyler Anſtalt mit ihrem „franzöſiſchen Winde" nicht recht befriedigen; noch weniger das Peſtalozziſche Inſtitut zu Yverdon in dem Zuſtande, in welchem es ſich im Anfang der Zwanzigerjahre befand. In Paris feſſelten ihn am meiſten die großartigen wiſſenſchaftlichen Sammlungen und die Repräſentanten antiker Kunſt. „Hier, im Reiche des unvergänglich Schönen, tauchte ſein Geiſt mit Wolluſt in das verwandte Element, hier war ihm nicht mehr Paris, nicht mehr die Gegenwart, — hier war Hellas, die Stätte ſeiner Sehnſucht und ſeines Geiſtes Heimatland."

Von Paris aus begab ſich Benker in ſeine Vaterſtadt Dießenhofen, wo er die Stelle eines zweiten Pfarrers und Lehrers an der Lateinſchule übernahm. Als ihm die gleiche Stelle ſchon drei Jahre früher angeboten war, ſträubte er ſich mit aller Macht gegen Uebernahme derſelben, weil er ſich ſelber noch allzu jugendlich erſchien und noch länger den Studien leben wollte. Jetzt, da der Ruf zum zweiten Mal kam, gieng er bereitwillig darauf ein und vertauſchte mit vollem Bewußtſein ſein bisheriges freies Leben mit den Pflichten des Amtes. Auch auf kirchlichem Gebiet hat er Bedeutendes geleiſtet und als Mitglied des theologiſchen Prüfungscollegiums, wie als langjähriger Präſident der Kirchenſynode eine hervorragende Stellung eingenommen. Seine Hauptthätigkeit jedoch galt der Schule und ſein liebſter Aufenthalt war inmitten einer ſtrebſamen, für das Ideale ſich begeiſternden Jugend. Er ertheilte wöchentlich 20 Stunden Unterricht in lateiniſcher, griechiſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache, bisweilen auch in Geſchichte und Naturkunde. Seine Zöglinge blieben in der Regel bis zum Uebergang an die Univerſität.

Digitized by Google

Die Schule hatte unter Benkers Leitung in weiten Kreisen einen guten Ruf und wurde auch von auswärts besucht. Manche Schüler nahm Benker in sein Haus auf und war ihnen auch Erzieher im engern Sinne, und nicht wenige derselben haben sich später in ehrenvollen Lebensstellungen Ansehen und Einfluß erworben. „Es ist schwer", schreibt einer seiner Zöglinge, „von der eigenthümlichen, anziehenden Lehrweise Benkers ein faßliches Bild zu entwerfen; sie ließ sich mehr fühlen als beschreiben. Wer sie in ihrer Tiefe empfunden hat, dem schwellt die Erinnerung daran noch in späten Jahren das Herz. In Allem, was Benker vortrug, war er stets mit ganzer Seele dabei. Unterrichten war ihm wesentlich ein Wecken des innern Menschen, unabhängig von allen vergänglichen Lebenszwecken. Bezeichnend für seine Unterrichtsweise schreibt er an einem Orte: „„Die Religion hat ein bedeutungsvolles Wort: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele? Aehnlich sagt die Schule: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die größte Geschicklichkeit gewänne, aber das eigentlich Menschliche, des Geistes freies Leben, des Gemüthes zarte, in sich reiche Innigkeit bliebe unentwickelt?"" — So ist es denn auch Thatsache, daß Benker in manchen seiner Schüler die Freude an der Wissenschaft an und für sich in einer Weise geweckt, daß sie später nie mehr verloren gieng, und wir sind selber mit mehr als Einem derselben in Berührung gekommen, der mit Vorliebe ein wissenschaftliches Gespräch begann oder einen Horazischen oder Homerischen Spruch zitirte und überhaupt bei der ersten Begegnung den Mann einer gründlichen Bildung und höherer Geistesrichtung erkennen ließ.

Ueber 30 Jahre wirkte Benker an der Lateinschule in Dießenhofen. Da wurde 1853 die thurgauische Kantonsschule in Frauenfeld eröffnet und Benker, noch in voller geistiger Frische, zum Rector derselben berufen. Die Leitung der jungen Anstalt hätte nicht leicht glücklichern Händen anvertraut werden können, und die Anerkennung seines taktvollen und segensreichen Wirkens war allgemein. Leider war ihm keine lange Zeit der Thätigkeit mehr vergönnt, da er schon 1858 von einem Nervenfieber überfallen wurde, dem er bald erlag. Ein einfaches, steinernes Kreuz bezeichnet seine Ruhestätte auf dem Friedhof in Kurzdorf bei Frauenfeld.

Benker hat sich nicht veranlaßt gesehen, in intensiverer Weise auch als pädagogischer Schriftsteller zu wirken. Dagegen ist er oft bei Schulfeierlichkeiten als Redner aufgetreten oder hat in Lehrerversammlungen Vorträge gehalten, in denen manch ein ächtes Goldkorn seinen beredten Ausdruck gefunden. Die im Eingang citirte Neujahrsgabe der thurgauischen gemeinnützigen Gesellschaft enthält eine reiche Blumenlese aus diesen Vorträgen und Reden, z. B. über Selbstbildung und Selbsterziehung, über den Werth der Schulbildung, über

Digitized by Google

die geiſtige Fortbildung des Lehrers, über das Unterrichten, über das Verfaſſen von Aufſätzen, über das Wecken des geiſtigen Lebens, über gemeinnütziges Wirken ꝛc.

Benker's Leben war nicht gerade reich an bedeutenden äußern Ereigniſſen, es war ihm nicht beſchieden, mächtig einzugreifen in das Getriebe der Zeitfragen, er war eine ſtill und ideal angelegte Natur. Aber auf dem Poſten, da er zu wirken berufen war, hat er ganz und voll ſeinen Mann geſtellt und durch unermüdliche Berufstreue, wie durch liebevolles Eingehen auf die individuellen Bedürfniſſe ſeiner Schüler reichen Segen geſtiftet. Rebſamen.

Der evangeliſche Schulverein in Graubünden.

Eine der ſchönſten Früchte, die durch den Einfluß der evangeliſchen Kantonsſchule gezeitigt worden ſind, iſt unſtreitig der Verein, welcher 1827 bei Anlaß der Synode zu Thuſis zur Verbeſſerung des evangeliſchen Volksſchulweſens gegründet worden iſt. Er beſtand Anfangs vorherrſchend aus Geiſtlichen, bald aber ſchloſſen ſich eine große Anzahl Männer jeglichen Standes und Berufes demſelben an, ſo daß er gegen Schluß des erſten Jahres bereits über 180 Mitglieder zählte und im zweiten Jahr auf 300 anſtieg. Die Gründer des Vereins waren faſt alle auf der Kantonsſchule gebildet worden. Ein Schulrath beſtand damals für das kantonale Volksſchulweſen noch nicht, ſondern nur für die Kantonsſchule. Das Volksſchulweſen blieb noch vollſtändig den Gemeinden überlaſſen. Um ſo nothwendiger und wohlthätiger war es, daß wenigſtens auf dem Wege freier Vereinigung eine centrale Leitung ſich zu bilden anfieng. Der erſte Vorſtand des Schulvereins beſtand aus den Männern, welche ohne Zweifel am kräftigſten die Gründung desſelben angeregt hatten. Es waren: Profeſſor und Pfarrer P. Kind, Pfarrer A. Gredig, Pfarrer D. G. Luck, Pfarrer P. Kaſpar, Pfarrer Franz Walther, Pfarrer Karl Raſcher, Profeſſor G. W. Röder und Profeſſor H. Kaltſchmidt. Derjenige, welcher die Einladung zur Gründung des Vereins erlaſſen hatte und ſich immer ſehr thätig erwies, Pfarrer Otto Decariſch wurde nicht in den Vorſtand gewählt, weil er damals Pfarrer in Puſchlav war und zu weit weg wohnte, um den Vorſtandsſitzungen beiwohnen zu können. Der Verein hatte zunächſt den Zweck, durch Verbreitung geeigneter Schriften über alle Zweige des Volksſchulweſens dafür zu wirken, daß auch in unſerm Kanton durch Verbeſſerung der Schulanſtalten die Jugenderziehung gefördert werde. Jedes Mitglied zahlte einen Gulden (Fr. 1. 70) Jahresbeitrag. Der evangeliſche

Digitized by Google

Kantonstheil wurde in 8, ſpäter 13 und endlich 17 Kreiſe eingetheilt; in denſelben circulirten die angeſchafften Schriften. Die Mitglieder wurden ferner von den Kreisvorſtänden zu regelmäßigen Kreisverſammlungen einberufen, in denen berathen werden ſollte, wie das Schulweſen in den einzelnen Gemeinden gehoben, und insbeſondere einflußreiche Männer und das Volk für die Förderung dieſes Zweckes gewonnen werden könnten. So kamen allerlei wichtige Fragen in den Kreiſen zur Beſprechung, z. B. wie gelangen wir zu Schullehrern, die nicht blos die nothwendigen Kenntniſſe beſitzen, ſondern auch in Hinſicht auf Methode und Pädagogik genügend unterrichtet ſind? Welche Gegenſtände des Unterrichts ſind für unſere Landſchulen unbedingt nothwendig? Wer hat den Religionsunterricht zu ertheilen und wie? Wie iſt es möglich zu machen, daß die Regierung einen allgemeinen Landesſchulrath beſtellt, damit nur ſolche zum Schuldienſt zugelaſſen werden, die dazu tauglich ſind? Wie ſind Ortsſchulräthe einzurichten, die über den Gang der Schule wachen und gegen gleichgültige Eltern einſchreiten? Wie iſt gegen die vielen Schulverſäumniſſe anzukämpfen? Wie gelangen wir zu beſſern Schulbüchern? u. ſ. w. Der Vorſtand warnte ſeinerſeits die Kreiſe vor Uebereilung und vor Zerſplitterung und bezeichnete folgende drei Punkte, auf welche ſich die Thätigkeit aller Kreiſe zunächſt vereinigen müſſe:

1. Verbreitung zweckmäßiger Schriften über das Volksſchulweſen.
2. Einführung beſſerer Lehrmittel.
3. Fürſorge, daß dieſe Lehrmittel genau geprüft, ihre Anſchaffung möglichſt erleichtert und daß die zweckmäßig befundenen in die romaniſche und italieniſche Sprache überſetzt würden.

In der zweiten Generalverſammlung des Vereins Juni 1828 zu Chur wurden die Kreiſe insbeſondere beauftragt, auf Grund eines Fragenſchemas den damaligen Zuſtand unſerer Volksſchulen auszumitteln, um dadurch die Wirkſamkeit des Vereins auf den richtigen Boden zu ſtellen.

So waren denn die Kreiſe nach dieſen verſchiedenen Richtungen thätig. Es wurden Schulbeſuche veranſtaltet: die erwählten Inſpectoren führten dieſelben in den verſchiedenen Gemeinden aus und zwar in der uneigennützigſten Weiſe ohne irgend welche Bezahlung, auch nicht für ihre Baarauslagen; man munterte fähigere Jünglinge zum Beſuch der Kantonsſchule auf, um ſie nachher für den Schuldienſt zu verwenden, man that Schritte bei der Regierung behufs Erweiterung der Lehrerbildungsanſtalt an der Kantonsſchule, man wirkte auf Verlängerung der Schulzeit, Verbeſſerung der Schulhäuſer, man ermunterte die Gemeinden zur Vermehrung ihrer Schulfonds und zur Erhöhung der Lehrerbeſoldungen — nicht umſonſt, denn es zeigte ſich überhaupt auch im Volke ein lebhaftes Intereſſe für die wohlthätigen Beſtrebungen des Schulvereins.

Digitized by Google

Die Kreisvereine sandten jährlich dem Ausschuß ihre Protokolle ein, der Ausschuß berieth die Anträge und Wünsche und brachte sie bei der Generalversammlung zur Entscheidung. Diese fand gewöhnlich in Verbindung mit der Synode der evangelischen Geistlichen statt, weil man bei diesem Anlaß doch immer der Theilnahme einer möglichst großen Mitgliederzahl versichert sein konnte und weil die Synode ihre Versammlungen in den verschiedensten Thalschaften des Kantons abhielt, so daß abwechselnd bald aus der, bald aus jener Gegend die Freunde der guten Sache ohne große Opfer an Zeit und Geld sich zu den entscheidenden Besprechungen einfinden konnten. Einen treuen Gehülfen hatte der Schulverein an dem evangelischen Kirchenrath, der nicht nur wiederholt auf Uebelstände im Schulwesen einzelner Gemeinden aufmerksam machte, sondern auch das Seinige dazu beitrug, denselben abzuhelfen.

Was nun der Schulverein während der Dauer seines Bestehens geleistet hat, ist kurz zusammengefaßt Folgendes:

1. Er hat durch die veranstaltete Circulation pädagogischer Schriften im Volke mehr Interesse und Verständniß für das Schulwesen geweckt und gefördert. Die Schriften selbst wurden später dem Lehrerseminar geschenkt und bildeten so die Grundlage zu dessen Bibliothek.

2. Er hat die Herausgabe neuer besserer Lehrmittel veranstaltet und dafür gesorgt, daß verschiedene derselben, sowie auch bereits bestehende, z. B. Hebels biblische Geschichte, ins Italienische und in die romanischen Sprachen übersetzt und so für alle Schulen des Kantons nutzbar gemacht wurden. Wir nennen:

Die lithographirten Vorlagen für den Schönschreibunterricht und methodische Anleitung zu demselben.

Ein ABC und Namenbüchlein.

Der Leseschüler, enthaltend die ersten Uebungen im richtigen und fertigen Lesen.

Erstes Schul- und Lesebuch.

Zweites Schul- und Lesebuch, sollte zugleich ein Volksbuch sein.

Die lithographirten Briefe zum Lesen der verschiedensten Handschriften; der Stoff derselben ist vorzüglich von Herrn Lehrer Looser, welcher längere Zeit in Fürstenau eine Privatlehranstalt leitete, gesammelt worden.

Das Schulrechenbuch von Tester, bestehend aus einer methodischen Anleitung und einer reichen Aufgabensammlung.

Eine Auswahl der vorzüglichsten Lieder für die Schulen von Professor Früh, 2 Hefte.

Manche von diesen Lehrmitteln haben auch über die Kantonsgrenzen hinaus Verbreitung gefunden und sind in mehreren Auflagen erschienen.

Digitized by Google

3. Er hat ärmern Gemeinden die Anschaffung dieser Lehrmittel durch Geldbeiträge erleichtert.

4. Er hat Preisfragen ausgeschrieben und die preiswürdigen Leistungen belohnt.

5. Er hat die Gemeinden zur Erhöhung ihrer Schulfonds und der Lehrerbesoldungen, sowie zur Verbesserung der Schullocale angeregt und die namhaftesten Leistungen in dieser Hinsicht mit Prämien bedacht im Betrage von fl. 100—500.

6. Er hat für Schullehrerzöglinge Stipendien für je 3 Jahre ausgesetzt, im Betrag von fl. 40, 60, 80, um dadurch mehr junge Leute zum Lehrerberuf zu ermuntern, da vom Jahr 1821—1837 blos etwa 46 Schullehrer aus der Kantonsschule hervorgiengen.

7. Er hat einen theoretisch-praktischen Gesangcurs für Schullehrer eingerichtet unter Leitung des Gesanglehrers an der Kantonsschule, Herrn Professor Früh.

8. Er hat sich bei dem Schulrath der evangelischen Kantonsschule dahin verwendet, daß durch denselben die Schullehrerbildungsanstalt erweitert und gehoben wurde. Ein ganz von der Kantonsschule losgelöstes selbständiges Lehrerseminar fand nicht die Billigung der Mehrheit.

9. Er hat einen Schulconspectus aufgestellt über den Bestand sämmtlicher evangelischen Volksschulen im Kanton und damit nicht nur für seine eigene, sondern auch für die Wirksamkeit des spätern Erziehungsraths die nothwendige statistische Grundlage geschaffen.

Daß diese Thätigkeit des Schulvereins nicht ohne Erfolg geblieben ist, erweist die Vergleichung über den Stand des Schulwesens in den Jahren

	1829 und	1840.
Schullocale	42	97.
Schulbehörden	59	119.
Schullehrer	241	297.
Schulkinder	8485	9851.
	ungefähr $^1/_6$ der Bevölkerung,	$^1/_5$ der Bevölkerung.
Lehrergehalte	fl. 18,499	fl. 27,302.
Schulfonds	fl. 158,878	fl. 264,688.

Die Hülfsmittel des Vereins waren die Jahresbeiträge der Mitglieder, Schenkungen und vom Jahr 1834 an die Beiträge der Regierung. Dieselben beliefen sich von 1834—1837 auf jährlich fl. 500, von 1837—1843 jährlich fl. 1000. Die Mitgliederzahl des Vereins stand meistens ungefähr auf 300.

1838 bestellte der Große Rath einen eigenen Erziehungsrath über sämmtliche Gemeindeschulen im ganzen Kanton. Es konnte nicht fehlen, daß

Digitized by Google

dadurch zunächst Conflicte zwischen Verein und Behörde, dann allmälig die Mattlegung und endlich die Auflösung des Vereins herbeigeführt wurde. Zwar erklärte der Erziehungsrath mit Schreiben vom 8. Dezember 1838, daß er den Schulverein ungestört in seiner bisherigen freien Wirksamkeit belassen und ihm beistehen wolle, verlangte aber

1. daß der Schulverein ihm jährlich einen möglichst umfassenden und getreuen Bericht über seine Wirksamkeit und über Stand und Gang des gesammten Elementarschulwesens im ganzen evangelischen Kantonstheil abstatte,

2. ebenso, daß der Schulverein, wenn er neue Lehrmittel einführen oder wichtige Maßregeln zur Hebung und Förderung der Elementarschulen anwenden wolle, dafür zuerst die Genehmigung des Erziehungsraths einhole. Dadurch sah sich der Schulverein theils Verpflichtungen auferlegt, die er beim besten Willen nicht erfüllen konnte, theils fühlte er sich in seiner bisherigen freien Thätigkeit gehemmt. Eine nähere Erläuterung des Erziehungsraths über beide Punkte, sowie die rühmende Anerkennung über die bisherigen Leistungen des Schulvereins beseitigte die entstandenen Besorgnisse, und Behörde und Verein wirkten noch einige Jahre friedlich neben und mit einander.

Je mehr aber der Erziehungsrath erstarkte und seine Thätigkeit ausdehnte, desto mehr sah sich der Schulverein in seiner Wirksamkeit gelähmt und allerlei Anständen mit der Behörde und ihren Organen ausgesetzt. Soweit möglich und so lange als möglich bis gegen Ende der Vierzigerjahre führte er seine Arbeit fort, namentlich wandte er solchen Gemeinden, die sich durch besondere Leistungen auszeichneten, Prämien zu. Dann verwaltete der Vorstand durch einige Jahre das kleine Vermögen, in der Hoffnung gelegentlich eine passende Verwendung für dasselbe zu finden.

Am 21. Mai 1860 faßte die Generalversammlung folgenden Beschluß:

1. Der Schulverein löst sich als solcher mit dem heutigen Tage auf.
2. Das Capital desselben wird zu einem unantastbaren Schulcapital erklärt, dessen Zinsen zu Dienstzulagen an evangelische Lehrer verwendet werden sollen.
3. Das Capital wird vom Erziehungsrath evangelischen Theils unter Zuzug des Seminardirectors verwaltet und sobald es Fr. 10,000 beträgt, verwendet der Erziehungsrath jährlich Fr. 400 zu Dienstprämien. Die Bewerber um solche müssen
   a) mindestens 12 Jahre nacheinander in Gemeindeschulen gewirkt haben,
   b) patentirt sein und sich über sittliches Betragen ausweisen.

Am 31. Dezember 1861 betrug das Capital Fr. 10,411 und 68 Rpn. Im darauffolgenden Frühling wurden die ersten Dienstprämien vertheilt und seither dieses Verfahren fortgesetzt.

Herold.

Digitized by Google

Professor Jakob Früh

1808—1859

wurde am 21. Oktober 1808 zu Wannweil in Würtemberg geboren. Er besuchte zuerst seine Dorfschule, dann die höhern Schulen in dem nahen Reutlingen. Dort bildete er sich zum Lehrer aus und bei seiner reichen musikalischen Begabung vorzugsweise zum Musiklehrer. 1836 wurde er als Professor an die Kantonsschule nach Chur berufen und ihm hier der Unterricht in Gesang und deutscher Sprache und insbesondere die musicalische Ausbildung der Schullehrer-Zöglinge anvertraut. Früh hat sich in dieser Richtung ähnliche Verdienste erworben wie seiner Zeit Prof. Tester in Bezug auf das Rechnen in der Volksschule. Der bündnerische Schulverein beauftragte ihn mit der Herausgabe von Jugendliedern für die Volksschule. Die von ihm ausgearbeiteten Liederhefte fanden eine sehr günstige Aufnahme und trugen bei ihrer weiten Verbreitung zunächst in Graubünden sehr viel zur Hebung des Volksgesanges bei. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen gieng auch seine Thätigkeit in Leitung des gemischten und eines Männerchors in Chur: eine Reihe der bedeutendsten Oratorien kamen durch ihn zur Aufführung. Er starb den 15. August 1859.

Herold.

Johann Heinrich Schällibaum.

1809—1875.

War dieser Mann mit seiner Thätigkeit auch nicht zunächst auf die Volksschule angewiesen, so hat er doch mittelbar viel zur Hebung derselben beigetragen. Er erblickte das Licht der Welt den 25. Dezember 1809 zu Kappel im Toggenburg. Seine Eltern waren einfache Bauersleute und konnten nicht viel auf ihn verwenden. Seine reichen und vielseitigen Geistesanlagen drängten ihn aber zur Ausbildung derselben, wie viel Mühe und Opfer dies ihn auch kosten sollte. Er besuchte zuerst ein Jahr die Kantonsschule in Aarau, dann bis zum Abgange auf die Universität diejenige in Chur. Sein gesetztes Wesen, die Ruhe und Festigkeit seines Charakters sowie seine außergewöhnliche Befähigung zur Musik veranlaßten den Schulrath, ihm, während er noch die obersten Klassen als Schüler besuchte, den Gesangunterricht an der Kantonsschule zu übergeben und er hat seine Aufgabe mit

Digitized by Google

einem für seine Jugend seltenen Tacte glücklich und zur vollen Zufriedenheit der Behörde gelöst. In Leipzig und Berlin studirte er neben Musik besonders Philologie und Mathematik und erwarb sich auf all diesen Gebieten bedeutende Kenntnisse. 1838 wurde er als Lehrer an die Kantonsschule in Chur berufen und hat von 1850 an auch als Rector 14 Jahre an derselben gewirkt. In dieser Stellung übte er denn auch einen bedeutenden Einfluß auf die Heranbildung der Lehrerzöglinge, weniger allerdings durch unmittelbaren Unterricht, der andern Kräften übertragen war, als durch das Gewicht seiner Persönlichkeit in der leitenden Behörde, durch die Biederkeit seines Charakters und durch die ebenso gewissenhafte als bescheidene Führung seines Amtes. Selten sind so verschiedenartige Kenntnisse in Einem Manne vereinigt wie dies bei ihm der Fall war und dennoch hat er sich nie in denselben zerstreut und verflüchtigt, sondern sich stets auf den ihm vor allem zusagenden Gebieten, der Musik, der klassischen Philologie und der Mathematik, der größten Gründlichkeit beflissen. Genau bis ins Kleinste ruhte er an sich und andern nicht, bis auch der letzte Zweifel beseitigt war. Die Gründlichkeit und Tiefe that seiner Klarheit keinen Eintrag und wenn er im Mündlichen nicht die Gewandtheit der Darstellung besaß, wie er sie sich so oft gewünscht hatte, so war doch was er schrieb und was er sagte, einfach, bestimmt und treffend. Weit entfernt nur seine Stunden zu geben, lebte er sich in die Denkweise der Schüler hinein, um sie desto gewisser in seine eigene Denkweise emporzuheben und für ernste Studien zu begeistern. Bei all dieser Thätigkeit war er völlig anspruchslos und immer bereit, fremdes Verdienst höher zu würdigen als das eigene. Litterarische Leistungen sind wenige von ihm zu verzeichnen. Er hat eine Geschichte der bündnerischen Kantonsschule geschrieben, sehr schätzenswerthe Beiträge zum schweizerischen Idiotikon geliefert und im litterarischen Verein zu Chur, dessen Gründer er vorzugsweise gewesen ist, manchen interessanten Aufsatz vorgelesen. Seiner zweiten Heimat Chur und der Kantonsschule ist er unwandelbar treu geblieben, trotzdem sehr vortheilhafte Berufungen nach St. Gallen und Aarau an ihn ergangen waren. Nach längerer Krankheit starb er am 30. Juni 1875.

Herold.

Peter Flury.

1804—1880.

[Quellen: Peter Flury; Lebensbild eines bündnerischen Pfarrers, von O. P. Baumgartner. Chur 1881.]

Wenn die Biographien für Schulgeschichte nicht blos eine beliebige Anzahl hervorragender Förderer des Erziehungswesens, sondern ebenso die

Digitized by Google

Manigfaltigkeit der ſachbezüglichen Beſtrebungen zu Darſtellung bringen ſollen, ſo darf auch diejenige Richtung, die auf proteſtantiſcher Seite von ſcharf ausgeprägten religiöſen Geſichtspunkten aus bleibende Leiſtungen zu Stande gebracht, nicht ohne Vertretung bleiben. Ein Lebensbild dieſer Art liegt in dem obengenannten Schriftchen vor, das uns die Lebensgänge des Begründers des Privatſeminars in Schiers erzählt.

Peter Flury iſt im Oktober 1804 zu Saas im Prättigau geboren, das fünfte unter neun Kindern einer braven, vermöglichen und einfach frommen Bauernfamilie. Seiner Fähigkeiten wegen von ſeinen Eltern zum geiſtlichen Beruf beſtimmt, beſuchte er zunächſt in Kloſters unter allerhand Entbehrungen die Privatvorbereitungsanſtalt des dortigen Pfarrers und dann die Kantonsſchule in Chur; hier aber erblaßte ihm das ideale Bild, das er ſich bisanhin von ſeinem künftigen Lebensberuf als Landpfarrer gemacht; er entſchloß ſich, dem Kaufmannsſtande ſich zuzuwenden, trat bei einem ältern Bruder in Modena dafür in die Lehre und begleitete dann als Geſellſchafter mehrfach vornehme Familien auf Reiſen in Italien und Frankreich. Beſonders enge ſchloß er ſich an die engliſche Familie Drumond an und die ſtreng religiöſe Richtung derſelben gewann ſein Herz; in Genf unter dem Einfluß des freikirchlichen Predigers Malan gelangte auch in ihm die religiöſe Erweckung zum Durchbruch und als vierundzwanzigjähriger Mann entſchloß er ſich das Verſäumte nachzuholen, um als Geiſtlicher das Evangelium zu verkünden. Mit den um ein Jahrzehnt jüngern Gymnaſiaſten in Chur ſetzte er ſich wieder in die Schülerbank, beſtand 1836 das Examen vor der rhätiſchen Synode und wurde im ſelben Jahre Pfarrer in Schiers. Die gleiche Energie, die er der Nachholung der Studien gewidmet, wandte er nun der Seelſorge, dem Armenweſen und Schulweſen zu, eine originelle Kraftnatur, voll Unruhe des Schaffens mit felſenfeſtem Vertrauen auf die Hülfe ſeines Gottes, bei aller rückſichtsloſen Entſchiedenheit ſeiner perſönlichen Ueberzeugung doch durch die Lauterkeit ſeiner Geſinnung und ſeine Kraft hingebender Begeiſterung auch Andersgeſinnten Achtung abnöthigend, nicht ein Mann der Bücher, ſondern des praktiſchen Lebens, des vom Herzen zum Herzen gehenden Wortes und der kühnen Glaubensthat. So brachte er unter urſprünglich ganz ungünſtigen Verhältniſſen den Bau eines Armenhauſes in ſeiner Gemeinde zu Stande, ſo ward er der Begründer des Seminars in Schiers, deſſen Zuſtandekommen das von geſinnungsverwandter Hand geſchriebene Lebensbild ausführlich erzählt; wir geben die Schilderung desſelben mit geringen Abkürzungen.

„Flury hatte ſchon von Anfang an gefühlt, daß es nicht beſſer würde, bis es möglich wäre, ſchon die Kinder zum herzlichen Glauben an Denjenigen zu führen, welcher auch der Kinder Heiland ſein wolle, und ſie auf Grund eigener Erfahrung es lernten, mit Freuden und in Geduld auf dem Wege

Digitized by Google

des Glaubens zu verharren; und mußte er immer mehr erfahren, daß er als Pfarrer zu viel mit den Erwachsenen zu thun hätte, als daß er sich noch in befriedigender Weise mit den Kindern beschäftigen könnte, so trat ihm darum die Wahrheit um so klarer vor die Seele, hier könne nur durch Schullehrer geholfen werden, welche in „lebendig christlichem Geiste wirken". Auch in dieser Beziehung hoffte er auf Anregung von andrer Seite her. Bald genug stellte sich jedoch heraus, daß zur Zeit „von Staatswegen nichts Genügendes für die Lehrerbildung gethan werden könnte". Eines Tages kam eine Frau zu ihm und brachte ihm einen „Sechsbätzner", damit er ihn für die Schule brauche, wenn er einmal eine anfangen wolle. „Es war mir", sagte er einmal, als wir über das Werk sprachen, „als ob Feuer von Oben über mich käme. Ich gieng im Zimmer auf und ab, und immer wieder ertönten in meinem Herzen die Worte von August Hermann Francke: „Das ist ein ehrlich Capital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen". Es kämpfte mächtig in ihm, ob er noch all den Abmahnungen und Befürchtungen Gehör geben dürfe, die von befreundeter Seite her ausgesprochen wurden und doch um so mehr erwogen zu werden verdienten, als damals in der ganzen Schweiz noch keine ähnliche Anstalt bestand, die Schwierigkeiten der Ausführung nicht überschaut werden konnten, und um so größer erschienen, weil die Anstalt in so einsamem Thal entstehen sollte und daher statt sich auf die geistige sowie materielle Hülfe zahlreicher Freunde in Städten stützen zu können, mehr auf sich selbst angewiesen zu sein schien. Aber schließlich sagte er sich, daß alles das im Grunde doch Einflüsterungen des Unglaubens seien, und so gewiß er sich von Gott mit aller Macht zu diesem Werk getrieben spüre, der Glaube alle diese Bedenken überwinden müsse. Er war also innerlich entschieden, das Werk in Gottes Namen selbst in die Hand zu nehmen und wenigstens den Anfang damit zu machen. Sein Plan war, sich vorab mit einer einfachen Privatschule in Schiers zu begnügen und sodann nach dem Maße, als er sich von Oben herab dazu getrieben und geleitet fühlte, zur Gründung eines Lehrerseminars überzugehen. Wenn irgend möglich, sollte dasselbe mit einer Realschule verbunden werden, damit so das Evangelium auch in dem so wichtigen Erwerbsstand seine Kraft ausüben könnte. Auch nahm er eine Rettungsanstalt in Aussicht, damit so insbesondere an armen, verwaisten Kindern ein Dienst der Barmherzigkeit ausgerichtet und den Seminaristen zugleich die beste Gelegenheit dargeboten werden könnte, um sich auch praktisch zu Lehrern vorzubilden, welche ihren Sinn dahin gerichtet hätten, sich auch insbesondere der Armen unter den Kindern anzunehmen. — Wie glücklich war er, in Beuggen eine Anstalt zu finden, welche ganz dem entsprach, was er für sein Land wünschte. Darum zauderte er nicht, sich mit dem ehrwürdigen Gründer und Leiter der-

Digitized by Google

ſelben, Inſpector Ch. H. Zeller[1], über die ganze Angelegenheit zu berathen und ſich von ihm einen Lehrer zu erbitten, der im Stande wäre, dieſes ſchwere Werk im gleichen Geiſte und in gleicher Art zu beginnen, und ſeine Freude war groß, als ihm geradezu einer der Anſtaltslehrer zu dieſem Zwecke in Ausſicht geſtellt wurde, nemlich Herr Joh. Plüß, und derſelbe im Glauben den ſofort an ihn gerichteten Ruf annahm.

„Wer ſich jedoch getrieben fühlt, ein Werk ſolcher Art zu gründen, fühlt zugleich, daß es nicht blos „auf zwei Augen ſtehen", d. h. nicht blos ihn zum Träger haben darf, ſondern weſentlich eine Gemeinſchaft von Männern desſelben Geiſtes zur Vorausſetzung haben muß. Flury hatte einen lebendigen Trieb eine Gemeinſchaft zu bilden und eine ſeltene Gabe, die rechten Männer zu gewinnen. An dem Feuer der Liebe und Begeiſterung, das von Oben in ihm brannte, erwarmten die Herzen vieler, welche ſchon lange eine Anſtalt dieſer Art hätten ins Leben treten ſehen mögen, aber ohne ihn nicht den Muth gehabt hätten, ſelbſt mit der That dafür einzuſtehen. Männer, die ſchon während ſeiner Studienzeit die Lauterkeit ſeines Glaubens, ſowie ſeine Hingebung gekannt und ſeine Freunde geworden waren, begrüßten ſeine Einladung als einen köſtlichen Anlaß, ihren bisherigen Freundſchaftsbund in gemeinſamer Arbeit für die Erziehung der Jugend zu ſtärken; und andere Männer, welche ihm bisher fern geſtanden hatten, aber durch ſein Beiſpiel wie ſein Wort ſich hatten begeiſtern laſſen, freuten ſich unter ſeiner Leitung mitarbeiten zu können. Noch im Alter erkannte er es als eine beſondere Gnade der Leitung von Oben, daß gerade in jener Zeit die Beſten und Wägſten der hieſigen Gemeinde und aus der Umgebung ſich ſo freudig zuſammenfanden, um mit der That und unter perſönlicher Hingebung dieſes Werk mit Gott im Kleinen zu beginnen. Denn ſolche Gemeinſchaft von Männern iſt der nothwendige, natürliche und gottgeordnete Lebensgrund für das fröhliche Gedeihen einer ſo hohe Ziele verfolgenden Anſtalt, und das Herz fängt an zu zittern, ſobald es beobachten muß, daß es anfängt an ſolchen Männern zu gebrechen, und dafür „fremdes Feuer" ſich ihr nahen will. Sein Hauptaugenmerk war daher je und je darauf gerichtet, Geiſter, welche ſich nicht im lautern Glauben der Sache annehmen wollten, fern zu halten; und ſetzte es aus ſolchen Gründen noch ſo heftige Kämpfe ab, ſo wich er nicht, bis ſie das Feld geräumt hatten und von neuem ein Arbeiten

[1] Chriſtian Heinrich Zeller (der Bruder von Karl Auguſt Zeller, Bd. II. S. 228 ff.), geb. 1779, geſt. 1860, begründete 1820 auf dem badiſchen Schloß Beuggen unweit Baſel auf Anregung der Basler Miſſionsgeſellſchaft eine Armenerziehungs- und Lehrerbildungsanſtalt, die heute noch beſteht und trat auch als pädagogiſcher Schriftſteller auf („Lehren der Erfahrung für chriſtliche Land- und Armenſchullehrer").

Digitized by Google

im Glauben ermöglicht war. Den 25. August 1837 versammelten sich in diesem Sinn sechs Freunde um Flury im Pfarrhause zu Malans und andere erklärten abwesend ihren Beitritt. Das Protokoll berichtet: „Die Versammlung vernahm mit Vergnügen die bereits gethanen Schritte zur Gründung und Errichtung einer von einem Privatverein geleiteten Lehrerbildungs-Anstalt, und sogleich vereinigten sich alle Anwesenden zu gemeinsamer Förderung dieses wichtigen Unternehmens und verabredeten, nach der Rückkehr von Herrn Pfarrer Flury eine neue Zusammenkunft zu förmlicher Constituirung dieses Vereins abzuhalten". Flury ließ es nicht daran fehlen, sein Möglichstes zu thun, im Aufblick auf denjenigen „dem alles Gold und Silber gehört" freiwillige Gaben zu sammeln. Hatte er 1836 schon 12 Bündnergulden zu diesem Zweck einnehmen dürfen, so stieg die Sammlung 1838 bereits auf 3029 fl. 10 Bluzger, bei welchen allein aus England und insbesondere durch Bemühung des Freundes von Flury, Baron W. Farquhar eine Gabe von 2000 fl. inbegriffen war. Wir fügen hinzu, daß er 1841 mit seiner Gattin zu gleichem Zweck eine Reise nach England machte und dabei durch die Bemühung des bereits erwähnten Wohlthäters, sowie von Pfarrer Drumond und seiner Gattin die Summe von 7050 Fr. als Hülfsgabe in Empfang nehmen durfte. — Nach solcher Vorbereitung nach Innen und Außen constituirten sich dann die einheimischen Freunde den 12. November 1837 in Pardisla bei Grüsch zu einem Anstaltsverein und erwählten, da Landammann N. Rosler das Präsidium nicht übernehmen wollte, Flury zu ihrem ersten Präsidenten; man beschloß den 20. November die Schule zu eröffnen, und zwar nicht mehr blos überhaupt eine Privatschule, sondern sofort einen „Schullehrer-Cursus" und dabei zugleich Realschülern den Eintritt zu gestatten. Schon im folgenden Jahre hatte man, da das für die erste Schuleinrichtung gemiethete Häuschen sich in jeder Beziehung als unzureichend erwies, den Muth, den Bau eines zweckentsprechenden Hauses zu beschließen, und sobald dadurch der nöthige Raum beschafft worden, auch arme verwaiste Kinder behufs Einrichtung einer Rettungs- oder besser Waisenanstalt aufzunehmen. Damit das Unternehmen desto rascher zur Ausführung gelange, übernimmt Flury einen Drittel der Baukosten auf sich und Landammann N. Rosler die übrigen zwei Drittel; letzterer schenkt dazu noch den Bauplatz, sowie 200 fl. an baar. Die Mitglieder des Vereins dagegen verpflichten sich, wenn auch die Höhe des Betrags durchaus freigestellt bleiben soll, das Wohl der Anstalt nach Kräften durch Beiträge zu fördern, sichern die Bezahlung des üblichen Zinses für die gemachten Vorschüsse zu und übernehmen im Fall des Mißlingens zu gleichen Theilen die Schuld der Anstalt. Sie wollen in keiner Weise von der Anstalt Nutzen ziehen und zahlen daher sogar die Kosten ihrer Bewirthung bei Anlaß von Sitzungen durch freiwillige Gaben. Auch wird der Gemeinde

Digitized by Google

Schiers, welche das nöthige Bauholz unentgeltlich liefert, für den Fall einer Auflösung und eines in Folge deſſen eintretenden Verkaufs der Anſtalt eine unverzinsliche Loskaufsſumme von 1000 fl. Bündner-Währung zugeſichert. Ohne jeglichen Unfall wurde das Haus, zu dem Flury auch den Plan entworfen, bis zum Winter 1838 unter Dach gebracht und ſodann im September 1839 vollendet, ſo daß die Feier der Einweihung den 1. Oktober unter großem Zulauf des Volkes ſtattfinden und die Zöglinge Tags darauf in den ſtattlichen Bau einziehen konnten. Vielen mochte die bange Frage auf der Zunge ſchweben: „Wer ſoll in dieſen weiten Räumen wohnen?“ Aber als am 1. November 26 Zöglinge aufgenommen worden, die aus verſchiedenen Kantonen hergeeilt waren, ſowie 2 Pflegekinder, und dazu der Beſchluß gefaßt worden, noch 4 Pflegekinder aufzunehmen, fragte man ſich vielmehr: „Wo wird man für dieſe Alle Raum finden? Wer ſoll ſie lehren und erziehen?“

„Flury ſelbſt wußte recht gut, daß jedenfalls er nicht der Mann wäre, um die Anſtalt zu leiten. Denn beſaß er auch neben dem lautern und energiſchen Glaubensgeiſt, der dem Leiter einer Anſtalt dieſer Art eigen ſein muß, eine Bildung, die ihn in hohem Grade für dieſe Stellung befähigt hätte, ſo fühlte er doch tief, daß ihm die nöthige Geiſtesruhe und Geduld abgienge, um das ſcheinbar Kleine wie das Große Tag für Tag nach beſtimmter Ordnung zu verſehen, und trotz all des Anlaufs von Perſonen, der bei ſo manigfaltigen Aufgaben unvermeidlich iſt, ſich vor aller Gereiztheit zu hüten und vielmehr einem Jeden, der ihn ſprach, mit herzlichem Wohlwollen zu begegnen. Weil er nicht ſowol die Gabe des Erziehers und Lehrers als die der Predigt und Seelſorge hatte, ließ er auch das ſeine Hauptſorge ſein, die Männer heranzuziehen, denen dieſe große Aufgabe anvertraut werden könnte, und freute ſich herzlich, je mehr es ihnen unter Gottes Leitung gelang, die Anſtalt im Geiſt des Glaubens zu organiſiren, eine wahrhaft evangeliſche Hausordnung in ihr zu begründen und die ganze Entwicklung des Werkes mit feſter Hand zu leiten“.

Die Anſtalt gedieh, trotzdem auch ihr Kriſen nicht erſpart blieben, und blüht bis auf dieſen Tag, geſtützt auf einen Unterſtützungsverein, der ſich über die ganze Schweiz erſtreckt. Eine ſolche Kriſe, die durch den Wunſch des Vorſtandes, die Anſtalt von Schiers wegzuverlegen, veranlaßt worden, bewog Flury 1846 zum Austritt aus dem Verein, und da Flury eben damals auch in der Gemeinde auf Oppoſition gegen ſeine kirchlichen Beſtrebungen ſtieß, trat der unbeugſame Mann vom Pfarramt zurück und wanderte nach Nordamerika aus. Aber er war viel zu ſehr mit der heimatlichen Erde verwachſen, als daß er ſich jenſeits des Oceans völlig hätte einwurzeln können; ſchon 1849 kehrte er zurück und wirkte bis 1876 als Pfarrer

Digitized by Google

in verſchiedenen Gemeinden des Prättigau, ſo 1866—1869 wieder in Schiers, und als dann ſein Sohn Paul 1876 in das dortige Pfarramt eintrat, fand er ſeine Freude daran, ſich als ſein Vicar mit ihm in die Arbeit zu theilen und bis ans Ende ſeines Lebens an derſelben thätig zu ſein. Zu Anfang 1880 erkrankte er, und im Frühjahr warf ihn ein Rückfall aufs Sterbebett. Er ſtarb am 23. Auguſt 1880 und liegt auf dem Friedhof in Schiers begraben. Seine Gemeinde legt auf dem Denkſtein, den ſie ihm ſetzte, in aufrichtiger Dankbarkeit von ſeinem Wirken Zeugniß ab:

Er war ein Prediger der Gerechtigkeit aus dem Glauben,
Ein Tröſter der Kranken und Armen,
Der Gründer der Erziehungsanſtalt und des Krankenſpitals.

G. Bl.

Dekan Georg Allemann.

1808—1881.

„Paulus hat gepflanzet, Apollos hat begoſſen, Gott aber hat das Gedeihen dazu gegeben". Wenn von Peter Flury als einem der Hauptgründer der Schierſer Bildungsanſtalt die Rede geweſen iſt, ſo darf auch der nicht vergeſſen werden, welcher die Anſtalt 23 Jahre lang mit großer Umſicht und Ausdauer geleitet und dadurch einen weſentlichen Einfluß auf Geiſt- und Charakterbildung der ihm anvertrauten Lehrerzöglinge ausgeübt hat. Das iſt Georg Allemann.

Er wurde den 22. Juni 1808 als das fünfte von 10 Kindern in Tſchappina, Kanton Graubünden, geboren. Vater und Großvater hatten in den politiſchen Wirren von 1790—1814 eine hervorragende Rolle geſpielt. Dafür traf ſie Deportation, Flucht und Brandſchatzung, ſo daß die Familie einen großen Theil ihres Vermögens verlor. Nach der Anſicht des Vaters ſollte der Sohn Rechtswiſſenſchaft ſtudiren und ſich der politiſchen Laufbahn widmen. Der Sohn aber entſchied ſich für die Theologie, hatte doch ſeine Großmutter von ſeinen erſten Kinderjahren an ein lebhaftes religiöſes Gefühl in ihm zu wecken und zu erhalten gewußt. Er beſuchte die Kantonsſchule und dann das damals mit derſelben verbundene theologiſche Inſtitut, beſtand 1832 das theologiſche Examen und wurde damit in die bündneriſche Synode aufgenommen. Nachdem er hierauf noch ein Jahr die Univerſität Berlin beſucht hatte, wurde er 1833 Pfarrer in Davos-Dörfle, 1836 in Fideris. Die Förderung der Schule ſah er in ſeiner Stellung als eine ſeiner wichtigſten

Digitized by Google

Aufgaben an. In Davos ruhte er nicht, bis die Gemeinde ein gehöriges Schullocal, in Fideris nicht, bis sie ein neues Schulhaus erbaut hatte. Im Oktober 1839 weihte er das neue Anstaltsgebäude in Schiers ein und 1840 übernahm er mit seiner trefflichen Frau die Leitung der Anstalt. An Schwierigkeiten fehlte es da nicht. Die neue Schöpfung war ganz aus Privatmitteln entstanden und mußte auch mit solchen erhalten werden. Die mit derselben verbundene Landwirthschaft, die ungleiche Vorbildung der Zöglinge, der häufige Lehrerwechsel, die ausgedehnte Correspondenz, das alles war eine nicht geringe Last. Allemann hat sie 23 Jahre lang getragen und durch seinen Fleiß, seine Umsicht und Treue, seine Klugheit und sein stets gemessenes und doch liebreiches Benehmen die Anstalt zu ihrer Blüthe gebracht. In den 23 Jahren ist die Zahl der ihm anvertrauten Zöglinge auf 881 gestiegen. Gewiß sind wenige unter ihnen, die ihres Directors nicht dankbar gedächten wegen seiner Lehrgabe sowol als wegen der Milde und des Wohlwollens in seinem Umgang. Nach dem Tode seiner Frau, die ihn in seinem Wirken so ausgezeichnet zu unterstützen gewußt hatte, blieb er noch 6 Jahre in der Anstalt und übernahm dann die Pfarrei Malans. Er bedurfte größerer Ruhe, blieb aber dessenungeachtet im Vorstande der Anstalt und suchte auch so noch bis an sein Ende ihr Gedeihen zu fördern. Unter seinen Amtsgenossen stand Allemann stets in hoher Achtung. Oft wurde er zum Präsidenten der Synode und des Kirchenrathes gewählt und hat das in ihn gesetzte Vertrauen stets gerechtfertigt. Am 17. Juni 1881 ist er zu Malans gestorben. **Gerold.**

P. Theodosius Florentini.

1808—1865.

[Quellen: Biographien von P. H. Elsener, P. C. Krauthahn und C. Fürer. — Geschichte des Instituts der barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuze in Ingenbohl. — Gallerie berühmter Schweizer I. Bd.]

In unseren Tagen, da in den eidgenössischen Rathsälen, wie in den Tagesblättern hüben und drüben die Geister für und gegen die Wirksamkeit der theodosianischen Lehrschwestern in der Volksschule sich ereifern, muß die Kenntniß sowol des Stifters selbst, als seines Institutes doppelt interessant sein. Wer war denn Theodosius, und wer sind seine Lehrschwestern? Soweit der enge Rahmen eines „Lebensabrisses" dies gestattet, soll das folgende, genau nach dem Leben gezeichnete Bild auf diese Fragen Antwort geben.

Digitized by Google

P. Theodosius Florentini wurde geboren den 28. Mai 1808 zu Münster im Münsterthale, Kanton Graubünden. Weil schon der Knabe eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes bekundete, so wurde er von seinen Eltern für das Studium bestimmt. Zu dem Zwecke kam er im achten Lebensjahre in das benachbarte Tyrol, nach Taufers, um hier die deutsche Sprache zu erlernen. Nebst dem Romanischen wurde seither das Deutsche seine zweite Muttersprache; denn er sprach und schrieb dasselbe mit solcher Gewandtheit des Ausdruckes und solcher Reinheit des Stiles und Accentes, daß niemand in ihm den Rhäto-Romanen vermuthete. Im zehnten Jahre begann er seine lateinischen Studien, theils im heimatlichen Dorfe, theils am Gymnasium in Botzen. Das übersprudelnde Feuer seiner Jugend scheint jedoch mit den ernsteren alten Klassikern anfänglich keine intime Freundschaft geschlossen zu haben; in seinen biographischen Aufzeichnungen klagt er sich deswegen selber an: „Meine ersten Studien befriedigten nicht, theils wegen meinem Leichtsinne, theils wegen Mangel an Ueberwachung.“ Daher kam er an die Lateinschule der Kapuziner nach Stans und später nach Baden, wo sein älterer Bruder als Professor mit vortrefflichem Erfolge wirkte und auf die Geistes- und Charakterbildung des bis jetzt noch unreifen Gymnasiasten den wohlthätigsten Einfluß ausübte. Jetzt lernte Theodosius den Werth einer tüchtigen, wissenschaftlichen Bildung schätzen und warf sich nun im Seminar in Chur mit so regem Eifer und so glänzendem Erfolg auf das Studium der Philosophie, daß ihm vom Rector Purtscher sogar der Lehrstuhl derselben angeboten wurde. Allein der junge Philosoph schlug denselben aus, um in Solothurn seine theologischen Studien zu beginnen. Sein Weg führte ihn über Baden, wo er seinen Bruder wiederzusehen hoffte. Bittere Enttäuschung! Sein Bruder war kurz vorher fast plötzlich gestorben und ruhte bereits in der Todtengruft der Kapuzinerkirche zu Baden. In tief angelegten Seelen erregen unerwartete Ereignisse gewaltige Grundwellen. Auf dem kalten Leichenstein zu Baden erkannte der achtzehnjährige Student die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens und die Eitelkeit alles irdischen Tandes, und es reifte der Entschluß in ihm: „Ich werde Kapuziner“. Im Jahre 1826 legte er den rauhen Ordenshabit an, um ihn später auch als Generalvicar des Bischofs von Chur nicht mehr abzulegen. Seine Oberen lernten bald die reiche Fülle seines Geistes und Gemüthes kennen und hochschätzen; deswegen ernannten sie ihn zum Professor der Theologie an der Klosterschule zuerst in Solothurn und dann in Baden (1832—1841). Doch Theodosius beschränkte seine Thätigkeit nicht nur auf seinen Lehrstuhl und auf seine Privatstunden in den engen Räumen seiner Zelle. Er glaubte, es liege in der Aufgabe der Klöster, die neuere, auf geistigem und materiellem Gebiete rastlos voranschreitende Zeit richtig aufzufassen, aus der Abgeschiedenheit der stillen Contemplation herauszutreten

Digitized by Google

und wie das erste Grundgesetz des klösterlichen Lebens „Bete“, so auch das zweite „Arbeite“ auf allen Gebieten unermüdlich zu erfüllen. Darum wandte er denn seine Sorge sowol der sittlich-religiösen Veredlung des Volkes, als ganz besonders auch der materiellen Verbesserung der socialen Lage des Arbeiters und des Armen zu. Er war überzeugt von der Wahrheit, daß im rechten Sinne des Wortes „Volksbildung Volksbefreiung“ ist oder daß eine religiös-sittliche Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, verbunden mit einer gediegenen Schulbildung, das Volk befreit von den Banden der Irreligiösität und Unsittlichkeit, der Ignoranz und des Pauperismus; darum suchte er die Volksschule als den ersten Wirkungskreis seiner Arbeitskraft und Arbeitsfreude auf, welche unwiderstehlich die einschränkenden Mauern des Klosters durchbrachen. Im Frauenkloster „Maria Krönung“ zu Baden gründete er ein Pensionat, in welchem junge Töchter zu praktischen Hausfrauen und tüchtigen Lehrerinnen herangebildet wurden. Mit dem edeln Fenelon pflegte er zu sagen: „Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Thatsache, daß die schlechte Erziehung der Frauen viel und mehr Unheil erzeugt, als die der Männer“. Deswegen war die gute Erziehung des weiblichen Geschlechtes seine erste Obsorge. Mit Freuden sah er sein Pensionat heranblühen und sich immer besser entfalten. Da kam der Volksaufstand im freien Amt mit seinen Folgen; die Klöster im Aargau wurden aufgehoben, und Theodosius mußte fliehen (1841). Sein Pensionat in Baden fiel in Trümmer; allein den Gedanken, wie er die Erziehung der weiblichen Jugend heben und verbessern könne, gab er nicht auf.

Von seinem Ordensobern nach Altdorf (Uri) berufen stand Theodosius eine Zeit lang der Knabenschule als Lehrer vor und reorganisirte die dortigen Mädchenschulen. Hieher zu ihm eilten alsbald auch einige der ehemaligen Lehrerinnen und Zöglinge des Pensionats in Baden, ebenso begabte als opferfreudige Jungfrauen, welche bereit waren, ihr Leben dem edeln Zwecke der Jugenderziehung zu weihen. Theodosius führte sie selbst theoretisch und praktisch in die Pädagogik und Methodik ein, vereinigte dieselben zu einem freien kirchlichen Vereine (Congregation) und nannte sie „Schwestern vom hl. Kreuze“ (1845). Der Gedanke, welcher ihn bei der Stiftung dieser Congregation leitete, war nach seinen eigenen Worten folgender: „Ich wollte der antichristlichen Schulbildung durch eine christlich-katholische Erziehung, der rationalistischen Behandlung der Armen, Verwahrlosten, Verbrecher u. s. w. durch eine auf den Principien christkatholischen Glaubens und christlicher Liebe beruhende Verpflegung und Leitung mittelst einer religiösen Congregation, die dem Landesbedürfnisse entsprechend eingerichtet wäre, begegnen. Ich wollte diese Congregation so einrichten, daß sie überall hinpaßte, überall Aufnahme finden könnte und in alle Verhältnisse eindringen möchte. Es sollte nichts

Digitized by Google

an ihr ſein, das abſchrecken oder was vernünftigerweiſe abhalten könnte, ſie anzuſtellen. So ſollte durch ihre Vermittlung mit geiſtiger und körperlicher Pflege allmälig chriſtliche Geſinnung und Geſittung in die Jugend und in die ärmſten, elendeſten Häuſer verpflanzt werden. Dieſer Plan ſchwebte mir ſtets vor Augen bei allem, was ich unternahm; dazu ſollte mir alles dienen." Vorderhand ſuchte er dieſen Plan nur nach der einen Seite, nämlich die Hebung der geiſtigen Pflege des Volkes durch Erziehung der Jugend zu verwirklichen; die Realiſirung der Idee, die körperliche Pflege des Volkes zu heben, ſollte möglichſt bald folgen.

Die Statuten, welche er ſeiner Congregation gab, enthalten vorerſt allgemeine Beſtimmungen über die religiöſen Pflichten der Mitglieder, dann aber auch beſondere Vorſchriften über die Standespflichten der Lehrerinnen. Die erſteren zeugen von einem tief religiöſen Sinne und einem vorzüglichen pſychologiſchen Scharfblicke, die letzteren von reicher pädagogiſcher Erfahrung. Das Inſtitut der Schul- oder Lehrſchweſtern hat den beſondern Zweck, zur Erziehung der weiblichen Jugend mitzuwirken. — Da keine Schweſter für ſich allein daſteht, ſondern alle zuſammen ein Ganzes, Einen Leib, Eine Genoſſenſchaft bilden, ſo müſſen ſie ſich auch nur von Einem Geiſte beleben und leiten laſſen. — Der Geiſt des Inſtituts iſt vorerſt der Geiſt des Evangeliums, ſodann der Geiſt der Liebe und Einigkeit unter allen Mitgliedern — alle haben den gleichen Zweck, alle ſollen demnach nur Ein Herz und Eine Seele ſein, — endlich der Geiſt der chriſtlichen Nächſtenliebe, welcher die Schweſtern beſtimmt, ihr Leben, ihre Bequemlichkeiten und das Angenehme einer freien Lebensweiſe dem mühſamen Geſchäfte einer chriſtlichen Kindererziehung zu opfern. — Schulhalten und durch die Schule auf die geiſtige und ſittliche Veredlung der Jugend einwirken, iſt der beſondere Zweck des Inſtituts. Es ſollen ſich demnach die Schweſtern beſtreben, wie durch Beiſpiel, ſo durch Unterricht die Kinder zur Liebe Gottes, zum freudigen Gehorſam gegen ſeinen Willen, überhaupt zur Ausübung aller religiöſen, ſittlichen, häuslichen und bürgerlichen Tugenden anzuleiten. Dies iſt die Seele und das Weſen ihres ganzen Unterrichtes. — Die Schweſtern ſollen allen Kindern mit gleicher Liebe zugethan ſein, ohne die reicheren den ärmeren vorzuziehen. Mit der Liebe aber ſollen ſie angemeſſenen Ernſt verbinden und ſich wohl hüten, mit irgend einem derſelben vertraut zu werden. — Die Schweſtern ſollen den Kindern allezeit eine große Achtung und Liebe zu den Eltern einflößen. — Nie ſollen ſie nach Neuigkeiten forſchen, noch geſtatten, daß die Kinder ihnen ſolche erzählen. — Die Schweſtern ſollen ſich Mühe geben, es dahin zu bringen, daß ſie ihre Zöglinge nicht ſtrafen müſſen. Wo aber Strafe nothwendig geworden iſt, da ſollen ſie dieſelbe mit Geiſtesgegenwart und in ſolcher Weiſe anwenden, daß man auch darin nur wahre Liebe

Digitized by Google

erblickt... Die vorzüglichſten Strafen ſeien Demüthigungen und Entbehrungen."

Zu dieſen Statuten fügte Theodoſius eine „Schulorganiſation" hinzu; denn die Mitglieder ſeiner Congregation wurden damals an gar manche Schule berufen, welche einer eigenen kantonalen Geſetzgebung entbehrte. Seine Schulorganiſation zerfällt in vier Abſchnitte und behandelt: Zweck und Eintheilung der Schule, Unterrichtsfächer und Stufengang derſelben, Lehrmethode und Lehrmittel. Sich anlehnend an Peſtalozzi und Overberg unterſcheidet er bei den Unterrichtsgegenſtänden: Religion, Sprache, Zahl, Menſch, Natur und Kunſt. In der Sprachlehre iſt zwar der unvermeidliche „Wurſt" ſein untrüglicher Führer, um das Kind in das Sprachverſtändniß und in die Sprachfertigkeit einzuführen; allein auch den Aufſatzübungen widmet er genügende Aufmerkſamkeit. Unter dem Unterrichtsfache „Kunſt" verſteht er Geſang, Zeichnen und Technologie, verweist jedoch die letztere in die Gewerbs- und techniſchen Schulen. Ueber die Lehrmethode ſagt er: „Sie muß naturgemäß, anſchaulich und nur dann fortſchreitend ſein, wenn das auf der vorhergehenden Stufe Vorgetragene von wenigſtens zwei Drittheilen der Kinder gut verſtanden wird. Der Unterricht gehe immer von der Anſchauung aus." Ueber die Correctur der Aufgaben giebt er ganz beſonders einläßliche Beſtimmungen, weil er wohl wußte: „Je mehr der Lehrer corrigirt, deſto mehr der Schüler profitirt." — Als ſpäter die einzelnen Kantone ihre beſonderen Schulgeſetze und Unterrichtspläne aufſtellten, zog Theodoſius ſeine Organiſation zurück und verpflichtete die Lehrſchweſtern, ſich an die in ihrem Wirkungskreiſe geltenden legalen Beſtimmungen (auch bezüglich Patentprüfungen und Lehrerconferenzen u. ſ. w.) zu halten.

Die Congregations-Statuten und die Schulorganiſation waren gleichſam der Reiſepaß, mit welchem nun die Lehrſchweſtern vor bald 40 Jahren ihre Wanderung antraten, nicht blos in die Volksſchulen der katholiſchen Schweizerkantone, ſondern auch in zahlreiche öffentliche und Primarſchulen (auch Kindergärten) von Baden, Tyrol, Oberöſterreich, Böhmen, Slavonien, Ungarn, Steiermark, Mähren und Italien. Die erſte Wirkſamkeit entfaltete der junge Verein in einzelnen Mädchenſchulen der Kantone Zug und Schwyz (1844). Die hier zu Tage tretenden günſtigen Erfolge in Erziehung und Unterricht, ſowie die beſcheidenen materiellen Anſprüche der Lehrerinnen vermehrten von Jahr zu Jahr die Anfragen nach theodoſianiſchen Schweſtern, ſo daß die Gründung eines Lehrerinnen-Seminars nothwendig wurde. Durch die Actien einer Hülfsgeſellſchaft unterſtützt ſtiftete der raſtlos thätige Mann das Inſtitut Menzingen (1852), welches ſich raſch zum vielbeſuchten Töchter-Penſionat und Lehrerinnenſeminar entfaltete und ſeine Lehrkräfte in immer zahlreichere Schulen entſendete. Inzwiſchen war Theodoſius nach Chur berufen worden

Digitized by Google

als Pfarrer der dortigen katholiſchen Gemeinde (1845). Alsbald brachte er friſches Leben in die ſtagnirenden Elemente auf dem „Hof.“ Er reoganiſirte die Schule, trennte ſie nach Geſchlechtern, übergab die Knabenſchule einem patentirten Lehrer, berief für die Mädchenſchule ſeine Schweſtern von Menzingen, ſorgte für geeignete Lehrmittel und ſtand Lehrern und Schülern als rathender und helfender Freund ſtets treu zur Seite. An der ſittlich-religiöſen Veredlung des Volkes arbeitete er durch ſeine ganze pfarramtliche Thätigkeit, beſonders aber durch ſeine vorzüglichen Predigten. Nachdem er nun für die geiſtige Pflege des Volkes geſorgt hatte, war der Augenblick gekommen, da er ſeinem Plane gemäß auch an die Beſſerſtellung der materiellen Lage desſelben Hand anlegen konnte. Er ſah ſo viele arbeitsfähige, junge Leute müßig auf den Straßen herumlungern und die Thüren mildherziger Leute belagern; er ſah, wie die Arbeitsſcheu, die Armut und damit auch ſittliche Verkommenheit überhand nahmen. Da mußte Abhülfe getroffen werden. Er miethete einige Häuſer, ſtellte 200 mechaniſche Stühle in denſelben auf für die Seiden- und Wollweberei und verſchaffte damit vielen jungen Leuten ihr ehrlich verdientes Brot. Zur Ueberwachung der Arbeiter und ihrer Produkte berief er wieder ſeine Schweſtern; denn „ſie mußten ja überall hinpaſſen“. In den Familien beſchäftigte er viele müßige Hände mit der Strohflechterei. — Doch nicht nur für den Armen wollte er ſorgen, ſondern noch vielmehr für den, der „doppelt elend“ iſt, für den armen Kranken. Bei ſeinen Krankenbeſuchen hatte Theodoſius das menſchliche Elend in all ſeinen Geſtalten kennen gelernt: „Leidende, die Tage lang auf ärmlichem Lager in Schmerzen ſich winden, ohne daß eine barmherzige Hand ihren Zuſtand zu erleichtern ſuchte“, Sterbende, denen vielleicht eine mildthätige Seele beizuſtehen ſuchte, aber aus Unverſtand und Unbehülflichkeit deren troſtloſe Lage noch verſchlimmerte. Dieſen armen Kranken wollte er die rettenden Engel ſenden, welche chriſtliche Nächſtenliebe mit der Kenntniß rationeller Pflege verbindend ihnen leibliche Hülfe und geiſtigen Troſt bringen ſollten. Er ſandte einige ſeiner Schweſtern zur Erlernung der Krankenpflege nach Innsbruck und baute das große neue „Kreuzſpital“ in Chur (1853), mit dem er auch noch ein Waiſen- und Pfründerhaus verband. Beide Stiftungen, die Lehrſchweſtern in Menzingen und die Krankenſchweſtern in Chur, wollte er nun zu einem Ganzen vereinigen, indem er glaubte, daß die erſteren den letzteren „durch ihre größere wiſſenſchaftliche Bildung, dieſe aber den erſteren durch ökonomiſche Geſchicklichkeit von Nutzen ſein könnten und weil zudem die Aufgaben der beiden Inſtitutszweige zuſammenſtimmten, wie Leib und Seele“. Zu dieſem Zwecke ſuchte er einen geeigneten Ort, um ein großes gemeinſames Congregationshaus zu gründen. Er fand ihn auf einem ſonnigen Hügel in Ingenbohl im ſchönen Thale von Schwyz, im Angeſichte des herrlichen Spiegels des Vier-

Digitized by Google

waldstättersee's und des majestätischen Kranzes seiner Berge. Hier sollte sein Institut feste Wurzeln schlagen und eine Pflanzschule wohlthätiger Anstalten werden zur Förderung des geistigen und leiblichen Wohles der Menschheit. Doch die Realisirung dieses edeln Gedankens stieß anfänglich auf Schwierigkeiten. Die Lehrschwestern konnten sich einerseits von dem seit elf Jahren ihnen liebgewordenen Arbeitsfelde in Menzingen nicht trennen, anderseits wurden sie von Zweifeln geängstigt, ob der „arme Kapuziner" ihnen für die verlassene Heimstätte einen gesicherten Ersatz zu bieten vermöge. Mit Genehmigung der zuständigen kirchlichen und weltlichen Behörden konstituirten sie sich als selbständiges Institut (1856). Einen Augenblick sah Theodosius seine Pläne durchkreuzt; allein großmüthig sprach er: „Es ist ja einerlei, durch wen das Gute in der Kirche Gottes gethan wird; wenn es nur geschieht, so danket Gott dafür". Zugleich aber baute er dennoch an dem Congregationshause in Ingenbohl rastlos weiter, und nach unsäglichen Mühen und Sorgen sah er endlich seinen Plan verwirklicht, der als herrliches Ideal stets seinem Geiste vorgeschwebt und dem er all seine Kräfte geopfert hatte: es war jetzt ein Opferherd gegründet, an dessen Feuer hunderte von hingebenden Seelen ihr Flämmchen der wahren Gottes- und Nächstenliebe anzünden konnten. Das neue Institut oder, wie es auch genannt wird, das Mutterhaus in Ingenbohl entwickelte sich unter tüchtiger Leitung sehr schnell; als seine Hauptaufgabe betrachtete es die Heranbildung von tüchtigen Kräften für die Pflege der Armen und Kranken. Doch wurde auch die Erziehung der Jugend nicht außer Acht gelassen und deswegen ein Kinder-Asyl, ein Töchterpensionat und ein Lehrerinnen-Seminar mit dem Institut verbunden, welche sich zahlreichen Besuches erfreuen. Von Jahr zu Jahr verlangten Behörden und Private ohne Unterschied der Confessionen immer mehr und mehr „Ingenbohler-Schwestern" zur Uebernahme von Kindergärten, Primarschulen und Töchterpensionaten, zur Beaufsichtigung von jungen Fabrikarbeiterinnen, zur Leitung von Spitälern, Waisen-, Kretinen-, Irren-, Kranken- und Armenanstalten und ganz besonders zur Besorgung der Privatkrankenpflege. Bald wurden auch außerhalb Zweigniederlassungen gegründet, so zu Eger in Böhmen (1860), zu Linz in Oberösterreich (1865), zu Diakovar in Slavonien (1868), zu Bruck in Steyermark (1870) und zu Napagedl in Mähren (1872). Die Gesammtzahl der gegenwärtig (1882) zum Institut gehörigen Schwestern beträgt 1025. Ihre rasche Aufnahme in alle Kreise, in denen das geistige oder leibliche Wohl der Menschen opferwillige, weibliche Arbeitskräfte erfordert, zeugt genugsam wie von der weisen Organisation des Stifters, so auch von den tüchtigen Leistungen der Mitglieder des Institutes.

Nicht weniger vortheilhaft entfaltete sich die Congregation von Menzingen, welche sich ausschließlich dem Unterrichte und der Erziehung widmet.

Digitized by Google

Seit dem Beſtande des Hauſes gehörten ihm 323 Schweſtern an, von denen zur Stunde (1882) noch 230 leben. Davon wirken 141 in Primar- und 30 in Secundarſchulen. Mit dem Inſtitute in Menzingen ſelbſt iſt eine höhere Töchterſchule verbunden; dieſelbe faßt einen Haushaltungs-, einen Vorbereitungscurs, zwei Realclaſſen und einen dreijährigen Seminarcurs in ſich und iſt durchſchnittlich von 145—150 Zöglingen beſucht. Die erzieheriſchen und wiſſenſchaftlichen Reſultate der Inſtitutsſchule, wie die methodiſchen und pädagogiſchen Leiſtungen der aus dem Seminar hervorgehenden Lehrſchweſtern finden überall die gebührende Anerkennung. Daß es einzelne Ausnahmen geben kann, iſt natürlich; denn nichts Menſchliches iſt abſolut vollkommen.

Doch nicht nur der Volksſchule lenkte P. Theodoſius ſeine Aufmerkſamkeit zu; durch ſeine Erfolge auf dieſem Gebiete ermuthigt dachte er an die Gründung einer höhern katholiſchen Erziehungsanſtalt. Er realiſirte ſeinen Plan im Collegium Maria-Hilf in Schwyz, wo er im verlaſſenen und theilweiſe zerſtörten (1847) ehemaligen Ordenshauſe der Jeſuiten ein Gymnaſium eröffnete (1856), welches in kurzer Zeit allſeitiges Zutrauen ſich erwarb und nun als die größte katholiſche Erziehungsanſtalt der Schweiz (Realſchule, Gymnaſium und Lyceum) jährlich von 270—300 Studirenden beſucht wird.

Der induſtriellen Beſtrebungen des P. Theodoſius ausführlicher zu gedenken iſt hier nicht der Ort. Doch müſſen ſeine Buchdruckerei in Ingenbohl, ſeine Baumwollfabrik in Oberleutensdorf in Böhmen (1859) und ſeine Papierfabrik in Thal, Kanton St. Gallen erwähnt werden, weil er durch dieſelben einen dreifachen Zweck zu erreichen ſuchte. Vorerſt wollte er durch dieſelben Geld gewinnen für den Unterhalt ſeiner wohlthätigen Anſtalten; dann wollte er in denſelben arme Kinder in nützlicher Weiſe beſchäftigen, ſie unterrichten, erziehen und ihnen einen Sparpfennig ſammeln für die Zukunft, und endlich wollte er das Seinige beitragen zur Löſung der brennenden ſocialen Frage auf dem Boden des poſitiven Chriſtenthums. Er griff den Gedanken Laſſalle's von den Productiv-Aſſociationen auf, in welchen der Arbeiter zugleich Geſchäftseigenthümer iſt; doch erwartete er die Unterſtützung derſelben nicht durch die obligatoriſche Staatsſteuer, ſondern durch die freiwilligen Beiträge der chriſtlichen Charitas. Wenn es auch dem armen Kapuziner nicht gelang, für ſeine induſtriellen Beſtrebungen eine ſolide Baſis zu ſchaffen, wenn im Gegentheil die Uebermacht des Capitals ſeiner Concurrenten und die Ungunſt der Zeiten dieſelben wieder zu Falle brachten, ſo ſind ſie doch ein Beweis der edeln Geſinnung des wackern Mannes, der unermüdlich auf Mittel und Wege ſann, um dem armen Volke aufzuhelfen. In magnis voluisse sat est! In großen Dingen iſt auch das Wollen ſchon eine That.

Die anſtrengenden Arbeiten, welche ſeine Geiſtes- und Körperkraft im Uebermaß in Anſpruch nahmen (er war 1859 auch Generalvikar des Bis-

Digitized by Google

thums Chur geworden), insbesondere aber die schweren Sorgen für seine vielen Anstalten, Schulen und Fabriken, welche Sorgen Tag und Nacht auf ihm lasteten, mußten doch endlich den willensstarken Mann aufreiben. Sein prächtiger Vollbart, der bis auf die Brust herabwallte, war längst grau geworden. Doch sein Geist hatte nicht gealtert; seine Stimme war noch kräftig, sein Auge lebendig, sein Gang leicht. Mitten im Winter war er von Oberleutensdorf durch das Tyrol über den Arlberg wieder in die Schweiz zurückgekehrt, um in der Fabrik in Thal die Geschäfte zu ordnen. Da wurde er im Dorfe Heiden (Appenzell) plötzlich von einem Gehirnschlage gerührt und starb nach wenigen Stunden den 15. Februar 1865. An seinem Grabe auf dem Hofe in Chur trauerten nicht bloß seine Schwestern, die ihren Vater, und die Kinder, die Armen und Kranken, die ihren Freund, sondern auch alle wahren Menschenfreunde, die ihr leuchtendes Vorbild verloren hatten. Sie trauerten um ihn als um „einen seltenen, ausgezeichneten Mann, dessen großartige Thatkraft und schöpferisches Genie, dessen Scharfblick und Menschenkenntniß außer allem Zweifel stehen. Pater Theodosius war ein überzeugungstreuer Katholik; daher hatten seine Thaten ein specifisch-katholisches Gepräge. Allein man würde dem wahren Wesen des Verstorbenen entschieden Unrecht thun, wenn man den tiefern Beweggrund zu seinen vielen philanthropischen Schöpfungen nicht vorab in einem wahrhaft christlichen Mitleid mit dem körperlichen und geistigen Elend des Menschen finden wollte. Gewiß bleibt, daß Theodosius eine gewaltige, auf sich selbst gestellte Persönlichkeit war, die als Papst oder Kaiser ein gutes Stück Geschichte gemacht haben würde und die auch nur in der schlichten Kapuzinerkutte durch ihre Werke und Ideen zahlreiche und tiefe Spuren hinterläßt." (Bündnerische Wochenzeitung.)

Theodosius war ein ganzer Mann im besten Sinne des Wortes, ein hochedler Charakter. Der Grundzug seines Wesens war opferfreudige Nächstenliebe. Sein Leben gehörte nicht ihm, sondern seinen Mitmenschen: der Jugend, den Armen, den Kranken, kurz allen, die geistiger oder leiblicher Hülfe bedurften. Mit dieser wahren Humanität verband er ein unerschütterliches Gottvertrauen. „Was Bedürfniß der Zeit ist, ist Gottes Wille", das war seine Devise und „Gottes Güte hat mich noch nie getäuscht", seine Aegide. Sein Gottvertrauen war aber kein fatalistisches, so daß er seine Hände träge in den Schoß gelegt hätte, sondern ein christliches, das ihn zu selbsteigener Thätigkeit anspornte. Um für die Ausbildung seiner ersten Lehrschwestern das nöthige Geld zu verdienen, widmete er sich litterarischen Arbeiten. So verfaßte er eine Postille und ein Leben der Heiligen, welche in zahllosen Familien beliebte Hausfreunde geworden sind. Um später für die Gründung seiner vielen Schul- und Armenanstalten die Geldmittel sich zu verschaffen, appellirte

Digitized by Google

er an den Wohlthätigkeitssinn der Mitmenschen. „Die Welt ist nicht so schlimm, als manche meinen", sagte er, machte sich auf die Bettelreise, durchwanderte die Schweiz, Oesterreich und Italien und klopfte überall an die Thüren der Wohlhabenden an. Und wie einst von „Friedländer" und seinen Kriegsarmeen, so hieß es auch von dem armen Kapuziner, daß er die Geldmittel zu seinen Unternehmungen gleichsam aus dem Boden stampfe. Der Graubündner ist ein geborner Kosmopolit; überall weiß er sich zu acclimatisiren; in alle Verhältnisse kann er leicht sich fügen, um sie seinem Nutzen dienstbar zu machen. So war Theodosius. Alle Verhältnisse durchschaute er sogleich mit klarem Blicke und wußte sich ihnen anzupassen; auch die Menschen verstand er zu gewinnen und für seine Ideen zu begeistern. „Eine Lust ist's, wie er alles weckt und stärkt und neu belebt um sich herum. . . Jedwedem zieht er seine Kraft hervor, zieht sie groß und weiß aller Menschen Vermögen zu dem seinigen zu machen." Er selbst war von seltener Allseitigkeit: ein vortrefflicher Geistlicher und gewandter Weltmann, ein ernster Bettelmönch und heiterer Gesellschafter, ein armer Schullehrer und reicher Fabrikant zugleich. Als ächter Rhätier verband er deutschen Ernst mit italienischem Feuer; „kein Ziel war ihm zu hoch, daß er nicht seine Leiter an dasselbe anlegte", und stellten sich ihm Schwierigkeiten in den Weg, so entflammten diese nur sein erregbares Temperament, und er freute sich, den Kampf mit ihnen aufnehmen zu können. Und wenn auch manche seiner Unternehmungen mißlang und wenn er in seinen sanguinischen Hoffnungen sich auch oft getäuscht sah, nie verlor er sein Vertrauen auf Gott, auf die Mitmenschen, auf die eigene Thatkraft; aufs neue setzte er die ganze Manneskraft ein, um durch andere Mittel und Wege seine vorgesteckten Ziele zu erreichen: das geistige und materielle Wohl des armen Volkes. — Soll nun auf dem Gebiete der Volksschule das Werk des edeln Pädagogen zerstört werden? Soll für seine Lehrschwestern kein Raum und keine Freiheit mehr sein im weiten, freien Schweizerlande? Wir glauben es nicht. Sollten wir uns dennoch täuschen; *eines* bleibt gewiß: Die *Werke*, welche P. Theodosius gestiftet hat, kann die Gewalt zerstören, doch der *Geist*, durch den er sie gestiftet, wird fortleben; denn es ist der Geist der wahren Humanität, der unsterbliche Geist der christlichen Liebe.

J. Marty.

Stefano Franscini

1796—1857.

Stefano Franscini stammte aus einer ehrbaren bescheidenen Familie des Dorfes Bodio im Unterlivinenthal im Kanton Tessin und erhielt seine

Digitized by Google

erſte litterariſche Bildung in dem ſeinem Geburtsorte nahen Gymnaſium von Pollegio, das unter der Leitung geiſtlicher, vom mailändiſchen Erzbiſchof angeſtellter Lehrer ſtand. Er begab ſich hernach nach Mailand in das dortige erzbiſchöfliche Seminarium zum Studium der Theologie; aber nach kurzer Zeit gab er die theologiſche Laufbahn auf, um ſich dem Lehrerberuf zu widmen und trat als Lehrer in die öffentlichen Stadtſchulen Mailands ein.

Ein Verein von Luganer Patrioten berief ihn 1824 nach Lugano, um daſelbſt eine Schule nach wechſelſeitiger Unterrichtsart einzurichten, welche er wirklich gründete und bis 1829 leitete.

Eben zur ſelben Zeit waren die Schulen dieſer Gattung von den Geiſtlichen, Biſchöfen und dem Papſte beſonders aus dem Grunde mit großem Mißtrauen angeſehen und bekämpft, weil ſie von den Carbonari (den freiſinnigen Italienern) mit Wärme verfochten und gefördert wurden. Trotz all dieſer geiſtlichen Averſion wurde Franſcini jedoch niemals perſönlich angegriffen, da er in Lugano ein ſo beſcheidenes und zurückgezogenes Leben führte, daß ſich für einen directen Angriff kein Anlaß darbot.

Hier ſchrieb er ſeine erſte Statiſtik der Schweiz (Statistica della Svizzera, Lugano 1828), wodurch er ſich den Ruf eines angeſehenen und correcten Schriftſtellers erwarb.

Zu dieſer Zeit ſtand der Kanton Teſſin unter einer oligarchiſchen Herrſcherhand. Der regierende Landammann, Johann Baptiſt Quadri von Magliaſo im Bezirk Lugano, hatte alle Regierungsgewalt an ſich gezogen und war im Lande allmächtig geworden. Dazu mag der Titel ſelbſt (in der Folge abgeſchafft) etwas beigetragen haben, denn „Landamano“ iſt kein der italieniſchen Sprache eigenes Wort und wurde wie „Landesfürſt“ verſtanden; aber die Haupturſache davon lag in der Beſchaffenheit der damals geltenden 1814er Verfaſſung. Franſcini, in Verbindung mit den entſchiedenſten Patrioten, übernahm die ſchwierige Aufgabe, eine Reviſion der Verfaſſung zu erſtreben. Er trat auf als Redactor eines neuen Journals, des Osservatore del Ceresio (d. h. Beobachter am Luganerſee), in welchem er als Vorkämpfer gegen das oligarchiſche Regiment auftrat und die Frage einer Reform der politiſchen Verfaſſung anregte. Den eigentlichen Vorſchlag der Verfaſſungsreviſion ließ er aber in Zürich (bei Orell, Füßli & Comp.) ohne Namen des Verfaſſers drucken, um ſich den Wirkungen des oligarchiſchen Haſſes zu entziehen. Der Gewalthaber ſchleuderte deſſenungeachtet einen Verhaftungsbefehl gegen Franſcini, um denſelben als „ſchuldig des Preßvergehens gegen den Staat“ einkerkern zu laſſen und ſomit in ſeiner Hand zu haben. Zum Glück bekam Franſcini rechtzeitig Kunde davon und fand die Mittel, ſich in Sicherheit zu bringen.

Unterdeſſen hatten Franſcini's Schriften gewirkt und der Wunſch einer

politiſchen Reform hatte ſich im Lande allgemein fortgepflanzt. Der geſammte Klerus und ſelbſt die Mönche in den Klöſtern waren nach und nach franſciniſch geworden und predigten feurig in den Kirchen die politiſche Reform. Die öffentliche Meinung war ſo gebieteriſch geworden, daß der Große Rath ſich gehalten fand, dem Volke den Reviſionsentwurf zu unterſtellen (23. Juni 1830), welcher im ganzen Kanton, mit einziger Ausnahme des Heimatskreiſes des Oligarchen, einmüthig angenommen wurde (4. Juli). Der Gewalthaber, der Franſcini's Einkerkerung verſucht hatte, nahm die Flucht über die Landesgrenzen, und Franſcini's Name ward allerorten im Kanton gefeiert. Somit war der Kanton Teſſin, Dank der Thätigkeit Franſcini's, unter den Schweizerkantonen der erſte, der zur Abwerfung der von den fremden Mächten im Wiener-Congreß aufgedrungenen Verfaſſungen Hand legte, und dieſes ſchon vor dem gewaltigen, durch ganz Europa dringenden Anſtoß der Pariſer Julirevolution.

In der neuen Verfaſſung war ein vorher unbekannter Artikel aufgenommen worden, wodurch dem Staate die Verpflichtung aufgelegt war, förderſam für den Unterricht des Volkes Vorſorge zu treffen. Franſcini, in der neuerwählten Regierung zu ſitzen berufen, wurde mit dieſer Angelegenheit beauftragt. Wahrlich ein überaus ſchwerer Auftrag!

„Denn nicht ein Spiel war da ſein Unterfangen"!

Da mußte man in allen Beziehungen erſt den Grund legen. Das Land hatte keine Volksſchullehrer, keine paſſenden Schulbücher, keine Schullokale, keine Schulfonds.

Franſcini ſammelte um ſich die Männer, die ſich als Schulfreunde im Lande kund gegeben hatten, um mit deren Rath und Mitwirkung ein Grundreglement vorzubereiten; machte die vorhandenen Vermächtniſſe und geiſtlichen Pfründen nutzbringend, mit denen irgend eine Schulverpflichtung verbunden war; reichte der Regierung einen Vorſchlag für ein Syſtem von Subſidien an die Gemeinden dar, um dieſelben zur Einrichtung der Schulen aufzumuntern; organiſirte ein Schulinſpectorat; ertheilte Inſtructionen an Inſpectoren und Munizipalitäten; ließ aus Italien (1837) einen erprobten Pädagogen, Profeſſor Alois Parravicini, rühmlich bekannt durch ſein in Florenz gekröntes Erziehungswerk „Leſebuch für Schulen und Volk" kommen, um alljährlich einen Herbſtcurſus der Methodik für die Lehrer der Volksſchulen zu geben; bewog die Regierung, denſelben zu beauftragen, ein Handbuch der Pädagogik und Methodik für die teſſiniſchen Lehrer zu bearbeiten (im Druck erſchienen 1842), und ſo ſyſtematiſirte er nach und nach im Kanton die Elementar-, dann die Bürger- (scuole elementari maggiori, 1841) und endlich die Zeichnungsſchulen (1845 [1]).

[1] Im Jahre 1881 beſtanden im Kanton Teſſin: Primarſchulen 470, wovon 133 für Knaben, 132 für Mädchen, 205 gemiſchte; 27 Bürgerſchulen, wovon 10 für Mädchen, und 14 Zeichnungsſchulen.

Digitized by Google

In der Absicht, den Schulen des Volkes einen allgemeinen und freiwilligen Rückhalt im Lande zu verschaffen, beförderte und constituirte Franscini eine kantonale Gesellschaft der Volksschulfreunde (Società degli Amici dell' Educazione del popolo) [1]. — Franscini's Verdienst um die Schulen wurde in Tessin so offenbar anerkannt, daß er aus freiwilliger allgemeiner Einwilligung mit dem Titel „Vater der Volkserziehung" benannt wurde.

Franscini schrieb für die Schulen: ein Erstes Lesebuch für die Kinder (Prime Letture pei fanciulli); eine Elementar-Sprachlehre (Grammatica elementare della lingua italiana); ein kurzgefaßtes Handbuch der Arithmetik (Aritmetica elementare ad uso dei Ticinesi); ein Lesebuch für die Bürgerschulen (Letture popolari per le scuole elementari maggiori), meistens aus vaterländischen und nützlichen Lesestücken bestehend; eine Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen (Guida al comporre italiano); auch eine italienische Uebersetzung der Schweizergeschichte von Zschokke, um dem völligen Mangel abzuhelfen, worin sich die italienische Schweiz in dieser Beziehung befand, da sie bis 1830 noch keine vaterländische Geschichte in der Landessprache besaß. Seine Arbeiten sind ferner: die Statistik der italienischen Schweiz (La Svizzera italiana, 2 Bände, Lugano 1837); die Neue Statistik der Schweiz (Nuova Statistica della Svizzera, 3 Bände, Lugano 1847—1851) und ein Handbuch des Tessiner Bürgers (Manuale del cittadino ticinese, 2 Bände, Lugano 1835—1838), enthaltend die in Kraft bestehenden Gesetze nach Materien geordnet.

Im Jahre 1848 wurde Franscini von der Bundesversammlung zum Mitgliede des neuen Bundesrathes gewählt, dessen Mitglied er bis ans Ende seines Lebens (1857) blieb.

Von Franscini's Schulbüchern haben einige mehrere Auflagen erlebt: in Tessin das kleine Lesebuch für Kinder, jetzt noch in manchen Schulen gebraucht; die Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen und die Uebersetzung von Zschokke's Schweizergeschichte; und in Italien die Grammatica elementare. — Diese Grammatik, bearbeitet nach der von Soave, ist zwar mit viel mehr Klarheit, mit besser gewählten Beispielen und verschiedenen Erleichterungen ausgearbeitet, folgt aber noch der ältern Methode, sei es, weil Franscini nicht wagte, sich von dem zu jener Zeit in Italien allgemein geltenden methodischen Brauch loszusagen, sei es, weil ihm die Lehren Pestalozzi's nicht zur Kenntniß gekommen waren. Sehr merkwürdig ist dabei, wie der einsichtige Verfasser die Mängel jener Methode selbst anerkennt: „Ich bin — so schreibt er in seinem Vorworte zur Grammatik — himmelweit entfernt von dem Glauben derjenigen, welche, indem sie den Sprachunterricht mit den

[1] Im Jahre 1882 zählte diese Gesellschaft 522 Mitglieder.

Digitized by Google

Abſtractionen anfangen, etwas Großes gemacht zu haben wähnen, wenn ſie den Zögling von Subſtantiven, Verben u. dgl. zu plappern abgerichtet haben, ohne darauf zu achten, ob er einen Erwerb wahren Wiſſens erlangt habe oder nicht. Um zarte Kinder zu unterrichten machen ſie einen gewaltigen Aufwand von Ideologie! — Durch meine eigene und Anderer Erfahrung habe ich völlig erkennen können, daß die Methode der Abſtractionen und Spitzfindigkeiten bloßes Laubwerk ſtatt Frucht ergibt. Man würde den Schulkindern nicht wenig Langeweile und den Lehrern nicht wenig Mühe erſparen, wenn die Lehrübungen der Mutterſprache mit Verſtandesübungen vorgenommen würden. Aber ſo lange in Italien der hergebrachte Brauch ſo allgemein vorherrſcht, nützt das Anrathen einer einfachen, natürlichen Lehrart mit ſicher zu erwartendem Vortheil nichts."

Dieſe Selbſtkritik des „Vaters der teſſiniſchen Volkserziehung" iſt nicht blos wegen ihrer Offenheit, ſondern auch darum bemerkenswerth, da ſie zeigt, wie der Menſch bisweilen einen Mangel erkennen und doch den Weg zur Abhülfe nicht finden kann. Franſcini hatte mit ſeiner Forderung, die Lehrübungen der Mutterſprache mittelſt Verſtandesübungen vorzunehmen, den richtigen Punkt bezeichnet; denn das wäre ja im Grund der Anſchauungsunterricht oder die natürliche Lehrart im Sinne Peſtalozzis. Aber die Macht der Gewohnheit war zu groß, es fehlte Franſcini an der Anleitung, die ihm zur Durchführung des neuen Prinzips Peſtalozzi und ſeine Ausleger hätten geben können, und ſo mühte er ſich nutzlos im Streben nach beſſerer Anordnung des Stoffs und Auswahl der Beiſpiele ab. Doch was hilft das? Wenn das Gebrechen in der Grundlage des Syſtems liegt, „ſo tragen alle Mittel — wie Peſtalozzi ſagt — das Hinderniß ihres Erfolges in ſich ſelbſt und ſind ſchon todt, ehe ſie geboren werden". Es iſt wol kein Zweifel: bei genauerer Kenntniß Peſtalozzis hätte Franſcini ſeine Sprachlehre anders angelegt und würde als Director des Erziehungsweſens auch hier neue Bahnen geöffnet haben.

In allen Schulen, in den Munizipallokalen und häufig in Privathäuſern des Kantons Teſſin hängt Franſcini's Porträt und an der Haupttreppe des Kantonslyceums zu Lugano ſteht ſeine Büſte, ein Werk des berühmten Künſtlers Vincenzo Vela, mit der Inſchrift: „Franscini, padre dell' istruzione popolare".

Franſcini iſt ein tugendhafter Vaterlandsfreund geweſen, wie es ſelten deren giebt; ſein Leben widmete er dem Gemeinwohl, ohne Stolz, ohne Prahlerei, ohne Affectation. Beſcheidenheit, Charaktermilde, liebreiche Freundſchaft, Lauterkeit der Abſichten waren ihm natürlich, ebenſo die Bereitwilligkeit, jede gute und nützliche Idee aufzunehmen, jeden guten Willen aufzumuntern, das Verdienſt zu erkennen, die Gemüther dem Guten und Edelſinnigen zu-

Digitized by Google

zuwenden. Und, was nicht minder bemerkenswerth ist: während die schönen persönlichen Eigenschaften im Menschen oft in Abnahme zu gerathen scheinen, je nachdem er emporsteigt, erhielten sie sich dagegen bei Franscini ächt und rein auch in den ehrenvollsten Stellen, zu denen er erhoben wurde. So darf Franscini sowol dem einfachen Bürger wie dem in Amt und Würden stehenden Staatsmann als Vorbild hingestellt werden. G. Carti.

Jean-Daniel-André Gindroz.

1787—1857.

[Quellen: de Montet, Dictionnaire biographique. — Gindroz' Schriften.]

Gindroz, geboren im Februar 1787, studirte in Lausanne Theologie. Nachdem er einige Jahre in Frankreich als Hauslehrer verlebt, wurde er 1817 zum Professor der Philosophie an der Akademie in Lausanne ernannt. Nach der Revolution von 1830 wurde er zum Mitglied des Großen Rathes erwählt, an dessen Verhandlungen er bis 1845 höchst thätigen Antheil nahm; mehrmals war er Präsident dieser Versammlung. — Als Lehrer zeichnete er sich durch die Klarheit und Deutlichkeit des Vortrages aus; als Rector (denn auch diese Würde bekleidete er drei Mal) durch Festigkeit mit Wohlwollen gepaart. — 1838 legte er sein Lehramt nieder, um als Vicepräsident des Conseil de l'Instruction publique gewissermaßen die obere Leitung des Schulwesens zu übernehmen (Präsident war ein Staatsrath). 1845, nach den kirchlichen Wirren, verließ Gindroz den Staatsdienst und trat aus der Nationalkirche aus, um an die Spitze der Studiencommission der freien Kirche zu treten, die hierauf eine freie theologische Facultät und eine freie Volksschule in Lausanne gründete. Er blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode, 17. September 1857.

Die erste Schrift Gindroz', die sich auf das Unterrichtswesen bezieht, ist ein Rapport sur l'état de l'instruction des sourds-muets dans le canton de Vaud (Lausanne 1828). In Folge dieses Berichtes wurden einige Taubstumme auf Staatskosten in der Anstalt untergebracht, die der Zürcher J. K. Näf in Yverdon gegründet hatte. (Von 1832 an, nach Näf's Tode, erhielt die Anstalt einen jährlichen Staatsbeitrag von 5000 Fr.) 1841 war Gindroz es auch, der dem Großen Rathe einen neuen Bericht über denselben Gegenstand und das Projekt eines Decretes vorlegte, wonach die Taubstummenanstalt an den Staat übergieng.

Digitized by Google

1828 erſchien von ihm noch ein anderes Werkchen: De la nécessité de l'éducation domestique pour seconder l'instruction publique.

Ungemeines Verdienſt erwarb ſich Gindroz beſonders durch die Ausarbeitung des neuen Schulgeſetzes in den Dreißigerjahren (mit Monnard). Die für die Neugeſtaltung der Volksſchule leitenden Grundſätze hat er niedergelegt in: De l'Instruction primaire dans le canton de Vaud. Exposé des motifs de la loi sur les écoles primaires (Lausanne, 1834. 127 S.).

Dieſes Schriftchen war dazu beſtimmt, dem Volke die Neuerungen klar zu machen. In der Einleitung beweist Gindroz das Recht und die Pflicht des Staates, für den Primarunterricht zu ſorgen, dann ſpricht er von den Schulen im Allgemeinen, hierauf von den Lehrern, vom Schulbeſuch und endlich von der Ueberwachung und Leitung der Schulen.

Im Gegenſatze zu den namhafteſten damaligen Pädagogen der romaniſchen Schweiz ſpricht ſich Gindroz gegen den wechſelſeitigen Unterricht aus: Keine Schule, ſagte er, ſollte mehr als 60 Schüler zählen. Der wechſelſeitige Unterricht könne nur vortheilhaft ſein, wo es ſich um die raſche Verbreitung der allererſten Anfangsgründe der Unterrichtsgegenſtände handle. — In Mädchenſchulen ſolle der Unterricht in Handarbeit und Haushaltungskunde von beſondern Lehrerinnen ertheilt werden. — Als neue Unterrichtsgegenſtände werden aufgezählt: Linearzeichnen, Heimatkunde und elementare Geographie, Geſchichte, einiges aus der Naturkunde. — Bemerkenswerth iſt, was Gindroz (ein „gläubiger" Theologe) beiläufig bemerkt: „Bibelſtellen ſollen wörtlich gelernt, vorher aber zum Verſtändniß gebracht werden... Eine beklagenswerthe Gewohnheit, die noch zu allgemein in unſerm Kanton herrſcht, iſt, die Bibel als Uebungsbuch zum Leſen zu gebrauchen; es iſt dies eine mühſame, langweilige Arbeit, die allzu oft nur durch die Strafen des Lehrers und die Thränen der Kinder unterbrochen wird". — Den Lehrer nennt Gindroz die „Seele der Schule". — Auf Gindroz' Antrag wurde den Localbehörden das Recht gewährt, die Bewerber um eine Lehrerſtelle zu prüfen und den Lehrer zu wählen (unter Vorbehalt der Beſtätigung von Seiten der Centralbehörde). Zugleich beweist er auch die Nothwendigkeit einer Lehrerbildungsanſtalt. (Bald hierauf hatte er die Genugthuung, an der Errichtung einer ſolchen kräftig mitwirken zu können). Um den Lehrern ihre Fortbildung zu erleichtern, fordert er die Errichtung einer kantonalen Lehrerbibliothek. — Er iſt eigentlich für vollſtändige Unentgeltlichkeit des Primarunterrichtes, giebt jedoch zu, daß die Gemeinden von wohlhabenden Familien ein beſcheidenes Schulgeld fordern dürfen. — Als neues Glied bei der Schulverwaltung wird eine Ortsſchulcommiſſion eingeführt, die aus dem Ortsgeiſtlichen und einer gewiſſen Anzahl vom Municipalrath zu wählenden Mitgliedern beſteht.

Digitized by Google

1853 erschien: Histoire de l'Instruction publique dans le Pays de Vaud. Das Werk geht, dem Titel gemäß, nur bis zum Beginn unseres Jahrhunderts und besonders nimmt die Geschichte der Akademie von Lausanne den größten Platz ein; doch ist auch in Bezug auf die Volksschule so viel als möglich beigebracht und Alles ist actenmäßig belegt, so daß das Werk sehr werthvoll ist. — Eine Fortsetzung bis 1845 ist vorhanden, wurde aber leider nach dem Willen des Verfassers nicht gedruckt. Aug. Rethel.

Louis F. F. Gauthey.

1795—1864.

[Quellen: Souvenirs du pasteur Gauthey. Toulouse 1865. — De Montet, Dictionnaire biographique. — Gauthey's Schriften.]

Gauthey's Vater und Großvater waren Officiere in englischem Dienste. Nachdem der Vater seinen Abschied genommen, ließ er sich in Grandson nieder, wo unser Gauthey 1795 geboren wurde. Unter den Familiengliedern befand sich eine alte blinde Tante, an die sich der Knabe anschloß und der er jeden Sonntag ein Gebet und eine Predigt vorlas. Er war ein äußerst gehorsames Kind, und so gewährten ihm seine Eltern eine gewisse Freiheit; sie ließen ihn allein ausgehen, da sie wohl wußten, er werde zur bestimmten Zeit zurückkommen. Einmal aber kam er nicht, er war in den See gefallen und wurde wie todt aus dem Wasser geholt. Nach der Meinung jener Zeit hängte man ihn an den Füßen auf, und dieses Mittel, das sonst oft gefährlich wurde, brachte ihn ins Leben zurück. Von da an wurde beschlossen, ihn dem Dienste Gottes zu weihen. Gauthey war zuerst Zögling des College in Lausanne; später studirte er Theologie auf der dortigen Akademie. Nebenbei fand er viel Interesse an Mathematik und Astronomie, und der Einfluß dieser Wissenschaften läßt sich an der Klarheit und Bestimmtheit seines Stils erkennen. Schon als Student gab Gauthey Unterricht, und nachdem er Pfarramtscandidat geworden, nahm er eine Stelle als Hauslehrer bei Lord Elgin an (einem der Gründer des British Museum). Der Tod seines Vaters (1818) rief ihn ins Vaterland zurück. Er erhielt eine Stelle in Yverdon, wo er bald mit Pestalozzi bekannt wurde [1].

[1] Wie in den Souvenirs erzählt wird, suchte G. zwischen Pestalozzi und Niederer zu vermitteln. Am Abend vor der Abreise Pestalozzi's durchwanderte dieser mit G. die leeren Säle des Schlosses und sagte: „Ja, große Fehler haben wir begangen; man hat uns die Augen öffnen müssen; aber mehrere haben es mit Henkershand gethan".

Digitized by Google

Gauthey war Anhänger der religiösen Bewegung, die mit dem Worte réveil (Erweckung) bezeichnet wird; doch blieb er stets gemäßigt. Nach seiner Verheiratung wurde er 1826 Pfarrer in dem hochgelegenen Dorfe Büllet (westlich von Yverdon); Krankheit zwang ihn bald, eine Gemeinde in milderem Klima aufzusuchen; er kam nach Lignerolles, am Fuße des Süchet.

Durch die Revolution von 1830 gelangte ein neues Geschlecht zur Regierung. Hebung des Volksunterrichtes war eines der Losungsworte; tüchtige Bildung der Volksschullehrer ward als eine der ersten Nothwendigkeiten erkannt. Der Staatsrath schrieb eine Preisbewerbung aus über diesen Gegenstand; Gauthey's Arbeit: „Des changements à apporter au système de l'instruction primaire dans le canton de Vaud" (1833) wurde gekrönt, und er wurde berufen, die zuerst nur provisorisch auf zwei Jahre gegründete Normalschule in Lausanne zu leiten. Das Provisorium wurde von Zeit zu Zeit verlängert und Gauthey blieb 12 Jahre lang Director dieser Anstalt. Bald entstand auch die Normalschule für Lehrerinnen (unter der Mitleitung von Frl. Cornelie Chavannes [1]). Männer wie der General de la Harpe [2], wie Gindroz und Monnard nahmen den lebhaftesten Antheil an den Fortschritten dieser Anstalt oder ertheilten selbst Unterricht darin. Abgesandte der französischen und der englischen Regierung besuchten die Anstalt. Hunderte von Zöglingen und ältern Lehrern nahmen auf den Schulbänken Platz. Aber bald erfolgten heftige Angriffe von Seiten der waadtländer radicalen Partei; man tadelte die religiöse, zum Pietismus hinneigende Richtung. Da veröffentlichte Gauthey (1839) eine Vertheidigungsschrift: De l'école normale du Canton de Vaud, depuis sa fondation jusqu'à aujourd'hui. In dieser Schrift legt er seine Grundsätze über Lehrerbildung dar und erzählt die Geschichte der Anstalt. Dadurch wurde der Fortbestand der Anstalt gesichert. — An der Normalschule ertheilte Gauthey besonders Unterricht in der Religion, der Pädagogik und der Verfassungskunde. Für letzteres Fach veröffentlichte er 1840: Des droits et des devoirs des citoyens vaudois ou Essai

---

[1] Frl. Cornelie Chavannes (1794—1874) blieb von der Gründung der Mädchen-Normalschule bis 1870 Leiterin dieser Anstalt und zeichnete sich durch aufopfernde, liebevolle Thätigkeit aus. Sie ist die Verfasserin einer Economie domestique (Haushaltungskunde. 3. Aufl. 1857). — Ihre Schwester, Frl. Herminie Ch. (1798—1858), hat eine ganze Reihe Volks- und Jugendschriften veröffentlicht, unter anderen auch Biographien von Haller, Lavater, Pestalozzi (Lausanne 1853). — Ihr Vater, Dan. Alex. Ch. (1765—1846) hat nebst andern Schriften verfaßt: Exposition de la méthode élémentaire de Pestalozzi (Vevey 1805).

[2] General de la Harpe vermachte der Normalschule eine mit Diamanten geschmückte Dose, die er von seinem Zöglinge, dem Kaiser Alexander I., geschenkt erhalten und die von seiner Wittwe um 5000 (alte) Fr. zurückgekauft wurde.

Digitized by Google

d'instruction civique (2. Aufl. 1844) und 1848: Le livre du jeune citoyen.

Die Angriffe gegen die Normalschule wiederholten sich. Nach der Revolution von 1845 wurde Gauthey zwar nicht abgesetzt, wie so manche Geistlichen und Lehrer; aber er erfuhr, daß an seiner Anstalt ein Lehrer- und Programmwechsel stattfinden sollte und gab seine Entlassung ein. Alsbald erhielt er einen Ruf als Director an die soeben von einer protestantischen Gesellschaft gegründete Normalschule in Courbevoie bei Paris. Um diese Stellung übernehmen zu können, mußte der 50jährige Gauthey vorher eine staatliche Fähigkeitsprüfung ablegen. Die Anstalt blühte unter seiner Leitung rasch auf und machte ihren Einfluß bald in weitern Kreisen, auch auf Staatsschulen fühlbar. Zugleich veröffentlichte er sein Hauptwerk: De l'Education ou Principes de pédagogie chrétienne. 2 Bde. Paris 1854—1856, ein Werk, das heute noch als eines der bedeutendsten der französischen Pädagogik gilt, und das kürzlich wieder offiziell zur Anschaffung für Lehrerbibliotheken empfohlen wurde. — Weitere pädagogische Schriften aus dieser Zeit sind: De la Vie dans les études ou Essai sur les moyens d'exciter la jeunesse au travail. Paris 1860. 96 S. (2. Aufl. 1861) und Délassement après le travail ou Essai sur les récréations de l'enfance. Paris 1861. 144 S. — Durch Gauthey entstand auch eine Gesellschaft zur Beförderung der Mädchenbildung und eine freie Conferenz der protestantischen Lehrer zu Paris. Zugleich predigte er öfters und veröffentlichte religiöse Schriften. (Méditations sur l'épître aux Ephésiens, 1852. — L'Année évangélique. 2. Bde. 1864.)

Im Frühling 1864 legte Gauthey aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle nieder; wenige Monate später (11. Nov.) starb er in ruhigem kindlichem Glauben. Seine Frau war ihm nur kurze Zeit vorangegangen.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf Gauthey's pädagogische Schriften. Sein erstes Schriftchen: „Des changements à apporter au système de l'instruction primaire" ist eigentlich schon eine kurze Schulkunde, worin über die Einrichtung der Schulen, über Lehrer und Lehrerbildung ꝛc. ꝛc. abgehandelt wird. Unter den für die damaligen waadtländer Zustände neuen Gesichtspunkten ist Folgendes hervorzuheben: Neue Unterrichtsgegenstände: Geographie, Aufsatzübungen; für Knaben: Geschichte, Zeichnen, Meßkunst, Naturgeschichte, Verfassungskunde; für Mädchen: Handarbeiten und Haushaltungskunde. („Für Mädchen schlage ich sogar Unterricht im Kochen vor. Sie würden nicht nur lernen, alles ordentlich zu Rath zu halten, sondern die Nahrung würde auch besser zubereitet, also gesünder sein; man würde vielleicht manche Krankheiten vermeiden und in Krankheitsfällen besser verpflegt werden. Ich kenne ein Dorf, wo ähnlicher Unterricht mit dem besten Erfolg ertheilt wurde".) — In Bezug auf Methode heißt es, hauptsächlich durch

Digitized by Google

Aenderung der Methode müsse eine Revolution in der Schule stattfinden; aber die Behörde dürfe nur den allgemeinen Gang bestimmen. — Gauthey spricht sich für Trennung der Geschlechter und für Mädchenschulen mit Lehrerinnen aus. Endlich forderte er besonders die Errichtung einer Normalschule mit einer Uebungs- und Musterschule. — Für die Lehrer verlangt er nach 30 Dienstjahren Pensionsberechtigung.

Die Schrift über die Ecole normale enthält Mittheilungen über die Geschichte der Anstalt, über Lehrer, Methode, Lehrbücher, pädagogische Grundsätze. — Ende 1832 bewilligte der Große Rath auf 2 Jahre einen jährlichen Kredit von 10,000 Fr. zur Fortbildung von Lehrern und zur Bildung von Candidaten. Im Februar 1833 beschloß der Regierungsrath die Errichtung einer Ecole normale und berief Gauthey als Director. Zuerst wurde (September 1833) ein Fortbildungscurs mit Lehrern abgehalten [1]. Im November wurde die eigentliche Normalschule mit 28 Zöglingen eröffnet. Im folgenden Jahre nahmen 160 Lehrer am Fortbildungscurse Theil. 1835 wurde ein neuer Kredit auf 6 Jahre bewilligt (18,000 Fr. jährlich) und die Errichtung einer Normalschule für Lehrerinnen beschlossen. Diese, wie auch eine Uebungs- und Musterschule, traten 1837 ins Leben.

Als Ausgangspunkt giebt Gauthey schon ziemlich wörtlich dieselbe Definition der Erziehung, die sich später in seinem Werke de l'Education findet: Vorbereitung des Menschen für dieses und für ein ewiges Leben. — Als pädagogische Hauptgrundsätze stellt er auf: Im Elementarunterricht sind drei Hauptstufen zu unterscheiden: Begreifen, lernen (= sich aneignen), anwenden. — Alle Geistesfähigkeiten des Schülers müssen beschäftigt werden. — Anschauung ist die Grundlage alles Elementarunterrichts.

Als Ziel und Zweck des Unterrichts in der Normalschule wird bezeichnet: Entwickelung der intellektuellen und moralischen Anlagen und Fähigkeiten der Zöglinge; Mittheilung der für den Primarunterricht nothwendigen Kenntnisse und Anweisung (durch Theorie und Praxis) in der Methode. („Die Kenntnisse der Lehrer dürfen sich nicht auf die ersten Elemente beschränken; sie müssen ausgedehnter und ein wenig tiefer sein. . . Jedoch fühlen wir die Nothwendigkeit, nicht aus dem Kreise der wesentlichsten und anwendbarsten Kenntnisse herauszutreten. Wir verlieren nie aus dem Auge, daß wir für die Primarschule arbeiten, und daß es ein Fehler wäre, wenn

[1] Bezeichnend ist, was G. erzählt: „Einige Zeit nach dem Schluß des ersten Curses richtete die Oberbehörde an die Geistlichen, unter deren Aufsicht die Lehrer standen, welche den Curs mitgemacht hatten, eine Reihe von Fragen über das Ergebniß. Es wurde unter anderm gefragt, ob die Lehrer seit ihrem Aufenthalt in der Normalschule mehr Eigendünkel oder mehr Demuth zeigten. — Die Antworten waren im Allgemeinen günstig.

Digitized by Google

wir uns in unſerer Anſtalt in Gedankenkreiſe wärfen, die zu hoch oder ohne Nutzen für das gewöhnliche Leben ſind".)

In Bezug auf die Zukunft der Schule beſteht Gauthey hauptſächlich darauf, daß die Religion die Grundlage der Volksbildung und folglich auch der Lehrerbildung ſein müſſe. Zugleich zählt er auch die Gründe auf, warum die Normalſchule nicht in ein Seminar mit Internat verwandelt werden ſolle: Schwierigkeit der Ueberwachung; das Internat iſt den nationalen Sitten fremd; es iſt der Charakterbildung ungünſtig; die Einrichtungskoſten ſind bedeutend.

Das Werk de l'Education hat als Motto eine Zeile von Mme. de Staël: „Der Zweck des Lebens iſt nicht das Glück, ſondern die Vervollkommnung". — Klar und deutlich zeigt ſich Gauthey's Standpunkt gleich in den erſten Zeilen, wo die Erziehung definirt wird als „eine Geſammtheit geeigneter Mittel, um den Menſchen ſeiner Beſtimmung zuzuführen. Die letzte Beſtimmung des Menſchen iſt aber die Vollkommenheit. Zu dieſer kann er erſt im Himmel gelangen; aber in Erwartung dieſes hohen glänzenden Zieles durchwandert er eine Welt, wo er von Gefahren, Bedürfniſſen und allerlei Elend umringt iſt. Die Erziehung muß den Menſchen für dieſe beiden auf einander folgenden Exiſtenzen bilden; ſie muß den Plan Gottes mit der Menſchheit, ſie muß in uns den Gedanken der Menſchheit verwirklichen... Das ewige Ideal des Menſchen iſt Jeſus Chriſtus... Der Menſch bedarf nicht nur der Entwickelung ſeiner Anlagen und Fähigkeiten, ſondern auch einer Wiedergeburt."

Die Eintheilung des Werkes iſt folgende:

Livre I. Développement des facultés humaines en général.
„ II. De l'éducation physique.
„ III. De l'éducation intellectuelle.
„ IV. De l'éducation du sentiment.
„ V. De l'éducation morale ou de l'éducation de la volonté.

Wir dürfen nicht aufs Einzelne eingehen. Zudem zeichnet ſich Gauthey nicht durch eine große Zahl neuer Gedanken und Anſichten aus, ſondern vielmehr durch die Art und Weiſe, wie er die Gedanken ſeiner Vorgänger nutzbar macht. Alles, was von Alten oder Neuen Wichtiges über Erziehung geſagt wurde, kommt ihm ins Gedächtniß; von Jedem nimmt er das, was ihm vortheilhaft ſcheint; er bemüht ſich redlich, nie excluſiv zu werden, und da ſein Stil klar und harmoniſch iſt, da er es verſteht, auch bekannten Gedanken eine neue gefällige Einkleidung zu geben, ſo hat ſein Werk etwas Anziehendes und ſozuſagen Orginelles. Diejenigen, denen Gauthey am meiſten folgt, ſind Peſtalozzi, Niemeyer und Frau Necker-de Sauſſüre. — Jedenfalls ſind durch dieſes Werk viele Ideen Peſtalozzis in Frankreich verbreitet worden.

Ein dritter Band, der das Werk ergänzen ſollte, iſt nicht erſchienen.

In dem Schriftchen De la Vie dans les études beweist Gauthey zuerſt, daß auch beim Studium Erregungs- und Reizmittel nothwendig ſind; dann zeigt er, wie ſie ſein ſollen: einfach, naturgemäß, andauernd, den verſchiedenen Charaktern angemeſſen; endlich beſpricht er die verſchiedenen Mittel: Zwang, Furcht, perſönliches Intereſſe, Belohnungen, Weckeifer, Beiſpiel, Vorſchriften, Freude am Erwerben und am Beſitz von Kenntniſſen, Liebe zu den Eltern, Liebe zu Gott und Pflichtgefühl.

Das Schriftchen Délassement après le travail behandelt in drei Abtheilungen:

I. Nothwendigkeit der Spiele und Erholungen.

II. Grundſätze für Wahl und Leitung der Spiele und Erholungen.

III. Natur und Verſchiedenheit der Spiele.

Hauptgedanke iſt, daß auch Spiel und Erholung ein Hauptfactor bei der Erziehung ſind, und daß auch da Ueberwachung und Leitung noth thut, damit nie das Ziel der Erziehung aus den Augen gelaſſen werde.

Auch dieſe beiden Schriften haben große Vorzüge der Darſtellung; überall zeigt ſich wahre Kinderliebe und reiche Erfahrung. A. Kettel.

Charles Monnard.

1790—1865.

[Quellen: Gazette de Lausanne, 20.—25. Januar 1865. — Secretan, Galerie suisse. III. — Hartmann, Gallerie.)

Als im Jahre 1830 die liberale Partei ſich im Kanton Waadt der Regierung bemächtigte, traten in den Großen Rath eine Anzahl Profeſſoren ein, unter denen drei, Monnard, Gindroz und Pidou, die ſogenannte akademiſche Dreieinigkeit bildeten. Mit Talent und Eifer wandten ſich dieſe Männer nicht nur der rein politiſchen Wirkſamkeit zu, ſondern beſonders auch der Arbeit auf dem Gebiete des Volksunterrichtes, und in dieſer Hinſicht ſind die Dreißigerjahre eine Zeit der Blüthe. Leider haben es aber dieſe Männer nicht verſtanden, in Uebereinſtimmung mit dem Volke zu bleiben, und die Revolution von 1845 ſchien manches von dem, was ſie ins Leben gerufen, in Frage zu ſtellen; der Stillſtand, um nicht zu ſagen der Rückgang, dauerte jedoch nicht lange; der Fortſchritt war nachher nur um ſo bedeutender. Jenen Männern aber kann die Ehre nicht geſchmälert werden, den erſten kräftigen Anſtoß gegeben zu haben.

Digitized by Google

Durch perſönliche Würde, durch Gewandtheit in der Rede, durch unerſchrockenen Muth und unermüdliche Thätigkeit war Monnard, obgleich einer armen Familie entſtammend, bald einer von denen, die den bedeutendſten Einfluß ausübten.

Monnard wurde am 17. Januar 1790 zu Bern geboren; ſein Vater war ein Waadtländer, ſeine Mutter eine Bernerin. Dieſe letztere begab ſich nach dem Tode ihres Mannes (1798), der ihr nur Schulden hinterließ, nach Lauſanne und fand bald eine Stütze an ihrem Sohne, der mit Fleiß und Erfolg dem Studium der Theologie oblag und zugleich viele Privatſtunden gab. 1806 gründete er mit einigen Freunden eine Studentenverbindung, die noch heute beſtehende Société de Belles-Lettres. Nach Beendigung ſeiner Studien (1812) verlebte er vier Jahre in Paris als Hauslehrer bei dem Grafen Duchâtel. Dort trat er auch in dauernde Verbindung mit Guizot, Thiers, Couſin und andern bedeutenden Männern. 1816 wurde Monnard zum Profeſſor der franzöſiſchen Litteratur an der Akademie in Lauſanne ernannt. Seine Vorleſungen hatten großen Erfolg. Einer ſeiner erſten Schüler, der ſpäter ſein treuer Freund und Mitarbeiter wurde, L. Vulliemin, ſagt: „Es war eine neue Art des Unterrichts. Für uns war es gleichſam eine Offenbarung. Monnard zeigte uns die Litteratur nicht mehr allein als die Kunſt der ſchönen Darſtellung, ſondern als das Studium der menſchlichen Seele und des Weſens der verſchiedenen Völker".

1822 überſetzte Monnard Zſchokkes Schweizergeſchichte und konnte mit Freude gewahren, daß dieſe Arbeit dazu beitrug, bei der Jugend patriotiſchen Sinn zu wecken und zu pflegen. — 1824—1833 war er Mitarbeiter und zuletzt Chefredacteur des Nouvelliste Vaudois, eines Blattes, das am meiſten zum Sturze des alten Regimes beigetragen hat. — 1828 wurde Monnard Mitglied des Großen Rathes und blieb es bis 1844. Mehrmals war er Präſident dieſer Verſammlung. Mehrmals war er auch Mitglied der Tagſatzung. Als ſolcher ſchlug er 1832 die Gründung einer eidgenöſſiſchen Univerſität (in Luzern) vor; als ſolcher widerſetzte er ſich 1838 dem Begehren der franzöſiſchen Regierung nach Auslieferung des Prätendenten Ludwig Napoleon. Durch letzteres Vorgehen wurde er einer der populärſten Männer, aber nicht auf gar lange Zeit. Als am 14. Februar 1845 die demokratiſche (oder radikale) Partei unter Druey in der Waadt zur Regierung gelangte, wurde Monnard ſeiner Profeſſur entſetzt, jedoch zum Pfarrer in Montreux ernannt. Er nahm regen Antheil an der Demiſſion der Geiſtlichen und an der Gründung einer freien Kirche, verließ aber ſchon 1846 ſein Vaterland, um einem Rufe als Profeſſor der romaniſchen Sprachen an die Univerſität zu Bonn Folge zu leiſten.

Als Mitglied des Großen Rathes hat Monnard ſehr viel an der Neu-

gestaltung des gesammten Unterrichtswesens in der Waadt mitgearbeitet. Hauptsächlich seinem Einflusse ist die Einrichtung eines Schulraths (Conseil de l'Instruction publique) von fünf Mitgliedern zuzuschreiben, der unter dem Vorsitze eines Staatsrathes alles, was das Schulwesen betraf, überwachte und leitete. Auch ist es ihm und seinem Collegen Gindroz besonders zu verdanken, daß endlich, nachdem schon 1806 und 1811 ein darauf bezüglicher Beschluß gefaßt worden, im Jahre 1833 eine Lehrerbildungsanstalt (Ecole normale) ins Leben gerufen und daß der Fortbestand derselben gesichert wurde. Er bethätigte den lebhaften Antheil, den er an dieser Anstalt nahm, nicht nur dadurch, daß er mehrere Jahre Präsident der leitenden Commission war, sondern auch dadurch, daß er persönlich an derselben sehr anregenden Unterricht in der Muttersprache ertheilte. Auch sprach und schrieb er für die Bildung von Orts-Schulcommissionen (denen die Ueberwachung der Ortsschulen und Mitwirkung bei Lehrerwahlen zustand), für die Errichtung von Secundar- oder Realschulen (Ecoles moyennes) und wirkte mit bei der Neugestaltung und der Erweiterung des Collège (lat. Kantonsschule) und der Akademie. Mehrmals bekleidete er die Würde eines Rectors der Akademie und in dieser Eigenschaft hielt er am Schlusse des Schuljahres 1834 und 1835 Reden, in denen er für die neuen Einrichtungen sprach. Diese Reden wurden gedruckt (de la Réforme de l'instruction publique) und im ganzen Kanton verbreitet. — In der letztern derselben spricht er sich gegen die Preise aus, die damals (wie heute noch) einzelnen Schülern verliehen wurden. Er möchte den Wetteifer und den Ruhm „nationalisiren" und das Streben der Schüler nach Auszeichnung dadurch erregen, daß den Kindern frühe schon eingeprägt würde, ihre Arbeit gelte dem Wohle des Vaterlandes, dem Besten der Menschheit. Und um diesen Gedanken recht eindringlich zur Darstellung zu bringen, schlug er vor, jedes Jahr ein Fest des öffentlichen Unterrichts zu feiern, woran Lehrer und Schüler sämmtlicher Anstalten des Landes Theil nehmen sollten. — „Eines Tages", schloß er seine Rede, „wird die ganze Schweiz regelmäßig, vielleicht in längern Zwischenräumen, das Fest der helvetischen Erziehung feiern, um inmitten der Verschiedenheit der socialen Formen die Einigung der Herzen und die Einheit des Geistes zu stärken".

Neben dieser vielseitigen Thätigkeit fand Monnard unter Mithilfe seines Freundes L. Vulliemin noch Zeit, die große Müller'sche Schweizergeschichte mit den Fortsetzungen von Glutz-Blotzheim und Hottinger zu übersetzen und bis auf die Neuzeit fortzuführen. — Das Werk wurde im Jahre 1836 begonnen und erst 1851 auf fremder Erde beendigt.

In Bonn wurde Monnard etwas kühl empfangen, da seine Ernennung als eine Zurücksetzung des berühmten Philologen Diez angesehen wurde; doch bald gelang es ihm, die Achtung seiner Collegen und die Zuneigung seiner

Digitized by Google

Studenten zu gewinnen (unter dieſen befand ſich der jetzige deutſche Kronprinz). Vielen Anklang fanden auch die Vorleſungen über franzöſiſche Litteratur, die Monnard für ein größeres Publikum hielt (damals von Seiten eines Univerſitätsprofeſſors eine Neuerung). — 1862 veröffentlichte Monnard eine Chrestomathie des prosateurs français du XIVe au XVIe siècle (mit Grammatik und Wörterverzeichniß), eine jedenfalls werthvolle Leiſtung, wenn ſie auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung ſeither überholt worden iſt.

Bei Errichtung der eidgenöſſiſchen polytechniſchen Schule, und ſpäter wiederholt, erhielt Monnard einen Ruf als Profeſſor der franzöſiſchen Litteratur. Aus finanziellen Rückſichten konnte er demſelben nicht Folge leiſten. Damals wurde er bitter darüber getadelt; erſt nach ſeinem Tode lernte man ſeine Beweggründe kennen. Sein Vater hatte Schulden hinterlaſſen. Jahre lang hat Monnard gearbeitet, um dieſelben zu tilgen. Seine Mutter hatte Verpflichtungen gegen eine Familie, für deren Haupt der junge Monnard Bürgſchaft leiſtete, um ſeine Dankbarkeit zu beweiſen; dadurch lud er ſich noch eine weitere Schuldenlaſt auf. Erſt wenige Jahre vor ſeinem Tode gelang es ihm, ſich von all' dieſen drückenden Verpflichtungen frei zu machen. Als der Ruf nach Zürich erfolgte, und man ihm keinen Ruhegehalt und vorkommenden Falls keine Penſion für ſeine Wittwe zuſagen konnte, ſah er, ein vermögensloſer Mann, ſich gezwungen, den Ruf abzulehnen.

Monnard ſtarb zu Bonn den 13. Januar 1865. — „Er ſtarb auf fremder Erde", ſagt Hartmann; „aber die Zeit wird kommen, — und iſt vielleicht ſchon da — wo das Waadtländervolk ſtolz ſein wird, ihn unter ſeine Bürger zählen zu dürfen".

A. Rethel.

Rudolf Alexander Vinet.

1797—1847.

[Quellen: Rambert, Vinet, histoire de sa vie et de ses ouvrages. 3 Aufl. — Astié, Esprit de Vinet. (Auszüge aus Vinet's Schriften. 2 Bände). — Scherer, Vinet. — Vulliet, Poètes vaudois. — Schmid, Artikel Vinet in Herzog's Encyklopädie. — Vinet's Schriften.]

Zwar iſt Alexander Vinet beſonders Theolog und Litteraturhiſtoriker; da er aber von ſeinem zwanzigſten Lebensjahre an bis zu ſeinem Tod beſtändig als Lehrer wirkte und da ſich unter ſeinen zahlreichen Schriften auch einige pädagogiſche finden, ſo verdient er gewiß einen Platz unter den Männern, die auf das ſchweizeriſche Schulweſen Einfluß ausübten.

Alexander Vinet's Vater war ein Mann von vielem Talent, edlem Charakter, großer Strenge und Gewiſſenhaftigkeit. Ein ſtrebſamer Autodiktat, war er zuerſt Lehrer an einer Schule mit hundert Kindern und zwanzig Louisd'or Gehalt; ſpäter, zur Zeit der Geburt ſeines Sohnes Alexander (17. Juni 1797), war er Schreiber beim Zollamt Ouchy bei Lauſanne; 1800 wurde er Sekretär des Departements des Innern in Lauſanne, nachdem er, von Frau und Kind getrennt, zwei Jahre in Bern als Ueberſetzer und Schreiber verlebt. Die Mutter war eine einfache Frau, ohne viel Bildung, aber voll Gemüth und geſunden Verſtandes. Alexander hatte noch einen ältern Bruder, der dem Vater der begabtere ſchien, aber früh ſtarb. „Anfangs unterrichtete der Vater ſeine Söhne ſelbſt und zwar nach den ſtrengen Grundſätzen einer längſt vergangenen Zeit. Wenn auch dieſe ganze Erziehungsweiſe nur dazu gemacht ſchien, die Individualität des jungen Menſchen zu unterdrücken, ſo zeigte doch Vinet bald, daß ein tiefes Gemüth und ein energiſcher Geiſt auch unter der ſtrengen Zucht ſeine Selbſtändigkeit zu bewahren vermag".

Nachdem A. Vinet die Claſſen des Collège in Lauſanne durchlaufen, folgte er, bei ſeinem Eintritt der jüngſte Student, von 1810–1817 dem Unterricht an der dortigen Akademie und widmete ſich der Theologie. Bald machte er ſich bemerklich. Als nach Napoleons Beſiegung Bern daran denken konnte, wieder die Oberherrſchaft über die Waadt zu erlangen, dichtete Vinet le Réveil des Vaudois (das Erwachen der Waadtländer), ein Lied, das er ohne ſeinen Namen drucken ließ und das ſich ſehr ſchnell verbreitete, ſo daß es ſogar eine Reclamation der Berner Regierung zur Folge hatte. — Im Sommer 1817 wurde Vinet auf Monnard's Empfehlung zum Lehrer des Franzöſiſchen am Gymnaſium in Baſel ernannt. Ungeachtet ſeiner mühevollen Beſchäftigung (er hatte 30 und mehr Stunden wöchentlich), fand Vinet Zeit, ſich auf ſeine theologiſche Prüfung vorzubereiten, die er 1819 in Lauſanne beſtand. Im gleichen Jahre verheiratete ſich Vinet mit einer Baſe. Wie er in einem Briefe geſteht, fiel ein kleiner Schatten auf die erſten Wochen des Familienlebens: er hatte eine Schuldenlaſt von 300 Franken für Bücher, die er ſich angeſchafft. Nun wurde die Litteratur ſtudirt, neben den franzöſiſchen und den griechiſchen Dichtern beſonders auch die deutſchen. Unter den letztern zog ihn Schiller am meiſten an, für Göthe behielt er ſtets mehr Bewunderung als Sympathie. — Bald trat eine herbe Prüfung ein. Vinet hatte ſich an einem Möbel geſtoßen und den Unterleib verletzt. Zuerſt wurde die Verwundung gar nicht beachtet, ſpäter wurde ſie unrichtig behandelt, und von da an hatte Vinet faſt keine geſunde Stunde mehr. Zu gleicher Zeit fand eine Umwandlung in religiöſer Hinſicht ſtatt. In der Waadt war es die Zeit des réveil (der Erweckung); Vinet war zuerſt ein entſchiedener Gegner dieſer methodiſtiſchen Bewegung und ſeine religiöſe Stellung war der Art, daß

er ſeinem Freunde Monnard bei der Ueberſetzung der Aarauer Stunden der Andacht mithalf. Nun aber änderte ſich ſeine Geſinnung; er ſtellte ſich auf den Boden des poſitiven Chriſtenthums, und als die ſogenannten Methodiſten in der Waadt mancherlei Verfolgungen zu erdulden hatten, trat Vinet für ſie auf und wurde der Apoſtel für die Trennung von Staat und Kirche. Seine Meinung legte er in zwei Schriften dar (du Respect des opinions und la Liberté des Cultes); die letztere wurde 1824 von einer Pariſer Geſellſchaft gekrönt. — 1829 wurde Vinet wegen einer Flugſchrift ähnlichen Inhalts, die anonym in Lauſanne erſchienen war, mit Monnard, der den Druck beſorgt hatte, den Waadtländer Gerichten überwieſen und zu einer Strafe von 80 Franken verurtheilt, weil er, nicht im Kanton wohnhaft, die Schrift vor der Drucklegung der Zenſur hätte vorlegen ſollen. Zu gleicher Zeit gab Vinet ſeine dreibändige Chrestomathie française heraus. 1835 wurde er zum Profeſſor der franzöſiſchen Litteratur an der Univerſität Baſel ernannt und 1837, als er einem Rufe als Profeſſor der praktiſchen Theologie an die Lauſanner Akademie Folge leiſtete, ertheilte ihm die Basler Univerſität den Doctortitel. (Da der beſcheidene Mann nie von dieſem Titel Gebrauch machte, geſchah es, daß ihm dieſelbe Ehre 1846 von der theologiſchen Facultät in Berlin zu Theil wurde.)

In der Waadt brachen zu jener Zeit die kirchlichen Streitigkeiten mit erneuerter Heftigkeit aus und führten endlich zur Maſſen-Demiſſion der Geiſtlichkeit und zur Gründung einer freien Kirche. Bald nach der Revolution vom 14. Februar 1845 nahm Vinet ſeine Entlaſſung als Profeſſor der Theologie, wurde aber zum Profeſſor der franzöſiſchen Litteratur ernannt (an Monnards Stelle, den er übrigens ſchon längere Zeit vertreten hatte). Da Vinet jedoch thätigen Antheil an der Einrichtung der freien Kirche nahm, wurde er 1848 abgeſetzt. Er übernahm hierauf einen Theil des Unterrichts an der neuerrichteten freien theologiſchen Facultät und ertheilte auch Unterricht an der höhern Töchterſchule, zu deren Gründung er viel beigetragen; aber all' dieſe Kämpfe und ſein fortdauerndes körperliches Leiden hatten ſeine Kräfte aufgerieben. Am 4. Mai 1847 ſtarb er in Clarens und ruht dort auf dem Kirchhofe, in einer der ſchönſten Gegenden der Welt.

Wir wollen Vinet weder als Theologen betrachten noch als Kritiker oder Litteraturhiſtoriker. Wir müſſen uns damit begnügen, zu ſagen, daß er in letzterer Beziehung ſelbſt in Frankreich als Autorität angeſehen wurde und daß er in religiöſer Hinſicht, wie Schmid ſagt, „durch geiſtige Begabung und Adel des Charakters, durch originelle Auffaſſung des Chriſtenthums ſowie durch Talent für asketiſch-rhetoriſche Darſtellung eine der hervorragendſten Stellen einnimmt, und daß er nicht nur auf die Kirche und Theologie ſeines engeren Vaterlandes, ſondern des calviniſtiſchen

Proteſtantismus überhaupt einen außerordentlichen Einfluß bereits ausgeübt hat und ohne Zweifel immer mehr ausüben wird“ [1]. — Wir können auch ſeine Schriften nicht alle aufzählen. Die wichtigſten ſind: Histoire de la littérature française au XVIIIe siècle. — Poètes du siècle de Louis XIV. — Etudes sur la littérature française au XIXe siècle. — Etudes évangéliques. — Méditations évangéliques. — Discours. — Homilétique, etc. — Viele von ſeinen Schriften haben mehrere Auflagen erlebt oder ſind in andere Sprachen, beſonders ins Deutſche, überſetzt worden. — Vinet war auch Mitarbeiter an mehreren Zeitſchriften, beſonders am Nouvelliste vaudois und am Semeur (Paris). — Von ſeinen Gedichten finden ſich manche in Liederſammlungen. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Werke und größeren Artikel findet ſich in Rambert's Werk. Es umfaßt 214 Nummern.

Werfen wir jetzt einen Blick auf Vinet als Lehrer und als pädagogiſchen Schriftſteller.

In Baſel war ſeine Stellung Anfangs keine leichte: zahlreiche Schüler und oft ſehr ungenügende Vorkenntniſſe derſelben; dazu kam noch, daß Vinet damals des Deutſchen nicht mächtig war. Aber ſchon ein Jahr nach ſeinem Amtsantritt ſchreibt er: „Meine Beſchäftigung wird mir täglich lieber. Die Zuneigung meiner Zöglinge, die ich, Gottlob, gewonnen habe, erleichtert mir meine Aufgabe. Ich glaube wahrlich, die jungen Basler ſind beſſer, als die Lauſanner. Oft habe ich mir geſagt, wenn mich meine Schüler den achten Theil von dem hätten leiden laſſen, was wir unſern Profeſſoren zugefügt, ich hätte es nicht aushalten können. . . Durch Höflichkeit und Wohlwollen habe ich erlangt, was man ſonſt nur von der größten Strenge erwartet. . . Auch liebe ich meine Schüler von ganzem Herzen [2].“

Aus den jährlichen Berichten, die Vinet an die Schulbehörden in Baſel richtete, ſehen wir, mit welchem Intereſſe er ſeine Aufgabe ergriff. Neben den Urtheilen über die einzelnen Claſſen finden ſich oft die beachtenswertheſten Anſichten über Methode oder über Gegenſtände der allgemeinen Erziehung. So ſagt er z. B. in einem Berichte in Bezug auf den Aufſatz: „Nichts

---

[1] Es iſt das Eigenthümliche ſeiner Frömmigkeit, daß ſie bei großer Tiefe doch eine durch und durch praktiſche, werkthätige war. — Unbedingter Gehorſam gegen den göttlichen Willen in der Nachfolge Chriſti war der Grundgedanke ſeines ganzen Lebens; ſeine Tugenden ſind Demuth und Liebe. — Der Grundgedanke von Vinet's Theologie war die Einigung des objectiven und des ſubjectiven Chriſtenthums; aber es iſt ihm nicht gelungen, das Gleichgewicht zwiſchen beiden Seiten überall zu bewahren, der ſubjective Factor herrſcht vor . . . Sein Weſen trug das Gepräge des Kampfes. (Schmid.)

[2] Eines Tages kam er ganz aufgeregt nach Hauſe. -- „Heute“, ſagte er, „habe ich die erſte Ohrfeige in meinem Leben ausgetheilt. Es wird auch die letzte ſein“.

ſchadet mehr als einen unbekannten Stoff zu verarbeiten und zwar mit einem Werkzeuge, mit dem man auch nicht vertraut iſt. Wörter gebrauchen, deren Werth und Bedeutung man nicht vollſtändig begriffen hat, iſt in jeder Beziehung eine höchſt nachtheilige Gewohnheit. Die Ordnung der Gedanken, die Klarheit des Ausdrucks, die Lebhaftigkeit der Bilder hangen von der Klarheit der Anſchauungen ab. Immer ſoll man den Schüler fragen, ob er geſehen, was er ſagt; denn nur das, was er geſehen, wird er gut ausdrücken. Eine Täuſchung über die dem Alter der Schüler entſprechende Tragweite und Entwickelung des Geiſtes hat mich einige Jahre lang dem Irrthum ausgeſetzt, ihnen Stoffe zur Behandlung aufzugeben, die jener Entwicklung nicht angemeſſen waren. Ich verlangte von ihnen Gedanken, ehe ſie welche haben konnten, und ich glaubte, daß die Gedanken, die ſie ausdrückten, ihnen gehörten, weil ich ſie ihnen gegeben hatte. Nach und nach haben ſich meine Augen geöffnet und ohne vollſtändig nach vorhergegangener Beſprechung auf Stoffe aus dem Gebiete der Moral oder aus der Welt des Gedankens zu verzichten, habe ich doch Erzählungen den Vorzug gegeben. Eine gute Erzählung verlangt auch logiſche Gliederung und Anwendung der feinſten Stilregeln. Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, die Geiſtesklarheit und Folgerichtigkeit meiner Zöglinge blos nach ihrem Talente fürs Erzählen zu bemeſſen."

In einem andern Berichte ſpricht Vinet ſich über den Unterricht im Franzöſiſchen an deutſchen Schulen aus. — „Dem Studium der lebenden Sprachen ſteht in den öffentlichen Schulen ein Klippe entgegen, die nicht leicht vermieden wird. Der unmittelbare praktiſche Nutzen, die nahe Ausſicht, dieſe Sprache als Hülfsmittel oder Annehmlichkeit fürs gewöhnliche Leben zu verwenden, ziehen die Aufmerkſamkeit von der ernſteren Seite ab, von der dieſes Studium betrieben werden ſollte, und dadurch auch von der anzuwendenden Methode. Anſtatt z. B. die franzöſiſche Sprache als eine geiſtige Erſcheinung, eine des tiefern Eindringens würdige Thatſache, anderſeits als ein Mittel der Geiſtesentwickelung und -Bildung und endlich auch als das Organ jener ganzen Gedankenwelt, die man die franzöſiſche Litteratur nennt, anzuſehen, erblickt man in dieſem Studium nur eine Brücke über den Rhein, vermittelſt der man in die franzöſiſche Geſellſchaft eindringen, dort Beziehungen anknüpfen und ſich ſozuſagen ein bequemes Abſteigequartier bereiten kann. Man darf ſich nicht wundern, wenn eine ſolche Anſicht dahin führt, die Brücke an den Ort des Fluſſes zu ſchlagen, wo er am ſchmälſten iſt, d. h. wenn man vom Studium all' das, was für den gewöhnlichen Bedarf nicht unumgänglich nothwendig ſcheint, ausſcheidet und wegläßt. . . Und wenn man auch ſeine Anforderungen ein wenig höher ſtellt, und mit der Klarheit des Ausdrucks die Richtigkeit, und mit der Richtigkeit die Feinheit der ſprachlichen Wendungen verbinden möchte, ſo läßt man doch

alles bei Seite, was verdiente wiſſenſchaftlich genannt zu werden: alle Forſchungen über den Sinn der Wörter nach Abſtammung und Bildung, die ganze Geſchichte der Ideen in Verbindung mit der Geſchichte des Wortes, wie die Geſchichte des Volkes in Verbindung mit der der Sprache, jeden Vergleich der verſchiedenen Sprachſyſteme, alle Feinheiten der Synonymik, mit einem Worte alles das, zu deſſen Entdeckung der Sprachgebrauch und die bloße praktiſche Uebung nicht genügen. Ich weiß nicht, ob es anziehend iſt, eine Sprache auf ſolche Art zu ſtudiren; aber das weiß ich, daß ich nicht in ſolchem Geiſte und mit der Richtung nach einem ſolchen Ziele lehren möchte."

Um ſeinen Zöglingen eine Auswahl von geeigneten Leſeſtücken zu bieten, an denen die lebendige Sprache ſelbſt, wie auch der Stil und die verſchiedenen Gattungen ſtudirt werden könnten und die zugleich auch eine Einleitung in die Litteraturgeſchichte bildeten, ließ Vinet in den Jahren 1829 und 1830 ſeine Chreſtomathie erſcheinen: 1 Bd. Littérature de l'enfance (bis jetzt 14 Aufl.). — 2 Bd. Littérature de l'adolescence (8. Aufl.). — 3 Bd. Lectures pour la jeunesse et l'âge mûr (8. Aufl.). — Dieſes Werk hat mit denen des P. Girard einen bedeutenden Einfluß auf die franzöſiſchen Schulen ausgeübt und wird beſonders nach der ſehr gelungenen Verjüngung durch Herrn Profeſſor Rambert aufs Neue ſeine heilſame Wirkung fühlbar machen. In den erſten drei Vierteln unſeres Jahrhunderts ſchien der Unterricht in der Mutterſprache in den Schulen franzöſiſcher Zunge nur den einen Zweck zu haben, Orthographie zu lehren. Erſt in neueſter Zeit iſt durch Einführung der hiſtoriſchen Grammatik in den Mittelſchulen und durch Ausarbeitung von Leſebüchern und Grammatiken mit Schreib- und Aufſatzübungen für Volksſchulen ein beſſerer Weg eingeſchlagen worden, und ſo befolgt man endlich auch mehr oder weniger die Rathſchläge, die Vinet ſchon vor 50 Jahren in den äußerſt gehaltvollen Widmungsſchreiben an Freunde gegeben, die er an die Spitze jedes Bandes ſeiner Chreſtomathie geſtellt hat. Da ſuchte Vinet zu beweiſen, daß der Schwerpunkt des Sprachunterrichtes in das analytiſche Leſen von größeren Muſterſtücken zu verlegen ſei, indem zuerſt das Grammatiſche und Etymologiſche, ſpäter das Stiliſtiſche und Litterariſche in den Vordergrund treten müſſe. Den unvergleichlichen Einfluß des Sprachunterrichtes ſchildert er folgendermaßen: „Immer und überall wird die auf den Sprachunterricht verwandte Sorgfalt dem Denken zu Nutzen gereichen. Eine beſſere Sprache wird einen gebildeteren oder veredelten Geiſt anzeigen oder wird den Geiſt veredeln." — Und anderswo ſagt er: „In den Primarſchulen hat man die Unterrichtsfächer zu ſehr vermehrt; die Sprache allein hat mehr Werth als alles das zuſammen."

Der 3. Band enthält aus Vinet's Feder eine Ueberſicht über die

Digitized by Google

franzöſiſche Litteratur, über welche der berühmte Kritiker Sainte-Beuve ſagt: Il n'y a pas un point, pas une maille du tissu qui ne soit solide, exactement serré; c'est la lecture la plus utile, la plus agréable même, aussi bien que la plus intense [1].

Nach Vinet's Tode haben einige ſeiner Freunde unter dem Titel l'Education, la famille et la société (Paris 1855) eine Reihe von Aufſätzen veröffentlicht, die theilweiſe ſchon früher in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienen waren und von denen die Hälfte etwa ſich auf die Erziehung bezieht. Einer der größten iſt eine Analyſe des Buches l'Education progressive von Frau Necker-de Sauſſüre, eines Werkes, das Vinet ſehr hoch ſchätzte. Ein anderer Aufſatz, wohl der bedeutendſte, behandelt den Volksunterricht mit beſonderer Rückſicht auf Frankreich, wo damals (1832) eine Reorganiſation oder vielmehr die wahre Schöpfung des Volksſchulweſens ſtattfand. Einige Sätze aus dieſer Arbeit mögen den Gedankengang darlegen: „Da der chriſtliche Erzieher den innigen Zuſammenhang zwiſchen dem Verſtand (intelligence) und der Moralität erkennt; da er davon überzeugt iſt, daß die zweite bis zu einem gewiſſen Grade von dem erſtern bedingt iſt, und daß ohne ein Minimum der intellektuellen Entwickelung jede religiöſe Entwickelung unmöglich iſt: ſo betrachtet er die Cultur des Geiſtes als vorgeſchrieben von dem, der die Cultur der Seele vorgeſchrieben hat. — Das Volk ſoll ſich ſelbſt angehören; aber dieſe Unabhängigkeit, dieſe moraliſche Souveränetät kann die Bildung allein ihm geben. — Die Volksſchule ſoll vor Allem eine Uebung, eine Schule des Denkens ſein (une gymnastique de la pensée). Richtig geleitetes Denken iſt nicht nur der Weg zur Wahrheit; Denken iſt die Bethätigung einer der edelſten Fähigkeiten des Menſchen. Der Menſch iſt nicht, wie Rouſſeau meint, ein herabgeſunkenes Thier; doch nur durch Denken erhebt er ſich zur Menſchenwürde. Der Menſch, der unrichtig denkt, kann laſterhaft ſein; der Menſch, der nicht denkt, kann nicht tugendhaft ſein. — Zum Unterrichte muß die ſittliche Bildung kommen; dieſe aber muß auf dem Chriſtenthum beruhen."

In einem andern Aufſatze ſpricht Vinet zu Gunſten der klaſſiſchen Studien und fordert, daß in Realſchulen die lebenden Sprachen mit jener Gründlichkeit behandelt werden ſollen, mit welcher man die klaſſiſchen ſtudirt.

Ein anderer Aufſatz, der ſchon 1824 im Nouvelliste vaudois erſchien,

---

[1] Nur ein Beiſpiel, um zu zeigen, wie Vinet jeden Ausdruck wog. 1. Aufl.: Ronsard, poète lyrique d'un talent assez distingué, imitant les anciens avec servilité, fonda sur ce principe une école dont le crédit dura longtemps. — Später: Ronsard cependant égara la poésie loin de la veine heureuse que son siécle et lui-même avaient rencontrée.

ſpricht von der Erziehung der Mädchen aus dem Mittelſtande. Vinet will die öffentliche Erziehung und die Gründung von Mittelſchulen für Mädchen (ſogenannte écoles supérieures). — „Die öffentliche Erziehung, wenn ſie iſt, wie ſie ſein ſoll, kraftvoll und tüchtig, wird auf den Charakter der Frauen heilſam einwirken. Sie wird jene Leichtfertigkeit vermeiden, die unter den verſchiedenen Geſtalten der Eitelkeit, der Gefallſucht und des Aufwandes nur die Leerheit des Geiſtes und die Unfähigkeit zu ernſterer Beſchäftigung beweist. — Die Studien, welche den Geiſt ſtärken und das Gemüth veredeln, werden zu oft der koſtſpieligen Aneignung von geſelligen Talenten oder Künſten aufgeopfert, die man nicht einmal in ihrem wahren Sinne ausbildet. Die Muſik z. B. iſt eine Kunſt geworden, die verweichlicht und verſchlechtert."

Erſt im Jahre 1839, als Vinet ſelbſt nach Lauſanne zurückgekommen war, verwirklichte ſich dort der Plan, den er 15 Jahre früher aufgeſtellt. Eine höhere Töchterſchule, der er bis zu ſeinem Tode die liebevollſte Sorgfalt widmete, wurde gegründet. Aus dieſer Anſtalt ſind im Laufe der Jahre zwei geworden: eine wird von der Gemeinde unterhalten; die andere ſteht unter der Leitung eines von Staat und Gemeinde unabhängigen Comités; in der letztern wird nur Vormittags Unterricht ertheilt, damit die Mädchen den Nachmittag in der Familie verbringen können.

Es iſt von Vinet geſagt worden, nur ſeine Studenten hätten ihn ganz gekannt. Jedenfalls geht aus den Zeugniſſen von Männern wie Sainte-Beuve, Vulliemin und andern hervor, daß Vinet's reiche Natur in ſeinen Vorträgen ſich noch mehr zeigte, als in ſeinen Schriften, und daß er ebenſo ſehr die Gedanken weckte, als ſolche mittheilte. — Sogar unter großen körperlichen Leiden hielt er ſeine Vorleſungen mit voller Hingebung. Als er eines Tages nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau: „Heute habe ich meinen Vortrag unter wahrer Todesangſt gehalten." — Dieſe begegnete bald nachher einem Studenten, der zu ihr ſagte: „Nicht wahr, es geht Herrn Vinet viel beſſer? Er hat heute mit ſo viel Kraft geſprochen." — Mit unermüdlicher Treue und Selbſtaufopferung hat Vinet gelehrt und gekämpft und gelitten .... ein leuchtendes Beiſpiel für Viele.

A. Rethel.

François-Marc-Louis Naville.

1784—1846.

[Quellen: F. Naville, Notice biographique von Diodati in Bibliothèque universelle 1846. — Naville's Schriften.]

François-Marc-Louis Naville, geb. zu Genf den 11. Juli 1784, verlor früh ſeine Eltern und wurde bei Verwandten erzogen, die den höhern Geſellſchaftskreiſen angehörten, aber an wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen lebhaften Antheil nahmen. Er ſtudirte Theologie und nachdem er proviſoriſch eine Pfarrſtelle auf einem Dorfe bei Genf verſehen, unternahm er längere Reiſen nach Südfrankreich und Italien (bis 1810), wodurch ſein reger Sinn für Kunſt und klaſſiſche Studien ausgebildet wurde. 1811, nachdem er ſich mit einer würdigen Lebensgefährtin verbunden, wurde er zum Pfarrer in Chancy ernannt, einem Dorfe 3 Stunden im Südweſten von Genf. Mit Eifer und Hingebung verſuchte er, ſeine Pfarrkinder aus ihrer religiöſen Gleichgiltigkeit aufzurütteln und erreichte Großes. In den Kriegs- und Hungerjahren (1814—1817) fand er auch reichliche Gelegenheit, ſeine ungemeine Herzensgüte zu bethätigen. — Als ſeine Söhne heranwuchſen, beſchloß Naville, um deren Erziehung ſelbſt zu leiten und denſelben doch die Wohlthat der Gemeinſchaft mit andern Kindern zukommen zu laſſen, einige Knaben im Alter ſeiner Söhne bei ſich aufzunehmen. Die Anfragen nach Platz in ſeinem Hauſe wurden immer zahlreicher, und da Naville in ſeinem Amte einige Unannehmlichkeiten erfahren, ſo legte er dieſes nieder (1818), um ſeine ganze Kraft ſeiner Erziehungsanſtalt zu widmen. Um ſich für ſeine Arbeit noch tüchtiger zu machen, beſuchte er berühmte Erzieher und Anſtalten: Peſtalozzi in Yverdon, Girard in Freiburg, Fellenberg in Hofwyl, Zellweger in Trogen, Lambruschini in Florenz. Er griff mit beſonderer Wärme die Gedanken Pater Girard's auf, mit dem ihn lebenslang eine innige Freundſchaft verband. Seine Anſtalt kam bald zu großer Blüthe, und ſo ſah er ſich veranlaßt, dieſelbe nach Vernier (1 Stunde von Genf) zu verlegen, wo ſie unter ſeiner Leitung bis zu ſeinem Tode fortbeſtand. Heute noch bewahren Hunderte von ehemaligen Zöglingen, denen er nicht blos Lehrer war, ein dankbares Andenken. Dieſe Anſtalt war in Wahrheit nicht eine *Unterrichts-*, ſondern eine *Erziehungsanſtalt*, in der alles ſorgfältig berechnet war, zur vollen, harmoniſchen Ausbildung des ganzen Menſchen beizutragen mit beſtändigem Aufblick auf das religiöſe Ziel, das Naville als die ewige Beſtimmung des Menſchen anſah.

In ſeinen jüngeren Jahren hatte Naville ſich beſonders mit metaphyſiſchen Betrachtungen beſchäftigt; ſpäter wandte er ſein Denken hauptſächlich dem Gebiete der Erziehung und der öffentlichen Wohlthätigkeit zu.

In Folge einer Preisausſchreibung, bei welcher ihm eine goldene Medaille zuerkannt wurde, veröffentlichte er 1832 ſein bedeutendſtes Werk: De l'éducation publique considérée dans ses rapports avec le développement des facultés, la marche progressive de la civilisation et les besoins actuels de la France. (Paris). — 430 Seiten. — Die Preisbewerbung war von der Pariſer Geſellſchaft für Unterrichtsmethoden ausgeſchrieben worden. — Schon ein Jahr nach dem Erſcheinen des Werkes wurde eine zweite Auflage nöthig.

Das Werk zerfällt in fünf Theile:

Erſter Theil. Von den Bedürfniſſen der Geſellſchaft in der jetzigen Zeit. — Der Menſch hat materielle, intellektuelle und ſittliche Bedürfniſſe; die Unterrichtsweiſe hat dieſe alle ins Auge zu faſſen; aber die Verſtandesbildung muß der ſittlichen untergeordnet werden, und dieſe Unterordnung muß ſich ſowol bei der Wahl und Eintheilung des Unterrichtsſtoffes, als auch bei der Wahl der Methoden fühlbar machen. Außerdem ändern ſich die Bedürfniſſe des Menſchen nach Ort, Zeit und Stellung des Einzelnen.

Zweiter Theil. Grundſätze für die Organiſation des öffentlichen Unterrichts. — Drei Mittel bieten ſich dar, damit die öffentliche Erziehung ihre Aufgabe erfüllen kann: 1. Mittheilung von theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſen; 2. Entwickelung der phyſiſchen, intellektuellen und moraliſchen Anlagen und Fähigkeiten; 3. angemeſſene Wahl der bewegenden Kräfte, um dieſe Fähigkeiten in Thätigkeit zu ſetzen.

In einer erſten Unterabtheilung folgt die Aufzählung der nothwendigen Unterrichtsgegenſtände und eine Widerlegung der Meinung, daß ein weitgehender Unterricht die Jugend von der Handarbeit, das Landvolk von der Landarbeit abziehe und den untern Volksclaſſen ſchädlichen Dünkel einflöße.

Die zweite Unterabtheilung handelt von der Entwickelung und harmoniſchen Bildung der Anlagen und Fähigkeiten, die wichtiger iſt, als Mittheilung von Kenntniſſen. Hauptmittel dazu iſt die Uebung; der Werth der Uebung iſt um ſo höher anzuſchlagen, je größer die Selbſtthätigkeit des Schülers iſt, die ihrerſeits durch das Intereſſe des Schülers am Unterrichtsgegenſtande und durch deſſen Behandlung erhöht wird. — Grundregel iſt: den Schüler finden und erfinden zu laſſen. (Naville fügt bei, daß Peſtalozzi dieſen Gedanken zu weit treibe, daß er von den Schülern zu viel verlange und ihnen nicht genug gebe.) — Da leider aber die Umſtände der Art ſind, führt er weiter aus, daß nicht allen Kindern die einzelnen Fächer in ſo großem Maße als es eigentlich nöthig wäre, gelehrt werden können, ſo muß ein Fach geſucht werden, das als allgemeiner Bildungsſtoff dienen kann.

Dies ist für Naville die Muttersprache, und zwar nach der Methode des P. Girard und in Verbindung mit dem wechselseitigen Unterrichte, wie der Freiburger Mönch denselben organisirt hatte.

Die dritte Unterabtheilung bespricht die Schulzucht.

Dritter Theil. Unterrichtseintheilung und Schuleinrichtung. — Für Stadtschulen will Naville 5 Stufen. Die erste Stufe (6.—9. Altersjahr) mit Lesen, Schreiben, Rechnen, mit den Elementen der Geographie und Bildern aus der Natur und der Geschichte hält er genügend für Kinder, die wegen Armuth der Eltern früh schon selbst ihr Brot verdienen müssen und die später in Sonntagsschulen ihre Kenntnisse noch ein wenig vermehren können. (In den letztern will er im Sommerhalbjahr Muttersprache, im Winterhalbjahr Rechnen und biblische Geschichte treiben.) — Auf der 2. Stufe (9.—13. Altersjahr) tritt Trennung der klassischen und realistischen Studien ein. (Fabrikarbeiter, Schuster, Schneider ꝛc. ꝛc. sollen diese Stufe durchmachen.) — Das Programm der 3. Stufe (13.—16. Altersjahr) umfaßt dieselben Fächer wie die vorhergehende Stufe mit Erweiterung der Mathematik und der Naturwissenschaften. (Handlungsdiener, Maurer, Steinhauer, Schmiede, überhaupt junge Leute, welche sich einer Beschäftigung widmen wollen, die schon entwickelte körperliche Kräfte erfordert, sollen diese Stufe durchmachen.) — Die 4. und die 5. Stufe umfassen die höhern Studien.

In Landschulen will Naville drei Stufen. Die erste Stufe (6.—10. Altersjahr) umfaßt Knaben und Mädchen; nur diese Stufe ist für sämmtliche Kinder bestimmt. Auf der 2. Stufe (Secundarschule, 10.—14. Altersjahr) sind die Geschlechter getrennt. Die 3. Stufe wird von landwirthschaftlichen Schulen gebildet.

Diesem Theile sind Tabellen beigefügt, welche in übersichtlicher Weise die Vertheilung des Unterrichtsstoffes bis ins Einzelne und die genaue Eintheilung der Zeit angeben.

Vierter Theil. Lehrer und Schulbehörden. — Die Lehrer sollen aus den Monitoren, die sich beim wechselseitigen Unterricht besonders befähigt zeigen, herangezogen werden.

Fünfter Theil. Verwaltung und Gesetzgebung. — Naville spricht sich gegen vollständige Unentgeltlichkeit des Unterrichtes aus. Zur Aufbringung des Lehrergehaltes (Minium 600 Fr., für damalige Zeiten eine anständige Summe) soll besonders das Schulgeld dienen. Die Gemeinde liefert hauptsächlich das Schulzimmer und die Lehrerwohnung. — Auf jeder höhern Stufe steigt das Schulgeld.

Als Anhang finden sich interessante Notizen z. B.: Ueber die Folgen der Bildung der untern Volksclassen in politischer, sittlicher und religiöser Beziehung. — Ueber die expeditiven Methoden. (Nicht nach den unmittelbaren

Ergebnissen soll über eine Methode geurtheilt werden, sondern nach ihrem Einflusse auf die Gesammtbildung und nach der Richtung, die sie dem Geiste aufprägt.) — Ueber die Entstehung des Systems des P. Girard und über die Unterdrückung dieses Systems in Freiburg. — Ueber den wechselseitigen Unterricht.

Dies der Inhalt des Werkes. Was aber aus dieser Uebersicht nicht erkannt werden kann, das ist die logische Schärfe, mit welcher das Ganze gegliedert ist; der Reichthum an Gedanken, der sich sozusagen auf jeder Seite findet; die sorgfältige Durchführung des Systems bis in die geringste Einzelheit. Wenn auch heutzutage manche Ansicht, die damals für Frankreich, — und für dieses Land war das Buch besonders bestimmt, — ihren Werth hatte, uns nicht stichhaltig scheint; wenn auch hie und da ein Gedanke veraltet ist oder als unausführbar erkannt werden muß: so ist doch überall so viel Beherzigenswerthes, daß das Werk noch immer unsere Aufmerksamkeit verdient. Gar Vieles, was Naville empfahl, findet (wenigstens in Ländern französischer Zunge) heute erst Eingang in die Schule; so z. B. der Anschauungs- und Sprachunterricht (leçons de choses); so der Gebrauch von zerlegbaren Körpern beim Geometrieunterricht; so die concentrischen Kreise, in welchen auf jeder Stufe ein Gegenstand als ein Ganzes behandelt und je auf der folgenden Stufe von Anfang an wieder vorgenommen werden soll, wobei das früher Gelernte wiederholt und das Neue, Schwerere, Allgemeinere angereiht wird; so der Gedanke, daß auch der dem Umfange nach beschränkteste Unterrichtsstoff ein Erziehungsmittel sein muß; so noch der Vorschlag, in Knabenschulen auch die Handarbeit zu pflegen und zwar je nach den Gegenden, Verfertigung von Papp- oder Flechtarbeiten, von Schnitzereien, von Netzen ꝛc. ꝛc.

Von eigenthümlichen Gedanken wollen wir noch folgende anführen: In der Secundarschule kann ein stehendes Gericht aus Schülern eingeführt werden, die über die Fehler und Vergehen ihrer Kameraden urtheilen. — Auf der 3. Stufe können sogar die Prüfungen von einer Schülercommission beurtheilt werden. — Naville wünschte einen vollständigen politischen und volkswirthschaftlichen Curs: Verfassungs- und Gesetzeskunde, Haus- und Volkswirthschaftslehre, Gesundheits- und Armenpflege hat er in seinen Lehrplan aufgenommen. — Naville spricht sich zu Gunsten von Preisen aus; nur will er sie nicht den Schülern ertheilen, die am wenigsten Fehler gemacht, die ihre Mitschüler übertroffen haben, sondern denen, die nicht mehr als eine zum Voraus (nach der Schwierigkeit der Aufgabe) bestimmte Zahl von Fehlern gemacht oder die in einer bestimmten Zeit ein gewisses Ziel erreicht haben. So lerne der Schüler sich mit sich selbst vergleichen und gewöhne sich daran, ein Ziel ins Auge zu fassen und nach Vervollkommnung zu streben.

Außer dem besprochenen Werk hat Naville noch ein pädagogisches

Digitized by Google

Schriftchen veröffentlicht als Beantwortung einer Frage, die von der Genfer gemeinnützigen Gesellschaft gestellt worden war: Mémoire en réponse à la question suivante: Quels moyens pourrait-on employer dans l'enseignement public pour développer dans les élèves l'amour de la patrie suisse? (Genève, 1839). — 120 Seiten.

Diese Schrift ist ganz von genferischem Standpunkte aus geschrieben. Naville kritisirt darin einige Eigenthümlichkeiten der Genfer, die gern das Interesse der Eidgenossenschaft demjenigen der engern Heimat nachsetzen, wie auch gewisse Schuleinrichtungen, die der Pflege der nationalen Gesinnung nicht entsprechend sind. Er bemerkte, daß vaterländische Gesinnung nicht durch Mittheilung von abstrakten Ideen und logischen Gründen geweckt und gestärkt wird; daß besonders die Einbildungskraft des Kindes in Anspruch genommen werden muß; daß dies geschehen kann durch die malerische Beschreibung der Gegenden und Naturgegenstände (Pflanzen, Thiere ꝛc. ꝛc.) und durch anregende Erzählungen von Menschen, die ihr Leben dem Besten des Vaterlandes geweiht oder wohlthätige Anstalten gegründet haben. Er fügt bei, daß die Genfer die bedeutenden Männer, wie die Einrichtungen der deutschen Schweiz nicht genug kennten und auf das Erlernen der deutschen Sprache (das Deutsche war damals in Genf an den höhern Schulen fakultativ) nicht genug Zeit und Fleiß verwendeten. (Er schlägt vor, in diesen Schulen das Deutsche vor dem Lateinischen zu beginnen.) — Gelegentlich spricht er sich auch über den Religionsunterricht und gegen das viele gedankenlose Auswendiglernen bei demselben aus. Er möchte, daß in den Schulen nur ein allgemeiner Religionsunterricht ertheilt würde, zu welchem die Sprache (wie bei P. Girard), die Naturkunde, die Weltgeschichte und die biblische Geschichte den Stoff lieferten; während erst später von Geistlichen der confessionelle Religionsunterricht ertheilt werden sollte. („Es ist zu bedauern, daß kraft des Gesetzes sogar im Innern des Collège ein Geistlicher römischer Confession und ein Geistlicher reformirter Confession sich finden, als ob den Schülern, die allen andern Unterricht gemeinsam genießen, recht augenscheinlich gezeigt werden sollte, es gebe zweierlei Fahnen, wenn es sich um Religion handle.")

Die andern Schriften Naville's sind folgende:

1) De la charité légale. 2 Bde. (Paris 1836.) — Naville spricht sich gegen die durch Gesetze geordnete Armenunterstützung aus und verlangt, daß jeder, so viel als möglich, freie christliche Bruderliebe beweise. Ein Grundgedanke durchzieht das Werk: Almosengeben und Almosenempfangen soll eine erziehende Wirkung hervorbringen und zur sittlichen Vervollkommnung des Einzelnen beitragen. — Das Buch ist außerordentlich reich an Thatsachen, an Nachrichten über die Armengesetzgebung und Armenanstalten ꝛc. ꝛc. aller Länder.

2) Guide de l'acheteur de livres pour la jeunesse (Genève 1845.)

3) Mémoire explicatif du tableau des études dans l'établissement d'éducation de Vernier. (Genève 1845.) Darlegung des in der Anstalt befolgten Unterrichtsplanes.

4) Choix de fables et de poésies pour la jeunesse (mit Herrn Haas). Seit 1845 mehrere Auflagen.

Außerdem hat Naville noch eine große Anzahl von Artikeln in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Andere, zum Theil bedeutende Arbeiten sind ungedruckt geblieben, wie z. B. eine Geographie von Griechenland. — Auch war er längere Zeit Mitglied der kantonalen Erziehungsbehörde. Während der letzten Lebensjahre beschäftigte sich Naville damit, die Herausgabe der hinterlassenen Schriften des französischen Philosophen Maine de Biran vorzubereiten. Alles schien ihm ein glückliches Alter zu versprechen. Von einer treuen Familie umgeben (er hatte 5 Kinder), von seinen Mitbürgern geachtet und geliebt, konnte er sich seiner Lieblingsbeschäftigung, philosophischen Studien, hingeben. Nach kurzem Leiden aber wurde er am 21. März 1846 vom Tode hinweggerafft. Ganz Genf begleitete ihn zu seiner Ruhestätte.

A. Reihel.

Nachträge zu den Monographien.

Zürich. Meili, Johann Heinrich, von Hittnau, Kanton Zürich, geb. 1767, gest. 1813, Lehrer am Gymnasium in St. Gallen. Von ihm erschienen eine Anzahl tüchtiger Schulbücher: Der schweizerische Briefsteller; Fundament der deutschen Sprachlehre; Anleitung zu der deutschen Sprache; Etwas zum Diktieren für Realschüler.

Schoch, Hans Konrad, von Zürich, geb. 23. Nov. 1788, gest. 4. Aug. 1837, Pfarrer in Rüschlikon 1811, am Zuchthaus 1821, später Institutsvorsteher, Mitglied des zürcherischen Erziehungsrathes in den Dreißigerjahren. Die von ihm ausgearbeiteten Lehrbücher leisteten der Schule vor Einführung der Scherrschen Lehrmittel gute Dienste: Gedrängte Uebersicht der deutschen Sprachlehre für die Jugend. Zürich 1821. Anweisung zum Unterrichte in der deutschen Sprachlehre ein Handbuch für Lehrer. Zürich 1822. Kleine deutsche Sprachlehre für den ersten grammatischen Unterricht. Zürich 1830. Handbuch der Geographie für Schulen. Zürich 1837, 2. Aufl. 1842.

Troll, Joh. Konrad, V. D. M., von Winterthur, geb. 23. Mai 1783, gest. 7. März 1858, seit 1806 Lehrer an den niedern, später an den höhern Stadtschulen Winterthurs und seit 1830 Rector der letztern, Mitglied des Erziehungsraths der Dreißigerjahre, Präsident des Stadtschulrathes u. s. w. Bei seinem 50jährigen Lehrerjubiläum 1856 verlieh ihm die Universität

Digitized by Google

Zürich die Doctorwürde. Er schrieb zahlreiche Neujahrsblätter, ferner die „Geschichte der Stadt Winterthur“ in 8 Bänden (Bd. 2: Schulgeschichte der Stadt Winterthur 1842).

Paur, Johannes, von Stallikon, geb. 1802, gest. 10. März 1866. Lehrer am Blindeninstitut unter Scherr, dann seit Ende der Zwanzigerjahre Primarlehrer in Zürich, im Elementarunterricht, dem er zeitlebens treu blieb, Vorzügliches leistender Schulmann. Vgl. III. 40.

Dändliker, Jakob, von Hombrechtikon, Rector der höhern Schulen in Winterthur, geb. 1822, gest. 5. August 1873. Vgl. III. 98.

Mayer, Friedrich, von Schlattstall in Württemberg, geb. 3. Juli 1816, gest. 9. März 1881, seit 1837 Secundarlehrer in Neumünster, seit 1876 Erziehungsrath, trefflicher Methodiker in der Praxis und als pädagogischer Schriftsteller.

Zollinger, Johann Kaspar, von Zürich, geb. 23. April 1820, gest. 28. Juli 1882, zuerst in Uetikon, seit 1857 in Winterthur Pfarrer, Präsident des dortigen Stadtschulrathes, seit 1877 zürcherischer Erziehungsdirector, als solcher unermüdlich für gedeihliche Entwicklung des Schulwesens und das Zustandekommen eines neuen Schulgesetzes mit Erweiterung der Alltagsschulpflicht thätig.

Bern. Müller, Dr. Theodor, „der Veteran von Hofwyl“ geb. 12. Dezember 1790, zu Altstrelitz im Großherzogthum Mecklenburg, von 1815—1848 in Hofwyl, 1848—1851 meist Lehrer am Gymnasium in Bern, 1856 Inspector der Secundarschulen, gest. in Hofwyl 23. Juli 1857, der hauptsächlichste Mitarbeiter Fellenbergs bei seinen Bestrebungen für Bildung der Volksschullehrer und bis zu seinem Tode der eifrige Förderer aller auf die Hebung der Volksschule gerichteten Bestrebungen im Kanton Bern. Von seinen Schriften ist hervorzuheben seine Deutsche Sprachlehre, 1838, im Einverständniß mit dem Verfasser neu bearbeitet von Fr. Edinger, Bern 1857. (Vgl. K. R. Pabst, Der Veteran von Hofwyl, 3 Bände, Aarau 1861—1863).

Rüetschi, Samuel, geb. 1. Mai 1787, 1809 Lehrer und 1834 bis 1857 Director am Progymnasium in Bern, 1837—1846 Mitglied des Erziehungsdepartements, gest. 16. März 1861, ein von seinen zahlreichen Schülern hochgeschätzter, origineller, gründlicher Lehrer. (Vgl. Berner Taschenbuch für 1862, pag. 213—224.)

Frölich, Gustav, geb. 8. April 1811 in Gießen, kam 1835 in Folge der Burschenschaftsverfolgung nach Bern, wurde bald Lehrer und einige Jahre später, zuerst gemeinsam mit Heinrich Langethal, dem Freunde Fr. Fröbels, Vorsteher der Einwohner-Mädchenschule, welche unter seiner hingebenden und geistvollen Leitung zur hohen Blüthe gelangte. Die „Frölichschule“ erwarb sich einen geachteten Namen weit über die Grenzen der Schweiz hinaus.

Groß ſind die Verdienſte Fröhlichs um die weibliche Bildung überhaupt und die Lehrerinnenbildung insbeſondere. Hunderte ſeiner Schülerinnen wirkten und wirken noch als Lehrerinnen an den öffentlichen Schulen ihres Vaterlandes und als Erzieherinnen im In- und Ausland. Nach ſchweren Leiden ſtarb er 23. Januar 1873. (Vergl. Jahresbericht der Einwohner-Mädchenſchule 1873.)

König, Johannes, geb. 1823, wirkte, unter Rickli im Seminar zu Münchenbuchſee gebildet, 1841—1846 als Primarlehrer in Oberönz und Biel, 1846—1852 als Seminarlehrer in Münchenbuchſee. 1852 mit Grunholzer vom Seminar vertrieben, leitete er kurze Zeit ein Erziehungsinſtitut in Neuenburg, wurde Lehrer in Biel und kehrte 1860 als Lehrer des Franzöſiſchen und der Geſchichte an das reorganiſirte Seminar in Münchenbuchſee zurück, welche Stellung er 1867 mit derjenigen eines Schulinſpectors des berniſchen Mittellandes vertauſchte. Hingebende Liebe zum Volke, reiche allgemeine und Berufsbildung, außerordentliche Arbeitskraft und ein edler, lauterer Charakter erwarben ihm einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des berniſchen Schulweſens. Als langjähriger Redaktor der Berner-Schulzeitung, als außerordentlicher Inſpector der Primarſchulen im Jura, als Mitglied aller kantonalen Volksſchulbehörden und als fleißiger Mitarbeiter der liberalen Preſſe hat er hervorragenden Antheil an jedem Fortſchritt der berniſchen Volksſchule bis zu ſeinem am 7. Juni 1879 erfolgten Tode. Weite Verbreitung fand ſeine „Schweizergeſchichte, ein Handbuch für Schüler", Bern 1870. (Vergl. H. R. Rüegg, Zum Andenken an Joh. König. Bern 1879.)

Bitzius, Albert, von Bern, geb. 6. Nov. 1835, geſt. 20. Sept. 1882, Sohn des Volksſchriftſtellers („Jeremias Gotthelf") und Pfarrers gleichen Namens, 1863—1867 Pfarrer im St. Immerthal, 1867—1878 zu Twann, Vorkämpfer der freien religiös-theologiſchen Richtung, ſeit 1878 Mitglied der berniſchen Regierung (hernach auch des Ständerathes) und Erziehungsdirector. Als ſolcher hat er mit hoher Energie und Einſicht an der Regeneration der berniſchen Schulzuſtände gearbeitet und ſich bleibende Verdienſte erworben.

Nidwalden. Odermatt, Alois und Buſinger, F. J. M. von Stans, ſ. Band II, S. 99. Anm.

Niederberger, Alois, von Thalwyl, Kanton Nidwalden, geb. 1806, geſt. 2. Juni 1871, Pfarrer in Emmaten und während 16 Jahren Schulinſpector des Kantons. Seiner unermüdlichen Thätigkeit verdankt das Schulweſen von Nidwalden viel; mit eignen perſönlichen Opfern regte er allerorts an, namentlich zur ökonomiſchen Beſſerſtellung der Schule, Vermehrung der Schulfonds und Lehrerbeſoldung, neuen Schulhausbauten. Man berechnet, daß durch ihn, obwol er ſelbſt im Beſitz geringer Mittel war und als Schulinſpector einen Gehalt bezog, der ſeine Reiſekoſten nicht deckte, im Ganzen

nahezu 20,000 Fr. für Schul- und Bildungsanstalten und über 15,000 Fr. für Spital- und Armenunterstützung zusammengebracht worden seien, indem er durch seine eignen Vergabungen an die einzelnen Gemeinden des Landes, mit denen er sich oft fast über Vermögen verpflichtete, allenthalben vorangieng.

Zug. Schlumpf, J. M. Melchior, den 29. Sept. 1797 in Steinhausen geboren, von 1821–1835 Professor am Gymnasium in Luzern, mitten unter schweren Verfolgungen in das Gründungscomite für das Collegium in Schwyz berufen, Caplan und Primarlehrer in Walchwyl, 1837 Pfarrer in Steinhausen, Decan, Domherr und bischöflicher Commissar, 1850—1874 Mitglied des Erziehungsrathes, ein durch gediegene Bildung des Geistes und durch seltene Festigkeit des Charakters hervorragender, um das Zugerländchen hochverdienter Mann, gestorben den 1. Juli 1880.

Hotz, J. Leonz, 1808, geb. in Baar, gest. 1881 als Caplan daselbst, tüchtig als Lehrer, klug als vieljähriges Mitglied des Erziehungsrathes, voll Einsicht als Schulinspector, ein Feind des Mechanismus, aber ein wohlwollender Freund der Schule und der Lehrerschaft.

Stadlin, Josephine, von Zug, geb. 19. März 1806, gest. 26. Juni 1875, von 1834—1839 Lehrerin am Töchterinstitut in Aarau, dann Vorsteherin des von ihr gegründeten Erziehungs-Institutes in Olsberg, nachher in Zürich, mit dem sie 1848—1850 auch ein Lehrerinnenseminar verband. Später verehlichte sie sich mit a. Bürgermeister Dr. Zehnder daselbst. Sie schrieb: Die Erzieherin. Eine Zeitschrift über weibliche Erziehung (5 Jahrgänge, 1845—1850). Die Musterschule am schweizerischen weiblichen Seminar. — Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt. — Morgengedanken einer Frau. — Pädagogische Beiträge. — Von ihrem vollständig ausgearbeiteten, auf 7 Bände berechneten Werke: „Pestalozzi, Idee und Macht der menschlichen Entwicklung" ist leider nur der 1. Band (1875, Gotha bei Thienemann) erschienen, der sehr schätzbare Materialien für die zürcherische und schweizerische Culturgeschichte im 18. Jahrhundert, sowie eine Anzahl bisher ungedruckter Manuscripte Pestalozzis (bis 1798) enthält.

Freiburg. Chappuis, Nicolas, von Freiburg, geb. 1783, gest. den 27. Juni 1838, als Großrath, Secretär des Erziehungsrathes und Unterinspector der Schulen der Stadt Freiburg. Chappuis war der rechte Arm von P. Girard, Gründer und Director der ersten Secundarschule des Kantons Freiburg (1823—1833), tüchtiger Schulmann und pädagogischer Schriftsteller. Seine 1833 erschienene Grammatik wurde von der geistlichen Oberbehörde verboten.

L'Hoste, P. Nicolas, von Pruntrut, geb. 18. Aug. 1767, trat ins Kloster Bellelay (Jura) 1787, nach Aufhebung des Klosters (1797) Chorherr in Romont und während eines halben Jahrhunderts Lehrer der alten

Sprachen am Progymnaſium daſelbſt. Als eifriger, tüchtiger und namentlich ſehr anregender Lehrer hochgeſchätzt, ſtarb er in Romont 13. Nov. 1849. Auch Geſchichtsforſcher und Mitarbeiter mehrerer Werke.

Raëble, P. Karl, von Freiburg, geb. 14. Nov. 1800, geſt. 19. Januar 1880, Franziskaner in Freiburg, Freund und zum Theil Mitarbeiter von P. Girard, Schulpräfekt der Stadt Freiburg und guter Prediger.

Pfarrer Meier von Willisau, Gründer der Waiſenanſtalt Gauglera, Verfaſſer einiger deutſcher Schulbücher, geb. in Hiltisrieden (Luzern) 1806, geſt. im Spital zu Freiburg 19. April 1861; litt Hunger und Durſt und alle Entbehrungen für ſeine Waiſen, hatte mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen.

Schaffhauſen. Zehender, Joh. Kaſpar, geb. 10. März 1799, geſt. 15. April 1880, 57 Jahre im Schuldienſt des Kantons thätig, von 1821 an Hülfslehrer, von 1827—1851 Lehrer der Geſchichte und Geographie am Gymnaſium von Schaffhauſen und Profeſſor am Collegium humanitatis, von 1851—1876 Director der ſtädtiſchen Realſchulen, ein Pädagog im vollen Sinne des Worts, ein Charakter von unbeugſamer Feſtigkeit, der in ſeinem Wirken als Lehrer und als Mitglied der Behörden ſtets die Charakterbildung als höchſte Pflicht der Schule gegenüber der Jugend betrachtete und dieſem Grundſatze bis zum letzten Athemzug treu blieb.

Appenzell A.-Rh. Schieß, Joh. Ulrich, von Herisau, geb. 1746, geſt. 1817, Pfarrer in Schwellbrunn und Decan. Sein „Leſebuch für die Jugend in Schulen und Haushaltungen“ (1. Aug. 1789, 5. Ausg. 1827) wurde noch in den Dreißigerjahren in der Schule ſeines Heimatkantons vielfach gebraucht. Er gab auch ein ABC-Büchlein und einen kurzen Religionsunterricht heraus 1791.

Thurgau. Pupikofer, Joh. Adam, von Wengi, Kanton Thurgau, geb. 17. März 1797, geſt. 28. Juli 1882, 1818—1821 Pfarrer in Güttingen, 1821—1861 Diacon in Biſchofzell, der Hiſtoriker ſeines Heimatkantons, zugleich von 1821—1852 als Mitglied und Actuar des Erziehungsrathes (neben Keſſelring, Wehrli, Dr. Kern) von maßgebendem Einfluß auf die Entwicklung des thurgauiſchen Erziehungsweſens. Die Hochſchule Zürich verlieh dem bis in die letzten Tage ſeines Lebens wiſſenſchaftlich arbeitenden Manne in den Siebzigerjahren den Doctortitel, die Stadt Frauenfeld das Ehrenbürgerrecht.

Waadt. Chappuis-Vuichoud, Emile, von Rivaz (Lavaux), 1829—1875. Zögling der Normalſchule in Lauſanne; hierauf Lehrer in Wabern (Bern), Inſtitutsvorſteher in Lauſanne, Zeitungsredactor, Mitglied des Großen Rathes, von 1868 bis zu ſeinem Tode Director der Normalſchule. Er hatte großen Antheil an der Reorganiſation des Unterrichtsweſens.

Zur Entwicklungsgeschichte des schweizerischen Volksschulwesens seit 1830.

Im Nachfolgenden geben wir, soweit die Materialien es erlaubten und freundliche Beihülfe der Mitarbeiter es uns möglich macht, einen Ueberblick über die Entwicklung seit 1830, sowie über den gegenwärtigen Stand des Volksschulwesens. Wir wissen ganz wohl, daß der Stand der kantonalen Schulgesetzgebung und Jahresberichterstattung das Zustandekommen eines einheitlich gestalteten und in allen Beziehungen durchsichtigen Bildes außerordentlich schwierig macht, maßen uns auch nicht an, durchweg das Richtige getroffen und eine lückenlose Darstellung zu Stande gebracht zu haben. Aber wir denken, der Leser werde mit Nachsicht allfällige Mängel beurtheilen, wenn er sich gegenwärtig hält, daß eine Zusammenstellung dieser Art bisanhin noch niemals versucht worden ist.

a. Die Entwicklung der kantonalen Volksschulen.

Zürich.

(Einwohnerzahl 1836: 231,576; 1880: 317,576. Größe 1724 □Kil.)

Die Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse im Kanton Zürich, die in der Verfassung von 1831 ihren Ausdruck fand, führte in den Dreißigerjahren den Ausbau der repräsentativen Demokratie durch. Am 6. September 1839 wurde die liberale Partei gestürzt, gewann aber nach sechsjähriger Herrschaft der Konservativen durch die Wahlen von 1845 aufs neue die Oberhand. In der nun folgenden Zeit ruhiger Entwicklung stumpften sich die Parteigegensätze allmälig ab; seit Mitte der Fünfzigerjahre trat allmälig eine Opposition auf den Plan, die social und politisch einen radicalen Fortschritt über die Ideen der Dreißigerjahre hinaus anstrebte und durch die Revisionsbewegung von 1867 über das „System" siegte. Die Verfassung von 1869 brachte die Idee der directen Volksgesetzgebung zur Geltung und die „Demokraten" in die Leitung des Staatswesens. Die Verwerfung des Unterrichtsgesetzes von 1872 durch das Volk, nachdem der Kantonsrath dieses Gesetz einmüthig zur Annahme empfohlen, zeigte daß im Volksleben andere Faktoren den Entscheid gaben als im Rathsaal. Die Regierungswahlen, die nachfolgten, führten schon 1872 zu einer Vertretung der liberalen Richtung in der obersten Landesbehörde, 1876—1882 zum Uebergewichte derselben, wobei die ziemlich gleichstehende Stärke beider Parteien ein einseitiges Parteiregiment ausschließt,

und die Parteien anweist, in fruchtbringender Ausgestaltung der in der Verfassung von 1869 niedergelegten Grundsätze ihre Zukunft zu sichern.

Das noch heute in seinen Hauptbestandtheilen in Kraft bestehende Unterrichtsgesetz von 1859 ist eine Weiterbildung desjenigen von 1832 [1]. Einzelne Bestandtheile des Gesetzes von 1859 sind durch die Verfassung von 1869 außer Geltung gekommen (Bestimmungen über den Religionsunterricht, Lebenslänglichkeit der Lehrstellen), andere durch die Bundesverfassung von 1874 und durch seitherige Kantonalgesetze, von denen sich speciell auf das Volksschulwesen beziehen: die Gesetze betreffend die Besoldung der Volksschullehrer und betreffend Abänderung einiger Bestimmungen des Unterrichtsgesetzes über die Secundarschulen von 1872, betr. Secundarschulkreisgemeinden 1878, betr. Ausbildung und Prüfung von Secundarlehrern und betr. Staatsbeiträge an Schulhausbauten 1881.

Die gesetzlichen Bestimmungen über das Schulwesen des Kantons Zürich finden sich gesammelt in der im Auftrag der Erziehungsdirection erschienenen „Zusammenstellung der eidgenössischen und kantonalen Verfassungs- und Gesetzesbestimmungen und Gesetz über das gesammte Unterrichtswesen des Kantons Zürich", Zürich 1877, sowie in der Schrift von Staatsschreiber Stüßi: „Die Gesetze, Verordnungen u. s. w. des Kantons Zürich: Unterrichtswesen", Winterthur 1881 (mit Separatausgabe für das Volksschulwesen). Letztgenannte Schrift enthält eine geschichtliche Einleitung, der wir mit wenigen Veränderungen die nachfolgenden Daten entnehmen.

Die Hauptzüge der Entwicklung des Volksschulwesens seit 1832 lassen sich etwa skizziren wie folgt: Das Eintrittsalter wurde vom 5. auf das 6. Altersjahr erhöht, die Fabrikarbeit der schulpflichtigen Kinder zuerst eingeschränkt, dann ganz verboten; die Arbeitsschule wurde in den Organismus eingefügt, die Beschränkung der Zahl der Secundarschulen aufgehoben; Gewerbe- und Fortbildungsschulen entstanden, theils durch Private theils durch Gemeinden gegründet und mit Beiträgen des Staates unterhalten. Der kirchliche Einfluß wurde zurückgedrängt, theils durch die Loslösung der Lehrer vom Kirchendienst (Vorsinger) theils durch die Entfernung der Bestimmung, daß die Geistlichen von Amts wegen Präsidenten der Schulpflegen sein sollen, theils durch Fakultativerklärung des Religionsunterrichts und mehr oder weniger durchgeführte Entkleidung desselben von dem bisherigen confessionellen Charakter, was die Gründung sogenannter freier Schulen mit stark confessioneller Färbung als Doppelgänger des Staatsschule zur Folge hatte. Die Leibesübungen wurden als besonderes Unterrichtsfach aufge-

[1] Vgl. über den Inhalt des Schulgesetzes von 1832 die Monographie Scherr, über das Gesetz von 1859 die Monographie Dubs und über die Bestrebungen in den Siebzigerjahren diejenige von Sieber.

Digitized by Google

nommen. Die Siebzigerjahre erhöhten die Anforderungen betreffend Ausrüstung der Schulen mit allgemeinen Lehr- und Hülfsmitteln für den Unterricht, und brachten namentlich für die Oberstufe der Primarschule auch neue individuelle Lehrmittel, sowie den Staatsverlag; der Zeichnungsunterricht wurde methodisirt. Jegliches Schulgeld für Primar- und Secundarschulen wurde aufgehoben, durch vermehrte Stipendien und in manchen Gemeinden durch unentgeltliche Verabreichung der Lehrmittel und Schreibmaterialien der Schulbesuch für Aermere erleichtert. Die ökonomische Stellung der Lehrer wurde verbessert, freilich gegen Aufhebung der Lebenslänglichkeit ihrer Stellung und unter höhern Anforderungen an ihre Ausbildung; es wurden auch weibliche Lehrkräfte zur Concurrenz zugelassen. Der Staat betheiligte sich in immer stärkerem Maße an den Leistungen für das Volksschulwesen.

Den Fortschritt seit den Dreißigerjahren ergiebt folgende Vergleichung: Der Kanton Zürich hatte 1835 in 162 Schulkreisen und 382 Schulgenossenschaften 385 allgemeine Volksschulen mit 466 Lehrstellen und 21 höhere Volksschulen (Secundarschulen) mit 38 Lehrstellen; 1881 188 Schulkreise, 369 Alltagsschulen mit 624 Lehrkräften, 85 Secundarschulen mit 141 Lehrern. 1835 zählte man 29,996 Alltags-, 13,003 Repetier- und 654 Secundarschüler; 1881: 33,413 Alltags-, 10,116 Ergänzungs- und 3984 Secundarschüler.

Das Minimum der Besoldung eines Primarlehrers an einer Schule von mehr als 50 Schülern betrug 1845 200 a. Fr. (= 300 n. Fr.) sammt Naturalien und Schulgeld; 1851 bei Lehrern mit 10 Dienstjahren 600, unter 10 Dienstjahren 540 a. Fr. nebst halbem Schulgeld; seit 1859 600 Fr. bei 4 Dienstjahren mit Alterszulagen; 1872 1200 Fr. unter Wegfall des Schulgeldes, mit Alterszulagen bis auf 400 Fr. Das Minimum der Besoldung der Secundarlehrer betrug anfänglich 960 Fr. neue Währung mit Wohnung und $^1/_3$ des Schulgeldes, ward 1837 auf 800 Fr. mit Wohnung reduciert, 1859 auf 1200 Fr. mit Wohnung und $^1/_4$ Juchart Pflanzland, $^1/_3$ des Schulgeldes und Alterszulagen, 1872 auf 1800 Fr. mit vermehrten Naturalien unter Wegfall des Schulgeldes festgestellt. Durch Gemeinde- oder Schulkreiszulagen, an denen sich auch der Staat betheiligt, stehen die Besoldungen thatsächlich bedeutend höher und übersteigen in zwei Gemeinden für Primarlehrer, in 12 Schulkreisen für Secundarlehrer den Gesammtbetrag von 3000 Fr. per Lehrer. Seit 1845 bestehen die Institutionen des Ruhegehaltes und des Besoldungsnachgenusses.

Für Schullokalitäten wurden 1832—1880 über 12 Millionen, davon seit 1874 allein 6 Millionen verausgabt; die Staatsbeiträge beliefen sich seit 1832 auf nahezu 1 Million.

Schon 1831 waren Schulfonds im angeblichen Betrage von 257,321 a. Fr. (circa 380,000 n. Fr.) vorhanden; zu Ende 1879 betrugen die Primarschul-

güter 13,054,699 Fr., die Secundarſchulgüter 675,779 Fr., abgeſehen von einer Anzahl Spezialfonds für Stipendien, Jugendbibliotheken u. ſ. w. Die Schulſteuern in den Primarſchulgemeinden beliefen ſich 1879/80 auf 1,472,467 Fr., in den Secundarſchulkreisgemeinden auf 75,090 Fr.

Die Geſammtſumme der Beſoldungen betrug 1879/80 für Primarſchulen 1,575,000 (Gemeinden 1,062,000, Staat 513,000), für Secundarſchulen 417,000 (Gemeinden 210,000, Staat 207,000), zuſammen 1,992,000 (Gemeinden 1,272,000, Staat 720,000). Außerdem richtete der Staat noch Ruhegehalte im Betrag von 60,000 und Auslagen für Vicariate im Betrag von 6000 Fr. aus. Die geſammten Ausgaben der Primarſchulgemeinden beziffern ſich auf 2,452,687 Fr., die der Secundarſchulkreisgemeinden auf 311,549 Fr.; die Geſammtausgaben des Staates für Primar- und Secundarſchulweſen auf 1,121,095 Fr. (1834: 134,580 auf gegenwärtigen Münzfuß reducirt), für das geſammte Unterrichtsweſen auf 1,939,640 (1834: 276,175); die Geſammtausgaben von Staat und Gemeinden für niederes und höheres Schulweſen circa 4½ Millionen Franken.

Nach den Berechnungen des Herrn Stüßi ergeben ſich als Koſten für einen Schüler der Volksſchule per Jahr circa 95 Fr., für einen Schüler der höhern Unterrichtsanſtalten circa 480 Fr.; auf den Kopf der Bevölkerung trifft die Ausgabe 14 Fr. 25 Rpn. (1834 circa 6 Fr.) [1].

Bern.

(Einwohnerzahl in den Dreißigerjahren ca. 380,000. 1880: 532,164. Größe 6889 □Kil.)

Mit der am 31. Juli 1831 vom Volke angenommenen Verfaſſung trat der Kanton Bern in die Reihe der repräſentativ demokratiſchen Kantone. Die energiſche, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens fruchtbare Thätigkeit der leitenden Staatsmänner fieng gegen das Ende der Dreißigerjahre an zu erlahmen. Ihre zweideutige Haltung in den Wirren der Freiſchaarenzüge und das Verlangen nach einer gerechtern Vertheilung der Staatslaſten riefen die Volksbewegung hervor, welche ihren Ausdruck in der die demokratiſchen Grundſätze der Einunddreißiger Verfaſſung weiter entwickelnden, noch in Kraft beſtehenden Verfaſſung von 1846 fand. Dieſe Verfaſſung wurde 1869

[1] Außer den in und nach den Darſtellungen der Einzelkantone genannten beſondern Quellen wurden benutzt die für eine Reihe von Kantonen 1834—1846 herausgegebenen „Gemälde der Schweiz", ſowie die im Archiv der Schweizeriſchen permanenten Schulausſtellung in Zürich befindlichen oder mir für dieſen Zweck übermittelten Geſetze, Verordnungen und Jahresberichte.

durch Einführung des obligatoriſchen Referendums vervollſtändigt. Heftige Parteikämpfe führten 1850 den Sturz der radikalen Regierung und ihre Erſetzung durch eine konſervative herbei und fanden ihren Abſchluß durch die Wahl der Fuſionsregierung von 1854, in welcher beide Parteien gleichmäßig vertreten waren. Von 1858 an beſaßen die Liberalen wieder das entſchiedene Uebergewicht. Seither drängten materielle Intereſſen (Eiſenbahnen, Entſumpfungen, Straßenbauten) die eigentlich politiſchen Fragen in den Hintergrund.

Die Entwicklung der Volksſchule von 1830 bis 1882 zerfällt in drei Abſchnitte (1830—1854, 1854—1870, 1870—1882). Die in der Verfaſſung niedergelegten, die Volksſchule betreffenden Grundſätze fanden nur in der Gründung der Seminarien in Münchenbuchſee 1833, Pruntrut 1837, Hindelbank (zuerſt Niederbipp) 1838 und Delsberg 1846 Verwirklichung. Das Primarſchulgeſetz von 1835 mit ſeinen großen Forderungen von der Schule ohne entſprechende Leiſtungen an dieſelbe wurde nie ernſtlich ausgeführt. Da man nicht wagte, die Gemeinden zu erklecklichen Opfern für die Schule anzuhalten, ſo ſuchte man den elenden Lehrerbeſoldungen 1837 mit Staatszulagen von Fr. 150 a. W. an einen definitiv und von Fr. 100 an einen proviſoriſch angeſtellten Lehrer aufzuhelfen. Vom nämlichen Jahre an erhielten auch die freiwilligen Mädchenarbeitsſchulen einen Staatsbeitrag. Das Secundarſchulgeſetz von 1839 ließ die Secundarſchulen ziemlich unverändert. 1848 wurde die Schulſynode, beſtehend aus Abgeordneten der Lehrerſchaft, mit Antrags- und Vorberathungsrecht in allen Schulangelegenheiten eingeführt.

Erſt nach 1854 findet eine durchgreifende Umgeſtaltung der Volksſchule ſtatt. Sie beginnt mit dem Geſetz über die Organiſation des Schulweſens von 1856. Ihm folgten das mit Modifikationen von 1867 und 1877 noch geltende Secundarſchulgeſetz von 1856, zwei Geſetze über die Primarſchulen von 1859 und 1860, deren erſtes nur die ökonomiſchen Verhältniſſe derſelben regelte und ein Minimum der Lehrerbeſoldung von Fr. 500 bis 550 aufſtellte, das Seminargeſetz von 1860 und das Geſetz über die Mädchenarbeitsſchulen von 1864.

Mit dem Jahre 1870 endlich beginnt eine neue, die Volksſchule und die Lehrerbildungsanſtalten weiter entwickelnde Reihe von Geſetzen, nämlich das Geſetz über die Primarſchulen von 1870, in welchem die Erhöhung der Lehrerbeſoldungen mit einigen rückſchrittlichen Conceſſionen und mit der Periodicität der Lehrerwahlen erkauft wurde, mit ergänzendem Dekret von 1875, und die Geſetze über die Lehrerbildungsanſtalten von 1875, ſowie über die Mädchenarbeitsſchulen von 1878, jedes dieſer Geſetze gefolgt von den zudienenden Verordnungen, Reglementen, Unterrichtsplänen u. ſ. w., worunter wir die Verordnung über die Prüfungen beim Austritt aus der Primarſchule von 1877, verbeſſert 1880, hervorheben.

Die Entwicklung der bernischen Volksschule ist dargestellt in Kummer, „Geschichte des Schulwesens im Kanton Bern", Bern 1874, und Egger, „Geschichte der bernischen Primarschule seit 1856", Bern 1879.

Die wichtigsten Vorschriften der Schulgesetze seit 1831 sind: Die Schulpflicht dauert vom sechsten Altersjahre an 10, seit 1870 9 Jahre. Die jährliche Schulzeit sinkt von 44 Wochen (1835) auf 35 (1860) und endlich auf 32 (1870). Turnen für Knaben und weibliche Handarbeiten für Mädchen werden zuerst facultativ, später obligatorisch eingeführt und endlich dem übrigen Unterricht gleichgestellt. Die Schülerzahl, welche nicht überschritten werden soll, wird von 80—100 (1860) auf 70—80 (1870) herabgesetzt. Die Schulgelder für die Primarschule werden zuerst beschränkt, endlich beseitigt. Für die Besoldungen der Primarlehrer wird 1859 ein Minimum von Fr. 500—550 in baar festgesetzt, welches 1875 auf Fr. 800—1100 für Lehrer und Fr. 700—800 für Lehrerinnen ansteigt, wozu die Naturalleistungen und das Honorar für den Arbeitsunterricht kommen. Der Staatsbeitrag an eine Primarlehrerbesoldung wächst von Fr. 150 a. W. (1837) bis auf Fr. 250—700 (1875). Die Staatsbeiträge an arme Gemeinden dagegen fallen von Fr. 40,000 a. W. (1835) successive auf Fr. 20,000 und steigen (1875) wieder auf Fr. 35,000. Der in den Primarschulen zu behandelnde Unterrichtsstoff wird präcisirt in den Unterrichtsplänen von 1844, welcher nur als nicht obligatorischer Leitfaden dienen sollte, von 1863 und 1871, welche allen Schulen obligatorisch vorgeschrieben wurden, und von 1878, welcher in einen obligatorischen Minimal- und einen zu weiterer Wegleitung dienenden Normalplan zerfällt. Die Beschränkung der Zahl der Secundarschulen wird aufgehoben. Alle von Gemeinden unterstützten Schulen werden als öffentliche unter das allgemeine Gesetz gestellt. Die technische Schulaufsicht wird zuerst von circa 70 Schulcommissären, seit 1856 von ständigen Schulinspectoren ausgeübt.

Folgende Daten zeigen die Entwicklung der bernischen Volksschule. 1826 wurden in den 24 Amtsbezirken des alten Kantons in 701 Schulen 65,616, 1881 in den 30 Amtsbezirken des ganzen Kantons in 1826 Primarschulen von 1177 Lehrern und 705 Lehrerinnen 96,535 und in 64 Secundarschulen von 278 Lehrern und 27 Lehrerinnen 3944 Schüler unterrichtet. 1586 Arbeitslehrerinnen ertheilen den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten. — 1829 betrugen die Staatsausgaben für die Primarschulen und die Lehrerbildung Fr. 21,693, für die Progymnasien und Secundarschulen Fr. 16,217 und für das gesammte Schulwesen Fr. 127,404. 1881 dagegen wurden vom Staate für die Primarschulen und die Lehrerbildung Fr. 997,902, für die Mittelschulen Fr. 451,002 und für das gesammte Schulwesen Fr. 2,002,616, darunter Fr. 385,258 für die Universität und die Thierarzneischule, Fr. 76,857 für Armen-Erziehungsanstalten und Fr. 40,207 für Fach-, Kunst- und

Gewerbeſchulen, verausgabt. Von 1829 bis 1881 haben ſich die Ausgaben des Staates für die Primarſchulen um das 46fache, für die Secundarſchulen um das 28fache, die Geſammtausgaben für das Schulweſen um das 16fache vermehrt. In ähnlichem Maße haben die Ausgaben der Gemeinden für die Schulen zugenommen. 1874 verausgabten Staat und Gemeinden für das Primarſchulweſen, ohne die Lehrerbildung, Fr. 1,818,923, woran der Staat Fr. 450,403 und die Gemeinden Fr. 1,368,520 beitrugen. — 1832 waren $^2/_3$ ſämmtlicher Schulſtellen mit weniger als Fr. 100 a. W., einzelne nur mit Fr. 10—20 beſoldet. 1834 betrug die Durchſchnittsbeſoldung eines Primarlehrers Fr. 156 a. W. Seit 1875 beträgt das Minimum für einen Lehrer Fr. 800—1100 in baar. — Seit 1870 und 1877 erhalten geweſene Primar- und Secundarlehrer Penſionen, welche ſich 1881 zuſammen auf Fr. 42,800 beliefen. Die 1818 gegründete freiwillige Lehrercaſſe, „eine Verſicherungs- und Unterſtützungsanſtalt für Lehrer, für deren Witwen und Waiſen und für Lehrerinnen", von Fr. Fuchs unter zwei Malen mit Fr. 284,000 dotirt, beſitzt 1881 ein Vermögen von Fr. 424,438.

(Mittheilungen von Hrn. Seminardirector Grutter in Hindelbank).

Luzern.

(Einwohnerzahl 1837: 124,500. 1880: 134,806. Größe: 1501 □Kil.)

Im Anfange der Mediationszeit erſchienen mehr oder weniger umfaſſende Verordnungen über das Volksſchulweſen und das Lehrerſeminar (1804) und darauf hin das Geſetz über das Kantonalſchulweſen (1806), welches bis 1830 in Kraft blieb. Den Bemühungen aufgeklärter Volksfreunde gelang es, im Großen Rathe eine Reviſion desſelben durchzubringen. Das Erziehungsgeſetz vom 14. Mai 1830 war vorzugsweiſe die Schöpfung Ed. Pfyffers[1]. In den folgenden Jahren mehrten ſich die Secundarſchulen, wurden Fortbildungsſchulen und die Taubſtummenanſtalt errichtet, fand die Reorganiſation der ſtädtiſchen Schulen und die Stiftung des Lehrer-Wittwen- und Waiſenvereines ſtatt[2]. Der Kanton war in 8 Schulkreiſe eingetheilt und für jeden eine Schulcommiſſion von 3 Mitgliedern beſtellt; die Oberaufſicht führte der „Referent" des Erziehungsrathes.

Im Jahr 1839 gab es 205 Winterſchulen (November bis April) und Jahresſchulen mit 12,980 Schülern, 101 Sommerſchulen (Mai bis Oktober) mit 5980 Schülern, ſo daß die Zahl der ſchulpflichtigen Kinder von 7 bis 14 Jahren 18,960 betrug. Die Geſammtausgabe des Staates für die

[1] Vergl. Bd. II. p. 299. [2] Vergl. Bd. III. p. 145.

Beſoldung der Primarlehrer (geſetzliches Maximum Fr. 390 a. W.) bezifferte ſich mit Fr. 54,125. In Folge der Reaction 1841 wurde das Schulweſen durch das Geſetz vom 14. Dezember reorganiſirt, welches den Unterricht der Gemeindeſchulen auf 6 Jahre und die Beſoldung des Lehrers auf Fr. 120 bis 300 feſtſetzte, als Lehrgegenſtände Religionslehre, Leſen, Schreiben, Rechnen, Sprachunterricht und Geſang aufführte, den Pfarrer als „erſten und eigentlichen Aufſeher" der Schule zum Präſidenten der Orts- und Bezirksſchulpflege beſtellte und dem Erziehungsrathe vorſchrieb, daß er die Lehrbücher an allen Anſtalten im Geiſte der römiſch-chriſtkatholiſchen Religion bezeichne. Demgemäß wurden auch im Lehrplan (27. Juli 1843) in der Religionslehre neben dem Katechismus, der bibliſchen Geſchichte und der Anleitung zum Gebete noch beſondere kirchliche Uebungen vorgeſchrieben. Das Lehrerſeminar wurde in das Kloſter St. Urban verlegt.

Nach dem Sturze des Sonderbundes wurde in Gemäßheit der neuen Verfaſſung am 26. November 1848 ein Erziehungsgeſetz erlaſſen, welches das Schulweſen nach einem einheitlichen Plan ordnete und völlig neu geſtaltete. Die Erziehung ſoll durch den Staat in religiöſem und vaterländiſchem Sinne geleitet werden und der Kirche verbleibt der erforderliche Einfluß, ſoweit er die Erhaltung der Glaubenslehre betrifft. Der Unterricht wird in der Regel in 7 Curſen durchgeführt, wovon 2 auf die Sommerſchule und 5 auf die Winterſchule fallen. Als neue Lehrgegenſtände werden Meſſen und Zeichnen und für die höhern Claſſen die Realien vorgeſchrieben. Die Zahl der Secundarſchulen ſtieg auf 25. Auch Mittelſchulen (vierclaſſige Bezirksſchulen) und Arbeitsſchulen wurden errichtet. Das Minimum des Lehrergehaltes wurde auf Fr. 250 fixirt mit Zulagen für Schülerzahl, Dauer der Schulzeit, Dienſttreue und Dienſtalter. Für Bildung und Aeuffnung von Gemeindeſchulfonds wurde die nöthige Vorſorge getroffen. 2 Jahre nachher (1850) waren an ſolchen Fr. 26,573, 10 Jahre ſpäter Fr. 437,848 und im Jahre 1879 Fr. 1,293,882 vorhanden.

Seither wurden 1864 und 1868 über Beſoldung, 1869 über Anſtellung und Entlaſſung der Lehrer, 1869 über das ganze übrige Volksſchulweſen neue geſetzliche Beſtimmungen erlaſſen.

Das Jahr 1879 brachte abermals ein neues Erziehungsgeſetz, datirt den 26. September. Nach demſelben beträgt die Jahresbeſoldung an der Primarſchule nebſt freier Wohnung und 9 Ster Holz für einen Lehrer Fr. 800—1100 und für eine Lehrerinn Fr. 600—900, woran die Gemeinde $^1/_4$, der Staat $^3/_4$ beiträgt. Amtsdauer 4 Jahre. — Der Kanton zerfällt in 92 Schulpflegekreiſe und 19 Inſpectoratsbezirke. Das ganze Volksſchulweſen mit Inbegriff des Lehrerſeminars und der Taubſtummenanſtalt wird von einem Kantonalſchulinſpector beaufſichtigt. — Die Lehrfächer ſind

Sprachunterricht, Leſen, Schreiben, Rechnen, Vaterlandskunde, Zeichnen, Geſang, für die Knaben Turnen, für die Mädchen weibliche Arbeiten. — Die Primarſchule umfaßt 8 Claſſen; die erſte Claſſe iſt ein Sommercurs mit 18 Wochen, die 3 folgenden Claſſen ſind Jahrescurſe mit 40 Wochen, die 3 letzten Claſſen Wintercurſe mit 22 Wochen. — Zum Beſuche der Fortbildungsſchule (jährlich 20 Tage) ſind alle aus der Primarſchule entlaſſenen Knaben bis zum erfüllten 16. Lebensjahre verpflichtet.

1879 gab es 287 Primarſchulen mit 283 Lehrern und 21,408 Schülern, 28 Secundarſchulen mit 33 Lehrern und 937 Schülern. Die Staatsausgaben beliefen ſich auf Fr. 320,545.

(Mittheilungen von Hrn. Seminardirector Dula in Wettingen).

Uri.

(Einwohnerzahl 1834 circa 12,500. 1880: 23,694. Größe 1076 □Kil.)

Bis 1875 galt die in den Landraths-Erkanntniſſen von 1804 und 1805 enthaltene Schulordnung. Ihr zufolge war allgemeine Schulpflicht, die ordentliche Schulzeit gieng von November bis April (für die übrige Zeit zwei Mal wöchentlich); eine Centralſchulcommiſſion beſorgte die Feſtſtellung der Lehrmethode, Beaufſichtigung der Lehrer und Gemeindsbehörden, Vornahme der jährlichen Schulviſitationen, Zutheilung von Prämien an die Volksſchule, Vollziehung der Schulordnung, Verwaltung des Schulfonds, Wahl der Profeſſoren; die Localaufſicht führte der Ortspfarrer und ein Gemeindeglied. 1838 wurde die Schulpflicht bis über das 1. Jahr nach der heiligen Communion ausgedehnt, ſpäter auch beſondere Schulinſpectoren ernannt. Die Schulordnung von 1875 baute auf dieſen Grundlagen weiter, indem ſie einen Erziehungsrath mit erweiterten Competenzen, ein Schulinſpectorat und Gemeindeſchulräthe zur Controlle der Schulen aufſtellte, die Unterrichtsgegenſtände, Schulpflicht und Schulzeit auf den jetzigen Stand normierte, ein Maximum für die Schülerzahl (70) beſtimmte, Wiederholungsſchulen ſchuf, Staatsbeiträge an Secundarſchulen in Ausſicht nahm, Lehrerconferenzen einrichtete, und im Allgemeinen die Linien für den autonomen Gemeindehaushalt zog. Seither marſchirt auch Uri allmälig vorwärts; die Einrichtung eines Wiederholungscurſes für Stellungspflichtige (1880) bildete eine Ergänzung zu der ſehr primitiven Primarſchulorganiſation; in jüngſter Vergangenheit wird das Turnen eingebürgert und finden lebhafte Anſtrengungen ſtatt, um die Gemeinden zur Einführung von Ganzjahr- und Ganztagſchulen zu veranlaſſen. (1880/81 waren ſolche nur in Altorf und Flüelen). Auch ſonſt iſt in Uri für ein wirklich wohlgeordnetes Schulweſen

noch manches zu thun; namentlich läßt die Durchführung der Repetierſchulpflicht zu wünſchen übrig. Die Lehrerſchaft beſtand 1881 aus 28 Lehrern und 25 Lehrerinnen (unter den Lehrern 14 Geiſtliche, unter den Lehrerinnen 3 weltliche). Secundarſchulen beſtehen in Altorf, Erſtfeld, Andermatt. Schülerzahl der Primarſchule 2677, der Repetierſchule 382, der Secundarſchule 27 (die Angaben einer Gemeinde betreffend Primar- und zweier Gemeinden betreffend Repetierſchule fehlen).

(Vortrag von Dr. Fr. Schmid über das kantonale Schulweſen in den Gedenkblättern der Gemeinnützigen Geſellſchaft des Kantons Uri. 1882.)

Schwyz.

(Einwohnerzahl 1842: 42,000. 1880: 51,235. Größe 908 □Kil.)

Die Verfaſſungskämpfe der Dreißigerjahre, welche die zeitweiſe Trennung des Kantons in Außer- und Innerſchwyz zur Folge hatten, waren der Entwicklung des Schulweſens nicht günſtig. Erſt 1838 kam es zur Aufſtellung eines Erziehungsrathes, 1841 zum Erlaß einer „Schulorganiſation", aber nur mit fakultativem Schulbeſuch. Die Jahre 1842—1847 waren wiederum eine Zeit der Stagnation; die Verfaſſung, die nach dem Sturz des Sonderbundes erlaſſen wurde, machte die Schulpflicht obligatoriſch, und nun kam es zu einer durchgreifenden Organiſation des geſammten Schulweſens[1]. Der „Schulorganiſation" von 1848, welche ſechsjährige Primarſchul- und zweijährige Wiederholungsſchulpflicht vorſchrieb, die bisherigen Oberſchulen zu Secundarſchulen umbildete, das Abſenzenweſen ordnete u. ſ. w., folgten 1849 raſch Inſtructionen für die Prüfungscommiſſion der Primarlehrer, für den kantonalen Schulinſpector, Bezirks- und Gemeindeſchulräthe, Lehrerconferenzen und Lehrer, und dann im Laufe der nächſten Jahrzehnte die Unterrichtspläne, ſowie eine Reihe von Reglementen und Kantonsrathsbeſchlüſſen, welche die geſetzlichen Beſtimmungen ausführten, ergänzten reſp. modificirten; ſo wurden Vorkehrungen zur Aeufnung der Gemeindeſchulfonds und zur Gründung von kantonalen Schulfonds getroffen, die Verhältniſſe der Privatſchulen, der Fortbildungs- und Arbeitsſchulen geregelt, ein Verein für Unterſtützung hülfsbedürftiger Lehrer, Lehrerwitwen und Waiſen begründet, die Beitragspflicht des Staates für den Bau von Schulhäuſern und an Secundarſchulen geregelt, ſtatt des einheitlichen Inſpectorates eine Vierzahl von Inſpectoren beſtellt. Einen weſentlichen Fortſchritt ermöglichte die Errichtung eines kantonalen Lehrerſeminars auf Grund des Jütziſchen Legates 1855[2]. Die im Jahr 1878

[1] Vgl. Monogr. N. Reding III 149 ff. [2] Vgl. Monogr. Tſchümperlin III 164 ff.

auf Grundlage dieſer Fortſchritte in Kraft geſetzte und gegenwärtig geltende „Schulorganiſation“ ließ die Wiederholungsſchule fallen, ſetzte dafür ein 7. Alltagsſchuljahr ein und machte die Errichtung wenigſtens von einer Secundarſchule für jeden Bezirk obligatoriſch; die tägliche Schulzeit wurde vernünftig geregelt, für die Schülerzahl einer Abtheilung eine Maximalzahl beſtimmt u. ſ. w. Die Einführung des 7. Alltagsſchuljahrs ſtieß im „alten Lande“ auf einigen Widerſtand, konnte aber, Dank der ſchulfreundlichen Geſinnung namentlich der äußeren Bezirke, durchgeführt werden. Seither ſind die Inſtructionen revidirt und 1881 auch noch für diejenige ſtellungspflichtige Mannſchaft, die eine Vorprüfung nicht genügend beſteht, Wiederholungscurſe eingerichtet worden.

Gemäß dem erſten Inſpectoratsberichte zählte der Kanton Schwyz im Jahre 1842 in 76 Primarſchulen (wovon 58 Jahres- und 18 Winterſchulen) 5391 Schulkinder (2859 Knaben, 2532 Mädchen), im Jahre 1880 in 121 Primarſchulen (wovon 99 Ganz- und 22 Halbtagſchulen) mit 442 Claſſen 6827 Schulkinder (3376 Knaben, 3451 Mädchen) und in 8 Secundarſchulen mit 18 Claſſen 212 Kinder (121 Knaben, 91 Mädchen). Im Jahre 1850 waren 74 Lehrer und 8 Lehrerinnen (zuſammen 82); im Jahr 1880 waren an den Primarſchulen 56 Lehrer (wovon 6 Geiſtliche), 64 Lehrerinnen (wovon 60 Lehrſchweſtern), zuſammen 120 Lehrer und Lehrerinnen (ohne die Arbeitslehrerinnen); an den Secundarſchulen waren 11 Lehrer (3 geiſtliche und 8 weltliche) und 2 Lehrſchweſtern, zuſammen 13.

Die Beſoldungen ſämmtlicher Lehrer betrugen 1842 etwas über 15,600 alte Franken, 1850 ſchon 29,407 Fr. (freie Wohnung, Holz, ſonſtige Einnahmen für Orgeldienſt nicht eingerechnet), 1881 für das Lehrperſonal an den Primarſchulen 81,950 Fr., an den Secundarſchulen 15,745 Fr., im Ganzen 97,695 Fr. Ein geſetzliches Minimum der Beſoldung hat der Kanton Schwyz nicht vorgeſchrieben.

Neue Schulhäuſer wurden ſeit 1842 über 20 gebaut, wobei der Staat, Korporationen und Private bedeutende Beiträge leiſteten. Der Werth der Schul-Gebäulichkeiten beläuft ſich auf 800,000 Fr. Nur ſeit 1872 hat der Staat an Schulhausbauten an die Gemeinden bezahlt: 12,900 Fr. — Die Schulfonds der Gemeinden betrugen 1841 nahezu 74,700 Fr., 1880 genau 564,946 Fr. 30 Rp., das reine Schulvermögen gegen 1,351,700 Fr. Der kantonale Schulfond betrug 1852 bei ſeiner Gründung 35,000 Fr.; von den Zinſen desſelben werden 2100 Fr. an das Seminar abgegeben, 1881 beträgt der Fond 53,930 Fr. — An die Lehrer-Alters-Caſſe hat der Staat (ſeit 1867) beigetragen: 5450 Fr., an die Secundarſchulen nahezu 45,000 Fr. Die Geſammtauslagen des Staates an das Erziehungsweſen betrugen: 1870 etwas über 2800 Fr., 1881 über 7200 Fr.

(Mittheilungen von Hrn. Seminardirector Marty in Rickenbach).

Obwalden.

(Einwohnerzahl 1835: 13,060. 1880: 15,356. Größe 475 □Kil.)

Obwalden begründete 1835 die ſtaatliche Controlle ſeines Schulweſens durch Errichtung einer obrigkeitlichen „Schulviſitation“ (Inſpection) für das ganze Land (2 Geiſtliche, 2 Weltliche). Ein Schulgeſetz kam erſt 1849 zu Stande. Dasſelbe ſetzte einen ſtändigen Erziehungsrath und einen kantonalen Schulinſpector ein, beſtimmte Lehrgegenſtände, Schuldauer, obligatoriſche Schulpflicht vom 6. Altersjahr an, Wahlfähigkeitsbedingungen der Lehrer, Unantaſtbarkeit des Schulfonds, Berechtigung zur Erhebung von Schulſteuern. Auf Grund dieſes Geſetzes fand dann allmälig der einheitliche innere Ausbau des Schulweſens ſtatt. Das neue Schulgeſetz von 1875 ſtellte ſich mit anerkennenswerther Rückhaltloſigkeit auf den durch die Bundesverfaſſung von 1874 und die Einführung der Rekrutenprüfungen gegebenen Boden, rückte den Schuleintritt um ein Jahr heraus, räumte mit den Halbjahrſchulen auf und ſchuf durch die praktiſche Vertheilung der Unterrichtszeit, die auch das reifere Jugendalter berückſichtigte, die Grundlagen für die ehrenvolle Stellung, die Obwalden in der Vergleichung der Reſultate ſeiner Schulbildung mit derjenigen anderer Kantone darbietet.

1835 zählte Obwalden in 18 Ortſchaften 23 Lehrer, 1542 Schulkinder; 1880: 37 Primarſchulen 1875 Schulkinder, beſaß in 7 Gemeinden zinstragende Schulfonds von 214,000 Fr., und verwendete durchſchnittlich auf jedes Schulkind 14 Fr. 95 Rp. Die Gemeinden ſind bezüglich der Schulfinanzen autonom, nur daß für die Beſoldungen ein Minimum (Lehrer 800, Lehrerin 400) vorgeſchrieben (allerdings aber noch nicht allgemein durchgeführt) iſt. Der Staat zahlt an die Gemeinden einen Geſammtbeitrag von Fr. 1500 (Vertheilung nach der Kopfzahl). Unter den Lehrkräften waren 1835 15 weltliche, 6 geiſtliche Lehrer, 2 Nonnen; 1880: 9 weltliche Lehrer, 24 Lehrerinnen, darunter 21 Lehrſchweſtern und 3 Nonnen.

Nidwalden.

(Einwohnerzahl 1835: 10,500. 1880: 11,992. Größe 290 □Kil.)

Nidwalden iſt neben Evangeliſch-Glarus der einzige Kanton, der ſeinen Antheil an den Wiener Rezeßgeldern (Bd. II, S. 39) beſtimmungsgemäß der Hebung des Schulweſens zuwandte. 1829 wurde „auf ſehr andringliche

Zuſchrift des Prieſtercapitels hieſigen Landes“ aus den Zinſen derſelben ein jährlicher Beitrag von 500 fl. den Schulen überwieſen und zugleich durch eine Schulordnung ein Kantonalſchulrath und Ortsſchulräthe beſtellt, das Schulgeld für arme Kinder auf die Landescaſſe übernommen, der Kantonsſchulrath mit der Prüfung der Schulamtscandidaten und der innern Organiſation des Schulweſens betraut und bezüglich der Schulpflicht die weitgehende Beſtimmung aufgeſtellt: „Alle Kinder ſollen mit dem Antritt des 8. Lebensjahres die Schule beſuchen und zwar ſo lange, bis ſie für ihren künftigen Beruf von dem Ortsſchulrathe und womöglich im Beiſein eines Mitgliedes des Kantonsſchulrathes genugſam beſchult gefunden werden“. 1830 wurden obligatoriſche Gemeindeſchulſteuern eingeführt. Die Dreißigerjahre erwieſen ſich dem Schulweſen weniger günſtig als anderswo (ſo entſtand 1834 wegen Einführung einer neuen Fibel ein kleiner Religionsſturm, und ſcheiterte 1836 das Project einer Fortbildungsſchule), dagegen brachten die Vierzigerjahre ein kantonales Schulinſpectorat und den Anſchluß an die Schulverbeſſerung des P. Theodoſius. 1851 entſtand ein ausführlicheres Schulgeſetz. 1852 ward ein kantonaler Schulfond gegründet, 1859 eine kantonale Fortbildungsſchule (Secundarſchule) in Stans errichtet und 1863 eine Stiftung für Lehrerſtipendien normiert. Die kantonale Erſparnißcaſſe half durch Stipendien an Lehramtscandidaten und Unterſtützung der Secundarſchulen zu der Förderung des Schulweſens mit. Die gegenwärtigen Verhältniſſe ſind durch das Schulgeſetz von 1879 geordnet, das die Conſequenzen des Art. 27 für Nidwalden verwirklicht und ein den Forderungen der Neuzeit entſprechendes Schulweſen (Ganzjahrſchulen, Maximalzahl der Schüler einer Abtheilung 60, Alltagsſchulpflicht vom erfüllten 7.—13. Altersjahr, genaue Normen für die Controlle der Abſenzen, Einführung des Unterrichts in Turnen und weiblichen Arbeiten, Wiederholungsſchulen u. ſ. w.) fundamentirt hat.

1830 zählte Nidwalden in 16 Ortſchaften 17 Volksſchulen mit 17 Lehrkräften und 1050 Kindern, 1835 21 Lehrkräfte und 1356 Schüler. Von dieſen 21 Lehrkräften waren 1 Lehrerin (an der Mädchenarbeitsſchule Stans), 8 weltliche und 12 geiſtliche Lehrer. 1879/80 finden wir 37 Lehrkräfte und 1432 Schulkinder. Lehrkräfte waren 11 Lehrer (6 geiſtliche, 5 weltliche), 26 Lehrerinnen (6 Nonnen, 19 Lehrſchweſtern, 1 weltliche Lehrerin). Der Staat trägt an das Unterrichtsweſen jährlich 10,000 Fr. bei. Die Schulfonds der Gemeinden ſind von Fr. 26,192 im Jahr 1829/30 auf Fr. 117,132 im Jahr 1881/82 geſtiegen. In letzterm Jahr betrug die Geſammtausgabe für das Schulweſen Fr. 34,077, per Schüler Fr. 22. 87 Rp.

(Mittheilungen von Hrn. Erziehungsrath C. von Deſchwanden in Stans).

Glarus.

(Einwohnerzahl 1832: circa 29,000. 1880: 34,213. Größe 691 □Kil.)

Glarus ſchied ſich bis zur Verfaſſung von 1836 in zwei confeſſionell-getrennte Verwaltungen mit geſonderten Landsgemeinden und Behörden. Der Aufſchwung der neuen Zeit iſt dem evangeliſchen Landestheil zu verdanken und datirt aus dem Jahre 1822, wo 60,000 fl. aus den Wiener-Rezeß-geldern (Bd. II. S. 39) der Aeufnung des Schulfonds zugewieſen und ein Landesſchulrath aufgeſtellt wurde; letzterer hatte freilich, da die Gemeinden im Schulweſen autonom waren, zunächſt wenig directen Einfluß. Der im Jahre 1832 gegründete Schulverein brachte Leben und Wetteifer. 1835 gelang es, die Prüfung aller Bewerber um Schulſtellen geſetzlich dem Schulrathe zu überweiſen. Durch die Verfaſſung von 1836 und die organiſchen Geſetze zur Ausführung derſelben kam man dazu, dieſen Fortſchritt auf das ganze Land zu übertragen und zugleich die Schulpflicht einheitlich bis zum vollendeten 12. Altersjahre zu normiren; ferner wurde dem Kantonsſchulrathe ein Inſpectorat beigegeben; dagegen unterblieb die Aufſtellung eines eigentlichen Schulgeſetzes. Für Bau von Schulhäuſern und Aeufnung der Schulfonds, Erhöhung der Lehrerbeſoldungen geſchah in den Dreißigerjahren ſehr viel. Die Vierzigerjahre dagegen waren eine Zeit des Stillſtandes, nur mit Mühe konnte das Errungene feſtgehalten werden, und die Durchführung ließ Vieles zu wünſchen übrig; namentlich galt es einen mühevollen Kampf gegen die Beſtrebungen, durch ungenügende Sonderſchulen die Fabrikkinder für ihre Bildungsanſprüche abzuſpeiſen. Immerhin ſuchte man die Inſpection der Schulen zweckentſprechend zu geſtalten und erließ 1846 eine Verordnung über die Mädchen-Arbeitsſchulen. In den Fünfzigerjahren beſſerte ſich — in Verbindung mit den günſtiger werdenden Erwerbsverhältniſſen — die Stimmung zuſehends; einzelne Gemeinden giengen in ihren Gemeinde-ſchulordnungen voran, und 1861 gelangte das erſte glarneriſche kantonale Schulgeſetz zur Annahme, das ſechs volle Schuljahre für die Alltagsſchule durchſetzte und die Schulzeit der Repetierſchule verdoppelte. Abſenzenordnung und Reglement für die Lehrerprüfungen folgten im gleichen Jahre. Erſt das Jahr 1866 brachte den Gemeinden das Recht, Schulſteuern zu erheben. Das Schulgeſetz von 1873 fügte der Alltagsſchule ein 7. Schuljahr hinzu, beſtimmte als Maximum der gleichzeitig zu unterrichtenden Schüler 70, ſetzte das Minimum der Lehrerbeſoldungen auf 1000 Fr. nebſt freier Wohnung, führte periodiſche Lehrerwahlen ein, beſeitigte für Primar- und Repetierſchulen das Schulgeld, ſtellte das Unterrichtsweſen unter ſtaatliche Leitung und erweiterte den Kreis der Primarſchulfächer (obligatoriſche Ein-

führung des Turnens und der weiblichen Arbeiten). Das Jahr 1876 brachte den Lehrplan für die Primarschule, stellte ein einheitliches Schulinspectorat auf, das Jahr 1877 normirte den Anspruch ärmerer Gemeinden in vermehrtem Umfange und führte einen bestimmten Lehrplan für die Arbeitsschulen ein.

Rechnen wir hinzu, daß erst im Laufe dieser Entwicklung eine Eindämmung der Absenzenwillkür erfolgte, die gehobene Volksschule der Privatbethätigung und ihren Zufälligkeiten entnommen und von den Gemeinden unter staatlicher Subvention entwickelt wurde, so ergiebt sich, daß der Kanton Glarus in den letzten fünfzig Jahren eigentlich alles erst geschaffen hat, was über ein von den Vätern her überkommenes Minimum der Volksbildung und vereinzelte Lokalanstrengungen hinausgeht.

Im nähern mögen folgende Zahlen den Fortschritt ins Licht setzen. Der Kanton Glarus hatte 1832 40 Primarlehrer, denen folgende Prädikate gegeben wurden: 20 mit zweckmäßiger Bildung, 7 theilweise, 12 gar nicht gebildet; 5 vorzüglich, 10 ordentlich, 9 fast unbrauchbar. 3200 von 4800 schulfähigen Kindern, von 6—16 Jahren, besuchten die Schule im Winter, kaum die Hälfte davon im Sommer; Repetier-, Abend- und Sonntagsschüler 4—500. 1833 erhielt der Ort Glarus eine eigentliche Secundarschule.

1879/80: Lehrer resp. Lehrerinnen an Alltagsschulen 85, Arbeitsschulen 32, Secundarschulen 16; 4841 Elementar-, 1100 Repetier-, 225 Secundarschüler; Secundarschulen 7. Fast sämmtliche Gemeinden haben Fortbildungsschulen mit ca. 600 Schülern.

Die Besoldungen standen 1832 folgendermaßen: 8 Lehrer (an kleinen Schulen) bezogen Besoldungen von 15—35 fl., 10 von 80—100 fl.; 12 von 100—200 fl., 4 von 200—300 fl.; 5 von 300—420 fl.; die Besoldung zweier Lehrer war dem Berichterstatter nicht bekannt; 4 entlassene Lehrer waren einigermaßen pensioniert. — Gegenwärtig ist das gesetzliche Minimum von 1000 Fr. nebst freier Wohnung auch in kleineren Gemeinden vielfach und erheblich überschritten. Die 1855 begründete Lehrer-Alters-, Wittwen- und Waisenkasse besitzt gegenwärtig ein Vermögen von 72,000 Fr.

Schulfonds der Gemeinden 1832: 117,000 fl. 1843: 207,000 fl. 1880: etwas über 1 Million Franken. Die laufenden Ausgaben der Schulgemeinden (incl. die durch Staatsbeiträge ersetzte Quote derselben) belief sich 1879 für die Primarschulen auf 216,000 Fr., für die Secundarschulen auf 48,000 Fr., zusammen auf 264,000 Fr. oder 42 Fr. 86 Rp. pr. Schüler.

Das Wachsthum der finanziellen Betheiligung des Staates am Schulwesen zeigt folgende in der Schulgeschichte von Heer näher detaillirte Gegenüberstellung: 1829: 210 fl. 1849: 880 fl. 1868: 12,065 Fr. 1879: 85,080 Fr.

(Mittheilungen von Hrn. Schulinspector H. Heer in Mitlödi, und Geschichte des glarnerischen Volksschulwesens von Pfr. G. Heer in Betschwanden (Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus 18. und 19. Heft).

Zug.

(Einwohnerzahl in den Dreißigerjahren circa 14,000. 1850: 17,456. 1880: 22,994. Größe 239 □Kil.)

Im Schulwesen waren die Gemeinden bis 1848 völlig autonom; durch tüchtige Persönlichkeiten geschah mancherorts viel; namentlich hatten eine Reihe von Gemeinden stiftungsgemäße Lateinschulen und neben Zug auch Baar ein unteres Gymnasium. Das Jahr 1848 brachte einen kantonalen Erziehungsrath und die Vorarbeiten zu einem neuen Schulgesetz, das mit Anfang 1850 in Kraft trat; aber schon in diesem Jahr fand ein politischer Umschwung statt, die Liberalen verloren das Uebergewicht; die Folge davon war ein neues Schulgesetz (Oktober 1850), das eine Reihe fortschrittlicher Bestimmungen des früheren, z. B. die Bestimmungen über den Minimalgehalt der Lehrer, über den kantonalen Schulinspector, theilweise auch diejenigen über das kantonale Schulgut, strich. Indessen bildete dieses Schulgesetz von 1850 nun doch die Grundlage, auf der seither das zugersche Schulwesen zum Ausbau und zu allmäliger Weiterentwicklung gelangen konnte. Die Sechzigerjahre führten auf Grundlage des Gesetzes von 1860 Secundarschulen ins Leben, das Jahr 1879 Wiederholungscurse für die angehenden Rekruten.

Der erste Regierungsbericht, der genauere Notizen über das Schulwesen enthält, ist derjenige von 1859. Damals waren 45 Primarschulen mit 48 Lehrkräften (9 geistliche, 16 weltliche Lehrer, 5 Klosterfrauen, 17 Schul- und Lehrschwestern, 1 weltliche Lehrerin) und mit 1958 Schülern (1000 Knaben, 958 Mädchen); Repetierschüler circa 350 (die Zahl aus 2 Gemeinden fehlt). Die Schulgüter der Gemeinden betrugen 294,000 Fr. Die Lehrerbesoldungen schwankten zwischen 300 und 800 Fr. Der Staat zahlte an die Gemeinden 1765 Fr., im Ganzen für Schulzwecke 2523 Fr. 1880 zählte Zug in 11 Gemeinden 66 Primarschulen mit 64 Haupt- und 17 Hülfslehrkräften (unter den erstern 7 geistliche, 26 weltliche Lehrer, 6 Klosterfrauen, 23 Lehrschwestern, 2 weltliche Lehrerinnen), 2799 Primarschülern, 502 Repetierschülern; an den 5 Secundarschulen wirkten 7 Hauptlehrer und 15 Hülfslehrer; der Unterricht wurde von 90 Knaben und 52 Mädchen besucht. Die Schulfonds der Gemeinden betrugen 437,000 Fr., der kantonale Schulfonds 42,000 Fr., die Gemeindeschulfonds haben sich seit 1871 um 52,000 Fr. vermehrt, die Ausgaben des Kantons von 14,400 Fr. auf 24,500 Fr., der Gemeinden von 43,000 auf 71,000, die jährlichen Zuschüsse der kantonalen Sparkasse von 3600 Fr. auf 4000 Fr. Mit Einschluß der Kantonsschule betrugen die Auslagen per Schüler 1871 Fr. 19. 67 Rp., 1880 Fr. 33. 44 Rp.

(Mittheilungen von Hrn. Pfr. Staub in Unterägeri).

Freiburg.

(Einwohnerzahl 1835: 84,000. 1880: 115,400. Größe 1669 □Kil.)

Bei der politiſchen Umwälzung von 1831 trat im Kanton Freiburg an die Stelle des Patriziates eine repräſentative Demokratie mit indirectem Wahlrecht. Die liberale Partei, welche dieſe Umwälzung bewerkſtelligt hatte, wurde nach und nach ohne Verfaſſungsänderung durch die konſervative Richtung verdrängt, die ſich namentlich Anfangs der Vierzigerjahre — eine Rückwirkung der Aargauer Kloſteraufhebung und der darauf folgenden Ereigniſſe — immer mehr verſchärfte, bis der Sonderbundskrieg die Radikalen ans Ruder brachte. Dieſe bildeten die Verfaſſung namentlich im zentraliſtiſchen Sinne ſtark aus: alle Macht wurde in die Hände der Regierung konzentrirt; das einzige Volksrecht, die Wahl des Großen Rathes, wurde noch durch einen ſog. „Bürgereid und die indirecte Wahl von 10 Großrathsmitgliedern beſchränkt, die erſte Amtsdauer der Regierung aber auf 9 Jahre angeſetzt, nach deren Ablauf ſie durch die gemäßigt-konſervative Partei erſetzt wurde. Die radikale Regierung hatte viele gute Geſetze und Einrichtungen gemacht, aber die religiöſen Anſchauungen der Bürger fortwährend verletzt und ſich durch Willkür und große, dem Volke ungerechtfertigt ſcheinende Ausgaben verhaßt gemacht. Die 1857 an ihre Stelle tretenden Liberal-Konſervativen ſchloſſen ſofort Frieden mit der Geiſtlichkeit und räumten derſelben einen gewiſſen Einfluß ein, wie es den Wünſchen und Gefühlen der großen Mehrheit des Freiburger Volkes entſprach. Die Konzentration der Macht in der Hand des Staatsrathes wurde beibehalten, wie ſie die Radikalen eingeführt hatten, die Beſchränkungen des Wahlrechtes jedoch aufgehoben. Die liberal-konſervative Partei gieng nach und nach in eine ſtreng-konſervative über, namentlich ſeit 1871, eine Rückwirkung der altkatholiſchen Bewegung und des „Culturkampfs“ im Berner Jura und in Genf.

Anders als in manchen andern Kantonen fallen in Freiburg dieſe politiſchen Epochen nicht immer mit den Epochen der Schulgeſchichte zuſammen. So blieb 1831 die damals beſtehende Schulgeſetzgebung von 1823 — welche ihrerſeits (die Erſetzung der Bell-Lancaſter'ſchen Methode durch die gleichzeitige Methode ausgenommen) eine wörtliche Reproduction der 1819 unter Einfluß von P. Girard erſtellten Geſetze war — ungeſtört in Kraft bis 1848, wurde aber durch verſchiedene Reglemente und Dekrete ergänzt: über Organiſation des Erziehungsrathes 1823; über unbefugte Abſenzen, Schulbeſuch, Schulentlaſſung 1834; über Errichtung einer Centralrealſchule in

Freiburg 1835; über Einführung von 2 Kantonsschulinspektoren 1839; über Errichtung einer deutschen Realschule 1845 ꝛc.

Alle diese Gesetze galten aber ausschließlich für den katholischen Kantonstheil. Für den reformirten Landestheil war die Schulordnung von 1826 die gesetzliche Grundlage des Schulwesens bis 1848. Dasselbe stand in diesem Theil vollständig unter geistlicher Leitung, nämlich in der Hand des Kirchenrathes und der Pfarrherren. Der Kirchenrath hatte im evangelischen Landestheil mehr Einfluß auf das Schulwesen, als die katholische Geistlichkeit für ihren Landestheil je verlangt, geschweige denn erhalten hatte.

Alle bisher in Kraft stehenden Vorschriften wurden aufgehoben durch das Gesetz über das Erziehungswesen von 1848, welches ein Jahrzehnt zu Recht bestand für den ganzen Kanton, und 1858 durch ein neues Gesetz für den katholischen Kantonstheil, 1859 durch ein solches für den reformirten Landestheil ersetzt wurde.

Im Jahr 1870 erschien das „Gesetz über den Primar- und Secundarunterricht", gültig für beide Confessionen. Da aber einige Bestimmungen desselben durch die neue Bundesverfassung aufgehoben wurden, erließ der Große Rath noch im November 1874 das gegenwärtig in Kraft stehende „Gesetz über das Primar- und Secundarschulwesen", welchem die entsprechenden Reglemente rasch folgten.

Vergleiche „Abriß der Schulgeschichte des Kantons Freiburg von 1823 bis 1882" von A. Koller, Professor, Manuscript auf der Erziehungsdirection. Für den reformirten Kantonstheil: „Mittheilungen über die Schulzustände im Amt Murten von 1815—1852, dem Zeitraum, während welchem die hiesigen Schulen unter Leitung und Aufsicht der kirchlichen Behörden gestanden." Von Schulinspector Hänni in Salvenach. Ebenfalls Manuscript. ibid.

Die Hauptzüge der Entwicklung des Volksschulwesens seit 1830 sind folgende:

Die Leitung des Schulwesens gieng vom Erziehungsrath auf das Erziehungsdepartement über. Die Schulgelder wurden aufgehoben; ein Maximum der Schülerzahl jeder Schule aufgestellt, über Schulhausbauten genaue Vorschriften und Reglemente erlassen, der Lehrplan der Alltagsschule durch Einfügung der Realien (1848), des Zeichnens und Turnens erweitert, strenge Vorschriften gegen Nichtbesuch der Schule aufgestellt.

Für die Lehrerpatentprüfungen wurden die Anforderungen festgestellt und erhöht. Die Lehrerwahlen giengen von den Gemeinden an den Staat über. Die Gemeindammänner sind von Amts wegen Präsidenten der Schulcommission; die Geistlichen müssen nicht mehr zu den Sitzungen der Schulbehörden zugezogen werden. Jährlich finden Wiederholungscurse für Lehrer und Lehrerinnen statt. Es wurde ein Lehrerseminar (1848) errichtet und die

Digitized by Google

Zahl der Curse auf 3 erhöht. Für die Lehrer sind regelmäßige Bezirksconferenzen (1848) vorgeschrieben. Die ökonomische Lage der Lehrer wurde verbessert, die Pensionscasse (1836 gegründet) mit größern Staatsbeiträgen bedacht, die Gemeinden verpflichtet, Schulfonds (Minimum Fr. 14,000) zu erstellen. Die Schulaufsicht wurde verbessert; dieselbe liegt den Inspectoren und Oberamtmännern ob. Für Fortbildungsschulen wurden Prämien ertheilt. Das Secundarschulwesen ward gesetzlich geordnet. In jedem Bezirk muß wenigstens eine Secundarschule sein, in jeder Secundarschule müssen wenigstens 3 Lehrer sein. Es werden bedeutende Beiträge an die Secundarschule geleistet.

Im Jahre 1848 wurde das damalige Jesuitencollegium St. Michael in Freiburg in eine Kantonsschule „Ecole cantonale“ mit ausschließlich weltlichen Lehrkräften umgewandelt und mit derselben ein Lehrerseminar verbunden. Im Jahre 1857 erhielt die Anstalt den Namen Collegium St. Michael „Collége cantonal de St. Michel“, blieb unter staatlicher Oberleitung, die Lehrstellen wurden aber ungefähr zur Hälfte mit Weltgeistlichen besetzt, auch das Rectorat einem Geistlichen übertragen. 1859 wurde das Lehrerseminar nach Hauterive verlegt und mit der seit 1850 dort bestehenden landwirthschaftlichen Schule vereinigt.

Der Kanton Freiburg hatte 1835 233 Primarschulen mit nahezu ebensoviel Lehrkräften, 4 höhere Volksschulen (1 Realschule, 3 Progymnasien) mit circa 10 Lehrkräften; 1880 411 Primarschulen mit 408 Lehrkräften, 9 öffentliche höhere Volksschulen [1] (Secundarschulen, zum Theil mit Latein) mit 34 Lehrkräften.

Unter der Primarlehrerschaft finden wir 1835 20 Lehrerinnen auf 233, also 8 %—9 % weibliche; 1880 116 Lehrerinnen auf 408 Lehrkräfte, also 40 %; 1835 14,740 Primarschüler, nämlich 7449 Knaben, 7291 Mädchen; 1880 20,289 Primarschüler, nämlich 10,116 Knaben, 10,173 Mädchen; 1880 313 Secundarschüler, nämlich 186 Knaben, 127 Mädchen.

Das Besoldungsminimum eines Primarlehrers betrug von 1834 an Fr. 200 a. W., nebst Wohnung, Pflanzland und Holz, konnte aber durch den Staatsrath aus „wichtigen, von den Gemeinden angebrachten Gründen“ auf Fr. 160 a. W. herabgesetzt werden.

Nach 1848 erhielt der definitive Lehrer Fr. 400, der provisorische Fr. 300, nebst Wohnung, $^1/_4$ Juchart Pflanzland und wenigstens 2 Klafter Holz. Seit 1874 beträgt die Besoldung in Schulen von über 50 Kindern für Lehrer 850 Fr., für Lehrerinnen 700 Fr.; in Schulen von über 30 bis 50 Kindern für Lehrer 750 Fr., für Lehrerinnen 600 Fr.; in Schulen von unter 30 Kindern für Lehrer 600 Fr., für Lehrerinnen 500 Fr.,

[1] Dieselben wurden 1870 als Secundarschulen gesetzlich organisirt.

nebſt Wohnung, Garten, 2 Klafter Holz und für die Lehrer $^1/_4$ Juchart Pflanzland.

Dazu kommen noch jährliche Staatsprämien:

	nach 8 Dienſtjahren,	nach 15 J.,	nach 20 J.
Für Lehrer mit Note 1	50 Fr.	100 Fr.	150 Fr.
„ „ „ „ 2	30 Fr.	70 Fr.	100 Fr.

Das Beſoldungsminimum eines Secundarlehrers beträgt ſeit 1874 Fr. 1500; vorher war kein ſolches feſtgeſetzt.

Schulgüter. Sichere Angaben über den Betrag derſelben ſind nicht vorhanden vor 1849. Primarſchulfonds auf 31. Dezember 1849 Fr. 362,970. 60 a. W.; Primarſchulfonds auf 31. Dezember 1880 Fr. 3,839,307. 63 n. W.; Secundarſchulfonds keine; Spezialfonds für Schulzwecke Fr. 380,000, worunter der „fond des ecolarques“ in Freiburg allein mit Fr. 330,000.

Geſammtſumme der Beſoldungen 1879: Primarlehrer Fr. 312,687; Secundarlehrer Fr. 43,675.

Geſammtausgaben von Staat und Gemeinden für Schulzwecke 1879: Primarſchulweſen Fr. 384,841. 65; Secundarſchulweſen Fr. 89,175. —; Höheres Schulweſen Fr. 98,430. 67. Allgemeine Koſten, Penſionscaſſe ꝛc. Fr. 15,488. —. Total: Fr. 587.935. 32. Trifft auf den Kopf der (damaligen) Bevölkerung Fr. 5. 30.

(Mittheilungen von Hrn. Prof. A. Keller in Freiburg).

Solothurn.

(Einwohnerzahl 1834: circa 60,000. 1880: 80,424. Größe 784 □Kil.)

Die Regenerationsperiode ſchuf das Schulgeſetz von 1832, das die Primarſchulen den politiſchen Gemeinden zuwies, Unentgeltlichkeit und Obligatorium für dieſelben feſtſetzte, eine ſechsjährige Schulpflicht aufſtellte, die Knaben bis zum vollendeten 16. Jahr zur Fortſetzungsſchule (5 Stunden im Winter, 2 im Sommer) verpflichtete, ein Minimum der Lehrerbeſoldungen (150 Fr., nebſt Wohnung) vorſchrieb, controllierende Gemeinde- und Bezirkscommiſſionen errichtete und Arbeitsſchulen für Mädchen in Ausſicht nahm. Schon 1833 wurde jede Schulgemeinde angehalten, einen Schulfonds von wenigſtens 5000 Fr. zu gründen. Die Lehrerbildung wurde in Muſterſchulen und Schullehrercurſen gewonnen. Auf dieſem feſten Unterbau führten nun die Geſetze von 1852 und 1858 die Entwickelung weiter; die Schulpflicht wurde auf 8 Jahre erhöht, die Lehrerbeſoldungen geſteigert, das Seminar

Digitized by Google

(1852) geſchaffen, die Fortſetzungsſchulen auf 2 Jahre auch für die Mädchen obligatoriſch erklärt, ein Credit für Schulbibliotheken eröffnet, die Beitragspflicht des Staates an die Gemeinden geregelt. Das Schulgeſetz von 1873 erweiterte den Unterrichtsſtoff, führte die obligatoriſche Arbeitsſchule ein, ſetzte das Minimum der Lehrerbeſoldung auf 900 Fr. nebſt freier Wohnung und ſchuf die obligatoriſche Fortbildungsſchule für Knaben. Schon vor und namentlich in den Dreißigerjahren entſtanden Secundarſchulen; das Geſetz von 1861 (rev. 1875) breitete dann ein Netz von Bezirksſchulen über das Land aus.

Der Kanton zählte 1834 130 Lehrer und 6940 Schulkinder; 1880 219 Primarſchulen mit 12,281 Schülern, 187 Arbeitsſchulen mit 5724 Schülerinnen, 124 Fortbildungsſchulen mit 2034 Schülern, 12 Bezirksſchulen mit 467 Knaben, 102 Mädchen. Die 1872 gegründete Lehrer-, Alters-, Wittwen- und Waiſencaſſe (Rothſtiftung) verfügt über 109,000 Fr. Die jährlichen Geſammtausgaben des Staats und der Gemeinden für die Primarſchulen betragen Fr. 473,000 oder Fr. 40 per Schüler; für die Fortbildungsſchulen verwendet der Staat jährlich 10,000 Fr. oder 6 Fr. per Schüler.

(A. Broſi, Beitrag zur Geſchichte der Volksſchule des Kantons Solothurn 1880).

Baſelſtadt.

(Einwohnerzahl 1837: Stadt 22,300, Landbezirk 2100. 1880: Stadt 61,399; Landbezirk 3702. Größe 37 □Kil.)

Die Trennung des Kantons im Jahre 1832 hatte für denſelben zunächſt eine Periode allgemeiner Erſchöpfung zur Folge, die nur allmälig wieder einer geſunden Weiterentwicklung Platz machte. Die Verhältniſſe der ſtädtiſchen Schulen wurden 1835 und 1839 neugeordnet, diejenigen der 3 Landgemeinden 1839; die Jahre 1852, 1860 und 1870 brachten geſetzliche Veränderungen an der beſtehenden Organiſation, und das letztere Jahr zugleich ein kantonales Schulinſpectorat. Allmälig wurden eine Reihe von Beſtrebungen, die vorher durch Privatinitiative (die Geſellſchaft des Guten und Gemeinnützigen) verwirklicht worden, ſo die allgemeine Töchterſchule, Geſang- und Turnanſtalten, in den offiziellen Organismus verſchmolzen oder fanden durch das vermehrte Bedürfniß allgemeiner Volksbildung ohne Unterſchied der Stände ein Ende ihrer Sonderexiſtenz, ſo die Fabrikſchulen, die Induſtrieſchule, die Näh- und Flickſchulen für arme Mädchen. Das neue Schulgeſetz von 1880 faßte zuerſt das geſammte Schulweſen, höhere und niedere, Stadt- und Landſchulen, in einen Organismus zuſammen.

Die Schulpflicht erſtreckte ſich ſeit 1838 auf 6 Schuljahre vom 6. Lebensjahre an. Die 7 Stadtgemeindeſchulen zählten 1837 453 Knaben, 518

Mädchen, die 3 Landgemeindeſchulen 205 Knaben, 164 Mädchen, die katholiſche Schule 81 Knaben, 58 Mädchen, die Induſtrieſchule 100 Schüler, die zwei Fabrikſchulen 142, die Nähſchulen 24. Der Staat gab an die Auslagen 1840 10,000 Fr., Gemeinde und Schüler (Schulgeld) 8000 Fr., wohlthätige Geſellſchaften 3400 Fr. Lehrerbeſoldungen in der Stadt 1200 und 1400 Fr. mit freier Wohnung und Antheil am Schulgeld, Lehrerinnen 600 und 300 Fr. Die 11 Lehrer, 4 Lehrerinnen und ein Hülfslehrer in den Landgemeinden erhielten 80—480 Fr. Beſoldung nebſt Schulgeld, Wohnung u. ſ. w. Jede Landgemeinde beſaß außer der Elementarſchule eine Repetierſchule, eine Arbeitsſchule für Mädchen und eine Abendfortbildungsſchule für confirmierte Jünglinge. In der Stadt waren als Mittelſchulen Gymnaſium und Pädagogium, Realſchule und Töchterſchule.

Die Neugeſtaltung hat eine einheitliche Controlle, ein organiſches Ineinandergreifen der verſchiedenen Theile der Organiſation, ein Auseinanderhalten der verſchiedenen Bildungsrichtungen auf der Mittelſtufe, eine achtjährige Alltagsſchulpflicht, die Gleichſtellung der Mädchen- und Knabenprimarſchulen bezüglich der Dauer, die Ausſicht auf obligatoriſche Fortbildungsſchulen, eine Ermäßigung der Stundenzahl der Schüler, ſehr niedrige Maximalzahlen der Schüler für die Einzelabtheilungen, Unentgeltlichkeit des geſammten Schulunterrichts bis zur Hochſchule, ein nach der Stundenzahl bemeſſenes und den Anforderungen der Gegenwart volle Rechnung tragendes Beſoldungsſyſtem und damit ein Schulweſen geſchaffen, das, wie die Rekrutenprüfungen beweiſen, an Leiſtungsfähigkeit allen andern kantonalen Schulweſen vorangeht. Die Knabenprimarſchulen der Stadt zählten 1880 1559, die Mädchenprimarſchulen 1779, die Landprimarſchulen 558 Schüler; an den ſtädtiſchen Primarſchulen wirkten 86 Lehrkräfte (36 Knabenlehrer, 12 Mädchenlehrer, 38 Lehrerinnen). Von den Mittelſchulen zählten die Mädchenſecundarſchule 908, die Töchterſchule 328, die Knabenreal(-ſecundar)ſchule 751, das Realgymnaſium 776, das humaniſtiſche Gymnaſium 467, die Secundarſchule Riehen 106 Schüler; die Schulen der römiſch-katholiſchen Gemeinde 432 Elementar- und 244 Realſchüler.

Baſelland.

(Einwohnerzahl 1850: 47,830. 1880: 59,271. Größe 422 □Kil.)

In friſchem Schwunge ſchuf Baſelland nach ſeiner Lostrennung vom Stadttheil 1835 ein dem zürcheriſchen Schulweſen nachgebildetes Volksſchulweſen, und noch im nämlichen Jahre gieng es an die geſetzliche Errichtung von Bezirksſchulen. Die folgenden Jahrzehende zeigten wenig ſchöpferiſche

Kraft und als 1863 das Referendum eingeführt wurde, erwies ſich dasſelbe namentlich für das Schulweſen als ein ſchwer zu überwindendes Hemmniß. Die neuen Geſetzesentwürfe vom Jahr 1873 und 1876 fielen demſelben zum Opfer und noch gelten bis auf den heutigen Tag, wenn auch vielfach durchlöchert und von den Verhältniſſen überholt, die Geſetze von 1835.

Im Jahre 1880 beſtanden 70 Schulgemeinden mit 111 Schulabtheilungen reſp. Lehrern an der Primarſchule. Die Zahl der Alltagsſchüler belief ſich auf 7478, der Halbtagsſchüler auf 566, der Repetierſchüler auf 1724. Arbeitsſchulen beſtanden 102 mit 114 Lehrerinnen und 3112 Schülerinnen, Fortbildungsſchulen für Knaben 34, mit 61 Lehrkräften und circa 450 Schülern; Mädchenſecundarſchulen 2 mit 3 Lehrerinnen und 3 Hülfskräften und 85 Schülerinnen, Bezirksſchulen 4 mit 14 Lehrern und 316 Schülern. Die Gemeindeſchulfonds wieſen ein reines Vermögen von 682,000 Fr. auf, 2300 Fr. weniger als im Vorjahr.

Ein neuer Entwurf zu einem Schulgeſetz liegt in Vorbereitung.

Schaffhauſen.

(Einwohnerzahl 1850: 35,278. 1880: 38,348. Größe 294 □Kil.)

Die politiſche Umgeſtaltung, welche der Kanton Schaffhauſen im Anfange der Dreißigerjahre erfuhr, zog keine durchgreifende Umgeſtaltung des Volksſchulweſens nach ſich. In der Hauptſache blieb die „Landſchulordnung“ der Mediationszeit, von J. G. Müller ausgearbeitet, in Kraft; einzelne Verordnungen betr. Beſoldung und Ausbildung der Lehrer, Beaufſichtigung der Schule u. a. kamen erweiternd und vervollſtändigend hinzu. Unter Anderm wurde auch, freilich mit ſehr beſcheidenen Mitteln, eine Art Lehrerſeminar (Muſterſchule) ins Leben gerufen, doch kam es nicht zur Aufſtellung eines neuen Schulgeſetzes. Dazu wurde erſt nach 1848 ein wirkſamer Anſtoß gegeben; das Geſetz, Ende 1850 angenommen, trat mit 1. Mai 1851 in Kraft. Die endgültige Redaction hatte es durch die Hand von Profeſſor J. K. Zehender erhalten, der auch als Referent der Großraths-Kommiſſion in den Verhandlungen der Behörde zur Annahme des neuen Entwurfs Vieles beitrug. In folgenden Punkten bezeichnete das neue Geſetz einen Fortſchritt über das Bisherige hinaus: Die Zahl der obligatoriſchen Schuljahre wurde auf 8 feſtgeſetzt und die Alltagsſchüler in zwei Altersclaſſen getheilt, diejenigen vom 6.—11. und diejenigen vom 11. bis zurückgelegtem 14. Altersjahre; beide Abtheilungen haben im Winter als Minimum 30

Stunden per Woche, im Sommer die erste mindestens 20, die zweite mindestens 6 Stunden, wobei der Ortsschulbehörde freigestellt ist, auch im Sommer 20 Stunden in der obern Abtheilung ertheilen zu lassen. Maximum der Schülerzahl in Gesammtschulen mit 8 Classen 60, in getheilten Schulen 80. An die Alltagsschule schließt sich die obligatorische Fortbildungsschule im Winter, für Knaben mit 6 wöchentlichen Stunden bis zum Schluß des 17. Jahres, für Mädchen mit 3 Stunden bis zur Confirmation; für Mädchen ist die Arbeitsschule obligatorisch bis zum Schluß des 14. Altersjahres. Die Besoldung der Volksschullehrer variirt je nach der Schulstufe, auf der sie unterrichten, von 470—900 Fr.; alle 8 Jahre findet eine Erneuerungswahl statt. Zur Fortbildung der Lehrer dienen Conferenzen, jährlich zwei in jedem der drei Schulbezirke des Kantons. — Ein Hauptfortschritt bestand in der Einführung von Real-(Secundar)schulen, die das Gesetz als höhere Volksschulen bezeichnet, welche die Bestimmung haben, „den Schülern einen umfassendern Unterricht in den Realfächern zu ertheilen, sowie auch dieselben zum Uebertritt in höhere Anstalten vorzubereiten". Der Eintritt in dieselben sollte mit zurückgelegtem 11. Jahre stattfinden, der Unterrichtskurs ein dreijähriger sein. Die Besoldung eines Reallehrers wurde auf mindestens Fr. 1280 festgestellt; auch sie sind von 8 zu 8 Jahren einer Erneuerungswahl unterworfen. Die Beaufsichtigung der Schule wurde, abgesehen von den Behörden, drei Schulinspectoren übertragen, welche zwischen den kantonalen, den Gemeindebehörden und den Lehrern eine vermittelnde Stellung einnehmen sollten; ihnen wurde auch die Leitung der Lehrerconferenz übertragen. Natürlich ordnete das Gesetz auch die Verhältnisse des Gymnasiums neu, was jedoch nicht in den Bereich dieser Darstellung fällt.

Der Erlassung des Gesetzes folgte ein specieller Lehrplan für die Elementar-(Primar-) und die Realschulen (1852) und andere Reglemente und im Jahre 1864 und 1873 Gesetze über Abänderung der Besoldungsverhältnisse.

Der Einführung des Schulgesetzes von 1850 war ein neuer Aufschwung im gesammten Schulwesen zu verdanken; besonders erfreuten sich die Realschulen bald einer bedeutenden Frequenz und verbreiteten eine umfassendere Bildung in Kreisen, wo dieselbe bisher noch gefehlt hatte. Auch waren die Resultate, welche in der Periode von 1850—1880 zu Stadt und Land in den niedern und höhern Volksschulen erzielt wurden, der Art, daß sie die Vergleichung mit denen der meisten andern Kantone gut aushalten konnten.

Doch machte die neue Bundesverfassung von 1874 und die sich anschließende Revision der kantonalen Verfassung eine Umgestaltung des bisherigen Schulgesetzes nothwendig. Dieselbe wurde schon in der Mitte der Siebzigerjahre an die Hand genommen und Ende 1879 glücklich zum Abschluß gebracht, so daß das neue Gesetz mit dem Schuljahre 1880/81 in Kraft treten konnte.

Es war durch eine besondere Großraths-Commission unter dem Präsidium von Dr. Rüesch ausgearbeitet worden. Mit demselben waren in Bezug auf das Volksschulwesen folgende wesentliche Aenderungen resp. Fortschritte (abgesehen von den durch die Bundesverfassung vorgeschriebenen Bestimmungen) gegeben:

Die Rücksicht auf die verschiedenen Verhältnisse der städtischen und ländlichen Bevölkerung führte dazu, den Ortsschulbehörden in Bezug auf die letzten Jahre der Alltagsschule innerhalb gewisser Schranken möglichst freie Hand zu lassen. Die Fortbildungsschule ist nur obligatorisch für diejenigen Schüler, die nicht 8 volle Jahreskurse durchgemacht haben. In der Organisation der Realschule ist die Bestimmung neu, nach welcher die Schulen dieser Art auf dem Lande durch facultative Einführung des Lateinischen befähigt werden sollen, ihre Schüler in die entsprechende Classe des Gymnasiums abgeben zu können.

Ferner ist in Abweichung vom bisherigen Gesetz die Anstellung von Lehrerinnen an Elementarschulen und Mädchenrealschulen gestattet, jedoch nur unverheiratheten, und mit der Beschränkung auf die 4 ersten Schuljahre an gemischten Schulen; an Mädchenschulen muß die oberste Stelle in den Händen eines Lehrers sein; die Lehrerinnen können zu höchstens 25 Stunden wöchentlich angehalten werden; in Bezug auf Besoldung sind sie den Lehrern gleicher Stufe gleichgestellt. — Die Besoldung der Elementarlehrer trägt zur Hälfte der Staat, zur Hälfte die Gemeinde, die der Reallehrer der Staat (mit Ausnahme von Fr. 200, welche die Gemeinde an die Besoldung jedes Lehrers beizutragen hat).

Durch das neue Gesetz erhielten auch die Lehrerconferenzen das Recht der freien Constituirung (Besuch obligatorisch, Taggeld von Fr. 4).

Dem Gesetz folgten auf dem Fuße umgearbeitete Lehrpläne für die Elementar-, Real-, Fortbildungsschule und das Gymnasium.

Die Besoldungsverhältnisse sind seit 1873 folgende: Ein Elementarlehrer an einer Gesammtschule bezieht Fr. 1300 nebst freier Wohnung, an mehrklassigen Schulen variirt der Gehalt an Geld zwischen 1000—1500 Fr. Dazu kommt eine Alterszulage von Fr. 40 nach 4, 80 nach 8, 200 nach 16 Jahren. Die Besoldungen bestreiten Staat und Gemeinden zu gleichen Theilen, die Alterszulagen der Staat allein. Ein Reallehrer bezieht Fr. 2000. (Anderes Besoldungssystem in der Stadt Schaffhausen: Die Stunde per Jahr wird an den Elementarschulen mit Fr. 60—70, an der Realschule mit Fr. 90 bezahlt; Alterszulage nach 5 Jahren 200, nach 10 Jahren 400, nach 15 Jahren 600 Fr., größtentheils von der Stadt bestritten).

Im Jahre 1857/58 zählte der Kanton 103 Schulen mit 104 Lehrern und 63 Arbeitslehrerinnen; 5585 Alltagsschülern, 1316 Fortbildungsschülern und 1686 Arbeitsschülerinnen. Die Staatsbeiträge für das Gemeindeschul-

weſen beliefen ſich auf 12,061 Fr.; der Beſtand der Gemeindeſchulgüter war 1858 866,390 Fr. Realſchulen beſtanden 5 mit 13 Lehrkräften (excl. 5 Fachlehrer) und 309 Schülern; der Staat gab an die Realſchulen Fr. 20,044. Das Gymnaſium zählte 10 Claſſen, 15 Lehrer, 69 Schüler und 19 Hoſpitanten. — Dem gegenüber wies das Schuljahr 1880/81 folgende Daten auf: Elementarſchule: 6324 Schüler in 124 Claſſen unter 120 Lehrern. Realſchule: 573 Schüler in 29 Claſſen unter 31 Lehrern. Gymnaſium: 135 Schüler in 10 Claſſen unter 16 Lehrern. Die Schulfonds ſämmtlicher Gemeinden betrugen 2,273,483 Fr. Dazu kommt noch ein kantonaler Kirchen- und Schulfonds [1], deſſen Betrag zum Theil der Schule dient (Ausſcheidung des Schulfonds bevorſtehend) und ein Gymnaſial- und Stipendienfonds von Fr. 97,490. Die Geſammtauslagen von Staat und Gemeinden für die Elementarſchulen betrugen 171,100 Fr., für die Realſchule 75,548 Fr., für das Gymnaſium 52,812 Fr., von Staat und Gemeinden für das ganze Schulweſen Fr. 304,952, Koſten für einen Schüler der Elementarſchule 27 Fr., der Realſchule 132, des Gymnaſiums 391 Fr. (Verzinſung der Schulgebäude, Mobilien, Sammlungen ꝛc. ſind dabei nicht mitgerechnet).

(Mittheilungen von Hrn. Rector Zehender in Zürich).

Appenzell A.-Rh.

(Einwohnerzahl 1834: annähernd 40,000. 1880: 51,958. Größe 261 □Kil.)

In Appenzell A.-Rh. blieb die Schulordnung von 1805, welche Leſen, Schreiben, Singen, Rechnen als Lehrfächer aufſtellte, Claſſeneintheilung vorſchrieb und eine Repetierſchule über der Alltagsſchule aufſtellte, bis tief in die Regenerationszeit in Kraft; die Kinder wurden vom 6. Jahr an ſchulpflichtig, vom 5. an ſchulfähig, und blieben dann bis zum 11. und 12. Jahr in der Alltagsſchule. Seit 1827 machte ſich die Wirkſamkeit der Landesſchulcommiſſion geltend; 1823 war auch ein Lehrerverein mit Bezirksſektionen entſtanden. 1830 nahm die Landesſchulcommiſſion die Prüfung ſämmtlicher neu anzuſtellenden Schulcandidaten in Anſpruch; die Verfaſſung von 1834 ſanktionierte dieſes Vorgehen. 1837 beſchloß der zweifache Landrath Beiträge an die Schulhausbauten. Aber weder die Schulordnung von 1839 noch das Schulgeſetz von 1840 fanden an der Landsgemeinde Zuſtimmung; es wurde dem zweifachen Landrathe ſogar das Recht beſtritten, eine Schulverordnung zu erlaſſen, die einem Schulgeſetz gleichkomme. Faktiſch hat man aber nach der

[1] Von Fr. 3,375,154.

Digitized by Google

Verordnung von 1839 bis 1862 die Controlle geübt. 1855 wurde auch für gehobene Volksbildung durch Aussetzung von Stipendien von Seiten des Landes Vorschub geleistet. Endlich 1862 erließ der Große Rath eine Verordnung über das Schulwesen (Alltagsschule von 6.—12. Jahr, hierauf Uebungsschule bis zur Konfirmation, Normirung der Staatshülfe an die Gemeinden und Subventionirung von Realschulen); mit unwesentlichen Modifikationen vom Jahr 1864 bestand dieselbe bis 1878 in Kraft, in welchem Jahr die jetzige Verordnung über das Schulwesen erschien, die eine vermehrte Staatsbetheiligung für Schulzwecke einführte und das Turnen, sowie den Arbeitsunterricht für Mädchen als obligatorische Fächer in den Schulorganismus einfügte. Wie in frühern Jahren durch Veröffentlichung eingehender Visitationsberichte (1831, 1855), so wirkt die Landesschulcommission gegenwärtig, abgesehen von den einzelnen Jahresberichterstattungen, durch die Publikation der Ergebnisse längerer Perioden (1855—1865, 1865 bis 1877), um die zum großen Theil autonom gestellten Gemeinden bezüglich des Schulwesens aufzuklären und in wetteifernder Thätigkeit zu erhalten.

Die Zahl der öffentlichen Primarschulen betrug 1831 72, 1881/82 101 getrennte Abtheilungen darunter 88 Halbtagschulen; Realschulen 1831 5, 1835 und 1856 6, 1880/81 10, wovon 1 mit 2, 1 mit 3, 2 mit über 3 Lehrern; dazu kamen im letzterm Jahr 28 Arbeitsschulen und 72 Uebungsschulen; 1834: Alltagsschüler unter 6 Jahren 374, über 6 Jahre 4567, Mittel- und Repetierschüler 3457; von 8398 schulpflichtigen Kindern kamen nicht zum Unterricht 193. 1880 lautet die Frequenzliste (Sommer): Alltagsschüler 6659, Uebungsschüler 1637, Realschüler 363 (Arbeitsschülerinnen 2808) in Privatschulen 189, Total 8848 (Waisenschüler und Kantonsschüler inbegriffen). Die Lehrergehalte betrugen 1835 durchschnittlich $4^1/_2$ fl. per Woche; 1881 variiren die Besoldungen der Primarlehrer und Mittellehrer zwischen 1200 Fr. mit freier Wohnung und 2000 Fr. mit freier Wohnung, resp. 2400 Fr. ohne solche; diejenigen der Reallehrer zwischen 1900 ohne Wohnung für Lehrerinnen, 2600 und 3900 ohne Wohnung für Lehrer; Arbeitslehrerinnen zwischen 230 Fr. und 1000 Fr. ohne Wohnung, resp. 800 Fr. nebst Wohnung. Die Schulfonds der Gemeinden beliefen sich 1835 im Durchschnitt für jede der 20 Gemeinden auf 4353 fl. also im Ganzen auf 87,060 fl.; 1880 auf 2,548,000 Fr. (excl. den Fonds der Kantonsschule von annähernd 160,000 Fr.); die Gemeinden verausgabten 1835 für Lehrergehalte 64,200 Fr., 1879/80 217,580 Fr., Gesammtausgaben der Gemeinden 248,000 Fr. Staatsbeiträge 1880 excl. Kantonsschule etwas über 15,000 Fr., incl. derselben 18,300 Fr. In diesen Ausgaben und Beiträgen sind diejenigen für die freiwilligen (durch Gemeindebeschluß in Walzenhausen, Bühler, Waldstatt und Herisau für diese Gemeinden obligatorisch erklärten) Fortbildungsschulen inbegriffen,

die in 11 Ortschaften mit im Ganzen 26 local- oder sachlich gesonderten Schulabtheilungen bestehen; die Gemeinden zahlen für dieselben etwas zu 3000 Fr. (Lehrerentschädigungen 2530 Fr.); der Staat hat sie mit 1025 Fr. subventioniert. (Mittheilungen von Hrn. Decan Heim in Gais).

Appenzell J.-Rh.

(Einwohnerzahl in den Dreißigerjahren etwas zu 10,000. 1880: 12,841. Größe 159 □Kil.)

Die Verfassung von 1829 bestellte eine Schulcommission aus 3 Mitgliedern unter Zuzug des Pfarrers und Kirchenpflegers des Hauptortes. Diese hatte die Schulen jährlich zu inspicieren, die Schulkinder und Schullehrer zu prüfen. Die Wahl der Lehrer, in der Regel auf 6 Jahre, geschah durch den Großen Rath. Die Schulen waren sämmtlich Freischulen; die Lehrerbesoldungen sehr niedrig (3 fl. wöchentlich und darunter); die Schulzeit variirte zwischen 10 Wochen und dem ganzen Jahr; die Schule besuchten Mitte der Dreißigerjahre circa 1000 Schüler, etwa 300 schulpflichtige Kinder blieben dem Unterricht gänzlich fern. Die Schulordnung von 1843 stellte die Schulen unter die Aufsicht der Ortsgeistlichen, bestimmte, daß in der Regel kein Kind vor vollendetem 6. Altersjahre ein-, vor vollendetem 12. Altersjahre austreten sollte; die Schulen sollen das ganze Jahr gehalten und an dieselben Repetierschulen bis etwa zum 16. Altersjahr angeschlossen werden; für Bildung von Schullehrern wurden Präparandencurse in Aussicht genommen. Eine neue Schulordnung von 1858 erklärte den Schulbesuch vom zurückgelegten 6. bis 12. Altersjahr obligatorisch, bestimmte die tägliche Schulzeit auf 2 bis 3 Stunden, die jährliche auf 6, 8 und 10 Monate in den verschiedenen Ortschaften, und führte eine Absenzencontrolle ein; 1859 wurden örtliche Schulcommissionen und einheitliche Lehrmittel aufgestellt. 1864 hatte das Land 22 Schulen mit 18 Lehrern und 6 Lehrerinnen; die Lehrergehalte im Minimum 210, im Maximum 800 Fr., nebst freier Wohnung. Es bestanden keine gesetzlichen Repetierschulen; das Obligatorium der Schulpflicht begann zwar mit dem 6. Jahr, ein fester Abschluß nach oben ward aber in der Wirklichkeit nicht eingehalten. Fächer: Lesen, Schreiben, Memoriren, Religion, mancherorts etwas Sprachlehre, das Schulcapital von Innerhoden belief sich auf nur 42,200 Fr. Es ist nicht möglich, aus den seitherigen gedruckten Aktenstücken sichere Angaben über die Zahl der Lehrer und Schüler auszuziehen, da statistische Tabellen fehlen oder unvollständig sind. 1870 besaß

Digitized by Google

der Kanton 23 Schulen; der Schulfonds des innern Landes betrug 42,996 Fr., derjenige von Oberegg circa 12,000 Fr.

Die gegenwärtig in Kraft bestehende Schulordnung von 1875 wies der kantonalen Schulbehörde das Recht zu, die Theilung überfüllter Schulen vorzunehmen, die Zahl der Schulen und Lehrer zu vermehren, obligatorische Lehrercurse zu eröffnen, errichtete Wiederholungskurse, erweiterte die Schulzeit der Alltagsschulen auf 5—6 Stunden täglich, führte Absenzbußen ein, erweiterte die Ortsschulcommission und legte die Lehrerwahl allenthalben in die Hand der Gemeinden. Die Lehrerbesoldungen wurden (mit Ausnahme von Oberegg, das ein eigenes Schulgut besitzt) der allgemeinen Schulcasse zugewiesen, doch sollte auf Entstehung örtlicher Schulfonds Bedacht genommen werden.

St. Gallen.

(Einwohnerzahl 1850: 169,508. 1880: 210,491. Größe 2019 □Kil.).

Die neue Kantonsverfassung des Jahres 1831 hatte auch eine neue Organisation des Erziehungswesens zur Folge, durch welche jedoch die confessionelle Trennung, die die Verfassung von 1814 eingeführt hatte, aufs Neue befestigt wurde. Die katholischen Mitglieder des Großen Rathes (katholisches Großrathscollegium) wählten den Erziehungsrath katholischer Confession (von 7 Mitgliedern) auf eine Dauer von vier Jahren, ebenso das evangelische Großrathscollegium den Erziehungsrath evangelischer Confession (von 9 Mitgliedern). Diese Behörden hatten die Aufsicht und Leitung des gesammten Schulwesens und erstatteten ihrer Wahlbehörde alljährlich Bericht über ihre Amtsverwaltung.

Außerdem wurden für das evangelische Erziehungswesen in jedem der sechs Schulbezirke ein Bezirksschulrath eingesetzt, für das katholische aber 16 Inspectoratsbezirke geschaffen, von denen jeder der Aufsicht eines Bezirksschulinspectors unterstellt wurde. Zudem wurde endlich (bis zum Jahre 1840) ein Kantonalschulinspector bestellt, der alle katholischen Schulen des Kantons in regelmäßigen Zwischenräumen zu besuchen und deren Verhältnisse genau zu prüfen hatte. Da die Behörde in Herrn Regierungsrath Helbling einen hiefür vorzüglich geeigneten Mann fand, so verdankte man diesem Institute eine Reihe nützlicher und förderlicher Anregungen; bei der Aufhebung desselben im Jahre 1840 waren zumeist ökonomische Gründe entscheidend.

Bei der confessionellen Trennung war es natürlich, daß auch die Leitung der Schule durch die politischen Schwankungen jener Zeit lebhaft mitbetroffen

wurde. Insbesondere machte sich bei der katholischen Kantonsschule der Wechsel der politischen Strömung geltend, indem der neugewählte katholische Erziehungsrath von 1833 (in seiner Mehrheit liberal) die Lehrstellen in freisinnigem Geiste besetzte; nachdem aber der katholische Erziehungsrath durch die Wahlen von 1839 eine entschiedene ultramontane Mehrheit erhalten hatte, wurde die abgelaufene Anstellungszeit mehrerer Lehrer dazu benutzt, dieselben (Federer, Henne) von der Anstalt zu beseitigen und der ultramontanen Richtung auch hier die Oberhand zu verschaffen.

In der wichtigen Frage der Lehrerbildung war der katholische Confessionstheil vor dem protestantischen in entschiedenem Vortheil, da bei der Umgestaltung der katholischen Kantonsschule im Jahre 1834 derselben auch ein Lehrerseminar beigefügt wurde, das am 11. November 1835 eröffnet wurde und unter seinem tüchtigen Director Wurst gleich in den ersten Jahren den vortheilhaftesten Einfluß auf das katholische Schulwesen übte; die protestantischen Lehrer dagegen waren zu ihrer Ausbildung auf Privatinstitute und außerkantonale Anstalten angewiesen; wichtige Dienste leisteten hierin die Erziehungsanstalt Wiget in Wattwil und diejenige von Tobler in St. Gallen; auch Herr Pfarrer Bänziger in Altstätten leitete mehrmals Repetitionscurse für Lehrer; die meisten der letztern aber erlangten ihre Berufsbildung in dem thurgauischen Lehrerseminar in Kreuzlingen unter Wehrli.

Freilich verbesserte sich die ökonomische Stellung der Lehrer auch jetzt noch sehr langsam, so daß die meisten noch Nebengeschäfte betrieben und besonders für Landwirthschaft oder in Gemeinds- und Gerichtschreiberstellen thätig waren. In der Tabelle, die dem (katholischen) Amtsbericht über die Jahre 1846—1848 beigegeben ist, erscheint der Betrag von 200 fl. noch als durchschnittlicher Lehrergehalt für Jahresschulen auf dem Lande. In Betreff der Schulzeit nennt der Amtsbericht des evangelischen Erziehungsrathes für das Jahr 1840 unter 149 Schulen nur 34 Jahrschulen mit der gesetzlichen Schulzeit von 48 Wochen, daneben bestanden eine kleine Zahl von Dreiviertelsjahrschulen, während die große Mehrzahl nur Halbjahrschulen waren.

Besondere Energie verwendete die Behörde auf die Sorge für angemessene Schullokalitäten; dem alten Herkommen bezüglich der Lieferung des „Schulscheits" durch die Kinder zur Beheizung des Schulzimmers, das noch in mehreren Orten der Inspectoratsbezirke Ragaz, Mels und Walenstad bestand, trat sie entgegen.

Sehr empfindlich machte sich in den Schulen auch der Mangel geeigneter Lehrmittel fühlbar, deren Einführung sich durch verschiedene Umstände bis zum Jahre 1840 verschob. Der Amtsbericht für 1840 klagt darüber, daß die evangelischen Schulen eine traurige Musterkarte von Schulbüchern dar-

Digitized by Google

bieten, da bei dem fortwährenden Verſprechen von neuen kein Verleger es wagte, die alten wieder aufzulegen.

Doch konnte ein guter Erfolg bei ſo vielen Bemühungen ſchließlich nicht ausbleiben; immer höher ſtieg die Zahl der neuerrichteten Schulen und der neuerbauten Schulhäuſer; immer mehr Gemeinden fühlten das Bedürfniß, ihrer Jugend beſſere Gelegenheit zur Bildung zu geben, als ſie ſelbſt genoſſen, und lernten den Werth der Schulen gebührend ſchätzen. Für den katholiſchen Kantonstheil dürfen namentlich die Klöſter nicht vergeſſen werden, die für die Bildung der Mädchen in hervorragender Weiſe thätig waren; ja die Klöſter St. Katharina in Wyl und Wurmsbach bei Schännis errichteten auch höhere Töchterſchulen, die in ihren Leiſtungen über das von den Primarſchulen geforderte Maß hinausgiengen.

Die Mädchenarbeitsſchulen verſchafften ſich durch ihre nützlichen Zwecke allmälig im ganzen Kanton Eingang, da ihre Einführung auch von den Behörden nachdrücklich unterſtützt wurde, während die Ergänzungsſchule noch lange mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Immer und immer wieder hatte die Oberbehörde Ortsſchulräthe und Lehrer an die bezüglichen Beſtimmungen zu erinnern, um den vom Geſetze vorgeſehenen regelmäßigen Beſuch derſelben herbeizuführen.

Das Realſchulweſen, ſo ſehr deſſen Verbreitung als Bedürfniß gefühlt wurde, vermochte doch in dieſer Zeit nicht weſentlich weiter zu kommen, als bis wohin ſchon der gemeinſame Erziehungsrath es geführt hatte. Auf proteſtantiſcher Seite beſtanden Realſchulen nur in St. Gallen, Rheineck, Altſtätten und Lichtenſteig, auf katholiſcher in Rapperswil, Wyl, Rorſchach und Lichtenſteig, welch letztere freilich Mühe hatte, neben der proteſtantiſchen Anſtalt vorwärts zu kommen; ſpäter wurde noch eine katholiſche Realſchule in Uznach eingerichtet, während derſelbe Verſuch in Berneck nicht — wenigſtens nicht auf die Dauer — gelungen war. Die beabſichtigte Gründung einer höheren Schule in Wildhaus unter dem Namen Zwinglianum, wozu der zürcheriſche Zwingliverein einen namhaften Beitrag in Ausſicht geſtellt hatte, ſcheiterte an örtlichen Schwierigkeiten, wogegen im Jahre 1840 eine öffentliche Realſchule in Ebnat-Kappel errichtet wurde.

Höhere Lehranſtalten beſtanden in dieſer Zeit zwei: Die katholiſche Kantonsſchule, welche bald nach Entſtehung des Kantons St. Gallen gegründet und am 16. Oktober 1809 durch Landammann Müller-Friedberg eröffnet worden war, und das ſtädtiſche Gymnaſium, das ſchon ſeit dem Jahre 1713 beſtand, nach langen und heftigen Kämpfen im Jahre 1834 in ſeiner Einrichtung gründlich erneuert wurde und im Jahre 1842 durch Gründung der Induſtrieſchule eine Erweiterung erfuhr. Erſt im Jahre 1856, als der Wahlkampf des Jahres 1855 eine große liberale Mehrheit im Großen

Rathe ergeben hatte, wurde durch Uebereinkunft zwiſchen dem katholiſchen und dem evangeliſchen Großrathscollegium und der Schulgenoſſengemeinde St. Gallen eine gemeinſame Kantonsſchule gegründet, welche ſchon ſeit 50 Jahren das ſehnlich erſtrebte Ziel der liberalen Patrioten geweſen war.

Als die neue Verfaſſung des Jahres 1861 die confeſſionelle Trennung des Erziehungsweſens aufhob, gieng auch die Kantonsſchule in die unmittelbare Leitung des Staates über und der neu beſtellte gemeinſame Erziehungsrath wurde Aufſichtsbehörde der Anſtalt, welche trotz politiſch-confeſſioneller Anfeindungen bis auf den heutigen Tag ihrer Aufgabe lebt. Schon im Mai 1862 wurde das jetzt noch in Kraft beſtehende Erziehungsgeſetz erlaſſen; Ende 1863 folgte ihm das Geſetz über die Errichtung eines Lehrerſeminars und der Kantonsſchule. Seither iſt das ſt. galliſche Unterrichtsweſen auf dieſen Grundlagen durch eine Reihe von Verordnungen und Regulativen ausgebaut worden. Im Jahre 1876 wurden die Beſoldungsverhältniſſe der Primarlehrer neu geordnet: Minimum an Dreiviertel- und Jahrſchulen 1300, an Halbjahrsſchulen 850 Fr., jeweilen mit freier Wohnung. 1878 ward eine Unterſtützungskaſſe für die Volksſchullehrer gegründet.

Zur Vergleichung mögen folgende Zahlen aus den Jahresberichten von 1862/63 und 1880/81 dienen.

1862: 226 Schulgemeinden mit 389 Schulen, darunter 121 Jahrſchulen, 26 Dreiviertelsjahrſchulen, 11 theilweiſe Jahrſchulen, 49 getheilte Jahrſchulen, 182 Halbjahrſchulen; — 260 Arbeitsſchulen, 28 Realſchulen. 1880: 216 Schulgemeinden mit 467 Schulen, wovon 74 Halbjahrſchulen (Sargans 25, Ober-Rheinthal 21), 42 Dreiviertelsjahrſchulen, 351 Jahrſchulen; — Realſchulen 34, Fortbildungsſchulen 85. Schülerzahl 1862: 21,380 Primarſchüler, 4268 Ergänzungsſchüler, 7237 Arbeitsſchülerinnen, 1201 Realſchüler (794 Knaben, 407 Mädchen). 1880: 26,179 Primarſchüler, 4660 Ergänzungsſchüler, 9982 Arbeitsſchülerinnen, 1507 Realſchüler (919 Knaben, 588 Mädchen); 1927 Fortbildungsſchüler, darunter 311 Mädchen. Lehrerzahl 1862: Primarlehrkräfte 390, darunter 13 Lehrerinnen, 62 Reallehrkräfte (darunter 13 Lehrerinnen). 1880: Primarlehrkräfte 459, darunter 17 Lehrerinnen (3 Lehrſchweſtern, 6 Kloſterfrauen, 8 weltliche Lehrerinnen); (1882) 76 Reallehrkräfte (darunter 12 Lehrerinnen). 1862 verausgabte der Staat für das Volksſchulweſen 58,056 Fr.; Staat, Gemeinden und Corporationen zuſammen 505,500 Fr.; die Primarſchulfonds beliefen ſich am 30. Juni 1863 auf 4,140,000 Fr.; der Werth der Primarſchulhäuſer auf 2,270,000 Fr.; die Realſchulfonds beliefen ſich auf 1,353,000 Fr.; der Werth der Schullocale auf 250,000 Fr. 1880/81 verausgabte der Staat an die Primarſchule 73,200 Fr.; für Realſchulen waren 16,000 Fr. büdgetirt; für Schulhausbauten wurden Beiträge im Betrag von 31,400 Fr.

Digitized by Google

gegeben. Staat und Gemeinden zuſammen verausgabten für das Primarſchulweſen 2,527,500 Fr. — Die Primarſchulgemeinden beſaßen am 30. Juni 1881 ein reines Vermögen von 12,153,000 Fr.; die Realſchulkaſſen von 2,016,500 Fr.

(Mittheilungen von Hrn. Prof. Arbenz in St. Gallen).

Graubünden.

(Einwohnerzahl 1835: 95,059. 1880: 94,991. Größe 7185 □Kil.)

Die weitgehende Autonomie der Gemeinden, dazu die confeſſionelle und ſprachliche Geſchiedenheit führte erſt ſpät dazu, daß in Bünden für Hebung des Volksſchulweſens Durchgreifendes geſchehen konnte. Das Project einer paritätiſchen Kantonsſchule mußte wegen der Weigerung des Beitritts ſeitens der Katholiken auf die Evangeliſchen beſchränkt werden; die evangeliſche Kantonsſchule trat 1804 ins Leben; als es ſich dann darum handelte (1816), das von Anfang an mit ins Auge gefaßte Seminar auszugeſtalten, wiederholte ſich derſelbe Vorgang; das Seminar ward 1820 als Beſtandtheil der evangeliſchen Kantonsſchule eröffnet. Die Thätigkeit des 1827 gegründeten evangeliſchen Schulvereins iſt in den Monographien eingehend geſchildert worden. Nach langen und vergeblichen Verſuchen, den „Hof“ für Förderung des katholiſchen Schulweſens zu gewinnen, entſtand im Jahr 1832, durch den katholiſchen Großen Rath begründet, die katholiſche Kantonsſchule (1832—1842 in Diſſentis, nachher in Chur) mit Lehrerſeminar; ebenſo im nämlichen Jahr ein katholiſcher Schulverein, der ähnlich wie der proteſtantiſche durch Ertheilung von Prämien und Beſorgung geeigneter Schulbücher, aber von der Geiſtlichkeit oft gehemmt, wirkte. Neben den beiden confeſſionellen Kantonsſchulräthen ſtellte der Große Rath 1838 einen beſondern Erziehungsrath für das geſammte Elementarſchulweſen auf. Die fortwährende Befehdung der katholiſchen Kantonsſchule ſeitens des Biſchofs führte aber zur Einſicht, daß eine gemiſchte Erziehungsbehörde auch für das höhere Erziehungsweſen abſolut nothwendig ſei; dieſelbe wurde 1844 geſchaffen, und erhielt nun auch das Volksſchulweſen zugetheilt, indem die für die Elementarſchulen ſchon beſtehende Behörde mit ihr verſchmolzen wurde. Schon 1850 wurden dann die beiden Kantonsſchulen und damit auch die Lehrerbildung zu einer paritätiſchen umgeſchaffen.

Mit Energie nahm der Erziehungsrath die Förderung des Volksſchulweſens an Hand. 1846 erließ er eine Schulordnung, die den Gemeinden die Verpflichtung zum Unterhalt der nöthigen Schulen, zu Beſchaffung genügender Schullocale, Wahl tauglicher Lehrer, Bildung und Aeufnung von Schulfonds

und Aufstellung von Gemeindeschulräthen auferlegte. Zugleich wurden Inspectoren für die 22 Schulbezirke ernannt, im ersten Jahr 4000, im zweiten 5000 fl. zu Prämien verwendet, Repetiercurse für Volksschullehrer abgehalten und die nöthigen Schulbücher ausgearbeitet. Die „Schulorganisation" von 1853 faßte die Grundzüge des gesammten bündnerischen Schulwesens zusammen; die „Schulordnung für die Volksschulen" wurde 1859 umgearbeitet. Beide Aktenstücke bestehen bis heute in Kraft (ein vom Erziehungsrathe später ausgearbeitetes Schulgesetz wurde von der Standescommission ad acta gelegt); durch Großrathsbeschluß von 1868 (modificiert 1870) wurde das Real- und Fortbildungsschulwesen geordnet, ferner im Einklang mit der Bundesverfassung von 1874 die Bestimmung beseitigt, die den Geistlichen von Amts wegen den Sitz in den Schulräthen zutheilte.

So viel Mühe der Erziehungsrath hatte, um seinen Einfluß auf die Gemeinden geltend zu machen, so gewöhnten sich die letztern allmälig an denselben, um so mehr als er sie finanziell unterstützte durch Prämien für Schulhausbauten, für Aeufnung der Fonds, für Verbesserung der Lehrerbesoldungen und durch Zulagen an solche arme Gemeinden, welche auch das geforderte Besoldungsminimum von 240 Fr. für 22 Schulwochen nicht aufzubringen vermochten. In neuerer Zeit hat dann der Große Rath das Minimum der Schuldauer von 22 Wochen auf 24 und das Gehaltsminimum von Fr. 240 auf Fr. 340 erhöht, 1873 Besoldungszulagen an alle Lehrer aus der Staatscasse (bei 1—9 Dienstjahren 160, bei 10 und mehr Dienstjahren 200 Fr. für patentierte, 60 für blos admittierte Lehrer) erlassen; auch die Arbeits- und Realschulen wurden mit besondern Beiträgen bedacht.

Der dritte Bericht des Erziehungsrathes, über das Jahr 1860, läßt durch seine statistischen Angaben eine Vergleichung mit der Gegenwart zu.

Der Kanton zählte 1860 305 Schulgemeinden, 183 reformierte, 121 katholische; Gesammtschulen 227, Oberschulen 95, Mittelschulen 26, Unterschulen 97; daneben bestanden 23 Privatschulen. Die Lehrerschaft zählte 452 Lehrkräfte, darunter 24 Geistliche u. 23 Lehrerinnen; Fähigkeitszeugnisse besaßen 250. Schulpflichtige Kinder waren 14,300, darunter 7400 Knaben, 6900 Mädchen; 18 Schulen hatten weniger als 10 Schulkinder. 8 Schulen hielten weniger als 5 Monate, 235 Gemeinden 5 Monate Schule. Eigentliche Jahresschulen gab es 10. Die Gesammtsumme der Schulfonds belief sich auf 1,320,000 Fr. ($^1/_3$ mehr als 1850); 40 Gemeinden hatten noch keine eigenen Schullocale (1850 115). Die Lehrergehalte betrugen bei einer durchschnittlichen Schuldauer von 5 Monaten für 39 weniger als Fr. 100, für 118 Fr. 100—149, für 154 Fr. 200 und mehr. — Arbeitsschulen bestanden 101 (1855: 50) mit 2488 Schülerinnen.

Das Schuljahr 1879/80 zählte 460 Schulen, davon 188 Gesammtschulen, 272 Classenschulen; ohne Trennung der Geschlechter 434, 13 Knaben-

und 13 Mädchenſchulen. Die durchſchnittliche Schuldauer war 26 Wochen (24—39). Schulkinder waren 14,500, Knaben 7480, Mädchen 7020. Von den 460 Lehrkräften waren patentiert 294, blos mit einem Admiſſionsſchein verſehen 121, ohne Wahlfähigkeitszeugniſſe 45; Lehrer 401, Lehrerinnen 59; Arbeitsſchullehrerinnen 203. — An den 16 Realſchulen wirkten 20 Lehrkräfte und wurden 426 Schüler, 271 Knaben, 155 Mädchen, unterrichtet. Die Summe der vom Kanton für Primar- und Reallehrer bezahlten Gehaltszulagen betrug 60,480 Fr., der Beiträge an die Realſchulen 2800 Fr., an die Arbeitsſchulen 1790 Fr., an die 7 Fortbildungsſchulen 200 Fr.

(Mittheilungen von Hrn. Decan Herold in Chur).

Aargau.

(Einwohnerzahl 1836: 182,765. 1880: 198,645. Größe 1405 □Kil.).

Der erſte Schritt, das Volksſchulweſen des neu geſchaffenen, aus 4 heterogenen Landſchaften zuſammengeſetzten Kantons einheitlich zu geſtalten, geſchah 1805 durch das Geſetz vom 16. Mai: Eine Schule in jeder Gemeinde — Maximum der Schülerzahl 80 — Schulpflichtigkeit mit Anfang des 7. Altersjahres — Wahl der Lehrer durch die Gemeinden — Einführung von Sommerſchulen und ſonntäglichen Repetierſchulen — Beaufſichtigung der Schulen durch die Pfarrer, das Sittengericht und den Bezirksinſpector.

Nach dem Geſetze vom 21. Juni 1822 beträgt die Lehrerbeſoldung Fr. 100—160 nebſt freier Wohnung, dauert das Schuljahr 44 Wochen, werden für die Abſenzen Bußen beſtimmt, und ſind die Unterrichtsfächer: Leſen, Schreiben, Rechnen, Geſang, Religions- und Sittenlehre. Die Aufſicht üben Pfarrer, Gemeinderath, Schulpflege, wo eine ſolche beſteht, der Bezirksſchulrath und der aus ſeiner Mitte beſtellte Inſpector. Das dritte Schulgeſetz datirt vom 8. April 1835, herbeigeführt durch die politiſche Regeneration des Kantons. Ein Jahr vorher war der Beſtand des Primarſchulweſens folgender: 437 öffentliche Schulen, davon 192 Geſammtſchulen und 245 Succeſſivſchulen mit zuſammen 33,888 Schülern vom 7.—15. Altersjahre. Schulhäuſer den Gemeinden angehörig 279, gemiethete 23. Schulgüter Fr. 516,003. Lehrer 413, Lehrerinnen 24 (mit Seminarbildung 73, mit ſonſtiger Bildung 44, mit wenig oder keiner Bildung 320). Von den Gemeinden wurden beſoldet 75 Lehrer mit weniger als 100 Fr., 117 mit 100—130 Fr., 123 mit 130—160 Fr., 59 mit 160—200 Fr. und 64 mit über 200 Fr.

Das Geſetz von 1835 gliederte alle Arten von Schulen in zweckmäßiger Weiſe und bahnte auch für die Primarſchulen einen bedeutenden Fortſchritt an. Zu den bisherigen Lehrgegenſtänden kamen hinzu: Sprachunterricht, Bildung des mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks, Zeichnen, weibliche Handarbeiten und für die obern Claſſen Geographie und Naturkunde. Der Unterricht umfaßt im Weitern je nach den Claſſen 18—28, im Sommer 6—8 Stunden wöchentlich. Die Beſoldung ſteigt auf 250—300 Fr.

In Ausführung der einzelnen Beſtimmungen des Geſetzes erſchien zunächſt eine Vollziehungsverordnung, welcher eine lange Reihe von Reglementen, Inſtructionen und Verfügungen nachfolgte.

Im Jahre 1851 zählte der Kanton 492 Gemeindeſchulen mit 260 Arbeitsſchulen für Mädchen und 14 Bezirksſchulen. Die Ausgaben des Staates für das geſammte Erziehungsweſen waren auf Fr. 148,025 a. W. veranſchlagt.

Nach 30jähriger Wirkſamkeit des Schulgeſetzes wurde am 1. Brachmonat 1865 ein neues erlaſſen. Dasſelbe unterſtellt alle Lehrer einer 6jährigen Beſtätigung durch den Erziehungsrath, ſichert den wegen Altersſchwäche entlaſſenen Lehrern und Lehrerinnen Ruhegehalte bis $^1/_3$ der bisherigen Beſoldung, macht den Beitritt zum Lehrerpenſionsverein obligatoriſch und ſtellt eine Kantonalconferenz für die geſammte Lehrerſchaft auf mit einer Section für das untere und einer für das höhere Schulweſen. Die hauptſächlichen Beſtimmungen über die Primarſchulen lauten: Jede entferntere Ortſchaft muß bei 30 Schulpflichtigen eine eigene Schule errichten. Bei je 80 Kindern ſoll Trennung ſtattfinden. Der Realunterricht iſt mit den Leſebüchern verbunden und als neues Lehrfach ſind Leibesübungen vorgeſchrieben. Aus den zwei obern der 8 Jahresclaſſen kann eine Fortbildungsſchule von 2—3 Curſen gebildet werden, an deren Gründung ein Staatsbeitrag bis auf Fr. 1000 verabreicht wird. Der Unterricht in allen Schulen iſt unentgeltlich. Lehrer, Schulen und Schulpflegen werden von dem Bezirksſchulrathe und dem aus ſeiner Mitte gewählten Inſpector überwacht. Beſoldungsminimum an untern Schulen Fr. 800, an obern und Geſammtſchulen Fr. 900, beiderſeits mit einer Alterszulage des Staates nach 15 jährigem Dienſt. Gehalt der Lehrer an Fortbildungsſchulen Fr. 1200—1500. An dieſe Beſoldungen leiſtet der Staat je nach dem Vermögen der Gemeinden einen Beitrag bis auf die Hälfte und an die Fortbildungsſchulen einen ſolchen von Fr. 1000. — Jede Bezirksſchule (4 Jahrescurſe) muß wenigſtens 2 und je nach der Zahl der Fremdſprachen 3 oder 4 Hauptlehrer haben; Mindeſtbeſoldung derſelben Fr. 2000. Der ſtaatliche Jahresbeitrag an dieſe Schulen iſt von 1500 Fr. a. W. auf 2500—4000 Fr. n. W. erhöht. — Das Lehrerſeminar wird auf 4 Jahrescurſe erweitert.

Dem Geſetze von 1865 ſteht nun eine Reviſion bevor, zu welcher ein Entwurf vor zwei Jahren ausgearbeitet worden iſt.

Laut dem Berichte der Erziehungsdirection pro 1881 beſtehen 550 Gemeindeſchulen, von welchen 132 nicht getrennte d. h. Geſammtſchulen ſind. Zahl der Schulkinder 30,624; Lehrer 476, Lehrerinnen 78. Geſetzliche Fortbildungsſchulen giebt es 24 mit 483 Knaben und 582 Mädchen; Arbeitsſchulen 303 mit 12,511 Schülerinnen. — Bezirksſchulen 26 mit 76 Hauptlehrern, 86 Hülfslehrern und 1771 Schülern.

Die Schulfonds der Gemeinden im Jahre 1880 ſummirten ſich auf 5,907,588 Fr., die Ausgaben auf 1,048,394 Fr. Die Staatsbeiträge an das Gemeinde- und Fortbildungsſchulweſen beliefen ſich 1881 auf Fr. 80,752, an die Arbeitsſchulen auf Fr. 6860, an die Bezirksſchulen 85,000 Fr., für Alterszulagen und Rücktrittsgehalte der Gemeindeſchullehrer 29,843 Fr. und die Ausgaben für das geſammte Unterrichtsweſen auf 429,415 Fr.

(Mittheilungen von Hrn. Director Dula in Wettingen).

Thurgau.

(Einwohnerzahl 1835: 82,400. 1880: 99,552. Größe 988 □Kil.).

Thurgau hatte 1830 allen andern Schweizerkantonen voran die Bahn einer demokratiſchen Entwicklung betreten. Die Staatsverfaſſung von 1831 wurde 1837, 1849 und 1869 einer Reviſion unterzogen; jedesmal traten neue Perſönlichkeiten und theilweiſe veränderte Principien auch für das Erziehungsweſen in den Vordergrund.

Das Erziehungsweſen fand zunächſt in der Verfaſſung von 1831, die einen einheitlichen Erziehungsrath und Gemeindeſchulvorſteherſchaften errichtete, Berückſichtigung, dann durch das Geſetz von 1833 umfaſſende Regulierung. Das Minimum der jährlichen Schulzeit wurde von 18 auf 32 Wochen gehoben, das Obligatorium der Alltagsſchule auf das 5.—11. Altersjahr verlegt, für die Zeit bis zum zurückgelegten 15. Repetierſchulen angeſchloſſen; die vom Geſetz creirten Secundarſchulen (12.—15. Jahr) kamen nur langſam zur Durchführung. Die Haupterrungenſchaft dieſer Periode war das 1834 eröffnete Lehrerſeminar. Die zweite Periode brachte 1839 ein neues Schulgeſetz, deſſen Hauptvorzüge, Erweiterung der Schulzeit auf 36 Schulwochen und Erhöhung der Lehrerbeſoldungen, nicht ohne Kampf ins Leben traten; als neues Ziel für das kantonale Schulweſen gewann das Project der Begründung einer Kantonsſchule allmälig feſte Geſtalt. Die dritte Periode führte erſt 1853 zu durchgreifenden Umgeſtaltungen, nachdem durch Flüſſig-

machung des Vermögens der 1848 aufgehobenen Klöſter die beſſere finanzielle Ausſtattung der Volksſchule und die Begründung der Kantonsſchule hatte realiſirt werden können. Das neue Schulgeſetz von 1853 ſchuf namentlich durch die machtvolle Stellung, die dem Erziehungsrath eingeräumt wurde, die Möglichkeit radikalen und rationellen Durchgreifens gegenüber alteingewurzelten Uebelſtänden mittelſt Verſchmelzung der kleinen Schulen, bedeutende Erhöhung der Lehrergehalte u. ſ. w. Dieſe Machtſtellung des Erziehungsrathes wurde durch die Verfaſſungsreviſion von 1869 gebrochen, der Erziehungsrath beſeitigt, das Erziehungsweſen der Regierung zugewieſen. Das gegenwärtig in Kraft beſtehende Erziehungsgeſetz, deſſen Haupterrungenſchaft die obligatoriſche Fortbildungsſchule iſt, datirt von 1875, das Beſoldungsgeſetz von 1873.

Die Frühlingsinſpection des Jahres 1834 ergab 250 Primarſchulen mit 12,218 Alltags- und 4967 Repetierſchülern; von dieſen 250 Schulen hatten aber nur 158 eigene Schulhäuſer und 19 eigene Schulzimmer; die Schulfonds belaufen ſich auf 503,000 fl.; der Durchſchnitt der Lehrerbeſoldung auf 131⅓ fl.; die Geſammtſumme der Staatsbeiträge auf 740 fl. Secundarſchulen beſtanden 1835 erſt 7 mit 319 Schülern; der Staat leiſtete an jede Secundarſchule 200 fl.

1880 beſtanden 181 Primarſchulen, davon 127 ungetheilte, mit 250 Lehrern und 7 Lehrerinnen. Die Zahl der Alltagsſchüler belief ſich im Winter 1880/81 auf 13,869, der Repetierſchüler auf 3345, Geſangſchüler 7975, Arbeitsſchülerinnen 5517; die Schulfonds auf 5,441,000 Fr. Das geſetzliche Minimum der Primarlehrerbeſoldungen iſt ſeit 1873 auf 1000 Fr. (mit Wohnung und Pflanzland) geſtellt; die Baarbeſoldung der 257 Lehrkräfte betrug 1880/81 321,400 Fr. (alſo Durchſchnitt 1200 Fr.) Die ordentlichen Beiträge des Staates betrugen nach dem Schulgeſetz nur 50 bis 200 Fr. per Schule; dagegen leiſtete der Staat an die Beſoldung jeder Primarlehrerſtelle einen Capitalbeitrag, nach dem Geſetz von 1853 2500 Fr., nach dem von 1875 für jede ſeither errichtete Stelle 3000 Fr.

Die obligatoriſchen Fortbildungsſchulen, 1880/81 138 mit 240 Lehrkräften, 2411 obligatoriſchen und 53 freiwilligen Schülern, werden, was die Lehrerbeſoldung betrifft, vom Staat unterhalten und erforderten in dieſem Jahre einen Staatsbeitrag von 15,560 Fr. Der Staatsbeitrag an die 17 freiwilligen Fortbildungsſchulen betrug 1850 Fr. — Secundarſchulen beſtanden 1880/81 23 mit 721 Schülern. Der Minimalgehalt der Secundarlehrer beträgt ſeit 1873 1600 Fr. (mit freier Wohnung). Der jährliche Staatsbeitrag beläuft ſich für jede Schule mit 1 Lehrer auf Fr. 1200, für 2 Lehrer auf Fr. 1600—2000.

(J. Häberlin-Schaltegger, „Geſchichte der Kantons Thurgau 1798—1849" (1872), und „der Kanton Thurgau in ſeiner Geſammtentwicklung 1849—1869." Frauenfeld 1876).

Teſſin.

(Einwohnerzahl 1834: circa 109,000. 1880: 130,777. Größe 2818 □Mil.).

Die Verfaſſung von 1830 nahm das Volksſchulweſen in ſtaatliche Obſorge. „Ein langes Geſetz (10. Juni 1831) und ein ſehr langes Reglement (28. Mai 1832) erſchienen raſch, allein man darf ſagen, daß bis jetzt Alles auf dem Papier geblieben iſt" ſchrieb Franſcini 1834. Die Schilderung, die er in jenem Jahr entworfen, iſt ſehr düſter: die Inſpectoren thun wenig, der Erziehungsrath kommt nie zuſammen; keine allgemein angenommenen Lehrbücher, keine Lehrerbildung, keine Methode; Beſoldungen der Primarlehrer 50—150 teſſiniſche Lire (100 Lire = 56 Fr.), faſt durchgängig keine eigenen Schulzimmer, keine Gemeindeſchulfonds; von 11,000 Teſſinern, die Päſſe erheben, können 7000 mehr oder weniger leſen und ſchreiben, über 4000 nicht einmal ihren eigenen Namen hinzuſetzen; mit der Mädchenſchulbildung ſteht es noch viel ſchlimmer als beim männlichen Geſchlecht. — In dem lange ſo traurig vernachläſſigten Lande galt es Schritt für Schritt vorzugehen. Zuerſt wurden Gemeinden, die Präbenden mit Schulverpflichtung hatten, angehalten, eine geregelte Schule in Gang zu ſetzen; dann 1835 kleine Staatsbeiträge von 80—100 Liren an einzelne Gemeinden unter der Bedingung verabfolgt, daß ſie dem Geſetz entſprechende Schulen einrichten und unterhalten, gleichzeitig Schulbücher geſchaffen und ein Minimum der Lehrerbeſoldung feſtgeſetzt. Seit 1837 wurden für die Bildung der Lehrer jährlich ein zweimonatlicher Curs eingerichtet und Wahlfähigkeitszeugniſſe ausgegeben, 1840 Zeichenſchulen, 1841 gehobene Volksſchulen geſetzlich begründet, 1842 den Schulinſpectoren eine kleine ſtaatliche Beſoldung ausgeworfen, 1843 die Staatsbeiträge erhöht und Beſtimmungen über Lehrerprüfung und Wahl aufgeſtellt. Mit der Wahl Franſcinis in den Bundesrath 1848 gieng die ſchaffende Kraft dem teſſiniſchen Schulweſen verloren und es folgte eine längere Periode der Stagnation und lediglich büreaukratiſcher Verwaltung. Das Schulgeſetz von 1864 faßte alsdann die Errungenſchaften ſeit 1831 in einem einheitlichen Rahmen zuſammen; der Grundriß dieſer Organiſation iſt auch, wenn ſchon mit mannigfachen Veränderungen im Einzelnen, in dem neuſten Schulgeſetz von 1879/82 beibehalten worden. Im Jahr 1873 war ſtatt der jährlich ſtattfindenden Lehrerbildungscurſe ein Lehrerſeminar für beide Geſchlechter in Pollegio eingerichtet worden, das gegenwärtig als Doppelanſtalt mit 2 Jahrescurſen für Primarlehrer und einen dritten für Lehrer an den scuole elementari maggiori nach Locarno verlegt worden iſt; dagegen fanden die Bemühungen pädagogiſcher Fachmänner und der

Gesellschaft der Freunde des Erziehungswesens für Einführung einer naturgemäßen den Ideen Pestalozzis nachgebildeten Methode namentlich für den Sprachunterricht in den leitenden Kreisen nicht die entsprechende Unterstützung.

Zur Vergleichung mit der Gegenwart mag der Bericht über das Unterrichtswesen vom Jahr 1863 dienen. Damals zählte Tessin 461 staatliche Elementarschulabtheilungen, 12 Privatschulen, 7 Repetierschulen für Knaben und 3 gemischte; von 18,927 schulpflichtigen Kindern besuchten 16,703 dieselben; 1450 waren über das ganze Jahr außer Landes oder an höhern Schulen u. s. w., während 774 sich ohne genügenden Grund der Schule gänzlich entzogen. Von den 461 Lehrkräften waren 252 Lehrer, 209 Lehrerinnen, 414 Personen weltlichen Standes, 47 Priester; 221 Schulen hatten eine Jahresdauer von 6, 167 eine solche von 10 Monaten, die übrigen 7 bis 9 Monate. Oberschulen (scuole el. maggiori) für Knaben gab es 7 mit 1 bis 2 Jahrescursen und 299 Schülern, für Mädchen 4 öffentliche mit 112 Schülerinnen, 3 private mit 73 Schülerinnen; Zeichenschulen 6 mit 357 Schülern.

Im Schuljahr 1880/81 zählte der Kanton 476 staatliche Elementarschulen, 17 private, 11 Repetierschulen für Knaben, 3 für Mädchen, 11 gemischte; bei 19,395 Schulpflichtigen war der Effektivbestand 17,318; 2077 besuchten die Elememtarschule nicht (inclusive die Auswandernden und die Schüler höherer Anstalten). Von den 476 Lehrkräften waren 188 Lehrer, 288 Lehrerinnen, 469 weltliche, 7 geistliche Personen. 232 Schulen hatten eine Schuldauer von 6, 167 eine solche von 10 Monaten, die übrigen 7—9 Monate. Oberschulen für Knaben gab es 17 mit 1—3 Jahrescursen und 465 Schülern; für Mädchen 10 staatliche mit 306 Schülerinnen; Zeichenschulen 13 mit 527 Schülern. Daneben 7 Privatschulen für Knaben mit 415 Schülern, 11 für Mädchen mit 466 Schülerinnen. — Der Staat verausgabte für das Schulwesen 235,668 Fr.

(Mittheilungen von Hrn. Prof. G. Curti in Cureglia).

Waat.

(Einwohnerzahl 1831: 177,797. 1880: 238,730. Größe 3223 □Kil.).

Ende 1830 gelangte die doctrinär-liberale Partei zur Herrschaft. Ihre Führer waren begeistert für Volksbildung und organisirten vortrefflich den öffentlichen Unterricht (vgl. Monnard, Gindroz, Gauthey); sie verstanden es aber nicht, mit dem Volke in Uebereinstimmung zu bleiben, gelangten nach und nach, besonders auch in religiöser Hinsicht, in eine einseitige Stellung und so gewann 1845 die demokratische Partei die Oberhand. Durch die

kirchlichen Wirren jener Tage wurde der mittlere und höhere Unterricht ziemlich desorganisirt und der Volksunterricht gerieth ins Stocken. Gegen die Akademie war die herrschende Gesinnung feindlich; dem Volksunterricht wurde weniger Aufmerksamkeit geschenkt, weil politisch-religiöse und später ökonomische Verhältnisse (Eisenbahnen ꝛc.) die Thätigkeit der Regierung besonders in Anspruch nahmen. 1861 wurde die Verfassung durch eine Vereinigung conservativer und radikaler Elemente abgeändert und nachher wurde das ganze Unterrichtswesen neu geregelt. Bald erlangte die demokratisch-radikale Partei das Uebergewicht, ohne jedoch an den Grundgesetzen etwas Wesentliches zu ändern.

Das Volksschulgesetz datirt vom Jahre 1865. Die Männer, die hauptsächlich daran mitarbeiteten, waren Eytel, Ruchonnet [der jetzige Bundesrath] und Chappuis-Vuichoud. Einzelne Bestimmungen wurden seither abgeändert (Besoldung 1875 — Wiederwahl der Lehrer 1881). — Das Gesetz über die höhern Schulen wurde 1869 angenommen. — Eine Zusammenstellung der verschiedenen Gesetze existirt nicht. Hr. Ch. Archinard hat in seinem verdienstvollen Werke Histoire de l'Instruction publique dans le Canton de Vaud (1870) die Grundzüge der verschiedenen Gesetze dargelegt und interessantes statistisches Material zusammengestellt. Viele der nachfolgenden Angaben sind diesem Werke entnommen.

Als Grundzug der auf einander folgenden Gesetze kann bezeichnet werden: immer weitere Lostrennung der Schule von der Kirche und immer größere Centralisirung.

Während bis zum Jahre 1834 die Ueberwachung und Leitung des gesammten öffentlichen Unterrichts in den Händen des Conseil académique lag (und die Akademie war eigentlich nur ein theologisches Institut), wurde alsdann ein Conseil de l'Instruction publique aus 5 Mitgliedern gebildet und demselben die oberste Leitung übertragen; ein Staatsrath hatte den Vorsitz und wenigstens zwei Mitglieder mußten Laien sein. — In jeder Gemeinde wurde eine Schulcommission eingesetzt; der Ortsgeistliche war von Amts wegen Mitglied derselben. Durch das Gesetz vom Jahre 1846 wurde dem Geistlichen dieses Vorrecht entzogen, doch konnte er sich nicht weigern, in die Commission einzutreten, wenn er von den Gemeindebehörden gewählt wurde. Nach dem Gesetze vom Jahre 1865 hat der Geistliche der Ortsschulcommission gegenüber weder Rechte noch Pflichten; doch bleibt ihm die Ueberwachung des in der Schule ertheilten Religionsunterrichtes (dieser war jedoch schon längst als facultativ erklärt worden.) In den meisten Gemeinden sind heute noch die Geistlichen gewöhnlich Präsidenten der Schulcommissionen. Die Gemeinde kann fordern, daß der Lehrer die Obliegenheiten eines Vorsingers übernehme. — Durch die Verfassung von 1862 fand eine große Centralisation

ſtatt: ein Departement de l'Instruction publique et des Cultes ward errichtet, der Conseil de l'Instruction publique aufgehoben; 3 Volksſchulinſpectoren wurden ernannt und ein allgemeiner Lehrplan feſtgeſetzt (1868).

In Bezug auf das Programm hat keine weſentliche Aenderung ſtattgefunden, ſeitdem durch das Geſetz von 1834 Geſchichte, Geographie, Raumlehre, Naturkunde, Geſetzeskunde, Zeichnen, und für Mädchen Handarbeiten und Haushaltungskunde eingeführt wurden; 1865 kam nur noch Gymnaſtik hinzu. — Auch wurden Bezirks- und Diſtrictsconferenzen organiſirt, die keinen directen Einfluß auf Organiſation ꝛc. ꝛc. ausüben.

Was die Lehrmittel anbelangt, wurden ſeit 1864 einige Verſuche der Einigung mit andern Kantonen der romaniſchen Schweiz gemacht, aber nur wenige Erfolge erzielt (Leſebuch).

Der obligatoriſche Schulbeſuch wurde ſchon 1834 eingeführt, jedoch mit der Erleichterung, daß Kinder, die das 12. Jahr zurückgelegt, im Sommerhalbjahre die Erlaubniß erhalten konnten, wöchentlich nur 2 Mal die Schule zu beſuchen. Dieſe Beſtimmung iſt ſeither beibehalten worden, und was nur eine Ausnahme ſein ſollte, iſt Regel geworden, man könnte ſagen, ein R e ch t.

Die Normalſchule (vgl. Gauthey) wurde nach und nach erweitert; ſeit 1853 zählte ſie 3 Jahresclaſſen, ſeit 1869 vier. — 1834 wurde ein Fähigkeitszeugniß für Lehrer eingeführt; jedoch fand und findet heute noch bei jeder Wiederbeſetzung einer Lehrerſtelle eine Prüfung ſämmtlicher Bewerber vor den Gemeindebehörden ſtatt; nur beſchränkt ſich dieſelbe heute mehr auf das Praktiſche, während früher in allen Fächern geprüft wurde.

Sogenannte Secundarſchulen (gehobene Volksſchulen) wurden 1865 eingeführt; es ſind jedoch nur 3 mit ungefähr 120 Schülern vorhanden. Dagegen nahmen ſeit 1834 die Mittelſchulen, Colléges communaux (Lateinſchulen) und Ecoles industrielles (Bürger- oder Realſchulen) einen großen Aufſchwung. Jetzt bezahlt der Staat gewöhnlich die Hälfte an die Beſoldung der Mittelſchullehrer. — Seit 1846 entſtanden auch immer mehr Ecoles supérieures de jeunes filles (Töchterſchulen), an denen gewöhnlich die Lehrer der Colléges Unterricht ertheilen. — Seit 1869 wurde ein Inſpector für dieſe ſämmtlichen Gemeindeanſtalten ernannt und ihr Programm ſteht jetzt in Uebereinſtimmung mit dem des Collége cantonal und der Ecole industrielle cantonale. — Dieſe letztere, 1837 von der Stadt Lauſanne gegründet, iſt ſeit 1869 Staatsanſtalt geworden. — Die Akademie hat ſich beſonders in den letzten Jahren bedeutend erweitert, indem die wiſſenſchaftlichen und techniſchen Fächer mit zahlreichen Lehrkräften ausgeſtattet wurden.

Während 1831 nur 502 Primarlehrſtellen beſtanden, zählte man 1835 ſchon 602, 1861 745 (von denen jedoch nur 164 mit Lehrern beſetzt waren, welche die Prüfung zur Erlangung des Fähigkeitszeugniſſes abgelegt hatten),

und 1881 endlich 821 (509 Lehrer, 312 Lehrerinnen, 98 Knabenſchulen, 99 Mädchenſchulen und 624 gemiſchte). Nicht mitgezählt ſind etwa 300 Lehrerinnen an Kleinkinderſchulen oder Arbeitslehrerinnen.

1835 zählte man 28,847 Volksſchüler[1] (7.–16. Altersjahr); 1881: 33,876. — In den Mittelſchulen befanden ſich 1830 etwa 400 Schüler; 1881: 1889 (darunter im Collége cantonal und in der claſſiſchen Abtheilung der Colléges communaux 582). 794 Mädchen beſuchten höhere Lehranſtalten. — An den Mittelſchulen wirken etwa 220 Lehrer und Lehrerinnen. (Beſoldung von 1400–3200 Fr.) — Das Gymnase zählte 91 Studenten, die Akademie 264.

1834 wurde das Minimum der Beſoldung eines Primarlehrers von 120 a. Fr. auf 320 a. Fr. erhöht, wozu noch freie Wohnung, Garten und Pflanzland kam. Erſt 1857 dachte man daran, die materielle Lage der Lehrer zu verbeſſern, indem man ihnen nach 10 Jahren eine Alterszulage von 50 Fr. jährlich und nach 20 Jahren eine ſolche von 100 Fr. gewährte und außerdem 3 Fr. Schulgeld für jedes Kind. 1865 wurde das Minimum für Lehrer mit Fähigkeitszeugniß auf 800 Fr. und für ſolche mit einem proviſoriſchen Diplom auf 500 Fr. feſtgeſetzt. Dazu kam noch 3 Fr. Schulgeld, freie Wohnung ꝛc., wie auch eine jährliche, vom Staate zu bezahlende Alterszulage von je 50 Fr. nach 5 Jahren, 100 Fr. nach 10 Jahren ꝛc. bis 200 Fr. — Lehrerinnen erhielten 500 Fr. (reſp. 400) und Alterszulagen bis 150 Fr. — 1875 endlich wurde der Gehalt der Lehrer auf 1400 Fr. (proviſoriſche 900 Fr.), derjenige der Lehrerinnen auf 900 Fr. (reſp. 500 Fr.) erhöht; die Alterszulagen blieben, wie früher, dagegen fiel das Schulgeld weg. — Ruhegehalte exiſtiren ſchon ſeit 1816. Damals wurde durch vier Lotterien von je 250,000 Fr. das nöthige Capital aufgebracht. Später zog der Staat dieſes Capital ein. Geregelt wurde die Sache erſt 1871: 500 Fr. nach 30 Dienſtjahren.

Bezeichnend iſt, daß während der Jahre 1834–1844 der Staat zu Schulhausbauten und Reparaturen 113,175 Fr. beitrug, von 1844–1854 zu 25 Bauten dagegen nur 27,973 Fr. (in neueſter Zeit ungefähr 15,000 Fr. jährlich.)

Eigentliche Schulfonds ſind nicht vorhanden.

---

[1] Unter dieſen laſen gut: 11,960 — hatten gute Fortſchritte in der Orthographie gemacht: 7703 — kannten die vier Rechnungsarten 6643. — Von Aufſatzübungen, Geſchichte ꝛc., war damals noch nicht die Rede. — 1835 konnten 1054 Schüler einen Brief oder eine Erzählung niederſchreiben, 220 hatten Zeichenunterricht erhalten, 455 hatten die Geographie der Schweiz und 306 die Geſchichte der Schweiz gelernt. Nur 1500 Mädchen waren in den gewöhnlichen Handarbeiten unterrichtet worden.

Die Ausgaben für Besoldung der Primarlehrer betrugen 1880/81: 1,110,000 Fr. (1867: 669,000 Fr.). Der Staat bezahlte an Alterszulagen 68,000 Fr.; Beiträge an ärmere Gemeinden 140,000 Fr.; Pensionen 68,000 Fr. — Die Colléges communaux und Ecoles supérieures kosteten 328,000 Fr. (Staatsbeiträge 104,500 Fr.; Schulgeld 80,000 Fr.) — Die vom Staate allein unterhaltenen Anstalten verursachten eine Ausgabe von 387,000 Fr. (darunter 35,000 Fr. Subsidien für Zöglinge der Normalschulen.) — Das von den Zöglingen des Collége ꝛc. bezahlte Schulgeld belief sich auf 49,500 Fr. — Die Gesammtausgabe des Staates für Unterrichtszwecke betrug 876,000 Fr., die der Gemeinden etwa 1,200,000 Fr. (Schulhausbauten nicht miteingerechnet).

(Mittheilungen von Hrn. Prof. A. Reitzel in Lausanne).

Wallis.

(Einwohnerzahl 1850: 81,527. 1880: 100,216. Größe 5247 □Kil.).

Das erste, indeß nur die Umrisse gebende, Schulgesetz datiert vom 15. Dezember 1828. Wol gab es vorher einige Primarschulen, aber ohne feste Organisation, kaum als öffentliche Schulen zu rechnen; für höhere Bildung bestanden die Jesuitencollegien in Sitten und Brieg und die Klosterschule von St. Maurice. Das Gesetz von 1829 verlangte für jede Gemeinde eine Schule, obligatorischen Schulbesuch vom 7.—14. Jahre, unentgeltlich wo Gemeindegüter für die Besoldung des Lehrers ausreichten; andernfalls wurden die Besoldungsauslagen ganz oder theilweise auf die Schüler verlegt; Steuern kannte man damals noch nicht. Der Unterricht sollte 5 Monate dauern, Katechismus, Sprache, Rechnen umfassen. Ein Erziehungsrath wurde halb aus Geistlichen, halb aus Weltlichen gebildet, ein Lehrerbildungscurs vorgesehen.

Das Gesetz fand aber nur äußerst langsam Nachachtung und blieb für die meisten Gemeinden unausgeführt. Nur in den größern Ortschaften geschah etwas. In der von dem trefflichen Chorherrn Berchthold in Sitten gegründeten Schule wurde die sämmtliche Schuljugend der Hauptstadt durch eine einzige Lehrkraft unterrichtet; und diese Schule galt als Musterschule. Der Plan, einen Lehrerbildungscurs zu errichten, kam in so völlige Vergessenheit, daß er 1841 einen besondern Erlaß zu seiner Begründung nöthig hatte.

Indessen zeigte sich doch 1839—1840 ein gewisses Interesse für Schulfragen; die damals herrschende gemäßigte Partei empfand das Bedürfniß

Digitized by Google

etwas für Volksbildung zu thun; ein Gesetz ward der Volksabstimmung unterbreitet, aber nach heftigem Kampf auf Anregung der clericalen Partei verworfen. Letztere nahm 1844 diese Bestrebungen auf und setzte ein Gesetz durch, das seinen Ursprung nicht verleugnete: der Bischof hat die Patentirung der Lehrer zu genehmigen und führt über dieselben die Aufsicht; die Schulreglemente unterstehen seiner Billigung; er ernennt in Verbindung mit dem Staate den Erziehungsrath. Geistliche bedürfen der Patentirung zum Schulhalten nicht. Art. 11 der Verfassung bestimmte zugleich, daß der Unterricht an den drei Collegien nur von Geistlichen ertheilt werden dürfe. — Ein wesentlicher Fortschritt gegenüber dem Gesetz von 1829 fand nicht statt, die Schulen blieben in traurigem Zustand: viel Katechismusunterricht, etwas Lesen und Schreiben; was darüber hinausgieng galt als unnöthig, ja schädlich.

So blieben die Dinge bis 1848. Da galt es zunächst, nach Vertreibung der Jesuiten die Collegien zu reorganisiren. In dem Chorherrn Rion fand sich ein aufgeklärter Schulpräfekt und vorzüglicher Lehrer der Naturwissenschaften. Er entwarf auf Grundlage des Studiums der Lehrpläne anderer Kantone einen Unterrichtsplan, der das Lateinische einigermaßen zurückdrängte, statt Kirchengeschichte französische Litteratur, Weltgeschichte, Chemie, Naturgeschichte, Mathematik theils einführte theils besser bedachte, und dadurch dem Zeitbedürfnisse entsprach. Sein College für französische Litteratur, Ch. L. de Bons, gab einige Jahre hindurch ein tüchtiges Schulblatt unter dem Titel „L'Ami des Régents“ heraus.

Während so die höhere Bildung zu rascher und durchgreifender Reorganisation kam, bot das Primarschulwesen größere Schwierigkeiten. Immerhin führte das Schulgesetz und die Schulverordnung von 1849 einige Verbesserungen ein: die Schulzeit wurde auf 6 Monate ausgedehnt, das Unterrichtsprogramm einigermaßen erweitert; der Unterhalt der Schulen wurde gänzlich den Gemeinden überbunden, resp. an den Ertrag von Schulsteuern verwiesen. Aber durchgreifend war die Reform nicht; die Lehrerbildungscurse blieben mit 2 Monaten, auf die Elementarbildung aufbauend, völlig unzureichend; das Gesetz fixirte kein Besoldungsminimum; die Gemeindebehörden, meist ohne Interesse für die Schulen und ohne zureichende Finanzmittel, sahen in erster Linie auf Wohlfeilheit der Lehrkräfte; der Staatsrath wagte nicht einzuschreiten; tüchtige Lehrer ergriffen die nächste Gelegenheit, dem Schuldienst den Rücken zu kehren. Die Regierung von 1848 hatte den besten Willen, nach allen Seiten den Reformbedürfnissen gerecht zu werden und hat im Ganzen Beträchtliches geleistet, besonders wenn man in Betracht zieht, daß sie bereits nach vier Jahren nicht mehr über die Mehrheit des Großen Rathes verfügte.

In den 17 Jahren von 1856—1873 blieb das Unterrichtswesen stationär. Die Regierung wandte ihm nur geringes Interesse zu. Rion war

mitten in seiner Arbeit gestorben, sein Nachfolger ersetzte ihn nicht; jede Anregung fehlte. Der Staat gab jährlich nicht mehr als 30—40,000 Fr. für das Schulwesen aus; im Jahr 1870 betrug der Besoldungsdurchschnitt der Lehrer in mehreren Bezirken nur 130 Fr. jährlich. Die öffentliche Meinung verharrte gegenüber dem Schulwesen in völliger Gleichgültigkeit.

Da kam das Jahr 1873 und mit ihm die Berathungen über das zweite Projekt einer neuen Bundesverfassung, welche die Intervention des Bundes in das Schulwesen der Kantone in Aussicht stellten. Zugleich besaß der Kanton damals als Erziehungsdirector in Staatsrath Biolley eine energische und einsichtige Persönlichkeit. Um seinem Schulgesetzesentwurf die Gunst der Geistlichkeit zu sichern, deren Vertrauensmann er war, gab er ihr in demselben alle denkbaren Garanticen; und so ward das neue Schulgesetz, dessen Reformen von der liberalen Partei mit Wärme unterstützt wurden, am 4. Juni 1873 fast einmüthig angenommen. Das Besoldungsminimum wurde auf Fr. 50 per Monat für brevetierte, Fr. 40 für bloß zugelassene Lehrer (Lehrerinnen Fr. 45 und 35) festgesetzt; das kantonale Schulbüdget stieg sofort aufs Doppelte (85,000 Fr.); die Schuldauer ward in einer Reihe von Gemeinden erweitert; zahlreiche Schulhäuser entstanden. Die Haupterrungenschaft war die Errichtung zweier Seminarien (écoles normales), das eine für Lehrer, das andre für Lehrerinnen, mit einer Unterrichtszeit von 16 (incl. Wiederholungscurs 18) Monaten binnen zwei Jahren. Das Schulgesetz von 1873 hat zum ersten Mal einen wirklichen Schulorganismus geschaffen und sein Begründer, der aber leider später von der Erziehungsdirection zurücktrat, ihm thatkräftiges Leben eingehaucht. Für das Volksschulwesen haben sich seitdem die Rekrutenprüfungen als sehr wohlthätiger Ansporn erwiesen. Jedoch ist dasselbe unter den Anforderungen der Zeit geblieben. Insbesondere gilt dies vom Mittelschulwesen; das neue Gesetz hat hier auch weniger eingegriffen.

Der Kanton Wallis zählte 1878/1879 259 Lehrer und 218 Lehrerinnen an Primarschulen und 17,726 Primarschüler (9262 Knaben, 8464 Mädchen). Die Gesammtsumme der Baarbesoldungen belief sich auf 152,564 Fr., oder Fr. 332 im Durchschnitt per Lehrer.

(Mittheilungen von Hrn. Professor Bruttin in Sitten).

Neuenburg.

(Einwohnerzahl 1837: 58,627. 1880: 103,732. Größe 808 □Kil.).

Die Entwicklung der neuenburgischen Schulverhältnisse ist in der Monographie über Andrié (Bd. II. S. 389) besprochen worden. Den Anfang

ſtaatlicher Einwirkung auf das Volksſchulweſen bildete der Brief König Friedrich Wilhelms III. vom 17. Oktober 1829, durch welchen die Aufſtellung einer kantonalen Schulcommiſſion vorgeſchrieben und ein jährlicher Beitrag von 6000 Fr. (ſchon 1832 auf 8000 Fr. erhöht ausgeſetzt wurde. Die Commiſſion begann ihre Thätigkeit mit einer Inſpection aller Schulen und bemühte ſich alsdann ernſtlich, durch beſſere Ausſtattung und Vermehrung der Schulen allen Kindern die Möglichkeit genügender Bildung zu verſchaffen; dem zweiten Haupterforderniß für Hebung des Schulweſens, tüchtige Lehrerbildung, ſuchte ſie durch Einrichtung der Lehrerconferenzen (ſeit 1832) zu genügen; von Einrichtung einer beſondern Lehrerbildungsanſtalt abſtrahirte man. Eingehende Berichterſtattungen über das Schulweſen beleuchteten dasſelbe 1833 und 1837 nach allen Richtungen. Für das Landſchulweſen wurde ſo mit großem Ernſt, aber nur unter Verwendung beſcheidener finanzieller Mittel gearbeitet; das höhere Schulweſen, das in der Hauptſtadt concentrirt war, fand dagegen freigebigſte Pflege und ſeinen Abſchluß nach oben durch Begründung einer Akademie (1841).

Da kam das Jahr 1848, die fürſtlich-ariſtokratiſche Regierung ward beſeitigt, die Republik eingeführt, die Montagnards hatten über die Hauptſtadt den Sieg errungen. Die Folge war zunächſt eine Umkehr des bisherigen Verhältniſſes: das Hauptgewicht ward auf das Volksſchulweſen gelegt, humaniſtiſche Bildung trat in den Hintergrund, die blühende Akademie wurde, u. a. weil die Auslagen für dieſelbe richtiger der Geſammtjugend des Kantons zuzuwenden ſeien, aufgehoben. Das Erziehungsweſen ward unter Wahrung der Lehrfreiheit der ſtaatlichen Leitung direct unterſtellt, die Primarſchule obligatoriſch und für die Armen unentgeltlich gemacht, der Religionsunterricht innerhalb des Rahmens der Schulorganiſation belaſſen, aber der Kirche überwieſen. Auf dieſen Grundlagen beruhte das erſte republikaniſche Primarſchulgeſetz von 1850; ſchon 1859 ward die Unentgeltlichkeit des Primarunterrichts durchgeſetzt. Zwiſchen hinein und mit den Umarbeitungen des Geſetzes vom Jahre 1861 und 1872 erfolgten Feſtſetzung und Erhöhung der Lehrergehalte, Regulative für die Schulcommiſſionen, für Lehrerprüfung, Lehrerconferenzen, Verfügungen über Schultheilung, Schulhäuſer, Unterrichtsmethode. 1854 kam ein Geſetz über Induſtrieſchulen zu Stande. 1866 ward die Akademie neu begründet, und 1872/73 durch weitere Specialgeſetze das Induſtrie- und Secundarſchulweſen wie das höhere Schulweſen in organiſche Gliederung und zu gedeihlicher Weiterentwicklung gebracht.

Wir legen der Vergleichung die Berichte von 1837 und 1880 zu Grunde.

1837 berechnete man die Zahl der im ſchulfähigen Alter befindlichen ſammt den die Schule beſuchenden Kindern unter 6 Jahren auf 11,000 bis 11,200; davon beſuchten die Schulen zu Stadt und Land 9150, abzüglich

der Schulen der Hauptſtadt und von Chaux-de-fonds, ſowie einer kleinen deutſchen Schule in Chaumont 7568, nämlich 4299 Knaben, 3269 Mädchen; 4875 ſtanden zwiſchen 6 und 12 Jahren, 2693 waren älter als zwölfjährig. Die Schulen waren Jahrſchulen oder Winterſchulen der Dörfer, oder Jahr- oder Halbjahrſchulen der Quartiere, oder Abendſchulen. Die Ganzjahrſchulen beſuchten 3850, Halbjahrſchulen 2956, Abendſchulen 662. 426 Kinder im ſchulfähigen Alter blieben ohne allen Unterricht, davon 256 aus Armuth oder Nachläſſigkeit. Abgeſehen von der Hauptſtadt beſtanden 248 Schulen; 7 überfüllte hatten einen Adjuncten; im Uebrigen hatten nur 11 Schulen mehr als 69 Schüler. Lehrer waren angeſtellt 189, Lehrerinnen 55 = 244; davon wirkten 85 an Jahrſchulen, 123 an Halbjahrſchulen, die andern gehörten den höhern Schulen der Hauptſtadt an oder waren Fachlehrer. Die mittlere Beſoldung des Lehrers an einer Jahrſchule belief ſich auf 504 Fr., einer Lehrerin 357; Lehrer für Halbjahrſchulen 156 Fr., Lehrerinnen an Sommerſchulen 101 Fr. An Beſoldungen für Gemeindeſchullehrſtellen wurden im Ganzen (unter Berechnung der Naturalien) ausgegeben 48,356 Fr. Daran zahlten 1835 die Gemeinden in baar 18,450 Fr., an Naturalleiſtungen 6248 Fr., zuſammen 24,698 Fr.; die Schulfonds und Schulgelder ertrugen 17,016 Fr., der Staat gab 6566 Fr.

Im Schuljahr 1879/80 ward von 408 Lehrkräften, 135 Lehrern, 273 Lehrerinnen der Primarſchulunterricht ertheilt. Es beſtanden 400 Primarſchulabtheilungen, davon 308 mit voller Jahresdauer, 48 Temporärſchulen, 44 Kinderclaſſen; in den Primarſchulen wurden 18,082 Kinder, nämlich 8956 Knaben, 9126 Mädchen unterrichtet. Die Einnahmen reſp. Ausgaben der Primarſchulen beliefen ſich auf 618,903 Fr., wovon 525,152 Fr. allein für Lehrerbeſoldungen verausgabt wurden. An dieſen Einnahmen trugen bei die Zinſe der Schulfonds annähernd 8000 Fr., die Gemeinden über 430,000 Fr., der Staat 175,000 Fr. Zu dieſem Aufwand für die Primarſchule trat hinzu derjenige für Secundar- und Induſtrieſchulen incl. Untergymnaſien (es beſtanden ſolche ſecundäre Schulen in 7 Ortſchaften mit zuſammen 1076 Schülern) mit 186,500 Fr., für das höhere Unterrichtsweſen, Akademie, kantonales Gymnaſium 95,000 Fr., ſo daß ſich die Geſammtſumme der vom Kanton (Staat und Gemeinden) für Unterrichtszwecke gemachten Auslagen auf etwas über 900,000 Fr., d. h. auf 8 Fr. 90 Cts. per Kopf der Bevölkerung, Fr. 43. 70 Cts. auf den Schüler belief.

(Rougemont, F. de, de l'état de l'éducation élémentaire et moyenne dans la principauté de Neuchâtel en 1837. — Petitpierre, A., un demi-siècle de l'histoire économique de Neuchâtel 1791—1848. Neuchâtel 1871).

Genf.

(Einwohnerzahl 1850: 63,932. 1880: 101,595. Größe 297 □Kil.).

Die Verfaſſung von 1814 wies die Aufſicht über das Unterrichtsweſen in der wieder ſelbſtändig gewordenen Republik dem Staatsrathe zu; für die neuhinzutretenden (katholiſchen) Gebietstheile wurde Mitberechtigung an den kantonalen Unterrichtsanſtalten und Trennung des Religionsunterrichtes vom übrigen Unterricht verfügt, und 1817 eine Landſchulordnung erlaſſen, die eine Erziehungscommiſſion für dieſelben aufſtellte und die Lehrerwahl in die Hand des Staatsrathes legte. Im Jahr 1820 ward die Verordnung modificiert, die Wahl von Ortsſchulcommiſſionen in Ausſicht genommen, die Wahl der katholiſchen Lehrer von einem biſchöflichen Erlaubnißſchein abhängig gemacht.

Eine einheitliche Ordnung fand das genferiſche Erziehungsweſen erſtmals in den Jahren 1834 und 1835. Einer allgemeinen ſtaatlichen Erziehungscommiſſion wurde eine ſpezielle Primarſchulcommiſſion beigegeben und die Ortsſchulcommiſſionen geſetzlich organiſirt; jede Landgemeinde ſollte wenigſtens eine, Genf und Carouge zwei Primarſchulen haben; der Unterricht Religion, Sprache und Arithmetik umfaſſen; den Schulcommiſſionen war das Recht gegeben, das Unterrichtsgebiet zu erweitern, der Staatsrath hatte das Lehrerwahlrecht; die Amtsdauer betrug 5 Jahre, die Lehrerbeſoldungen in den Landgemeinden wurden auf 1500 fl. und Wohnung, in Carouge und Genf auf 2000 reſp. 3000 fl. (1 Franken a. W. = $3^1/_6$ fl.; 1 fl. = 48 Rp. n. W.), abgeſehen vom Schulgeld feſtgeſetzt. Das Local hatte die Gemeinde, nur die Ausſtattung der Schule der Staat zu liefern. Die Verfaſſung von 1847 ſprach die Unentgeltlichkeit des Primarunterrichtes aus; das Erziehungsgeſetz von 1848 ſtellte für das Primarſchulweſen ein Inſpectorat auf und übertrug im Uebrigen die Aufſicht den Gemeinderäthen, erweiterte das Unterrichtsgebiet auf die Realien und weiblichen Arbeiten, gab dem Staatsrath das Recht, die Schulen zu theilen, die Lehrer zu wählen und nach Jahresfriſt zu verſetzen, Kleinkinderſchulen und Abendſchulen mit den Primarſchulen zu verbinden, überband den Religionsunterricht den kirchlichen Autoritäten, aber behielt ihn in räumlicher Verbindung mit der Schule, ſetzte die Beſoldung abgeſehen vom Schulgeld auf 1000—1400 Fr. für Lehrer, 700—900 Fr. für Lehrerinnen, organiſierte das Secundar- und höhere Schulweſen und übertrug dem Erziehungsdepartement die Sorge für den Lehrplan und die Genehmigung der Lehrmittel. Das Erziehungsgeſetz von 1848 bildet die Baſis des gegenwärtigen Erziehungsgeſetzes vom 19. Okt. 1872, das den ganzen Organismus noch weiter ausbaute und den Primarunterricht für die Kinder vom 6. bis 13. Altersjahr obligatoriſch erklärte. 1875 wurden die Anfangsbeſoldungen

bestimmt (nach 3 Kategorieen von Ortschaften) für Lehrer 1500—1900, für Lehrerinnen 1200—1500 Fr. (je mit Wohnung oder entsprechender Entschädigung). Während 10 Jahren erfolgt eine Besoldungsaufbesserung von je 50 Fr., so daß sich nach elfjähriger Dienstzeit die Besoldung um 500 Fr. besser stellt als im ersten Dienstjahr.

Im Jahr 1835 hatten beinahe alle Gemeinden des Kantons Schulen. Es bestanden 41 staatliche Primarschulen mit 3863 Schülern; daneben standen unter Leitung der Société d'Instruction religieuse 8 Secundarschulen mit 942 Schülern, 4 für Knaben, 4 für Mädchen; vier dieser Schulen waren nur Halbjahrschulen, vier nach dem Lancasterschen System eingerichtet; daneben 7 Classen von Katechumenen mit 296 Schülern; das Collége de Genève zählte 430, dasjenige von Carouge 36 Schüler. Im Jahre 1880/81 finden wir von Schülern im Alter von 6—13 Jahren 6811 an den Primarschulen, 920 an Colléges oder Secundarschulen, 2354 an Privatschulen, 174 mit häuslichem Unterricht und 312, die keinen Unterricht besuchen. Die Gesammtzahl der Landsecundarschüler belief sich auf 211, der Schüler der Ergänzungsschule 113, der école supérieure et secondaire des jeunes filles 1139, des Collége de Genève in der humanistischen Abtheilung 613, in der industriellen 581, des Collége de Carouge 48.

b. Mitwirkung des Bundes.

Wie schon in der Einleitung bemerkt, hat der Bund erst seit 1874 zum schweizerischen Primarschulwesen offiziell Stellung gewonnen. Immerhin darf nicht vergessen werden, daß durch ihn bereits für die Wiener-Weltausstellung 1873 die „Statistik über das gesammte Unterrichtswesen der Schweiz im Jahr 1871" an Hand genommen worden. Von dem unter Leitung des Herrn Professor Kinkelin in Basel gesammelten und bearbeiteten Material sind im Druck erschienen Bd. I die Gesetzgebung über das Primar- und Secundarschulwesen (1873), II Statistik der Primarschulen und Ergänzungen zum ersten Theil (1875) und V: die Lehrerbildungsanstalten (bearbeitet von J. J. Schlegel). Auf Grundlage der Bundesverfassung von 1874 unmittelbar mit Vorschriften vorgegangen ist der Bund bis jetzt bloß hinsichtlich des Turnunterrichts und der Rekrutenprüfungen. Die von ihm veröffentlichten Erlasse bezüglich des pädagogischen Gebietes sind: die Militärorganisation vom 13. Nov. 1874 (Art. 81); die Verordnung betreffend die Einführung des Turnunterrichts für die männliche Jugend vom 10.—15. Altersjahr, die Verordnung betreffend die Heranbildung von Lehrern zur Ertheilung des Turnunterrichts und die Vorschriften betreffend die Dispensation vom Turnunterrichte,

Digitized by Google

alle 3 Erlasse vom 18. Sept. 1878; anderseits die Regulative für Rekrutenprüfungen und Nachschulen vom 28. Sept. 1875 und vom 15. Juli 1879.

Die Kantone haben dafür zu sorgen, daß die männliche Jugend vom 10. Altersjahr an bis zum Austritt aus der Primarschule, und wiederum von da an bis zum 20. Altersjahr durch einen angemessenen Turnunterricht auf den Militärdienst vorbereitet werde. Der Turnunterricht für die Jugend vom 10.—15. Altersjahr ist mit 1. Mai 1879 als obligatorisches Unterrichtsfach ein- und innert 3 Jahren durchzuführen. Er umfaßt 6 Jahrescurse und gliedert sich in 2 Stufen (10.—12., 13. bis 15. Altersjahr) und ist gemäß der „Turnschule für den militärischen Vorunterricht der schweizerischen Jugend vom 10.—20. Altersjahr" schulmäßig, wo möglich durch das ganze Jahr, in wöchentlich 2 Stunden für die untere, 1½—2 Stunden für die obere Stufe zu ertheilen. Reguläres Maximum der Schülerzahl 50. Kantone und Gemeinden haben für Locale und Turngeräthe zu sorgen. Besondere Verhältnisse vorbehalten ist jeder Lehrer zur Ertheilung des Turnunterrichtes verpflichtet, die Entschädigung ist Sache der Kantone; Inspection durch und Berichterstattung an den Bund. Zunächst ist, wo bisher kein Turnunterricht ertheilt wurde mit dem Uebungsstoffe der untern Stufe der Anfang zu machen.

Die Lehrerbildungsanstalten haben vom 1. Mai 1879 an das Turnen als obligatorisches und bei den Prüfungen mitzählendes Fach einzuführen; Dispens erfolgt nur nach ärztlichem Zeugniß. Turnlocale und Turngeräthe sind zu beschaffen; die Kantone sind dringend eingeladen, für die Lehrer, die nicht in Rekrutenschulen oder in ihren Bildungsanstalten die nöthige Befähigung erhalten, Turncurse einzurichten oder in Repetitionscursen Turnunterricht ertheilen zu lassen. Inspection durch und Berichterstattung an den Bund.

Endlich wird normiert, welche körperlichen Mängel gänzlich, oder theilweise vom Turnunterricht dispensieren, oder nur besondere Rücksichtnahme erheischen.

Die Rekrutenprüfungen werden gleichzeitig mit der sanitarischen Untersuchung der ins dienstpflichtige Alter tretenden Mannschaft vorgenommen. Alle diejenigen können von der Prüfung entlassen werden, die 2 Jahre lang höhere Schulen besucht haben und befriedigende Zeugnisse von dorther vorweisen (seit 1882 werden nur Besitzer eines Maturitätszeugnisses oder Lehrerpatentes dispensiert). Die Prüfung umfaßt: Lesen, Aufsatz, Rechnen (mündlich und schriftlich), Vaterlandskunde (Geographie, Geschichte und Verfassung). 1 ist die beste, 5 die schlechteste Note. Wer in mehr als einem Fache die Note 5 hat, ist während der Rekrutenzeit zum Besuch der Nachschule verpflichtet. — Die pädagogische Prüfung wird je von einem Experten, der dem betreffenden Kanton nicht angehört, und einem Gehilfen aus diesem Kanton vorgenommen; behufs gleichmäßiger Durchführung geht derselben eine Conferenz der Experten voraus; einem der Experten wird die Controlle der ganzen Taxierung übertragen.

Das Bundesgesetz betr. die Arbeit in den Fabriken vom 23. März 1877 verbot die Verwendung von Kindern, welche das vierzehnte Altersjahr noch nicht zurückgelegt haben und beschränkte sie für Kinder des 15. und 16. Altersjahres; der Schul- und Religionsunterricht darf durch die Fabrikarbeit nicht beeinträchtigt werden.

Bezüglich der Ausführung des Art. 27 der Bundesverfassung hat der Bundesrath zunächst sich Einsicht in die Aktenstücke betreffend das Schulwesen gesammelt, und sich von den Kantonsregierungen Bericht erstatten lassen, wie

ſich ihre Schulverhältniſſe zur Durchführung des Art. 27 ſtellen. Die Bundesverſammlung hat die neu entſtandenen Kantonalverfaſſungen auf eben dieſes Verhältniß hin geprüft, eine Anzahl Recurſe behandelt (Lehrſchweſternrecurs) und 1882 die Anſtellung eines Erziehungsſekretärs behufs Vorbereitung eines eventuellen Schulgeſetzes in Ausſicht genommen.

Außerdem haben die Bundesbehörden mittelbar auf Hebung des Volksſchulweſens einzuwirken geſucht durch Subventionierung der permanenten Schulausſtellungen (Zürich ſeit 1877, Bern ſeit 1879, Aarau ſeit 1881) Verbreitung einzelner Veröffentlichungen (C. Grob, Berichterſtattung über das ſchweizeriſche Unterrichtsweſen, auf Grundlage der im Jahr 1878 erſchienenen offiziellen Jahresberichte) und Abſendung von Experten an auswärtige Schulausſtellungen. Für eine auf die Landesausſtellung von 1883 an Hand zu nehmende Statiſtik des Unterrichtsweſens hat der Bund einen Credit von Fr. 30,000 bewilligt.

c. Ergebniſſe der Rekrutenprüfungen.

1875—1882.

Kantone.	75.	76.	77.	78.	79.	80.	81.	82.	Durchſchnitt.
Zürich	4	5	4	3	4	2	4	3	3
Bern	15	21	18	15	15	17	18	20	19
Luzern	12	8	10	12	9	18	19	21	15
Uri	19	19	24	23	21	24	24	22	23
Schwyz	22	17	22	21	20	19	21	18	21
Obwalden	21	16	11	9	6	10	14	6	11
Nidwalden	24	23	15	19	13	22	23	16	20
Glarus	17	22	20	18	17	6	13	7	16
Zug	14	12	8	8	7	13	12	9	8
Freiburg	20	18	21	22	24	21	20	24	22
Solothurn	9	7	7	7	12	15	10	8	7
Baſelſtadt	1	2	1	1	3	1	1	1	1
Baſelland	10	13	16	10	14	16	16	19	13
Schaffhauſen	6	6	6	4	2	5	5	2	5
Außerrhoden	11	14	12	20	22	14	17	14	17
Innerrhoden	25	24	23	25	25	25	25	23	25
St. Gallen	8	11	9	16	18	9	15	13	12
Graubünden	13	15	17	13	16	7	11	15	14
Aargau	16	9	14	17	10	8	6	12	10
Thurgau	3	1	3	5	8	4	3	4	4
Teſſin	18	20	19	11	19	20	7	17	18
Waadt	5	4	5	6	5	11	8	11	6
Wallis	23	25	25	24	23	23	22	25	24
Neuenburg	7	10	13	14	11	12	9	10	9
Genf	2	3	2	2	1	3	2	5	2

d. Gegenwärtiger Stand des ſchweizeriſchen Volksſchulweſens.

Das ſchweizeriſche Volksſchulweſen weist in den verſchiedenen Kantonen eine ſehr große Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen auf. Für unſern Zweck genügt es, dieſelbe in einigen Hauptbeziehungen darzulegen.

1. Gliederung der kantonalen Schulorganiſationen.

Zürich. Schuleintritt: Auf 1. Mai zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 6 Alltagsſchuljahren, 44 Schulwochen.

Ergänzungsſchule: 3 Schuljahre, 44 Schulwochen, wöchentlich 8 Stunden an 2 Vormittagen.

Singſchule: Vom Austritt aus der Primarſchule an 4 Jahre, 1 Stunde wöchentlich.

Freiwillige Fortbildungsſchulen.

Gehobene Volksſchule: Secundarſchule, im Anſchluß an das 6. Alltagsſchuljahr, 3 (ausnahmsweiſe 4) Schuljahre.

Mittelſchulen: Kantonsſchule in Zürich, höhere Schulen in Zürich und Winterthur.

Bern. Schuleintritt: Auf 31. März, zurückgelegtes 6. Altersjahr. —

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 9 Alltagsſchuljahren, 32—40 Schulwochen.

Freiwillige Fortbildungsſchulen.

Gehobene Volksſchule und Mittelſchulen: Secundarſchulen (Realſchulen und Progymnaſien) mit Eintritt nach zurückgelegtem 10. Altersjahr und 4—5 Jahrescurſen. Litterar- und Realgymnaſien. Kantonsſchule in Pruntrut.

Luzern. Schuleintritt: Auf Beginn des Schulkurſes zurückgelegtes 7. Altersjahr; nach zurückgelegtem 6. Altersjahr Eintritt zuläſſig.

Einfache Volksſchule: Primarſchule in 7 Jahrgängen: Claſſe I. Sommercurs 18 Wochen, Claſſe II.—IV. Ganzjahrcurſe, 40 Wochen, Claſſe V.—VII. Wintercurſe, 22 Wochen.

Obligatoriſche Fortbildungsſchule für Knaben bis zum vollendeten 16. Jahr, 40 Halbtage oder 20 Ganztage per Jahr; Mädchenfortbildungsſchulen ſind geſtattet.

Gehobene Volksschule: Secundarschule, 2 Jahre mit Anschluß an die Primarschule, doch so, daß auch Schüler, die die letzte Classe nicht absolvirt haben, nach Vorprüfung eintreten können.

Mittelschulen mit oder ohne Progymnasium. Kantonsschule in Luzern.

Uri. Schuleintritt: Auf folgendes Neujahr zurückgelegtes 7. Altersjahr.

Schulbeginn: Herbst.

Einfache Volksschule: Primarschule mit 6 Jahrescursen, mindestens 30 Wochen zu mindestens 18 Stunden.

Repetitionscurs bis zum zurückgelegten 15. Altersjahr, mindestens 2 Stunden wöchentlich.

Obligatorischer Wiederholungscurs vor den Rekrutenprüfungen, 40 Stunden.

Gehobene Volksschule: Secundarschule, 1—3 Jahre.

Mittelschule: Kantonsschule Altorf.

Schwyz. Schuleintritt: Im laufenden bürgerlichen Jahr zurückgelegtes 7. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Primarschule mit 7 Jahrescursen, 42 Schulwochen.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Obligatorischer Wiederholungscurs vor den Rekrutenprüfungen, 30 bis 60 Stunden.

Gehobene Volksschule: Secundarschule, 2—3 Jahre.

Mittelschulen: Collegium Mariahilf bei Schwyz. Gymnasium Einsiedeln (beide nicht staatlich.)

Obwalden. Schuleintritt: Auf 1. April zurückgelegtes 7. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Primarschule mit 6 Jahrescursen, 42 Schulwochen.

Obligatorische Fortbildungsschule, 2 Jahre, 120 Stunden jährlich.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Obligatorischer Wiederholungscurs vor den Rekrutenprüfungen, 40 Stunden.

Gehobene Volksschule und Mittelschulen: Kantonsschule in Sarnen. Gymnasium Engelberg (nicht staatlich).

Nidwalden. Schuleintritt: Auf Beginn des Schulcurses zurückgelegtes 7. Altersjahr, nach zurückgelegtem $6^1/_2$. Altersjahr Bewilligung zum Eintritt zulässig.

Einfache Volksschule: Primarschule mit 6 Jahrescursen, 42 Schulwochen.

Digitized by Google

Obligatoriſche Wiederholungsſchule für Knaben, 2 Jahre, 90 Stunden jährlich.

Freiwillige Zeichenſchulen.

Gehobene Volksſchule: Secundar- oder Fortbildungsſchulen.

Mittelſchule: Lehranſtalt der Kapuziner in Stanz (nicht ſtaatlich).

Glarus. Schuleintritt: Auf 1. Mai zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 7 Jahrescurſen, 45 Schulwochen.

Repetierſchule, 2 Jahre, wöchentlich 1 Ganz- oder 2 Halbtage.

Freiwillige Fortbildungsſchulen.

Gehobene Volksſchule: Secundarſchulen, mit Anſchluß an den 6. Curs der Primarſchule.

Zug. Schuleintritt: Im bürgerlichen Jahr zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 6 Jahrescurſen, 42 Schulwochen.

Repetierſchule 3 Jahre, mit 8 Monaten jährlicher und 3 Stunden wöchentlicher Schulzeit.

Freiwillige Fortbildungsſchulen.

Obligatoriſcher Wiederholungscurs vor den Rekrutenprüfungen.

Gehobene Volksſchule: Secundarſchule, 3 Jahre.

Mittelſchule: Gymnaſium und kantonale Induſtrieſchule in Zug.

Freiburg. Schuleintritt: Auf Beginn des Schulcurſes zurückgelegtes 7. Altersjahr.

Einfache Volksſchule: Alltagsſchule mit 8 Jahrescurſen, 40 bis 42 Schulwochen.

Freiwillige, bei ungenügender Vorprüfung für angehende Rekruten obligatoriſche Fortbildungsſchule.

Gehobene Volksſchule: Secundarſchule, nach zurückgelegtem 12. Altersjahr, wenigſtens 2 Schuljahre.

Mittelſchule: Collége St-Michel in Freiburg.

Solothurn. Schuleintritt: In der erſten Hälfte des Schuljahrs zurückgelegtes 7. Altersjahr.

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 8 Jahrescurſen, 40 Schulwochen; für das 5.—8. Schuljahr im Winter 30, im Sommer blos 12 Stunden wöchentlich.

Freiwillige Fortbildungsſchulen.

Obligatoriſche Fortbildungsſchule für Knaben, bis zum vollendeten 18. Altersjahr, November bis und mit März, 4 Stunden wöchentlich.

Gehobene Volksschule: Bezirksschulen, mit Anschluß an die 6. Primarclasse, wenigstens 2 Jahre.

Mittelschule: Kantonsschule in Solothurn.

Baselstadt. Schuleintritt: Auf 1. Mai zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Elementarschule mit 4 Jahrescursen, 44 Schulwochen.

Secundarschule mit 4 Jahrescursen, 44 Schulwochen.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Gehobene Volksschulen und Mittelschulen: Gymnasium, Realschule und Töchterschule in Basel.

Baselland. Schuleintritt: Im Laufe des bürgerlichen Jahres zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Alltagsschule mit 6 Jahrescursen, 45 Schulwochen.

Repetierschule, 6 Stunden wöchentlich für reformirte Kinder bis zur Confirmation, für katholische bis zum zurückgelegten 15. Altersjahr; — resp. Halbtagsschule, 2 Jahrescurse, 18 wöchentliche Stunden.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Gehobene Volksschule: Bezirksschule, 3 Jahre. Mädchensecundarschulen.

Schaffhausen. Schuleintritt: Auf 1. Mai zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Elementarschule, 42 Schulwochen, mit 8 ganzen, oder 6 ganzen und 3 theilweisen Schuljahren; in ersterem Fall beträgt die wöchentliche Stundenzahl für das 6.—8. Schuljahr 28—33, in letzterm für das 6. Jahr im Sommer 24, im Winter 30, im 7. und 8. Schuljahr im Sommer 6, im Winter 28—33, für das 9. Schuljahr während des Winters 12.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Obligatorische Fortbildungsschulen für alle Schüler, die nicht volle 8 Jahrescurse durchgemacht haben, im Winterhalbjahr, November bis und mit Februar, 4 Stunden wöchentlich.

Gehobene Volksschule: Realschulen im Anschluß an den 5. resp. 6. Curs der Elementarschule, 2—3 Jahre.

Mittelschule: Kantonsschule in Schaffhausen.

Appenzell A.-Rh. Schuleintritt: Auf 30. April zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Alltagsschule mit 7 Jahrescursen, 48 Schulwochen.

Uebungsschule, 2 Jahrescurse, 6—6½ wöchentliche Stunden.

Digitized by Google

Freiwillige, mehrfach von den Gemeinden obligatorisch erklärte Fortbildungsschulen.

Gehobene Volksschule und Mittelschulen: Realschulen, vom zurückgelegten 12. Altersjahr an, 3—4 Jahre. Kantonsschule in Trogen mit Progymnasium.

Appenzell J.-Rh. Schuleintritt: Im ersten Schuljahr zurückzulegendes 7. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Alltagsschule mit 6 Jahreskursen, 42, 36 und 26 Schulwochen in den verschiedenen Gemeinden.

Wiederholungsschule, 2 Jahre, einen halben Tag wöchentlich.

Gehobene Volksschule und Mittelschule: Realschule (1 Jahr) und Progymnasium (2 Jahre) in Appenzell.

St. Gallen. Schuleintritt: Auf Beginn des Schulcurses zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Alltagsschule (Jahres- und Halbjahr- resp. Dreivierteljahrschulen) mit 7 Jahrescursen; in Halbjahrschulen sind die Kinder im andern Halbjahr verpflichtet, die Repetierschule zu besuchen.

Ergänzungsschule, 2 Jahrescurse mit 6 wöchentlichen Stunden.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Gehobene Volksschule: Realschule, an den 6. Jahrescurs der Alltagsschule anschließend, wenigstens 2 Jahre.

Mittelschule: Kantonsschule in St. Gallen.

Graubünden. Schuleintritt: Im Laufe des bürgerlichen Jahres zurückzulegendes 7. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Jahresschulen (Sommerschulen) und Winterschulen, letztere mit 24 Schulwochen, bis zum erfüllten 15. Altersjahr. Wo keine Jahresschulen bestehen, sind Repetierschulen empfohlen.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Gehobene Volksschule: Realschule, vom 13. Altersjahr an wenigstens 2 Jahre.

Mittelschulen: Kantonsschule in Chur. — Collegium in St. Anna bei Roveredo. — Progymnasium in Disentis.

Aargau. Schuleintritt: Auf 1. Mai zurückgelegtes 7. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Primarschule mit 8 Jahrescursen, 42 Schulwochen. Minimum der wöchentlichen Schulstunden in den beiden obersten Schulclassen Sommer 14, Winter 26.

Fortbildungsschulen, neben den 3 oder 2 (oder statt der 2) obersten Primarschulclassen mit 3 resp. 2 Jahrescursen (Sommer 18—24, Winter wenigstens 24 Stunden.)

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Gehobene Volksschule: Bezirksschule, vom 11. Altersjahr an, 4 Jahre.

Mittelschule: Kantonsschule in Aarau.

Thurgau. Schuleintritt: Auf 1. April zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Alltagsschule mit 6 Jahrescursen, 40 bis 42 Schulwochen.

Gesangschule 10.—15. Altersjahr, wöchentlich 1 Stunde.

Ergänzungsschule für Knaben mit 3, für Mädchen mit 2 Sommercursen und je 4 wöchentlichen Stunden; im Winter der Ergänzungsschuljahre Alltagsschule für Knaben und Mädchen.

Obligatorische Fortbildungsschule für Knaben, 3 Wintercurse, bis nach zurückgelegtem 18. Altersjahr, vom November bis Ende Februar wenigstens 4 wöchentliche Stunden.

Freiwillige Fortbildungsschulen.

Gehobene Volksschule: Secundarschule mit Anschluß an das 6. Alltagsschuljahr, 3—4 Jahrescurse.

Mittelschule: Kantonsschule in Frauenfeld.

Tessin. Schuleintritt: Auf 1. October zurückgelegtes 6. Altersjahr.

Einfache Volksschule: Primarschule mit 8 Jahrescursen, regulär 9—10 Monate, Minimum 6 Monate.

Repetierschule für Jünglinge von 14—18 Jahren, bei ungenügender Vorprüfung auch für die angehenden Rekruten (19. Altersjahr) obligatorisch, nicht weniger als 2 Monate per Jahr.

Freiwillige Zeichenschulen.

Gehobene Volksschule: Höhere Schulen (Scuole elementari maggiori), Kreisschulen, nach den Geschlechtern getrennt, mit Aufnahme zwischen 10. und 16. Altersjahr, 3 Jahrescurse.

Mittelschulen: Kantonales Gymnasium und technische Schule in Lugano. — Technische Schulen in Locarno, Bellinzona und Mendrisio.

Waat. Schuleintritt: Auf 1. November des ersten Schuljahrs zurückgelegtes 7. Altersjahr; Dispensation während des Sommerhalbjahrs für Kinder über 12 Jahren.

Einfache Volksschule: Primarschule mit 9 Jahrescursen, 42 Schulwochen.

Digitized by Google

Freiwillige Abendſchulen nach zurückgelegtem 12. Altersjahr (neben der obligatoriſchen Schulpflicht) mit nicht über 2 wöchentlichen Stunden.

Freiwillige Abendſchulen für das nicht mehr ſchulpflichtige Alter.

Gehobene Volksſchule und Mittelſchule: Ecoles secondaires (Gemeindeſchulen mit erweitertem Lehrplan neben der Oberabtheilung der Primarſchulen), vom 13. Altersjahr an, 2 Jahre.

Colléges communaux et écoles supérieures des jeunes filles, vom 9. reſp. 12. Altersjahr an.

Mittelſchulen: Collége cantonal und école industrielle cantonale in Lauſanne.

Wallis. Schuleintritt: 7. Altersjahr (ohne nähere Beſtimmung).

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 8 Curſen von wenigſtens 6monatlicher Dauer.

Obligatoriſche Wiederholungsſchule für Knaben, vom zurückgelegten 15.—20. Altersjahr 4 Monate, 6—8 Stunden wöchentlich.

Obligatoriſcher Wiederholungscurs vor den Rekrutenprüfungen, wenigſtens 16 Stunden.

Gehobene Volksſchule: Secundarſchule (Knaben vom 13., Mädchen vom 12. Jahr an) 2 Jahre.

Mittelſchule: Collége industriel in Sitten, colléges classiques in Brieg und St. Maurice. Lyceum in Sitten.

Neuenburg. Schuleintritt: Auf Beginn des Schuljahres zurückgelegtes 7. Altersjahr.

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 9 Jahrescurſen, entweder Ganzjahrſchule (bis 45 Schulwochen) oder Temporärſchule von mindeſtens 5monatlicher Dauer.

Repetierſchule, vom 13. Altersjahr an mit mindeſtens 10wöchentlichen Stunden für Diejenigen, die wegen Erlernung eines induſtriellen Berufes von der Alltagsſchule dispenſirt werden.

Gehobene Volksſchule: Secundar- und Induſtrieſchulen, 2 und mehr Jahrescurſe, vom 13. Altersjahr an.

Mittelſchule: Kantonales Gymnaſium in Neuenburg.

Genf. Schuleintritt: Auf Beginn des Schulcurſes zurückgelegtes 6. Altersjahr (excl. die in allen Gemeinden geſetzlich eingeführten, ſtaatlich ſubventionirten, aber facultativen Kleinkinderſchulen).

Einfache Volksſchule: Primarſchule mit 7 Jahrescurſen, 6 Claſſen, 44—46 Schulwochen.

Ecole complementaire pour les jeunes filles, 2 Claſſen, facultative Winterabendcurſe, im Anſchluß an die Primarſchulen; école

industrielle et commerciale für Knaben, 5 Classen, facultative Winterabendcurse, ebenfalls im Anschluß an die Primarschulen.

Freiwillige Abendschulen für Schüler über 13 Jahren zur Nachholung und Ergänzung der Primarkenntnisse.

Gehobene Volksschule: Secundarschulen, im Anschluß an die Primarschule, 3 Jahre.

Mittelschulen: Collége und Gymnasium in Genf, Collége in Carouge.

2. Unterrichtsgebiet.

Die Primarschule unterrichtet durchweg in folgenden Fächern:

a) Muttersprache, Lesen und Schreiben, theilweise mit besonderer Hervorhebung der Denk- und Sprechübungen einerseits, anderseits der Sprachlehre;

b) Mathematik, Rechnen und Geometrie; der Unterricht in der Geometrie fehlt in den Primarschulen Luzern, Uri, Obwalden, Nidwalden, Appenzell A.-Rh., Tessin, ist nur facultativ in Bern und Freiburg, auf Knaben beschränkt in Wallis;

c) Realien:

Geschichte und Geographie; bezüglich der Geschichte auf die Schweiz beschränkt in Obwalden, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Waat, Wallis, Genf; bezüglich beider Fächer in Luzern, Uri, Nidwalden, Zug, Freiburg, Solothurn, Graubünden, Tessin;

Naturkunde; fehlt in Luzern, Uri, Obwalden, Nidwalden, Appenzell A.-Rh., Tessin, Wallis, ist nur facultativ in Freiburg;

d) Kunstfächer:

Kalligraphie;

Gesang, nur facultativ in Uri, Zug;

Zeichnen; ist auf facultatives, lineares Zeichnen begrenzt in Freiburg und Waat, auf Handzeichnen in Graubünden, und steht außerhalb des Primarschulorganismus in Tessin;

Weibliche Arbeiten; nur facultativ in Uri, nicht mit dem Primarschulorganismus verbunden in Appenzell J.-Rh., Graubünden;

e) Turnen; nur für Knaben in Bern, Schwyz, Nidwalden, Freiburg, Schaffhausen, Appenzell A.-Rh.; nur für Knaben über 10 Jahren in Tessin, Uri; nur facultativ für Mädchen in Luzern, überhaupt bisher in Waat, ohne Bestimmung gelassen in Appenzell J.-Rh., Graubünden;

☞ Vgl. die Bundesbestimmungen über den militärischen Vorunterricht S. 354.

f) Religion, allenthalben laut Bundesverfaſſung facultativ; außerhalb des Schulorganismus in Baſelſtadt und Genf; in erſter Linie Sache der Kirche und nur ſubſidiär dem Lehrer zugetheilt in Luzern.

Außer dieſen Fächern treten noch in den Lehrplänen der einfachen Volksſchule auf den verſchiedenen Schulſtufen auf: Buchhaltung, Geſundheitslehre, Feldmeſſen, Verfaſſungskunde, Obſtbaumzucht, Elemente der Landökonomie, Landwirthſchaftslehre, Hauswirthſchaftslehre; für die genferſchen Primarſchulen wie für die nicht deutſchen Gemeinden Graubündens Deutſch; als facultative Fächer: eine Fremdſprache (Bern, Luzern); in Teſſin: Linearzeichnen, allgemeine Geographie, Verfaſſungskunde, Geſundheitslehre, Elemente des Ackerbaues und der Naturgeſchichte, Buchhaltung; einen ähnlichen Kreis wünſchbarer, aber nicht unerläßlicher Fächer hat Freiburg.

Die gehobene Volksſchule charakteriſirt ſich in der Regel durch den obligatoriſchen Zutritt einer Fremdſprache, Erweiterung der Fächerzahl (beſonders in den Realien) und leichtern Hinzutritt facultativer Diſciplinen.

3. Verhältniß des Staats zur Gemeindeautonomie.

In einer bedeutenden Zahl von Kantonen liegt das Schwergewicht für Unterhalt und Beſorgung der Volksſchulen in den Gemeinden; der Staat begnügt ſich damit, allgemeine Normen aufzuſtellen und für den Unterhalt in beſtimmt begrenzten Beziehungen ſubſidiär mitzuwirken. In dieſe Gruppe gehören die Kantone: Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Glarus, Zug, Freiburg, Appenzell A.-Rh., St. Gallen, Graubünden, Teſſin, Waat, Wallis.

Im größten Gegenſatz zu dieſer Gruppe ſteht Baſelſtadt, das den Gemeinden nur die Sorge für die Localitäten überbindet. Die übrigen Kantone haben ein gemiſchtes Syſtem. In Appenzell J.-Rh. ſollten eigentlich nach der Schulordnung die Gemeinden bezahlen, thatſächlich zahlt aber das kantonale Schulgut.

Bei der gehobenen Volksſchule iſt die Staatsbetheiligung durchweg bedeutender als bei der einfachen. Die obligatoriſchen Fortbildungsſchulen von Solothurn und Thurgau werden abgeſehen von den Localitäten durch den Staat unterhalten.

4. Schulbehörden.

Zur Leitung und Beaufſichtigung der Volksſchulen hat ſich ein natürliches Schema allenthalben Bahn gebrochen: wir haben locale Behörden, Mittelbehörden und eine centrale Oberbehörde in allen Kantonen; in Appenzell J.-Rh. fehlt das Mittelglied nur ſcheinbar, indem die Inſpektion in die Hände zweier Mitglieder der Landesſchulcommiſſion gelegt iſt.

Die locale Schulaufſicht iſt mit Ausnahme von Genf und Teſſin der politiſchen Gemeindsbehörde coordiniert; in Genf übt der Gemeinderath, in Teſſin eine Delegation desſelben die Aufſicht aus.

Das Mittelglied wird entweder durch ein Verwaltungscollegium oder durch ein Inſpectorat gebildet; beide Formen neben einander haben Aargau und Solothurn; das Syſtem der Verwaltungsbehörde iſt nur in Zürich und St. Gallen (Bezirksſchulpflegen, Bezirksſchulräthe), in allen übrigen dagegen dasjenige eines ſtändigen Inſpectorats in Kraft, ſei's daß ein einheitlicher kantonaler Schulinſpector aufgeſtellt wird, ſei's daß eine Mehrheit von Bezirksſchulinſpectoren aufgeſtellt wird, denen meiſtens gemeinſchaftliche Berathungen durch das Geſetz oder Regulativ zur Pflicht gemacht werden. Für die verſchiedenen Stufen der Schule — Primar-, Secundar-, Fortbildungsſchule — werden in entwickelten Schulorganiſationen beſondere Inſpectorate beſtellt.

In den Kantonen Freiburg und Bern werden namentlich für Handhabung der Disziplin und Controlle die politiſchen Behörden (Oberamtmänner, préfets) in Mitleidenſchaft gezogen.

Die weitgehendſte Manigfaltigkeit weiſen die Verhältniſſe der centralen Aufſichtsbehörde auf.

In Graubünden, wie in einzelnen kleinen demokratiſchen Kantonen (Uri, Obwalden, Zug) iſt die kantonale oberſte Erziehungsbehörde (die durch ein Collegium gebildet wird) von der vollziehenden Staatsgewalt abgelöst und ihr gegenüber abgeſehen von einer allgemeinen Oberaufſicht und der Pflicht jährlichen Berichterſtattung an dieſelbe im Weſentlichen ſelbſtändig.

In den übrigen Kantonen iſt die Erziehungsaufſicht zum mindeſten dadurch dem politiſchen Organismus eingefügt, daß der Vorſitz der Erziehungsbehörde einem Regierungsmitglied übertragen iſt. Dabei macht ſich eine doppelte Richtung geltend.

Das Schwergewicht der Entſcheidung in Erziehungsangelegenheiten liegt in der politiſchen Vollziehungsbehörde, entweder in ihrer Geſammtheit, oder in der Einzelcompetenz des mit dem Erziehungsdepartement betrauten Mitgliedes (Bern, Freiburg, Solothurn, Baſelland, Thurgau, Waat, Genf).

Oder das Schwergewicht liegt in einem dem Erziehungsdirector ſtändig beigegebenen Specialcollegium für das Erziehungsweſen (Erziehungsrath) und die politiſche Oberbehörde hat mehr nur formell den Entſcheid (Zürich, Luzern, Schwyz, Nidwalden, Glarus, Baſelſtadt, Schaffhauſen, Appenzell, Aargau, Teſſin, Wallis, Neuenburg).

In einzelnen Kantonen iſt der Verſammlung der Lehrerſchaft oder ihrer Vertreter (Zürich, Bern) oder der Schulinſpectoren (Schwyz u. a.), oder der Seminarlehrerſchaft (Solothurn) geſetzlicher Einfluß auf die centrale Leitung des Schulweſens zugeſichert.

5. Lehrervorbildung.

Die gewöhnliche Lehrervorbildung wird durch Lehrerseminarien vermittelt. Es bestehen gegenwärtig folgende Seminarien:

a) Staatliche Seminarien.

Zürich: Küsnach, für Lehrer und Lehrerinnen.
Bern: Münchenbuchsee und Porrentruy für Lehrer, Hindelbank und Delsberg für Lehrerinnen.
Luzern: Hitzkirch für Lehrer.
Schwyz: Rickenbach für Lehrer.
Freiburg: Haute-Rive für Lehrer.
Solothurn: Solothurn für Lehrer.
St. Gallen: Rorschach für Lehrer.
Graubünden: Chur (mit der Kantonsschule verbunden) für Lehrer.
Aargau: Wettingen für Lehrer.
Thurgau: Kreuzlingen für Lehrer.
Tessin (2): Locarno für Lehrer und für Lehrerinnen.
Waadt (2): Lausanne für Lehrer und für Lehrerinnen.
Wallis (4): Sitten (für deutsche und für französische Lehrer; für französische Lehrerinnen); Brieg (für deutsche Lehrerinnen).
Neuenburg: Neuenburg (in Verbindung mit der Akademie) für Lehrer.
Genf: Genf (in Verbindung mit der Akademie) für Lehrer.

b) Halbstaatliche Seminarien: in Verbindung mit der höhern Töchterschule in Zürich und Aarau.

c) Privatseminarien: Unterstraß bei Zürich (Lehrer), Muristalden bei Bern (Lehrer), Bern (für Lehrerinnen in Verbindung mit der Einwohner- und der neuen Mädchenschule), Ingenbohl und Menzingen (Lehrschwestern), Freiburg (in Verbindung mit der höhern Töchterschule), Schiers (für Lehrer in Verbindung mit der Realschule), Aarburg (Lehrerinnen), Peseux bei Neuchatel (Lehrer), Neuchatel (für Lehrerinnen), Miolan bei Genf (für Lehrer).

Für Secundarlehrer ist in den Kantonen Zürich und Bern akademische Bildung vorgeschrieben.

6. Corporative Stellung der Lehrerschaft.

Die Lehrerschaft ist in den meisten Kantonen officiell oder officiös gegliedert, sei es zur gegenseitigen Belehrung, sei es mit dem Recht der Begut-

achtung, ſei es endlich auch mit geſetzlich normierter Betheiligung am ſtaatlichen Verwaltungsorganismus.

1. Kantone ohne geſetzliche Regelung des Conferenzweſens:

Glarus, Baſelland, Teſſin, Genf; — Neuenburg (freiwilliger kantonaler Lehrerverein mit Sektionen ſeit 1830) —; Obwalden, Nidwalden, Graubünden (Conferenzen im Schulgeſetz jeweilen vorgeſehen).

2. Kantone mit geſetzlicher Regelung des Conferenzweſens.

Conferenzen mit rein wiſſenſchaftlichem Zweck: Uri, Schwyz, Luzern, Freiburg, Solothurn, Appenzell J.-Rh., Waadt, Wallis.

Conferenzen mit Begutachtungsrecht: Bern, Zug, Baſelſtadt, Schaffhauſen, St. Gallen, Appenzell A.-Rh., Aargau, Thurgau.

Synode mit Antheil an der Wahl ſtaatlicher Behörden; Zürich.

7. Lehrer- und Schulvereine.

Außer den officiellen und halbofficiellen Conferenzen, Synoden, Capiteln, beſtehen noch eine ſehr große Anzahl localer, Bezirks- und kantonaler freiwilliger Lehrervereine; von den interkantonalen Lehrervereinen iſt nahezu der älteſte und der zahlreichſte der ſchweizeriſche Lehrerverein, gegründet 1849; dann folgt die société des instituteurs de la Suisse romande, gegründet 1864; außer dieſem haben wir den katholiſchen Erziehungsverein, den Verein der Lehrer und Freunde der chriſtlichen Schule, den ſchweizeriſchen Turnlehrerverein (gegründet 1858), den ſchweizeriſchen Gymnaſiallehrerverein (gegründet 1860), den ſchweizeriſchen Verein zur Förderung des Zeichenunterrichts (1874), den ſchweizeriſchen Verein für das Mädchenſchulweſen (1878), den ſchweizeriſchen Armenerzieherverein (1848) und den ſchweizeriſchen Kindergartenverein (1881), die alle entweder ausſchließlich oder wenigſtens zum Theil aus Lehrern ſich zuſammenſetzen und die pädagogiſchen Intereſſen nach den verſchiedenen Seiten vertreten. Auch die 1810 gegründete ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft, ſowie die zahlreichen gemeinnützigen, kantonalen und Bezirksvereine beſchäftigen ſich mit Erziehungs- und Schulfragen.

Inhalt des dritten Bandes.

Entwicklung der allgemeinen Volksschule auf staatlicher Grundlage seit 1830.

Seite

Zur Einleitung 1

Monographien:

Dr. Ludwig Snell, von O. Hz. 11
Joh. Kaspar v. Orelli, von O. Hz. 18
Konrad Melchior Hirzel, von O. Hz. 25
Thomas Scherr, von Rüegg 39
Hans Jakob Bär, von Dr. Strickler 61
Johannes Rüegg, von Dr. Kübler 66
Dr. Jakob Dubs, von F. Zehender 74
Johann Kaspar Sieber, von S. Vögelin 80
Die Nachfolger Scherrs in der Direction des zürcherischen Lehrerseminars. (Bruch, Zollinger, Fries), von O. Hz. 90
Gerold Eberhard, von J. C. Ott 94
Heinrich Rudolf Schinz und Joh. Jakob Hottinger, von O. Hz. . 103
Jeremias Gotthelf, von Ammann 106
Friedrich Langhans und Karl Rickli, von Ed. Balsiger . . . 113
Heinrich Grunholzer, von B. Schwab 118
Johann Friedrich Boll, von K. Grütter 127
Photion Heinrich Klias, von J. Niggeler 131
Adolf Spieß, von J. Niggeler 136
Nikolaus Rietschi, von Dula 142
Nazar von Reding, von J. Marty 149
P. Gall Morel, von P. B. Kühne 158
Johann Melchior Tschümperlin, von J. Marty 164
Melchior Lütschg, von Heer 171
Johann Jakob Bäbler, von Heer 174
Dr. Bernhard Becker, von Heer 177
Leodegar Zumbach, von A. Weber 180
Dr. Karl Kaspar Keiser, von Staub 185
Die Freunde und Schüler P. Girard's im Franciscanerkloster in Solothurn, von F. Fiala 198
Joseph Propst, von F. Fiala 203
Jakob Roth, von F. Fiala 207
Johannes Kettiger, von Heinrich Welti 217
Johann Konrad Bänziger, von O. Hz. 224
Sebastian Zuberbühler, von Zuberbühler 225
Peter Scheitlin, von G. Wiget 239

Digitized by Google

Seite

Dr. J. A. S. Federer, von G. Wiget 241
Johann Jakob Schlegel, von Schelling 242
Johann Ulrich Benker 245
Der evangelische Schulverein in Graubünden 249
Professor Jakob Früh, von Herold 254
Johann Heinrich Schällibaum, von Herold 254
Peter Flury, von O. Hz. 256
Dekan Georg Allemann, von Herold 261
P. Theodosius Florentini, von J. Marty 262
Stefano Franscini, von G. Curti 271
Jean-Daniel-André Gindroz, von Aug. Reitzel 276
Louis F. F. Gauthey, von A. Reitzel 278
Charles Monard, von A. Reitzel 283
Rudolf Alexander Vinet, von A. Reitzel 286
François-Marc-Louis Naville, von A. Reitzel 294
Nachträge zu den Monographien 299

Zur Entwicklungsgeschichte des schweizerischen Volksschulwesens seit 1830.

a. Die Entwicklung der kantonalen Volksschulen.

Zürich 304
Bern 307
Luzern 310
Uri 312
Schwyz 313
Obwalden 315
Nidwalden 315
Glarus 317
Zug 319
Freiburg 320
Solothurn 323
Baselstadt 324
Baselland 325
Schaffhausen 326
Appenzell A.-Rh 329
Appenzell J.-Rh. 331
St. Gallen 332
Graubünden 336
Aargau 338
Thurgau 340
Tessin 342
Waat 343
Wallis 347
Neuenburg 349
Genf 352

Digitized by Google

Seite

b. Mitwirkung des Bundes. 353

c. Ergebnisse der Rekrutenprüfungen 1875—1882. 355

d. Gegenwärtiger Stand des schweizerischen Volksschulwesens.

1. Gliederung der kantonalen Schulorganisation 356
2. Unterrichtsgebiet 363
3. Verhältniß des Staats zur Gemeindeautonomie 364
4. Schulbehörden 364
5. Lehrervorbildung 366
6. Corporative Stellung der Lehrerschaft 366
7. Lehrer- und Schulvereine 367

Personen-Register.

Druckfehler.

Band II. S. 83 Z. 15 l. jünger st. älter.
„ 88 Z. 19 l. Fabrikationserwerb st. Fabrikationswerth.
„ 100 Z. 17 l. Kindern st. Kinder.
„ 129 Z. 31 l. Gustav Tobler st. Joh. Georg Tobler.
Band III. S. 129 Z. 33 l. Heinrich Lemp st. Benz.

Digitized by Google

Personen-Register

zur Geschichte der Schweizerischen Volksschule.

I. Vorgeschichte und Anfänge des Volksschulwesens. II. Uebergangszeit. Helvetik, Mediation und Restauration. III. Die Entwicklung der staatlichen Volksschule seit 1830.

A.

Adalhelm, Abt von St. Blasien. I. 38.
Adam, P. Anastasius. III. 200.
d'Affry, Ludwig. II. 279.
Albert, Heinrich. I. 277.
Albuin s. Alcuin.
Albrecht, Kurfürst von Mainz. I. 97.
Alcuin. I. 23. 24. 26. 30.
d'Alembert, I. 166.
Alexander I., Kaiser v. Rußland. II. 135.
Allemann, Georg. III. 261 ff.
Altorfer, J. J. I. 252 ff.
Amiet, Jakob. II. 65.
Ammann, Joh. Conrad. I. 284 ff.
Ammann, Dr. Prof. II. 169.
Amoros, Francisco. III. 133.
Am-Rhyn, Staatsschreiber. II. 284.
Andermatt, Frz. Jos. III. 183.
Andlow, Georg von. I. 50.
Andrié, Jean-François-Daniel. II. 389 ff.
d'Appenthel, Justin. II. 280.
Archinard, Ch. III. 344.
Ardüser, Hans. I. 100 ff.
Armbruster, II. 61.
Arnold, Karl, Bischof. III. 194.
Arx, Ildefons von. I. 38.
Arx, Johann von. III. 215.
Arx, Joseph von. III. 214. 217.

B.

Bäbler, Joh. Jacob. III. 174 ff.
Bachmann, Pfr. III. 191.
Bachofen, Kaspar. I. 278 ff. 281. 282.
Bahrdt, Karl Friedr. I. 136. 138. 193. 224. 225.
Baco von Verulam. I. 73. 129. 232.
Balthasar, F. U., I. 134. 184. 187. 193. II. 297.
Balthassar, M., Abt. I. 234. 245.
Bänziger, Joh. Conrad. III. 224 ff. 333.
Bär, Hans Jakob. III. 61 ff.
Barraud. II. 131.
Barzäus, Johannes. I. 110.
Basedow. I. 134. 135. 136. 137. 176. 213. 224. 259. II. 239. III. 131.
Battier, Samuel. I. 134.
Bauer, Bruno. III. 120.
Bauer, Dr. II. 333.
Baumann, Hch. III. 63.
Beck, Prof. II. 132.
Becker, Dr. Bernhard. III. 177 ff.
Becker, R. Z. II. 17.
Bell, Andrew, Dr. II. 48. 281.
Benedict v. Nursia. I. 2. 4. 8.
Benker, Joh. Ulr. III. 245 ff.
Berchthold, Chorherr. III. 347.
Bernoulli, Joh. I. 134.
Bernoulli, Daniel. I. 232.
Binzegger, K. Jos. III. 181.
Binzegger, Dr. III. 191.
Bircher, Lehrer, II. 374.
Bischoff, J. J., Pfr. II. 52.
Bitzius, Albert sen. s. Gotthelf.
Bitzius, Albert jun. III. 301.
Blumenbach, J. Fr. I. 290.
Bluntschli, Joh. Casp., Dr. III. 52.
Bock, Franz Xaver. I. 269.
Bodmer, Joh. Jakob. I. 132. 134. 184. 188. 205 ff. 207. 208. 210. 278. II. 78. 79.
Boll, Joh. Friedr. III. 127. 229. 233.
Bolley, Dr. II. 368.
de Bons, Ch. L. III. 348.
Bornhauser, Th. II. 202. III. 246.
Boudory, P. I. 269.
Brandenberg, Franz Xav. Dom. II. 65. 302 ff. III. 185.
Brandmüller, J. I. 105.
Breitinger, Joh. Jakob (1575—1645) I. 111 ff.
Breitinger, Joh. Jakob (1701—1776) I. 132. 134. 205. 207. ff. 208. 209. 211. 273. 278.
Bremi, Chorherr. III. 27. 246.
Bridel, Philipp. I. 185. 204.
Bronner, Franz Xaver. II. 366.
Bruch, Dr., Joh. Heinrich. III. 90 ff.
Brunfels, I. 96.
Brunner, Philipp, Landvogt in Frauenfeld. I. 95
Brunner, Urs Victor. I. 237. 238. 246. II. 57. 58.
Buchegger, F. III. 169.
Büel, Joh. I. 256 ff.
Bullinger, Heinrich. I. 87 ff. 113.
Businger, Jos. Maria. II. 99.
Buß, Joh. Christoph. II. 103. 122. 128 ff.
Buß, Louise. II. 132.

Digitized by Google

C.

Calvin, Joh. I. 56. 61. 89. 94. 98. 99.
Campe, Joach. Heinrich. I. 60. 136.
de Candolle, Aug. Pyram. III. 92.
Capito (Köpflin), W. F. I. 104.
Carisch, Otto de. II. 329 ff. III. 249.
Cartier, Joh. Jakob. III. 215.
Cartier, Robert. III. 215.
Chabot s. Louis Philipp.
Chappuis, Nicolas. III. 302.
Chappuis-Vuichoud, Emile. III. 303.
Chavannes, Alex. César. I. 232 ff.
Chavannes, Dan. Alex. III. 279.
Chavannes, Cornélie III. 279
Chavannes, Herminie. III. 279
Chrodegang von Metz. I. 4.
Chunibert I. 33.
Coccius, Samuel. I. 102. 103.
Collin, Pfarrer in Scherzingen. I. 64
Collinus I. 51.
Columban. I. 3.
Comenius, Joh. Amos. I. 130. 211. III 59.
Condillac. I. 232.
Conradi, Matthias. II. 218.
Cordier, Mathurin. I. 62. 98 ff.
Cranmer, Thomas. I. 94.
Crousaz, Jean Pierre de. I. 131. 145 ff.
Curtmann, W. J. G. I. 287.

D.

Daguet, A. II. 287.
Dändliker, Joh. Jakob. II. 190. 226. 231 ff.
Dändliker, Jakob. III. 98. 300.
Dändliker, Eduard. III. 42. 47.
Däniker, Prof. I. 283.
Dänzler, Franz Joseph. III. 210. 211.
Dasypodius, Peter. I. 70. 95 ff.
Decarisch s. Carisch.
Deluze, Nicolaus. I. 133. 142. 202 ff.
Denis, Michael, P. II. 61.
Dereser, Dr. II. 170. 362.
Dick, Pfr. III. 123.
Diderot. I. 163 165.
Diesterweg, F. A. W. III. 118. 120.
Dietschi, Peter. III. 215.
Dolder, Zacharias. I. 106.
Dolmetsch. I. 283.
Doroz, Johannes, Bischof von Freiburg-Lausanne. I. 109.
Dringenberg, Ludwig. I. 49.
Drumond, Pfarrer. III. 259.
Dubs, Dr. Jakob. III. 74.
Dümmler, Ernst. I. 34.
Dürholz, Amanz. III. 215.

E.

Eberhard, Gerold. III. 94 ff.
Effinger, Franz Viktor v. Wildegg. II. 86.
Egli, Heinrich. I. 281. 282 ff.
Egli, Sekundarlehrer. III. 42.
Egger, Jakob. III. 309.
Einhard I. 28.
Eisenlohr, Seminardirektor. I. 287.
Ekkehart I. I. 33.
Ekkehart II. I. 33. 36.
Ekkehart. III. I. 33.
Ekkehart IV. I. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37.
Emporicus s. Lemnius.
Engel, Samuel. I. 201.
l'Epée, Abbé de. I. 275. 286. 287. 288. 289. 291. 292.
Epinay Mad. d'I. 165.
Erasmus Roterdamus. I. 52. 77.
Ernst, Herzog von Gotha. I. 130.
Escher, Konrad, v. d. Linth. III. 68.
Eßlinger. Pfr. III. 63.
Evers, Ernst August. II. 366.

F.

Farquhar, Baron W., III. 259.
Farel, Wilh. I. 94. 99.
Fäsi, J. C. II. 304.
Fäsi, J. U. III. 246.
Fechter, D. A. I. 78.
Federer, Dr. J. A. S. III. 241 ff.
Feer, Jakob Emanuel, II. 379.
Feer, Dr. Rud. II. 379.
Felber, Peter. III. 215.
Felbiger, Joh. Ignaz v. I. 139. 140. 141.
Fellenberg, Daniel. I. 133. 193. 195.
Fellenberg, Emanuel v. I. 195. 199. 201. II. 30. 40. 65. 98. 117. 120. 126. 135. 138. 236 ff. 257. 258. 264. 334. 338. III. 15. 67. 68. 115. 168. 204. 224. 229.
Fénélon, François. I. 271.
Fischer, Prof. II. 103. 122. 126. 208.
Fitze, J. J. II. 133.
Fleischer, Dr. II. 367.
Florentini siehe Theodosius.
Flury, Peter. III. 255 ff.
Follen, August. II. 367.
Follen, Karl. II. 331.
Fontaine, Canonicus. II. 275. 277. 280.
Franke, Aug. Herm. I. 224.
Franz, J. II. 290.
Franscini, Stefano. II. 386. 387. 388. III. 271.
Frehner, Pfarrer. I. 245.
Frei, Decan. II. 339.
Frei, Pfr. II. 369.
Freienmuth, C. II. 199.
Friedrich I., Kaiser. I. 16.
Friedrich der Große. I. 148.
Fries, David. III. 85. 92 ff.
Frizzoni, Johannes. I. 282.
Fröbel, Friedr. II. 169. 174. III. 128. 138.

Digitized by Google

Fröbel, Julius. III. 81.
Fröhlich, Emanuel. II. 374.
Frölich, Guſt. III. 300.
Froment, Antoine. I. 15.
Froſchauer, Chriſtoph. I. 83.
Frowin, Abt in Engelberg. I. 8. 13. 38.
Früh, Jakob. III. 254.
Füglin, Johannes. I. 102.
Funk, Pfr. II. 190.
Füßli, H. H., I. 185. II. 80. 83.
Fuſt, Joh. I. 19.

G.

Gabler, Georg Andr. III. 120.
Gähler. II. 124.
Gallus I. 3. 29. 31.
Gauthey, L. F. F. III. 278 ff.
Geiger, Emeran. III. 186.
Gemuſäus, Hieronymus. I. 49.
Genhardt, Raphael. I. 227.
Gerald. I. 33.
Gerhard, Paul. I. 277.
Gerlach, Prof. II. 367.
Germann, Pfr. I. 283.
Gerſter. I. 245.
Geßner, Joh. I. 147.
Geßner, Joh. Matthias. I. 131.
Geßner, Konrad. I. 62. 95.
Geßner, Salomon. I. 183. II. 78. 130.
Gindroz, Jean-Daniel-André. III. 276 ff. 279. 283.
Girard, P. I. 244. II. 42. 48. 49. 52. 65. 66. 119. 273 ff. III. 143. 147. 168. 199. 200. 208. 233. 291. 294. 302.
Girardin, Marquis de. I. 179.
Glarean, Hch. I. 69. 77 ff.
Glutz-Blotzheim, F. P. J. I. 245. II. 56 ff. III. 105.
Glutz, Karl Stephan. I. 269.
Glutz-Ruchti, K. Ambr. I. 234. II. 57. 58.
Glutz, Konrad. II. 65. 66. III. 215.
Glutz, Philipp Jakob. II. 63.
Göldlin, Bernh. Ludw. I. 245.
Goßweiler, Suſanna. I. 274.
Gotthart, Joh. Wilh. I. 73. 108 ff.
Gotthelf, Jeremias. III. 106 ff. 128.
Gozbert, Abt zu St. Gallen. I. 29. 30.
Grafenried, Emanuel v. I. 133. II. 86.
Graſer, Joh. Bapt. III. 117.
Gray, Jane. I. 94.
Greaves, Lord. II. 103.
Gredig, A. III. 249.
Grégoire, H., Biſchof. II. 238.
Gretener, Lehrer. III. 191.
Grimald, Abt zu St. Gallen. I. 30 31.
Grimm, Jakob. III. 120.
Grimm, Wilhelm. III. 120.
Grimm, Dr. II. 208.
Grimm, Friedr. Melch. von. I. 165.
Gruner, A. II. 114. 131. 208.
Grunholzer, Hrch. III. 42. 57. 84. 92. 98. 118 ff. 233.
Grynäus, J. J. I. 103. 105.
Guggenbühler, Konrad. I. 235. 236.
Gugger, Franz Philipp. I. 248. II. 57.
Gugger, Leonz. II. 66. III. 208.
Guiſolan, Biſchof. II. 280.
Gutmann, Decan in Steckborn. II. 358.
Gutmann, Pfr. in Greifenſee. III. 52.
Guts Muths, J. C. F. I. 137. III. 132. 136.
Guyer, Jakob ſ. Kleinjogg.
Gwalter, Rudolf. I. 50.

H.

Hadwig, Herzogin von Schwaben. I. 36.
Häfliger, Pfr. I. 245.
Hagenbach, Karl. II. 182.
Haller, Albrecht von. I. 132. 201.
Hammer, P. Bernhardin. III. 201.
Hanhart, Reg.-Rath. II. 201.
Hanhart, Joh. Balthaſar, Proviſor. II. 355 ff.
Hanhart, Rud. III. 226. 246.
de la Harpe, General ſ. Laharpe.
Hartmann, Abt v. St. Gallen. I. 32.
Hartmut, Abt zu St. Gallen. I. 30 31.
Haſenfratz, Peter, ſ. Daſypodius.
Hecht, Franz Xaver. I. 244.
Hecht, Karl. I. 245.
Heer, J. Heinrich. II. 314.
Heer, Pfr., Jakob. II. 311 ff.
Heer, Niklaus. II. 314.
Heer, Oswald. III. 72. 102.
Heer, Sam. II. 311.
Heidegger, Joh. Konrad. I. 134. 210 ff. II. 82. 83.
Heim, Ignaz. II. 194.
Hein. II. 295. 296.
Heinecke, Sam. I. 275. 286. 287.
Helius, Johannes Beatus. I. 102.
Hemmerlin, Felix. I. 11. 38 ff.
Henne, Prof. III. 242.
Herder, J. G. von. II. 344. 354.
Hermann, Franz Jakob. I. 269.
Hermanuz, R. II. 360.
Hettner, Herm. I. 179.
Hildebrand, Laurenz. III. 144.
Hirzel, Hs. Caſp., Med. Dr. III. 67.
Hirzel, Paul. III. 95.
Hirzel, Melchior. I. 283. II. 53. 189. 233. III. 23. 25 ff. 41. 51. 70. 105.
Hohenſtaufen, die. I. 7.
Hold, Lucius. II. 324 ff.
Holdermann, Seminardirektor. III. 142.
Hollenwäger, Caplan. I. 245.
Hooper. I. 94.
Hopf, Joh. Samuel. II. 123. 131. 154.
Hörler, Jakob. II. 33.

Digitized by Google

Horner, Joh. Casp. III. 246.
Hosang, J. P. II. 329. 330.
L'Hoste, P. Nicolas. III. 302.
Hottinger, Joh. Jak. der ältere. I. 208. 209. II. 27.
Hottinger, J. J., d. jüngere. II. 46. III. 104 ff.
Hotz, J. Leonz. III. 302.
Hotz, Dr. II. 83.
Huber, Ferd. Fürchtegott. II. 192.
Huberus, Johannes. I. 49.
Hug, Pfr. I. 283. III. 83.
Hugentobler. III. 229.
Hugi, Joseph. II. 66. III. 209.
Hume, David. I. 178.
Hünerwadel, Dekan. II. 65
Hunziker-Zollikofer, Frau. I. 276.
Hunziker, Emanuel. I. 276. II. 379.
Hurter, J. C. II. 352.

J.

Jahn, Friedr. Ludw. III. 136. 137.
Jenny, Bischof. II. 282.
Jezler, Christoph. I. 262 ff.
Johannes, Chronist in Winterthur. I. 12.
Johannes, rector scholarum in Solothurn. I. 13.
Johannes (v. Beningen), Bischof v. Basel. I. 17.
Joner, Wolfgang. I. 87. 88.
Joseph II., Kaiser v. Oesterreich. II. 384.
Iselin, Isaak. I. 134. 138. 187. 198. 212 ff. II. 3. 86.
Iso. I. 31.
Ith, Joh. Sam. II. 236.
Jullien, M A. II. 65. 120.
Jütz, Alois. III. 168.

K.

Kahlert. II. 322.
Kaiser, Anton. II. 66. III. 211.
Kaiser, Ferd. III. 188.
Kaltschmidt, H. III. 249.
Kant, Immanuel. I. 177. II. 239. 321.
Kappeler, Georg, Pfr. II. 41. 201. 202 ff.
Karl, Herzog von Württemberg. II. 129.
Karl III., Kaiser. I. 31.
Karl der Große. I. 1. 5. 6. 13. 21 ff. 30.
Karlmann. I. 21.
Kaspar, P. III. 249.
Kasthofer, Gottlieb Rudolf. II. 149. 152.
Kasthofer, Rosette s. Niederer, Ros.
Katharina, Königin von Württemberg. II. 135.
Kaufmann. I. 214.
Keiser, G. A., III. 191. 193.
Keiser, Dr. Karl Kasp. III. 185 ff.
Keiser, Al., Rector. III. 197.
Keith, Marschall, Georg. I. 178.
Keller, Augustin. II. 373. 378. III. 15. 194. 195.
Keller, Dr. F. L. II. 189. III. 41. 52.
Keller, Hch. I. 142. 287 ff. 290. 292. II. 189.
Kempis, Thomas a. I. 256.
Kerler, Meinrad, II. 196 ff. 204.
Kern, P. Blasius. III. 198.
Kettiger, Johannes. III. 217 ff. 227.
Kieser, Victor. III. 212.
Kind, P., Prof. III. 249.
Kinkelin, Herm. III. 353.
Kleinjogg. I. 133. 186. 267.
Klias, Photion Heinrich. III. 131.
Knöwell, Wolfgang. I. 50.
Knusert, Joseph. II. 133.
Koch, Rathsherr. II. 180.
Köchly, H. A. Th., Prof. III. 102.
König, Joh. III. 123. 301.
Koller, Pfr. III. 119.
Konrad von Burgund. I. 6.
Kopp, Eutych. I. 245. II. 67.
Kortüm, J. F. Chr. II. 367. III. 204.
Kranich, Pfr. II. 190.
Krauer, Rivard. I. 142. 233 ff. II. 31. 59. 196.
Krauer, Regis. I. 250. 269.
Krauer, Prof. III. 181.
Krüsi, Hermann. II. 103. 117. 120. 121 ff. 126. 129. 130. 131. 132. 133. 142. 146. 154. 181. 208. 332. 333. 334. 335. 338. 342. III. 226.
Krüsi, Hermann, jun. II. 124.
Kuchimeister, Christian. I. 37.
Kuenlin, François de. II. 280.
Kummer, J. J. III. 309.
Kündig, D. III. 152.
Küpfer, Chr. III. 122. 123.
Kurz, Dr. Heinrich. II. 367.
Kuster, L. J. II. 117.
Kuster, Frau. II. 120. 154. 158.
Kyble, Bruno. II. 194.
Kyd. III. 152.

L.

Lachmann, Karl. III. 120.
Laharpe, Friedr. Cäsar von. I. 248. II. 3. 62. 68. III. 279.
Lambruchini, Raphaël. II. 273.
Lamoni, Alberto. II. 385 ff.
Lancaster, Joseph. II. 48.
Landerset, Pierre de. II. 282. 283.
Landtwing, Kantonsrichter. III. 188.
Lang, Konrad. II. 66. III. 209. 210. 214.
Langethal, Hch. III. 138.
Langhans, Friedrich. III. 114. 115 ff. 123.
Lavater, Joh. Casp. I. 134. 138. 185. 191. 206. 223. 280. 290. II. 61. 80. 83. III. 181.
Legrand, Joh. Lucas. II. 97. 349.
Lehner, J. III. 122. 123. 124.
Leibnitz, Gottfr. Wilh. von. I. 131.
Lemnius, Simon. I. 96 ff.

Lemp, Heinrich III. 129.
Lenzbourg, Mgr. de, Bischof. II. 275.
Leo III., Papst. I. 22.
Leo XII., Papst. II. 388.
Leopold von Toscana. II. 94.
Leopold, Herzog von Oesterreich. I. 12.
Leuppi, Gabriel. I. 245. II. 59. 64. 65.
Lobwasser, Ambr. I. 277. 278.
Locke, John. I. 129. 169. 232.
Looser, Lehrer. III. 251.
Loriti, Heinrich s. Glareanus.
Louis Philipp, König von Frankreich. II. 327.
Loyola, Ignatius von. I. 72.
Luck, D. G. III. 249.
Ludwig der Bayer, Kaiser. I. 37.
Ludwig, Pfr. II. 121.
Ludwig der Fromme. I. 4.
Ludwig Eugen, Prinz von Württemberg. I. 185. 223.
Lupulus s. Wölflin.
Luther, Martin. I. 56. 58. 89. 97.
Lüthy, Joseph. II. 41. 59. 61 ff. 103. III. 204. 208. 215.
Lütschg, Melchior. III. 68. 74. 171 ff.
Lutz, Anton. II. 195.

M.

Mager, Karl, Dr. II. 368
Mahler, Emerik. I. 235. 236.
Malebranche, Nicolas. I. 145.
Mandel, Abbé. I. 245.
Mann, Fr. III. 126.
Mannenbach, Hans Ulrich. I. 64.
Marcellus s. Möngal.
Margadant s. Lemnius.
Margaretha, Königin von Novarra. I. 53.
Maria Louise, Großherzogin von Parma. III. 204.
Mayer, Friedr. III. 300.
Meier, Pfr. von Willisau. III. 303.
Meili, Joh. Heinr. III. 299.
Melanchthon, Philipp. I. 69. 97.
Melzi, Herzog. II. 385.
Menni, Pfr. I. 221.
Merian, Albert. II. 119. 279.
Meyer, Ferdinand. III. 246.
Meyer, Gerold. I. 60
Meyer, Joh. Rudolf. II. 41. 363 ff.
Michelet, Karl Ludw. III. 120.
Mittendorf, Wilh. III. 138.
Mohr, Joh. Melchior. II. 33. 72 ff.
Molz, Helfer. III. 127.
Möngal. I. 31. 32.
Monnard, Charles. III. 95. 279. 283 ff.
Montaigne, Michel de. I. 129.
Montenach, Jean de. II. 280.
Morel, P. Gall. III. 158 ff.
Moser, Isidor. I. 227. 228. III. 168.
Müller, Ch. H. II. 81.
Müller-Friedberg. II. 378. III. 241. 334.
Müller, Helfer. III. 128.
Müller, Joh. Georg. II. 343 ff. III. 326.
Müller, Joh. v. I. 185. 261. II. 343. III. 105.
Müller, Marian, Abt. I. 226.
Müller, Thadd. I. 245. II. 29. 62. 292. 293.
Müller, Theodor. III. 204. 300.
Münch, Ernst. II. 367.
Munzinger, Joseph. II. 67. III. 210.
Munzinger, Ulrich. II. 66. III. 215.
Muralt, Beat Ludwig. I. 187.
Muralt, Johannes v. II. 117. 119. 126. 131. 136 ff. 153. 158. 161. 181.
Mure, Konrad von. I. 11. 28.
Myconius, Oswald. I. 50. 77. 78.

N.

Nabholz, Philipp. II. 197. 204. 360. 371. 374 ff.
Näf. II. 132.
Näf, Joh. Konrad. I. 288. III. 276.
Nägeli, Hs. Georg. I. 282. II. 131. 184 ff. 233. 372. III. 41.
Nänny, J. Conrad. II. 133.
Napoleon I. II. 35. 71. 131. 362. 385. III. 12.
Naville, François. II. 285. III. 294 ff.
Necker de Saussure, Mad. I. 169.
Nesemann, Peter. I. 221. 223. 224. 224 ff. 226.
Niederberger, Alois. III. 301.
Niederer, Dr. Johannes. II. 40. 88. 117. 118. 120. 121. 122. 126. 127. 133 141 ff. 159. 160. 161. 164. 181. 208. 209. 279. 333. 334. 335. 340. III. 15. 18. 120. 142. 226.
Niederer, Rosette (geb. Kasthofer) II. 118. 131. 143. 145. 146 ff.
Niemeyer. I. 160.
Niggeler, J. III. 123. 125.
Nikolai, Phil. I. 277.
Notker, der Stammler. I. 32. 35. 36.
Notker, der Deutsche. I. 33. 34. 35.
Notker, der Arzt. I. 33.
Nüsperli, Jakob. II. 368 ff.

O.

Ochs, Peter. II. 2. 3. 62.
Odermatt, Franz. II. 300 ff.
Odermatt, Alois. II. 99.
Odet, Bischof. II. 31.
Oken, Lorenz. II. 199.
Oliverius, Magister in Luzern. I. 12.
Oporinus. I. 53.
Orelli, Prof. J. K. II. 46. 50. 189. 233. III. 15. 18 ff. 27. 41. 44. 52. 70.
Otfrid von Weißenburg. I. 31.
Otmar, Abt zu St. Gallen. I. 29.
Ott, J. C. II. 235.
Otto I. I. 7.

Digitized by Google

Otto, Magiſter in Solothurn. I. 13.
Ottonen, die. I. 7.

P.

Parhammer, P. I. 262.
Parravicini, Alois. III. 273.
Paſchalis III., Papſt. I. 28.
Paſſow, Franz. II. 366.
Pauline, Fürſtin von Lippe-Detmold. II. 229.
Paulus Diakonus. I. 23. 24.
Baur, Joh. III. 40. 300.
Peſtalozzi, Anna (geb. Schultheß). II. 82. 89. 120. 139.
Peſtalozzi, Pfr. II. 190.
Peſtalozzi, Hch. I. 132. 133. 134. 190. 198. 199. 201. 206. 214. 244. 245. 246. 258. 270. II. 4. 33. 34. 40. 48. 57. 62. 63. 65. 73 ff. 122. 123. 124. 126. 129. 130. 131. 134. 135. 138. 139. 142. 144. 145. 152. 153. 154. 156. 158. 159. 160. 161. 162. 164. 168. 181. 186. 197. 211. 219. 228. 232. 233. 236. 237. 239. 261. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 313. 320. 325. 333. 354. 360. 370. 376. 390. III. 18. 118. 131.
Peſtaluz, Schulinſpector. II. 356.
Petrus von Piſa. I. 23.
Pfeffel, Gottl. Konrad. I. 185.
Pfeiffer, Michael Traugott. II. 62. 65. 131. 186. 367. 370 ff. 374.
Pfleger, Friedrich. II. 379.
Pfluger, Anton. III. 210.
Pfluger, Philipp. II. 65.
Pfyffer, Benedict. I. 234.
Pfyffer, Eduard. II. 41. 46. 284. 292 ff. III. 142. 144. 145. 181. 310.
Piccolomini, Aeneas Sylvius ſ. Pius II.
Pichler, Karoline. I. 261.
Pidou, Fr. H., Prof. III. 283.
Pippin (d. Kleine). I. 21.
Pius II., Papſt. I. 17.
Pius VII., Papſt. II. 279.
Pius IX., Papſt. III. 197.
Planta, Andreas. I. 220.
Planta, Martin. I. 190. 191. 195. 220 ff. 225. 226.
Platter, Thomas. I. 10. 41 ff. 69. 102. 104. 105.
Plüß, Joh. III. 258.
Poggio. I. 37.
Pontiſella, Joh. I. 100.
à Porta, Andreas Roſius. II. 319 ff. 320.
Portmann, Subregens. III. 197.
Prallus, Vincentius. I. 104.
Propſt, Joſeph. II. 66. III. 203 ff. 215.
Pupikofer, Joh. Adam. III. 246. 303.
Purchard II., Abt zu St. Gallen. I. 33. 34. 36.
Purtſcher, Rector. III. 263.

R.

Raëdle, P., Karl III. 303.
Rahn, Heinrich. II. 369.
Rahn, Jakob. II. 369.
Rahn, Ludwig. II. 369 ff. 374.
Ramsauer, Johannes. II. 101, 109. 118. 120. 133 ff. 136. 144. 209. 335.
Raſcher, Karl. III. 249.
Raſcher, Dr. Jak. Martin. II. 323 ff.
Ratich ſ. Ratke.
Ratke, Wolfgang. I. 130.
Ratpert. I. 31. 32.
Rauchenſtein, Dr. Rud. II. 366.
Rap, Jgfr. II. 156.
Reber, Caplan. I. 245.
Rebſamen, J. U. III. 57.
Rechſteiner, Pfr. II. 335. 340.
Reding, Aazar von. III. 149 ff. 161. 166.
Reidhaar, Joh. Chriſtoph. III. 181.
Reinert, Joh. Baptiſt. III. 215.
Reinhard, Hans von. II. 226.
Remund, Urs. III. 210.
Rengger, Dr. Albrecht. II. 3. 67 ff. 98. 237. 260. 379.
Reutlinger, Pfr. II. 308.
Renanus, Beatus. I. 52.
Rickli, Karl. III. 114. 116 ff. 123. 229.
Rietſchi, Nikolaus III. 142 ff.
Rion, Chorherr. III. 348.
Riſt, Joh. I. 277.
Ritter, Karl. II. 126. III. 120.
Riva, Giampietro. II. 380.
Rochow, Fried. Eberhard von. I. 134. 257. 259. II. 17.
Röder, Georg Wilhelm. II. 331 ff. III. 242. 249.
Roſler, N. III. 259.
Roth, Jakob. II. 66. III. 200. 206. 207 ff.
Rotſchi, Ludwig. III. 212.
Rouſſeau, Jean Jacques. I. 132. 133. 135. 136. 149. 160. 161 ff. 206. 256. 257. 272. II. 78.
Rudinus. I. 197.
Rudolf, P., Angelus III. 199. 200.
Rüegg, Joh. III. 23. 66 ff.
Rüegg, H. R. III. 57.
Rüetſchi, Samuel. III. 300.
Ruſterholz, Hch. II. 197. 203. 227. 229. 356.
Rüttiman, Decan. III. 160. 166.

S.

Sailer, Joh. Michael. I. 269. II. 62. 169. 208.
Salis-Marſchlins, U. von. I. 221.
Salis-Seewis, J. U. von. II. 322 ff.
Salis-Soglio, Rud. von. I. 221.
Salomon III., Abt v. St. Gallen. I. 32. 33. 35.
Saluz, Peter. II. 320 ff. 324.

Digitized by Google

Salzmann, Christian Gotth. I. 136. 255. II. 103. 118. III. 131.
Sapidus, Joh. I. 49. 50.
Sarasin. II. 86.
Savigny, Fried. Carl von. II. 323.
Schällibaum, Joh. Hch. III. 254 ff.
Scheffer, Joh. I. 277.
Scheitlin, Peter. I. 60. II. 208. III. 224.
Scherer, Dr. Peter. II. 67.
Scherr, Joh. III. 39. 55.
Scherr, Th. I. 287. 292. II. 189. III. 22. 23. 37. 39 ff. 64. 70. 81. 118. 119. 121.
Schey, Wilhelm. I. 106 ff.
Schibig, Augustin. III. 151. 166.
Schieß, Pfr. II. 17. 121. 303.
Schindler, A. III. 169.
Schinz, Hch. Rud. III. 103 ff. 246.
Schinz, Rud., Pfr. II. 76. 84.
Schläfli, Joh. Jak. II. 59. 64.
Schlegel, Joh. Jak. III. 242 ff. 353.
Schleiermacher, E. F. D. III. 224.
Schlez. II. 295. 296.
Schlözer. I. 252.
Schlumpf, J. M. Melch. III. 302.
Schmid, Jos. II. 58. 119. 131. 134. 139. 144. 145. 168. 279.
Schmidlin, Joh. I. 279 ff. II. 184.
Schmidt, K. A. I. 179.
Schnell, Hans. III. 128.
Schnell, Oberrichter. II. 101.
Schnyder v. Wartensee, Xaver. I. 245.
Schoch, Hs. Conrad, III. 299.
Schoch, Gustav. II. 338.
Schorno. III. 160.
Schreiber, Joh. I. 227. 228.
Schuler, Fridolin. II. 306.
Schuler, R. III. 152.
Schuler, Joh. Melch. II. 306 ff.
Schulstein, von, s. Kindermann.
Schultheß, Anna s. Pestalozzi, A.
Schultheß, D. III. 246.
Schultheß, Joh. II. 40. 41. 65. 224 ff. 356.
Schwarzenberg, Fürstin von I. 260.
Schweighäuser, Joh. I. 214.
Schweller, Andr. II. 182.
Sechser, Lehrer. II. 305.
Sieber, Joh. Casp. III. 57. 80 ff.
Siegwart, Constantin. III. 146. 165.
Siegrist, Georg. II. 166 ff.
Snell, Jakob. II. 331.
Snell, Ludwig. II. 331. III. 11 ff. 35. 52.
Snell, Chr. Wilh. III. 11. 75.
Soave, Francesco. II. 380 ff.
Soyaux. II. 111.
Späti, Urs Joseph. I. 245. II. 57.
Spieß, Adolf. III. 136 ff.
Sprecher, Chronist. I. 14.
Sprüngli, Pfr. III. 65. 119. 120.
Staal, Hs. Jak., von. I. 109.
Stadlin, Josephine. III. 302.
Stadlin, Dr. med. II. 305.
Staffelbach, Caplan. III. 147.
Stalder, Franz Joseph. II. 41. 288. ff.
Stampfli, Joseph. II. 59. 64.
Stapfer, Phil. Albr. I. 237. II. 3. 15. 16. 30. 33. 58. 69. 98. 219. 236. 275. 349. 352.
Steffani. II. 295.
Steiger, Friedr. von. I. 250.
Steinbrüchel, Joh. Jak. 208 ff. 272. 273.
Steinegger, Fintan. I. 227.
Steiner, Joh. Ludwig. I. 278.
Steinmüller, Joh. Rud. II. 17. 41. 42. 121. 122. 206 ff. III. 244.
Stilling (Jung). I. 256. 323.
Strabo, Walafried. I. 7.
Straßer, W. II. 360.
Strauß, David Friedr. III. 23. 53. 120.
Strohmeyer, Urs Peter. III. 214.
Studer, Friedrich. II. 180. 181.
Studer, P. Franz Ludwig. III. 201 ff.
Stüßi, Hch. III. 305.
Sturm, Joh. I. 69. 73. 96.
Sulcer, Simon. I. 103.
Sulzberger, Melch. II. 28. 41. 200 ff.
Sulzer, Joh. Georg. I. 131. 132. 134. 147 ff. 262. II. 79.
Sulzer, Joh. Jak. III. 69.

T.

Tanner, Konrad. I. 134. 227 ff. III. 453.
Tardi. P. II. 170.
Testaferrata. II. 282. 362.
Tester, Christian. II. 325 ff. III. 242. 254.
Theodorich, König der Ostgothen. I. 1. 2. 3.
Theodosius, P. III. 157. 170. 262 ff. 316.
Theodulf von Orleans. I. 5. 6. 23.
Thüring. II. 31.
Tillier A. von I. 244.
Tobler, Pfr. III. 63.
Tobler, Gustav. II. 108. 117. 122. 125 ff. 129. 130. 132. 138. 142. 209. 333. 335. 338.
Tobler, Gustav. jun. II. 127. 128.
Trächsel, Prof. II. 119. 279.
Trendelenburg, Friedr. Ad. III. 120.
Troll, Joh. Konrad. III. 299.
Trotzendorf, Valentin. I. 78.
Troxler, Dr. II. 295.
Truog, Decan. II. 325.
Truttmann, B. II. 99. 100.
Tscharner, Joh. Baptist v. I. 225. II. 327.
Tscharner, Niclaus Emanuel v. I. 133. 192. 195 ff. 201.
Tscharner, Joh. Friedr. von. II. 326 ff. 329.

Digitized by Google

Tschiffeli, Joh. Rud. I. 200 ff. II. 82. 84. 85.
Tschopp, Athanasius. III. 159.
Tschümperli, Joseph Anton. III. 165.
Tschümperlin, Joh. Melch. III. 152. 164 ff.
Tuotilo. I. 32.

U.

Uhlig, Dr. II. 368.
Ulrich, Antistes, I. 133. 144.
Ulrich, David. III. 23. 70.
Ulrich, Hans Konrad. I. 142. 288. 290 ff.
Usteri, Leonhard. I. 142. 207. 270. 271 ff. II. 3.
Usteri, L., Prof. III. 246.
Usteri, Paul. II. 69. 103. 219. 337.
Utiger, Karl Joseph. II. 305. III. 183.
Utinger, Major. III. 188.

V.

Versonnex, Franz von. I. 15.
Vieth, G. U. A. III. 132.
Vigier, Urs. III. 209.
Vinet, Rud. Alex. III. 95. 286 ff.
Vivis, Ludwig von. III. 215.
Vock, Alois. II. 378.
Vock, Prof. II. 378.
Vogelsang, Hieronymus. II. 66. III. 201. 211.
Voitel, Anton, Pfr. III. 215.
Voitel, Oberst. II. 181.
Völker, Karl. II. 331.
Vollmar, Lehrer. III 242.
Voltaire. I. 161. 179. 206.
Vulliemin, L. III. 284. 285. 293.

W.

Wackernagel, K. H. W. I. 34.
Wagner. II. 295. 296.
Walafried s. Strabo.
Walder, Joh. Jakob. I. 283.
Waldmann, Hans. I. 27.
Waldo, Bischof v. Freising. I. 32.
Walker, P. Anton. III. 200.
Walser, Pfr. II. 340.
Walther, Franz. III. 249.
Wanner, Consul. III. 181.
Warens, Frau von. I 162.
Waser, Felix. I. 142. 266 ff.
Weber, Joh. Rud. II. 192. 193.
Weber, J. R. III. 122. 124.
Wehrli, Joh. Jak. II. 52. 200. 256 ff. 338. III 67. 169. 204.
Wehrli, Hans Ulrich. II. 192.
Wehrli, Thomas. II. 204. 257.
Weishaupt, Sam. II. 124. 190. 204. 335. 339 ff.
Weiße, Christ. Felix. I. 136.
Weißenbach, Prof. III. 185.
Wepfer, Joh. Baptist. II. 197.
Werinbert. I. 31.
Werner, „scholasticus“ in Zürich. I. 11.
Wessenberg, Ign. Hch. v. II. 273. 274. 353 ff. 375.
Wieland, Christoph Mart. I. 205. 206. II. 130.
Wilhelm, Wilhelm. II. 194.
Willimann, Wilhelm. I. 235. 236.
Wirz, Antistes. II. 82.
Wirz, Joseph. I. 269. III. 215.
Wissing. II. 31.
Wolf, Friedrich August. II. 137. 325.
Wolff, Christian von. I. 131.
Wolfgang, Mönch in Einsiedeln. I. 13.
Wölflin, Hch. I. 12.
Wolfensberger, Reallehrer. III. 42.
Wöllner, von. II 216.
Wolzogen, Frau von. I. 260.
Wurstisen, Christian. I. 105.
Wyl, Niklaus von. I. 41.
Wyß, Prof. C. II. 52.
Wyß, Apoth. III. 188. 191.
Wyß, Joh. Fridli. I. 245.

Z.

Zähringer, Rector. III. 126.
Zehender, Joh. Kaspar. III. 303. 326.
Zehender, Pfr. III. 25. 133.
Zehnder, J. U., Bürgermeister. III. 32. 70.
Zeller, Karl August. II. 197. 228 ff. 277.
Zeller, Christ. Heinr. III. 258.
Zellweger, Laurenz, Dr. I. 184. 188.
Zellweger, Dr., Joh. Caspar. II. 334. 335 ff. III. 152. 226.
Zellweger, Jakob. II. 338.
Zellweger, J. Konrad. II. 338. III 169.
Zellweger, Joh. I. 190.
Ziegler, Jakob. III. 215.
Zimmer. II. 169.
Zimmermann, Joh. Georg. II. 68.
Zimmermann, Joseph Ignaz. I. 142. 250. 268 ff. 274. II. 58. 62.
Zollikofer. I. 278.
Zollinger, Joh. Kaspar. III. 300.
Zollinger, Hch. III 57. 92.
Zschokke, Hch. I. 225. II. 41. 68. 71. 215 ff. 295. 296. 379. III. 159. 218.
Zuberbühler, Joh. Konrad. II. 123. 332 ff. 335.
Zuberbühler, Sebastian. III. 114. 122. 124. 225.
Zumbach, Leodegar. III. 180 ff.
Zumbach, K. Osw. III. 183.
Zürcher, Pfr. II. 190. 340.
Zürcher, Kantonsrichter. III. 191.
Zweili, P. Bonaventura, II. 66. III. 200 und 201. 208. 211. 212.
Zwinger, Theodor. I. 105.
Zwingli, Ulrich. I. 56. 59. 69. 77. 78 ff. 88. 89. 113.
Zwingli, Decan in Weesen. I. 79.

Digitized by Google

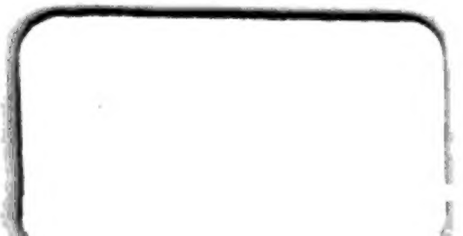
Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

2698078



Digitized by Google

Widener Library
3 2044 079 692 711

Digitized by Google